Depot
Z 287

Digitized by Google

M·VI 1/8.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Y N aa/781

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A88
v.4
no.91-181
1831
Apr-June

Fumigated 11/-19

MF'78

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 91. | 1 April 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Schluß.)

So groß auch der Spielraum war, welchen Sumatra darbot, ſo genügte derſelbe doch der Thätigkeit des Gouverneurs nicht, der mit Eifer jeden Gegenſtand ergriff, wobei ihm das Intereſſe ſeines Landes und der Menſchheit in Betracht kam. Sir Stamford hatte in Erfahrung gebracht, daß die der Niederlaſſung von Tappanuli gegenüberliegende Inſel Nias durch den Sklavenhandel furchtbare Verheerungen erlitt; ſofort ſandte er eine Kommiſſion hin, um ſich nähere Aufſchlüſſe zu verſchaffen. Da zeigte ſich denn, daß die Bevölkernng nicht weniger als 230,000 Seelen betrug, daß jährlich 12,000 Säcke Reis ausgeführt werden konnten, und daß der Sklavenmarkt jährlich über 1300 Perſonen in Anſpruch nahm. „Die Inſel," ſagt Sir Stamford, „liegt im Angeſicht Sumatra's, und wird von den meiſten Schiffen auf der Vorbeifahrt geſehen. Sie hat ein Areal von ungefähr 1500 Quadratmeilen und auf die Quadratmeile kommen etwa 153 Einwohner. Das Land iſt vorzüglich angebaut, der Boden reich, und der Menſchenſchlag ohne Ausnahme der ſchönſte, welchen ich im Orient traf. Es iſt eine blonde, kräftige, athletiſch gebaute, thätige Völkerſchaft, die auch in geiſtiger Hinſicht ihre Nachbarn auf der Küſte von Sumatra weit überragt. Worüber ich mich am Meiſten verwunderte, iſt der verhältnißmäßig hohe Grad von Civiliſation, den ſie ohne Verkehr mit Außen erreicht haben. Man weiß ſchlechterdings nicht, woher die Inſel ihre Bevölkerung erhielt. Die Leute ſelbſt ſagen, ein Mann und ein Weib ſeyen vom Himmel gekommen, und von dieſen ſtammten ſie her. In Sprache, Charakter, Staatseinrichtungen weichen ſie von allen Völkern, die wir kennen, auffallend ab. Weder der Hinduismus noch der Dienſt Mohammeds konnten ſich zu ihnen den Weg bahnen; von Muſelmännern leben bloß einige Kaufleute längs der Küſte. Die Inſulaner wohnen nicht nur in anſehnlichen und bequemen, ſondern auch in niedlich und ſogar geſchmackvoll ausſtaffirten Häuſern; ſie tragen eine Menge goldener und anderer Zierathen an ſich, die man ſich nicht origineller denken kann; ihre Dörfer haben regelmäßige und gepflaſterte Gaſſen, mit Eingängen durch Alleen; ſteinerne Treppen führen auf die Spitze der Hügel, wo ſie meiſt, mitten im Schatten herrlich belaubter Baumgärten, liegen; Hügelabhänge und Thäler bedeckt der Sammtteppich einer ſorgſam gepflegten Natur und auf der ganzen Inſel ſieht man keinen Waldbaum; alles Wilde iſt vor der Kraft des Fleißes verſchwunden. Bei jedem Dorf befinden ſich ſteinerne Bäder, welche nach den verſchiedenen Geſchlechtern abgetheilt ſind, und an Römerluxus erinnern. Wir haben einen vortrefflichen Hafen entdeckt, und zwei Militärſtationen, bloß zum Schutz unſerer Flagge, daſelbſt angelegt; ich hoffe, die Inſel ſoll mir manche angenehme Beſchäftigung gewähren." Sir Stamfords erſte Maßregel, um die Civiliſation auf dieſer Inſel zu fördern, war, daß er dem Sklavenhandel ein Ziel ſetzte, wodurch er ſich indeß das entſchiedene Mißfallen der Kompagniedirektoren zuzog, die ihm ſogar drohten, ihn von ſeiner Statthalterſchaft zu entfernen. Mochte jedoch auch das Reſultat ſeyn, welches es wollte, ſo wäre es auf keinen Fall von langer Dauer geweſen. Denn bei der nachmaligen Zurückgabe Bencoolen's an die Holländer kam der Sklavenhandel von Pulo Nias wieder mehr in Aufnahme als je, da Batavia und Bourbon einen großen Theil ihres Bedarfs von dort aus beziehen.

Nach dem allgemeinen Frieden ſuchten die Holländer auf jede Weiſe ihr altes Exkluſivſyſtem in dem oſtindiſchen Archipel herzuſtellen; dieſes Beſtreben zeigte ſich aber nach dem letzten Vertrag, wodurch ſie Bencoolen zurückerhielten, und dadurch die einzigen Seeſtraßen, zwiſchen Mauritius und China, die Sunda- und Malaccaſtraße, in ihre Hände bekamen, für den engliſchen Handel, dem die kleine Niederlaſſung auf Penang keinen hinlänglichen Anhaltspunkt ſicherte, von einer ſo bedrohlichen Seite, daß Sir Stamford es nothwendig erachtete, ſich perſönlich nach Kalkutta zu verfügen, um den Generalſtatthalter auf die Gefahr aufmerkſam zu machen. Lord Haſtings, der ſeine Anſicht vollkommen theilte, ermächtigte ihn ſogleich zur Gründung einer Schiffsſtation, welche dieſem Uebelſtand abhelfen ſollte, und deren Lage zu erwählen er ihm anheimſtellte. Demnach pflanzte Sir Stamford im Februar 1819 in Sincapur an der Mündung der Straße von Malacca die britiſche Flagge auf. Die neue Niederlaſſung gedieh raſch; ſchon nach vier Monaten hatte die Bevölkerung um 5000 Einwanderer, meiſt Chineſen, zugenommen, und in den erſten dritthalb Jahren wurden bereits 161,000 Tonnen Waaren im Betrag von zwei Millionen Pf. St. umgeſetzt. In Bencoolen beliefen ſich, wie Sir Stamford bemerkt, die Ausgaben in einem Monat höher als in Sincapur in zwölf; das dort umgeſetzte Kapital überſtieg in keinem Jahr 100,000 Doll., meiſt für Rechnung der Kompagnie; hier erreichte es, ungerechnet jene Rubrik, 8 Millionen. Für den Handel war ſeiner Meinung nach Sincapur mehr werth als das Gebiet eines ganzen Reichs. Für dieſe Kolonie entwarf Sir

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Stamford ein Geſetzbuch, das auf den einfachſten Billigkeits- und Rechtsgrundſätzen beruhte; es hebt mit der Erklärung an, Sincapur ſey ein Freihafen, wo alle und jede Schiffe einer Nation wie der andern abgabenfrei einlaufen und Handel treiben könnten. Wie in Bencoolen ſo verbot er auch in Sincapur Haſardſpiele und Hahnengefechte bei Strafe der Vermögensconfiskation und Verbannung, und vom 19 Februar 1819 ſollte Niemand mehr als Sklave eingeführt oder verkauft werden können. Dabei vergaß er der Sorge für die Wiſſenſchaften nicht. Das engliſch-chineſiſche Kollegium zu Malacca wurde nach Sincapur verſetzt, und mit einem malaiſchen Kollegium vereinigt, und beide bildeten Theile des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, an welchem Profeſſoren der Naturwiſſenſchaften ꝛc. Unterricht gaben. Sincapur betrachtete Sir Stamford als ein Kind, an dem ſein Herz mit Zärtlichkeit hing. „Unſer Feld,“ ſchreibt er an Dr. Wallich, „iſt Indien jenſeits des Ganges, mit Einſchluß des malaiſchen Archipels, Auſtraliens, China's, Japan's und der Eilande des ſtillen Ozeans — bei Weitem die bevölkertſte Hälfte der Welt! Glauben Sie nicht, lieber Freund, daß es mir um den eitlen Ehrgeiz eines Namens zu thun iſt; es iſt für mich ein Akt der Pflicht und Dankbarkeit. In dieſen Ländern habe ich meine kleine Unabhängigkeit errungen und meine beſten Jahre verlebt; ich bin durch manche Bande herber wie freundlicher Erfahrungen an ſie gefeſſelt. Hier möchte ich auch ein gutes Werk ſtiften.“ Seine Geſundheitsumſtände nöthigten ihn ſeinem noch unvollendeten Werk und bald der öffentlichen Laufbahn in Indien überhaupt Lebewohl zu ſagen. Nach Europa zurückgekehrt, ſtarb Sir Stamford Raffles, nachdem er einige Wochen zuvor einen apoplektiſchen Anfall gehabt, am 5 Julius 1826. *)

*) Die Bevölkerung Sincapurs zählt nach dem Cenſus vom 1 Januar 1830

	männlichen	weiblichen Geſchlechts.
Europäer	73	19
Indo-Briten . . .	21	8
Eingeborne Chriſten	228	117
Armenier	15	7
Juden	9	
Araber	28	
Malaien	2645	2550
Chineſen	6021	554
Indier von der Küſte von Coromandel .	1437	54
Hinduſtaner	508	114
Javaneſen	381	226
Bugi's, Bali'er ꝛc.	1048	812
	12215	4421

In dem J. vom 1 Mai 1828 bis zum 1 Mai 1829 betrug die Einfuhr, Waaren und Baares, 18,516,962 Siccarupien; die Ausfuhr 16,868,962. Bringt man den Zwiſchenhandel nach Penang und Malacca mit in Rechnung, ſo erhält man als den erſten Betrag 19,811,205 und als den letztern 18,056,604 Siccarupien; es kommen nämlich auf dieſen Zwiſchenhandel 1,261,241, nämlich mit Penang 842,838¼ und mit Malacca 418,402¾. In Penang beliefen ſich die Einfuhren in derſelben Periode auf 6,057,104 und die Ausfuhren auf 5,320,777; in Malacca auf 1,541,499 und 957,460, und auf den drei Niederlaſſungen zuſammen auf 55,948,565¼ und 22,126,562 Siccarupien.

Waſſerrevolutionen.

(Fortſetzung.)

Beiſpiele von der großen Gewalt, welche das Meer beſitzt, um Felsmaſſen von ungeheurem Gewichte abzutragen, bieten die Shetlandsinſeln dar, welche zugleich von den Fluthen des atlantiſchen Oceans gepeitſcht, und durch eine gewaltige Strömung unterwühlt werden. Ein Block von neun Fuß in der Länge, und vier in der Dicke wurde im Winter 1818 auf eine Entfernung von 150 Fuß einen Abhang hinan gewälzt; ähnliche Fälle giebt es in Menge. Die merkwürdige Zerriſſenheit der Küſtenlinie der weſtlichen Eilande, der Shetlands, Orkneys und der Weſtküſten von Schottland und Ireland, wie von Norwegen, iſt ohne Zweifel hauptſächlich dem Anwogen des atlantiſchen Meeres, und der eben ſo heftigen nordweſtlichen Strömung zuzuſchreiben. So werden dieſe Küſten zu einem bloßen Gerippe von Vorgebirgen und Inſeln oder zu Büſcheln nadelförmiger Felſen ausgewaſchen, worin man die letzten Fetzen eines zuſammenhängenden Landes erkennt. Beinahe jeder Sturm richtet an ihnen eine merkliche Verheerung an, und wie uns Dr. Hibbert zeigt, verbindet ſich hier mit der Gewalt des Meeres häufig noch der Blitz, um die härteſten Felsmaſſen zu zerſchmettern, und in ungeheuren Trümmerhaufen über das Land und unter dem Waſſer zu zerſtreuen. In den letzten zwanzig Jahren ſind von der Inſel Sheppey fünfzig Morgen Landes, welche ſechzig bis achtzig Fuß über der Meeresfläche lagen, abgelöſt worden. Die Kirche von Minſter, die jetzt nahe an der Küſte ſteht, ſoll noch vor fünfzig Jahren in der Mitte der Inſel gelegen ſeyn; und man vermuthet, daß nach dem jetzigen Grade der Zerſtörung in einem weiteren halben Jahrhundert die ganze Inſel zernichtet ſeyn wird. So waren die Goodwin-Sandbänke, der Sage nach, weiland Ländereien der Earls von Goodwin, was ohne Zweifel auf das frühere Daſeyn einer Inſel oder die Ausdehnung der Küſte nach dieſer Richtung hindeutet, welche wie Sheppey weggewaſchen worden. Die Vermuthung einer früheren Verbindung von England und Frankreich gewinnt viele Wahrſcheinlichkeit durch die Beweiſe des jetzt noch vor ſich gehenden ſchnellen Schwindens des Landes an dem engliſchen Geſtade, wie ſie Lyell geſammelt hat. Die franzöſiſche Seite des Kanals iſt eben ſo zerfreſſen durch die Heftigkeit der großen Springfluth, die ſich in Geſtalt eines mächtigen Fluſſes durch dieſe Meeresſtraße drängt. Als Regel gilt, daß, wo Klippen und ſteile Felſen das Ufer bilden, immer ein Abroſionsprozeß ſtattgefunden hat oder noch ſtattfindet, und daß ſich eine Strömung, längs der Küſte bewegt, welche das zertrümmerte Geſtein in die Tiefe des Waſſers führt. Wellen allein vermögen ſchon einen Felſen anzufreſſen, und aufzubrechen, aber ohne eine Strömung die die Trümmer wegtrüge, wäre die Bildung von Klippen nicht möglich. Durch das Schieben der Strömung geſchieht es oft, daß das Meer zurücktritt, und unter den von ihm untergrabenen Klippen eine Böſchung, oder ein flaches Sand- oder Lehmufer zurückläßt. Verändern ſich die Umſtände, durch welche die Richtung der Strömungen und demzufolge ihre Ausfreſſungs- und Anhäufungsgewalt örtlich bedingt iſt, ſo mag die See wieder dahin zurückkehren.

Das Vorhandenſeyn von Strömung und Springfluth da, wo ſich Flüſſe in die See ergießen, iſt von bedeutender Einwirkung auf den

Digitized by Google

Charakter der Mündungen. Wir haben das Entſtehen der Deltas, dieſer flachen Alluvialprojektionen, verfolgt, wie die von Flüſſen hinabgetriebenen Subſtanzen auf die Verſtopfung dee Mündungen hinarbeiten, wenn ſie in ſtehendes Waſſer, wie Seen im Innern des Landes oder Meere ohne Strömung einteeten. Fließen ſie im Gegentheil in Meere, wo eine Steömung die Küſte entlang ſtattfindet, ſo wird die losgeriſſene Maſſe weggeſchafft, ehe ſich ein bleibender Niederſchlag bilden kann, und ſo kann die Küſtenlinie nicht zunehmen. Kommt zu einer Strömung noch hinzu, daß hohe Fluthen an der Mündung der Flüſſe aufſteigen, ſo wird dieſe im Gegentheil beſtändig erweitert; Aushöhlung tritt an die Stelle der Anhäufung und eine Seebucht bildet ſich ſtatt dee Projektion. So entſtanden die großen Buchten der Flüſſe Themſe, Savern, Solway, Seine, Gironde, Tajo, Elbe, Delaware und vieler andeeer, weil ſie in Fluthmeere abfließen, denn ſonſt müßten ſie längſt die geoßen unterſeeiſchen Thäler, die ſie berühren, ausgefüllt haben, ſtatt daß ſie dieſelben offen halten und täglich erweitern. Iſt an der Mündung eines Fluſſes eine Strömung, ſo ſetzt ſich an der Scheidelinie zwiſchen dee Strömung des Fluſſes und dee des Meeres, die ſich gegenſeitig neutraliſiren, eine Quantität fortgeteiebener Subſtanzen feſt, und eine Baeee oder verlängerte Bank queer durch die Mündung des Fluſſes iſt das Reſultat davon. Die Ausdehnung und Höhe der Barre, ſo wie ihre Form, hängen von der relativen Kraft und Richtung der antagoniſtiſchen Strömungen des Meeres und des Fluſſes ab. Der letztere erhält ſich beinahe immer eine Oeffnung zum Ausfluß durch die Barre am vorderen Ende dee Richtung der Meeresſtrömung; aber wo die Gewalt des Fluſſes verhältnißmäßig unbedeutend, da füllt ſich die Barre, und der Strom ſeigt entwedee durch, oder er wird durch dieſelbe zu einem See eingedämmt und überfließt ſie an einer odee an mehreren Stellen, die ſich zufällig zu Verbindungskanälen gebildet haben, Seewaſſer zulaſſen und ſich dann wieder ſchließen, ſo daß jener See abwechſelnd Salz- und ſüßes Waſſer enthalten kann. Barren und Untiefen entſtehen auch, wo zwei Meerſtrömungen, welche Ablagerungsſtoffe ſchwebend mit ſich führen, oder wo Strömung und Springfluth zuſammentreffen, oder längs der Gränzlinie einer Strömung, die an ſtehendes Waſſer anſtößt. Die Richtung jedee Steömung hängt hauptſächlich von der Geſtalt der Ufer ab, an welchen ſie vorüberkommt; ſie wird durch vorteetende Landſpitzen, Bänke und Untiefen abgeleitet. Hinter ſolchen Vorſpeüngen bleibt das Waſſee ungeſtöet, es ſey denn, daß die Reibung des vorbeifließenden Stromes Wirbel veeurſacht. Die Gränzlinie der Strömung und des ſtehenden Waſſees beſtimmt ſich durch die Stärke und die frühere Richtung der erſteren, ſo wie durch den Widerſtand der Vorſprünge; aber gemeiniglich nimmt ſie eine mehr oder weniger regelmäßige Krümmung mit Rückſicht auf dieſe Umſtände an. Längs dieſee Steeiflinie ſetzen ſich die geſchwemmten Körper nieder, da die Schweee ihrer Theile ſie über diejenige Linie hinwegträgt, welche die fortbewegende Kraft des Stromes begränzt. Die Etangs im Süden von Frankreich, die Haffs von Nordpreußen, die Fiords der Weſtküſte von Dänemark, die großen Lagunen im Meerbuſen von Mexiko kann man als bedeutende Beiſpiele ſtehender Teiche nennen, welche durch Barren angeſchwemmter Körper, die ſich längs der begeänzenden Keümmung einer großen Seeſtromung gelagert haben, vom Meer ausgeſchloſſen ſind. Die lange ſchmale Küſtenlinie und Inſelkette, welche den Noeden von Holland umgürtet, ſcheint einſt eine ausgedehnte Barre dieſee Aet mit verſchiedenen Lagunen von dee Mündung der Schelde bis zur Elbe gebildet zu haben; aber duech den mächtigen Andrang der Meeeſtrömung gegen das Land, vielleicht in Folge dee ungeheueen Bänke, die ſich im deutſchen Meee anſetzten, iſt Alles ſchnell wieder losgeriſſen worden. Rhein und Ocean ſteeiten ſich hier mit einander um den Boden von Nordholland; dee eine ſucht aus dee Küſte eine keumme Linie zu geſtalten, der andere will ein Delta daraus machen.

(Schluß folgt.)

Römiſcher Luxus in Beteeff der Thiere, welche bei den öffentlichen Spielen und anderen feierlichen Gelegenheiten in Rom zue Schau gebeacht wurden.

Hr. Monget, Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften in Paris, hat Alles geſammelt, was ſich in den Werken der Alten über die Thiere vorfindet, welche in Rom bei den öffentlichen Spielen erſchienen, und hat hievon der Akademie ein höchſt intereſſantes Verzeichniß überreicht, nicht allein, weil es eine Idee von dem erſtaunenswerthen Luxus des römiſchen Volkes und den ungeheuern Koſten giebt, welche man dieſer Art von Feierlichkeiten zum Opfer brachte, ſondern auch, weil aus ſeinen Nachweiſungen hervorgeht, welche ungeheuere Mittel die alten Naturforſcher an der Hand hatten, die allerſeltenſten ausländiſchen Thiere zu beobachten.

Im Jahre der Stadt Rom 479 (275 vor Chr.) nahm Curius Dentatus dem von ihm beſiegten Pyrrhus vier Elephanten ab, welche dieſer ſelbſt von Demetrius Poliorcetes erbeutet hatte. Sie ſind die erſten, welche die Römer haben. Metellus ließ 252 Jahre vor Chr. auf Fähren 142 Elephanten nach Rom bringen, die er den Karthagern abgenommen und ſie im Circus mit Pfeilen erlegen, indem man von ihnen keinen Gebrauch zu machen wußte. Im Jahre 169 wurden bei den Spielen des Scipio Naſica und des Publius Lentulus drei und ſechzig Panther und vierzig Bären vorgezeigt. Im Jahre 93 ließ Sylla zur Zeit ſeiner Prätur hundert männliche Löwen mit einander kämpfen.

Aemilius Scaurus zeigte im Jahee 58 dem Volke in den berühmten Spielen, die er während ſeines Amtes als Aedil gab, zum erſten Male einen Hippopotamus (Nilpferd), von fünf Krokodilen und hundert und fünfzig Panthern begleitet. Pompejus ſtellte zur Einweihung ſeines Theaters einen Luchs, den äthiopiſchen Affen, die Katze Caracal und ein einhörniges Nashorn zur Schau aus. Zu gleicher Zeit ſah man ſechshundert Löwen, worunter dreihundert und fünfzig Männchen, und vierhundert und zehn Panther; dabei kämpften bewaffnete Männer mit zwanzig Elephanten.

Sechs und vierzig Jahre vor Chriſtus ließ Cäſar eine Giraffe und vierhundert Löwen, ſämmtlich Männchen mit Mähnen, vorführen. Dieſe Ausſchweifungen nahmen unter den Kaiſern noch mehr zu.

Eine Aufſchrift von Ancyra preiſt Auguſtus, weil er dreitauſend fünfhundert wilde Thiere zur Beluſtigung des römiſchen Volkes habe niedermetzeln laſſen. Bei der Einweihung des Tempels des Marcellus wurden ſechshundert Panther erwürgt. Es erſchien ein Königstiger; eine gegen fünfzig Fuß lange Schlange wurde dem Volke auf dem Forum vorgezeigt, und in den Circus des Flaminius leitete man Waſſer, in welchem ſechs und dreißig Krokodile umherſchwammen, die nachher ſämmtlich in Stücke zerriſſen wurden. Beim Triumphe Auguſts über die Kleopatra wurden ein Nashorn und ein Nilpferd getödtet.

Den Thieren ſuchte man ganz außerordentliche Dinge einzuüben. So ließ Caligula, 36 Jahre nach Chr., ein Preisrennen mit Kamelen veranſtalten, welche an großen Wägen angeſpannt waren, und Galba, als Kaiſer, Elephanten auf dem Seile tanzen. Unter Nero ſah man einen Elephanten, auf dem ein römiſcher Reiter ſaß, auf einem Stricke von der Höhe der Bühne bis an deren entgegengeſetztes Ende herabſteigen. Zu ſolchen Kunſtſtücken wurden junge, in Rom ſelbſt geborne Elephanten abgerichtet,

Digitized by Google

denn damals kannte man die Mittel, ſie zur Fortpflanzung in der Gefangenſchaft zu bringen. Claudius beſaß auf Ein Mal gegen vierzig Königstiger, wovon das Monument vor einigen Jahren wieder aufgefunden wurde. Selbſt der weiſe Titus beſtimmte bei der Einweihung ſeiner warmen Bäder neuntauſend ſowohl wilde als zahme Thiere zum Tode, dabei kämpften auch Weiber miteinander.

Ein ganzes Buch der Epigramme Martials iſt dazu beſtimmt, die Thiere zu feiern, welche von Domitian dem Volke gezeigt, und beim Scheine der Fackeln gejagt wurden; hier kämpfte eine Frau mit einem Löwen, dort zerriß ein Königstiger einen Löwen in Stücke. Auerochſen waren großen Wägen vorgeſpannt. Zu dieſer Zeit war es auch, daß man zum erſten Male das zweihörnige Nashorn ſah; daſſelbe findet man auch auf den Münzen dieſes Kaiſers abgebildet. Nicht weniger als gegen eilftauſend ſowohl zahme als wilde Thiere wurden im Jahre Chriſti 105 bei den Spielen getödtet, welche Trajan feierte, nachdem er den König Decebalus beſiegt hatte. Antonin zeigte Elephanten vor, Krokodile, Nilpferde, Tiger, und zum Erſten Male Hyänen, und die große Antilope mit dem ſpiralförmigen Levergehörn (Antilopa strepsiceros). Marcus Aurelius, viel empfindſamer, hatte Abſcheu vor ſolchen Schauſpielen; allein mit neuer Kraft erſtanden ſie unter Domitian, der, als ſein Vater ſtarb, vierzehn Tage hintereinander Spiele gab, und dabei einen Tiger, ein Nilpferd und einen Elephanten eigenhändig tödtete, und Straußen den Hals abhieb. Herodian bemerkt ſelbſt, daß dieſe geköpften Strauße noch einige Schritte weit gingen, was weniger Erſtaunen erregen dürfte, wenn man bedenkt, daß auch Enten unter ähnlichen Umſtänden Daſſelbe thun.

Eine der merkwürdigſten dieſer Darſtellungen war die des Philipp im Jahre Chr. 248. Die zu dieſem Feſte von Gordius dem Dritten zuſammengebrachten Thiere, der jenes Feſt zu feiern hoffte, beſtanden aus zwei und dreißig Elephanten, zehn Elenthieren, zehn Tigern, ſechzig gezähmten Löwen, dreißig Leoparden, zehn Hyänen, einem Nilpferde, einem Nashorn, zehn Giraffen, zwanzig wilden Eſeln, vierzig wilden Pferden, zehn Argoleonen (es iſt unbekannt, welches Thier damit gemeint iſt), und vielen andern. Sie alle wurden getödtet.

Probus ließ bei ſeinem Triumphe im Circus einen Wald anlegen, in welchem tauſend Strauße, tauſend Hirſche, tauſend wilde Schweine, tauſend Dammhirſche, hundert männliche und eben ſo viele weibliche Löwen, hundert Leoparden aus Libyen und eben ſo viele aus Syrien, dreihundert Bären, Kamele und wilde Bergſchafe u. ſ. w. umherliefen. Es ſcheint, daß die gehörnten Schweine, welche man bei den Spielen des Carus und des Numerius ſehen ließ, und die von dem Dichter Calpurnius beſungen wurden, ſogenannte Babiruſſas oder Hirſcheber (Sus babirussa) waren.

Konſtantin hob dieſe blutigen Spiele und die Kämpfe im Circus auf. Inzwiſchen ſpricht Symmachus unter Theodoſius noch von Panthern, Leoparden und der Antilope Addax. Auch berichtet er, daß die für den Circus beſtimmten Krokodile nach vierzig Tagen aus Hunger ſtarben.

Claudius ſagt, daß Honorius vor ſeinen Wagen Tiger angeſpannt hatte; und Marcellinus erzählt, daß Juſtinian zwanzig Löwen und dreißig Panther ſehen ließ — Die Schwierigkeit, ſich zu dergleichen Metzeleien Thiere zu verſchaffen, der Verfall der römiſchen Geldmacht, ſo wie endlich die erwachende Menſchlichkeit, waren ohne Zweifel Urſache, dieſe barbariſchen Gebräuche zu unterdrücken, die vielleicht eingeführt worden waren, um ein zum immerwährenden Kriege beſtimmtes Volk an das Vergießen von Blut zu gewöhnen.

W..l.r.

Diebitſch und Suwarow.

(Aus polniſchen Blättern.)

Mit der unwiderſtehlichen Gewalt eines Orkans wollte Graf Diebitſch mit einem entſcheidenden Schlage die „rebelliſchen Polen vor ſich niederwerfen," zermalmen. Trunken von den Siegen, die er über ein hinter den Fortſchritten der europäiſchen Kriegskunſt weit zurückgebliebenes, in Sklaverei und Demoraliſation verſunkenes Volk errungen, hielt er es für eben ſo leicht, ein Volk zu vernichten, das, in der Schule ſelbſtverſchuldeten Unglückes gereift, von der großen Bewegung des Jahrhunderts ergriffen, geſchworen hatte, ſeine unwürdigen Feſſeln zu brechen, und für die Freiheit und das ſchmachvoll entriſſene Recht der Selbſtſtändigkeit zu ſiegen oder zu ſterben. Die Bruſt der Polen hat ſeiner überlegenen Macht unüberſteiglichere Hinderniſſe entgegengeſtellt, als die Schluchten des Balkans. Die Ufer der Weichſel ſind durch Thaten verewigt worden, die Alles überglänzen, was die Geſchichte der Vor- und Mitwelt aufbewahrt. Auf einem von ſo theuerm Blute getränkten Boden ſprießen keine Lorbeeren, wie ſie das Haupt des transbalkaniſchen Grafen ſchmücken. Noch ſteht die Vorhut der europäiſchen Civiliſation unüberwältigt dem nordiſchen Koloß gegenüber; noch hat die Uebermacht der ruſſiſchen Waffen in blutigen Anſtrengungen keinen entſcheidenden Erfolg errungen. Zwiſchen zwei angeſchwollenen Strömen, zwiſchen Sümpfen und Wäldern eines erſchöpften Landes eingeſchloſſen, möge ſich der auf ſchnellen Sieg, aber nicht auf ſolchen Widerſtand der Verzweiflung gefaßte Feldherr vor dem Loos des Varus hüten, der, eben ſo wie er der Laune eines übermüthigen Gebieters gehorſam, außer einem ſchmählichen Tode auch noch die Verwünſchungen ſeines Herrn und eines ganzen Volkes mit in's Grab nahm.

Suwarow, einem gebornen Ruſſen, einem wenig gebildeten, in einem deſpotiſchregierten Zeitalter, unter beſchränkten Begriffen erzogenen Manne, der außer perſönlicher Tapferkeit keine andere Tugend beſaß, als blinden Gehorſam gegen die Herrſcherlaunen eines Weibes, dürften die Greuelthaten von Oczakow und Praga noch verziehen werden. Doch welches Urtheil hat Graf Diebitſch, ein Schleſier, ein Zeitgenoſſe von Schiller und Goethe, der Sohn eines Jahrhunderts, das auch den Pöbel durch eine heilige Begeiſterung für Menſchenwürde adelt, vor dem Richterſtuhle der Nachwelt zu erwarten, ſelbſt dann, wenn es ihm gelingen ſollte, ein Volk zu vertilgen, das in ſeiner heldenmüthigen Todesverachtung nicht bezwungen, ſondern nur ausgerottet werden kann? Traurige Wahl zwiſchen dem Verluſte des neuerrungenen Feldherrnruhmes und dem furchtbaren Gedanken, auf den Blättern der Geſchichte neben den blutdürſtigen Geißeln der Menſchheit aufgezeichnet zu werden!

In den an die Polen gerichteten Manifeſten, ſo wie in dem ganzen Verfahren des Feldmarſchalls, iſt es unmöglich, den Edlen von Diebitſch wieder zu erkennen, welcher vor dreißig Jahren, als in ſeinem Vaterlande wegen Emanzipation der Juden ein heftiger Federkrieg entſtand, an demſelben Theil nahm, und mit edler Begeiſterung das Wort erhob für die Rechte der Menſchen. So ſchweren Abfall von der beſſern Ueberzeugung wird die Geſchichte doppelt ſtrafen, und Wer wird ihn vor der Stimme des Gewiſſens, Wer das Blut, das in der heiligſten Sache vergoſſen wird, vor dem Richterſtuhle des Ewigen verantworten?

Vermiſchte Nachrichten.

Dem franzöſiſchen Konſul in Egypten, Hrn. Mimault, dem ſchon ſo viele Griechen ihre Befreiung aus der Sklaverei und viele Familien ihre verloren geglaubten Kinder verdanken, iſt es neuerdings gelungen, bei Mohammed Aly Paſcha die Loslaſſung von 107 jungen Griechen zu erwirken. Hr. Mimault brachte ſie, bis man ſie auf griechiſchen Schiffen zur Ueberfahrt einmiethen konnte, in einem griechiſchen Kloſter unter, wo ſie ſich beeilten, von dem Islam, den ſie während ihrer Sklaverei anzunehmen gezwungen worden waren, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Im Monat December kamen dieſe 107 jungen Griechen glücklich im Hafen von Nauplia an, wo ſie einſtweilen verpflegt werden, bis ihre Familien ausfindig gemacht ſind; die übrigen, die keine Angehörigen mehr haben, werden in Erziehungshäuſern untergebracht werden. Zu bedauern iſt nur, daß vierzig dieſer Befreiten von der in Egypten endemiſchen Augenkrankheit befallen ſind und, weil dieſe anſteckend iſt, von ihren Leidensgefährten getrennt werden mußten. Der Graf Capodiſtrias hat dem franzöſiſchen Konſul für ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen in einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben gedankt, das in den öffentlichen Blättern Griechenlands erſchienen iſt.

Ein engliſches Blatt berechnet, daß man zum Baue eines Kriegsſchiffes von vier und ſiebenzig Kanonen vierzig Morgen mit Eichen bepflanzten Landes bedarf, ſo zwar, daß auf jeden Morgen fünfzig Eichen gerechnet werden. Zu einem noch größeren Linienſchiffe iſt eine noch größere Maſſe Holz nothwendig. Alle großen Eichen Schottlands, die gegenwärtig noch ſtehen, würden nicht hinreichen, um zwei Linienſchiffe erſten Ranges zu bauen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 92. 2 April 1831.

Heinrich Brougham.

(Fortſetzung.)

Nie hörte ich noch einen Redner, der die Aufmerkſamkeit ſo zu feſſeln wußte; ſeine Stimme war hell, ſeine Ausſprache von ſcharfer Deutlichkeit wie bei keinem andern Mann an einem Gerichtshofe, und ſein ununterbrochen flüſſiger und eindringender Vortrag lieh ſelbſt unbedeutenden Kleinigkeiten ein Intereſſe, das ſie im Munde eines Andern nicht gewonnen haben würden. In ſeiner Ausſprache war er nicht überlaut, aber ſo hell, deutlich und kraftvoll, das nicht ein Wort verloren ging; ſelbſt ſeine ſinkende Stimme, ſein bei Seite Sprechen, wenn er ſich an die Richter oder Geſchwornen wendete, drang mit äußerſt vernehmlicher Deutlichkeit in's Ohr; aber die ausgezeichnetſte Eigenthümlichkeit alles Deſſen, was er ſprach, war eine ernſte Klarheit: da war keine Unebenheit, kein Stocken, kein Uebereilen der Worte, keine Verlegenheit im Ausdrucke zu bemerken. Wenn er ſprach, ſchien er innerlich vollkommen überzeugt, daß er Recht habe, und ſelbſt, wenn er völlig Unrecht hatte, wie es in Geſetzauslegungen nicht ſelten der Fall iſt, trug er ſo ganz mit der Zuverſicht eines Mannes vor, der ſeiner Sache gewiß iſt, daß die Geſetzesunkundigen überraſcht waren, wenn ſie in dem Ausſpruch der Richter vernahmen, daß Hrn. Brougham's Berufung auf die Geſetze unhaltbar ſey. So ſah man ihn oft übermeiſtert — und konnte ſich dabei eines gewiſſen Schmerzes nicht erwehren — von Gegnern, die, durch Buchſtabengelehrſamkeit mehr bewandert als er in den Subtilitäten der Geſetze, weit unter ihm ſtanden im gelehrten Ueberblicke, in Verſtand und Beredſamkeit, wiewohl er auch Gegner hatte, die nicht zu dieſem Schlage gehörten, und von denen man ohne Demüthigung ſelbſt einen Brougham überwunden ſah, wie den ſtreng logiſchen Pollock oder ſeinen Freund Alderſon, wenn er mit ſeiner gutmüthigen Offenherzigkeit und ausgebreiteten Geſetzkunde die Beweisgründe Broughams widerlegte. Indeß ſeine Advokatenfähigkeiten traten vor verſtändigen Geſchwornen in der Durchführung der Thatſachen erſt recht in ein vortheilhaftes Licht. Ausgebreitete Kenntniß der Menſchen und Lebensverhältniſſe gab ihm einen unerſchöpflichen Schatz von Bemerkungen und Erläuterungen an die Hand, während die unvergleichliche Geläufigkeit und Energie ſeines Vortrages jedem Umſtande, den er berührte, zehnfaches Gewicht verliehen. Durch den verführeriſchen Zauber ſeines Lobes und die ſchneidende Schärfe ſeines Sarkasmus erhielt ſeine Beweisführung eine unwiderſtehliche Gewalt, und hätte er ſich herablaſſen können, auf die Geſchwornen immer durch geſchickt angebrachte Huldigungen einzuwirken, ſo würde ſein Beiſtand für ſeine Clienten unſchätzbar geweſen ſeyn. Aber dieſe Geſchmeidigkeit, dieſes Anſchmiegen ſeiner ſelbſt unter Vorurtheile und Unwiſſenheit des Volkes, mit dem er es zu thun hatte, um einen Ausſpruch heraus zu ſchmeicheln, war eine Kunſt, zu deren Erlernung ſeine gewaltige und herrliche Seele ſich nicht bequemen konnte. Wenn ſich ſein Vortrag an das Geſchwornengericht wendete, enthielt er eine belehrende Anweiſung über den vorliegenden Fall. Er ſprach wie Einer, deſſen Geſchäft es war, ſeinen Zuhörern durch die eindringlichſte Berufung auf ihre geſunde Vernunft den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus die vorgelegte Sache betrachtet werden müſſe. Seine Energie wuchs jederzeit mit der Wichtigkeit der Umſtände, auf die er ſich vorbereitete, und allmälig erhob er ſich von dem kraftvollen, aber noch gebändigten Ernſt, mit dem er auf einfachen und gewöhnlichen Thatſachen verweilte, bis zum heftigſten Sturm feuriger Beredſamkeit. Dieß war gewöhnlich auch der Moment, wo er ſeine furchtbaren Geſchoſſe des Sarkasmus und der bittern Ausfälle auf den Gegner ſchleuderte — dann ſtand er da mit ausgeſtrecktem Arm, wie ein zürnender Cherub und vorwärts gebeugt als wollte er auf den angegriffenen Gegenſtand die ganze Laſt ſeines Gewichtes wälzen; bei ſolchen Stellen mußte Jedermann ihm den Preis des erſten gerichtlichen Redners ſeiner Zeit zuerkennen. In dieſem eigenthümlichen Zweige der Beredſamkeit, in der Philippika, wurde er wohl ſeit Cicero's Zeiten von keinem Redner übertroffen; man muß jedoch auch bemerken, daß Brougham in der vielleicht weniger manneskräftigen, aber nicht weniger hinreißenden Gewalt eines Redners, der ſich an die zarten Gefühle und edlern Sympathien des menſchlichen Herzens wendet, durchaus fremd war. Das abſcheuliche Unrecht der Tyrannei und Unterdrückung mahlen, in Begeiſterung ſprechen von dem Ruhme, ſich ihm widerſetzt zu haben — Niederträchtigkeit und Grauſamkeit geißeln — Unwiſſenheit und Anmaßung mit ſarkaſtiſcher Verachtung niedertreten — Dieß waren Aufgaben, denen ſeine gewaltige Rede vollkommen gewachſen war. Die Herrlichkeit des menſchlichen Geiſtes in Wiſſen und Erkenntniß — der hohe Adel der Freiheit — die ernſte Größe unerſchütterlicher Willenskraft — Dieß waren Gegenſtände, von denen er ſprach wie ein Mann, der ſie fühlt; aber die Milde des Mitleids — der ſanft überwältigende Zauber der Güte und des Wohlwollens — die Innig-

Digitized by Google

keit der Rührung — die Zärtlichkeit der Liebe fanden entweder in ſeiner Bruſt keinen Widerklang der Sympathie, oder ſchienen ihm nicht geeignet, um zu den Zwecken ſeines Berufes ihrer ſich zu bedienen.

„Impiger, iracundus, inexorabilis, acer“ ſchien er ſich darin zu gefallen, von dem wilden Waldſtrom des Unwillens ſich dahin tragen zu laſſen — nie verweilte er einen Augenblick bei dem ſtillen Born menſchlicher Thränen.

(Fortſetzung folgt.)

Waſſerrevolutionen.

(Schluß.)

Selbſt der große Golf von Mexico nähert ſich den Verhältniſſen einer ungeheuern Lagune, die flachen Landſpitzen von Yucatan und Florida, verbunden mit den unermeßlichen unterſeeiſchen Bänken, durch welche ſie eine Ausdehnung auf wenigſtens zwei Drittheilen des Weges längs des Golfeinganges erhalten — bilden die Endpunkte jener Barre, welche durch die Thätigkeit der großen zwiſchentropiſchen Strömung geſchaffen wird. Dieſe mächtige Strömung, welche von den Paſſatwinden quer durch das atlantiſche Meer und an der Nordküſte von Südamerika vorüberbewegt wird, wo ihr der Amazonenfluß und der Orinoco eine ungeheure Maſſe abgelöſten Bodens, das Kehricht des halben ſüdamerikaniſchen Kontinents, zuführten, lagert an der Mündung des Golfs den größten Theil der Subſtanzen, welche ſie trägt und entflieht dann ſeitwärts durch den Kanal von Bahama mit einem ſo ſtarken Falle, daß ſie vier Meilen in einer Stunde zurücklegt. Viel Schlamm, den der Golfſtrom vom Amazonenfluß aufnimmt, häuft ſich an der Küſte von Guiana auf, wo ſich unermeßliche Striche neuen üppig fruchtbaren Landes anſetzen; viel bleibt im caribiſchen Meere, an den Küſten von Trinidad und Honduras zurück, welche jährlich an Ausdehnung gewinnen. Hat ſich eine Lagune gänzlich von der See getrennt, mit Ausnahme des Kanals, der quer durch die Barre zur Entleerung der einſtrömenden Flüſſe offen bleibt, ſo kann die nachfolgende Auffüllung bloß das Werk dieſer Flüſſe ſeyn, und wird, je nachdem dieſelben viel oder wenig Subſtanzen mit ſich führen, raſcher oder langſamer vor ſich gehen. So füllen ſich die Lagunen an den Mündungen des Rhone, des Po, des Nils, in Preußen, an der Küſte von Languedoc und im Innern des mexikaniſchen Golfs, weil ſich bedeutende Flüſſe darein ergießen, ſehr ſchnell auf; während andere, die nur wenig Waſſer vom Lande her erhalten, obgleich in derſelben geographiſchen Lage, ihr Areal nicht vermindern.

Sehr häufig wirken Winde bei der Bildung und Vergrößerung der Barren mit, indem ſie den Sand der Küſten auf eine größere Höhe treiben, als derſelbe ſonſt wohl erreichen möchte, manchmal zu Hügeln von beträchtlicher Erhebung, bis auf dreihundert Fuß und noch mehr, wie die Dünen der Nordküſte von Frankreich und Holland, von Norfolk, Cornwall und Moray. Das überraſchendſte Beiſpiel von der Tragkraft der Winde giebt die Sandfluth von Afrika, die ſich nach und nach öſtlich zieht, und alles Land im Weſten des Nil, welches ſich zum Feldbau eignet, es ſey denn durch hohe Gebirge gänzlich geſichert, überwältigt, und Egyptens reiche Ebene gänzlich zu verwüſten droht. Es könnte ſcheinen, die Bildung der großen Binnenwüſte von Afrika, der Sahara, ſey durch die ſteten Weſtwinde bewirkt worden, welche den Sand mit ſich treiben, welcher durch die mächtige und gefährliche Strömung von der ſeichten Küſte zu beiden Seiten des Kap Blanco aufgehäuft wird. Die Zeit, deren es bedarf, um einen ſo ausgedehnten Landſtrich zu überdecken, iſt im Kalender der Natur Nichts, wie groß auch das Reſultat erſcheinen mag, wenn man nach dem Maßſtabe menſchlicher Geſchichte mißt.

Die fragmentariſchen Stoffe, welche die Meeresſtrömungen weit über das Bett des Oceans verbreiten, müſſen die Ablagerungen der Flüſſe bei Weitem überſchreiten. Das deutſche Meer, dieſer gemeinſchaftliche Behälter aller weggeſchwemmten Körper von der Oſtküſte Britanniens, den Mündungen des Rheins, der Maas, der Schelde und Elbe, von den Ufern Hollands, Dänemarks und Norwegens, iſt in hohem Grade von Sandbänken und Untiefen eingefaßt. Die Dogger-Bank allein mißt dreihundertundfünfzig Meilen in der Länge und die Hauptuntiefen zuſammen nehmen einen Raum ein, der einem Drittheil von Großbritannien gleich kommt. Ihre mittlere Höhe beträgt achtundſiebzig Fuß, ſo daß man, vorausgeſetzt, ſie ſey gleichmäßig aus angeſchwemmten Subſtanzen gebildet, ganz England und Schottland damit bedecken könnte. Die Subſtanzen, welche die Strömung des mittelländiſchen Meeres oſtwärts trägt, lagert ſie an den Küſten von Syrien und Kleinaſien ab, als Schichten von Geſtein, nicht als zertheilte Materie, was dem kohlenſauern Kalk zuzuſchreiben iſt, welchen die hier in das Meer ſich ergießenden Ströme und Flüſſe aufgelöſt mit ſich führen. Girard, einer der Gelehrten, welche Napoleon auf der Expedition nach Egypten begleiteten, und wie mehrere Andere mit Unterſuchung des alten Kanals von Amru, mittelſt deſſen der Nil mit dem rothen Meere zuſammenhing, beauftragt wurde, behauptet, die Landenge von Suez ſey bloß eine Barre, gebildet durch jene Strömung und den Nil, und beide Meere ſeien vorher in Verbindung geſtanden. Ausgemacht iſt, daß der Iſthmus durch friſche Ablagerungen an der Küſte des mittelländiſchen Meeres täglich an Breite zunimmt.

Eisberge dienen gewiß auch als Werkzeuge der Fortſchaffung von Sand und Kies von den gebirgigen Küſten, an denen ſie ſich geſtalten, nach entfernten Meeren, wo ſich das Eis auflöſt. Scoresby zählte fünfhundert Eisberge unter 69 und 70°. Viele enthielten Lager von Erde und Steinen, oder waren mit Felſenbetten von anſehnlicher Dicke beſchwert. Man weiß, daß ſolche Eisberge, bevor ſie ſchmolzen, von der Baffinsbay zu den Azoren, und vom Südpol bis in die Nähe des Kapes ſchwammen.

Oft bilden ſich Strömungen bei der Mündung von großen Binnenſeen durch das Ein- oder Ausſtrömen des Waſſers, das die Gleichmäßigkeit ſeiner Oberfläche herzuſtellen ſucht, wenn dieſe durch die reichlichere Lieferung zinsbarer Flüſſe ſich erhöht, oder durch Verdünſtung vermindert hat. Das baltiſche Meer mag als Beleg des erſtern, das mittelländiſche als Beleg des letztern Falles betrachtet werden. Erſteres Becken entladet ſeinen Ueberfluß durch den Sund in das deutſche Meer; darum ſteht es auch den übrigen Meeren an Salzinhalt bei Weitem nach. Im Norden des bothniſchen Meerbuſens iſt das Waſſer beinahe ſüß, und der Salzgehalt iſt äuſſerſt unbedeutend, wo der Golf ſich mit dem baltiſchen Meer vereinigt. Das

Digitized by Google

mittelländiſche Meer dagegen empfängt einen Zuſchuß vom atlantiſchen Meere durch die Straße von Gibraltar; daher iſt das mittelländiſche Meer viel ſalzhaltiger, als der Ocean. Da es nun außer den eigenen zinsbaren Quellen dieſen Zuwachs an Salz vom atlantiſchen *Ozean* erhält, und denſelben mit keinem andern Meere theilt, Was wird aus dieſem Uebermaß? Lyell meint in den unergründlichen *Tiefen* in der Mitte dieſes Meeres ſchlagen ſich vielleicht über mehr denn hundert Meilen fortlaufende Maſſen reinen Steinſalzes nieder.

Iſt ein Becken im Innern des Landes weit von der See entfernt, und empfängt mehr Waſſer, als es durch Verdünſtung verliert, ſo entleert ſich der Ueberſchuß durch einen Fluß, und das Waſſer bleibt ſüß wie bei gewöhnlichen Seen. Sollte ſich hingegen der durch Verdünſtung verurſachte Verluſt nicht durch den Zufluß zinsbarer Ströme erſetzen, ſo muß ſich der See natürlich nach und nach verkleinern, und ſeine Fläche ſich zuſammenziehen, bis ſich das Gleichgewicht zwiſchen Verluſt und Gewinn an Waſſer wiederhergeſtellt hat. So ſcheint es dem todten Meer in Syrien, dem kaspiſchen, dem Aral, Wan, Urmia und vielen andern Seen in Mittelaſien, und nicht wenigen im Innern von Afrika ergangen zu ſeyn; Waſſerbecken ohne Abfluß enthalten gleich viel oder noch mehr Salz als das Meer, und ſind gewöhnlich von flachen Gründen umgeben, auf denen ſich Salzteiche, Salzincruſtationen, Konchilienbetten ꝛc. befinden. Aus den Mittheilungen von Pallas und andern Reiſenden geht hervor, daß man in der Nähe des kaspiſchen Meeres deutliche Spuren findet, welche nicht nur auf Vereinigung *dieſes* Meeres mit dem Aral, und einen frühern vielleicht *vier bis fünf Mal größeren Flächeninhalt hinweiſen*, ſondern auch auf eine Verbindung mit dem azof'ſchen Meere durch einen weiten Paß, den man jetzt noch in dem mit Salzſümpfen gefüllten Manytſch-Thale, und in den waſſerdurchfreſſenen Klippen wahrnimmt, welche daſſelbe begränzen. Die häufigen Erdbeben in der Nähe des Kaukaſus mögen wohl die Grundurſache der Trennung dieſes großen Binnenmeeres vom mittelländiſchen, und der daraus hervorgehenden *Abnahme* ſeines Inhalts geweſen ſeyn, gerade wie ſich das mittelländiſche Meer vermindern würde, ließe ſich ſeine Verbindung mit dem atlantiſchen durch die Straße von Gibraltar abſchneiden.

Die Richtigkeit der Erklärung der ſchnellen Abnahme der Waſſer des Euxinus durch die Bildung der Meerenge der Dardanellen ſteht faſt außer Zweifel. Die alte Sage von der ogygiſchen Fluth, welche, wie uns Strabo, Strato und Diodorus Siculus erzählen, dieſe Scheidewand durchbrach, beſtätigt ſich, trotz der entgegengeſetzten Anſicht Andreoſſy's und Anderer, durch die phyſiſche Geſtaltung dieſer Straße bei ihrer Oeffnung gegen das ſchwarze Meer. Beide Ufer ſind hier aus zertrümmertem, verrücktem Geſtein vulkaniſchen Konglomerats gebildet — eine Formation, die leicht ſchon dem Andrang eines Eisganges nachgeben zu müſſen ſcheint; während der vulkaniſche Urſprung die Wahrſcheinlichkeit beſtärkt, daß ein Erdbeben den Weg zuerſt aufgeſchloſſen habe, den die vorbrechenden Waſſer dann erweiterten. War der Waſſerſpiegel des ſchwarzen Meeres ein Mal bedeutender als jetzt, ſo müſſen ſich Merkzeichen der früheren Höhe längs den europäiſchen und aſiatiſchen Küſten in den Stein- und Muſchellagern und in den Höhlen der Lithophagen finden. Es ſcheint nur dem Mangel an Beobachtung zuzuſchreiben zu ſeyn, daß nur wenige oder gar keine Beweiſe bis jetzt hiefür geſammelt worden ſind.

Vermiſchte Nachrichten.

Es iſt in dieſen Blättern (Nr. 60, S. 239) eine Ueberſicht der Bevölkerung von Frankreich und Paris gegeben worden, der wir hier eine Vergleichung mit der Seelenzahl von London in demſelben Zeitraume beifügen.

Die Zahl der getauften Kinder belief ſich im Jahre 1829 zu London auf 27,028, unter denen ſich 13,674 Knaben und 13,354 Mädchen befanden (zu Paris waren unter 28,721 Gebornen 14,760 männliche und 13,961 weibliche). Die Anzahl der Verſtorbenen betrug 23,524, worunter 12,015 dem männlichen und 11,509 dem weiblichen Geſchlechte angehörten (unter den zu Paris verſtorbenen 25,591 waren 12,239 männliche und 13,352 weibliche Individuen). Von dem Jahre 1829 ging alſo auf das Jahr 1830 ein Ueberſchuß der Bevölkerung über, zu London von 3,504, zu Paris von 3130 Seelen. Wenn man weiß, daß letztere Stadt weniger bevölkert iſt als London, ſo muß das für beide faſt gleiche Reſultat in den Geburten und Sterbfällen ſonderbar ſcheinen. Der Grund hievon iſt darin zu ſuchen, daß zu Paris die Geburts- und Sterbeliſten ſowohl über die in den Häuſern als in den Spitälern vorgekommenen Fälle geführt werden, während in London die Geburten, die in einigen gewiſſen Religionsſekten zugethanen Familien vorkommen, nicht der Kirche angezeigt werden, und die Sterbeliſten, die man alle Wochen ein Mal bekannt macht, nicht die Todesfälle Derer enthalten, die nicht ihren Aufenthalt in London, Weſtminſter und zehn Meilen im Umkreiſe (within the bills of mortality) haben. Indeß, ungeachtet dieſer unvollſtändigen Geburts- und Sterbeliſten laſſen ſich doch einige intereſſante Vergleichungen mit Paris anſtellen. Die Zahl der weiblichen Geburten zu Paris iſt weit geringer, als die der männlichen (14,760 Knaben und 13,961 Mädchen), hingegen ſind zu London die Geburten beiderlei Geſchlechtes faſt gleich (13,674 Knaben und 13,354 Mädchen; die geringe Ueberzahl iſt zu Gunſten der männlichen Gebornen. Ferner ſind die Sterbfälle zu Paris zahlreicher unter dem weiblichen Geſchlechte, während Dieß in London der entgegengeſetzte Fall iſt; zugleich ließ ſich die allgemeine Beobachtung machen, daß die verheiratheten Weiber weit länger leben als die unverheiratheten. Es liegen keine Verzeichniſſe über die verſchiedenen Urſachen der Todesfälle in beiden Hauptſtädten vor. Nur ſo Viel kann bemerkt werden, daß zu London an den Pocken 627, in Paris nur 283 geſtorben ſind. Dieß muß auffallen, wenn man erwägt, wie dicht aufeinander gedrängt das Volk von Paris wohnt, vorzüglich in einigen Stadtvierteln, ſo daß man kaum begreift, wie eine ſo anſteckende Seuche nicht größere Verheerungen anrichtet. Dieſes glückliche Reſultat verdankt man der Sorgfalt der Regierung für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung, ungeachtet noch immer Unwiſſenheit, ſelbſt unter den höhern Ständen, und Sorgloſigkeit dieſer wohlthätigen Abſicht entgegenkämpfen, während doch zahlreiche Beobachtungen dargethan haben, daß die Pocken von 100 Kindern 8 hinwegraffen, und die übrigen, die befallen werden, größtentheils für ihr ganzes Leben entſtellt bleiben, wogegen man auf 300 geimpfte Kinder nur ein einziges rechnet, das dieſer furchtbaren Seuche erliegt. — In England werden jährlich 90,000 Ehen eingegangen, und unter 63 Ehen rechnet man 3, welche unfruchtbar bleiben. Auf dem Lande werden aus einer Ehe ungefähr 4 Kinder erzielt, in den Städten rechnet man auf 2 Ehen 7. Die Hälfte der Kinder ſtirbt vor ihrem 17 Jahre (in Frankreich vor dem 20); von 18,750 erreichen 6 ein Alter von 100 Jahren (in Frankreich kann man nicht ganz vier rechnen). Unter 65 Geburten iſt ein Zwillingspaar. Boerhave behauptet, daß die ſtärkſten Kinder im Januar, Februar und März geboren werden. In dieſen Monaten finden in England die meiſten Geburten Statt. Das Verhältniß der Weiber zu den Männern iſt wie 26 zu 25. In den Seehäfen zählt man 132 Weiber auf 100 Männer, und in den Manufakturſtädten 113 W. auf 100 M. Die verheiratheten Weiber ſtehen mit den übrigen in einem Verhältniſſe von 1 zu 3, und die verheiratheten Männer mit den unverheiratheten wie 3 zu 5. Es ſcheint, daß die Witwen dem Andenken ihrer erſten Liebe treuer bleiben als die Witwer; denn das Verhältniß der Witwer, die ſich wieder verheirathen, iſt zu den Witwen, wie 5 zu 4.

Ein noch günſtigeres Reſultat läßt ſich in dieſer Beziehung zu Paris nachweiſen, wo (im Jahre 1829) 901 Witwer das ſüße Joch Hymens wieder aufgeladen haben, während der Witwen, die ſich zu dieſem Schritte noch ein Mal entſchloſſen, nur 540 waren. Die kalte Jahreszeit iſt bekanntlich dem Alter am Gefährlichſten; ſo verhalten ſich auch die Greiſe, die dem Winter erliegen, zu denen, die im Sommer ſterben, wie 7 zu 4.

Kapitän d'Urville, Befehlshaber des Aſtrolabe, war von der Akademie der Wiſſenſchaften erſucht worden, Verſuche anzuſtellen, um die Temperatur des Meeres in verſchiedenen Tiefen auszumitteln. Er bekam zu dem Ende von dem Marineminiſterium drei Thermometrographen von Bunten, und in dem Arſenal von Toulon ließ er einen ſtarken kupfernen Cylinder verfertigen, welcher ſich hermetiſch verſchließen ließ. Die Zahl der Verſuche des Kapitäns beträgt über ſechzig, und wie mühſam dieſelben waren, kann man daraus abnehmen, daß, wenn man den Thermometrographen in eine Tiefe von 400 Faden und darüber hinabließ, man mehr als eine Stunde brauchte, um das Blei, womit man ihn beſchwert hatte, daß er in eine ſolche Tiefe ſank, wieder herauf zu holen. Beim eilften Verſuch wurde der Cylinder bei einer Tiefe von 1000 Faden oder 5000 Fuß durch den Druck der Waſſerſchichten vollkommen abgeplattet, und der Thermometrograph blieb zwiſchen ſeinen Wänden hängen. Der Schiffsſchmid verfertigte hierauf einen neuen Cylinder aus doppeltem Eiſenblech; ſo ſorgfältig aber auch die Arbeit war, ſo konnte man doch nicht verhindern, daß jedesmal Waſſer hineindrang, ſo oft er ſich einer Tiefe von 500 Faden näherte. Daher wohl dieſen Verſuchen in ſo fern abſolute Genauigkeit abgeht, als ohne Zweifel die Kühlung der untern Schichten etwas ſtärker war, als ſie auf dieſe Art angezeigt ward; doch bedeutend dürfte der Unterſchied nicht ſeyn. Die gewonnenen Reſultate ſind nicht ohne vielſeitiges Intereſſe, und es iſt nur zu wünſchen, daß auch in eingeſchloſſenen Meeren und großen Binnenſeen ähnliche Verſuche angeſtellt werden. Bis zu 100 Faden hängt, wie der Kapitän glaubt, die Temperatur der unterſeeiſchen Schichten von jener der Oberfläche ab, und entfernt ſich in der Regel nur wenig davon. Weiter hinab wird ſie mit der Zunahme der Tiefe ſchnell niederer, aber auch gleichmäßiger, unter 400 Klafter iſt die Temperaturveränderung nicht mehr ſehr merklich und in der Nähe von 4° des hundertgradigen Thermometers ſcheint ihre Grenze zu ſeyn. So haben ſich bei Tiefen von 400, 500, 520, 600, 610, 820 Faden als Temperaturverhältniſſe beziehungsweiſe 5°2, 7°7, 5°4, 6°9, 5°6 und 4°5 ergeben, während dieſelben auf den oberen Schichten zwiſchen 26°8, 28, 17°5, 20°7, 19°4 und 25° wechſelten. Bedauern muß man, daß die in einer Tiefe von 1000 und 1160 Faden gemachten Verſuche mißlangen, weil ſich darnach die Grenze der Kühlung hätte beſtimmen laſſen. Allein im erſteren Falle hatte, wie geſagt, der Druck der Waſſerſchichten den kupfernen Cylinder zerbrochen und im letzteren Fall drang das Waſſer in Form eines unendlich dünnen Thaues in den Cylinder ein und wirkte dadurch ſo auf den Alkoholbehälter, daß die Temperatur von 7°4, welche man fand, als kein ächtes Reſultat betrachtet werden kann. Die Temperatur der freien Luft betrug hier 21°8 und die der Waſſeroberfläche 25°. Nach Kapitän d'Urville wäre die Urſache der allgemeinen und zunehmenden Kühlung in den Strömungen zu ſuchen, welche ohne Unterlaß von den Polen das Waſſer gegen die Aequatorialregionen treiben, und deren Wirkung beſonders in beträchtlichen Tiefen wahrzunehmen ſeyn muß, wodurch denn auch die ziemliche Temperaturgleichförmigkeit, die in allen offenen Meeren Statt findet, erklärt würde. Denn zwei Verſuche im Mittelmer zwiſchen den baleariſchen Inſeln und den ſpaniſchen Küſten, bei welchen das Senkblei eine Tiefe von 600 und 500 Faden erreichte, führten in letzterer Beziehung auf ein ganz verſchiedenes Reſultat; denn wenn einerſeits die Temperatur der freien Luft 14°2 und 14°5, und die Temperatur der Waſſeroberfläche 14°7 und 13°9 auswies, ſo gab der Thermometrograph in den erwähnten Tiefen eine Temperatur von bloß 12°6 und 12°7 an, was eine Differenz ausmacht, die mit den obigen Beobachtungen in keinem Verhältniß ſteht. *)

Zu Athen, deſſen Räumung von Seite der türkiſchen Beſatzung man gegen den 22 oder 25 Januar entgegenſah, waren am Anfang des genannten Monats bei Gelegenheit der Beſchneidung des Sohns des Seliktars Bey glänzende Feſte veranſtaltet worden. Die Stadt und ihre Ruinen hallten von dem Donner der Kanonen, dem Gepraſſel der Raketen und dem Rollen der Trommeln wider, womit ſich der Schall der Geigen und die Geſänge fröhlicher Gelage miſchten, die an mehreren Orten gehalten wurden, wobei man ſich ganz der Luſt jener ausdrucksvollen griechiſchen und albaneſiſchen Tänze hingab. Von dem Seliktar waren zwei Preiſe ausgeſetzt worden, einer für ein Pferderennen und einer für einen Wettlauf zu Fuß. Der Umkreis, den hierbei die Reiter zurückzulegen hatten, betrug ungefähr fünf Meilen, vom Piräeus an bis über die Stadt hinaus. Der Preis beſtand in einem ſchönen, ganz ausgerüſteten Pferde im Werth von 1000 Piaſtern. Vier Preiſe waren für den Fußlauf beſtimmt, der erſte beſtand in einem Stück ſchönen Tuches zu einem Kleide, der zweite in einem Shawl, der dritte in einem Fes (rothen Käppchen) der vierte (wahrſcheinlich zum Scherz) in zwei Rüben. Der Raum, der zu durchlaufen war, betrug eine Viertelſtunde und wurde von den Läufern in fünf Minuten zurückgelegt. Der engliſche Admiral Malcolm, der ſich in Athen Haus und Garten anlegen läßt und wahrſcheinlich wie viele andere Fremde künftig hier ſeinen Aufenthalt nehmen wird, wohnte dem Wettrennen und einigen Manövers der Delhis (leichten Kavallerie) bei.

Nach den neueſten Zeitungsblättern, die von dem Vorgebirg d. guten Hoffnung eingetroffen ſind, wurde dort eine Verſammlung gehalten, um eine Petition an das Parlament gegen die Erneuerung des Monopols der oſtindiſchen Kompagnie auf den Handel mit China zu entwerfen. — Der Wallfiſchfang an der Küſte war wieder ſehr glücklich. Im Ganzen wurden 58 Fiſche, im Werthe von 100.000 Rthlrn., gefangen; fünfzehn in der Algoabay, acht in der Moſſelbay, neun in der Fiſchangelbay, drei in der Kalkbay, drei in der Tafelbay. Man verſpricht ſich von dieſer Fiſcherei, außer dem kommerziellen Vortheil für die Kolonie, auch die Beförderung einer genaueren Kenntniß der Bayen, Häfen und der Küſte überhaupt. — Die Koloniſten auf dem Kap haben ſeit einiger Zeit Verſuche mit dem Anbau der Theepflanze angeſtellt, und der „South African Advertiſer“ bemerkt, daß Hr. Rhenius, vormaliger Gouverneur auf dem Kap, für ſeinen ganzen Bedarf Thee gebaut habe. Die Theepflanze iſt nach der Behauptung des gedachten Blattes dauerhaft und kräftig, und würde überall vom Aequator bis zum 45ſten Grad der Breite fortkommen; der beſte Thee wird freilich immer zwiſchen dem 25ſten und 32ſten Grad der Breite erzielt werden. Man glaubt, daß der Bau der Theepflanze auf dem Cap ſehr gedeihlich ausfallen würde, wenn Chineſen, die mit der Behandlung dieſes Gewächſes bekannt ſind, bewogen werden könnten, wenn auch nur auf einige Zeit, auf dem Kap ſich aufzuhalten und die nöthige Anleitung zu geben. Die größte Schwierigkeit ſcheint darin zu liegen, wie man Chineſen zu einem Beſuch auf dem Kap bewegen ſoll. Die Koloniſten hoffen, daß, wenn der Handel zwiſchen England und China freigegeben wird, eine größere Anzahl von Chineſen als bisher England und die Kolonien beſuchen würde. — Ein ſpaniſches Sklavenſchiff von 1800 Tonnen, mit 1000 Negern am Bord, wurde an der Kapküſte von der engliſchen Schaluppe „die Schlüſſelblume“ (Primroſe), Kapitän Griſtinhole, von nur 18 Kanonen, nach einem hitzigen Gefecht aufgebracht; von der Mannſchaft des Sklavenſchiffes wurden achtzehn verwundet und getödtet, auf der Primroſe vier.

Während des Feldzuges in Polen, im Jahre 1806, ſchickte die Mutter des Fürſten Czartoryski den General Sokolnizki an Murat, den damaligen Sekretär Napoleons, um ſich von ihm ein handſchriftliches Andenken von dem Kaiſer ausbitten zu laſſen. In dem Augenblick, wo der General bei Murat ſeine Aufwartung machte, war dieſer eben im Begriff, einige Papiere durchzumuſtern, unter denen ſich ein Zettel befand, auf dem der Kaiſer ſeine Feder probirt und folgende Worte geſchrieben hatte: „Die Theilung Polens iſt das ſchwerſte politiſche Verbrechen, das in der neueren Zeit begangen wurde.“ Dieſes Autograph wurde in einem köſtlichen Rahmen aufbewahrt, und iſt jetzt in dem Muſeum zu Pulawy zu ſehen, das die Fürſtin zum Andenken großer Männer mit verſchiedenen Gegenſtänden, die einſt denſelben angehörten, angefüllt hat. Es hängt zunächſt dem Schilde, den Cäſar in der Schlacht mit den Tongrern verloren haben ſoll.

*) Die Tabelle, welche Kapitän d'Urville über ſeine Beobachtungen führte, iſt zu finden in dem Dezemberheft des Bulletin der geographiſchen Geſellſchaft.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 93. 3 April 1831.

O'Connells Sendſchreiben an das iriſche Volk über die Reformbill.

London, den 5 März 1831.

Lieben Landsleute! Mit achtungsvollem Vertrauen nehme ich Eure Aufmerkſamkeit für die groſe Maßregel der Parlamentsreform in Anſpruch, welche von dem Miniſterium vor das Haus der Gemeinen gebracht worden iſt. Es iſt Dieß eine Maßregel von unermeßlicher Bedeutung, und verdient die eifrige und entſchiedene Unterſtützung jedes Freundes vernünftiger Freiheit. Mit Einem tapfern Schlag wird dadurch dem ganzen alten Unweſen der Fleckenwirthſchaft ein Ende gemacht, in allen Städten und Märkten das ſchmähliche Korporationsmonopol, welches ſich bis jetzt die Rechte des Volks angemaßt, zerſtört. In Dublin z. B. ſchickt gegenwärtig der Stadtrath beide Mitglieder in das Parlament: darum ward der Sohn Henry Grattan's, wie ſein Vater einer der feſteſten und kühnſten Verfechter der Sache Irelands, ausgeſchloſſen. Mit dieſer Gewalt der ſtädtiſchen Magiſtrate iſt es nun aus. Eben ſo giebt es in Zukunft keine nicht anſäſſige Wähler mehr; man muß anſäſſig ſeyn, wenn man ſtimmen will. Jeder Hausinhaber in Dublin, deſſen Haus im Jahr zehn Pfund werth iſt, hat eine Stimme. Es iſt nicht der Ertrag der Hausmiethe, welcher bei dieſer Stimme in Anſchlag kommt, ſondern einfach der Werth des Hauſes. Ein Haus, das zehn Pfund des Jahrs Zins abwirft, oder abwerfen könnte, giebt dem Inhaber das Wahlrecht. Die Freiſaßen, welche bis jetzt d. h. bis zum 1 Januar in den Liſten lieſen, behalten ihr Stimmrecht, ſolange ſie leben. So iſt es auch mit den anſäſſigen Freibürgern (Freemen) in Dublin, vorausgeſetzt daß ſie anſäſſig bleiben; ſie behalten ihr Stimmrecht lebenslänglich; verſteht ſich Solche, die vor dem letzten 1 Januar Freibürger waren. Künftig aber wählt kein Freibürger in's Parlament als Freibürger, ſondern er wählt als Inhaber eines Hauſes von zehn Pfund Werth. Eine ähnliche Veränderung ſoll in allen übrigen Städten und Märkten Irelands Statt finden. Von den Privilegien verfallener Flecken ſoll keine Rede mehr ſeyn. Kein Herzog von Devonſhire wird fürder für Youghal ernennen — kein Sir E Denny fürder für Trade — kein Lord Charleville fürder für Carlow — kein Lord Enniskillen fürder für Enniskillen — kein Lord Portarlington fürder für Portarlington — kein Hr. Wynne fürder für Sligo und ſo bei allen dieſen Flecken. Die anſäſſigen Hausinhaber, welche in Häuſern wohnen, ſo zehn Pfund des Jahrs werth ſind, werden wählen.

In England werden in den Grafſchaften die Vierzigſchillingsfreiſaßen beibehalten. Die Zinslehenbeſitzer (copyholders), eine anſehnliche Klaſſe, werden zum Stimmrecht zugelaſſen — Perſonen, welche Pachtverträge auf einundzwanzig Jahre haben, und des Jahrs fünfzig Pfund Pacht zahlen, dürfen ſtimmen. So ſind alſo in den engliſchen Grafſchaften die Vierzigſchillingsfreiſaßen beibehalten und zwei neue Klaſſen -- zwei anſehnliche neue Klaſſen — kommen dazu. Glückliches England, daß Du Dein heimiſches Parlament haſt, das Dir die volle Wohlthat jeder Verbeſſerung gewährt!

In Schottland wird die Zahl der Wähler ungeheuer vermehrt. Bis jetzt iſt das Wahlrecht daſelbſt ſo beſchränkt, daß man wohl ſagen kann, es ſey faſt eine bloße Täuſchung. In der Grafſchaft Sutherland, welche von Lord F. L. Gower vertreten wird, ſind jetzt vierundzwanzig Wahlmänner — künftig werden es deren wahrſcheinlich mehr als tauſend. Ich erwähne Dieß, weil in Schottland zwei neue Klaſſen von Wählern geſchaffen werden — eine Klaſſe, welche aus Freiſaßen und eine, welche aus Pachtinhabern beſteht. Nicht bloß die Freiſaßen bekommen das Wahlrecht, ſondern Wer in Schottland ein Pachtgut auf neunzehn Jahren hat, bekommt es.

Soweit wäre die vorgeſchlagene Parlamentsreform eine groſe Maßregel, nämlich ſoweit ſie England und Schottland angeht; ſie verdient aber auch in Ireland, ſofern ſie die Korporations- und Fleckenverhältniſſe umgeſtaltet, aufrichtige Beachtung. Freilich, wie man es unter der Verwaltung Lord Angleſea's und Stanley's nicht anders erwarten konnte, verweigert ſie den iriſchen Grafſchaften, was ſie den engliſchen zugeſteht — ſie verweigert uns jede Erweiterung der Wahlberechtigung. Warum ſollen Pächter in Schottland und England ſtimmbefähigt ſeyn, während ſie es in Ireland nicht ſind? Lord Angleſea und Stanley mögen dieſe Fragen beantworten. Doch ſie dürfen nicht darauf rechnen, daß man es ihnen ſo hingehen läßt; ich will dem Haus dieſe grauſame Ungerechtigkeit vor Augen ſtellen, und hat das Haus einmal in England und Schottland ſo weit Gerechtigkeit geübt, ſo kann es gegen Ireland allein nicht ungerecht ſeyn.

Vereinigt Euch mit mir, meine Landsleute, zur Unterſtützung des Prinzips dieſer Maßregel. Möge jede Grafſchaft, jede Stadt, jeder Markt, jedes Kirchſpiel in Ireland ſich verſammeln, um Petitionen für die Parlamentsreform zu entwerfen; mögen Eure Petitionen um der Einmüthigkeit willen ſich bloß mit der Parlamentsreform befaſſen. Mißverſteht mich aber nicht; ich meine nicht,

Digitized by Google

daß Ihr unſere Hauptfrage, die Frage, auf welcher Leben und Tod Irelands beruht — den Wiederruf der Union — aufgeben, oder hintanſetzen ſolltet. Allein ich muß Euch wohlgemeint, beſtimmt und ernſtlich rathen, bleibt dieß Mal einzig und allein bei der Petition für Reform ſtehen. Jeder Freund der Freiheit trete auf, und kämpfe für die große Maßregel der Vernichtung des Fleckenunweſens und des Korporationsmonopols in Ireland. Laut, einmüthig und kräftig erhebt Eure Stimmen für die Erweiterung der Wahlberechtigungen in unſern Grafſchaften; erinnert das Haus an die frevelhafte und niederträchtige Rechtsverletzung gegen die Vierzigſchillingsfreiſaßen; fordert für die iriſchen Pächter das Stimmrecht in den Grafſchaften, wie man es denen von England und Schottland verleihen will.

Laßt mich Euch beſchwören, lieben Landsleute, von welcher Anſicht oder Partei Ihr auch ſeyd, vereinigt Euch Dieß Mal um das britiſche Miniſterium. Sey auch die Reformmaßregel nicht ſo ausgedehnt, als manche ächten Freunde der Freiheit wünſchen als ich ſelbſt wünſche und wünſchen muß, da ſie inſonderheit die Abſtimmung durch Kugelung nicht in ſich begreift; ſo iſt ſie doch eine große und wirkliche Verbeſſerung der gröbſten und beleidigendſten Mißbräuche; ſo iſt ſie doch ein ſchöner konſtitutioneller Verſuch. Darum laßt uns ſie unterſtützen. Iſt ſie ins Leben getreten, ſo muß ſich entweder zeigen, daß nicht Mehr nöthig iſt, und dann werden alle vernünftigen Männer zufrieden ſeyn; oder daß man noch weiterer Verbeſſerungen bedarf, und dieſe werden ſich nicht nur ohne Mühe und Gefahr, ſondern auch mit ſicherem Erfolg bewerkſtelligen laſſen. Mit Einem Wort, es iſt die erſte Zahlung an der großen Nationalſchuld, welche die Ariſtokratie dem Volke ſchuldet — der erſte Wechſel, welchen das Volk großmüthig als vollgültig für ſein angeliehenes Kapital von Macht und Reichthum annehmen wird, wenn er hinreicht, die Rechte der Einzelnen wie das Wohlergehn und die Freiheit der Geſammtheit zu ſichern. Sollten wir aber bei der Abrechnung zu kurz kommen, ſo wird Dieß dem Volk ſo viel Kraft und Elaſtizität geben, daß es das Fehlende zurück fordert. Wir wollen nun alſo nicht um Nebendinge ſtreiten, denn, wo es Noth thut, kann man da nachher leicht abhelfen. Die Tory's, die Fleckenkrämer, die Legion Derer, die bei den gegenwärtigen Verderbniſſen, Mißbräuchen und elenden Bedrückungen ihr Intereſſe finden, halten Muſterung und rüſten ſich — das Miniſterium braucht, um die Maßregeln durchzuführen, Unterſtützung — es braucht die offene entſchloſſene ungetheilte Unterſtützung des Volks. Vergeſſen oder legen wir bei Seite unſre Privat- oder öffentliche Beſchwerden und ſtehen wir alle für einen Mann, wo es gilt, dem Ungethüm der Oligarchie den Todesſtreich zu verſetzen. Irländer! Im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten — rührt Euch, verſammelt Euch, reicht Petitionen ein, Petitionen in edler kräftiger männlicher Sprache. Die Grundſätze der Volksfreiheit ſind auf dem Punkt anerkannt zu werden. Laßt uns und ſie fortſchreiten und unſer einmüthiger Beiſtand werde Jedem, der ſie befördert. Noch einmal — vereinigt Euch, dieſe Segnung England und Schottland u verſchaffen — vereinigt Euch — Einer und Alle — damit auch Ireland derſelben theilhaftig werde!

Heinrich Brougham.

(Fortſetzung.)

Im Zenith ſeiner vollen Größe glänzte Brougham im Hauſe der Gemeinen. Vor den Schranken der Gerichtshöfe ſtanden ihm Rechtsgelehrte gegenüber, die ihn verdunkelten. Aber ſelbſt ſie verſchwanden im Unterhauſe vor ihm wie Schatten, während er ſich erhob zur Würde des erſten Mannes in der gewichtigſten berathenden Verſammlung der Welt. Hier ſah man ihn nahe bei dem Sprecher auf der vorderſten Bank der Oppoſition in einem alten, ſchlecht verfertigten ſchwarzen Kleid ſitzen, die Arme über einander geſchlagen, den Hut tief über die Augen hereingedrückt — eine Geſtalt, der man es anſah, daß ſie unter der Nachtlampe der Studien ſo lange zuſammengekrümmt ſaß, bis nicht nur die Blume, ſondern ſelbſt das Mark des Lebens verdorrt war. Und doch ſind auf dieſe hülfloſe Figur alle Blicke des Hauſes gerichtet, ein Gemurmel läuft von Mund zu Mund wenn ſie ſich erhebt, und auf den Gallerien drängt ſich Kopf an Kopf dicht neben einander eingekeilt, wie die Steine eines Schwibbogens.

Auf dieſes vorbereitende Geflüſter folgt eine athemloſe Stille, indeß Brougham langſamen und zögernden Schrittes an die Tafel tritt, wo er mit hinaufgezogenen Schultern, den Kopf vorwärts geneigt mit einer zuckenden Bewegung auf der Oberlippe daſteht, als könnte er vor Beſtürzung nicht einen einzigen Satz hervorſtammeln. Er beginnt zu ſprechen, ſeine Stimme iſt volltönig und melodiſch, aber die Worte folgen ſich langſam, zögernd und, wie es ſcheint, mit Mühe, ſo daß man faſt zweifeln möchte, ob die geiſtige Kraft des Mannes fähig ſey, ihres Gegenſtandes Meiſter zu werden, oder die phyſiſche ihm Ausdruck zu leihen vermöge. Seine erſten Sätze, oder vielmehr die erſten Glieder ſeiner Sätze, denn man findet bald, daß ſeine Sätze ſowohl in Form als Inhalt einen größern Umfang haben, als ganze Reden von Andern, trägt er kalt und unſchlüſſig vor, und ſie ſcheinen ſo weit ausgeholt, daß man nicht zu begreifen im Stande iſt, wie ſie ſich an die vorliegende Frage anſchließen werden. Aber alle ſind tief, klar und an ſich ſelbſt erſchöpfend, alle offenbar mit ausgeſuchter Kunſt aus dem auserwählteſten Stoffe genommen, und von welchem Felde des weiten Umfanges der Encyklopädie ſie auch herbeigeführt worden ſind — in dieſen Worten iſt die reinſte Quinteſſenz gegeben und vollkommen erſchöpfend gegeben. Man erkennt die Richtung, in der ſie zuſammenlaufen werden, man erkennt eine allgewaltige Kraft, die ſie dort vereinigen wird; aber dieſe Kraft iſt unſichtbar wie der Wind, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht.

Wenn ſo eine hinreichende Anzahl von Vorderſätzen hingeſtellt iſt und in ihrer Stellung zugleich auch ihr Beweis liegt — wenn jede Hülfstruppe, die menſchliches Wiſſen herbeiführen kann, geordnet — wenn jedes Hinderniß, das ſich ihrer vollen Wirkung entgegenſtellen könnte, mit einer einzigen Fingerbewegung auf die Seite geſchoben iſt — wenn der ganze Schlachthaufen politiſcher und moraliſcher Wahrheiten in Reih und Glied ſteht; ſo bewegt ſich die ganze Maſſe, dicht geſchloſſen wie eine mazedoniſche Phalanx, unwiderſtehlich wie ein Bajonnettangriff zur Entſcheidung vorwärts. Nachdem ſo der Redner mit einem Anſchein von Schwäche und Unſchlüſſigkeit, in der That — aber mit voller Kraft und Beſtimmt-

Digitized by Google

heit, die ſich alsbald kund giebt durch die gebieteriſche Anforderung an die Ueberzeugung der Zuhörer, ſeine Stellung genommen hat, ſcheint er an Leib und Seele zu erſtarken, indem er zu einem noch kühneren und kürzern Angriff ſchreitet. Auf den zweiten folgt ein dritter, auf den dritten ein vierter und ſo fort, bis Jedermann im ganzen Hauſe unwiderſtehlich von der abſtrakten Wahrheit ſo ganz überzeugt iſt, wie von ſeiner eigenen Exiſtenz; ſo daß Brougham ſelbſt, wenn er hier ſich Stillſtand geböte, als der größte Redner der St. Stephanskapelle gelten müßte. In der That iſt aber auch die Unerſchöpflichkeit ſeines innern Reichthums erſtaunenswürdig, und man möchte faſt glauben, er habe, wie in jener alten Scythenfabel, in jedem Gebiete des Wiſſens den Fürſten erſchlagen und ſich deſſen geiſtigen Erbgutes bemächtigt. Nichts, was auf irgend eine menſchliche Angelegenheit Bezug hat, iſt Brougham fremd geblieben, und es iſt das Wunderbarſte, daß er bei einer ſo großen Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden, über die er ſich verbreitet, noch mit ſo viel Wirkung und ſo vielem Anſchein von Gründlichkeit ſprechen kann. Man wird vielleicht bei genauerer Zergliederung in Brougham's Reden eine tiefe und in Einzelnheiten eingehende Gelehrſamkeit vermiſſen; Jedermann aber, der mit öffentlichen Angelegenheiten und mit Männern in einer öffentlichen Stellung bekannt iſt, wird zugeben müſſen, daß in unſeren Tagen kein Menſch lebt, der eine ſo großartige Ueberſicht auf dem ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens, und eine ſolche gewaltige Fähigkeit beſitzt, ſeine erworbenen Kenntniſſe in Anwendung zu bringen. Ein Verzeichniß von den verſchiedenen Gegenſtänden, über die er weitläufige und ausgebreitete Reden gehalten, würde in Erſtaunen ſetzen und ſo Etwas unglaublich finden laſſen, wenn ein Mann, auch ohne andere Berufsgeſchäfte und ſelbſt in einer langen Reihe von Jahren eine nur oberflächliche Bekanntſchaft mit ſo verſchiedenartigen und umfangreichen Gegenſtänden ſich erworben hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Verſuch einer vergleichenden Statiſtik Europa's am Ende des Mittelalters und in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. *)

Es hat ein beſonderes Intereſſe für den Philoſophen, welcher die Gründe des Emporblühens und des Verfalls der Staaten erforſcht, die Macht und die Reichthümer derſelben zu verſchiedenen Epochen ihres Daſeyns vergleichend gegenüber zu ſtellen; und es iſt Dieß beſonders belehrend, wenn ſo ihre jetzige als ihre frühere Lage vollkommen genau bekannt iſt. Die nachſtehende Ueberſicht der Militärmacht und des Einkommens der europäiſchen Staaten gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bietet eine Menge der anziehendſten Vergleichungspunkte mit den jetzigen Verhältniſſen dar. Um die Parallele ſchärfer zu ziehen, muß man ſich indeſſen die Gränzen jener Staaten in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen, weil man nur hierdurch im Stande iſt ſie mit den entſprechenden Gebietstheilen zu vergleichen. Mehrere derſelben, wie England, Schottland, Portugal, haben keine Veränderung erlitten, und laſſen alſo in Beziehung auf Umfang, Beſchaffenheit des Bodens, Klima, Küſten, Häfen ꝛc. ohne Weiteres eine Vergleichung zu.

Beſonders auffallend erſcheint in dieſer Ueberſicht das überwiegend große Einkommen der Republik Venedig, im Verhältniſſe zu allen anderen europäiſchen Mächten. Betrachten wir die Ausdehnung und die Bevölkerung dieſer Republik neben Frankreich, England, Spanien und Ungern, ſo fühlen wir uns durch ihren Reichthum überraſcht, und müſſen denſelben ausſchließlich als die Wirkung des Verkehrs, der Schifffahrt und des Gewerbsfleißes betrachten, die unter einer vor allen anderen erleuchteten Regierung jede Art von Aufmunterung erhielten. In der Folge ſehen wir anderswo, namentlich in England, dieſelben Wirkungen aus denſelben Urſachen ſich erzeugen. Im Jahre 1500 waren jedoch die Marine, ſo wie die Schifffahrt und der Handel Englands faſt Null, und dieſe Nation ſtand noch tief unter Portugal und Venedig, ungeachtet durch ihre Lage ihr Uebergewicht zur See ſehr begünſtigt wurde.

Den beiden Elementen des Nationalreichthums — einer günſtigen Lage und dem Beſitz von Kolonieen — verdankten nicht weniger Venedig und Portugal, als ſpäter Holland und England ihren ungemeinen Wohlſtand. Doch iſt hier nicht zu überſehen, daß eine thätige und nach feſten Grundſätzen handelnde Regierung den Reichthum Venedigs lange zu bewahren wußte. Spanien und mehr noch Portugal waren dagegen zwar raſch emporgeblüht, aber durch die Schuld ihrer Regierungen nicht weniger ſchnell in Verfall gerathen; während Holland und England, die Erben Portugals, nicht nur das Gewonnene zuſammenhielten, ſondern auch ihrem kommerziellen Syſtem eine bisher ungekannte Entwickelung verſchafften.

Ich habe hier zunächſt noch auf die Quellen meiner Ueberſicht hinzuweiſen. Die erſte Zuſammenſtellung rührt von Marino Sanudo dem Jüngeren her. Dieſer edle Venetianer entwarf im Jahre 1485 eine Statiſtik der Militärmacht der Hauptſtaaten vom Jahre 1450, ſo wie eine Statiſtik ihres Einkommens vom Jahre 1455. Die wichtigen Aufklärungen, welche dieſer Gelehrte aus den an ſtatiſtiſchen Werken ſo überaus reichen Archiven der Republik Venedig ſchöpfte, und die Thatſachen, die er bei ſeinem glühenden Eifer für die Wiſſenſchaft ſelbſt mochte geſammelt haben, flößen Vertrauen in ſeine Schätzungen ein. Meine freundſchaftliche Verbindung mit dem verſtorbenen Grafen Carli, Sohn des berühmten Oekonomiſten dieſes Namens, hat mich in Stand geſetzt, in Betreff einiger Staaten die von Marino Sanudo gelaſſenen Lücken auszufüllen. Immer kann ich jedoch nicht verſchweigen, daß mir mehrere Schätzungen des venetianiſchen Statiſtikers, ſo wie des Grafen Carli, irrig ſcheinen. Nichtsdeſtoweniger iſt jene Ueberſicht eines der werthvollſten Denkmäler der Statiſtik. Sie giebt uns den Maßſtab für die verhältnißmäßigen Streitkräfte und Hülfsquellen der bedeutendſten europäiſchen Staaten, nach der Anſicht, welche damals einer der kompetenteſten Richter hiervon hatte; und wenn man die grellen Widerſprüche, ja ſogar die Ungereimtheiten der Statiſtiker neuerer Zeit berückſichtigt, mag man wohl einem Marino Sanudo ſeine Irrthümer verzeihen.

Die zweite Zuſammenſtellung iſt aus meiner ſo günſtig aufgenommenen Balance politique du Globe.

Ich muß hier bemerken, daß die im Verhältniß mit ihrem Einkommen ſo geringe Anzahl von Reiterei, die nach Sanudo einige Staaten in's Feld ſtellten, wohl daher rührt, daß dieſe Staaten einen großen Theil ihrer Hülfsmittel auf Unterhaltung zahlreicher Flotten verwendeten. So wenigſtens dürfen ſich einige ſeiner Angaben rechtfertigen laſſen, die auf den erſten Blick ungenau ſcheinen.

Die nicht mehr exiſtirenden Staaten, gegenwärtig Beſtandtheile größerer Reiche, ſind mit einem * bezeichnet. Dieß iſt jedoch bei Morea unterblieben, weil dieſer Theil von Griechenland in dem von den europäiſchen Großmächten unlängſt gegründeten neuen Staate mit begriffen iſt. Das ausgedehnte polniſche Reich wird gegenwärtig nur noch durch die kleine Republik Krakau vertreten, und gewiſſermaßen durch das jetzige, beſonders konſtituirte Königreich Polen, welche jedoch deßhalb vor den jüngſten Ereigniſſen der That nach nicht weniger abhängig von Rußland war.

Ein Dukat, wie er in der Ueberſicht M. Sanudo's und in der Statiſtik der Republik Venedig im fünfzehnten Jahrhundert vorkommt, gilt nach heutigem Gelde etwa zwölf Franken. Alle Welt kennt den großen Unterſchied des verhältnißmäßigen Geldwerthes zwiſchen damals und jetzt.

---

*) Von A. Balbi. In der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

Fürſten und Staaten.	Einkünfte in Dukaten im Jahre 1455.	Landmacht im Jahre 1460. Zahl der Reiter, die geſtellt werden konnten.	
		im Innern.	außerhalb des Landes.
Der Kaiſer mit allen Fürſten Deutſchlands und den freien Städten .	2,000,000	60.000	30,000
* Der König von Frankreich. [1] .	1,000,000	30.000	15.000
* Der Herzog von Burgund [2]. .	900,000	5.000	1,500
Der König von Spanien [3] . .	800,000	30.000	15,000
Der König von Polen	800,000	50,000	25,000
* Republik Venedig [4]	800,000	10,000	5,000
* Der König von Ungern mit allen Fürſten dieſes Königreichs . .	600,000	80,000	40.000
* Der Herzog von Mailand [5]. .	500,000	10,000	6,000
* Der Großmeiſter des preußiſchen Ordens	500,000	30,000	15,000
Der König von England . . .	500,000	30,000	15,000
* Barcelona mit ganz Katalonien	400,000	12,000	6.000
Der Pabſt	400,000	6,000	3,000
* Die Beſitzungen des Königs von Arragonien im Königreich Neapel	310,000	12.000	6,000
Der König von Dänemark, Schweden und Norwegen	250,000	14,000	7,000
* Der König René	250,000	6,000	3,000
* Albanien, Kroatien, Sklavonien, Serbien und Bosnien . . .	250,000	30.000	15,000
* Der Großmeiſter des St. Jakobsordens	200,000	4,000	2,000
Alle Fürſten des Königreichs Neapel	200.000	4,000	2.000
* Republik Bologna [6]	200.000	2.000	1,000
* Republik Florenz [7]	200.000	4.000	2,000
Der Fürſt von Morea	200.000	20,000	10.000
* Der König von Schottland . .	180.000	10.000	5.000
* Republik Siena	180,000	2,000	1,000
* Republik Genua	180,000	4,000	2.000
* Wallachei	180.000	20,000	10,000
Der Herzog von Savoyen . .	150.000	8,000	4,000
Der König von Portugal [8] . .	140,000	4.000	2.000
* Der Herzog von Bretagne [9] .	140,000	2.000	1,000
* Der Großmeiſter von Rhodus .	140,000	2.000	1,000
* Der Marquis von Montferrat .	100.000	2,000	1,000
* Der König von Cypern . . .	100,000	2,000	1,000
* Der Herzog von Naxos in dem Archipel	80.000	2,000	1,000
* Der Herr von Metelin . . .	70,000	2,000	1,000
* Der Marquis von Ferrara [10] .	70,000	2.000	1,000
* Der Marquis von Mantua [11].	60,000	2,000	1,000

Einkünfte zu anderen früheren Epochen, nach Marino Sanudo:

1) Der König von Frankreich	im Jahre	1414 . .	2,000,000	Dukaten
2) Der Herzog von Burgund	— —	ı400 . .	3·000,000	—
3) Der König von Spanien	— —	1410 . .	3,000,000	—
4) Die Republik Venedig	— —	1423 . .	1,100.000	—
5) Der Herzog von Mailand	— —	1423 . .	1,000,000	—
6) Die Republik Bologna	— —	1423 . ,	400,000	—
7) Die Republik Florenz	— —	1423 . .	400,000	—
8) Der König von Portugal	— —	1410 . .	200,000	—
9) Der Herzog von Bertagne	— —	1414 . .	200,000	—
10) Der Marquis von Ferrara	— —	1423 . .	150,000	—
11) Der Marquis von Mantua	— —	1423 . .	150,000	—

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Zeitungen aus Calcutta vom 25 Auguſt melden die Ankunft des engliſchen Geſandten Majors Burney ſammt ſeinem Gefolge zu Ava. Der dortige Hof ſcheint ſich dem beſtändigen Aufenthalt eines engliſchen Abgeſandten zu Ava nicht zu widerſetzen, vielmehr zeigt er ſich geneigt, einen birmaniſchen Geſandten nach Calcutta zu ſchicken, wozu er nach dem ſiebenten Artikel des Vertrages von Yandabu verbunden iſt. Major Burney erreichte Ava am 24 April, konnte aber zur Audienz erſt am 17 Juni gelangen, theils weil er von einer Krankheit befallen worden war, theils weil er ſich weigerte, bei ſeiner Aufwartung bei dem Könige die Schuhe auszuziehen. Endlich ſah er ſich jedoch genöthigt, hierin nachzugeben. Man ſchickte ihm zu ſeiner Auffahrt am Hofe mehrere Elephanten. Der Zug dahin ſetzte ſich des Morgens um neun Uhr in Bewegung. Major Burney wurde in ſeiner Senfte getragen, der vier Träger von ſilbernen Stäben vorausgingen mit dem Porträt des Königs von England. Das Gefolge ritt auf Elephanten. Die Zuſchauer beliefen ſich auf mehr als zwanzig tauſend Menſchen. Der Major mußte vor dem königlichen Palaſt warten, bis die Prinzen und oberſten Staatsbeamten hineingezogen waren; während deſſen wurden Erfriſchungen in goldenem Geſchirr gereicht. Die Schuhe mußten an den Stufen des Audienzſaales ausgezogen werden; worauf man den Geſandten und ſein Gefolge dem Throne gegenüber niederſitzen ließ. Einige Augenblicke darnach ließ ſich ein Getöſe wie ferner Donner vernehmen, eine übergoldete Flügelthüre that ſich auf und der König in einem prachtvollen Anzuge trat herein. Er trug eine goldene Krone und ein Kleid mit Goldblumen durchwebt und reich mit Edelſteinen beſetzt. Die Hofleute warfen ſich auf den Boden und die Geſandtſchaft zog ihre Hüte ab und verbeugte ſich. Der hiezu beſtimmte birmaniſche Staatsbeamte verlas nun mit lauter Stimme das Sendſchreiben des Generalgouverneurs und das Verzeichniß der Geſchenke. Der König erkundigte ſich nach der Geſundheit des Generalgouverneurs; ob die Jahreszeit in Calcutta günſtig ſey und ob es dort erfriſchende Regen gebe. Auf dieſe Fragen wurden die gehörigen Antworten ertheilt. Bald darauf entfernte ſich der König wieder und die Flügelthüren wurden hinter ihm geſchloſſen. Major Burney ſtand mit den Miniſtern auf ſehr gutem Fuß und hatte die Hoffnung, eine Privataudienz zu erlangen. Der König von Ava übt ausſchließlich die höchſte unumſchränkte Gewalt; ſeine Miniſter ſind bloß Rathgeber. Ungeachtet des letzten Kriegs hat weder der König noch das Volk überhaupt einen richtigen Begriff von dem Verhältniß der engliſchen Macht zu der ſeinigen. — Man entnimmt gleichfalls den Bombay Zeitungen, daß die Regierung dieſer Präſidentſchaft es zu einem Verbrechen, das wie ein Mord beſtraft wird, gemacht hat, wenn ein Hindu einer Wittwe nach dem Tod ihres Mannes zum Verbrennen hülfreiche Hand leiſtet. Wahrſcheinlich wird dieſes Geſetz hinreichen, dieſe grauſame Landesſitte zu unterdrücken. Die Regierung von Madras iſt kürzlich dem Beiſpiele Bengalens gefolgt, ſo daß in keinem Theil des britiſchen Indiens dieſes Verbrechen mehr ungeſtraft begangen werden kann.

Zu Aegina fand man bei Aufgrabung des Bodens, auf welchem man den Grund des dort zu erbauenden Waiſenhauſes legen wollte, verſchiedene antike Vaſen, die durch ihre Form und die Materie, aus der ſie verfertigt ſind, die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher auf ſich ziehen. Andere antike Denkmale wurden bei anderen Ausgrabungen in verſchiedenen Gegenden der Stadt gefunden. Neben dem neuen Krankenhauſe fand man ein Basrelief, ein Pferd und deſſen Reiter darſtellend. Auf dieſe Art erhielt das unlängſt in dem erwähnten Spitale errichtete Muſeum mehrere ſchätzbare Kunſtdenkmale und enthält gegenwärtig zwei Statuen, zwei Büſten, neun Inſchriften, ſechs und ſechzig Basreliefs, eine große Vaſe von Marmor mit Basreliefs und zwei goldene Ringe.

Im Laufe des Jahres 1830 hat die Dampfſchiffgeſellſchaft zu Dublin aus der Hauptſtadt Irelands nach Liverpool ausgeführt: 568 Pferde, 45,412 Kühe, 48,306 Schweine, 75,177 Hämmel und 25,179 Lämmer. Der Totalwerth dieſer ausgeführten Thiere iſt auf 711,510 Pf. St. angeſchlagen. Man glaubt, daß von andern Transportſchiffen eine gleiche Anzahl von Vieh von Dublin nach Liverpool ausgeführt worden iſt, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1830 Dublin allein auf den Markt von Liverpool Rindvieh, Pferde und Wollenvieh für 1,425,020 Pf. 10 Sch. gebracht hat.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 94. 4 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreiſe. *)

In jener glänzenden Reihe von Verſuchen zu Entdeckung einer Durchfahrt aus dem atlantiſchen in den ſtillen Ozean durch die Polarſee im hohen Norden Amerika's, welche ſeit dem J. 1818 auf Koſten der engliſchen Regierung unternommen worden ſind, nimmt Kapitän Beechey's Entdeckungsreiſe der Zeit ihrer Beendigung nach die letzte Stelle ein. Bekanntlich bildete ſie einen Theil der Doppelexpedition Parry's und Franklin's: der Erſtere ſollte durch die Baffin'sbay, der Letztere vom Mackenzieſtrom aus längs der amerikaniſchen Küſte gen Weſten vordringen; Beechey ſollte ihnen von Weſten her entgegen kommen. Parry's Eingefrieren im Eis und Verluſt eines Schiffes, wodurch er zur Rückkehr genöthigt wurde, ſo wie Franklin's theilweiſen Erfolg (indem nur gegen 40 deutſche Meilen an der Küſte zu entdecken übrig blieben) haben wir den Leſern dieſer Blätter ſeiner Zeit gemeldet **); durch die Erſcheinung von Beechey's Werk wird nun dieſe denkwürdige Trilogie vollendet.

Am 19 Mai 1825 ſegelte Kapitän Beechey auf dem Schiff Bloſſom, das 16 Kanonen und 110 Mann Beſatzung führte, von Spithead ab. Zwar war, wie geſagt, ſeine Beſtimmung, die Polarexpedition zu unterſtützen; da jedoch in der Geographie der Inſeln des ſtillen Ozeans und der Nordweſtküſte von Amerika, ſo wie in der Naturgeſchichte dieſer Länder noch ſo mancher wichtige Punkt zu beleuchten iſt, ſo erhielt der Kapitän dadurch eine weitere Aufgabe, der er ſich auf eine Art entledigte, daß vielleicht kein Seefahrer ſeit Cook auf ein ſo vielfaches Intereſſe Anſpruch machen dürfte.

Die Bloſſom erreichte bald, das Kap Horn umſchiffend, das ſtille Meer, wo Beechey's Verhaltungsbefehle ſein Augenmerk auf die Oſterinſel richteten. „Der Anblick unſerer Boote," erzählt Beechey, „brachte auf die Eingebornen einen Eindruck hervor, der ſich durch ein Geſchrei äußerte, welches die Stimmen unſerer Offiziere übertäubte, und ehe wir noch an die Küſte gelangten, ſahen wir uns mitten unter Hunderten von Schwimmern, die um Kanonenlage, Stern und Rudee ſchwärmten und faſt nicht mehr abzuwehren waren. Sie ſchienen freundlich geſinnt, und keiner kam mit leeren Händen. Bananen, Yams, Potaten, Zuckerrohr, Netze, Götzenbilder ꝛc. wurden zum Kauf angeboten, und zum Theil in das Boot geworfen, ohne abzuwarten, was dagegen geboten werden würde. Unter den Schwimmern befanden ſich eine Menge Frauenzimmer, die ſich eben ſo viel oder noch mehr Mühe gaben, als die Männer, um in die Boote zugelaſſen zu werden, und mit all ihrer Einſchmeichlungskunſt deßhalb die Mannſchaft beſtürmten. Allein hätte man ihnen ihre Bitte bewilligt, ſo hätte man ſich nur überladen und Beraubungen ausgeſetzt. Schon jetzt zog die Laſt der Perſonen, welche ſich an den Booten anklammerten, dieſelben nieder, ſo daß die Mannſchaft ihrer Sicherheit wegen zu Stecken ihre Zuflucht nehmen mußte, um die Zudringlichen ferne zu halten, was indeß dieſe ſo wenig übel deuteten, daß ſie gleich wieder auf ihre Station zurückkehrten, ſo wie ſie ſich von den Matroſen nicht mehr beobachtet wußten. In der Gegend der Kanonenlage waren allerhand kleine Gegenſtände, welche in den Augen der Schwimmer einen hohen Werth hatten; und da die Boote durch die Menge, die ſich ihnen anhängte, tief im Waſſer gingen, ſo vermochte alle Wachſamkeit nicht zu verhindern, daß nicht da und dort ein Stück geſtohlen ward, das man nicht mehr zurückbekam, indem die Diebe augenblicklich mit ihrer Beute untertauchten. Die Weiber leiſteten hiebei trefflichen Beiſtand; wenn ſie auch nicht ſelbſt ſtahlen, ſo verſchafften ſie dadurch, daß ſie die Mannſchaft durch ihr grobſinnliches Gebehrdenſpiel unterhielten, ihren Begleitern Gelegenheit. Beim Vorfahren gegen den Landungsplatz mußten die Boote an einem kleinen einzeln ſtehenden Felſen vorbei, welcher ſich mehrere Fuß über das Meer erhob. Auf dieſe Erhöhung kletterten ſo viele Weiber hinauf, als der Raum erlaubte, und drückten ſich ſo an einander, daß der Felſen eine Maſſe lebender Weſen zu ſeyn ſchien. Dann ſprangen wieder drei bis vier von dieſen Nereiden zumal in's Waſſer und ſchwammen mit der Leichtigkeit eines Fiſches nach den Booten, um den Einfluß ihrer Reize auf ihre Gäſte zu verſuchen. Eine von ihnen, ein ſehr junges Mädchen und weniger gewöhnt an dieſes Herumtummeln auf den Fluthen als die übrige Sippſchaft, wurde von einem ältlichen Mann, den wir für ihren Vater hielten, auf die Schultern genommen und einem der Offiziere empfohlen, der ſie in das Boot ſitzen ließ. Sie war ein ſehr niedliches Geſchöpf, eine ſtarke Brünette, mit feinen und wohlgebildeten Zügen, dunkeln Augen und langen

*) Narrative of a Voyage to the Pacific and Beering's Strait, to cooperate with the Polarexpeditions, under the Command of Capt. F. W. Beechey 4. 2 Voll. London 1831. Colburn and Bentley.

**) Vrgl. Ausl. 1829 Num. 81 folg. 1828 Num 244 — 293.

Digitized by Google

ſchwarzen flatternden Haaren. Auf der Stirne hatte ſie die Figur von Bögen und am Leib bis an die Knie hinab, gleich den meiſten ihrer Landsmänninen, ſchmale dicht neben einander laufende blaue Linien eintättuirt, welche in einiger Entfernung wie Hoſen ausſahen. Ihre einzige Hülle beſtand in einer kleinen dreieckigen Schürze (maro) von Gras und Binſen; weil dieſer dürftige Staat aber ihren Begriffen von Anſtändigkeit in ihrer neuen Lage nicht genügte, ſo erſetzte ſie den Mangel ohne viel Umſtände durch Zueignung des nächſten Beſten, was ihr in die Hände gerieth, worauf ſie einen nicht unharmoniſchen Geſang anhob. Weit entfernt eiferſüchtig auf die Gunſt zu ſeyn, welche ihr zu Theil geworden, half ſie allen ihren Landsmänninnen, die nach demſelben Ehrenplatz begehrten, und zog ſie an den Haaren in das Fahrzeug; ſo unartig es aber ſeyn mochte, ſich in's Mittel zu ſchlagen, um ſie daran zu hindern, ſo mußte man es doch thun, wollte man zurecht kommen. Als wir uns dem Felſen näherten, begann die ganze weibliche Verſammlung ein Lied ähnlich dem, welches die Dame im Schiff ſang, dabei ſtreckten ſie die Arme über dem Kopf, ſchlugen die Hände auf die Bruſt, und machten alle möglichen Gebehrden, welche uns bedeuteten, daß unſer Beſuch angenehm, wenigſtens dieſem Theil der Gemeinde willkommen ſeyn werde. Als die Boote der Küſte ſo nahe waren, daß man vollends hinwaten konnte, wurden ſie von Eingebornen dicht umringt; jeder brachte Etwas mit, und forderte meiſt gleich auch die Gegengabe. Die im Waſſer gingen ganz nackt, und nur bei denen am Land bemerkte man mitunter einen dünnen Umwurf von inländiſchem Tuch. Einige hatten das Geſicht ſchwarz, Andere roth bemahlt; Andere ſchwarz und weiß, oder roth und weiß, in der Art, wie man es bei unſern Handwurſten trifft; einige teufelmäßige Ungethüme waren völlig ſchwarz angeſtrichen. Es iſt nicht leicht ſich die Scene vorzuſtellen, welche dieſer rührige Haufe darbot, der, durch keine Autorität oder Rückſicht im Zaum gehalten, aus Leibeskräften jubelte und unter allen Arten von Fratzen und Poſſen die Boote berennte.

„Man fand es unmöglich an dem Ort zu landen, wo man Anfangs beabſichtigte; die Boote ruderten deßhalb begleitet von der Menge, ein Wenig nördlicher, wo es ihnen gelang das Ufer zu gewinnen, indem einige Eingeborne ſie mit der Hand über die Felſen zogen, während ſie ihnen mit der andern Hand die Taſchen ausleerten. Sollte man es machen wie Cook, der die ſtrenge Maxime hatte, jeden Dieb zu beſtrafen, wenn er ausgemittelt werden konnte; oder ſollte man, wie La Peyrouſe auf der Oſterinſel that, gelaſſen ein Auge zudrücken? Was auch rathſamer ſeyn mochte, ſo ließ ſich in dem Labyrinth von Geſtalten kein Dieb verfolgen, und es blieb folglich der Schiffsmannſchaft Nichts übrig, als eben genau auf ihrer Hut zu ſeyn. Unter den Vorderſten des Haufens ſtanden zwei Männer mit Pelikanfedern auf dem Kopf, welche das Anſehn von Häuptlingen zu beſitzen ſchienen, und mit den beiden erwähnten Teufelsgeſtalten den Weg einiger Maßen zu ſäubern ſuchten; ſie ſchlugen zu dem Ende die Leute auf die Füße; aber Dieß thaten ſie ſo ſanft, daß es nicht viel fruchtete. Drohungen richteten eben ſo wenig aus; hielt man ihnen eine Muskete vor's Geſicht, um ſie zu bewegen daß ſie zurück wichen, ſo wirkte ein ſolcher Wink faſt nicht ein Mal ſo viel, als wenn man ſie mit Waſſer ſprützte. Einen der Seemänner, der zuerſt ausſtieg, und den ſie wahrſcheinlich deßhalb als eine Perſon von Auszeichnung betrachteten, geleiteten ſie auf die Höhe des Geſtades und ließen ihn auf einem großen Lavablock ſich niederſetzen. Die Mannſchaft wollte einen Kreis um ihn bilden; allein Dieß hielt ſehr ſchwer, da die Inſulaner in der Hoffnung Etwas zu erhaſchen fort und fort ſich andrängten; ſie zeigten ihre Säcke, die ſie ſorgfältig ausgeleert, und gaben ihr Verlangen deutlich zu erkennen, daß man ſie füllen möchte; einige gingen ſogar bis zu Drohungen. Um dieſe Zeit gewahrte man von dem Schiff aus einen Häuptling mit Mantel und Federbuſch, der von den Hütten nach dem Landungsplatz eilte und von etlichen Perſonen mit kurzen Keulen begleitet wurde. Dieſe feindſelige Erſcheinung, verbunden mit dem Blaſen der Muſchelſchale, deren Töne man vernahm, und die, wie Cook bemerkt, nie etwas Gutes bedeuteten, hielten unſere Gläſer eine Zeitlang auf jene Stelle geheftet. Dieſem Häuptling — denn beſtimmt konnten wir ihn aus dem Haufen nicht unterſcheiden — machte Hrn. Peard eine ſchöne Verehrung, die eine gute Aufnahme fand, ſo daß wir jetzt keinen Ausbruch von Feindſeligkeiten mehr befürchteten. Es geſchah jedoch, daß die Geſchenke ſich erſchöpften, weßhalb dieſer Offizier, um einen friſchen Vorrath zu holen, ſich nach den Booten zu gehen anſchickte; Allem nach mißverſtanden die Eingebornen ſeine Abſicht, denn ſie zeigten ſich außerordentlich aufgebracht und lärmend, und die Verwirrung nahm noch zu, als ein Matroſe ſeine Mütze wieder wollte, welche ihm vom Kopf weg entwendet worden war. Zuletzt wurden ſie immer ungeſtümer und verwegener, es kamen immer mehr Stöcke und Keulen zum Vorſchein und die Weiber entfernten ſich, ſo daß Hr. Peard es rathſam fand, Befehl zum Aufbruch nach den Booten zu ertheilen. Dieß war das Signal zum Angrif. Der Häuptling warf einen großen Stein nach Hrn. Peard, womit er ihn heftig auf den Rücken traf, und alsbald folgte ein Hagel von Geſchoſſen, der die Luft verdunkelte. Die Eingebornen im Waſſer und am Strand zogen ſich zu ihren Kameraden zurück, die ſich hinter einer Bank außer Musketenſchußweite aufſtellten; eine Vorſicht, die ſie bei frühern Gelegenheiten gelernt haben müſſen, denn bis jetzt hatte Niemand gefeuert. Die Steine, deren jeder etwa ein Pfund wog, fielen unglaublich dick und ſie ſchleuderten dieſelben mit ſolcher Sicherheit, daß mehrere Seeleute zu Boden ſtürzten, und Alle mehr oder weniger bedeutende Verletzungen davon trugen, mit Ausnahme des Mädchens, die ruhig auf der Kanonenlage ſaß, als ob ſie von der Geſchicklichkeit ihrer Landsleute Nichts zu fürchten hätte, bis einer der Offiziere ſie über Bord ſtieß, worauf ſie an's Land ſchwamm. Jetzt ſchoß man einen blinden Schuß über den Köpfen der Wilden ab; aber Schonung ſind Wilde nur zu geneigt als Schwäche anzuſehen, und es hagelte wo möglich noch ſtärker mit Steinen. Da ſah man ſich genöthigt zu ernſtern Maßregeln zu ſchreiten und der erſte Schuß tödtete, wohl verdienter, vielleicht glücklicher Weiſe den Häuptling; durch dieſes Beiſpiel abgeſchreckt hielten ſich die Eingebornen mehr hinter ihr Bollwerk, zwar ſetzten ſie den Angriff fort, doch konnten ſie die Wiedereinſchiffung nicht verhindern. Unter der Mannſchaft hatten mehrere gefährliche Quetſchungen bekommen; doch verlor keiner das Leben; und, wie die Offiziere verſicherten, war der verrätheriſche Häuptling von den Eingebornen das einzige Opfer; was wirklich ſehr für die Gutmüthigkeit unſers Schiffsvolks ſpricht. Nach dieſem widrigen Ereigniß beſchloß ich die Inſel

zu verlaſſen, da der Verluſt von Menſchenleben, den wir riſkirten, in keinem Verhältniß zu den Merkwürdigkeiten ſtand, die wir uns verſprechen mochten. Wir waren ärgerlich, denn wir hatten uns auf dieſen Abſtecher gefreut; das Publikum dürfte indeß um nicht ſonderlich viel Neuigkeiten dadurch gekommen ſeyn, da von Roggewein, Cook, La Peyrouſe, Kotzebue und Andern die Inſel hinlänglich beſchrieben worden iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Polenfreunde in England.

Niemals haben wohl, die Wiedergeburt Griechenlands ausgenommen, alle Herzen des civiliſirten Europa's mit größerer Einmüthigkeit für eine Sache geſchlagen, als in dem Gefühle über Polens Schickſale, Heldenmuth und Rettung. Mit Schmerz ſehen die Völker auf die Thermopylen der Civiliſation, wo eine der edelſten Nationen noch ein Mal ihre Stirn mit den ſchönſten Lorbeeren bekränzt und ſich in freudiger Begeiſterung dem Tode weiht. Die feurigſte Beredſamkeit erhebt ihre Stimme, den neuen Lakedämoniern ihre Leichenrede zu halten; aber nur den unmächtigen Wünſchen der Völker iſt es vergönnt, auf jene marathoniſchen Schlachtfelder zu eilen. Das tapfere Frankreich ſendet wenigſtens Geld, wo es nicht Waffen ſenden darf, und das ſtolze England verbirgt nicht ſeine laute Klage und Bewunderung. Dieſe Geſinnung, der Unwille gegen Polens Unterdrücker und die innigſten Wünſche für ſeine Rettung, ſprachen ſich kräftig aus bei einem zu Ehren des polniſchen Geſandten, Marquis Wielopolski, zu London veranſtalteten Gaſtmahle. Außer mehreren Fremden von hohem Range hatten ſich hiezu Engländer meiſt von ausgezeichneter öffentlicher Stellung vereinigt. Man erblickte bei dieſem Gaſtmahle Hobhouſe, Hume, die Obriſten Jones und Thompſon, den Dichter Campbell, R. Nichols, C. Buller, O'Connell, O'Gorman Mahon u. A. m. Sir Francis Burdett war durch Geſchäfte im Unterhauſe abgehalten, bei dem Gaſtmahle den Vorſitz zu führen, und an ſeiner Stelle brachte Sir Hobhouſe den erſten Toaſt mit den Worten aus: „„Unſerm höchſt edeln und patriotiſchen Könige; mögen ſeinem Beiſpiele alle Monarchen der Erde folgen!“ Seine hierauf folgende Anrede an die Verſammlung ſchloß er mit folgenden Worten: „Polen darf der Sympathie Europa's verſichert ſeyn; Polens Sache iſt die Europa's. Ich halte nicht, wie Viele fürchten, ſeine Sache für eine verlorene; die Vorſehung wird Dieß verhüten, und der Same der Freiheit, den Polen ausſtreute, Wurzel ſchlagen und der Keim zu einem Baume erſtarken, von deſſen Zweigen ganz Europa überſchirmt werden wird.“ Sein hierauf ausgeſprochener Toaſt: „Die Unabhängigkeit Polens, durch Trug verletzt, möge ſie durch Muth wiederhergeſtellt und durch die Freiheit befeſtigt werden,“ wurde mit dreimaligem Zurufe erwiedert. Hierauf wendete ſich der Dichter Campbell mit einer Rede an die Gäſte, in der er unter Anderm ſagte:

„Die Feinde Polens ſind die Feinde der allgemeinen Freiheit, und nothwendig alſo auch die unſerigen; denn auf dem Grabſteine Polens leſen wir mit blutigen Buchſtaben geſchrieben die furchtbare Warnung, daß Rußland, wenn auch die Macht, doch nicht der Wille gebricht, alle freiſinnigen Inſtitutionen der civiliſirten Welt zu zertrümmern. England iſt ſich dieſer Wahrheit bewußt; es iſt ſich bewußt des beklagenswerthen Irrthums ſeiner Väter, die in Polens Theilung willigten, ſo daß, wenn Windham wieder unter uns aufſtände und die Hartherzigkeit hätte zu behaupten wie vor ſechs und dreißig Jahren: „Polen gehe uns ſo wenig an als ein Land im Monde“ — ganz England heute ihm entgegenrufen würde, er habe keine größere Albernheit ausſprechen können, ſelbſt wenn ſein Gehirn unmittelbar unter dem Einfluſſe des Mondes geſtanden wäre. Ja, edle Gäſte, wir fühlen und erkennen es, daß durch den Dolchſtoß, der Ihr Vaterland traf, die Intereſſen der Welt verwundet wurden. Das unheilvolle Verhängniß Ihres Vaterlandes hat in unſern Augen nicht den hohen Werth verringert, den es für Europa als Vorhut der Civiliſation gegen das barbariſche Rußland haben mußte, wenn man es unabhängig beſtehen ließ. Aber wenn Rußland abermals die Unterjochung Polens gelingt, wird man ihm erlauben, einen ewigen Grabſtein auf Polens Freiheit zu wälzen, und an dieſem Steine ſein Schwert zu neuen Niedermetzelungen freier Männer zu ſchärfen? Ich ſtelle dieſe entſetzliche Frage, indem ich mich dabei nachdrücklich auch gegen die fernſte Abſicht verwahre, einen Seitenblick auf unſere weiſe und männlichſtarke Regierung zu werfen, weil ſie nicht mit einem Kriege dazwiſchen getreten. Dieſes Wort iſt in dem gegenwärtigen Augenblicke für das erſchöpfte England von furchtbarer Bedeutung, und auch angenommen, daß Rußland das ganze freie Europa ſtückweiſe unterjochen wolle und müſſe, ohne Widerſtand zu finden, ſo bin ich doch immer der Meinung, daß Britannien mehr die Hinterhut als das Vordertreffen dieſes Widerſtandes bilden könne. Doch ohne weiſſagen zu wollen, ſehe ich auch auf der andern Seite ein, daß man keiner prophetiſchen Geſichte bedarf, um vorauszuſehen, daß die freien Inſtitutionen der europäiſchen Völker, auch wenn dieſe gegen Rußland ſich verbänden und noch dazu kräftig verbänden, früher oder ſpäter unter dem ſlaviſchen Einbruche fallen müſſen, und daß dann die Nacht finſterer Jahrhunderte wieder heranziehen wird. Der ungeheure nordiſche Greif ſpreitet bereits ſeine Schwingen vom baltiſchen bis zum gelben Meere aus, und kommt ſo eben von ſeinem Fraße in Perſien, China, den kuriliſchen Inſeln und ſelbſt in Amerika, um an der Weichſel Menſchenblut zu trinken. Gerechte Beſorgniß befällt uns, wenn wir die wenigen Nationen ſehen, die ſich Rußland entgegenwerfen können. Preußen iſt geſchreckt, Deutſchland in Erſchlaffung und ich fürchte in Knechtſchaft verſunken. Unbedenklich dürfen wir freilich auf das Land der drei Farben blicken“ (ungeheurer Beifall); „aber bevor Frankreich ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland bilden kann, müſſen wir den letzten Funken unſers antigalliſchen Vorurtheiles erſticken, und Frankreich und Britannien müſſen nebeneinander gehen als zwei gegenſeitig vertrauensvolle nnd gleich hochherzige Nationen. Indeſſen, es beſteht wie in der Körperwelt, ſo in der moraliſchen das unwandelbare Geſetz, daß jeder Wirkung eine verhältnißmäßige Gegenwirkung entſpricht, und ich kann nicht umhin, mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Entwürfe des ruſſiſchen Kaiſers nicht völlig ſo weiſe ſind, als der Autokrat ſich einbildet. Zwar ſeine Macht iſt groß, und eine weite Strecke des noch nicht frei gewordenen Europa's wird ihm keinen Widerſtand entgegenſetzen. Aber hat er auch in Anſchlag gebracht, daß er Vernunft, Religion, Wiſſenſchaft, Menſchlichkeit und ſogar den Trieb der Selbſterhaltung in der civiliſirten Welt ausrotten muß, bevor nicht jede davon beſeelte Bruſt vor ſeinen Fortſchritten zurückſchaudert? Wird nicht ein Schrei der Scham und des Unwillens bei ſeinem Waffenglücke in Polen von einem Ende der civiliſirten Welt bis zum andern wiederhallen? Wird Deutſchland — das gelehrte Deutſchland — bei ſeiner Annäherung in unmächtiger Zerſtückelung beharren, wenn der Verwüſter auf ſeiner Schwelle ſteht, der ſeine Bücher verbrennen, ſeine Preſſen zertrümmern, ſeine Hochſchulen in Pferdeſtälle verwandeln wird? Endlich wird nicht die bis in's Mark verwundete Geduld des mißhandelten Europa's zuletzt auffahren, wenn es vernimmt, Ruſſen, ein Volk, das noch nicht den Voehof der Civiliſation erreicht hat, wollen ſich herausnehmen, über die Verfaſſungen aufgeklärter Staaten zu entſcheiden? Deutſche, weedet Ihr Dieß ertragen? Iſt es nicht Sch[illegible]de genug, daß vor Eurer Schwelle Barbarenhorden von Pferdefleiſchfreſſern und Thranſäufern ein Volk würgen, vernichten, das einſt Euch ſelbſt und die ganze Chriſtenheit vor dem Szimitar der Ungläubigen errettete — ein Volk von romantiſchem Gefühlaufſchwunge, von herrlichen Männern, von wunderſchönen Frauen — ein Volk, deſſen Erbtheil ein Land iſt voll hiſtoriſcher Erinnerungen des Genies und des Heldenmuthes — das Land des Dichters Caſimir *) und des Helden Sobieſki? — Ach, ich fürchte, dieſes Trauerſpiel wird noch weiter geſpielt werden. Doch laßt uns vertrauen, daß der Tag der Vergeltung kommen wird. Dieß iſt Alles, was ich Polens Feinden zu ſagen habe; ſeinen Freunden aber wünſche ich alles Heil, und zum Toaſte bringe ich aus: „„Die Geſundheit des Marquis von Wielopolski und der übrigen ausgezeichneten Fremden, die uns die Ehre erzeigten, unſere Gäſte zu ſeyn!““

Hierauf erhob ſich der Marquis unter großem Beifallrufe, und dankte in franzöſiſcher Sprache, indem er zugleich ſein Bedauern ausdrückte, hiezu nicht der engliſchen mächtig zu ſeyn. In ſeiner Antwort ſagte er unter Anderm: „Die Revolution Polens ſey völlig national, und durch eine Unterdrückung hervorgerufen worden, die auf gleiche Weiſe Adel, Bürger und Bauer gefühlt und unerträglich gefunden habe — die Nachrichten von Uneinigkeit der Polen ſeyen eine boshafte Erdichtung.“ Schließlich brachte er als Toaſt aus: „Das Glück Englands, und möchte die alte Verbindung zwiſchen ihm und Polen erneuert werden!“

*) Wahrſcheinlich Sarbieſki gemeint.

Hr. Wilks erhob ſich, um den nächſten Toaſt auszubringen; er ſagte hiebei, er könne nicht umhin, der Verſammlung Glück zu wünſchen wegen des Enthuſiasmus, mit dem die glorreiche Sache Polens von ihr begrüßt werde. Nur betrübe es ihn, daß England in ſeiner Unterſtützung Polens hinter jenen groſen Männern Frankreichs zurückgeblieben ſey, die ſich dort an die Spitze geſtellt, und für ihr Beiſpiel den Dank der civiliſirten Welt verdienten. Er wies hiebei auf Lafayette, Caſimir Perier und die andern hochherzigen Männer Frankreichs hin, die ſchon vor drei Monaten ſich zu einer Geſellſchaft vereinigten, nicht um die Polen durch feſtliche Gaſtgelage anzufeuern, ſondern durch eine werkthätige Unterſtützung dieſes edeln unterdrückten Volkes. Der Name Lafayette's, des Patriarchen der Freiheit, ſey allein hinreichend geweſen, die ſchönſte und außerordentlichſte Verbindung in's Leben zu rufen. Er ſchloß mit dem Toaſte: „Lafayette und die Freunde Polens in Frankreich! Die franzöſiſche Nation! Möge der Triumph der Freiheit, ſo edel errungen, in Friede vollendet, mit Glück verewigt werden!“ (Beifall.)

Der Graf Laborde dankte in franzöſiſcher Sprache, indem er zugleich beklagte, daß die Regierung Frankreichs allzu furchtſam geweſen ſey, den tapfern Polen, die ſich erhoben, um aus einer abſcheulichen und erniedrigenden Knechtſchaft ſich zu befreien, Beiſtand und Unterſtützung zu reichen.

Hr. Hume ſagte hierauf: „Alle Freunde der Freiheit in England müſſen wünſchen, den Polen beiſtehen zu können; aber während ſie ihren Blick auf das Mißgeſchick Polens würfen, dürften ſie nicht vergeſſen, wie viel ſie zu Hauſe zu leiden haben. Während Polen unter einer verhaßten Herrſchaft ſchmachtete, konnte man ſagen, daß England frei geweſen? Ich ſcheue das Wort: „Intervention,“ da ich die daraus entſpringenden Uebel geſehen habe. Ich wünſche in dem Augenblicke nicht, die Aufmerkſamkeit der Engländer von ihren eigenen Angelegenheiten abzulenken. Wir ſind ſelbſt in einen Kampf verwickelt für unſere Rechte und Freiheiten, die von einer Oligarchie uns geſtohlen worden, deren Herrſchaft ſo viele Jahre auf England laſtet. Alles Vertrauen hege ich, daß die Polen aus dem begonnenen Kampfe ſiegreich hervorgehen werden; denn ihr Sieg würde auch ein Sieg für England ſeyn, und unumwunden erkläre ich, daß die glorreiche und ewig unvergeßliche Revolution in Paris“ (Beifall), „der Kampf in Polen und Italiens Erhebung insgeſammt England in den Stand ſetzen werden, ſich aus der Dienſtbarkeit voriger Jahrhunderte zu befreien, und einem verkehrten Regierungsſyſtem ein Ende zu machen, das dieſes Land im Angeſichte Europa's entwürdigt hat. Nicht eher iſt es uns möglich, für die Freiheit in fremden Ländern kräftig aufzutreten, bevor wir im Innern unſere eigenen Rechte erfochten.“ Seine Rede ſchloß mit dem Toaſte: „Belgiens Glück und Unabhängigkeit!“ Hr. Beyr. Sekretär der belgiſchen Geſandtſchaft, dankte in franzöſiſcher Sprache.

Endlich brachte O'Connell, der laut dazu aufgefordert wurde, ſeinen Toaſt „auf Italiens Glück und Unabhängigkeit“ aus, wobei er in ſehr beredten Worten unter fortwährendem Beifalle durchführte, daß Italien von Rom abwärts groß und glücklich geweſen, ſo lange das demokratiſche Prinzip in den verſchiedenen Republiken Italiens herrſchend geblieben; dagegen ſey es in Unmacht hingeſunken von dem Augenblicke an, wo es ſich der Oligarchie unterworfen. Mit Wärme ſprach er auch von der Reform, und empfahl, die Miniſter durch Aſſoziationen, die ſich über das ganze Land verbreiten ſollten, zu unterſtützen.

Signor Roſitti erſtattete hierauf ſeinen Dank.

Hobhouſe und die Parlamentsmitglieder entfernten ſich jetzt, und Hr. Campbell nahm den Vorſitz an der Tafel ein, an welcher die herzlichſte Fröhlichkeit, von Zeit zu Zeit durch Reden unterbrochen, den ganzen Abend herrſchend blieb.

Einige Kurioſitäten aus der groſſen Kunſt- und Gewerbausſtellung in Brüſſel im Sommer 1831.

(Fortſetzung.)

Unter den oſtindiſch-javaniſchen Kunſtſachen zeichnete ſich ein kleines Schiff aus, welches aus lauter Gewürznägelein zuſammengeſetzt und von einem Einwohner auf den molukkiſchen Inſeln verfertigt war — ein gar merkwürdiges Stück. Recht hübſch war auch das Modell eines chineſiſchen Kriegsſchiffs oder einer Jonque, doch ſind nicht alle Jonquen Kriegsſchiffe; meiſtens ſind es gewöhnliche Fahrzeuge. — Ein Tableau oder Plateau ſtellte in Relief den Garten des vormaligen Kapitäns der Chineſen in Samarang vor, als Spiel für Kinder zu betrachten. Die javaniſchen, nicht japaniſchen, Kunſtſachen füllten ein eigenes Zimmer, den Saal Nro. 10. Bloß von der Inſel Java waren 157 Proben verſchiedener Stoffe und Zeuge von Seide und von Baumwolle, andere von roher Seide und von roher Baumwolle, ſechs Sorten Linnen von verſchiedenen Pflanzen, die in Java einheimiſch ſind und womit man Verſuche angeſtellt hat, Stoffe für Sacktuch und für Tauwerk daraus zu machen. Verſchiedene Sorten Hanf von Java, Cheribon und andern Inſeln, woraus Säcke dort gemacht werden; ein Sack aus der Rinde des Baums, der Tipplokan heißt. Vielerlei Matten und Strohgeflechte von ſeltenen Bäumen, wovon einige zu Segeln der dortigen Schiffe dienen. Ferner viel Hausgeräth, Holz- und Lederarbeiten, Waffen, Dolche, Säbel und Jagdmeſſer der Eingebornen. Ein gewiſſer Dolch von Bögine heißt badi badi, eine andere Mordmaſchine nennt man ani ani, eine Art von Dolchen heißt Labak inten, eine andere Tilam oplek. Die Degenklingen werden von den Eingebornen bereits den europäiſchen Klingen ganz treu und gut nachgemacht und auch reich verziert und beblümt. Ein Manuſkript von Tenger war auf Blättern der Lontarſtaude geſchrieben (wornach der Lontarzucker benannt iſt). Ein Pflug und ein Grabſcheit der Eingebornen war auch da. — Unter den ſechſerlei Proben von Landesprodukten waren 17 verſchiedene Sorten Thee, davon fünf japaniſchen Urſprungs, fünf andere aus dem botaniſchen Garten der Regierung zu Buitenzorg, d. h. Sansſouci oder Ohneſorgen. Tabak von Japan und von Java, Wachslichter aus dem Baum Kondang von Paſſaroang und dgl. — Eine goldene Garnitur, ein goldnes Käſtchen und eine ſilberne Schachtel, verfertigt auf der Inſel Sumatra in der Reſidenz Padang. Zwei Gläſer mit Cochenille, geſammelt in Buitenzorg von der Cochenille, welche die Regierung von Java aus Cadix nach dieſer Inſel verpflanzen ließ. Deux bocaux de cochenille, ſagt der Katalog, alſo zwei Pokale voll, vermuthlich ſind dort einheimiſche Becher oder Gläſer gemeint. — Zwei Käſtchen mit Thee, geſammelt in dem Park von Buitenzorg, wo deſſen Kultur erſt neuerlich durch den Generalkommiſſär des Königs in den oſtindiſchen Beſitzungen eingeführt iſt. — Ein lackirtes Käſtchen, enthaltend mehrere Proben von Pecco-Thee prima Sorte, zweite Sorte, Thee Souchon von verſchiedenen Sorten u. ſ. w. — Mehrere Sorten Indigo, einige in Geſtalt von Thürmen (tours), bereitet von den Eingebornen des Regierungsbezirks Limbangang aus der Pflanze Nila Kambangan vermittelſt Kochens oder vielmehr Backens (par le moyen de cuisson). — Seide, gewonnen in der Niederlaſſung zu Krawang auf der Inſel Java. Eine Ziegenhaut und ein Stück Büffelleder, ebendaſelbſt gegerbt. — Eine Probe von ſchwarzem Katjang, um damit die bekannte Soja oder Ketjap zu bereiten. Proben von Kaſtor oder Nüſſe von der Palma Chriſti in Paſſaroang. Proben von Pfeilwurz aus dem botaniſchen Garten in Buitenzorg. Verſchiedene Holzarten, Sapan- und Sandalholz, Vitriol, Harz, Safflor, Baumſeife, Binkudu, Drachenblut oder Sandarach, Benzoin von Sumatra, Frisgrün, Sodaſalz aus der Kalipflanze in Pekalongang, Potaſche aus dem Abfall von Zweigen und Stengeln der Indigopflanze. — Eine Baumwollenmühle; Papier aus Sorakarta. Stücke Zeug oder Stoffe von Stroh, beſetzt mit Blättern von der Staude Gebang oder Poiſonk. Eine groſſe Matte von den dicken Blättern des Krandangbaums mit bunt kolorirten Blumen. Proben von ſonderbaren Tauen und Stricken aus Büffelhaut, die beſonders an den Segeln und dem Steuer der dort einheimiſchen Schiffe gebraucht werden. Seide aus Samarang, nach dem Urtheil Sachverſtändiger in Bengalen, China und England von ſehr guter Qualität, geſammelt von Hrn. Bremner. — Schöne oſtindiſche ſeidene Shawls, Tücher, die um den Kopf gebunden werden, blaue und auch rothe Roben mit Blumen von Macaſſar, andere mit Carreaux, einige mit goldenen Blumen, Guinguang oder Ranga, d. h. Gingham von der Inſel Cheribon, eine blaue Paradedecke oder Pranak, ein Shawl aus Nankin, ein violet ſeidener Shawl mit goldenen Blumen von Tapara, weiß ſeidene Handſchuhe, ein rother Damengürtel und fünf feine blaue Schürzen (ſlendang batit nilea und mera), Bänder zu Gürteln von Bantam, ein Galakleid der Groſſen in Sorakarta, ein Mannsanzug und ein Kopftuch für dieſe Herren, Säcke aus der Pflanze Widjinan und aus der Staude Teboe ſoero. Beſonders merkwürdig war ein ſeidener Shawl, verfertigt aus den Erzeugniſſen von dreißigtauſend Würmern (treize mille vers, Seidenwürmer) Nro. 113, Seite 511.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 95. 5 April 1831.

Heinrich Brougham.

(Fortſetzung.)

Betrachten wir hier nur ſeine im J. 1828 gehaltene Rede über eine Geſetzreform, die zwar im Zuſammenhange ſteht mit ſeinen Berufsſtudien und in manchem Betracht nicht allen Anforderungen der Rechtsgelehrten genügen mag, aber wie muß Dieß allein ſchon in Verwunderung ſetzen, daß er außer ſeinen Geſchäften vor Gericht und im Parlament ſich noch eine Aufgabe von ſo ungeheurem Umfang ſetzen konnte! Wie muß man über den unermüdlichen Fleiß eines Mannes erſtaunen, der ſich durch eine abſchreckende Maſſe von Einzelnheiten hindurch arbeiten konnte, zu deren Vortrag allein er ſechs Stunden im Unterhauſe brauchte! Und wie überraſcht es, nach einer ſo verdrüßlichen und mühſeligen Arbeit am Schluſſe dieſer Rede, die unſtreitig zu den ſchönſten Erzeugniſſen engliſcher Beredſamkeit gehört, den Genius Brougham's in ſeiner ganzen Erhabenheit noch aufſtrahlen zu ſehen! Es ſey erlaubt, zugleich als eine Probe von Brougham's Rednergabe einen Theil dieſer Peroration hier anzufügen, wenn anders eine Ueberſetzung die Meiſterhaftigkeit des Originales wieder zu geben wagen darf:

„Mögen mich die Miniſter unterſtützen oder nicht; ich blicke auf das Haus mit feſter Zuverſicht, daß es jene unter ſeiner Aufſicht halten, und mir beiſtehen wird, indem es, wenn ich zu weit gehe, meinem Schritte Einhalt gebietet, wenn zu raſch, meiner Eile; jedenfalls aber mir geneigt und freundlich in dem beſten und größeſten Werke hilft, das die Hand des Geſetzgebers unternehmen kann. Die Bahn iſt uns deutlich vorgezeichnet, der Lauf glorreich. In Eurer Hand liegt es, Euren Namen durch alle Zeiten fortleben zu laſſen, im Glanz von Thaten, ruhmvoll und erſprießlich, wie noch keine in dieſen Mauern vollbracht worden. Ihr ſahet den größten Feldherrn dieſes Jahrhunderts — den Eroberer Italiens — den Demüthiger Deutſchlands — den Schrecken des Nordens — und für armſelig dürft Ihr alle ſeine unvergleichlichen Siege rechnen gegen den Triumph, den Ihr Euch jetzt erringen konnt — Ihr ſahet ihn den Wankelmuth des Glücks verachten, als er ihm zu Trotz das ſtolze Wort ausſprechen konnte: „mit meinem Geſetzbuch in der Hand werde ich der Nachwelt entgegentreten.“ Ihr habt ihn auf dem Schlachtfelde beſiegt, ſtrebt jetzt ſein Nebenbuhler zu werden in den heiligen Werken des Friedens. Entringt ihm die Palme des Geſetzgebers, wie Ihr ihm den Lorbeer der Waffen entriſſen. Der Ruhm der Regentſchaft wird verdunkelt werden durch den dauerhafteren und ſchönern Glanz des Königthums. Der Preis, der von ſchmiegſamen Höflingen unſern Edwarden und Heinrichen als den Juſtinianen ihrer Tage gereicht wurde, wird eine gerechte Zugabe zu dem Namen des Guten und Weiſen für einen Monarchen werden, unter deſſen Herrſcherſtabe ein ſo großes Werk wird in Erfüllung gehen. In Wahrheit, die Zepter ſind zumeiſt beneidenswerth, die zu ſolchen Eroberungen, zu ſolcher Herrſchaft Macht verleihen. Es war der Stolz des Auguſtus — es bildete einen Theil des Glanzes, in dem die Treuloſigkeiten ſeiner frühern Jahre ſich verlor — daß er ein Rom von Ziegelſteinen gefunden, und von Marmor hinterlaſſen habe; ein Lob, nicht unwürdig eines großen Fürſten, auf welches auch das gegenwärtige Königthum nicht ohne Anſpruch iſt. Aber um wie viel edler erſt wird der Stolz unſers Monarchen ſeyn, wenn er ſagen kann, daß er Geſetze theuer fand und ſie wohlfeil hinterließ — daß er ſie als ein verſiegeltes Buch fand, und als lebendigen Buchſtaben hinterließ — daß er ſie fand als ein Eigenthum der Reichen und ſie hinterließ als ein Erbſtück den Armen — daß er ſie fand als ein doppelſchneidiges Schwert von Ränken und Gewaltthat, und hinterließ als einen Stab der Ehrlichkeit und als Schild der Unſchuld. Mir, der ich oft über dieſe Gegenſtände nachgedacht, ſchien es jederzeit eine würdigere Ehre, Euch in dieſer hochwichtigen Angelegenheit anzufeuern, als alles Deſſen mich zu erfreuen, was ein öffentliches Amt gewähren mag — ein öffentliches Amt, deſſen Verleihung eine verdrüßliche Laſt, deſſen Vortheile überflüſſig für Den ſeyn würden, der wie ſeine übrigen fleißigen Mitbürger lieber mit eigener Hand für ſeine eigenen Bedürfniſſe ſorgt, und der in Betreff der Macht, die, wie man glaubt das Amt begleitet, ein halbes Jahrhundert gelebt hat, um zu ſehen, wie oft Macht und Stelle genommen werden konnen. Nur eine Macht preiſe ich, die der Vorſprecher meiner Landsleute hier, und anderwärts ihr Mitarbeiter zu ſeyn in jenen Dingen, die die theuerſten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechtes betreffen. Dieſe Macht, ich fühle es ganz, kann keine Regierung verleihen, kein Wechſel nehmen.“

Es iſt vielleicht der Mühe werth, mit dieſer höchſt durchdachten und ſorgfältig ausgearbeiteten Stelle, die einer Ueberſetzung eines klaſſiſchen Griechen nicht unähnlich ſieht, eine andere zu vergleichen, die den Schluß ſeiner in der erſten Nacht der gegenwärtigen Parlamentsſitzung gehaltenen Rede über die politiſche Lage Englands bildete, die zwar nicht mit der erſt angeführten in künſt-

Digitized by Google

licher Ausarbeitung die Vergleichung aushält, aber von der natürlichen Kraft ſeiner Beredſamkeit als Probe gelten mag.

„Das Volk von England zieht eine beſchränkte Monarchie vor, und mit ihr eine Ariſtokratie; denn dieſe iſt die nothwendige Begleiterin einer beſchränkten Monarchie. Das Volk von England iſt ruhig, weil es ſeine Inſtitutionen liebt. Ich wünſche alles Heil den Rechten des Volkes, und bin entſchloſſen bei dieſen Rechten zu leben, da ich bereit bin mit ihnen und für ſie unterzugehen, weil ich glaube, daß dieſe Rechte von dem Volke begriffen worden und ſeinem Charakter und ſeiner Gemüthsart angemeſſen ſind. Beſchränkte Monarchie und Ariſtokratie ſind die zuverläſſigſten Garantien für dieſe Rechte, und ich wenigſtens wünſche keine Veränderung. Ich wünſche keine Umwälzung und bin überzeugt, ich ſpreche hierin die Geſinnung der großen Mehrheit des Volkes aus, das die Inſtitutionen ſeines Landes liebt, das die Monarchie liebt, das die Ariſtokratie liebt, weil mit den Rechten und Freiheiten des Volkes ſelbſt dieſe innig verwebt ſind. Es hat eine feſte Anhänglichkeit an unſre Regierungsform, und ich für meinen Theil erkläre feierlich, daß ich — wenn alles Dieß zu Grunde gehen müßte — unendlich lieber mit ihm zu Grunde gehen wollte, als es überleben, um auf ſeinen Trümmern die traurige Lehre von der Hinfälligkeit der beſten menſchlichen Inſtitutionen zu leſen.“

Es iſt möglich, daß einige engliſchen Redner in den äußern Schönheiten der klaſſiſchen Literatur beſſer bewandert ſind, als Brougham, aber keiner iſt ſo ganz und gar durchdrungen von ihrer prachtvollen und glänzenden Philoſophie, die den koſtbarſten Edelſtein in jener reichen Schatzkammer bilden, die uns längſt vergangene Jahrhunderte hinterlaſſen haben. Brougham ahmt weder die reine und ſaubergeglättete, obgleich oft etwas höfiſche Sprache des Tullius nach, noch haben ſeine Reden (obgleich ſie, wie aus dem zuerſt angeführten Beiſpiele zu bemerken war, öfters einen dergleichen Zuſchnitt verrathen) die gerundete Form der griechiſchen Redner; doch fehlen ihm nicht die logiſche Feſtigkeit Cicero's, noch die furchtbar losſchlagenden Ausfälle der Griechen. Ueberdieß weiß keiner der Redner in und außer dem Hauſe der Gemeinen, die gang und gäb gewordene Wiſſenſchaft unſrer Zeit ſo zu benützen, und wenn man die politiſche Farbe und Wichtigkeit ſeiner Reden ſich hinwegdenken will; ſo finden ſich unter denſelben einige, die man als bewundrungswürdige Vorträge über Philoſophie, Literatur und Kunſt betrachten kann.

(Fortſetzung folgt.)

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Fortſetzung.)

Nachdem Kapitän Beechey die Oſterinſel verlaſſen, und den Ducie- und Eliſabethinſeln, welche beide unbewohnt ſind, einen flüchtigen Beſuch abgeſtattet hatte, ging es nach Pitcairn Eiland, wo der alte Adams, der Letzte, der ſich von der unglücklichen Mannſchaft der Bounty noch am Leben befand, das Intereſſe der engliſchen Seefahrer längere Zeit feſthielt. Kaum hatten ſie ſich vor Anker gelegt, als ſtatt eines Kanots ein Boot erſchien, das, wie man ſich gleich vorſtellte, den alten Adams und ſeine junge Mannſchaft brachte. Sie kamen nicht eher an Bord, als bis man ihnen förmlich die Erlaubniß ertheilte; dann ſprangen ſie hinauf, und ſchüttelten jedem Offizier mit dem Ausdruck ungeheuchelter Freude die Hand. Adams, obgleich ein Fünfundſechziger, und von anſehnlicher Beleibtheit, war für ſein Alter noch ungewöhnlich kräftig und rüſtig. Er trug Seemanns Hemd und Hoſen, und einen niedern Hut, den er inſtinktmäßig in der Hand behielt, bis man ihn denſelben aufſetzen hieß. Dieſe ſeemänniſche Haltung blieb ihm auch nachher, indem nie ein Offizier ihn anredete, ohne daß er den Hut abzog, und mit der Hand über ſeine kahle Stirn fuhr. Es war ſeit der Meuterei das erſte Mal, daß er ſich wieder an Bord eines Kriegsſchiffs ſah, und der Eindruck der Scenen, zu denen ſein Geiſt natürlich zurückkehrte, konnte nicht anders als eine augenblickliche Verlegenheit in ihm erregen, die ſich wohl durch die Vertraulichkeit noch ſteigerte, mit welcher Perſonen von einer höhern Klaſſe, als ſein gewöhnlicher Umgang, ihn behandelten. Für ſeine Sicherheit fürchtete er nichts, denn er hatte zu viel Beweiſe des Wohlwollens von Seite der britiſchen Regierung wie Einzelner bekommen, als daß ihm ein ſolcher Gedanke hätte aufſteigen mögen. Nach einem Schreiben aus dieſer Inſel vom 19 März v. J. iſt Adams ſeither geſtorben. Der Verfaſſer des Briefs, ein Mann, der ſich auf Pitcairn Eiland niederließ, um mit einem Andern die religiöſe Pflege der Einwohner zu übernehmen, gedenkt darin mit Dank der Ankunft von Geräthſchaften, Kleidungsſtücken und andern Artikeln, welche die Regierung den Inſulanern durch das Schiff Seringapatam ſchickte. Durch den Miſſionär Nott hatten ſie erfahren, daß man in England vor einem oder zwei Jahren ſie nach Taheiti oder einer der Freundſchaftsinſeln überzuſiedeln beabſichtigte; dieſer Plan ſcheine jetzt aufgegeben, worüber ſie ſich ſehr freuten, da ſie mit ihrer kleinen Inſel ſehr zufrieden wären, und ſie nicht gerne verlaſſen möchten. Damit ſcheint Beechey's Bericht nicht ganz übereinzuſtimmen, nach welchem die Unterhaltung mit Fremden und das Leſen von Reiſebeſchreibungen, die von Zeit zu Zeit zu ihnen gelangten, in vielen den Wunſch hervorgerufen hätte, ihre nur zwei Meilen lange Inſel mit einem geräumigeren Aufenthaltsort zu vertauſchen; „doch,“ ſetzt Beechey hinzu, „ihre Anhänglichkeit an einander und an den vaterländiſchen Boden erlaubte ihnen nicht, einzeln ſich zu entfernen.“ Adams ſtarb am 5 März 1829 nach einer kurzen Krankheit, ſein Weib überlebte ihn nur wenige Monate. Georg Adams hatte Polly Young, und Georg Nobbs Sarah Chriſtian (die Tochter des Anführers bei dem Aufruhr) geheirathet; Robert und Edward Young und Mary Chriſtian waren noch ledig. Wir bemerken dieſe Einzelnheiten, weil das Schickſal der Abkömmlinge jener durch die Rache des Geſetzes auf allen Meeren verfolgten Meuterer, denen Lord Byron ſein ſchönes Gedicht „die Inſel“ weihte, manche Leſer auch außer England intereſſiren dürfte. Die Bevölkerung der Kolonie von Pitcairn Eiland beſtand aus ſechsundſechzig Perſonen, als Kapitän Beechey daſelbſt war und man kann ſeine rührende Schilderung des Abſchieds von dieſen einfachen unverdorbenen Naturkindern nicht leſen, ohne daß man wünſcht, es möchte der Verkehr mit der Welt, der ihnen ſo viele Freude zu machen ſcheint, nie ihren innern Frieden ſtören.

Auf den Gambierinſeln waren die Einwohner höchſt zudringlich und diebiſch. Nach einem unangenehmen Auftritt mit denſelben

Digitized by Google

kam Abends Niemand an Bord; aber kaum graute der Morgen, als ein Inſulaner in einem kleinen Katamaran auf das Schiff zuruderte. Er war völlig nackt und hatte Nichts auf ſeinem Floß als eine Stange und ein Ruder. Erſt nach langem Beſinnen, und nicht eher als man ihm in taheitiſcher Sprache wiederholt zurief, man ſey gut Freund, wagte er ſich in die Nähe. Nach einer fernern kleinen Ueberlegung band er ſein Floß mittelſt eines Stricks, den man ihm hinabließ, am Schiff feſt, und endlich, indem er die Leiter bei jeder Sproſſe ſorgfältig probirte, ſtieg er hinan. Seine Ueberraſchung als er das Verdeck erreichte, war über alle Maßen; er tanzte, hüpfte und warf ſich in alle mögliche Stellungen, ſchreiend und ſingend; er redete Jedermann an, ohne daran zu denken, daß man ſeine Sprache nicht verſtand, und ſeine Augen lieſen in beſtändiger Thätigkeit von Gegenſtand zu Gegenſtand. Man bot ihm mehrere Geſchenke, die er ſehr bereitwillig annahm, und nachdem er ſich ſo der freundlichen Geſinnung des Schiffsvolks überzeugt hatte, eilte er zurück zu ſeinen Kameraden an der Küſte, die ihn dort in großer Anzahl erwarteten. Da ſeine Botſchaft günſtig lautete, ſo ſtießen im Augenblick mehrere Katamaran's ab, und fuhren nach dem Schiff. Ihre Art der Begrüßung verdient beſchrieben zu werden. Die Lippen werden zwiſchen den Zähnen eingepreßt, die Naſenlöcher aufgeriſſen, und die Backen aufgeblaſen; hat man ſich ſo in Faſſung geſetzt, ſo wird das Geſicht vorwärts bewegt, die Naſen der ſich Bewillkommnenden begegnen ſich, und die Ceremonie ſchließt mit einer herzlichen Aneinanderreibung, wozu noch ein heftiges Schreien oder Grunzen gehört, deſſen Tonleiter durch den Grad der Brünſtigkeit der Gefühle bedingt iſt. So gut aber Anfangs Alles ging, ſo nöthigte doch die Habſucht der Eingebornen bald den Kapitän, den Verkehr zu unterbrechen. Einer der Gäſte hatte beſonders einen kleinen Dachshund liebgewonnen, ſo daß er ihn um Alles in der Welt gern mitgenommen hätte, woran man ihn nur mit Mühe hinderte. Dieſer und ein großer Newfoundländer leiſteten indeß dem Kapitän beſſere Dienſte, um das Verdeck ſauber zu halten, als die an die Schiffsleitern poſtirten Schildwachen, deren Wachſamkeit jene auf alle Art zu täuſchen ſuchten. Die Thiere faßten nämlich einen ſolchen Widerwillen gegen die ungezogenen Wilden, daß ſie keinen mehr heraufließen, und die Eingebornen, die nie Hunde geſehen, empfanden vor ihnen einen ſo ungemeinen Reſpekt, daß ſie ſich nun nicht mehr in ihre Nähe getrauten. *)

*) Sie nannten den Hund boa; ein Wort, welches in der taheitiſchen Sprache eigentlich Schwein bedeutet. Bei der Armuth ihres Landes an Thieren bezeichnen ſie mit dieſem Namen auch andere Thiere, wie den Ochſen und das Pferd, welches letztere bei ihnen boa-aſoe-taata d. h. menſchentragendes Schwein heißt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Lage der ruſſiſchen Armee in Polen.

Wenn man den Bewegungen des ruſſiſchen Heeres von ſeinem Uebergang über den Bug bis auf das Schlachtfeld von Grochow und in ſeine gegenwärtige Stellung folgt, ſo muß man zugeben, daß der urſprüngliche Plan des Feldzuges durchaus fehlgeſchlagen iſt, und einſehen, daß die gegenwärtige Lage des ruſſiſchen Heeres nichts weniger als vortheilhaft ſeyn kann.

Ein Blick auf die Carte zeigt, daß die Weichſel Warſchau in zwei Theile ſchneidet. Die Vorſtadt Praga liegt auf dem rechten Ufer, die Hauptſtadt, die bloß durch die neu aufgeworfenen Verſchanzungen gedeckt iſt, auf dem linken. Nördlich von Warſchau, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, ergießt ſich der Bug in die Weichſel auf der Seite des rechten Ufers; hier an ſeiner Einmündung liegt die Feſtung Modlin. Geht man von dieſer aus den Bug wieder aufwärts, ſo ſieht man, daß er ſich in einem Bogen öſtlich und in bedeutender Entfernung von Warſchau krümmt, bis nach Nur hin; von da aus wendet er ſich gegen Süden, und bezeichnet parallel laufend mit der Weichſel die Gränze Polens und des ruſſiſchen Reiches auf einer Strecke von ungefähr 50 Meilen.

Der Raum nun zwiſchen dem Bug und der Weichſel war von dem Grafen Diebitſch zu ſeinem Operationsplane auserſehen, der nur durch die größtmögliche Geſchwindigkeit der Ausführung gelingen konnte. Hiezu bedurfte es vorzüglich einer andauernd ſtarken Kälte, durch welche die Bewegungen der Kavallerie und Artillerie erleichtert und ein Uebergang über das Eis der Weichſel möglich wurde. Die milde Witterung in der erſten Hälfte des Februars führte das Aufthauen ſechs Wochen früher, als gewöhnlich herbei.

Allem Anſchein nach lag es in dem Plane des ruſſiſchen Feldherrn, zu gleicher Zeit auf Warſchau einen dreifachen Angriff auszuführen. Das Hauptkorps ſollte geradezu auf Warſchau losgehen und in geringer Entfernung vor der Hauptſtadt ſich aufſtellen, während der rechte Flügel des Heeres zwiſchen Warſchau und Modlin über die Weichſel ging und Warſchau von Norden her auf dem linken Ufer bedrohte. Zu gleicher Zeit hatte Diebitſch zu ſeiner Linken ein Korps von 10 bis 12,000 Koſaken entſendet, die von ſechs- bis achttauſend Mann Linientruppen unterſtützt von Süden her über Radom auf Warſchau losgehen ſollten, nachdem ſie bei Pulawy über die Weichſel geſetzt. Inzwiſchen konnte Diebitſch hoffen, die Polen auf Praga zurückwerfen und nach bewerkſtelligten Uebergängen mit ſeiner überlegenen Macht von drei Seiten einſchließen zu können.

In dieſem Plane lag vielleicht weniger Kühnheit als unbeſonnene Verachtung der moraliſchen Kraft des Volkes; ſo wie der Feldherr dabei auf einen äußerſt wankelmüthigen Bundesgenoſſen — die Witterung — ein allzu unbedingtes Vertrauen geſetzt zu haben ſcheint. Die patriotiſche Begeiſterung und das Thauwetter wurden Hinderniſſe, die, nicht in die Berechnung aufgenommen, den ganzen Plan ſcheitern machten.

Das Thauwetter fiel, wie es ſcheint, früher ein, als die vorbereitenden Manöver alle ausgeführt werden konnten; der rechte Flügel, der einen ſehr weiten Umweg zu machen hatte, blieb allzuſehr zurück, und der linke, der auf einer kürzeren Linie ſchneller an die Weichſel gelangte, wagte ſeinen Uebergang nicht zu bewerkſtelligen, ohne der Mitwirkung der übrigen Armeekorps verſichert zu ſeyn. Es war natürlich, daß die Truppen in einem Lande, das bei eingetretenem Thauwetter aus bodenloſem Sumpf und Sand beſteht, das von unzähligen Flüſſen und Bächen durchſchnitten iſt, und nur eine einzige gangbare Straße beſitzt, die von Praga nach Therespol über den Bug führt, auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen mußten. Diebitſch mußte daher unverzüglich ſeinen urſprünglichen Plan aufgeben, ſo viel als möglich von ſeiner Heeresmacht vor Praga zuſammenziehen und hier durch überlegene Macht den Feind mit Einem Schlage zu erdrücken ſuchen.

Dagegen ſchienen die Polen ihrerſeits eingeſehen zu haben, wie viel darauf ankam, ſich nicht auf Praga zurückwerfen zu laſſen. Es konnte ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß Suwarow im Jahre 1796 hier ihre tapferen Vorgänger niedermetzelte, nachdem er die Poſition von Praga durch einen dreifachen Angriff erzwungen hatte, den Diebitſch nachahmen zu wollen ſchien. Hieraus erklärt ſich wohl auch die Hartnäckigkeit des Kampfes, der ſich auf einem Umkreis von zwei bis vier Meilen um Praga her entſpann. Die unſterblichen Thaten des polniſchen Heldenmuthes in den glorreichen Tagen zu Ende Februars ſind bekannt. Die Polen konnten ſich unbedenklich auf das linke Weichſelufer zurückziehen, nachdem ſie ihren Feind in einem dreitägigen Gefechte mörderiſcher Gegenwehr ſo übel zugerichtet und ermüdet hatten, daß ſie von ſeiner Verfolgung oder erneuertem Angriffe nichts mehr zu fürchten brauchten. Wirklich führten ſie auch ihren Uebergang aus, ohne von dem Feind ungeachtet ſeiner Ueberlegenheit beunruhigt zu werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die gegenwärtige Lage des ruſſiſchen Heeres.

Digitized by Google

Wenn der Kriegsſchauplatz in Bayern, Würtemberg oder Sachſen wäre, in jenen fruchtbaren und reichen Gegenden, auf deren Boden gewöhnlich Europa's Schlachten ausgefochten werden, in Gegenden, die von guten Straßen durchſchnitten, wo die Kommunikationen leicht und regelmäßig ſind; ſo würden die ſtreitenden Armeen unbedenklich ihre Bewegungen erneuern können, ſicher, daß ihre Zufuhren ihnen folgen und ſie ſelbſt überall Lebensmittel für Menſchen und Pferde antreffen würden. Nicht ſo in Polen und beſonders auf dem rechten Weichſelufer, auf dem ſich unermeßliche Sümpfe, und die meiſten Seen befinden, von denen das Land bedeckt iſt. Zum Beweis hievon nehme man den nach Quadratmorgen berechneten Flächenraum, der von Seen und Sümpfen eingenommen wird.

	Seen.	Sümpfe.
In der Wojewodſchaft von Auguſtow, wo die ruſſiſche Armee eindrang:	28,530 M.	71,340 M.
In der Wojewodſchaft Plozk, wo man gegenwärtig manövrirt	1680 M.	20.560 M.
In der Wojewodſchaft Warſchau, wo die Schlachten Ende Februars geliefert wurden	2.280 M.	8,550 M.

Die Wojewodſchaft von Auguſtow, Plozk und Podlachien, wo gegenwärtig die ruſſiſche Armee ihre Stellung hat, ſind überdieß eben wegen ihres Sumpfbodens die am Wenigſten fruchtbaren und bevölkerten. Eben ſo iſt die Wojewodſchaft Warſchau beſchaffen, die auf dem rechten Ufer der Weichſel gelegen iſt und ſich bis an den Bug erſtreckt.

Die ruſſiſche Armee hat demnach 60 bis 80 Meilen von Bialyſtok und Grodno, wo ihre Hauptmagazine ſind, in einem Lande ohne fahrbare Wege, wo man oft auf vier bis fünf Meilen nur einem elenden Dorf begegnet, auf einem durch das Thauwetter bodenlos gewordenen Terrain, mitten unter einer feindlichen Bevölkerung, eine Stellung eingenommen, um ihre Verluſte wieder zu ergänzen und ſich von ungeheuern Anſtrengungen zu erholen. Angenommen, daß Zwiſchendepots von Lebensmitteln und Futter angelegt ſind, denen ſich das Heer auf etwa fünf Tagmärſche genähert hat, ſo wird man doch ein ungeheueres Material nothwendig haben, um den täglichen Bedarf herbeizuſchaffen.

Man giebt die Geſammtmacht des ruſſiſchen Heeres auf 200.000 Mann an, worunter man, iſt dieſe Zahl richtig, verhältnißmäßig 20.000 Mann Kavallerie rechnen kann. Wenn man den täglichen Bedarf eines Menſchen auf 2 Pfund Mehl oder andere mehlhaltige Früchte und auf ein halb Pfund eine Quart Branntwein anſchlägt, ohne welchen der ruſſiſche Soldat nicht fechten kann, ſo beträge das Gewicht der Lebensmittel für 200,000 Mann auf einen einzigen Tag 5000 Zentner, alſo auf 5 Tage 25.000 Zentner, zu deren Transporten 1250 Proviantwagen oder vierſpännige Fuhrwerke erforderlich ſind. Eben ſo viele braucht man, die leer zurückkehren. Es ſind alſo im Ganzen 2500 Wagen und 10,000 Pferde zu dieſem Dienſte nothwendig.

Der Futterbedarf für die Pferde bietet noch größere Schwierigkeiten dar. Abgeſehen von den 20,000 Pferden der Reiterei und den 10,000 Pferden für das Gepäcke ſind zum Fortſchaffen von 400 Stücken Geſchütz und 400 Munitionswagen wenigſtens 5000 Pferde nöthig; hiezu kommen noch gegen 5000 Pferde für den Generalſtab, für das Gepäck bei dem Fußvolk, die Feldapotheken u. ſ. w., endlich 15,000 Zugpferde, um die 4 bis 5000 Wagen zum Transport der Lebensmittel zu führen; ſo daß alſo gegen 50.000 Pferde zu unterhalten wären. Jedes Pferd verzehrt Tag für Tag wenigſtens 18 Pfund Heu oder Haber, was alſo 9000 Zentner auf einen Tag und 45.000 Zentner auf fünf Tage geben würde, zu deren Transport man 2250 Wagen und eben ſo viel leere rückwärts, alſo im Ganzen 4500 Wagen bedürfte.

Denkt man ſich hiezu, daß die ohnehin ſchlechten Wege noch durch die tägliche Bewegung von 7000 mit Lebensmitteln für das Heer belaſteten Fuhrwagen bodenlos, und durch Streifkorps und die feindliche Bevölkerung unſicher gemacht werden; ſo iſt es nicht wohl begreiflich, wie Diebitſch dieſe Stellung lange wird behaupten können. Neue Verſtärkungen, die man ihm nachſendet, würden ſeine Verlegenheit nur vermehren. Es bleibt alſo nur ein Rückzug auf das ruſſiſche Gebiet übrig, um die beſſere Jahreszeit abzuwarten, oder ein unverzüglicher Uebergang über die Weichſel in der Gegend von Plozk oder Pulawy, wodurch er zwar auf dem linken Weichſelufer einen ſandigen und ergiebigen Boden finden wird, der aber wahrſcheinlich durch das polniſche Heer ſelbſt nicht wenig erſchöpft iſt; auch dürfte er den Uebergang nicht ohne bedeutende Verluſte erzwingen und dann erſt einen nicht minder furchtbaren Widerſtand als vor Praga zu bekämpfen haben.

Vermiſchte Nachrichten.

Der portugieſiſche Hiſtoriker Damian de Goes erzählt in ſeiner Chronico do Principe D. Joao, daß auf der kleinen Inſel Corvo, der nördlichſten der Azoren, die damals Ilha do marco hieß, weil ihre Höhe als Seemark diente, ein altes Monument gefunden worden ſey. Auf dem nordöſtlichen Gipfel des Berges ſtand die Bildſäule eines Mannes zu Pferd, in einem Gewand, das einem mauriſchen Mantel ähnlich war, ſein Haupt unbedeckt, ſeine linke Hand auf der Mähne des Pferdes ruhend, ſeine Rechte nach Weſten deutend. Das Bildwerk und das Piedeſtal waren aus dem Felſen gehauen. König Emanuel ließ durch einen gewiſſen Duarte Darmas eine Zeichnung von der Statue entwerfen, die er ſo intereſſant fand, daß er eine Perſon aus Oporto mit den gehörigen Werkzeugen hinſchickte, um das Monument nach Liſſabon bringen zu laſſen. Allein er brachte nur den Kopf und den rechten Arm des Mannes, und den Kopf und einen Fuß des Pferdes mit ſich, und erklärte, daß die Bildſäule durch die Stürme des letzten Winters niedergeworfen und zerbrochen worden. Die Wahrheit war, ſagt Damian de Goes, daß er ſie bei einem ungeſchickten Verſuch, ſie wegzubringen, zerbrochen hatte. Die Fragmente blieben einige Zeit im Palaſte und verſchwanden ſpäter. Im Jahre 1529 beſuchte Pero da Fonſeca, der durch Erbſchaft in den Beſitz von Corvo gekommen war, die Inſel, und da er von den Eingebornen hörte, daß an dem Platze, wo die Bildſäule geſtanden, Buchſtaben in den Felſen gehauen ſeyen, ſo befahl er, mit Stricken Jemand vom Gipfel an der Seite des Abhangs hinabzulaſſen, um die Inſchrift in Wachs abdrucken zu können. Dieß war jedoch fruchtlos; denn entweder waren die Buchſtaben zu ſehr erloſchen, oder die Anweſenden zu unwiſſend, um zu erkennen, in welcher Schrift die Worte geſchrieben waren. Es wäre zu wünſchen, daß ein Reiſender, der die Azoren bereiſet, die Spuren dieſer Inſchrift und der Statue unterſuchte.

Die franzöſiſche Regierung hat die zum Druck des Journal des Savans beſtimmten Fonds unterdrückt, ſo daß es aufhören wird, ſobald die noch ſchuldigen Hefte vom November und Dezember erſchienen ſeyn werden. Es iſt unbegreiflich, daß ein civiliſirter Staat einen ſolchen Akt begehen und das beſte gelehrte Blatt von Europa wegen einiger 1000 Franken fortzuſetzen ſich weigern konnte. Die Kommiſſion des Journals hat ſich erboten, es umſonſt fortzuſetzen; allein es iſt zweifelhaft, ob es geſchehen wird und kann. Die alte Geſellſchaft des Globe will wieder ein literariſches Journal ſtiften, in der Art des Globe, wie er zuerſt erſchien, und iſt im Begriff, dazu das Lycee zu kaufen, ein ſchlechtes wöchentliches Journal für die Schulen. Im Uebrigen iſt ein vollkommener Stillſtand in der Literatur, nicht ſowohl wegen Mangel an Intereſſe von Seite des Publikums, als weil der größte Theil der Buchhändler banquerot iſt, und die übrigen nicht drucken wollen, weil ſie den Detail-Buchhändlern keinen Kredit geben können. In Nichts iſt ſo wahnſinnig ſpekulirt worden, als in Büchern; das große Vermögen, das einige Modebuchhändler in wenigen Jahren geſammelt hatten, lockte eine Menge von Leuten ohne Vermögen, die ſich hinlänglich Kredit zu verſchaffen wußten, um Ausgaben von Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Prevoſt, Laharpe ꝛc. zu drucken; wenn die Bücher ſich verkauften, ſo ging es zu immer größeren, ungewiſſeren und hohleren Spekulationen. Die Bücher wurden zu Preiſen verſchleudert, zu denen ſie nicht gedruckt werden konnten, aber der Markt war überfüllt, und man mußte um jeden Preis losſchlagen. Daher wurde ſeit zwei Jahren Paris auf einmal mit Librairies au rabais angefüllt, wo man auf allen Seiten neue, ſchöngedruckte und werthloſe Bücher um einen Spottpreis weggab. Die Revolution kam dazu, Niemand wollte mehr kaufen, wie niedrig auch die Preiſe ſeyn mochten, und die Seifenblaſe platzte. Einige erſchoſſen ſich, andere gingen in's Gefängniß, und faſt Alle brachten eine Menge Familien in's Elend. Leute, die nicht 2000 Franken beſaßen, erklärten Banqueroute von 600,000 Franken. Die alten Häuſer haben ſich erhalten, und die Literatur wird ſich wohl in einiger Zeit wieder heben, aber für den Augenblick kann Nichts erſcheinen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 96. 6 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Fortſetzung.)

Kapitän Beechey, der nun mitten in den Archipeln des ſtillen Ozeans ſchiffte, bekam mit Aufnahme und Unterſuchung von Inſeln vollauf zu thun. Die meiſten derſelben ſind von Korallen gebaut, und haben in der Mitte eine große Lagune, welche eine aus unergründlichen Tiefen aufſteigende Korallenwand vom Meere trennt. Man trifft zwar hin und wieder einige Kokosnußbäume; doch iſt der Fiſchfang die Hauptnahrungsquelle der Eingebornen.

Auf Byam Martin Eiland fand Beechey zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung, daß der Eifer der taheitiſchen Miſſionäre das Chriſtenthum eingeführt hatte. Die Leute wieſen ihnen ihre Bibeln und Geſangbücher, die in taheitiſcher Sprache gedruckt waren, ihre Bleiſtifte und Schreibmaterialien; einige Mädchen ſangen geiſtliche Lieder, und das ganze Völklein legte eine ſehr erbauliche Verehrung für die heilige Schrift an den Tag. Das ſchnelle Fortſchreiten der Bewohner Auſtraliens auf der Bahn der Geſittung, nachdem ſie kaum noch in der tiefſten Nacht der Barbarei wandelten, iſt erſtaunenswerth. Wirklich ſcheint der Kannibalismus unter ihnen ziemlich allgemein geweſen zu ſeyn. Der Dolmetſcher des Dart, einer Brigg im Dienſt der auſtraliſchen Perlenfiſchereikompagnie, theilte in dieſer Beziehung mehrere intereſſante Einzelnheiten aus dem Munde des Häuptlings der Bogeninſel (Bow Island) mit. Nach deſſen Geſtändniß hatte man dort vor nicht langer Zeit dem Kannibalismus entſagt, und der Mann ſelbſt wohnte noch mehreren Mahlzeiten von Menſchenfleiſch bei, über deren Vortrefflichkeit, beſonders wenn das Fleiſch von Weibern herrührte, er ſich mit einer Beredſamkeit verbreitete, wobei ein gräßlich thieriſcher Ausdruck ſeine Züge belebte. Wie er jedoch verſicherte, traf dieſes Schickſal bloß im Gefecht erſchlagene Feinde, oder überhaupt Perſonen, die eines gewaltſamen Todes ſtarben, und Mörder. Die letztern, mochten ſie ſich rechtfertigen oder nicht, wurden getödtet und mit ihren Opfern verzehrt. Noch jetzt haben ſie eine große Liebhaberei für rohes Fleiſch, was nur ein Schritt zum Kannibalismus iſt; kommt ein Fahrzeug mit Fiſchen nach dem Dorf, ſo fallen die Männer, noch ehe man es an's Ufer gezogen, ſchon über den Inhalt her, und ſpeiſen die Fiſche bis auf Knochen und Gräten auf, und die Weiber, denen das Geſchäft des Ausladens obliegt, ermangeln nicht, indem ſie die Portionen in kleine Haufen legen, ihren Antheil zwiſchen die Zähne zu ſtecken. Eine Spur von Menſchlichkeit zeigt ſich darin, daß ſie den Thieren, um ſie nicht lange leiden zu laſſen, gleich den Kopf entzwei beißen; auch ſpülen ſie, des Geſetzes der Reinlichkeit eingedenk, immer ſorgfältig nach dieſem eckelhaften Schmaus den Mund aus. Ein anderer Beweis von der ungeheuren Barbarei der Auſtralier war der Zuſtand von Sklaverei, in welchem das ſchwächere Geſchlecht ſeufzte. Nicht nur daß die Vielweiberei überall herrſchte, ſondern die Weiber galten gleichſam für Weſen geringerer Art, ſie bekamen ſchlechtere Koſt, mußten die härteſten Arbeiten verrichten, und der tyranniſche Gatte erlaubt ſich nicht ſelten gegen ſie die gröbſten körperlichen Mißhandlungen. Es begreift ſich, daß von jenem Zauber der Reize, der anderswo dieſes Geſchlecht auszeichnet, hier Wenig oder gar Nichts übrig blieb.

Der Aufenthalt auf Taheiti gehört noch immer zu den genußreichſten Partien des ſtillen Ozeans. Schon der Anblick dieſer Inſel bildet einen auffallenden lieblichen Kontraſt gegen die einförmige Erſcheinung der Korallenformationen, und die reichen Hülfsquellen der Erholung, welche ſie den müden Seefahrern darbietet, verſtärken dieſen angenehmen Eindruck. Auch der Charakter der Eingebornen hat für die Fremden viel Freundliches und Anſprechendes; gegenwärtig übrigens, wo ſie eine Art Mittelſtufe zwiſchen Barbarei und Civiliſation einnehmen, iſt es etwas ſchwieriger geworden mit ihnen umzugehen. Kapitän Beechey ließ ſich mit ſeinen Offizieren der Königin Regentin vorſtellen, die ihn ſehr gut aufnahm; er ergänzte hier ſeine Vorräthe, und benützte die Geſundheit des Klima's für ſeine Kranken. Während ihrer Anweſenheit langte ein neuſeeländer Wallfiſchfänger mit einer Anzahl Eingeborner von dort an, denen der Schiffer zur Unterhaltung erlaubte ihren Kriegstanz aufzuführen. Als die Arbeit des Tages vorüber war, verſammelte ſich die Ballgeſellſchaft vor dem Hauſe des Konſuls, und die Taheitier, begierig, die Tänze anderer Völker mit den ihrigen zu vergleichen, wohnten dem Schauſpiel zahlreich bei. Die Darſtellung fand bei Fackellicht Statt. Die Tänzer, ihren Befehlshaber an der Spitze, der ihre Bewegungen leitete, ſtellten ſich in einer Linie auf. Dieſe Bewegungen, obgleich ſehr mannigfaltig, gingen alle mit großer Taktfeſtigkeit vor ſich. Zuerſt ſtampften ſie auf den Boden, und ſchlugen die flachen Hände etwa eine Minute lang auf die Schenkel, alsdann ließen ſie ihren Körper eine Menge Windungen durchmachen, verdrehten den Kopf, heulten grimmig, ſtießen alle möglichen Verwünſchungen und Flüche gegen den Feind aus, als

Digitized by Google

ob ſie ihn zum Kampf herausforderten, und nachdem ſie ſich ſo zuletzt bis zur völligen Raſerei geſteigert, ſtürzten ſie unter einem gellenden Schlachtruf in's Handgemenge, welches in der Wirklichkeit furchtbar genug anzuſchauen ſeyn mag; die Wirkung auf die friedlichen Taheitier wenigſtens war ſo, daß, ehe noch die Streitſcene anfing, viele wegrannten, und ohne Zweifel ſich glücklich prieſen, daß eine ſo weite Waſſerfläche zwiſchen ihnen und Neuſeeland lag. Ein Triumphgeſang über die erſchlagenen Feinde beſchloß das unbeſchreibliche Ganze. Von dem Wallfiſchjäger erfuhr man, daß der in England erzogene Häuptling Shongi ſeine dadurch erworbene Ueberlegenheit benützte, grauſame Verwüſtungen unter ſeinen Landsleuten anzurichten. Die Künſte der Civiliſation ſind für den Wilden, was Waffen für Kinder ſind, ein ſtets bedenkliches Geſchenk, das ſich leicht in ſeinen Händen in ein Mordwerkzeug verwandelt!

Von Taheiti ſegelte Beechey nach den Sandwichinſeln. Die Ueberfahrt war ſo ſchnell, daß ihnen der Unterſchied zwiſchen beiden Gegenden um ſo außerordentlicher vorkam. In Woahu ſucht das Auge umſonſt jene grünen ſchattigen Wälder, welche die taheitiſche Küſte umgürten. Alles hat ein ödes und unfruchtbares Ausſehen, und nicht eher, als bis man die Höhen erreicht und die ausgedehnten Taropflanzungen gewahrt, welche jedes Thal füllen, können Fremde ſich's erklären, warum man dieſe Inſel den Garten des Sandwicharchipels nennt. Nicht minder auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen den Eingebornen von Woahu und Taheiti. Immer ausgeſetzt der Sonne haben ihre dunklen Geſichter in ihren Zügen einen groben und ſelbſt wilden Ausdruck, der auf den erſten Anblick abſtößt; aber bald vergißt man Dieß und die Männlichkeit ihres Weſens flößt eine Achtung ein, welche die verweichlichten Taheitier nicht zu erregen im Stande ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Heinrich Brougham.

(Fortſetzung.)

Wenn der Redner, wie oben geſagt, den Grund ſeiner Rede auf der breiteſten Unterlage der Philoſophie und in der innerſten Tiefe der Vernunft befeſtigt hat, überblickt er gleichſam noch ein Mal den Bau, legt Winkelmaß und Richtſcheit an und erprobt mit einem Rieſenſtoß die Feſtigkeit des Werkes. Dann, nachdem er den Verſtand des Hauſes und der Zuſchauer in die Bande ſeiner Argumente verſtrickt hat, die ſie weder zerreißen können noch mögen, beginnt er auf ſeinen Grundpfeilern das Gewölbe aufzuthürmen — er ſcheint an Geſtalt und Stimme zu wachſen; aus den verborgenſten Tiefen ruft er die Leidenſchaften herauf, überwältigt und erſchüttert er die offenen Mundes ſtaunenden Mitglieder, das wiederhallende Haus. Jene Stimme, die zuerſt ſo ſanft und demüthig war, ſchwillt zum betäubenden Donner und entſchiedenen Getöſe des ſturmbewegten Meeres an; jene Geſtalt, die Anfangs unter ihrem eigenen Gewicht einzubrechen drohte, erſcheint jetzt wie mit ſtählernen Sennen und aus Erz gegoſſen, unſterblich und unwandelbar wie die Wahrheiten, die ſie in ihrer ruhigeren Stimmung ausgeſprochen; dieſes Antlitz, vorhin blaß und kalt wie Stein, belebt ſich und flammt in jedem Zuge auf, und dieſe Augen, die beim Beginn der Rede ihre blauen ruhigen Scheiben auf Euch gerichtet hielten, als wollten ſie um Nachſicht und Vergebung bitten, ſprühen jetzt ihr Meteorfeuer aus, bis Jeder, auf den ſie ſtrahlen, in Bewunderung entbrannt iſt und in den Männern aller Parteien heimlich im Herzen der Wunſch rege wird: Wäre er doch Einer der Unſrigen! So ſchließt der zweite — der leidenſchaftliche oder deklamatoriſche Theil ſeiner Rede.

Iſt er nun auf den Punkt gelangt, welchen man für den höchſten Gipfel, den eine ſo gewaltige Beredſamkeit erreichen kann, halten möchte, und ſteht er nun da und blickt um ſich her, als wollte er die ſtaunende Verehrung ſehen und belächeln, die er ſo unverweigerlich geboten hat, ſo ſinkt ſeine Geſtalt auf ein Mal und krümmt ſich wieder zuſammen; ſeine Stimme fällt bis zum leiſeſten Gewiſper herab, das einem Menſchen möglich iſt. Dieſe ſeltſame Kadenz oder vielmehr dieſe hinſterbende Abnahme des Ausdruckes, der Gebehrden und der Stimme, dieſe leiſen, feierlichen und flüſternden Worte, die jedoch bis zur kleinſten Silbe noch deutlich hörbar ſind, machen eine wunderbare und unwiderſtehliche Wirkung. Dieſer beſcheidene Blick, dieſe demüthigen Töne aber ſind durchaus nicht die Folge von einer Erſchöpfung des Redners oder der Rede; ſie bilden gleichſam nur eine begütigende und einſchmeichelnde Anrede an ſeine Gegner, als wäre ſich der Redner plötzlich bewußt geworden, daß er zu weit gegangen. Dieſes Zuſammenſinken der Geſtalt deutet nicht auf Schwäche, dieſes Hinſchwinden der Stimme nicht auf Furcht oder Demuth: ſo krümmt ſich der Ringer zuſammen, um deſto unwiderſtehlicher ſeinen Gegner zu faſſen — ſo duckt ſich der Tiger, um mit deſto furchtbarerer Sicherheit ſeine Beute zu packen — es iſt das Zeichen, daß Brougham ſeine ganze Rüſtung anzulegen, ſeine mächtigſte Waffe zu ergreifen im Begriffe ſteht. Klar und überzeugend in ſeinem Argument, glücklich, obgleich etwas hart und übermüthig, in ſeinem Aufruf an die Leidenſchaften, wird er jetzt ſeinen letzten und mit übermenſchlicher Kraft gefeyeten Pfeil auf die Senne legen — er wird die Blitze ſeiner zürnenden Invektive ſchleudern. Wehe dem Mann, auf den das Auge, jetzt noch in ſo klarer Bläue, ſeine Blicke hervorſchießen wird aus der düſtern Umſchattung dieſer zuſammen gezogenen Brauen! Wehe dem Geſchöpf, dem dieſes Flüſtern der Worte ein Vorbote des nahen Ungewitters iſt!

Wer Brougham zum erſten Male gehört hat, muß bei dieſer ſcheinbaren Ermattung des Redners ſich ſehr in Dem getäuſcht fühlen, was er von einem ſo glänzenden Anfang ſich verſprochen hatte; er wird vielleicht darüber ſeufzen, daß das Ganze in einem ſo lahmen und kraftloſen Schluß ſich endigen ſoll. Wer aber im Unterhauſe gerade ſo ſäße, daß er die Mitglieder vor ſich hätte, der würde bemerken, daß nicht Alle dieſen Schluß ſo lahm und kraftlos zu finden ſcheinen. Er würde finden, daß Mancher, den ſeine Partei oder ſeine zuverſichtliche Anmaßung auf dieſes ſtürmiſche Meer geworfen, ohne den erforderlichen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, mit eben ſo furchtſamer und hülfloſer Beſtürzung umher blickt, als ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meere, wenn er die ſchwärzliche Meeresſtille an einem Punkt des Horizonts bemerkt, die ihm verkündigt, daß von einer andern Seite her, noch ehe er das Minutenglas umſtürzen kann, der Typhon mit ſeinem zerſtörenden Fallwind losbrechen wird — er würde einige kleine Männer greinen und zappeln ſehen, wie Vögel in dem Zauberkreis einer Klapperſchlange — er würde bemerken, wie ſie im Bewußtſeyn der Gefahr, aber

Digitized by Google

ohne Schutzmittel, in kläglicher und verwirrter Unmacht ihrer Vernichtung entgegenharren — er würde manchen klapperbeinigen Gegner die Rucklehne der Bank vor ihm mit den dürren zitternden Fingern umkrallen ſehn, als wollte er ſich feſthalten, um nicht von dem hereinbrechenden Sturm hinweggeſtäubt zu werden — er würde manche gewichtige und breitſäßige Figur eines wohlbeſtallten Repräſentanten einer fetten Grafſchaft die Fäuſte in den Sitzpolſter eingraben ſehen, feſt entſchloſſen, ſollte ein Mann von ſeinem Gewicht aus dem Hauſe geweht werden, auch ſeinen Sitz mit zu nehmen.

Und der Sturm bricht los — die Worte, die ſo leiſe und wiſpernd waren, donnern ſo laut, daß der Redner den Beifallärm ſeiner eigenen Partei übertäubt; endlich, nachdem er einen oder den andern ſeiner hülfloſen Gegner bis auf den Knochen ausgeſchält und die zerfetzten Stücke in allen nur möglichen Redeformen umher geſchleudert hat, ſinkt der Leib des Redners, überwältigt von der Energie ſeines eigenen Geiſtes — einer Energie, die man nicht beſchreiben kann — zuſammen und läßt dem Hauſe Zeit und Athem, in einen Sturm von Beifall auszubrechen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Zuſtand des Unterrichtes in Frankreich.

Hr. von Vatimesnil, vormaliger Miniſter des öffentlichen Unterrichtes, las in einer der neueren Sitzungen der Geſellſchaft des Bulletin univerſel einen Aufſatz vor, von welchem Hr. Barthe bei ſeinem Entwurfe einer Organiſation des Elementar-Unterrichtes, den er vor Kurzem der Pairskammer vorlegte, Gebrauch machte. Der Aufſatz des Hrn. Vatimesnil enthält eine vortreffliche Zuſammenſtellung der in Frankreich eingeführten Lehrkurſe.

Man unterſcheidet drei Arten des Unterrichtes; nämlich: den Elementar-, den ſekundären und den höheren Unterricht.

Der **Elementar**-Unterricht umfaßt die für Jedermann unumgänglich nothwendigen Kenntniſſe, d. h. Leſen, Schreiben, Rechnen und einige Nebengegenſtände. Dieſer Unterricht wird in den ſogenannten Primär- oder Elementar-Schulen ertheilt.

Der **Sekundär**-Unterricht begreift ſchon eine etwas höhere Stufe des Wiſſens; nämlich: lateiniſche und griechiſche Sprache, Geſchichte, Geographie, Rhetorik, Philoſophie, Anfangsgründe der Mathematik, Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte. Die Kenntniß aller dieſer Gegenſtände iſt nothwendig, um den Grad eines Bakkalaureus zu erhalten, und dieſer Grad, um als Studirender in den **Fakultäten** zugelaſſen zu werden.

Der höhere Unterricht wird in den ſogenannten **Fakultäten** ertheilt, deren es fünferlei giebt; nämlich: Theologie, Recht, Medizin, Wiſſenſchaften und Literatur (des lettres). Jede Fakultät hat drei Grade: das **Bakkalaureat**, das **Licentiat** und das **Doktorat**; dieſe Grade erlangt man nach und nach in Folge von Prüfungen, öffentlichen Diſſertationen oder Vertheidigung von Theſen.

In Frankreich beſtehen ſechs Fakultäten der katholiſchen Theologie: in Paris, Lyon, Aix, Bordeaux, Rouen und Toulouſe. Die Fakultäten der Theologie haben ſehr wenig Zuhörer, und es iſt äußerſt ſelten, daß Jemand in denſelben Grade bekommt. Nach den alten kanoniſchen Satzungen konnte man, ohne gewiſſe Grade erreicht zu haben, zu keinen höhern Stellen in der Kirche gelangen; es konnte z. B. ehemals Keiner Biſchof ſeyn, wenn er nicht Licenciat der Theologie war; allein von dieſen Vorſchriften iſt man neuerer Zeit gänzlich abgewichen, und beinahe keiner von den ſeit einigen Jahren ernannten Prälaten hat dieſen Grad inne. Die Biſchöfe würden daher mit Vergnügen die Unterdrückung der Fakultäten ſehen; allein die Abſicht der Regierung iſt, ſie aufrecht zu halten und ihnen eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben.

Für proteſtantiſche Theologie beſtehen in Frankreich zwei Fakultäten: die eine in Straßburg, für die augsburger Konfeſſion; die andere in Montauban, für die helvetiſche Konfeſſion. Es wird daſelbſt Dogmatik, evangeliſche Moral, das Hebräiſche, Kirchengeſchichte, Homiletik, Philoſophie und Exegeſe gelehrt. Dieſe Anſtalten ſind ſehr beſucht.

Fakultäten der Rechte zählt man neun: zu Paris, Aix, Caen, Dijon, Grenoble, Poitier, Rennes, Straßburg und Toulouſe. Auf allen dieſen Hochſchulen werden die Inſtitutionen, das Civilrecht und Prozeßverfahren vorgetragen. Auf einigen gab es außerdem noch Lehrſtühle für Handelsrecht, für Verwaltungsrecht, für Pandekten, für Rechtsgeſchichte und für Völkerrecht. Um das Bakkalaureat zu erlangen, muß man eine Fakultät zwei Jahre lang beſuchen; ein Jahr darauf kann man Licenciat, und noch ein Jahr ſpäter Doktor werden. Der Licenciatengrad iſt erforderlich zur Advokatur und zur Bekleidung einer Richterſtelle. Den Doktorgrad erwerben nur Diejenigen, welche als öffentliche Lehrer auftreten wollen; die Meiſten begnügen ſich mit dem Licenciatengrad.

Von Perſonen, welche die Heilkunſt ausüben, unterſcheidet man zwei Klaſſen: die Doktoren der Medizin oder Chirurgie, und die Sanitätsbeamten. Um Doktor der Medizin oder der Chirurgie zu ſeyn, muß man vier Jahre auf einer Fakultät der Medizin ſtudirt, fünf Prüfungen beſtanden und eine Theſe vertheidigt haben. Fakultäten der Medizin ſind drei: in Paris, in Montpellier, in Straßburg. Auf der Fakultät von Paris werden Vorträge gehalten über Anatomie und Phyſiologie, mediziniſche Chemie, mediziniſche Phyſik, mediziniſche Naturgeſchichte, Arzneikunſt, Geſundheitslehre, chirurgiſche Pathologie, mediziniſche Pathologie, Operationen und Verband, Therapeutik und Materia medica, gerichtliche Medizin, mediziniſch-chirurgiſche und geburtshülfliche Klinik. Auf den beiden andern Fakultäten kommen faſt die meiſten dieſer Gegenſtände gleichfalls vor. Um Sanitätsbeamter zu werden, iſt es nicht gerade nothwendig, daß man auf einer Fakultät ſtudirt habe; es iſt hinreichend, von einer mediziniſchen Jury geprüft worden zu ſeyn. Im Hauptorte eines jeden Departements iſt eine mediziniſche Jury. Dieſe mediziniſchen Jury's verſammeln ſich zu beſtimmten Zeiten des Jahres; ſie ſind aus zwei im Departement anſäſſigen Aerzten und aus einem Kommiſſär, der Profeſſor bei einer der Fakultäten iſt, gebildet. Man verlangt von den Kandidaten, daß ſie ſechs Jahre als Zöglinge bei Doktoren zugebracht, oder fünf Jahre nacheinander in Hoſpitälern praktizirt, oder endlich drei Jahre lang, ſey es auf einer Fakultät der Medizin oder auf einer Sekundär-Schule der Medizin, ſtudirt haben. Solcher Sekundärſchulen für die Medizin beſitzt Frankreich fünfzehn: in Amiens, Angers, Arras, Beſançon, Bordeaux, Caen, Clermont, Dijon, Grenoble, Lyon, Marſeille, Nancy, Nantes, Poitiers, Rheims, Rennes, Rouen und Toulouſe. Pharmazie-Schulen ſind zu Paris, Straßburg und Montpellier.

Fakultäten der Wiſſenſchaften giebt es ſieben: zu Paris, Caen, Dijon, Grenoble, Montpellier, Straßburg und Toulouſe; auf jeder derſelben ſind Lehrſtühle für Mathematik, Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie. Zu Toulouſe wird auch noch angewandte Mathematik, und zu Montpellier Aſtronomie, Mineralogie und Zoologie vorgetragen; zu Paris iſt die Anzahl der Lehrſtühle noch bedeutender: es ſind daſelbſt Profeſſoren für die Differential- und Integral-Rechnung, für höhere Algebra, für deſcriptive Geometrie, phyſikaliſche und mechaniſche Aſtronomie, für Phyſik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Pflanzen-Phyſiologie und Zoologie.

Für Literatur giebt es ſechs Fakultäten: zu Paris, Beſançon, Caen, Dijon, Straßburg und Toulouſe. Dieſe beiden letzteren haben Lehrſtühle für Geſchichte, lateiniſche Literatur, griechiſche Literatur, franzöſiſche Literatur und Philoſophie. Beſançon, Caen und Dijon haben einen oder zwei Lehrſtühle weniger. Die Fakultät von Paris zählt eilf Lehrſtühle; nämlich: für griechiſche Literatur, lateiniſche Beredſamkeit, lateiniſche Poeſie, franzöſiſche Beredſamkeit, Geſchichte, franzöſiſche Poeſie, Philoſophie, Geſchichte der alten Philoſophie, Geſchichte der neuen Philoſophie, alte Geſchichte, neue Geſchichte und Geographie. Auf dieſer berühmten Schule hielten die Villemain's, die Guizot's, die Couſin's ihre beredten Improviſationen.

Den Schulen für höheren Unterricht muß man noch das Kollegium von Frankreich beifügen, in welchem man dieſelben Lehrkurſe, wie bei den Fakultäten der Wiſſenſchaften und der Literatur durchmacht — das Muſeum für Naturgeſchichte im Garten des Königs, die Schule für morgenländiſche Sprachen in der Bibliothek des Königs, und die Spezial-

Schule für ſchöne Künſte. Die polytechniſche Schule und die Normalſchule ſind ebenfalls Anſtalten für den höheren Unterricht. Die erſtere genießt einen europäiſchen Ruf; die letztere iſt dazu beſtimmt, für die Kollegien Profeſſoren zu bilden; im Jahre 1811 errichtet, ward ſie auf ein Mal im Jahre 1821 durch eine politiſche Maßregel unterdrückt; einige Jahre darauf bildete man, unter dem Namen Vorbereitungsſchule, eine Anſtalt ganz von derſelben Beſchaffenheit, wie die Normalſchulen, aber in den allerdürftigſten Verhältniſſen. Seit den Ereigniſſen des Julius hat die Vorbereitungsſchule wieder den Namen Normalſchule angenommen. Ohne Zweifel wird ſie ſich bald ihres Zweckes würdig entwickeln.

Außer den obgenannten Schulen giebt es in Frankreich noch verſchiedene Spezialſchulen.

1) Die Schulen für Künſte und Gewerbe zu Chalons-ſur-Marne und d'Angers. Der Zweck ihres Unterrichtes iſt: Perſonen zu bilden, die mit der praktiſchen Fertigkeit in den mechaniſchen Künſten den ganzen theoretiſchen Unterricht vereinigen, welcher nothwendig iſt, um dieſelben auf eine mehr als handwerksmäßige Weiſe auszuüben. Die Zöglinge werden vom Miniſter des Innern aufgenommen; es ſind deren 600, nämlich 400 in Chalons und 200 in d'Angers; 450 dieſer Zöglinge werden ganz oder theilweiſe auf Koſten des Staates unterhalten. Der theoretiſche Unterricht betrifft Schreiben, Arithmetik, franzöſiſche Grammatik, Anfangsgründe der Geometrie und Trigonometrie, deſcriptive Geometrie mit ihrer Anwendung auf Bauriſſe und Verzahnungen, und auf induſtrielle Mechanik; die Hauptbegriffe der phyſikaliſch-chemiſchen Wiſſenſchaften in ihrer Beziehung auf die Arbeiten des Gewerbfleißes, ſo wie die Unterſuchungen über die Kraft und den Widerſtand der verſchiedenen Baumaterialien. Wagner, Zimmerleute und Tiſchler, Grob- und Feinſchmide, Holzdrechsler und Metalldrechsler, Maſchinenzuſammenſetzer, Bildner, Eiſengießer im Tiegel und nach wilkinſon'ſcher Art, Rothgießer, finden hier Unterricht. Der Kurs dauert gewöhnlich vier Jahre.

2) Das Konſervatorium der Künſte und Gewerbe zu Paris. In dieſer Anſtalt ſind öffentliche Kurſe für Mathematik und Chemie, angewendet auf die induſtriellen Künſte, ferner für induſtrielle Oekonomie, deſcriptive Geometrie und Zeichnungskunſt. Das Konſervatorium enthält eine ſehr koſtbare Modellenſammlung von Maſchinen aller Art. Eine Kommiſſion, in welcher Gelehrte und Fabrikanten ſitzen, berathſchlagt und ertheilt ihre Meinung über Das, was ihr für Aufrechthaltung und Verbeſſerung des Konſervatoriums und der Schulen für Künſte und Gewerbe von Intereſſe zu ſeyn ſcheint.

3) Die Freiſchule für Mathematik und Zeichnungskunſt zum Behufe der mechaniſchen Künſte zu Paris. Man trägt daſelbſt die praktiſche Geometrie, die Arithmetik, die Lehre der verſchiedenen Ausmeſſungsarten und die Feldmeſſung, das Steinſchneiden, den Holzſchnitt, die Anfangsgründe der Architektur, das Zeichnen der menſchlichen Geſtalt, der Thiere und Blumen vor. Auch giebt es in Paris eine unentgeldliche Zeichnungsſchule, und eine große Anzahl der Departementsſtädte hat ähnliche Anſtalten.

4) Die Spezialſchule für ſchöne Künſte zu Paris. Sie beſteht aus zwei Abtheilungen: die eine umfaßt Malerei und Kupferſtecherei, die andere Baukunſt. Der Staat unterhält außerdem zu Lyon und Dijon Schulen für Malerei; andere beſtehen in verſchiedenen Städten.

5) Die franzöſiſche Schule der ſchönen Künſte zu Rom.

6) Die königliche Geſang- und Deklamations-Schule.

7) Die Vetrinär-Schulen zu Alfort, Lyon und Toulouſe.

8) Die Schulen für Ausbildung von Perſonen für den öffentlichen Dienſt. Nämlich: Die Militärſchule von St. Cyr; die Schule für Reiterei von Saumur; die Uebungsſchule für den Generalſtab; die Uebungsſchule für die geographiſchen Ingenieurs; die Schule für Artillerie und das Genieweſen zu Metz; die Schule für Brücken- und Straßenbau; die Schule für Bergbau in Paris; die Schule für Bergbau zu St. Etienne; die Forſtſchule zu Nancy; die Schule für das Seeweſen; die Spezial-Schule für das Geniekorps zur See in Breſt.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Zeitungen aus Madras vom 10 November v. J. berichten, daß die Cholera Morbus in mehreren Gegenden Indiens mit furchtbarer Wuth ihre Verheerungen erneuert hat. Aus Tauris ſchrieb man vom 25 Oktober: „Die Cholera hat hier auf eine höchſt beunruhigende Weiſe um ſich gegriffen; mehr als zehntauſend Einwohner ſollen eine Beute dieſes Uebels geworden ſeyn.“ — Der calcuttiſche „John Bull“ meldet vom 28 Oktober, daß „die ſeit einiger Zeit verſchwunden geweſene Cholera“ ihre Verheerungen in Calcutta wieder begonnen; mehrere Europäer ſind als Opfer derſelben gefallen. Auch in Tſcheſſur hat ſie, wie man hört, heftig unter den Einwohnern gewüthet. — Die Madras-Zeitung vom 13 November ſetzt noch hinzu: „Es thut uns leid, ſagen zu müſſen, daß das Fieber unter den Einwohnern von Black Town in dieſer Präſidentſchaft ſehr überhand genommen hat. Man ſchreibt dieſen Umſtand dem Mangel an Regen, dem ſeltenen Thau und den kalten Winden zu, die geraume Zeit anhielten, und meiſtens von halb vier oder vier Uhr Morgens bis Sonnenaufgang wehten — eine Witterung, wie ſie gewöhnlich gegen Mitte Januars vorkommt. Vielleicht können ſich die älteſten Leute in Madras nicht erinnern, daß die Atmoſphäre vom 1 Oktober bis 12 November ſo ununterbrochen heiter war als gegenwärtig. Auf viele Meilen um Madras ſind die Ernten aus Mangel an Feuchtigkeit verdorrt; da aber anderwärts Regen genug gefallen iſt, ſo ſind die Getraidepreiſe nicht ſonderlich geſtiegen.“

Die alte Ernſthaftigkeit des oberſten Kanzleihofes in England iſt in der neueſten Zeit, ſeit dort Brougham als Lord Kanzler den Vorſitz führt, durch manchen ergötzlichen Wortwechſel, wie man ihn nur in den Debatten des Parlaments zu hören gewohnt iſt, erheitert worden. Seit Brougham auf den Wollſack befördert wurde, iſt Sir Edward Sugden, ſein vormaliger Amtsbruder, ihm nicht mehr grün geworden. Schon bei der Abſchiedsrede Brougham's von ſeinen Kollegen bemerkte man, daß Sir E. Sugden allein nicht aufſtand, als alle Andern ſich erhoben, um dem neuen Lord ihr Lebewohl zu ſagen. Der langverhaltene Groll machte ſich endlich in einer der letzten Sitzungen Luft. Sir E. Sugden, der einen Vortrag vor dem Kanzleihof zu halten hatte, bemerkte, daß Lord Brougham Etwas niederſchrieb und hielt in ſeiner Rede inne. Der Lord-Kanzler erſuchte ihn, fortzufahren; allein der erboſte Advokat entgegnete, er werde nicht ſprechen, wenn ihm der Gericktshof nicht die gehörige Aufmerkſamkeit ſchenke. Lord Brougham erwiederte, er ſey vollkommen auf Alles aufmerkſam geweſen, was vorgetragen worden, und er habe ſich bloß Einiges aus dem Vortrage des gelehrten Anwaltes angemerkt; übrigens, wenn ihm Papiere vorgelegt würden, um ſie zu unterzeichnen, ſo könne ein ſo mechaniſches Geſchäft ſeine Aufmerkſamkeit nicht zerſtreuen. Wenn ein Richter, ſetzte der kauſtiſche Lord hinzu, während des Vortrages eines Advokaten durchaus nicht das mindeſte mechaniſche Geſchäft vornehmen dürfe, ſo müßten die Gerichtsſitzungen jedes Mal unterbrochen werden, ſo oft ſich einer ſchneuzte oder eine Priſe Tabak nähme. Sir E. Sugden ſetzte ſich hierauf nieder und erwiederte auf die Frage des Lord-Kanzlers, ob er noch Etwas vorzubringen hätte, daß er Nichts mehr zu ſagen habe.

Figariana.

Geſtern, am 20 März, *) wo der Schatten Napoleons in voller Glorie vor der Vendomeſäule erſcheinen ſollte, hatte ſich die ganze bewaffnete Macht von Morgens fünf Uhr an verſammelt und die vorzüglichſten militäriſchen Stellungen der Hauptſtadt eingenommen. Dieſer Tag wird roth angeſtrichen ſtehen in dem Kalender des öffentlichen Unglückes; die Entwickelung war ſchauderhaft, entſetzlich .... drei Blumenſträuße von Veilchen wurden in die Einfaſſung der Säule geworfen. Wann endlich werden die Revolutionen aufhören? Wo blieb denn die ſo hochgerühmte Geſchicklichkeit des Hrn. Kaſimir Perrier? Hr. von Montalivet hätte gewiß dieſe Kataſtrophe vereitelt. Ach!

Hr. Vivien läßt alle Karrikaturen konfiszìren. Man fürchtet ſehr für die Kammer.

*) Am Geburtstage des Herzogs von Reichſtadt, an welchem mehrere Journale eine Volksbewegung angekündigt hatten. Der König hielt an dieſem Tage Heerſchau über die Nationalgarde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 97. 7 April 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Ich zog verſchiedene Erkundigungen über St. Salvador ein. Graf Saldanha antwortete mir auf meine Fragen, daß man es längſt unnöthig erachtet habe, dahin eine Beſatzung zu legen; daß die Eingebornen die Märkte von Encoche und Loando vorzögen, und daß die Portugieſen bei dem ariſtokratiſchen Kaſtengeiſte der Regierung von Congo keinen Widerſtand gegen ihre Autorität zu beſorgen hätten, indem in Streitfällen alle Parteien ſich an ſie als Schiedsrichter wendeten. Obgleich alſo eine Beſatzung in St. Salvador nicht länger nöthig war, ſo wird doch die katholiſche Miſſion dort erhalten, und gelegentlich aus Italien ergänzt. Dieſe Miſſionäre ſind zwar nach der Beſchreibung des Grafen Saldanha im Allgemeinen höchſt unwiſſend, beſitzen aber doch einen ſo großen Einfluß auf den König und die Großen, daß ſie ihnen die Erziehung ihrer Söhne und Neffen anvertrauen, welche deßhalb in's Kloſter St. Paul geſchickt werden. Während der Graf die Verwaltung der Kolonie führte, wurden mehrere dieſer Knaben in Braſilien erzogen, und als Folge ergab ſich, daß ſie bei ihrer Rückkunſt ihrem Vaterlande nützlicher, und den Portugieſen anhänglicher waren, als die, welche bei den Miſſionären im Lande in die Schule gingen. Ebenſo ſandte der König von Dahomey, der einen portugieſiſchen Mulatten zum Sekretär hat, ſeinen Sohn dem Bruder des Grafen Saldanha nach Bahia, wo derſelbe die Stelle eines Gouverneurs bekleidete, zur Erziehung. St. Salvador iſt entweder ſehr in Zerfall gerathen, oder wahrſcheinlicher ſehr überſchätzt worden; deſſen ungeachtet ſtehen noch zwei Kirchen in der Stadt, deren eine den Miſſionen gehört, die andere von den Jeſuiten vor der Unterdrückung ihres Ordens gebaut worden war. Noch andere Miſſionärſtationen ſind von den Karmeliteen und den Kapuzinern errichtet. Etwa vor 20 Jahren beſtand der portugieſiſche Biſchof von St. Paul, der nach Graf Saldanha's Meinung noch auf einer der Azoren lebt, aus Gelegenheit eines Streits mit dem Generalgouverneur darauf, St. Salvador zu viſitiren.

Es gab nie eine unmittelbare Verbindung der Weſtküſte mit Mozambique, und der erſte Verſuch eine zu Stande zu bringen wurde während der Verwaltung des Grafen Saldanha gemacht. Da Coſta, ein angeſehener portugieſiſcher Kaufmann, der die Landwehr im Innern befehligte, hatte ſich aus Unzufriedenheit zurückgezogen, und ſich als Kaufmann in Caſſange niedergelaſſen, wo er viele Jahre in vollkommener Eintracht mit den Eingebornen lebte. An ihn wendete ſich Graf Saldanha bald nach ſeiner Ankunft in dem Sitz der Regierung im Jahr 1807, um von ihm Auskunft über die Möglichkeit zu erhalten, eine Expedition auf eine Entdeckungsreiſe abzuordnen. Nachdem dem Gouverneur entſchieden ſeinen Planen günſtige Nachrichten zugekommen, gab er da Coſta die Erlaubniß, einen portugieſiſchen Mulatten, der bei einem der Märkte in Caſſange angeſtellt war, mit eingebornen Führern und Dolmetſchern auszuſchicken, um wo möglich bis Moolooa vorzudringen — eine Gegend von der die Europäer bisher Nichts kannten als die Sage von ihrer großen Bevölkerung und Macht. Der Mulatte erreichte nach einer zweimonatlichen Reiſe von dem ſüdlichſten Marktplatz von Caſſange aus die Hauptſtadt von Moolooa, wo ihn der König, Muata, freundlich empfing. Der Muata, denn Dieß ſcheint iſt ſein Titel, lebt in beträchtlicher Entfernung von ſeiner Frau, die einen andern Staat regiert, und völlig unabhängig von ihrem Gemahl iſt, mit dem ſie nur an beſondern Tagen des Jahrs zuſammen kommt. Die Stadt der Moolooas iſt in regelmäßigen Straßen angelegt, die man täglich beſprengt und in denen ordentliche Märkte gehalten werden. Die abſcheuliche Sitte, täglich 15 — 20 Neger zu opfern, herrſcht am Hofe ſowohl des Muata als an dem ſeiner Frau. Ihre ſüdöſtlichen Nachbarn bezahlen ihnen Tribut in Seeſalz, und ſie bezeichneten ein anderes Land als von ihnen abhängig, in das kürzlich ein portugieſiſcher Offizier von der Oſtküſte vorgedrungen ſey. Dieß war der Artillerieobriſt Lacerda, früher Profeſſor der Mathematik in einer der Militärſchulen; er war zum Gouverneur von Sena ernannt worden, damit er aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen, und Entdeckungen im Innern von Afrika von dieſer Seite aus befördern könnte. Bei ſeinem erſten Verſuch war er nicht im Stande geweſen, jenſeits Teti vorzudringen; bei dem zweiten kam er beträchtlich weiter, fiel aber ſeinen Anſtrengungen zum Opfer. Der König der Moolooas wollte dem portugieſiſchen Abgeordneten nicht erlauben, den Weg durch ſeine Beſitzungen gegen die Oſtküſte zu nehmen, bis er ſich darüber mit dem Generalgouverneur Graf Saldanha verſtändigt hätte, an den daher zwei förmliche Geſandtſchaften abgingen, die eine von dem Muata, die andere von ſeiner Frau, deren jede beſondere Geſchenke brachte. Dieſe Afrikaner waren größtentheils in europäiſche Stoffe gekleidet,

Digitized by Google

welche ſie aus den portugieſiſchen Beſitzungen in Mozambique erhalten hatten; und Graf Saldanha bemerkte, ſie ſeyen nicht nur ein ſchönerer Menſchenſchlag, als der in der Nähe der Küſte, ſondern bei Weitem auch gebildeter und verſtändiger. Sie waren höchſt zufrieden mit ihrer Aufnahme, und die militäriſchen Paraden und Anſtalten in St. Paul erregten ihr Erſtaunen; allein die Stadt ſelbſt fanden ſie unter ihrer Erwartung, da ſie bedeutend kleiner war, als ihre eigene Hauptſtadt, während ſie ſie größer erwarteten. Da ſie die Errichtung eines portugieſiſchen Marktes in Moolooa verlangten, ſo ſchickte Graf Saldanha eine andere Expedition mit dem Befehl nach Mozambique vorzudringen, ſich dort einzuſchiffen, und zu Schiff nach Loando zurückzukehren. Unglücklicherweiſe wurde dieſer aufgeklärte und unternehmende Gouverneur kurz nachher zurückberufen, und als Geſandter nach Rußland geſchickt, ſein Nachfolger aber kümmerte ſich wenig um die Sache, ſo daß der Plan, der ſo große Vortheile verſprach, theils durch die Schuld der Regierung, theils durch die Abneigung der Caſſanges wider den vorgeſchlagenen Handel mit den Moolooas völlig ſcheiterte.

Ich will noch ein anderes Beiſpiel von dem Eifer des Grafen Saldanha für das öffentliche Wohl, und ſeiner Tüchtigkeit für ſeinen Poſten in Afrika geben. Don Francisko de Souza, der im J. 1771 die Stelle des Generalgouverneurs bekleidete, war der Erſte, der daran dachte, die Eiſenminen im portugieſiſchen Gebiet bearbeiten laſſen, von deren Exiſtenz man ſeit langer Zeit wußte. Man ließ dazu eine kleine Kolonie von Bergleuten aus Biscaja und Schweden kommen, und errichtete bedeutende Werke; allein die häufigen Ueberſchwemmungen des Fluſſes Lucala erſchwerten die Arbeiten ungemein, überdieß ſtarb die Mehrzahl der Bergleute, und die übrigen fielen in einen Zuſtand von Erſchöpfung, der ſie unbrauchbar machte; die Minen blieben daher vernachläſſigt bis zur Ankunft des Grafen Saldanha, der bei der Unmöglichkeit, ſie durch Europäer bearbeiten zu laſſen, den Jova, d. h. das Haupt des Diſtrikts bewog, eingeborne Arbeiter zu liefern, und mit ihm die Uebereinkunft traf, daß der Tribut künftig in Eiſenſtangen entrichtet werden ſollte; dadurch hoffte man den Aberglauben der Neger, wornach der Teufel die Maſchinen und Waſſerwerke bei den Minen leitete, zu überwinden. Gewöhnlich werden die Steuern der von der Statthalterſchaft St. Paul abhängigen Provinzen, welche zur Bezahlung der Gerichtshöfe und anderer öffentlichen Anſtalten dienen, in portugieſiſchem Gelde erhoben, das durch den Handel in allgemeinem Umlauf iſt, da es in dieſem Lande keinen Goldſtand giebt. Der Vorſchlag des Grafen hatte die gewünſchte Wirkung und 150 Eiſenſtangen wurden monatlich nach St. Paul geſchickt. Zur Belohnung ihres Fleißes, und zu Aufmunterung ihrer Beharrlichkeit, erlaubte er ihnen dann den Ueberfluß ihres Eiſens auf die Märkte im Inlande zollfrei zu bringen. Im Innern von Angola ſollen ſich Kupferminen befinden; allein das Kupfer welches die Caſſanges den Portugieſen verkaufen, kommt von Moolooa. In Benguela ſind reiche Schwefelgruben, und der Sage nach giebt es andere in Caſſandama. Die von Benguela liefern allen Schwefel der nach Braſilien geht. Petroleum trifft man im Ueberfluß in Dande. Auch Elfenbeine, Wachs, Palmöl, und andere Oele werden nach den portugieſiſchen Beſitzungen in Südamerika ausgeführt. (Fortſetzung folgt.)

Heinrich Brougham.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, Brougham vor den Volksverſammlungen zu betrachten. Wir verſetzen unſre Leſer einen Augenblick nach Weſtmorland. Die ganze Grafſchaft iſt in Bewegung, es gilt die Wahl eines Mitgliedes für das Unterhaus. Wer erinnert ſich nicht des heißen Sommers von 1826? In dieſe Zeit fielen die letzten Anſtrengungen der Kandidaten — das Thermometer ſtand über 80°, die kleine Stadt Appleby war vollgeſtopft über die Maßen, zehn Mal ſo viel Volk ſtak darin auf einander gepöckelt, als dazu Raum vorhanden und Jedermann davon, wenigſtens von den Gegnern Brougham's und zum Schein auch manche ſeiner Anhänger, aß zehn Mal ſo Viel als ſeine Schuldigkeit war. Die Völlerei des Fraßes, die Trunkenheit, das Geſchrei, der Pöbel, das Getümmel und vor Allem die erſtickende Hitze machten das kleine Landſtädtchen Appleby zu dem widerwärtigſten Ort der Welt; aber Brougham hielt es neun Tage aus, und jeden Tag ſah er ſich mehr aus dem Feld gedrängt. Dennoch blieb er in unbeugſamer Hartnäckigkeit auf dem Kampfplatz und hielt eine Menge Anreden, die um ſo peinlicher für ihn ſeyn mußten, als man ſah, daß ſie durchgehends verlorne Mühe waren. Jeden Tag haranguirte er den Pöbel von dem Brettergerüſt herab, unter einer brennenden Sonnenhitze, von Geſchrei unterbrochen, ausgeziſcht und mit Schimpfnamen mißhandelt, und dennoch ſprach er und ſprach größtentheils trefflich. Eines Tages wurde das Getümmel ſo groß, daß ſeine Stimme völlig unterlag und er hielt inne. Ein Menſch mit dem blauen Band rief ihm zu, fortzufahren. „Ich werde es thun,“ erwiederte er mit der höchſten Erbitterung, ſo daß man ihn über das ganze Geſchrei des Pöbels deutlich vernahm, „ich werde es thun, wenn dieſer beſoffene Kohlengräber von Whitehaven (es waren ihrer betrunkene und nicht betrunkene gegen fünfhundert) ausgeſchrien hat.“ Der letzte Tag bot das auffallendſte Schauſpiel dar; nach einer zwei Stunden lang dauernden Abſtimmung drängte ſich eine ungeheure Volksmenge um das Gerüſte, um die gewählten Mitglieder und ihre Abſchiedsreden zu hören. Das Gerüſte war zu dieſem Zweck aus Balken in der Mitte des Städtchens aufgeſchlage, und hatte drei Vorſprünge, auf die ſich die einzelnen Kandidaten ſtellten, wenn ſie das Volk anredeten. Brougham ſtand auf ſeiner gewöhnlichen Stelle, und nie verrieth ſein Geſicht einen ſo düſtern Ingrimm, als in dieſem Augenblick.

Der Himmel hatte ſich etwas überzogen und die Sonne war zum erſten Mal ſeit vielen Tagen mit Wolken bedeckt. Die wogende Menge hatte durch wiederholtes Ziſchen ein allgemeines Stillſchweigen geboten, als der durchgefallene Kandidat, nachdem die andern ihre Dankrede gehalten, hervortrat, um zu ſprechen. Sein finſteres Ausſehen und der Gedanke an ſeine übermächtig beredte Zunge, der er bei dieſer Gelegenheit, wie man wohl vorausſehen konnte, alle Zügel ſchießen laſſen würde — Alles wirkte zuſammen, dieſem Augenblicke kein gewöhnliches Intereſſe zu geben. Der Redner ſchlug die Arme übereinander, richtete ſich auf in ſeiner ganzen Größe, und indem er mit zorniger Verachtung rings umher auf die Verſammlung ſeinen Blick hatte ſtreifen laſſen, begann er dumpf aber vernehmlich mit folgenden Worten ſeine Rede:

„Wäre ich hieher gekommen auf meinen eigenen Antrieb —

Digitized by Google

wäre ich gekommen mit der Bitte an Euch, mich zum Parlamentsmitglied zu wählen — wäre ich gekommen, um Eure Stimmen zu betteln — ſo würde ich jetzt vor Euch mit Reue erſcheinen, vielleicht auch mit Scham und Verdruß; allein ich kam nicht, um Eure Stimmen zu erbetteln, denn ich brauche ſie nicht — ich kam nicht mit der Bitte an Euch, mich zum Parlamentsmitglied zu wählen, denn ich war es bereits — *) ich kam nicht hieher aus eigenem Antrieb; ich wurde hieher gezerrt, um Euch Befreiung aus der Knechtſchaft anzubieten, um Eure Grafſchaft von Schmach zu retten."

Zehn Minuten ungefähr fuhr er in dieſem herben und verächtlichen Tone fort; während ſeine übrige Rede, die beträchtlich lang dauerte, ohne gerade ein beſtimmtes Ziel im Auge zu behalten mit der nachdrücklichſten Heftigkeit ſich dahin ausſprach, daß er nie von dem Kampf der Mitbewerbung ſich werde zurückſchrecken laſſen, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu anböte, ihn wieder zu erneuern. Sein Wahlſpruch ſagte er, ſey hierin: „immer und immer wieder" (again and again for ever). Daß dieſer Sinn der Beharrlichkeit bei ſeinen Zuhörern Eindruck gemacht haben mußte, ließ ſich daraus abnehmen, daß gleich darauf an allen Wänden und Hausthüren dieſe Worte mit Kreide geſchrieben zu leſen waren.

Glücklicher war der durchgefallene Kandidat von Weſtmoreland in York. Der Prophet, der in ſeinem Vaterlande nicht geachtet worden war, wurde von dieſer mächtigen Grafſchaft zum Vertreter erwählt, und bei dieſer Gelegenheit konnte man die Energie des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Stärke ſehen. Mit Herz und Kopf, mit Leib und Seele ging er an's Werk, den Preis zu erringen, den er ſchon halb und halb in ſeiner Hand ſah; doch die gewaltigen Anſtrengungen, die er machte, war nur ein Mann von ſeiner Rieſenkraft auszuhalten im Stande. An Einem Tage ſprach er zu ſieben verſchiedenen Volksverſammlungen an verſchiedenen Orten der Grafſchaft; die erſte Rede hielt er Morgens um ſieben Uhr, und die letzte war erſt Nachts um zehn Uhr geendigt. Und Was vermöchte ein Mann von Brougham's Talenten nicht durchzuſetzen, bei einer ſo unermüdlichen Ausdauer?

Um die ganze Größe von Brougham's Genie, und die Wichtigkeit ſeiner nützlichen Dienſte zu ermeſſen, wäre es nöthig, ihn mit andern großen Rednern ſeines Vaterlandes in Vergleich zu ſtellen, mit Erskine und Curran vor den Gerichtsſchranken, mit Plunkett und Romilly in der Reichsverſammlung. Doch Dieß verbietet der enge Raum dieſer Skizze, und muß ſeinen Biographen überlaſſen bleiben. Nur Eines darf hier, ohne ungerecht ſeyn zu wollen, nicht unberührt bleiben — ſein großes Wirken für die herrliche Sache der Erziehung und des geiſtigen Fortſchreitens. Die zornigen Kämpfe der Politiker werden zu Grunde gegangen und vergeſſen ſeyn; die Stimme des Redners wird verhallen, und die tauſend Herzen, die ſeine Beredſamkeit mit Begeiſterung entflammt, werden ſtumm ſeyn wie der Staub, unter dem ſie ruhen; aber noch auf die ſpäteſten Kindeskinder des engliſchen Volkes wird die Nachwirkung dieſer mächtigen Zeit der Erkenntniß ſich fortpflanzen, deren Strom in Bewegung zu ſetzen Brougham ſo Vieles gethan hat.

*) Er war von Winchelſea noch vor der Wahl zurückgekommen.

Ueber den Zuſtand des Unterrichtes in Frankreich.

(Schluß.)

Für den Ackerbau beſtehen in Frankreich zwei Hauptſchulen: die eine zu Roville, die andere in dem Verſuchspachtgute zu Grignon. Der Unterricht iſt daſelbſt zugleich theoretiſch und praktiſch.

In Paris giebt es mehrere Schulen für Handel und Gewerbe, die von Privatleuten geleitet werden. Eine derſelben Art für die Wiſſenſchaften iſt das Athenäum, in der Nähe des Palais Royal.

Endlich giebt es noch eine Anſtalt, welche dazu beſtimmt ſcheint, der Induſtrie die glänzendſten Dienſte zu erweiſen; dieſe iſt die Central-Schule für Künſte und Manufakturen, mit dem Zwecke, bürgerliche Ingenieurs, Direktoren von Maſchinen, Vorſteher von Fabriken und Profeſſoren von angewandten Wiſſenſchaften zu bilden. Dieſe Schule wurde von ausgezeichneten Gelehrten begründet, die zugleich erfahrene Praktiker waren.

Dieß ſind die Hülfsmittel, welche Frankreich für den öffentlichen Unterricht beſitzt.

Nachdem Hr. Batimesnil die von der Regierung für Erziehung der verſchiedenen Volksklaſſen getroffenen Maßregeln durchgegangen, betrachtet er noch insbeſondere und mit größerer Ausführlichkeit die für den Unterricht der Bauern und der Handwerker errichteten Anſtalten, und ſetzt als Bedingungen einer tüchtigen Volksbildung Folgendes feſt:

1) Man muß eine hinlängliche Anzahl von Schulen zu Ausbildung von Meiſtern gründen.

2) Der Primär-Unterricht muß für die dürftigen Familien unentgeldlich ſeyn.

3) Alten und kränklichen Lehrern muß eine ſorgenfreie Zukunft verbürgt werden.

4) Man muß ſich der Fähigkeit der Meiſter durch regelmäßige Prüfungen und ihres guten Betragens durch entſprechende Beaufſichtigung verſichern.

5) Die beſten Methoden müſſen Aufmunterung erhalten.

6) Mit dem Unterrichte im Leſen, Schreiben und Rechnen muß man noch diejenigen Gegenſtände verbinden, die jeder geſchickte Handwerker ſonſt zu wiſſen braucht.

7) Die Regierung muß Elementar-Bücher drucken und austheilen laſſen.

Hier knüpfen ſich noch einige allgemeine Bemerkungen an. Die Primär-Normalſchulen ſind in ſehr kleiner Anzahl vorhanden und gänzlich unzureichend. Auf Koſten der Gemeinden Freiſchulen zu errichten, geht nicht an, weil die meiſten Gemeinden zu arm ſind. Der Lehramts-Kandidat hat vor Allem von dem Rektor der Univerſität ein Fähigkeitszeugniß beizubringen. Es giebt drei Klaſſen von Zeugniſſen. Für die unterſte Stufe erlangt man bloß, daß der Lehrer leſen, ſchreiben und numeriren könne; für die zweite Stufe, daß er das Rechtſchreiben, das Schönſchreiben und das Rechnen inne habe; für die dritte Stufe braucht man ſchon die Kenntniß der franzöſiſchen Grammatik in ihren Grundſätzen, der Arithmetik, der Geographie und Feldmeßkunſt. Dieſer Theil des Unterrichtes iſt ſchon ziemlich ausgedehnt, und bedarf nur einiger geringen Nachhülfe. Man kennt im Ganzen drei Methoden des Primär-Unterrichtes: den individuellen Unterricht; den gleichzeitigen Unterricht (bei welchem ein Lehrer zu gleicher Zeit alle Zöglinge unterrichtet); den wechſelſeitigen Unterricht, ſonſt lancaſtriſche Methode genannt. Die erſte von dieſen Methoden iſt weſentlich fehlerhaft; die zweite paßt für ländliche Gemeinden, die bloß eine ſchwache Bevölkerung haben; die dritte verdient den Vorzug an allen den Orten, wo die Bevölkerung beträchtlich genug iſt, ſo daß eine Schule 40 — 50 Zöglinge enthalten kann. Dieſer Unterricht geht ſchneller von Statten, iſt wohlfeiler und kann ſich mehr verallgemeinern. Eine von den Brüdern der chriſtlichen Schulen gehaltene Schule für gleichzeitigen Unterricht koſtet jährlich 1800 Franken; eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichtes koſtet kaum die Hälfte, und dennoch kann man in die zweite mehr Zöglinge aufnehmen als in die erſte; denn der Lehrer vervielfältigt ſich gewiſſermaßen durch die Monitoren (Zöglinge, welche die Lektion des Lehrers ihren Kameraden vortragen). Die Schulen, in denen man mit dem Unterrichte im Leſen und Schreiben das Linearzeichnen, und die Anfangsgründe der Geometrie verbindet, fangen an, ziemlich zahlreich zu

Digitized by Google

werden. Die Regierung ſollte noch Mehr dafür thun. In den Primär-Schulen von Frankreich iſt allgemein Mangel an guten Büchern. Die Albernheit und die Dummheit der meiſten, von denen man Gebrauch macht, iſt wahrhaft empörend. Die dem Miniſter des öffentlichen Unterrichtes für dieſe Ausgabe geſtatteten Fonds betrugen vor drei Jahren bloß 50,000 Franken; hierauf wurden ſie auf 100,000, und dann auf 500,000 erhöht: dieſe Summe iſt offenbar noch nicht hinreichend; es würden mehrere Millionen nothwendig ſeyn. In den Dörfern trifft man weder Bibliotheken, noch Leſekabinette für Journale. Die Bibliotheken findet man nur in den etwas bedeutenden Städten; in den meiſten kleinen Städten giebt es Zimmer oder Cirkel, wo Die von der wohlhabendern Klaſſe die Journale leſen; allein die arme Klaſſe lieſt ſie höchſtens in Paris und in einigen groſſen Städten. Es wäre daher zu wünſchen, daß in Frankreich eine gewiſſe Anzahl von Journalen beſtünde, welche die Beförderung der Bildung der niedern Volksklaſſe ſich zur Hauptaufgabe machten; allein bis jezt ſcheint kein periodiſches Blatt ſich dieſen Zweck geſezt zu haben. Man findet in den Journalen nichts Weiteres als Neuigkeiten und politiſche Erörterungen mit dem Ausdrucke der Leidenſchaften des Tages. Nüzliche und bleibende Belehrungen kommen ſelten darin vor.

Verſuch einer vergleichenden Statiſtik Europa's am Ende des Mittelalters und in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande.

(Schluß.)

Statiſtiſche Tabelle der Einkünfte und Militärkräfte der bedeutenderen Mächte Europa's im Jahre 1826.

Namen der Staaten.	Einkünfte im Jahre 1826.	Landmacht im Jahre 1826.*)
	Franken.	Soldaten.
Britiſche Monarchie	1,527,750,000	102,285
Franzöſiſche Monarchie	989,000,000	251,560
Ruſſiſches Reich	400,000,000	1,039,000
Kaiſerthum Oeſterreich	550,000,000	271,404
Türkiſches Kaiſerreich.	250,000,000	278,000
Preußiſche Monarchie	215,000,000	162,600
Niederländiſche Monarchie . . .	161,836,000	45,297
Spaniſche Monarchie	180,000,000	50,000
Königreich beider Sizilien . . .	84,000,000	30,000
Königreich Bayern	79,100,000	35,000
Königreich Sardinien (Staaten des Königs von Sardinien) . . .	65,100,000	26,000
Portugieſiſche Monarchie	54,096,000	26,650
Norwegen und Schweden . . .	42,000,000	45,200
Däniſche Monarchie	40,000,000	58,819
Kirchenſtaat	30,000,000	6,000
Königreich Sachſen	28,000,000	12,000
Königreich Hannover	26,000,000	13,054
Königreich Würtemberg	25,761,000	13,955
Großherzogthum Baden	20,353,000	10,000
Großherzogthum Toscana . . .	17,000,000	4,000

Um die Urſachen des bewunderungswürdigen Wohlſtandes und der groſſen Macht der Republik Venedig ſchärfer hervorzuheben, dienen noch folgende Angaben über ihre Hülfsquellen, ihre Reichthümer, ihre Marine und ihren Handel während der Zeit ihres höchſten Glanzes, im fünfzehnten Jahrhunderte. Ich entnehme dieſelben dem unter dem beſcheidenen Titel Compendio della Storia veneta erſchienenen, höchſt ausgezeichneten Werke von M. Quadri.

Das Gebiet der Republik beſtand im Jahre 1423 aus drei ſcharf geſchiedenen Theilen; 1) dem Dogado, mit der Stadt Venedig und ihren unmittelbaren Dependenzen; 2) den Staaten des Feſtlandes Friaul, Treviſo, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Crema und Ravenna; 3) den Kolonien Iſtrien, Dalmatien, einem Theil von Albanien, Livadien, Morea und Mazedonien, den Inſeln Candia, Negroponte und einigen anderen Inſeln des Archipelagus. Dieſe geſammten Länder mochten etwa 25,400 QMeilen (60 Meilen auf den Grad gerechnet) und 3,600,000 Einwohner enthalten.

Troz dieſem ſo geringen Gebiete, das überdieß höchſt zerſtückelt, ſchwer zu vertheidigen und ſchwach bevölkert war, erſchienen die Venetianer als die erſte See- und Handelsmacht jener Zeit. Außer einer Menge einzelner Fahrzeuge, welche das adriatiſche Meer bedeckten, ſandte die Republik jährlich vier große Handelsflotten nach dem ſchwarzen Meere, nach Syrien, nach Egypten, nach England und Flandern aus.

Nach den Regiſtern der Bankiers wurden aus Mailand, Monza, Como und anderen Städten Oberitaliens jährlich 1,612,000 Dukaten in Gold eingeführt; ſo wie eine Menge von Erzeugniſſen des Gewerbfleißes, wie unter Andern 90,000 Stück Tuch im Werthe von 90,000, und Leinwand im Werthe von 100,000 Dukaten. Die von dieſen Waaren bezahlten Zölle ertrugen dem Schaz der Republik 200,000 Dukaten. In die Städte der Lombardei ſezte Venedig an Baumwolle und Wollewaaren, Gewürz ꝛc. für 1,790,000 Dukaten ab; unter den Ausfuhrartikeln findet man auch für 50,000 Dukaten Sklaven. Von Florenz bezogen die Bankiers in Venedig wöchentlich 7000 Dukaten in baarem Gelde.

Allein die Hauptſtadt der Republik ſezte jährlich zehn Millionen Dukaten in Umlauf. Die Bevölkerung der Stadt belief ſich damals auf 190,000 Seelen; darunter 1000 Nobili, mit einer jährlichen Rente von 600 bis 4000 Dukaten. Der Werth der Häuſer wurde auf 7 Millionen, und das jährliche Einkommen daraus auf 500,000 Dukaten geſchäzt.

In Venedig wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold oder Zechinen, 200,000 Silberſtücke und 800,000 Scus ausgemünzt. Hiervon wurden 500,000 nach Syrien und Egypten, 100,000 nach dem Feſtland, 100,000 in die Kolonien und 100,000 nach England ausgeführt, ſo daß die geſammte Ausfuhr des baaren Geldes auf 800,000 Dukaten ſich belief; der Reſt bereicherte Venedig. Während man zugleich die Koſten der Kriegsrüſtung gegen die Ottomanen beſtritt, wurden unter der Regierung des Dogen Mocenigo im Verlauf eines Jahrzehends vier Millionen Dukaten an der öffentlichen Schuld getilgt — eine höchſt beträchtliche Summe in einer Zeit, wo noch Amerika unſerm Welttheile ſeine Schäze nicht geöffnet hatte.

Im Jahre 1423 hatten die Venetianer 3000 Fahrzeuge von 10 bis 200 Tonnen Gehalt und mit 17,000 Matroſen bemannt, 300 größere Schiffe mit 8000 Matroſen und 45 große Galeeren, zuſammen 3345 Handelsfahrzeuge, welche 36,000 Mann für den Dienſt erforderten.

Dieſe Republik ſtellte Armeen von 30 — 40,000 Soldaten in's Feld, gleich dem Kaiſer, den Königen von Spanien und von Frankreich. Fürſten und Herzoge, durch den hohen Sold angelockt, ſtritten ſich um den Befehl ihrer Truppen. Es iſt nicht ſelten von 100, 200 bis zu 480 Schiffen die Rede, die aus ihren Häfen ausliefen. Die Ausrüſtung und Unterhaltung einer Flotte von zehn Galeeren während neun Monaten koſtete 85,000 Goldgulden; und man mag ſich einen Begriff von den unermeßlichen Reichthümern einer Republik machen, die im Stande war, zu gleicher Zeit mehrere Flotten von hundert Schiffen auslaufen zu laſſen.

Vermiſchte Nachrichten.

Nach einem jüngſt erlaſſenen Befehl der londoner Polizei ſollen die Straßen der Hauptſtadt von aller Bettelei geſäubert werden. Diejenigen Bettler, die man als unverbeſſerliche kennt, werden der Bettelgeſellſchaft (Mendicity Society) übergeben, heimathloſe Landſtreicher von den Polizeibehörden nach den Landesgeſetzen behandelt werden. — Die londoner Polizei hat im lezten Jahre 194,120 Pfd. Sterl. gekoſtet. Hiezu haben die Kirchſpiele 160,550 Pfd. beigetragen.

Aus einem von dem Acciſeamt zu London erſtatteten Bericht ſcheint hervorzugehen, daß die Zahl der im verfloſſenen Jahre vor dieſem Amte abgelegten Eide und eidlichen Ausſagen ſich auf 195,612 belaufen hat!

*) Es bedarf keiner beſonderen Erwähnung, daß hier nur von Linientruppen die Rede iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 98. 8 April 1831.

Der Feldzug der Ruſſen jenſeits des Kuban.

(Aus den Briefen eines Jägeroffiziers, geſchrieben im November 1830, abgedruckt in dem Februarhefte des ruſſiſchen Merkurs).

In dieſem Augenblicke, wo die Aufmerkſamkeit der ganzen politiſchen Welt auf die wichtigen Ereigniſſe im Weſten gerichtet iſt, finden vielleicht meine kurzen Mittheilungen über unſern letzten Feldzug jenſeits des Kuban weniger Theilnahme, dennoch gehören unſere Unternehmungen gegen die Gebirgsvölker nicht nur zur Kriegs-, ſondern auch zur politiſchen Geſchichte des Kaiſerreiches, denn ſie dienen zur Sicherheit unſrer Gränzen, zur dauerhaften Begründung der militäriſchen und Handelsverbindungen mit den transkaukaſiſchen Provinzen, und zur Einführung der Ruhe auf dem ungeheuren Kaukaſus, der ſeit Menſchengedenken von keinem Eroberer unterworfen worden. Dieſer Ruhm iſt, wie es ſcheint, den ruſſiſchen Waffen vorbehalten.

Alle politiſchen Begebenheiten unſrer Zeit ſtehn mit einander in ſo inniger Wechſelwirkung, daß die an der Seine oder Schelde fallenden Schüſſe in Leſghiſtans Schluchten und in den transkaukaſiſchen Thälern wiederhallen. So verbreitete ſich unter allen Gebirgsvölkern, auf die Nachricht von den Unruhen im Weſten Europa's, ſogleich das Gerücht, Rußland rüſte ſich gegen Frenkiſtan, es würden nur wenig Truppen gegen die Gebirgsvölker zurückbleiben, daher dieſe den Umſtand benutzen müßten, um die ruſſiſchen Provinzen anzugreifen. Die hiedurch wieder ermuthigten Gebirgsvölker des Kaukaſus nahmen allmälig eine feindſelige Stellung an und ſchienen entſchloſſen, ihrer neuen Herrſchaft ſich bei einer ſo günſtigen Gelegenheit zu entledigen. Unſre Feldzüge gegen dieſe halbwilden Völkerſchaften werden vielleicht leicht und unbedeutend ſcheinen, in der That aber ſind ſie nicht minder gefahrvoll und beſchwerlich, als die von Cäſars Legionen gegen die Gallier. Unſtreitig iſt der raſtloſe und ſchwierige Kampf gegen die Gebirgsvölker die beſte Schule nicht nur für Offiziere, ſondern auch für Generale, und aus dieſer Rückſicht ſind wohl auch zum kaukaſiſchen Korps Offiziere aus allen Garderegimentern geſchickt worden, welche mit uns an der Expedition Thei nahmen.

Die beabſichtigten Unternehmungen gegen die Gebirgsvölker wurden durch die Cholera lange verzögert, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Wuth alle Provinzen des Kaukaſus durchſtrich, und uns ſowohl als unſere Feinde hinwegraffte. Gegen Ende Septembers zogen ſich die zum Feldzuge beſtimmten Truppen jenſeits des Kuban in der Nähe des „langen Waldes“ zuſammen, wo eine neue Befeſtigung erbaut worden war. Der Oberbefehlshaber unſrer Militärmacht an der kaukaſiſchen Linie, der General der Kavallerie Emanuel, kam der allgemeinen Verfügungen halber zu uns; aber ſämmtliche jenſeits des Kuban befindlichen Truppenkorps waren dem Kommando unſeres früheren Befehlshabers, des G. L. Pankratjew, der uns gegen Perſer und Türken geführt hatte, übergeben. Der Anfang unſers Feldzuges war langweilig; die beſtändigen Regengüſſe und die kalten Winde von den Schneebergen verſprachen uns keinen guten Herbſt; inzwiſchen wurde unſer Aufenthalt bei dem langen Walde benutzt, Proviantransporte einzurichten, hauptſächlich aber, die Abaſechen in Schrecken zu ſetzen, welche, als ſie ſahen, daß die Kriegsoperationen gegen ſie beginnen würden, um deren Verzögerung baten, und verſpracten, ſich dem ruſſiſchen Zepter zu unterwerfen. Dieſes vom Gipfel des Berges Laba bis zum Fluſſe Pſchebs lebende Volk zählt über 20,000 Familien, und kann gegen 20,000 Bewaffnete aufſtellen; aber zum Glück für uns leben ſie unter ſich in ſteter Uneinigkeit. Die Abaſechen und deren Nachbarn, die Schapſugen, welche vom Kuban bis Anapa wohnen, zeichnen ſich durch muſterhafte Tapferkeit aus, und haben eine demokratiſche Verfaſſung, die ſie für das höchſte Glück in der Welt halten. Die Schapſugen können ebenfalls gegen 10,000 Krieger aufſtellen. Dieſe beiden Völker, welche über Gilindſhik, Sudſhuk-Kale und andere Küſtenſtädte des ſchwarzen Meeres mit den Türken in häufigen Verbindungen ſtehen, erhielten aus Konſtantinopel einige Handelsartikel, und wurden von den türkiſchen Mollahs und Effendis zum Haſſe gegen die ruſſiſche Regierung gereizt. Die Abaſechen und Schapſugen ſind unſre wichtigſten Feinde jenſeits des Kuban. Wir zogen, wie die Folge erwies, nur deßhalb gegen ſie, um ihr Land genau kennen zu lernen, und ſichere Maßregeln für die Zukunft zu treffen. In der Nacht vom 9 auf den 10 Oktober nahm unſer Geneeal Pankratjew 2 Bataillone des naſcheburgiſchen Regiments, 6 Kanonen reitender Artillerie, die aſiatiſche Miliz nebſt den Linienkaſaken des choperskiſchen Regiments, und zog zum Fluſſe Bielaja. Wir machten 25 Werſt und durchwateten bei Tagesanbruch dieſen reißenden Strom. Die Vorpoſten der Abaſechen, welche den Uebergang bewachten, hatten uns nicht erwartet; ſie ergriffen die Flucht, und benachrichtigten durch Flintenſchüſſe und Geſchrei die nächſten Dörfer von der Ankunft des Feindes. Wir zogen weiter zum Fluſſe Pſchaga, welchen wir

Digitized by Google

ebenfalls durchwateten; hier konnten ſich unſre jungen Soldaten überzeugen, welche Vortheile das Geheimhalten und die Schnelligkeit einer Unternehmung gewähren, denn hätten wir etwas gezögert, ſo würden wir an der Bielaja heftigen Widerſtand gefunden haben. Kaum hatte unſre Reiterei die Pſchaga paſſirt, ſo wurde ſie von beinahe 500 Mann berittener Abaſechen raſch angegriffen, während unſer Nachtrab, welcher den Uebergang der Artillerie und des Gepäckes deckte, mit den aus dem Walde hervordringenden Fuß- und Reiterſchaaren der Abaſechen kämpfen mußte. Der General ließ ſogleich mit Kartätſchen feuern; die Scharfſchützen eilten in kleinen Kolonnen zum Rande des Waldes, und der ſchnell geworfene Feind ſetzte über den Fluß und verſtärkte diejenigen Abaſechen, welche mit dem Vortrabe kämpften. Sobald unſere ganze Abtheilung über die Pſchaga gegangen, ſtürmten wir gegen den Feind, welcher jedoch in den Wald entkam. Mit großem Vergnügen ſchlugen wir hierauf unſer Lager, denn der nächtliche Marſch, das Durchwaten der Flüſſe und der Kampf mit dem Feinde hatten uns ziemlich ermüdet. Bemerkenswerth iſt es, daß in dieſem Kampfe unſere aus kabardiniſchen und nogaiſchen Reitern beſtehende aſiatiſche Miliz gegen ihre Landsleute, die Gebirgsvölker, mit glänzender Tapferkeit focht. Gegen Abend ſtieß der General der Kavallerie Emanuel mit dem ganzen Korps zu uns. Unſer Heer beſtand nun aus 11 Bataillonen Fußvolk, 26 Kanonen, 3 Kaſakenregimentern, und der aſiatiſchen Miliz, 400 Reiter ſtark, gebildet aus den ausgezeichnetſten Fürſten und Usdeni's der Kabardinzen und Nagaien. Unſre täglichen Beſchwerden und Scharmützel werde ich nicht beſchreiben, ſondern ſage nur, daß wir, von dem langen Walde bis zu der am Fluſſe Pſchebs, Jekaterinodar gegenüber, erbauten Befeſtigung, 120 Werſte zurücklegten, über acht Flüſſe ſetzten. welche wir theils durchwateten, theils auf den von uns geſchlagenen Brücken paſſirten, und täglich mit den Abaſechen ſcharmützelten, deren Reiterſchaaren uns beſtändig begleiteten, und ſobald ſie eine vortheilhafte Stellung für ſich oder Schwierigkeiten bemerkten, welche wir auf unſerm Zuge zu überwinden hatten, jede Gelegenheit und jede örtliche Lage vortrefflich benutzten. Wir litten an Nichts Mangel; dreiſſig Fuhren mit Proviant folgten uns; Heu und Holz fanden wir überall, denn die linke Seite des Kuban bis zu den Bergen iſt ziemlich bevölkert mit verſchiedenen Stämmen der Abaſechen, Gatinkaizen, Kirkineizen, Breheduchen, und Kamiſcheizen; aber jeder Fourageplatz mußte erkämpft werden. Die Abaſechen wollten uns weder ihr Heu, noch ihre Hirſe umſonſt geben. Während des Zuges und bei der Vertheilung der Truppen wurde die ſtrengſte militäriſche Vorſicht gebraucht. In unſern Lagern erſchienen oft verſchiedene Bei's oder Herrſcher der Gatinkaizen und Kirkineizen, und deren Unterthanen, der ſtrengen ruſſiſchen Disciplin vertrauend, brachten uns allerlei Lebensmittel, Hühner, kalekutiſche Hähne, Käſe, ſaure Milch und Honig zum Verkauf. Wir gaben ihnen dafür kein Geld, ſondern Sachen; vorzüglich wünſchten die Tſcherkeſſen Leinwand oder baumwollene Tücher zu haben. Gold und Silber ſind ihnen noch wenig bekannt, und doch lebt dieſes Volk in Europa! Erinnert Dieß nicht auf vielfache Weiſe an die kriegeriſchen Stämme der Gallier zur Zeit des Julius Cäſar? Dieſe Transkubaner wohnen in hölzernen Häuſern, welche den kleinruſſiſchen Lehmhütten gleichen; ſie treiben Ackerbau und Viehzucht, verfertigen die unumgänglichſten Bedürfniſſe ſelbſt, und kaufen nur Salz und Leinwand. Ihre Gutsbeſitzer und die reichen Leute unter ihnen verſchaffen ſich einige Luxusartikel von den Türken über Anapa und Sudſhuk-Kale. Am 17 Oktober kamen wir zum Fluſſe Pſchebs in die Befeſtigung Iwanowſkoje, wo wir das Hauptquartier unſers Oberfeldherrn, des Feldmarſchalls Grafen Paskewitſch-Eriwanskij, fanden. Von hier aus ſollten unſre eigentlichen Unternehmungen gegen die Schapſugen beginnen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Unmittelbar unterhalb Felipe de Benguela liegt ein großer Salzteich, oder vielmehr See, in der Nähe des Meeres, und nicht in großer Entfernung der Schwefelgruben. In unregelmäßigen Perioden fängt dieſer See an, in große Bewegung zu gerathen, als wären kochende Quellen auf dem Boden; das Waſſer erwärmt ſich und die Hitze der Luft an dem Ufer wird plötzlich ſo drückend, daß die Bewohner genöthigt ſind, ihre Häuſer eine Zeit lang zu verlaſſen, und ſich in einige Entfernung zurückzuziehen. Die dieſes Phänomen begleitende Ausdünſtung bringt eine große Menge Salz hervor, das zwar von den Eingebornen geſammelt wird, aber wie der Ertrag der Salzquellen Eigenthum der Regierung iſt, und bei der Leichtigkeit es im Innern abzuſetzen eine wichtige Quelle von Einkünften bildet.

Caſſaba, die alte Hauptſtadt von Ginga, welche die Gräber der dortigen Könige enthalten ſoll, liegt gegen 200 Meilen von dem Fort Pungo Andonjo, dem Verbannungsort des portugieſiſchen Miniſters Scabra, beinahe unter demſelben Meridian, wie die Quindonga-Inſeln, welche von einem portugieſiſchen Korps während der Verwaltung des Grafen Saldanha in Beſitz genommen wurden. Dieſe Inſeln gehören zu dem Diſtrikt Mattemba, den der Fluß Lunini, ein Zufluß des Coango, von dem Gebiet von Ginga trennt. Von Caſſaba, das ſomit zwiſchen dem Loango und dem Coango liegt, hat man nach den Berichten der Eingebornen vier Tagreiſen ſüdwärts zu dem erſtern, und drei Tagreiſen nordweſtwärts nach dem letztern Fluß. Nach den Nachrichten der portugieſiſchen Handelsleute läuft der Zaire, der im Innern, den Namen Loango trägt, wenn man ihn von dem äußerſten Punkte der Reiſe Tuckey's verfolgt, an den Gränzen von Moloko hin, von da nimmt er eine ſüdliche Richtung in der Nähe von Bendnque, einer kleinen Provinz drei Tagreiſen von St. Salvador, ſetzt ſeinen Weg von Gonega Batta gegen Mattemba fort, und läßt, wie ſchon bemerkt, Caſſaba drei Tagreiſen ſüdweſtlich liegen. Wie Hr. v. Silva, ein portugieſiſcher Naturforſcher, glaubt, der auf Auftrag der Regierung mehrere Jahre in Embaca zubrachte, hat dieſer Fluß und der Coango denſelben Urſprung nicht weit von Mattemba. Die Eingebornen beſtätigen und erklären dieſe Anſicht durch die Verſicherung, daß beide Ströme in einem großen See auf der Oſtgränze von Caſſange entſpringen, wobei ſie bemerken, daß in derſelben Gegend im Inlande noch ein dritter Strom, genannt Caſati, ſich finde, der noch größer als die beiden erſtern ſey. Der Coango iſt von den Eingebornen bis auf 15

Digitized by Google

Tagreiſen von den Quindonga-Inſeln aus, durch das Gebiet der Mogangueïas und der Songhos, zwei von Caſſange abhängiger Völker, verfolgt worden; aber weiter haben ſie ſeinen Lauf nicht erkundet.

Die Hocangas werden von den Mexicongos, d. h. den Congos des Innern, als eine mächtige Nation geſchildert, die ſich von dem öſtlichen Ufer des Coango weit in's Innere erſtrecke, während jenſeits von ihnen ein anderer bedeutender Stamm, die Amulacas, wohnen. Die Caſſanges beſchreiben die Cachingas als ihre nördlichen und die Domges als ihre öſtlichen Nachbarn. Dieſe letztern ſollen Handelsverbindungen mit der portugieſiſchen Niederlaſſung von Mombaca auf der öſtlichen Küſte unterhalten; ſie haben die Caſſanges bei jedem Einfall in ihr Land zurückgetrieben, und ſie in allen Kriegen geſchlagen. Das Vorwort Jaga, auf das die Caſſanges ſo ſtolz ſind, daß es einen Theil des königlichen Titels bei ihnen bildet, bezeichnet einen Stamm, der urſprünglich aus nomadiſchen Kriegern beſtand; ſo wie, dagegen der Name Jova, welchen andere Häupter afrikaniſcher Stämme tragen, ein ſeßhaftes Volk bezeichnet, das vorzüglich von Ackerbau lebt.

Unter den Handſchriften, worin die offiziellen Briefe enthalten ſind, die Baron Moſſamedes, während er Generalgouverneur von Angola war, ſchrieb und erhielt, und welche ſein Sohn Graf da Lapa mir anvertraute, fand ich ein Tagebuch von Gregorio Mendes, der eine Expedition zu Entdeckungen im Innern von Angola und Benguela befehligte.

Den 30 September 1785 zog die Expedition, beſtehend aus etwa 30 Europäern und 1000 Eingebornen, in einer ſüd-ſüdöſtlichen Richtung von Quipapa aus, wo eine heiße Schwefelquelle iſt, die von Menſchen und Thieren getrunken wird. Den nächſten Tag ſetzten ſie ihren Zug nach Südweſten fort, und lagerten ſich, nachdem ſie ſich am Fuße der Berglinie, deren Spitze ſich ihrem Fortſchritt entgegenſtellte, herumgewunden, in Dombo da Quinzamba, das von dem Fluß Coporoſo durchſtrömt wird, jenſeits deſſen die Gegend ſich erhebt. Am 2 und 3 Oktober raſtete die Geſellſchaft um ſich mit Vieh, Lebensmitteln und Waſſer zu verſehen; den 4 ſetzten ſie ihre Reiſe in einer weſt-ſüd-weſtlichen Richtung zwei Lieues (leguas) weit fort, und erreichten dann Labata, d. h. Hauptſtadt von Mani Calunga, welche an der nördlichen Grenze des Staates liegt. Die zwei folgenden Tage hielten ſie, um die Umgegend zu unterſuchen, in einer Entfernung von 1¼ Lieues von dem Fluß, der mittelſt eines kleinen ſüdlich laufenden Baches mit einem Salzſee zuſammenhängt. Der Corporoſo nimmt, wo er etwa 4 Lieues von dem Meere iſt, zum Theil eine nordöſtliche Richtung, und läuft durch einen großen Wald, deſſen Breite an einigen Orten eine Lieue beträgt, und der den trefflichſten Anbau zuließe, wenn die Einwohner thätig und regſam wären. Die Ufer des Fluſſes ſind im Beſitz von fünf eingebornen Häuptlingen; der zunächſt der Küſte heißt Mueni Calga, d. h. Herr der See, der zweite Mueni Mama, der dritte Campembri, der vierte Mueni Chela, der fünfte, der nächſte gegen Benguela, Mueni Quinzamba. Sie beſitzen große Heerden ſchwarzer Ochſen, Schaafe und Ziegen, welche ſie zwar zu verkaufen ſich weigerten, wovon ſie aber dem Führer der Expedition zugleich mit ſchönem Mais und Sellerie reichliche Geſchenke machten. Den 7 ſetzte die Expedition über den Coporoſo, und zog 3½ Lieues in einer beinahe ſüd-ſüdweſtlichen Richtung nach Macayo, hart an dem Bett eines ausgetrockneten Fluſſes, in deſſen Nähe ſie Quellen fanden, woraus ſie ihren Bedarf an Trinkwaſſer ſchöpften. Den folgenden Tag ging es durch eine hügelichte Gegend, die deutliche Spuren darbot, daß ſie während der Regenzeit von Schäfern bewohnt ſey. Nach einem beſchwerlichen Zug, beſtändig bergauf und ab, lagerten ſie bei einem Waſſer, das der Regen auf einem ſonſt dürren Platz zwiſchen Steinen zurückließ; ſie fanden daſelbſt Reſte von Negerhütten, und einige ihrer Feuerſteine. Die Breite wurde an dieſem Tage genommen, und war 13° 5′ S. Am 8 führte der Weg an einem Bergrücken fort, der ſteil und beſchwerlich war, und durch einen ausgetrockneten Fluß, der ſich in einen See in der Nähe des Meeres endigt, der aber, wie meiſt der Fall, nur in der Regenzeit mit dem Meer zuſammenhängt. Doch trafen ſie in der Nähe leidliches Waſſer. Die Breite an dieſem Tag war 13° 9′ S. Unfern von dieſem Ort, gegen Oſten, liegt ein ausgedehnter Wald, und auf der entgegengeſetzten Seite gegen Süden ſteigt ein hohes und unüberſteigbares Gebirg auf, das die Reiſenden durch einen Umweg zu umgehen ſich genöthigt ſahen. Die benachbarte Gegend gehört unbedeutenden Häuptlingen, welche ſich ſehr ungeneigt zeigten, mit den Fremden irgend einen Umgang zu haben. Unter ihnen war ein Neger, der ſich dahin aus der Nähe von Benguela geflüchtet, und eine Anzahl anderer flüchtigen Sclaven um ſich geſammelt hatte, ſo wie einige wandernde Wilde. Der Führer der Expedition konnte zwar den Neger nicht in ſeine Gewalt bekommen, doch gelang es ihm, die portugieſiſche Herrſchaft von dem Häuptlinge einiger Dörfer, deren Einwohner ſich mit Fiſcherei für Zimbos beſchäftigten, anerkennen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Peitſchenſtrafe auf der engliſchen Flotte.

Die Maßregeln der engliſchen Admiralität in den letzten Jahren, um grauſame und übermäßig ſtrenge Züchtigungen zu verbannen, waren eben ſo weiſe als lobenswerth. Indeſſen bleibt es unbegreiflich, warum ſie nicht noch einen Schritt weiter ging, um auch den barbariſchen Gebrauch des „Peitſchens rund um die Flotte“ zu beſeitigen. Wahrſcheinlich iſt dieſe beſondere Strafart nie in beſondere Erwägung gezogen worden, und doch ſind Tauſende von Seeoffizieren der Meinung, daß wenn auch der Gebrauch des Peitſchens überhaupt nicht abgeſchafft werden kann, doch die Fortdauer einer alles menſchliche Gefühl empörenden Strafe, die eine Schmach der britiſchen Marine bleibt, keineswegs mehr nöthig iſt. Das Spießruthenlaufen und Kielholen, zwei ſcheußliche Torturarten zur See, beſtehen nicht mehr, und ſo darf man vielleicht hoffen, daß jenes Peitſchen im Flottenkreis bald daſſelbe Schickſal haben wird. Kein Kriegsgeſetz ſpricht von dieſer martervollen Beſtrafung, auch kein Kriminalrecht erwähnt ihrer; die Autorität ihres Alters ſcheint der einzige Grund ihrer Beibehaltung, den man mit eben ſo viel Verſtand auf alle Juſtizbarbareien des Mittelalters erſtrecken könnte. Ein Verbrecher kann dazu nur durch ein Kriegsgericht verurtheilt werden. Gewöhnlich wird ſie dann zuerkannt, wenn die Kriegsgeſetze wegen eines Verbrechens die Todesſtrafe verhängen, und die Richter noch mildernde Gründe finden, die letztere nicht eintreten zu laſſen. Zu einer beſtimmten Stunde des Morgens vor dem Beginn dieſes Trauerſpieles wird am Bord des Kommandeur-Schiffes das Signal aufgehißt. Jedes Schiff ſendet ein Boot ab mit einem Offizier und einigen Soldaten, um als Zeugen und Zuſchauer bei dem Verfahren zu dienen. Der Verbrecher wird in ein geräumiges Fahrzeug ohne Segel oder Ruder geſetzt, nackt ausgezogen, und mit kreuzweis ausgeſpannten Gliedern auf ein Holz gebunden, das man den Triangel nennt. Der Waffenmeiſter

ſteht mit gezogenem Schwerte neben ihm, und zählt die ihm zuerkannten Hiebe. Wein und andere Stärkungsmittel ſind bereit, um damit auf Geheiß des Wundarztes die durch den Schmerz erſchöpften Lebensgeiſter des Sträflings wieder anzufriſchen. Ein Trommler und Pfeifer ſtehen am Bug, ein Lieutenant mit dem Chirurg ſitzen am Stern. Iſt Alles gehörig vorbereitet, ſo fällt die ganze Flotille der Boote in die Linie ein, und bugſirt das Schiff, worauf der Verbrecher ſich befindet. Der Spitzbubenmarſch ertönt von Pfeifer und Trommler, und der Zug bewegt ſich langſam hinter einem leichten Kahne her, der das Eilboot heißt, und jedem Schiffe die Annäherung des Verbrechers bekannt macht. Die Zahl der Hiebe wird unter den Schiffen gleichmäßig vertheilt. Die Mannſchaft füllt die Räume auf jener Seite, wo der Zug vorbei geht. Die Seeſoldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, die Offiziere in voller Uniform an ihrer Spitze, ſind in den Schiffsgängen aufgeſtellt. Jeder Kapitän lieſt beim Herannahen des Verbrechers die Sentenz des Kriegsgerichts mit dem Befehle des Admirals, die Strafe zu vollziehen, laut vor. Zwei Gehülfen der Hochbootsmeiſter ſteigen bei dem Verbrecher ein, und verſetzen ihm abwechſelnd 25 Hiebe auf den Rücken. Dann wird ein weißes Tuch über ihn geworfen; die Boote ſetzen ſich wieder in Bewegung; die Trommel wird gerührt; das Eilboot ſegelt an das nächſte Schiff, wo daſſelbe Verfahren beobachtet wird. So ſchleppt man den Verbrecher von Schiff zu Schiff, und die Züchtigung wird erneuert und in Zwiſchenräumen wieder ausgeſetzt bis zum gänzlichen Vollzug des Urtheils. Gewöhnlich giebt der Verbrecher unter dieſer verlängerten Marter den Geiſt auf.

Im Jahre 1811, als der Admiral Sir Charles Cotton die Flotte im Mittelmeer befehligte, wurde ein Seemann zum Peitſchen im Kreis der Flotte verurtheilt, und im Hafen von Mahon auf Minorca der Ausſpruch vollzogen. Dieſer Hafen hat ſo tiefen Grund, daß die größten Schiffe dicht an dem Felsufer ankern können. Herbeigezogen durch die Muſik, und vor Allem durch das Geſchrei des Unglücklichen häuften ſich Tauſende der Bewohner am Strande, und wurden Zeugen dieſes kläglichen Schauſpieles. Sie bemerkten, wie abwechſelnd pauſirt und wieder fortgefahren, und die Pein dadurch geſchärft wurde. Laut klagten ſie die britiſche Grauſamkeit an. „Ihr prahlt mit Humanität,“ ſagte ein alter Mönch, „was ſind die Torturen, die Euere Nation wahr oder falſch dem Tribunal der Inquiſition Schuld giebt, gegen dieſe unmenſchlichen und abſichtlich verlängerten Martern? Zweimal iſt der Verbrecher bereits halbentſeele dagelegen und dennoch erlauben Euere Wundärzte dieſes Geißeln fortzuſetzen?“ Obgleich man ihm bemerkte, daß der britiſche Matroſe ein offenes und freies Verhör erhalten habe, daß ihm Ankläger und Zeugen entgegen geſtellt worden, ſo trat gerade dieſem geſetzlichen Verfahren die unmenſchliche Beſtrafung nur um ſo greller gegenüber. Ein anderer Fall kam im Jahre 1805 vor. Ein gepreßter Matroſe von der weſtindiſchen Flotte erhielt einen Brief von ſeinem Vater, der ihm Nachricht von ſeinen körperlichen Leiden gab, und den Wunſch ausdrückte, ihn wo möglich vor ſeinem Tode noch ein Mal zu ſehen. Der junge Mann war entſchloſſen, keine Gefahr zu ſcheuen, um dieſem Befehl ſeines ſterbenden Vaters nachzukommen. Demgemäß entwich er bei der nächſten Gelegenheit, wurde aufgefangen, an Bord gebracht, und nur leicht gezüchtigt. Zum zweiten Mal entfernte er ſich von ſeinem Schiffe; allein abermals entdeckt, erhielt er ſchon eine ſtrengere Peitſchenſtrafe. Bei dem dritten Verſuch zur Flucht wurde er einem Kriegsgerichte übergeben, das dem Buchſtaben des Geſetzes gemäß ihn verurtheilte, an den Raa-Maſt gehängt zu werden. In Betracht ſeiner Jugend, und des Umſtandes, daß er zum Dienſt gepreßt war, ſo wie mit Berückſichtigung der von ihm angegebenen Motive ſeiner Entweichung ſprach der Gerichtshof die Strafe des Geißelns im Flottenring aus, und verdammte ihn zu 400 Peitſchenhieben. Sir Alexander Cochrane, obgleich zur Gnade geneigt, hielt dennoch, um den Geiſt der Deſertion zu unterdrücken, der in dieſer Periode unter den ſo eilig errichteten Schiffskompagnien eingeriſſen, ein Beiſpiel für nöthig; er ſetzte die Strafe um ein Viertheil herab, und befahl, die bleibende Zahl von 300 Hieben ſogleich zu ertheilen. Die von der früher erlittenen Geißelung erhaltenen Wunden waren nur leicht vernarbt; neu aufgeriſſen mußten ſie um ſo furchtbarer ſchmerzen. Dem dienſtleiſtenden Wundarzt ſchien es daher menſchlicher, die Strafe lieber auf einmal ertheilen zu laſſen. Zuletzt jedoch war der Rücken ſo ſcheußlich zerriſſen, daß bei jedem Streich Fleiſchfetzen wegflogen. Der Kopf des Dulders ſank empfindungslos auf die Bruſt herab — es mußte ingehalten werden. Man brachte den Halbentſeelten in das Hoſpital; die Hitze des tropiſchen Klimas erzeugte den Brand, und nach zwei Tagen hatte er aufgehört zu leben.

Vermiſchte Nachrichten.

Die Zahl der in England und Wallis während der letzt verfloſſenen ſieben Jahre zum Tode verurtheilten Verbrecher und der vollzogenen Hinrichtungen ſtellt ſich in folgender Angabe dar:

im Jahre	zum Tode verurtheilt,	hingerichtet
1824	1066	49
1825	1036	50
1826	1203	57
1827	1529	73
1828	1165	58
1829	1385	74
1830	1327	46
	8731	407

Die auf der Poſt zu London für die nach Frankreich gehenden Journale eingehenden Abonnementgelder betrugen:

Im Jahre	Pf. St.	Sch.	Pf.
1821	1266	14	6
1822	1510	19	11
1823	1498	10	1
1824	1495	2	—
1825	1505	19	11
1826	1465	—	5
1827	1475	15	11
1828	1340	—	2
1829	1174	19	9

Hieraus ergiebt ſich für dieſe neun Jahre eine Durchſchnittszahl von 1414 Pfd. 17 Sch. 4 Pf. auf das einzelne Jahr. Ein engliſches Tagblatt (bekanntlich erſcheint am Sonntage keines) koſtet in England 9 Pf. St. 2 Sch. 7 Pf. oder 228 Fr. 25 Cent. jährlich; durch den Poſtaufſchlag für die Verſendung ſteigt der Preis zu 13 Pf. St. 5 Sch. oder 331 Fr. 25 C. — Von franzöſiſchen Zeitungen werden nach England jährlich, nach einer neunjährigen Durchſchnittzahl berechnet, für 1138 Pfd. 18 Sch. 7 Pf. oder 28,473 Fr. 20 Cent. verſendet. Das Abonnement des Moniteurs, das in Paris 112 Fr. beträgt, erhöht ſich in England auf 251 Fr. 25 C. Der Preis der übrigen Journale, die 80 Fr. koſten, ſteigt bis zu 172 Fr. 50 Cent. Aus der oben angegebenen Berechnung geht hervor, daß ungefähr ein Fünftheil engliſche Zeitungen mehr nach Frankreich gehen, als franzöſiſche nach England.

Nachrichten von der Kolonie am Schwanenfluſſe melden, daß von den dort angekommenen 1500 Perſonen 400 wieder das Land verlaſſen haben; die zurückgebliebenen vertheilen ſich ungefähr ſo: in der Hauptſtadt Perth befinden ſich gegen 300, zu Freemantle 400 und zu Clarence eben ſo viel. Perth iſt gegen eilf Meilen von der Mündung des Schwanenfluſſes entfernt, Freemantle dagegen liegt am Ausfluß deſſelben und überblickt die See. Clarence iſt ungefähr zwölf Meilen ſüdlich von Freemantle gelegen und hat gleichfalls die Ausſicht auf das Meer. So umfaßt die neue Kolonie innerhalb dieſer drei Niederlaſſungen gegen 23 Meilen an Fluß und Meer, oder 20 Meilen Land in der Breite und 12 Meilen in der Länge. Man verſichert, daß die Eingewanderten von Krankheiten weggerafft werden, die man theils dem ſchlechten Waſſer, theils dem Umſtande zuſchreibt, daß die Koloniſten von Vegetabilien und eingeſalzenem Fleiſche leben müſſen. Auch das Rindvieh iſt in großer Anzahl gefallen und das übrig gebliebene kränklich und mager.

Aus dem vom engliſchen Parlament in Druck gegebenen offiziellen Berichte geht hervor, daß die Geſammtſumme der in der Erſparnißkaſſe ſeit ihrer Errichtung (1817) niedergelegten Gelder 20,760,228 Pfd. Sterl. beträgt. Hievon wurden in dieſer Zeit wieder herausgenommen 5,648,338 Pfund, ſo daß alſo gegenwärtig noch in dieſer Anſtalt 15,111,890 Pfd. niedergelegt ſind, die mit 5,141,410 Pfd. 8 Sch. 7 Pence verzinſet werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 99. 9 April 1831.

Skizzen aus Spanien. *)

Im Gaſthof zu Perpignan ſaß Alexander Slidell, ein junger amerikaniſcher Schiffslieutenant, und hörte einem alten franzöſiſchen Kapitän zu, der ihn von der Nothwendigkeit in Spanien beraubt und gemordet zu werden zu überzeugen ſuchte. Es war im Oktober 1826; der kalte Nordwind hatte bereits das Laubwerk an den Reben abgeſtreift, und die reizenden Weingärten des ſüdlichen Frankreichs, wovon dem Amerikaner in ſeiner Phantaſie ein ſo glänzendes Gemälde vorſchwebte, erſchienen ihm jetzt nicht unähnlich den Bohnen- und Hopfenpflanzungen ſeines Vaterlands; kurz von dem ganzen geträumten Arkadien fand er Nichts, was ſeinen Erwartungen entſprach, als etwa die Weiber, deren ſeelenvolles Auge, geſunde Friſche und ebenmäßiger Wuchs ihn nicht unarkadiſch bedünkten, wie er denn überhaupt keine Gelegenheit vorbeiläßt, ſich als Bewunderer des ſchönen Geſchlechts zu erkennen zu geben; trotz jenen drohenden Gefahren wollte er daher nicht länger in dem herbſtlich verödeten Lande weilen, ſondern beſchloß den Weg über die Pyrenäen fortzuſetzen. Kaum graute der Tag, ſo raſſelte der Poſtwagen, von deſſen drei Abtheilungen der Amerikaner eine einnahm, über die Zugbrücke der Grenzſtadt; zwei Deichſelpferde und drei neben einander geſpannte Handpferde trabten vor dem gewichtigen Fuhrwerk her; auf dem linken Deichſelpferde ritt der Poſtillon, einen Theil ſeiner Perſon in ein ungeheures Paar Stiefel gepackt, und den Reſt fantaſtiſch ausſtaffirt, und von der Höhe des Imperial oder von dem vordern Cabriolet aus kommandirte der Kondukteur die Maſchinerie.

Von Perpignan aus geſehen bieten die Pyrenäen, von dem mittelländiſchen Meer allmälig aufſteigend und weſtwärts ſich beugend, wo der „verlorne Berg“ ſein Schneehaupt in die Wolken erhebt, eine wilde Scenerie dar. Es giebt im Ganzen drei Straßen über das Gebirg; der Poſtwagen fuhr die ſüdlichſte längs der Küſte des mittelländiſchen Meeres hin, auf welcher man keine ſehr groſe Erhebung zu überwinden hat. In Junquera, dem erſten ſpaniſchen Dorf, nahm der Zollbeamte mit dem Gepäck eine ſorgfältige Durchſuchung vor, wobei es ihm hauptſächlich um Aufrechthaltung des Bücherverbots zu thun war, welches auf einer langen Liſte die Werke Voltaire's, Rouſſeau's, Marmontels und aller neuen Philoſophen und Staatswiſſenſchaftslehrer in ſich begriff, und um ſo ſtrenger gehandhabt wurde, als man kürzlich eine ſpaniſche Ueberſetzung des „Contrat ſocial“ unter der Maſke von Lebensbeſchreibungen der Heiligen hatte einſchmuggeln wollen; unſer Reiſender, dem es um ein Exemplar der Henriade bangte, erkaufte die Nachſicht des Wächters der ſpaniſchen Monarchie durch ein kleines Geſchenk, da man ihn merken ließ, daß ein ſolches in Betracht des ſchlechten Einkommens der Stelle nicht abgelehnt werden würde. Der Unterſchied zwiſchen Frankreich und Spanien fiel ſehr auf. Auf der franzöſiſchen Seite wohlverwahrte Zollhäuſer, ſauber uniformirte Zollbediente, und gutberittene Gendarmen, welche die Gegend durchſtreifen, und die Einwohner gegen das Geſindel von Freibeutern ſchützen, welches ſich auf den Grenzen herumzutreiben pflegt; auf der ſpaniſchen Seite baufällige Lehmhütten, woraus elend ausſehende Aduaneros mit papiernen Cigarren im Mund, alten Kremphüten von Wachstaffent auf dem Kopf, zerfetzten Röcken am Leib, hervorſchleichen, jeder Mann zur Sicherung ſeiner Perſon und ſeines Eigenthumes mit einer Flinte bewaffnet.

Indem man weiter gegen Spanien hinabkommt, mildert ſich nach und nach die Landſchaft und die Thäler ſind mit Waizen, Reben und Oelbäumen, die Hügel mit Korkbäumen bedeckt. „Dieſer nützliche Baum,“ ſagt Slidell, „trägt den ſpaniſchen Namen Alcornoque. Er iſt eine Spezies der Cucina, und odgleich von ganz verſchiedenem Ausſehen als unſere Eiche, liefert er ein Holz von derſelben Ader und Eicheln, die, minder bitter als die unſrigen, als Nahrungsmittel von den ärmern Klaſſen nicht völlig den Schweinen überlaſſen werden. So wiſſen wir, daß Sancho ein groſer Liebhaber von Bellotas war. Der Korkbaum erreicht die Höhe unſeres Apfelbaums, und breitet ſo ziemlich in derſelben Weiſe ſeine Aeſte aus; der Stamm aber iſt von weit größern Verhältniſſen, und das Laub von düſterer Färbung. Stamm und Aeſte ſind mit einer zerriſſenen Rinde bekleidet, die von dem erſtern, wo ſie allein die erforderliche Dicke bekommt, mit dem fünfzehnten Jahr, im Monat Julius zum erſten Mal abgeſchält wird; ſie dient zwar da nur zum Verbrennen, wächst aber ſtärker nach; Dieß geſchieht in ſechs bis acht Jahren; in ſolchen Zwiſchenräumen läßt ſich die Abſchälung mehr als ein Jahrhundert lang wiederholen.“

Ohne ſonderliche Abenteuer, als daß ſie mehrere angeſchwollene Flüſſe ohne Brücken paſſiren mußten, wobei oft das Waſſer bis in

*) A Year in Spain. By a young American. Boston 1830 p. 395. B.

den Boden der Poſtkutſche eindrang, gelangten ſie nach Tordera. Hier trafen ſie mit Kataloniern zuſammen, die ihnen ſchon ein gut Stück ſpaniſcher Nationalität darſtellten. Die Männer ſind von hoher Statur, vollkommen gut gebildet und ſehr muſkulös; indeß lag etwas Unheimliches in ihrem Weſen, was zum Theil von ihren langen zottigen Haaren und ihren ſcharf gezeichneten Zügen, zum Theil von ihrer nicht ſonderlich anmuthigen Tracht herrühren mochte. Letztere beſtand aus einer kurzen Jacke nebſt Weſte von grünem oder ſchwarzen Sammet, die nur halb über die Rippen reichte und an Bruſt, Aermeln und Schößen eine dichte Garnitur von ſilbernen Knöpfen hatte; aus langen und weiten Hoſen, die von demſelben Stoff oder von Nankin waren, und vom Boden bis unter die Achſeln heraufgingen; ſtatt der Schuhe an den ſchwarz gegerbten ſehnigen Füßen aus hänfernen oder ſtrohernen Sandalen mit einer kleinen Bedeckung für die Zehen und hinten mit Riemen, um über dem Riſt gebunden zu werden; und endlich aus einer rothſeidenen oder wollenen Schärpe um den Leib. Dieſe Schärpe iſt unter den arbeitenden Klaſſen Spaniens allgemein im Gebrauch; ſie hält Kreuz und Bauch warm und verwahrt gegen Rückenweh. Meiſt tragen die Männer geſtickte Krauſen und mit roth- oder gelbſeidenen Borten geſchmückte Krägen, mitunter auch noch an der Weſte ein Paar grünſeidene rothgeſtickte mit ſilbernen Nägeln und Schnallen befeſtigte Quaſten. Der merkwürdigſte, keineswegs aber ſchönſte Theil des Ganzen iſt eine lange rothwollene Mütze, von der ein langer Zipfel über den Rücken hinabfällt, wodurch die Leute ein etwas bandittenmäßiges Ausſehen erhalten. Zum höchſten Staat tragen die Frauenzimmer weiße Kleider, und roth-, grün-, oder ſchwarzſeidene mit Goldblättchen verzierte Pantoffeln; für gewöhnlich ein einfaches ſchwarzes Kleid mit ſammtner Einfaſſung von derſelben Farbe. In der Regel ſieht man ſie mit bloßem Kopf, zuweilen mit einem Fächer in der Hand, und wenn ſie vielleicht gerade aus der Meſſe kommen, mit der Mantilla über dem Kopf. Die Mantilla iſt oft ganz aus Spitzen gemacht, ſonſt aber nur aus ſchwarzer Seide, und mit dem koſtbareren Stoff eingeſäumt. Sie wird über dem Kamm im Haar angeheftet; hinten ſenkt ſie ſich auf Nacken und Schultern nieder, vorn flattern zwei geſtickte Enden um die Stirn, ſo daß die Hände einer Dame vollauf zu thun haben, theils um mit dem immer beweglichen Fächer ſich zu kühlen, theils um durch Zurechtlegung der leicht ſich verſchiebenden Hülle ihre Sittſamkeit zu beurkunden. Früher galt es nach den Begriffen einer Spanierin für unſchicklich den Fuß zu zeigen; mit dieſer Strenge der Etikette iſt es jetzt vorbei, und das Kleid der Catalonierin iſt um Vieles kürzer geworden, ſo daß ſich der wohlgeformte Knöchel, und der runde niedliche Fuß in dem feingezwirnten Strumpf nicht mehr verbirgt. Die Fülle der Geſundheit röthet die Wangen der Catalonierinnen, und aus ihren Augen ſtrahlt eine feurige Seele; Wuchs, Anmuth und feenhafte Leichtigkeit theilen ſie mit den Provençalinnen; nur verräth ſich die Ueppigkeit, und die Glut einer heißern Sonne.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Während dieſer freundlich geſinnte Häuptling, dem man Kleider von Zeug ſchenkte, der Expedition zu Führern verhalf, begannen einige ſeiner Nachbarn Angriffe, welche indeß leicht zurückgeſchlagen wurden. Dieſe kleinen Fürſten ſtehen unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt, dem der König von Calunga ſeine Würde verleiht; von Handel ſchien keiner von ihnen einen Begriff zu haben. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar, und alle Einwohner ſprechen eine Sprache mit Kehllauten, welche den Negern bei der Expedition vollkommen verſtändlich war. Während des 10 und 11 hielt man, um einen freundlichen Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen, was theilweiſe glückte. Den 12 wurde ein beſchwerliches Gebirg überſtiegen; auf dem Gipfel befand ſich eine natürliche Ciſterne mit erträglichem Waſſer; die Nacht brachte man in der Ebene am Fuße des Gebirgs zu. Den nächſten Tag langten ſie, ſüdweſtlich reiſend, Abends an einem Platze unter 13° 29′ ſüdl. an. Hier erfreute ſie der Anblick einer Quelle mit vortrefflichem Waſſer neben einem Felſen; nach einigen ledernen Gefäßen zu ſchließen, die umherlagen, mußten da kurz zuvor Wilde gewohnt haben. Den 14 ging es in derſelben Richtung fort, durch eine ebenere und gleichförmigere Gegend bis zu dem Fluß Dongue Amuchito, der ſich nicht weit vom Meer in einen See von ſalzigem Waſſer ergießt. Doch lieferten einige Bäume an dem dort mit Holz bedeckten Ufer des Fluſſes ihnen etwas ſüßes Waſſer. Die Breite an dieſem Tage war 13° 40′ S.

Da der Vorſtand der Expedition Grund hatte zu vermuthen, daß die Verfolgung der ſüdlichen Richtung Schwierigkeiten haben würde, ſo ſandte er den Marineoffizier Manoel de Cruz aus, um die Möglichkeit dieſes Weges auszumitteln, und da der Bericht ungünſtig ausfiel, ſo drang die Expedition über die unmittelbar auf der Seite liegenden Berge in's Innere vor. Nachdem alle Lebensmittel, die in Quimana zuſammengebracht worden, verzehrt waren, ſo erachtete man es für nothwendig, zwei Haufen von 700 Negern, davon 120 mit Gewehren, abzuordnen, um ſich einen neuen Vorrath für den Reſt der Reiſe herbeizuſchaffen. Bei einer Zählung wies ſich aus, daß die Karawane ſich auf 1038 Perſonen belief, und täglich im Durchſchnitt 10 Ochſen und 30 Schaafe verzehrte. Einer von jenen Haufen brachte eine Negerin mit, welche ſie entführt hatten; da jedoch Mendes glaubte, es könne für ſie von Nutzen ſeyn, wenn dieſelbe ihren Landsleuten einen vortheilhaften Bericht abſtatte, ſo ließ er ſie kleiden und nach Hauſe gehen. Aber obgleich ſie nie zuvor Leinwand geſehen, ſo konnte ſie doch nicht über ſich bringen ihre alten ledernen Kleider zurückzulaſſen, ſondern nahm ſie zugleich mit den neuen weg. Nachher nahm man einen Neger mit ſeinem Weibe und Sohn gefangen; auch ſie wurden gekleidet, und dienten bis Mezaz als Führer, wo man ſie verabſchiedete. Wie ſie von dieſem Mann erfuhren, erkennen ſeine Landsleute keine Art von Obrigkeit, ſondern hauſen in den Bergen zerſtreut in Höhlen, und nähren ſich von Wildpret und kriechenden Thieren ſo wie von der Milch ihrer Heerden: dagegen tödten ſie aus abergläubiſchen Gründen nie ein Stück Vieh, ſondern leiden

Digitized by Google

lieber den äußerſten Hunger; wenn die Noth ſie treibt ſo machen ſie Streifereien in das angrenzende Gebiet von Quimana. Die Expedition machte 6 Tage lang Halt, um die ausgeſchickten Streifpartien und 80 Neger, welche zurückgeblieben, zu erwarten. Obgleich jene Vieh austrieben, ſo geſchah es nur nach beträchtlichem Widerſtand der Eingebornen.

Den 15 paſſirten ſie das erſte kleine Gebirg von Dongue Amuchito. An dieſem Tag kamen die 80 Neger nach, und man lagerte ſich in der Nähe eines trockenen Flußbettes, genannt Cangala, wo man Brunnen grub und leidliches Waſſer bekam. An dieſem Ort wurden der Marineoffizier und einige Andere krank; dennoch ſetzte man den Zug bis zu einem andern ausgetrockneten Fluß, genannt Dandagoa fort. Hier ſchlug man wieder das Lager auf; das Waſſer, welches man entdeckte, hatte einen ſtarken Salzgeſchmack; doch erhielt man weit beſſeres, als man etwa einen Flintenſchuß weit von dem Ufer grub. Das Land iſt eben und bringt kaum einiges Gras und Sträucher hervor. Den 23 wanderte man noch immer im Angeſichte des Meeres weiter, bis ein großer Berg, der für Menſchen und Vieh unzugänglich war, den Zug hemmte; man umging ihn daher auf ſeiner öſtlichen Seite; im Süden zeigte ſich ein neuer Berg, der wie eine Feſtung ausſah, und deſſen Fuß an der Stelle, die Mezaz oder die Tiſche heißt, von der Fluth beſpült wird. Nicht fern von dieſem Berge iſt ein ausgedehnter Wald, der ſich tief landein erſtreckt, und von einem trockengelegten Fluß durchſchnitten iſt, der in der Nähe des Meeres Verbindungskanäle mit mehrern Seen von ſalzigem und ſüßem Waſſer hat. Die Landſchaft umher ſchien fruchtbar, und war durch ſtattliche Bäume mit dichtem Laubwerk verſchönert, worin eine Menge großer und kleiner Vögel herbergte, mit deren Fang die Mombo Neger von Quilinga vormals ſich abgaben, um ſie an die Portugieſen in Benguela zu verkaufen. Dieſer Platz, von den Eingebornen Senhebari genannt, liegt unter 15° S. Breite. Die Einwohner waren wie die, welche man zuvor getroffen, in den Gebirgen in kleinen Stämmen zerſtreut; aber nach einer Sage, die unter ihnen ging, hatten ihre Voreltern etwas einer regelmäßigen Regierung Aehnliches gehabt, und ſie ſtanden gerade damals im Begriff den erſten Schritt zur Civiliſation zu thun, und einen den Nachkommen ihrer alten Häuptlinge zum Anführer zu wählen. Man fand gegen Norden zwanzig ihrer Hütten, und nahm 14 Neger gefangen, die man kleidete, ein Wenig im Ackerbau unterrichtete, und mit Schaufeln und Saamen verſehen wieder heimziehen ließ. Die Leute wußten Nichts vom Handel; all ihre Lebensnothdurft befriedigten ſie durch die Milch ihrer Heerden, mit wilden Früchten und Fiſchen. Eine gewiſſe Wurzel, die nach ihnen die Eigenſchaft beſitzt, mehr den Durſt als den Hunger zu ſtillen, ſchienen ſie ſehr zu lieben. Einer von ihnen trug eine Knieſchnalle im Haar, die er von ſeinen ſüdlichen Nachbarn erhalten zu haben angab.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Chronik.

Reiſen auf dem Schauplatze des letzten griechiſch-ruſſiſch-türkiſchen Kriegs in Europa und Aſien.

Narrative of a Journey across the Balcan, by the two Passes of Selimno and Pravadi; also of a visit to Azani and other newly discovered ruins in Asia Minor, in the Years 1829/30. By Major the Hon. George Keppel. 2 vol. 8. London. 1831.

Journal in the seat of War between Russia and Turkey. By T. B. Armstrong. London 1831. 8.

Das Schauſpiel eines Krieges, das man bei uns ſo lange nicht mehr geſehen hatte, und Das, wie manche gute ſanfte Seele in ihrem frommen Glauben an den ewigen Frieden der heiligen Allianz verkündigte, fürder nicht mehr aufgeführt werden ſollte, zog Zuſchauer aus ganz Europa nach den ruſſiſchen Feldlagern. Die kleinen Unterbrechungen der europäiſchen Waffenruhe durch die Spaziergänge der Oeſterreicher nach Neapel und die Thaten der Franzoſen unter ihrem Trocaderohelden in Spanien boten kein Intereſſe dar, das den durch einen etlich und zwanzigjährigen Krieg genährten Soldatengeiſt zu befriedigen vermochte; während der jetzt zwiſchen Rußland und der hohen Pforte ſich entſpinnende Kampf nicht nur die Wiederkehr alten großartigen Schlachtgetümmels verſprach, ſondern auch das ganze politiſche Syſtem mit einer allgemeinen Umwälzung bedrohte. Daß England, welches bei ſeinen vielſeitigen Staats- und Handels-Intereſſen alle Theile der Welt berührt, jenem militäriſch-diplomatiſchen Kongreſſe nicht fremd bleiben konnte, begreift ſich; wirklich wurde es auch durch viele beglaubigte und nicht-beglaubigte Agenten repräſentirt, und da kein Engländer irgendwo geweſen iſt, der nicht gern ein Buch davon ſchreibt, ſo haben wir wahrſcheinlich noch manche Werke über dieſe Periode zu hoffen. Keppel und Armſtrong ſcheinen zu der letztern Gattung von Agenten gehört zu haben, was wir aus ihren mitunter ziemlich undiplomatiſchen Herzensergießungen ſchließen, die, zumal bei dem Erſtern, an die Satire grenzen. Daß aber beide Reiſende den Zweck ihrer Regierung verfolgten, geht daraus hervor, daß ſie ſich gleichſam gegenſeitig ergänzen, indem der Eine hauptſächlich Griechenland und die europäiſche Türkei, der Andere das türkiſche Aſien zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen machte.

Major Keppel reiste im Junius 1829 aus England über Frankreich, die Schweiz, Italien nach Corfu, beſuchte verſchiedene Theile von Griechenland, und ſchiffte nach der Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches über. Um den Krieg ſelbſt mit anzuſehen, kam er ſomit zu ſpät; daher begnügte er ſich mit einem Durchfluge des Kriegsſchauplatzes, von Konſtantinopel nach Schumla und zurück.

Da in dieſem Augenblicke Graf Diebitſch die Aufmerkſamkeit des Publikums in ſo hohem Grade erregt, ſo begleiten wir den Verfaſſer zuerſt nach Adrianopel, wo er den ruſſiſchen Feldmarſchall traf. „Das fünfte Armeekorps, ſiebentauſend Mann ſtark,“ erzählte er, „war im Begriffe, nach Rußland abzumarſchiren. Vor dem Aufbruche wurde ein Tedeum gehalten. Die Truppen bildeten ein großes hohles Viereck, das auf jedem Winkel ſich öffnete. In der Mitte befanden ſich die Prieſter in vollem Ornate, eine beim Gottesdienſte hülfreiche Hand leiſtende Abtheilung Soldaten und der Generalſtab. Die ganze Verſammlung ſtand mit entblößtem Haupte da. Die Prieſter in ihrer orientaliſchen Tracht, mit langem Haare und Barte, gleich den Propheten des Alterthums, bildeten eine überraſchende Erſcheinung. Der Geſang lautete äußerſt melodiſch. Der Oberprieſter war ein ſehr ſchöner Mann, von ſechs Schuh fünf Zoll Größe; ſein lichtes geſcheiteltes Haar hing über die Schultern; ſein langer Bart ruhte auf einer Art von Ephod mit einem goldenen Kreuz. Die Stimmen der Sänger harmonirten wie die Töne einer gutgeſtimmten Orgel. Nach dem Amte wurde ein großes metallenes oder ſilbernes Gefäß mit Weihwaſſer herumgereicht, in welches die Prieſter einen Borſt-Weihwedel tauchten, womit ſie die Soldaten im Vorbeigehen beſprengten. Die am Meiſten in die Augen fallende Perſon bei dieſem Akte war Feldmarſchall Diebitſch, welcher, obgleich ein Proteſtant, in Bezug auf Bekreuzung, Beſprengung und Kniebeugung dem bigotteſten Altruſſen Nichts nachgab. Der Kontraſt zwiſchen dem Feldherrn und dem Feldprobſte nahm ſich faſt komiſch aus, da jenem eben ſo Viel zur gewöhnlichen Größe fehlte, als dieſer darüber hinausreichte. Doch der kleine Feldmarſchall iſt ein zu großer Mann, als daß ſein Aeußeres nicht eine nähere Beſchreibung werth wäre; um ſo mehr als, wie von der Melkmagd in dem Ammenlied, von ihm gilt, daß ſein Geſicht ſein Glück war. Feldmarſchall Diebitſch iſt ein kleiner, fetter, vollſaftiger Mann, etwas unter fünf Fuß; er hat einen ſehr großen Kopf, lange ſchwarze Haare, kleine durchdringende Augen, und eine Geſichtsfarbe von dem tiefſten Scharlach; ein Beweis eben ſo ſehr von ſeiner Liebhaberei für kalten Punſch als einer gewiſſen Gallichtkeit ſeines Temperaments, weßwegen ihm ſeine Truppen zu ſeinem ſtolzen Titel Sabalkanski, mit römiſchem Prätorianerwitz, noch das Zuſatzprädikat Samawar, d. h. Theekeſſel, geſchöpft haben. Ich habe geſagt, Graf Diebitſch verdanke ſein Glück ſei-

Digitized by Google

nem Geſichte, damit hatte es folgendes Bewandtniß: Er iſt der zweite Sohn eines preußiſchen Offiziers, der in dem Stabe Friedrichs diente. Er trat in früher Jugend in das ruſſiſche Heer und erhielt eine Kompagnie in der kaiſerlichen Garde. Es geſchah um dieſe Zeit, daß der König von Preußen dem ruſſiſchen Selbſtherrſcher einen Beſuch abſtattete, und daß an Kapitän Diebitſch die Reihe kam, mit ſeinen Grenadieren vor dem königlichen Gaſte zur Parade auszurücken. Der Kaiſer, welcher ſich vorſtellte, welche lächerliche Figur der kleine Kapitän an der Spitze der langen Grenadiere ſpielen würde, erſuchte einen Offizier, er möchte ihm als guter Freund auf feine Weiſe zu verſtehen geben, daß es ſeinem kaiſerlichen Herrn angenehm ſeyn würde, wenn er ſeine Garde-Kompagnie an einen Kameraden abträte. Der gute Freund geht und meldet dem kleinen Kapitän mit dürren Worten, der Kaiſer wünſche, daß er nicht auf der Parade erſcheine; „denn," fügte er hinzu, „l'empereur dit, et il faut convenir que vous avez l'extérieur terrible." Dieſer feine Wink brachte den künftigen Helden des Balkans dergeſtalt in Harniſch, daß er mit der natürlichen Wärme ſeines Temperaments nicht ſeine Tour im Dienſte, ſondern ſeine Stelle in der ruſſiſchen Armee aufzugeben ſich bereit erklärte, und da er ein Preuße und kein ruſſiſcher Unterthan ſey, nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren verlangte. So hatte es aber der Kaiſer Alexander nicht gemeint, und um ihn zu beſänftigen, glaubte er ihn befördern zu müſſen, und bald darauf ſtellte er ihn im Generalſtabe an. — Nach beendigtem Amte ſtieg der Feldmarſchall mit ſeinem Stabe zu Pferde und richtete noch einige Worte an die Soldaten, worauf ihre Obern denſelben geboten, einen Lebehochruf erſchallen zu laſſen. Dieß thaten ſie, wie ſie jedem andern Befehle gehorcht haben würden; ein hübſches Hurra erklang von ihren Lippen, ohne daß ihre unbeweglichen Züge im Geringſten daran Theil nahmen. Die Truppen defilirten nun vor dem Feldmarſchall, und jene Muſikbanden, wodurch die Ruſſen ſo berühmt ſind, belebten ihren Marſch. Die Regimenter waren kaum ſiebenhundert Mann ſtark; vollzählig rechnet man auf eines dreitauſend; allein Peſt, Seuchen und Hunger hatten ſie gezehntet."

(Fortſetzung folgt.)

Die Staatsdienerbeſoldung in Frankreich.

In der letzten Monatſitzung der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft von Frankreich hielt Hr. Beniſtan de Chateauneuf einen Vortrag über das Reſultat ſeiner den Staatsdienſt in Frankreich betreffenden Unterſuchungen. Er hatte ſich hiebei zur Aufgabe geſetzt, die Anzahl aller Individuen zu ermitteln, die in den verſchiedenſten Zweigen des öffentlichen Dienſtes vom Staate beſoldet werden. In dieſe Arbeit ſuchte er alle Stufen und Verhältniſſe des Staatsdienſtes aufzunehmen, ſo daß vom Schiffsjungen bis zum Admiral, vom gemeinen Soldaten bis zum Marſchall, vom Küſter bis zum Kirchenprälaten, vom Bureaudiener bis zum König Keiner übergangen wird, der vom Staate irgend eine Beſoldung zieht. Auf dieſem Wege wurde gefunden, daß in Frankreich bei einer Bevölkerung von 32 Millionen, wovon jedoch 16 M. für die Weiber und drei Fünftheile für die Individuen unter zwanzig Jahren abgezogen werden müſſen, ein vom Staate beſoldetes Individuum auf 10 Köpfe komme, und daß im Ganzen 615.500 beſoldete Perſonen eine Summe von 347 Millionen in Anſpruch nehmen, wovon 6200 allein 35 M. oder faſt ein Zehntheil ziehen. Hieraus leitete das vortragende Mitglied die Folgerung ab, daß in Frankreich an keine bedeutende Erſparniß zu denken iſt, wenn nicht das Dienſtperſonal auf die Hälfte herabgeſetzt und in einigen Verwaltungszweigen ganz aufgehoben wird. Indeß trägt die Schuld dieſer unverhältnißmäßigen Ueberzahl von Beamten nicht ſowohl die ſchlechte Verwaltung, als die große Ausdehnung des Königreiches, das in einer Länge von 300 und in einer Breite von 225 Meilen eine Oberfläche von 105 Millionen Morgen darbietet. Die Verwaltung, ſoll ſie bis an die äußerſten Gränzen dieſes ungeheueren Raumes ihre Zweige ausbreiten, muß ſich hiedurch unendlich vervielfältigen. So war es nöthig, 400 Tribunale und 3540 Gerichtsbehörden, die 10 Millionen koſten, zu ſchaffen, um die Gerichtsſprengel nicht allzu weitläufig zu machen. Um Einſchwärzung und Schmuggelhandel zu verhüten, muß Frankreich ſeine Gränzen mit 25.000 Mauthbeamten und Zollwächtern beſetzen, die eine Ausgabe von 16 Millionen erfordern; um in den zahlreichen Gemeinden nur einen einfachen Pfarrer für jede Kirche zu unterhalten, bezahlt der Staat 29 Millionen an 42.000 Geiſtliche.

Deſſenungeachtet könnten überall bedeutende Reduktionen gemacht und das Ueberflüſſige mit Beibehaltung des Nothwendigen vermindert werden; ſo beſonders in den oben angeführten 35 Millionen, in die ſich 6000 Individuen theilen. Wenn man den Reſt des Staatsaufwandes für Beſoldungen mit 312 Millionen unter die übrigen 607.500 Perſonen gleichmäßig vertheilt, ſo ergiebt ſich, daß auf jeden Einzelnen im Durchſchnitt nur die mäßige Summe von 513 Fr. kommt, was genau ſo Viel beträgt, als dem Staat die jährliche Unterhaltung eines Galeerenſklaven und eines Soldaten koſtet. Die Reformen, der Tod und andere Urſachen verändern jedes Jahr dieſe Anſätze um einige Tauſende; aber der Krieg ſteigert dieſelben unberechenbar. Im gegenwärtigen Augenblicke bezahlt Frankreich an Beſoldungen eine Summe, die dem vereinigten Staatseinkommen von Spanien, Preußen und Dänemark gleich kommt.

Wir können hier nicht Hrn. v. Chateauneuf durch ſeine ganze intereſſante Berechnung folgen und begnügen uns, davon nur nachſtehende Notiz anzuführen.

Es beſtehen in Frankreich

3.553	Gerichtsbehörden, welche dem Staate	9.724.000	Fr. koſten.
42.500	Geiſtliche	29.000.000	—
11.935	Offiziere von allen Waffen .	26.374.000	—
1.425	Schiffsoffiziere. . . .	3.050.000	—
5.389	Angeſtellte jeden Ranges in den Miniſterien u. zweiten Verwaltungsſtellen	15.317.000	—
242.800	Penſionäre, unter denſelben 120.000 Militärperſonen, 27.560 Legionäre und 25 Miniſter . . .	76.500.000	—
307.598		159.915.000	—

Vermiſchte Nachrichten.

Die Gaceta de Cartagena vom 26 Dezember enthält den letzten Willen Bolivar's, woraus wir folgende Punkte hervorheben; „4. Ich verſichere, daß ich kein anderes Eigenthum beſitze, als die Ländereien und Bergwerke von Arroa, in der Provinz Carabobo; außerdem einiges Hausgeräthe, wie es in dem Inventarium verzeichnet ſteht, das in die Hand des Franciſco Martin, Bürgers von Cartagena, niedergelegt iſt. — 6. Es iſt mein Wunſch, daß die Medaille, die mir von dem Kongreß von Bolivia im Namen des Volkes überreicht wurde, ihm in meinem Namen wieder zugeſtellt werde als Andenken von treuer Anhänglichkeit, die ich bis zu meinem letzten Augenblicke für dieſe Republik gehegt habe. — 7. Es iſt mein Wunſch, daß die mir von meinem Freunde Wilſon zum Geſchenke gemachten zwei Werke: „der Contrat ſocial," von Rouſſeau, und „die Kriegskunſt, von Montecuculi, die ſich früher in der Bibliothek Napoleons befanden, der Univerſität von Caracas zugeſtellt werden. — 10. Es iſt mein Wunſch, daß meine irdiſchen Ueberreſte in meiner Vaterſtadt Caracas beerdigt werden. — 11. Meine Teſtamentsvollzieher beauftrage ich, den Degen, den ich von dem Großmarſchall von Ayacucho (General Sucre) zum Geſchenk erhielt, ſeiner Wittwe zurückzugeben, damit ſie ihn als ein Andenken der Liebe, mit der ich immer ihrem Gemahl zugethan blieb, aufbewahre. — 12. Ich beauftrage meine Teſtamentsvollzieher, dem General Sir Robert Wilſon meinen Dank abzuſtatten für die guten Dienſte, die mir ſein Sohn der Obriſt Bedford Wilſon geleiſtet, der mir mit ſo viel Treue bis zu dieſem meinem letzten Augenblicke zur Seite geblieben." (Obriſt Wilſon war einer von Bolivar's Adjutanten.) — Zu Teſtamentsvollziehern waren von Bolivar ernannt: der General Briceno Mendez, Juan de Franciſco Martin, Präfekt von Magdalena, und Dr. Joſeph Vargas.

Die Lehre des Abbé La Mennais über die völlige Trennung der Kirche vom Staate, wodurch jener allein Freiheit und Unabhängigkeit geſichert werden ſoll, ſcheint unter dem katholiſchen Klerus wenig Beifall zu finden; wenigſtens hat man noch Nichts davon gehört, daß einer oder der andere Geiſtliche auf ſeine Staatsbeſoldung Verzicht geleiſtet hätte. Dagegen finden die Aufforderungen des „Avenir" unter den Proteſtanten nicht wenige Anhänger. Dieſelben haben ſeit den Ereigniſſen des Julius in Paris bereits mehrere kleine Kirchen nach dem Prinzipe, „daß der Kultus nicht vom Staate beſoldet werden ſolle." eröffnet.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 100. 10 April 1831.

Der Feldzug der Ruſſen jenſeits des Kuban.

(Fortſetzung.)

Die Befeſtigung von Iwanowskoje iſt im vorigen Sommer am Fluſſe Pſchebs, unweit der ſchwarzen Berge 25 Werſte von Jekaterinodar erbaut worden. Die Beſetzung dieſes Punktes im Lande der Schapſugen bringt ihnen großen Schaden, indem dadurch ihr Ackerbau und ihre Viehzucht gefährdet werden, *) weßhalb ſie auch das Detaſchement des Generals Beskrownüj, welches dieſe Befeſtigung erbaute, ſehr beunruhigten. Im Lager, ſo wie in großen und kleinen Städten, erzählt man ſich gern Neuigkeiten und ſpricht über die vorfallenden Begebenheiten. Einige meiner Gefährten waren erſtaunt, daß der Oberbefehlshaber ſelbſt mit einem kleinen Korps von 8000 Mann über den Kuban gegangen ſey, da er doch nach ſeinen ausgezeichneten Heldenthaten ſich den Beſchwerden und Gefahren des kleinen Krieges nicht auszuſetzen brauche; aber ein würdiger Stabsoffizier erklärte uns, daß unſer Feldherr nicht nach neuen Lorbeern trachte, ſondern nur unſern ewigen Feind genauer kennen zu lernen wünſche, um ſichere Maßregeln zu deſſen gänzlicher Unterwerfung zu ergreifen. Von einigen Offizieren des Generalſtabes hörte ich, daß der Oberbefehlshaber, um das Blutvergießen zu vermeiden, einige Male zuverläſſige Leute mit Aufträgen an die Schapſugen geſchickt habe, um ſie aufzufordern, ſich dem Zepter des Kaiſers zu unterwerfen, wobei ihnen erklärt ward, daß ſie durch den Frieden zu Adrianopel von der Pforte an Rußland abgetreten worden, und unter der ruſſiſchen Regierung vollkommen glücklich ſeyn würden, ſobald ſie ihre Räubereien einſtellen, und ſich unterwerfen wollten. Das letzte Mal wurde ihnen eine in dieſem Sinne abgefaßte Proklamation zugeſchickt, welche ſie mit folgender Aufſchrift zurückſandten: „Seit der Sündfluth bis jetzt ſind wir ſtets unabhängig geweſen, und erkannten als unſern Schutzherrn den türkiſchen Sultan, als Erben der Kalifen; wir haben Nichts als Erde, Wald und Waffen, wollt Ihr ſie nehmen, ſo möget Ihr zu uns kommen.“ Erinnert Dieß nicht an die Antwort, welche die Scythen dem mazedoniſchen Alexander gaben, der ſich auch dem Kaukaſus näherte? Nach einer ſo beſtimmten Aeußerung blieb nur ein Mittel übrig — die Waffen.

Die vom „langen Walde“ durch das Land der Abaſechen angekommenen Truppen erhielten zwei Raſttage, und rückten am 19ten wieder aus. Unſere erſte Kolonne unter dem G. L. Pankratjew, beſtehend aus 6 Bataillonen Fußvolk, einem großen Theil der Artillerie und zwei Kaſakenregimentern, zog zum Fluſſe Ubin, auf der großen Straße nach Anapa, welche faſt parallel mit dieſem Fluſſe, an deſſen linkem Ufer fortgeht, und in Entfernungen von 20 oder 30 Werſten ebene waldbewachſene Gegenden hat. Sieben bis acht Werſte links von dieſer Straße beginnt der Fuß der ſchwarzen Berge, welche von Anapa bis zum Schneerücken des Kaukaſus ſich erſtrecken. Bei unſrer Kolonne befand ſich das Hauptquartier des Feldmarſchalls nebſt dem Proviänttransport. Die zweite Kolonne, unter dem General der Kavallerie Emanuel, beſtehend aus 5 Bataillonen Fußvolk, 4 Kanonen reitender Artillerie, 6 Abtheilungen aus dem kubanſchen Linienregiment und der aſiatiſchen Miliz, zog den Fluß Aſips hinauf zur Quelle des Flüßchens Ubin, um auf dieſem Wege die Wohnungen der Schapſugen zu erreichen, und Alles mit Feuer und Schwert zu verwüſten. An dieſem Tage, den 19 Oktober, ſo wie am 20 und 21 hörten wir häufig Kanonenſchüſſe in den Gebirgen, und die dichten Rauchwolken bezeichneten uns ziemlich deutlich den verheerenden Zug der zweiten Kolonne. Die Schapſugen, welche nicht erwartet hatten, daß die Ruſſen in das Innere ihrer Berge dringen würden, und auch den eigentlichen Angriffspunkt nicht kannten, waren zu einzelnen Haufen in ihren Dörfern verſammelt und vertheidigten ſelbige nach Möglichkeit, mußten ſich aber, zurückgeworfen durch den raſchen und tapfern Angriff der Ruſſen, in die unzugänglichſten Gegenden zurückziehen; ihre Trauer bei dem Anblick ihrer flammenden Dörfer, bei der Vernichtung ihrer großen Korn- und Heuvorräthe läßt ſich leicht denken. Nachdem General Emanuel durch die Thäler des Aſips und Ubin gezogen war, vereinigte er ſich am beſtimmten Orte auf der großen anapaſchen Straße mit der erſten Kolonne. Bei ſeiner rückgängigen Bewegung aus den Bergen wurde er von den erbitterten Schapſugen raſch angegriffen, welche in Schaaren von ungefähr fünfzehnhundert Mann beſtändig den Nachtrab und ſogar die Spitze der Kolonne beunruhigten; allein die Feſtigkeit unſerer Truppen vereitelte alle Abſichten des Feindes, welcher an Todten und Verwundeten bedeutenden Verluſt erlitt; von unſerer Seite

*) Dieſe Art, eine halbwilde Völkerſchaft zur Unterwerfung unter den ruſſiſchen Zepter einzuladen, iſt allerdings etwas ſeltſam. Auch wird man geſtehen müſſen, daß Paskewitſch's Zug mit Feuer und Schwert durch das Land der Schapſugen und Abaſechen, wie weiter unten zu erſehen, ein ſehr kauſtiſches Mittel iſt, ſich Unterthanen zu machen. A. d. R.

Digitized by Google

fielen gegen 70 Gemeine und einige Offiziere. General Emanuel war außerordentlich zufrieden mit dem muſterhaften Muthe der Truppen überhaupt, beſonders mit der glänzenden Tapferkeit unſrer Kabardinzen und Nagaien, welche während dieſes Zuges an Waffen, Sachen und Gefangenen große Beute machten. Alles Dieſes wurde ihnen gänzlich überlaſſen, und feſſelt ſie um ſo mehr für die Folgezeit an unſern Dienſt. Unſer Oberbefehlshaber hat durch ſeine weiſen Verfügungen bereits verſchiedene aſiatiſche Stämme unter die ruſſiſchen Fahnen verſammelt; ſie werden nicht nur mit Geld und Beute, ſondern auch mit Orden und Rang belohnt, wonach ſie eben ſo eifrig ſtreben, wie die ruſſiſchen Edelleute. Man denke ſich, daß die karabagſchen Beks, die leſghinziſchen Sultane, die kurtiniſchen Aelteſten und die kabardiniſchen und nagaiſchen Fürſten, unſre Orden ſehr gut zu unterſcheiden wiſſen, und ſich Einer vor dem Andern einer höheren Auszeichnung rühmen, indem ſie die Folgenſtufe des St. Annenordens 4ter und 3ter Klaſſe, des St. Wladimir-Ordens mit der Schleife, und insbeſondere des Militärverdienſtordens ſehr gut kennen. — Die aus den Bergen zurückkehrenden Truppen brachten eine zahlloſe Menge Hausgeflügel mit ſich, und ich bemerkte, daß in allen Keſſeln der zweiten Kolonne Hühner, Gänſe und kalekutiſche Hähne gekocht wurden, und unſern Soldaten ſchien es zum beſondern Vergnügen zu gereichen, den Ungehorſam der Schapſugen auf dieſe Weiſe zu züchtigen. Während die zweite Kolonne in den Bergen thätig geweſen war, gelangte die erſte mit dem Hauptquartier zum Fluſſe Ubin; unterwegs hatte ſie in den an der Straße befindlichen Wäldern kleine Scharmützel, und nahm dem Feinde einiges Vieh und Gefangene ab. Nachdem das ganze Detaſchement am 22 Oktober zum Fluſſe Il gekommen, wo man zwei Brücken geſchlagen hatte, ließ der Oberbefehlshaber daſelbſt die ganze ſchwere Wagenburg unter Bedeckung eines Bataillons des koslowſchen Fußregiments, eines Infanterieregiments der Kaſaken vom ſchwarzen Meer, und des doniſchen lukowkinſchen Regiments mit 6 Kanonen, unter dem Befehl des Obriſten Lukowkin. Die übrigen Truppen nahmen zehntägigen Proviant mit und rückten vor. Am 23 kamen wir zum Fluſſe Aſips, wo ein Uebergang gebildet werden mußte; Dieß geſchieht bei uns mit unglaublicher Schnelligkeit, denn während der Expedition wurde eine temporäre Sapeurkompagnie aus gewandten Leuten der Fußregimenter und aus 50 Kaſaken vom ſchwarzen Meere zuſammengeſetzt, welche zu Pferde überall raſch vorwärts kommen. Dieſe Kompagnie wurde dem Kapitain Daragan von der Gardepioniereskadron anvertraut. Am 23 erhielt die erſte Kolonne des Generals Pankratjew den Befehl längs dem Aſips aufwärts in die Berge zu dringen, um die Schapſugen in Schrecken zu ſetzen, welche in dieſem Thale eine bedeutende Bevölkerung haben, und von deren angeſehenſten Mollah's und Effendi's, welche großen Einfluß auf die Gemüther ausüben, die Wohnſitze daſelbſt ſich befinden; dort ſind oft ihre Volksverſammlungen, in der Art wie ſie im alten Nowgorod Statt fanden. Das Thal des Aſips liegt faſt mitten im Lande der Schapſugen. Da ich den ganzen Tag mit den Scharfſchützen voran zog, ſo will ich hier eine genaue Schilderung geben.

Unſere Kolonne rückte den Aſips aufwärts in folgender Ordnung. Voran zog ein Theil des choperſkiſchen Linien-Regiments, und hundert Reiter der aſiatiſchen Miliz, mit zwei Kanonen reitender Artillerie; ihnen folgten zwei Bataillone des 39 Jäger-Regiments und 2 Bataillone des naſcheburgiſchen Regiments; bei jedem derſelben befanden ſich zwei leichte Feldſtücke; kleine Kolonnen von Scharfſchützen flankirten rechts und links, und eine ganze Kompagnie Jäger bildete die Bedeckung mit zwei Kanonen reitender Artillerie, welche zur Reſerve der Reiterei dienten. Die aufgehende Sonne beleuchtete das reizendſte Gemählde der Schneegipfel des Kaukaſus und der ſchwarzen Berge; eine Menge Dörfer, von Gärten umgeben, zeigten ſich auf dem Thale des Aſips; zahlreiche Haufen berittener Bergbewohner in Panzern und in ihrer beſten Kleidung ritten auf den Gipfeln der Berge und am Rande des Waldes hin und her; der blendende Glanz der Flinten unſerer Infanterie bezeichnete die Bewegung der Kolonnen, welche bald zwiſchen Felſen und Hainen verſchwanden, bald ſich auf den erhöheten Stellen zeigten. Zwei große Dörfer am rechten und linken Ufer des Flüßchens wurden nach kurzem Gewehrfeuer von den Kaſaken und Scharfſchützen beſetzt und den Flammen Preis gegeben. Aber drei Werſte weiter fanden wir heftigen Widerſtand. Ein reiches und großes Dorf mit einer Moſchee, und den Häuſern einiger Effendi's, gelegen auf einer Anhöhe, und von Felſen und Hainen umſchloſſen, gewährte den Schapſugen hinlängliche Mittel zur Vertheidigung. Gegen fünfhundert Mann Gebirgvölker waren von den Pferden geſtiegen, hatten ſich hinter die Flechtzäune, Bäume und Häuſer geſtellt, und empfingen uns mit ſcharfem Gewehrfeuer. Der General ließ ſogleich einige Kanonen auf das Dorf richten, und befahl nach Beſchaffenheit der Umſtände mit Granaten und Kartätſchen zu ſchießen; die Reiterei war im Hohlwege verſteckt, und die Scharfſchützen erhielten Befehl gegen den Hain vorzurücken, um die Aufmerkſamkeit des Feindes zu beſchäftigen, welcher, in der Meinung, daß man ihn in der Fronte angreife, in große Verwirrung gerieth, als ein Bataillon des 39 Jäger-Regiments, welches den Wald auf einem Fußpfade durchſchnitten hatte, plötzlich hinter dem vertheidigten Dorfe erſchien. In dieſem Augenblick rückten Fußvolk, Reiterei und Artillerie raſch gegen das Dorf an, welches die Schapſugen augenblicklich verließen, wobei ſie ihren raſchen Pferden ihre Rettung verdankten. Unſere Truppen rückten vor, und jemehr wir flußaufwärts zogen, deſto gebirgiger und waldigee wurde die Gegend. Nachdem wir noch vier Werſte zurückgelegt hatten, kamen wir an einen ziemlich dichten Eichenwald, welchen wir durchaus paſſiren mußten. Die voranſchreitenden Plänkler berichteten, daß der Wald von feindlicher Infanterie ſtark beſetzt ſey. Der General ſtellte ſogleich die ganze Kavallerie in die Reſerve, die Infanterie und Artillerie in die erſte Linie, und beorderte voran ein in vier Kompagnie-Kolornen getheiltes Jägerbataillon, nachdem er jedem der Kommandeurs die Richtung des Angriffs angedeutet, und ſtreng befohlen, vor dem Eintritt in den Wald keine Flinte abzufeuern. Vor den Augen ihres geliebten Befehlshabers eilten Offiziere und Soldaten mit dem größten Eifer, aber in der vollkommenſten Ordnung in den Wald; der Feind eröffnete das Feuer, wurde aber bald in die Flucht gejagt, und während ein donnerndes Hurrah im Walde ertönte, umging ein Bataillon des naſcheburgiſchen Regiments den Wald von der linken Seite, und beſetzte das auf einer Anhöhe hinter dem Walde gelegene Dorf mit einer Moſchee. Hier wurde Halt gemacht, denn die Truppen hatten ſchon über zwölf Werſte zurückgelegt. Der Feind, beſtürzt über unſern raſchen Angriff, und dar-

Digitized by Google

über, daß wir ſeine Stellungen immer umgingen, konnte ſich nirgendwo lange halten; kaum aber hatten unſere Soldaten die Rangen abgeworfen, um etwas auszuruhen, und ein Paar Zwiebacke zu eſſen, ſo ſchlichen ſich die Schapſugen heran, und feuerten auf unſere Plänkler und Scharfſchützen. Der General mußte unter dem Ziſchen der Kugeln frühſtücken, denn die Büchſen der Schapſugen tragen ziemlich weit. Bald wurde zum Aufbruch getrommelt und wir zogen noch vier Werſte weiter bis zu einem ſehr großen Dorfe mit zwei Moſcheen. Die Schapſugen vertheidigten es nicht im Geringſten, und dieſer Schlupfwinkel der transkubaniſchen Effendi's und Mollah's, welche von dort aus Haß gegen die Ruſſen verbreiten, wurde den Flammen Preis gegeben. Dieſes Dorf befand ſich ſchon auf dem Gebirgsrücken, welcher Europa von Aſien, und die transkubaniſchen Thäler von den öſtlichen Küſten des ſchwarzen Meeres trennt. Noch drei oder vier Werſte, und wir hätten die blaue Oberfläche des alten Euxinus erblickt, da aber unſer General zu keiner ſentimentalen Reiſe verpflichtet war, ſo hielt er es für zweckmäßig zum Flüßchen Chaplia zurückzugehen, wo er ſich mit dem Oberbefehlshaber vereinigen ſollte, um ſo mehr, da der Zweck dieſer Expedition erreicht war. Wir hatten über zwölf Dörfer, vier Moſcheen und bedeutende Korn- und Heulager verbrannt, einiges Hornvieh genommen, und Gefangene gemacht. Bei dem Vorücken war unſer Verluſt ſehr unbedeutend, wir hatten nur acht Verwundete; aber die Gefahren und der eigentliche Kampf erwarteten uns auf dem Rückzuge.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Schreibtiſche der Herzogin von Angoulême.

Das engliſche Hofjournal liefert eine Reihe von Briefen, die während der Julinstage bei Erſtürmung der Tuilerien aus dem Schreibtiſche der Herzogin von Angouleme hinweggenommen wurden, und ſich jetzt in den Händen eines Engländers befinden. Das erwähnte Journal verbürgt ihre Aechtheit, und verſpricht, von den merkwürdigſten derſelben Facſimile's zu liefern. Dieſe Dokumente beſtehen aus eigenhändigen Briefen verſchiedener gekrönten Häupter Europa's an die Herzogin, und in deren Antwortſchreiben darauf. Unter dieſen Briefſchaften fanden ſich auch mehrere Reliquien vor, von denen einige bei der vormaligen Eigenthümerin in großer Verehrung geſtanden zu haben ſcheinen, da auf denſelben von der eigenen Hand der Herzogin die Namen der Perſonen, die ſie ihr zum Geſchenke machten, der Tag des Empfanges u. ſ. w. bemerkt ſind. Ein ſeltſamer Brief eines Engländers an die Herzogin iſt mit einer Reliquie begleitet die die Jahreszahl A. D. 175 trägt. Einige Zeilen des damaligen Polizeipräfekten Mangin an den Herzog von Raguſa ſollen gleichfalls unter den gedachten Papieren in den Tuilerien gefunden worden ſeyn, obgleich nicht wohl begreiflich, wie ſich dieſelben in den Schreibtiſch der Herzogin verirrt haben ſollen, die bekanntlich während der ſtürmiſchen Vorfälle zu Paris ſich fortwährend zu St. Cloud befunden hatte. Der Brief des Polizeipräfekten iſt indeß deßhalb merkwürdig, weil daraus die unſelige Verblendung ziemlich deutlich hervorgeht, in der man ſich höheren Ortes über die damals in Paris herrſchende Stimmung befunden haben muß. Darauf deutet vorzüglich das Wort „positivement“ hin.

Dieſe Briefſammlung enthält eigenhändige Schreiben von dem Kaiſer von Oeſterreich, von dem Könige von Preußen, von dem jetzigen Könige Ludwig Philipp, als er ſich im Jahre 1800 zu London befand u. ſ. w. Letzteres iſt beſonders merkwürdig in Betracht der gegenwärtigen Stellung, in der ſich der damalige Herzog von Orleans zu der vertriebenen Königsfamilie befindet.

Es folgen hier die Dokumente im Originale in der Folgenreihe, wie ſie das Hofjournal giebt.

I.

Schreiben des Polizeipräfekten Mangin an den Herzog von Raguſa.

Cabinet du Préfet de Police.

Monsieur le Maréchal — L'hôtel de la Préfecture est „positivement“ menacé, et je prie Votre Excellence de vouloir bien y envoyer des forces suffisantes pour le protéger.

J'ai l'honneur d'être avec une très haute considération

Monsieur le Maréchal

Votre très-humble et très obéissant serviteur.

27 Juillet 1830.

J'apprends que des boutiques d'armouriers ont été pillées; des brigands se sont armés et des troupes de la ligne les ont laissé passer sur le quai de la Grève — se dirigeant par le faubourg St. Antoine.

II.

Die Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma soeur et cousine — La lettre amicale que Monsieur de Montmorency m'a remise de la part de Votre Altesse Royale m'a été infiniment agréable. Je me hâte de l'en assurer par ces lignes, et charge le Baron d'Alblaing, mon premier chambellan, d'en être le porteur. Le Roi est très-sensible à votre souvenir, Madame, et à tout ce que vous me chargez de lui dire de votre part; vous priant d'en recevoir les assurances, de lui continuer les mêmes sentimens d'amitié et de croire à la part sincère qu'il prend à tout ce qui regarde votre Altesse Royale, les intérêts de sa famille et de sa cause laquelle, comme elle le dit si bien, est celle de toute l'Europe. C'est avec l'intérêt le plus sincère que j'ai apprise l'heureuse arrivée du Duc d'Angoulême en Espagne, ayant bien partagée les inquiétudes que Votre Altesse Royale a du prouver pour le prince son époux. Je me rappelle toujours avec satisfaction d'avoir eu le plaisir de faire sa connaissance, et m'intéresse bien vivement à tout ce qui le regarde. Je regrette infiniment de n'avoir pas jouie de ce même avantage avec vous, Madame; mais veuillez croire que sans avoir jamais eu celui de Vous connaitre personnellement, mon coeur vous porte les plus tendres sentimens, et se sent entrainé vers vous par tout ceux que vous êtes si bien faite pour inspirer. Je prie Votre Altesse Royale à son retour en Angleterre de me rappeler au souvenir de ma soeur la Duchesse de York. Je n'ai pas de nouvelles récentes du Roi mon frère, mais je le crois dans ce moment à Berlin, ou au moment d'y arriver. Veuillez, Madame, être mon interprête auprès du Roi et de toute Votre famille — tous les miens me chargent d'être le leur auprès de Votre Altesse Royale. Je la supplie de se bien persuader de tous les sentimens que je lui ai vouée, et avec lesquels je suis

Madame ma Soeur et Cousine

de Votre Altesse Royale

la très attachée Soeur et Cousine,

Wilhelmine.

Bruxelles, le 31 Mai 1815.

Franzöſiſche Gerichtsverhandlungen.

Im Jahr 1828 war bei der Wittwe Voien zu Gaillon ein Diebſtahl begangen worden. Eine Frau, Namens Mallet, gab ſofort einen alten Soldaten Lecomte, deſſen Leumund immer ehrbar geweſen war, als den Thäter an und um ihrer Anklage noch mehr Gewicht zu geben, beſchuldigte ſie ihn auch mehrerer bei ihr begangener Diebſtähle. Vor den Aſſiſen des Departements der Eure zeugten die gegen ihn vorgebrachten Beweiſe ſo ſtark, daß er ungeachtet aller Unſchuldsbetheuerungen zu achtjähriger Zwangsarbeit verurtheilt ward. Während er ſeine Strafe in dem Galeerenhauſe zu Toulon erſtand, wurde die Mallet wegen Prellereien mittelſt Fälſchung von Urkunden einer gerichtlichen Unterſuchung unterworfen, und im Jahre 1830 von demſelben Aſſiſenhofe zu ſiebenjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt. Die öffentlichen Verhandlungen dieſes Prozeſſes warfen ein neues Licht auf die Anklage, die Lecomte's Verurtheilung zur Folge hatte und ließen den Verdacht ſchöpfen, daß die Mallet, die in dieſem Prozeſſe als Hauptzeuge aufgetreten war, die Thäterin des

Digitized by Google

jenem Unglücklichen zur Schuld gelegten Diebſtahles ſeyn könne. In dieſem Betracht verordnete der Aſſiſenhof, daß gedachte Frau in eine neue Unterſuchung gezogen werden ſolle und zwar 1) als eines Diebſtahls verdächtig, wegen deſſen Lecomte verurtheilt worden; 2) wegen falſchen Zeugniſſes gegen denſelben. Wegen dieſes doppelten Verbrechens angeklagt erſchien ſie vor den Aſſiſen von Evreux, wo ſie ſchuldig befunden und zu acht Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Zwei Angeklagte waren alſo durch zwei verſchiedene Urtheilsſprüche als des Diebſtahles bei der Witwe Bivien ſchuldig befunden worden; und es ging daraus hervor, daß einer der beiden Verurtheilten unſchuldig ſeyn mußte. Auf Antrag des Staatsprokurators Dupin kaſſirte deßhalb der Kaſſationshof beide Urtheile, und verwies die Prozeſſe von Neuem an die Aſſiſen von Rouen. In der Zwiſchenzeit war die Mallet geſtorben und Lecomte erſchien am 24 März vor den Schranken des Aſſiſenhofes von Rouen. Bei den hiebei eröffneten Verhandlungen zeigte ſich die Unſchuld Lecomte's in ihrem vollen Lichte. Mit der Zeugenausſage der Mallet fielen alle gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen weg und namentlich die Ausſagen zweier alter Fanatiker, deren Leichtgläubigkeit durch lächerliche Erfindungen der Mallet mißbraucht worden war. Es zeigte ſich, daß dieſe beiden alten Geiſtlichen das Spielzeug gewiſſer abergläubiſcher Mummereien geweſen, deren ſich die Mallet bedient hatte, dieſe alten Schwachköpfe von dem Diebſtahl Lecomte's zu überzeugen. Wenige Augenblicke nach dem Schluß der Verhandlungen erklärten die Geſchwornen einſtimmig Lecomte für unſchuldig. Eine Sammlung, die ſie für den Unglücklichen angeſtellt und zu der auch die Richter beigetragen hatten, wurde ſogleich in ſeine Hände gelegt. Viele Perſonen umgaben den armen alten Mann mit Thränen im Auge, und ſchenkten ihm gleichfalls Geld. Schlüßlich erklärte der Präſident des Gerichtshofes, daß er Alles anwenden werde, um ihm für die ausgeſtandenen Leiden von der Regierung eine Entſchädigung auszuwirken. Lecomte war fünf Vierteljahre im Bagno zu Toulon!

Vermiſchte Nachrichten.

Die „Echo de la Pologne“ vom 5 März giebt folgende Anekdote, deren Wahrheit ſie verbürgt, um zu beweiſen, wie ſehr eine despotiſche Regierung den menſchlichen Geiſt zum thieriſchen Stumpfſinne herabdrücken könne. Drei ruſſiſche Soldaten wurden von einigen polniſchen Jägern des dritten Regiments zu Gefangenen gemacht. An einen der Ruſſen ſtellt ein polniſcher Offizier einige Fragen, wobei ſich folgendes Zwiegeſpräch ergab:

Der Pole. Wo biſt Du her?

Der Ruſſe. Aus Kaſan.

Der Pole. Und warum biſt Du ſo weit hergekommen, uns zu bekämpfen?

Der Ruſſe. Nun, weil es der Kaiſer befohlen hat.

Der Pole. Aber weißt Du nicht, daß wir Polen für unſere Freiheit fechten? Haſt Du gehört, für unſere Freiheit? Warum ſucht Ihr nicht auch frei zu werden, wie wir? Warum macht Ihr keine Revolution?

Der Ruſſe. Der Kaiſer hat uns nicht befohlen, eine Revolution zu machen; wenn er es geſagt hätte, hätten wir's vielleicht auch gethan.

Der Pole. — Welch ein Vieh! — Haſt Du Hunger?

Der Ruſſe. O ja, ſehr. Seit zwei Tagen haben wir keine Rationen erhalten.

Der Pole. Und wenn ich Dir recht zu eſſen und zu trinken gebe, würdeſt Du gegen die Schurken da (er zeigte auf die in Schußweite in Plänklerordnung aufgeſtellten Ruſſen) feuern?

Der Ruſſe. O ja.

Hierauf gab ihm der polniſche Offizier tüchtig Brod und Branntwein, und nachdem der Ruſſe ordentlich Beſcheid gethan hatte, reichte er ihm ein Gewehr und ſagte: Gut, nun feure.

Der Ruſſe zögerte keinen Augenblick und ſchoß drei Mal auf die Seinigen, wobei er, nach Gewohnheit, ſo genau zielte als möglich.

Der Kaiſer von China ließ ſich unlängſt eine Reihe von ſeinem Vater ihm hinterlaſſener Dokumente vorleſen, worunter eine von dieſem Monarchen herrührende Schilderung des Zuſtandes der Gefängniſſe ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Hiernach ergiebt ſich, daß im zehnten Jahre der Regierung ſeines Vaters, außer den Gefängniſſen des Staats, in den Diſtrikten von Canton und Whamboa die Polizeioffizianten deren zu ihrer Verfügung hatten, worin die wegen leichter Uebertretungen Angeklagten, und ſelbſt die Zeugen, von denen man die Ausſagen zu empfangen hatte, feſtgehalten wurden. Es war nicht ſelten, daß auf dieſe Art in einem oder dem anderen Falle Individuen der Freiheit für ihr ganzes Leben beraubt blieben. Ueberdieß hatte man beſondere Gefängniſſe für Frauen, welche unter der Verwaltung weiblicher Polizeioffizianten, Aufſeher und Gefängnißwärter ſtanden. Die Unglücklichen, die man daſelbſt einſperrte, wurden der Entehrung Preis gegeben, wofür ihre Wächterinnen den Lohn empfingen. Der Kaiſer, welcher das Fortbeſtehen ähnlicher Mißbräuche in ſeinen Staaten befürchtete, nahm hiervon Veranlaſſung, allen Gouverneuren ſeiner Provinzen genaue Berichte über den wahren Beſtand abzufordern.

Der Diſtrikt von Nanchoi in der Provinz Canton enthält wenigſtens 1 Million Sklaven. Andere Diſtrikte von derſelben Ausdehnung haben deren eine etwa gleich große Anzahl. Man nennt Sklaven von Rechtswegen Diejenigen, welche als Sklaven geboren oder zur Strafe in den Sklavenſtand herabgeſtoßen ſind. Freiwillige Sklaven dagegen ſind Die, welche ſich ſelbſt verkaufen, oder durch ihre Eltern verkauft werden. Die Kinder der Sklaven ſind das Eigenthum des Herrn, und nach deſſen Tod gehen ſie an ſeine Erben über, wie die andere Verlaſſenſchaft. Die Sklaven dürfen ſich nur unter ſich verheirathen, und es iſt ihnen ſtreng unterſagt, gewiſſe Farben und gewiſſe Formen von Kleidern zu tragen. Uebrigens haben ihre Herren kein Recht über Leben und Tod; und der Tod eines dieſer Unglücklichen, veranlaßt durch die Schläge, die er empfängt, wird mit einer Geldbuße oder mit Deportation von anderthalb Jahren beſtraft. Die tatariſchen Soldaten, welchen die Regierung Sklaven giebt, behandeln ſie indeſſen gewöhnlich mit äußerſter Strenge.

La liberté fera le tour de monde. Selbſt bis nach China ſcheinen die Erdſtöße des Revolutionsweſens ſich zu erſtrecken. Das „Canton-Regiſter“ berichtet, daß eine Art Emiſſär des Comité Directeur eine neue Ordnung der Dinge in dem himmliſchen Reiche zu begründen gewagt habe, jedoch in dieſen Verſuchen geſcheitert ſey. „Zu Junia“ (erzählt die Zeitung von Canton) „hat jüngſt ein Sohn des Teufels“ (ein Jakobiner) „ſeine Waffen gegen den Thron von China zu erheben gewagt. Sein Name iſt Thanynglau. Er ließ ſich von einem andern Sohne des Teufels“ (einem andern Jakobiner) „ein großes Siegel, dem des Kaiſers ähnlich, verfertigen, deſſen er ſich zur Beſiegelung ſeines Manifeſtes bediente. Der Zorn des Kaiſers, ſchnell wie der Blitz und furchtbar wie der Donner, traf nicht ſo bald die Rebellen, als ſie auch ſchon zerſtreut waren. Makemſelin“ (wahrſcheinlich der Siegelſtecher) „wurde gefangen und ſein Leib in zehntauſend Stücke zerhackt, Chanynglau jedoch entfloh nach Leauchon. Die treuen Diener Sr. Maj. wurden auf wahrhaft kaiſerliche Art belohnt. Der Feldherr wurde mit einer Pfauenfeder von zwei Augen beſchenkt. Poh-Poh erhielt den blauen Stab, und Hiderchi die gelbe Kugel. Der aufrühriſche Chanynglau floh über Hals und Kopf, und mußte ſeine Theevorräthe im Stiche laſſen. Wahrſcheinlich befindet er ſich jetzt in Verzweiflung. Möge der Zorn des Himmels ihn ewig verfolgen; möge er immer in Verzweiflung wohnen und allezeit ohne Thee ſeyn!!“

Eine mit Dampfmaſchinen verbundene Bäckerei zu Portsmouth, unter der Leitung des Hrn. Grant, liefert in 24 Stunden 160,000 Pfund Schiffszwieback, was zu dem täglichen Bedarf von 20 Linienſchiffen ausreicht. Mittelſt 8 oder 10 dergleichen Maſchinen kann täglich der Schiffszwieback für 160,000 Seeſoldaten verfertigt werden, eine Seemacht, wie ſie England nur in Zeiten des gefährlichſten Krieges aufgeſtellt hat. Die Einrichtung dieſer Bäckerei zu Portsmouth hat gegen 5000 Pfd. Sterl. gekoſtet. Dieſe Summe wird, wie man berechnet, im erſten Jahre durch die Erſparniß an Händen und Zeit wieder eingebracht ſeyn. Ueberdieß wird durch die Maſchinen der Teig viel beſſer durchgeknetet und das Brod weit geſünder. Ferner wird durch dieſe Anſtalt die Marine immer mit friſchem Zwieback verſorgt werden können, da die raſche Arbeit der Maſchinen zuverläſſig und regelmäßig iſt, ſo daß man nur dann zu backen braucht, wenn es gerade nöthig iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 101. 11 April 1831.

Skizzen aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Hinter Tordera, wo man in das Angeſicht des mittelländiſchen Meeres kommt, führt der Weg oft durch hübſche Dörfer mit zwei Reihen weißer meiſt einſtöckiger Häuſer, die mit rothen Ziegeln bedacht ſind. Die Reiſe durch dieſen Theil Cataloniens wird als ſehr angenehm geſchildert. Bei Ampoſta, ein Wenig oberhalb der Mündung des Ebro, ſetzte man über dieſen Fluß. Hier, obgleich noch in Catalonien, nahm Alles eine andere Geſtalt an, und erinnerte an die Annäherung der Provinz Valencia, die ſich 200 Meilen in ſüdweſtlicher Richtung längs der Seeküſte erſtreckt. Statt der langen cataloniſchen Beinkleider haben die Valencianer kurze leinene Hoſen (bragas), welche ſich wie bei den Hochländern über den Knien endigen, und von ihnen mittelſt eines Gurts über den Hüften feſt gebunden werden; das Bein bleibt entweder bloß, oder wird mit einem Strumpf, der nur bis an die Knöchel reicht, oder einer Art lederner Gamaſchen bedeckt. Die Stelle der ſammtnen Jacke mit den ſilbernen Knöpfen vertritt bei ihnen ein ſackförmiges Gewand, das ſie über die Schultern werfen; deſſelben bedienet ſich der Bauer wirklich als eines Sacks, in dem er z. B. darin ſeine Saatfrucht auf das Feld trägt; die langen rothen Zipfelkappen ſind auch hier zu Haus.

In der kleinen Stadt Ampoſta, auf dem weſtlichen Ufer des Ebro, fiel unſerem Reiſenden vor dem Eingang in den Hof des Wirthshauſes eine Gruppe Kartenſpieler auf, welche ihre nackten Beine gekreuzt in tiefſter Aufmerkſamkeit bei ihrer Unterhaltung aßen, und in dem Haus ſelbſt die Maſſe von Kiſten, Strohkörben und Futterbüſcheln für die Maulthiere, die in dem Gaſtzimmer, wo man ſpeiste, unter einander lagen. Die Poſtwagen-Geſellſchaft beſtand aus einem valencianiſchen Kaufmann, einen gutmüthigen, redſeligen Mann, den man nach ſeiner bunten Kleidung für einen Harlekin hätte halten können; aus ſeiner Frau, die, gleich allen verheiratheten ſpaniſchen Damen, etwas wohlbeleibt ausſah, nebſt ihrer hübſchen fünfzehnjährigen Tochter; aus einem Haufen valencianiſcher Studenten, die, wie in Spanien gewöhnlich, ganz ſchwarz gingen, und einem Mönch. Dieſe kleinen Kollegienherren beluſtigten ihre Mitgäſte einiger Maßen durch ihren Appetit, indem ſie mit Haſt über die Schüſſeln herfielen, ſo daß die Andern ſich mit Dem begnügen mußten, was ihnen die tapfere Jugend übrig ließ. Schweinfleiſch, ſtark mit Knoblauch gewürzt, bildete einen Beſtandtheil faſt jedes Gerichts — ein Gebrauch, der ſich aus den Zeiten der Judenverfolgungen herſchreiben ſoll, wo der Genuß dieſer Speiſe für ein Glaubensbekenntniß galt. Nachdem dem erſten Heißhunger Genüge geſchehen, fingen die Studenten an, artiger zu werden, und die Schüſſeln mit dem Reſt ihres Inhalts herumzubieten, und bei der letzten Lieferung ließen ſie ihren Tiſchgenoſſen den Vorrang. Als das Deſert erſchien, warteten ſie mit beſonderer Aufmerkſamkeit der ſchönen Valencianerin auf; jeder von ihnen ſchälte einen Apfel, und bot ihr ein Stück davon auf der Meſſerſpitze, welches ſie ganz oder theilweiſe aß; ſo ſchien es die Landesſitte zu erfordern. Dieſe Huldigungen begleiteten ſie mit allerlei Redensarten, die dem amerikaniſchen Reiſenden, der noch an die ſittſame Zurückhaltung der franzöſiſchen Damen gewöhnt war, als eine grobe Verletzung des Anſtandes vorkamen; wogegen die Eltern nicht das mindeſte Aergerniß daran nahmen, und die junge Schöne ſelbſt die an ſie gerichteten Komplimente oft in demſelben freien Ton erwiederte.

Um Morgens zwei Uhr brach der Poſtwagen auf, und während er ſich um die Hügel wand, und die Abhänge längs der Küſte, die Straße nach Valencia entlang, auf und nieder rollte, legte ſich der Mayoral oder Kondukteur ruhig auf's Ohr, und gab das Steuer ganz in die Hände des Poſtillions Pepito, eines muntern Burſchen; unſer Amerikaner mit ſeinen Gefährten folgte dieſem Beiſpiel, als die Erſchütterung der im Lauf plötzlich angehaltenen Kutſche die ſchlafende Geſellſchaft aus ihren Träumen weckte. Das gedrohte Räuberabenteuer war da. Hören wir den Reiſenden ſelbſt. Es wurde draußen laut, man vernahm Stimmen, die in einem heftigen Wortwechſel begriffen ſchienen; ich erhob mich auf meinem Sitz, rieb die Augen, und blickte zum Schlag hinaus. Bei dem Licht einer Laterne, das vom Gipfel der Kutſche herabſchien, konnte ich ſo Viel entdecken, daß die Straße hier von Oelbäumen eingefaßt war, und daß die Maulthiere auf ein Hinderniß geſtoßen ſeyn mußten; denn ſie waren auf einem Knäul beiſammen, und ſahen mit geſpitzten Ohren und verwundert über den unerwarteten Aufhalt einander an. Ein Blick rechts und das Räthſel löste ſich mir. Neben dem vordern Rand ſtand ein Mann in valencianiſcher Tracht; ſeine rothe Mütze, die er über die Stirn herein gezogen, hing noch weit hinten hinab, und ſein geſtreifter Mantel (manta) flatterte frei von ſeiner Schulter. Während er den linken Fuß wie zum Angriff vorſetzte, erhob ſich eine Muskete in ſeiner Hand, und ſein Auge funkelte ſo

Digitized by Google

wild auf das Geſicht des Mayoral, das er mit dem Ende des Laufs berührte, daß es das Licht der Laterne zurückzuſtrahlen ſchien. Auf der andern Seite war die Scene etwas verſchieden. Pepito hatte die Zügel fahren laſſen, und ſprang von ſeinem Sitz, in der Abſicht, zwiſchen den Bäumen zu entwiſchen. Leider konnte der arme Junge dieſes Vorhaben nicht ausführen. Faſt ehe er den Boden erreichte, begegnete er der Mündung einer Muskete, und in demſelben Augenblick trat ein anderer Schurke aus dem verrätheriſchen Verſteck hinter dem Baum hervor, gegen welchen hin er entweichen wollte, ergriff ihn, und führte ihn auf die Straße zurück; hier mußte er ſich auf das Geſicht niederlegen, wie der Kondukteur bereits lag. Ich hörte jetzt deutlich, daß einer der Räuber den Mayoral fragte, wie viel Paſſagiere er hätte, ob ſie bewaffnet ſeyen, ob ſich Geld auf dem Poſtwagen befinde. Das Verhör ſchloß mit dem befehlshaberiſchen Ruf „La bolsa!“ Der Unglückliche that, wie ihm befohlen, erhob ſich ſo weit, um einen großen ledernen Beutel aus einer innern Taſche herauslangen zu können, und ſtreckte ihn mit den Worten hin: „Hier, Hr. Ritter, aber ſchont mein Leben“ (toma usted caballero, pero no me quita usted la vida!) Dieß ſchien jedoch nicht in ſeinem Plan zu ſeyn. Er ging nach einem der Steinhaufen, die zur Ausbeſſerung des Wegs längs dem Rande der Straße lagen, holte einen großen Stein, und begann damit dem Mayoral auf den Kopf zu klopfen. Der ſo angefallene Mann ſtieß die jämmerlichſten Klagelaute aus, und flehte bei Jeſu Chriſto, dem Apoſtel und Märtyrer Santiago, unſer lieben Frau del Pilar, und allen jenen heiligen Namen, die der Spanier nur mit tiefer Ehrfurcht zu nennen pflegt, den Mörder um Erbarmen an. Allein eher mochte der Stein, welcher ihn hämmerte, Mitleid empfinden, als der Elende, deſſen Wuth derſelbe zur Waffe diente. Der Räuber ſchlug und ſchlug, bis es ihm immer ernſter wurde, und er zuletzt ſeine Flinte bei Seite legte, und mit beiden Händen auf ſein Opfer losarbeitete. Das Flehen um Erbarmen, welches die erſten Schläge entlockten, übertäubten die ſpätern Schläge. Es hatte ſich allmählig zum furchtbarſten Angſtgeſchrei geſteigert, als aber die Leiden alles Maß überſchritten, ging es in ein dumpfes unartikulirtes Geſtöhne über, welches, verbunden mit dem tiefen Röcheln, und den krampfhaften Zuckungen des Todeskampfs, allein verrieth, daß das Leben noch nicht entflohen. Pepito erging es nicht beſſer als dem Mayoral; das Bitten um Gnade, das dieſem ſo wenig geholfen, unterließ er, und die winſelnden Töne, die er hervorbrachte, erſtarben im Staub unter ihm. Man hätte mögen meinen, ſeine Jugend ſollte ihm Anſprüche auf Schonung verleihen. Dem war nicht ſo. Die Räuber waren ohne Zweifel aus Amposta, kannten ihn, und fürchteten von ihm wieder erkannt zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Feldzug der Ruſſen jenſeits des Kuban.

(Schluß.)

Es iſt bekanntlich die beliebteſte Taktik der Gebirgsvölker den Rückzug ihrer Feinde zu beunruhigen, und ihnen allen nur möglichen Schaden zuzufügen; da nun unſre rückgängige Bewegung beinahe 15 Werſte weit ſich erſtreckte, ſo hatten wir heftigen Angriff des Feindes zu erwarten. Der General ordnete den Rückzug in ſtaffelweiſer Aufſtellung, indem er alle vortheilhaften Stellungen zum Voraus beſetzen ließ, wodurch wir großen Verluſt vermieden. Kaum hatten die Schapſugen unſern Rückzug bemerkt, als gegen 1500 Mann Reiterei und Fußvolk unſern Nachtrab angriffen. Das naſcheburgiſche Bataillon, unter dem Befehl des tapfern Majors Poltinin, manövrirte wie auf einer Muſterung; unter dem Pfeifen der Kugeln veränderte ſich die Kette der Scharfſchützen mit aller Genauigkeit, und viele Offiziere ſchoſſen mit ihren Flinten die feindlichen Reiter nieder. Die Artillerie wirkte von vortheilhaften Stellungen; aber vor dem großen Walde in dem obenerwähnten Dorfe mit der Moſchee benutzten die Schapſugen das dichte Geſträuch, und verhüllt durch den Rauch der brennenden Häuſer, warfen ſie ſich, in Haufen von dreihundert Mann mit lautem Geheul auf zwei Kanonen, welche auf einer kleinen Anhöhe ſtanden; einige Artilleriepferde wurden augenblicklich verwundet, und die Geſchütze kamen in große Gefahr. Der Augenblick war kritiſch, aber eine Abtheilung Jäger, die ſich unweit davon im Walde befand, eilte den Kanonieren zu Hülfe, ſo daß es dieſen gelang einige wirkſame Kartätſchenſchüſſe zu thun, während die Naſcheburger ſich mit dem Bajonet den Schapſugen in die Flanken warfen, die nun mit großem Verluſt zurückgeſchlagen wurden. Um ſie von neuen Angriffen zurückzuſchrecken, ließ der General an mehrern Stellen im Walde Truppen in Hinterhalt legen, wovon die Schapſugen, die auf einem ſchmalen Fußpfade durch den Wald unſern linken Flügel umgehen wollten, auf einen Theil ſtießen, wo ſie denn mit einem gut unterhaltenen Feuer empfangen, großen Verluſt erlitten; ſeitdem zeigte ſich Niemand mehr von ihnen. Wir kamen erſt in der Nacht zu unſerm Lager; wir hatten einige verwundete Offiziere und einige 40 Verwundete und todte Soldaten. Wenn ich in Erzählung dieſer einzelnen Vorfälle etwas zu weitläufig geworden bin, ſo geſchah es nur, um einen richtigen Begriff von dieſer Art des Krieges zu geben. Am 25 Oktober durchzog der General Emanuel das Thal der Chaplia; am 26 that General Pankratjew ein Gleiches im Thale des Antchir, und am Abend plänkelten unſre Fourrageurs mit den Gebirgsvölkern. Am 27 kam das ganze Korps zum Fluſſe Bugnndür' und ſchlug dort Brücken. Unſre Aſiaten nahmen einige Schapſugen gefangen, welche gar nicht glauben wollten, daß ſie unſre Truppen vor ſich ſähen; denn, ſagten ſie, die Ruſſen kommen immer vom Kuban her. nun aber kommen ſie aus den Gebirgen. Am 28 kamen wir zum Fluſſe Abin, wo die zahlreichſten Stämme der Schapſugen wohnen; von dort hatten wir bis Anapa nur noch 70 Werſte. An demſelben Tage zog General Emanuel längs dem Abin hinauf, und General Pankratjew an eben dieſem Fluſſe hinab, um die Einwohner zu züchtigen; von allen Seiten hörte man den Widerhall der Kanonen- und Flintenſchüſſe. Am 29 zog der Feldmarſchall ſelbſt mit drei Bataillonen Fußvolk, einigen Kanonen, und der geſammten Kavallerie aus dem Lager um ein kleines Dorf zu beſetzen. Anfangs ſtellte er alle Truppen in eine Maſſe; feindliche Reiterhaufen näherten ſich bis auf Piſtolenſchußweite, und als ſie ſich ziemlich weit vor einem Walde herangewagt hatten, ſchickte der Oberbefehlshaber die aſiatiſche Miliz und das choperſkiſche Linienkaſakenregiment gegen ſie ab, dieſe ſprengten mit verhängten Zügeln gegen den Feind und verfolgten ihn bis zum Walde. Die

Digitized by Google

Schapſugen glaubten, daß wir uns Anapa noch mehr nähern würden, aber in der Nacht auf den 30 ließ der Feldmarſchall im Lager große Feuer anzünden, und zog in der größten Stille zur Chaplia zurück. Unterdeſſen brachten die Schapſugen aus den Bergen eine Kanone, und beſchoſſen unſern Lagerplatz, den wir bereits verlaſſen hatten. Wir legten in der Nacht über 20 Werſte zurück, und erſt am Morgen wurde unſer Nachtrab unter dem General Pankratjew vom Feinde eingeholt und ſchwach angegriffen. Gegen Abend kamen wir, nach einem Marſche von 45 Werſten, zur Chaplia. Die Schapſugen ſetzten ſich im Walde nahe bei dem Lager feſt, beunruhigten uns, und ihre Kugeln flogen ſogar bis nahe an das Zelt des Oberbefehlshabers heran. Ein Jägerbataillon trieb ſie aus dem Walde; ich befand mich bei den Scharfſchützen, und ſah bei dieſer Gelegenheit die treffliche Wirkung der coehorniſchen Mörſer, mit denen wir die Felſenſchluchten beſchoſſen, in denen ſich der Feind verborgen hielt. Am 31 vor Tagesanbruch zog der Oberbefehlshaber mit dem ganzen Heere auf dem großen anapaſchen Wege zurück zum Fluſſe Il, wo ſich unſre Wagenburg befand. Kaum fingen wir an die Brücken über die Chaplia zu paſſiren, ſo begannen die Schapſugen, einen dichten Nebel benutzend, vom Rande eines Waldes ein ſcharfes Feuer auf unſre Kolonnen; auf zwanzig Schritte ſah man keinen Feind, aber das aus den Flinten blitzende Feuer verrieth uns ſeine Stellung. Der General ließ ſogleich vier Kanonen gegen den Wald richten, und unſre Kartätſchen öffneten uns einen ſichern Rückzug, der wieder ſtaffelweiſe ausgeführt wurde. Von dieſem Tage an bis zu unſrer Rückkehr zum Kuban in den erſten Tagen des Novembers fiel nichts Erhebliches vor. Die Schapſugen begleiteten uns nur in beobachtenden Parteien.

Unſre Unternehmung jenſeits des Kuban hatte einen doppelten Zweck; nämlich die Züchtigung der widerſpenſtigen Schapſugen, und die Erforſchung der örtlichen Lage, um Mittel zu ihrer gänzlichen Unterwerfung zu treffen. Wir Alle ſind feſt überzeugt, daß der ſichere Blick des Feldmarſchalls bereits diejenigen Punkte beſtimmt hat, deren Beſetzung dieſe Völkerſchaften des Kaukaſus zügeln und als Bürgſchaft ihrer Unterwürfigkeit dienen kann. Gegen zweihundert Dörfer mit allen Korn- und Heuvorräthen ſind in Flammen aufgegangen, und der größte Theil der Aelteſten und angeſehenſten Schapſugen iſt theils getödtet, theils verwundet. Nach ihrem eignen Geſtändniß haben ſie bedeutenden Verluſt erlitten. Während der ganzen Expedition haben wir durch des Feindes Waffen nicht über zweihundert Mann verloren; dieſer geringe Verluſt iſt die Folge unſers raſchen Vordringens, unſers unvermutheten Rückzuges und der muſterhaften Ordnung bei allen Scharmützeln, denn bei den bisherigen Unternehmungen jenſeits des Kuban, ſogar bei den unbedeutendſten, büßten wir drei Mal mehr Mannſchaft ein.

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Der Baron M...., ehemaliger preußiſcher Offizier, hat in dem „Dziennik powszechny" vom 21 März folgenden Aufſatz über die Büllettins des Feldmarſchalls Diebitſch eingeſandt:

„Die erſten Generale Europa's und die Kundigen in der Kriegskunſt werden gewiß mit ihrem Urtheile hervortreten, ob der Feldmarſchall Diebitſch auf den grochowſchen Gefilden unterhalb Praga das große von einigen deutſchen Zeitungsſchreibern ihm nach dem türkiſchen Feldzuge zugeſtandene Talent entwickelt, und ob die über aſiatiſche Horden leicht errungenen transbalkaniſchen Lorbeeren ſich unverwelkt den tapfern Schaaren der Polen gegenüber erhalten haben. So Viel iſt aber gewiß, daß dieſer vermeintliche Held des Nordens kein Jünger der reinen Wahrheit iſt, dieſer ſo herrlichen Tugend des redlichen Mannes, indem er die verlornen Schlachten und Gefechte in Siege umgeſtaltet.

„Hören wir, was der Bericht von Diebitſch an den Kaiſer Nikolaus über die Schlacht vom 25 Februar verkündigt, und was ich, ein Ausländer, als unbefangener Augenzeuge, über dieſelbe gewiſſenhaft mittheilen kann.

„Laut Bericht des transbalkaniſchen Grafen hat der Fürſt Szachowski, deſſen Grenadiere vor Freude, mit den Polen zu fechten, in die Hände klatſchten, mit dem Bajonettangriffe die polniſchen Truppen auf deren linkem Flügel *) geworfen, und nur in der Abſicht, ſich mit der ganzen Armee zu vereinigen, eine rückgängige Bewegung gemacht. Ich aber ſah, wie ſein Korps nach einem mehrſtündigen Kampfe ſich rückwärts gewendet, wie der General Krukowiezki daſſelbe in der wildeſten Unordnung vor ſich her getrieben, und es auf der Flucht, in zwei Theile getrennt, mehrere Feldſtücke verloren hat. Dieß iſt der erſte Sieg der ruſſiſchen Armee.

„Inmitten der zwei ſich ſchlagenden Armeen behaupteten beide Seiten, trotz den weit überlegenen Streitkräften der Ruſſen, trotz ihrer zwiefach ſtärkeren Artillerie, ihre Stellung. Auf dem rechten Flügel und dem linken feindlichen wüthete das Gefecht am Heftigſten; von beiden Seiten wurde das Erlengehölz drei Mal genommen und geräumt. Die ruſſiſchen Kolonnen wechſelten ſich unabläſſig ab, während die Polen ohne abgelöst werden zu können, im beſtändigen Feuer blieben. Es iſt wahr, daß das Küraſſierregiment des Prinzen Albrecht zu weit vorgegangen iſt; aber auch Dieß iſt wahr, daß es von dem Gewehrfeuer der Infanterie, die nicht von ihm erſchüttert werden konnte, und von zwei Schwadronen des zweiten Uhlanenregiments und eben ſo viel neuorganiſirten Schwadronen des zamoyskiſchen, völlig vernichtet worden. Dieß iſt der zweite Sieg dieſes Tages.

„Es hat ſeine Richtigkeit, daß auf dieſem Punkte die Polen vor den überwiegenden Streitmaſſen und dem mörderiſchen Feuer von mehr als hundert feindlichen Geſchützen weichen mußten; aber der ruſſiſche Feldherr hat ſie weder laufen, noch ſich hinter die Schanzen von Praga flüchten ſehen; ſie wichen, aber in der größten Ordnung, und zwar nicht mehr als eine Werſte.

„Warum wußte der Genius dieſes nordiſchen Helden von einem ſo vollſtändigen Siege, wie er ihn zu nennen beliebt, keinen Nutzen zu ziehen? Die Antwort iſt einfach: weil er nicht konnte; weil er nicht ſiegte; weil die übermenſchliche Tapferkeit der polniſchen Krieger eine außerordentliche Verheerung in den feindlichen Reihen angerichtet; weil nicht Viel gefehlt hat, daß er ſelbſt eine totale Niederlage erlitten hätte. Eine Bewegung des Generals Krukowiezki, nachdem das ſzachowskiſche Korps zerſprengt worden, gegen den linken feindlichen Flügel hin hätte ſchon heute das Schickſal der Polen entſchieden, und dieſelben würden vielleicht ſchon jetzt ihre ſiegreichen Fahnen jenſeits des Bugs flattern ſehen.

„Der Feldmarſchall Diebitſch bedauert, daß die Polen keine Fahnen haben, und deßhalb keine erobert werden konnten; die Beſcheidenheit aber läßt ihn gewiß den Umſtand verſchweigen, daß ihm die Polen vier Fahnen im kurzen Zeitraume dieſes Krieges genommen haben.

„Die treffenden Worte, welche ein ausgezeichneter polniſcher Offizier einſt zu mir ſprach, ſtimmen ganz mit Dem überein, was ich ſeit dem Einmarſche der Ruſſen in das Königreich geſehen habe. „„Dank ſey der Vorſehung," ſagte er, „welche beſchloſſen hat, daß der Feldmarſchall Diebitſch das ruſſiſche Heer gegen uns befehligen ſoll. Dieß iſt einer von den Alltagsgeneralen, der dem weichenden Feinde nachſetzt, der eine Linie aufſtellen kann und feuern, ſo lange das Pulver und die Menſchen ausreichen, wenn dieſe bis auf den letzten Mann Stand hielten. Bei dem Oberbe-

*) In drei Schlachten war ich, und in allen drei ſah ich, wie die Polen ſich mit dem Bajonett auf die Ruſſen ſtürzten, und dieſe nie den Anlauf aushielten; aber auch nicht ein Mal habe ich die Ruſſen mit dem Bajonett angreifen ſehen.

Digitized by Google

fehle eines Andern würde die — wenn auch ungewöhnliche — Tapferkeit der Unſerigen endlich doch unterliegen müſſen.‟‟

„Welches Urtheil aber über einen Befehlshaber zu fällen iſt, der ſich nicht entblödet, durch falſche Berichte ſeinen Monarchen zu täuſchen, iſt nicht meine, ſondern Europa's Sache.‟

Einer der Bewohner des unglücklichen Praga, jezt acht und fünfzig Jahre alt, wohnte den Mordſcenen bei, welche den 4 November 1794 in dieſem Orte verübt wurden. Er verlor damals ſeine Eltern, ſeinen Bruder und zwei Schweſtern; dieſe theuern Weſen ſchwammen vor ſeinen Augen in ihrem Blute, und gaben unter den ſchrecklichſten Leiden ihren Geiſt auf; er ſelbſt erhielt vier Bajonettſtiche und einen Hieb in die Hand. In die Gegend von Bialolenka geführt, brachte er hier drei Tage zu, ohne Nahrung und Verband. Sein väterliches Haus ward eine Beute der Flammen. Nachdem er dieſe Gegenden verlaſſen, diente er als Gutsverwalter in verſchiedenen Wojewodſchaften des Königreiches. Erſt voriges Jahr kehrte er nach Warſchau zurück, da er ſeines Herrn Sohn, welcher in ein Maſurenregiment eintrat, hieher begleitete; der Zufall fügte, daß er den 25 Februar in Praga war, wo er ſo unpäßlich wurde, daß er nicht nach Warſchau zurück konnte. Eben an demſelben Orte, wo ehemals das Häuschen ſeiner Eltern ſtand, überfielen ihn am 26 die Koſaken und verwundeten ihn in dieſelbe Hand. Nach einer Kolonie unterhalb Nieporet gebracht, lag er hier mehrere Tage dem Tode entgegenſehend. Er wurde aber wieder hergeſtellt und iſt nach Warſchau zurückgekehrt.

(Fortſezung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Baumwollenernte in Egypten iſt ſo reich ausgefallen, als man gehofft hatte. Hunderttauſend Zentner ungefähr wurden bereits den Handelsleuten, die darauf Kontrakte gemacht hatten, abgeliefert. Man ſchäzt die ganze Ernte auf mehr als 300,000 Zentner. — Seit ſeiner lezten Reiſe im Dezember hat der Vizekönig zum zweiten Mal das Innere des Landes bereiſt, wobei er täglich mehrere Stunden zu Pferd zubrachte und eine Rüſtigkeit zeigte, die weit unter ſeinem Alter iſt. Die Vorſteher der Diſtrikte legten ihm die Plane zu den Waſſerleitungen vor, die ſie nach ſeinen Befehlen ausgeführt, deßgleichen Rechenſchaftberichte über die Verwaltung des ihnen anvertrauten Landes. Der Vizekönig erſah daraus mit Vergnügen, daß ſeine Verbeſſerungen nach und nach Wurzel geſchlagen haben und endlich Früchte zu tragen anfangen. Er konnte ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß viele vormals ödgelegene Pläze jezt mit beträchtlicher Menge von Bäumen aller Art beſpflanzt ſind. Ueberall fand er Gärten und Pflanzungen. Vor ſeiner Abreiſe von Alexandrien wollte er noch eine groſe Heerſchau über ſeine Reiterei und Artillerie halten. Zu dieſem Ende wurden die genannten Truppen auf der groſen Ebene von Afaty-Kabe zuſammengezogen, wo auch die Manöver Statt fanden. Sechs Regimenter Kavallerie und zwei Batterien Artillerie führten alle militäriſchen Evolutionen mit groſer Genauigkeit aus. Hierauf fand die Vertheilung der Fahnen Statt, die die Regimenter aus Mohammed-Ali's Händen ſelbſt empfingen, nachdem ſie ihm den Eid der Treue geſchworen hatten. Suleiman Bei (der franzöſiſche Obriſt Selves) kommandirte einen Theil dieſer aus 8000 Mann beſtehenden Reiterei, die ſehr zweckmäßig ausgerüſtet und herrlich beritten iſt. Die Kavallerie-Manöver überraſchten die zahlreichen Zuſchauer, die der Muſterung beiwohnten. Die Artillerie ſchoß in einer Minute ungefähr ſieben bis acht Mal. Der Vizekönig ſchien mit der Organiſation dieſer Truppen ſehr zufrieden.

Die Geſellſchaft zur Ermunterung der Literatur hielt unlängſt eine Verſammlung im britiſchen Kaffeehauſe zu London, bei welcher in Abweſenheit des Herzogs von Somerſet Hr. W. A. Mackinnon, Verfaſſer des Werkes „Urſprung, Fortgang und gegenwärtiger Zuſtand der öffentlichen Meinung‟ den Vorſiz führte. Man bemerkte unter den Anweſenden den Dichter Campbell, die HH. Duckett, Philipps, Dr. Granville und Dr. Tonolly bei der londoner Univerſität u. a. m. Die Verſammlung faßte den Beſchluß, ein Kapital von 10,000 Pfd. Sterl. durch Unterzeichnung von 200 Mitgliedern, zu 50 Pfd. jedes, zu errichten, um hiedurch Werke von Verdienſt, deren Verfaſſer nicht die Koſten der Herausgabe zu beſtreiten vermögen, herausgeben zu können. Ferner wurde beſchloſſen, daß den Verfaſſern, wenn ein bedeutender Gewinn aus ihrem Werk gezogen würde, eine Summe, die jedoch 100 Pfd. nicht überſteigen ſoll, zum Geſchenk gemacht, außerdem aber von dem Gewinn des Verkaufes 50 bis 90 pCt. zu Theil werden ſoll. Der Präſident zeigte übrigens an, daß die Finanzen der Geſellſchaft bereits ſehr günſtige Ausſichten gewährten, da gegenwärtig ſchon auf 5000 Pfund unterzeichnet ſey. Der Herzog von Somerſet, der Marquis von Londonderry und der Earl Dudley hatten hiezu bedeutende Summen beigetragen.

Die ruſſiſche akademiſche Zeitung liefert aus offiziellen Berichten folgende Angaben: Ruſſiſche Kirchen in St. Petersburg 161; Kirchen auswärtiger Konfeſſionen 19; der Altgläubigen 4; Bethäuſer 8; Klöſter 2; Kapellen 4; erzbiſchöfliche Höfe 4; Paläſte 9; Ingenieurſchloß 1; — Kronhäuſer, ſteinerne 301, hölzerne 148, in Allem 449; Privathäuſer, ſteinerne 2341, hölzerne 5150, in Allem 7471, worunter ganzen Geſellſchaften gehörige Häuſer, 4 ſteinerne, 7 hölzerne; Summe aller Wohngebäude 7931. — Im Jahre 1830 waren im Bau begonnen: ſteinerne Kronhäuſer 6, Privathäuſer, ſteinerne 20, hölzerne 41. In eben dieſem Jahre ſind beendigt worden: ſteinerne Kronhäuſer 4; Privathäuſer, ſteinerne 16, hölzerne 31. — Leere Pläze 476. Fabriken aller Art 187. Die Zahl aller Gebäude mit den im Jahre 1830 vollendeten beträgt alſo 8169. — Das Straßenpflaſter in verſchiedenen Theilen der Stadt umfaßte im Jahre 1830 770,970 Quadrat-Faden; ausgebeſſert und neu gepflaſtert auf Koſten der Stadt wurden in jenem Jahre 62,826 QFaden; neu gepflaſtert 16,550 QFaden.

Die Bevölkerung Großbritanniens betrug im Jahre 1750 7,800,000 Einwohner, im Jahre 1801 10,820,000; innerhalb fünfzig Jahren wuchs alſo die Seelenzahl um 3 Millionen. Im Jahre 1811 zählte man 12,355,000 Seelen, ſo daß der Zuwachs in zehn Jahren ſich auf 1½ Millionen beläuft. Im Jahre 1821 war die Bevölkerungszahl 14,400,000, alſo in zehn Jahren ein Zuwachs von 2 Millionen — im Jahre 1830 17,000,000 Einwohner, alſo in neun Jahren ein Zuwachs von 2½ Millionen. Ehen wurden im Jahre 1801 geſchloſſen: 67,228; im Jahre 1821: 96,885; getauft wurden im Jahre 1801: 237,029; im Jahre 1829: 315,660. Hieraus geht hervor, daß ſeit dem Jahre 1795, wo die Armengeſeze zuerſt in volle Anwendung kamen, die Bevölkerung ſich beinahe verdoppelte. Wenn die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Verhältniſſe wie bisher fortſchreitet, wird die Inſel im Jahre 1890 60 Mill. Einwohner zählen.

Die irländiſche Nüchternheits-Geſellſchaft (the Hibernian Temperance Society) hat bekannt gemacht, daß die Konſumtion von gebrannten Waſſern unter dem irländiſchen Volke von Jahr zu Jahr zugenommen hat; bis zum Jahre 1820 iſt ſie zu der furchtbaren Maſſe von zehn Millionen Gallonen geſtiegen (vierzig Millionen Quart). Im Jahre 1762 betrug die Quantität der in Irland gebrannten Waſſer, nach dem davon entrichteten Aufſchlage berechnet, 692,875 Gallonen, alſo nur wenig Mehr als eine halbe Million. Das für Whisky (ſchottiſchen Branntwein) allein ausgegebene Geld beläuft ſich auf 6,300,000 Pfd. St. Dieſe Summe würde nach Berechnung der erwähnten Geſellſchaft hinreichen, 640 Armenanſtalten zu errichten oder zwanzig Inſtitute, deren jedes dem in Dublin beſtehenden dieſer Art gleichkäme.

Es ſcheint, daß die Mitglieder des engliſchen Unterhauſes, beſonders wenn ſie in einem bedeutenden Rufe ſtehen, mit Zuſchriften und Aufträgen übermäßig angegangen werden. O'Connell wenigſtens, der als Parlamentsmitglied täglich 30 Briefe poſtfrei hat, ließ in den engliſchen Blättern bekannt machen, daß er außerdem an einem einzigen Tage zehn Pfund Sterling für Poſtgeld ausgelegt habe. Mehrere, die ihm ſchrieben, legten auch noch Briefe für ihre Freunde und Bekannte in London bei.

In Dublin fand eine zahlreiche Verſammlung unter dem Vorſize des Lord-Mayor Statt, um eine Petition für die Abſchaffung der Todesſtrafe wegen Schriften- und Banknotenfälſchung an das Parlament zu entwerfen. Die Bittſteller verlangen anſtatt der Todesſtrafe eine mehr dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſene Strafe. Man bemerkte in der Verſammlung viele Damen, vorzüglich von Quäckergemeinden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 102. 12 April 1831.

Skizzen aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Als beide Schlachtopfer kein Lebenszeichen mehr von ſich gaben, trat eine kurze Pauſe ein, und die Räuber hielten eine leiſe Berathſchlagung. Nun verfügte ſich der erſte an die linke Seite des Poſtwagens, und nachdem er zuvor zur größern Sicherheit den Radſchuh ausgehängt und damit das Rad geſperrt, öffnete er die Thüre und begehrte, indem er auf den Kutſchentritt ſtieg, unter einem gräßlichen Fluch von jedem Reiſenden eine Unze Gold. Der valencianiſche Kaufmann erwiederte dieſe Forderung durch die Betheuerung, daß ſie ſo viel Baarſchaft nicht beſäßen, daß ſie aber gerne geben wollten, was ſie vermöchten. Dann gab es ein Geklingel von Geld, und in der Eile und Verwirrung fielen einige Stücke auf den Boden. Nach einer Weile ging er nach der Rotunda. Da er wahrſcheinlich am Abend zuvor in Amposta geſehen, daß daſelbſt keine Weiber, ſondern ſechs Studenten, lauter kräftige Burſche ſich befanden, ſo wandte er alle Vorſicht an, ließ einen um den andern von ihrem Kaſtell herabkommen, Geld und Uhren ausliefern, und dann mit flachem Leib und Geſicht auf der Straße ſich niederſtrecken. Inzwiſchen kehrte der zweite Räuber zu der Stelle, wo Pepito lag, zurück. Er wickelte das Meſſer aus der Falte ſeiner Schärpe, machte es auf, ſtemmte eines ſeiner nackten Beine dem Jungen in die Seite, zog ihm die Jacke aus, und verſetzte ihm Wunden auf Wunden, indem er den Körper umdrehte und eigentlich Sorge trug, daß kein Theil davon unverſehrt bliebe. Der junge Prieſter, mein Gefährte, drückte ſich in ſeinen Winkel und barg das Geſicht in ſeine zitternden Hände, aber ich, wie von einem Zauber gefeſſelt, konnte meine Augen von dem grauſamen Schauſpiel nicht wegwenden. Obgleich die Fenſter vorn und zu den Seiten verſchloſſen waren, ſo traf doch jeder Streich des Mordſtahls, wie er in das Schlachtopfer fuhr, mein Ohr; es war nicht der derbe Ton einer Waffe, die auf einen poſitiven Widerſtand ſtößt, ſondern ein hohler ziſchender Laut, als ob dieſes Hauswerkzeug, beſtimmt das friedliche Brod zu zertheilen, unwillig der Frevelthat ſeinen Dienſt liehe. Dieſen Moment meines Lebens werde ich nie vergeſſen; denn konnte es eine Lage geben, bemitleidenswerther als zu ſterben wie der arme Pepito, ſo war es Zeuge ſeyn zu müſſen von ſeinem Schickſal, ohne den Arm zu ſeiner Rettung zu heben. Nach vollbrachtem Mordgelüſte näherte ſich der kaltblütige Bandit der Thür des Kabriolets und ſuchte ſie zu öffnen. Er ſchüttelte heftig daran, uns zurufend ihm zu helfen; zufälliger Weiſe waren wir nie auf dieſer Seite eingeſtiegen, ſo daß der junge Prieſter, der zum erſten Mal auf einem Poſtwagen fuhr, glaubte, es ſey nur eine Thüre da, und dem Burſchen erwiederte, er müſſe auf die andere Seite gehen. Bei dem Anfang der Geſchichte ſchob ich eine werthvolle Uhr, die in meiner Weſtentaſche ſtak, ſchnell in meinen Stiefel; als die Räuber aber unſere Führer auf die Köpfe ſchlugen, dachte ich, die wenigen Dollars in meiner Börſe möchten ihnen nicht genügen und langte ſie wieder hervor, um ſie ihnen ohne Umſtände zu überantworten. Dieſer Vorſichtsmaßregel bedurfte es indeß nicht. Der dritte Räuber, der mit der Büchſe im Arm um den Poſtwagen die Runde machte, ſtand auf der Straße vor uns auf ein Mal ſtill, legte den Kopf auf den Boden um zu lauſchen, kam zu ſeinen Kameraden und flüſterte mit ihnen zuſammen. Die Beſprechung dauerte nur kurz. Sie blieben noch einen Augenblick vor dem Mayoral ſtehen und ſchlugen ihm ihre Gewehrkolben auf den Kopf, während der Burſch, der ſich vorhin des Meſſers bediente, Pepito noch ein Paar Abſchiedsſtöße gab. In einem andern Augenblick waren ſie alle verſchwunden. Wegen der Dunkelheit, welche nur zum Theil durch die Laterne zerſtreut wurde, deren Licht mich in den Stand ſetzte, zu beobachten, was um uns vorging, merkten wir die Entfernung der Räuber nicht ſogleich, ſondern beharrten noch gegen eine halbe Stunde in der Lage, worin ſie uns gelaſſen. Das noch eben ſo hörbare kurze Athemholen und Zähneklappern in dem Innern des Wagens ließ allmälig nach, und man vernahm weibliches Geflüſter, und bald darauf deutlicher geſprochene Worte; und draußen bei unſern verſtümmelten Führern äußerten ſich durch Seufzer und Stöhnen Zeichen des rückkehrenden Lebens. Mein Gefährte und ich zogen langſam die Fenſter weg, und nachdem wir eine Zeitlang um uns geblickt, öffneten wir den Schlag und ſtiegen aus. An dem innern Kaſten ſtand die Thür noch von dem Beſuch des Räubers her offen, und die Geſellſchaft darin ſaß in ängſtlichem Geſpräch. Im Hintergrund der Kutſche ſah man einen ſchwarzen Schock auf dem Boden, in dem ich juſt die ſechs Studenten erkannte, welche von der Rotunda hatten herab müſſen, und die noch da lagen, wie man ſie's nach Empfang ihres Geldes und ihrer Uhren geheißen. Man ſtelle ſich die ſeltſame Gruppe von Schwarzröcken mit ihren Kremphüten von gleicher feierlicher Farbe vor, woraus von Zeit zu Zeit ein Kopf auftauchte! Da wir bedächtig auf ſie zuſchritten, flüſterten ſie unter

Digitized by Google

einander und dann guckte Einer hervor, und dann ein Andrer, bis ſie zuletzt fanden, daß wir zu der Geſellſchaft gehörten und Alle auf ein Mal wie eine Wolke emporſtäubten, trotz der Drohung der Räuber, Jeden niederzuſchießen, der es wagte ſich von der Stelle zu bewegen.

(Schluß folgt.)

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Fortſetzung.)

Werfen wir noch einen Blick auf die Archipeln des ſtillen Ozeans zurück, ehe wir unſern Seefahrer von den Sandwichinſeln nach dem eigentlichen Ziel ſeiner Fahrt, der Behringsſtraße, begleiten, ſo ſehen wir, daß nach und nach zweiunddreißig von den öſtlichen Inſeln dieſes unermeßlichen Ozeans, wo wahrſcheinlich noch lange Zeit manche zu entdecken ſeyn mögen, von ihm beſucht wurden. Bloß zwölf davon, wenn man Pitcairn Eiland einrechnet, waren bewohnt und die geſammte Bevölkerung kann kaum über 3100 Seelen betragen; nämlich etwa 1000 kommen auf die Gambiergruppe, 1260 auf die Oſterinſel und 840 vertheilen ſich auf den andern Inſeln. Alle Eingebornen bekennen ſich, wie es ſcheint, zu derſelben Religion, ſprechen dieſelbe Sprache und gehören zu demſelben Volksſtamm. Ein auffallender Unterſchied in Bezug auf die Geſichtsbildung und Farbe zwiſchen den Bewohnern der vulkaniſchen Inſeln und der Korallenformationen läßt ſich übrigens nicht verkennen. Die erſtern ſind ein bei Weitem ſchönerer und ſchlanker gewachſener Menſchenſchlag. Dieſer Umſtand erklärt ſich vielleicht aus der Verſchiedenheit der Lebensart: die Einen, ausgeſetzt einer glühenden Sonne, welche von den weißen Korallen zurückſtrahlt, müſſen ihren Unterhalt mühſam zwiſchen den Felſenriffen ſuchen, während die Andern die freiwilligen Gaben einer gütigen Natur im Ueberfluß genießen, unter dem erquickenden Schatten der Haine von Brodfruchtbäumen ruhen, und ihre Tage in behaglicher Ruhe zubringen. Es iſt eine noch nicht aufgelöste Streitfrage, woher dieſe von beiden großen Kontinenten ſo fernen Inſeln ihre Urbevölkerung bekommen haben. Die innige Verwandtſchaft dieſer Völkerſchaften mit den Malaien und andern Bewohnern der großen Inſeln im Weſten, welche man in Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und Sagen wahrnimmt, weist jedoch entſchieden auf häufige Auswanderungen von dort hin; nur begreift man nicht leicht, wie es möglich war, bei der vorherrſchenden Richtung von Wind und Strömung ohne beſſer ausgerüſtete Schiffe, als jene Eingebornen beſitzen, ſo weit vorzudringen. Dieſe Schwierigkeit bedünkte manche Geſchichtsforſcher ſo bedeutend, daß ſie zu dem Umweg durch die Tatarei über die Behringsſtraße, und das amerikaniſche Feſtland ihre Zuflucht nehmen, um dieſe Bevölkerungen in eine Lage zu verſetzen, von wo ſie der gewöhnliche Lauf der Winde nach jenen Regionen bringen konnte. Allein dann müßte wohl eine größere Aehnlichkeit zwiſchen den amerikaniſchen Indianern und den Auſtraliern bemerkbar ſeyn.

Daß der Zufall wahrſcheinlich bei der Bevölkerung von Inſeln eine Hauptrolle ſpielt, beweist ein Begegniß, wovon Kapitän Beechey berichtet. Auf Martin Byam Eiland, 600 Meilen von Taheiti, fand er 40 Eingeborne von der Ketteninſel, die der Sturm dahin verſchlagen hatte, und von denen er Einen Namens Tuwarry als Botſchafter ſeiner Genoſſen nach ſeinem Vaterland zurückführte. „Tuwarry war zu Haus auf einer der von Cook während deſſen erſter Reiſe entdeckten niedern Korallenformationen, welche die Inſulaner Anaa nennen, er aber auf den Karten unter dem Namen der Ketteninſel aufzeichnete. Sie liegt gegen 300 Meilen öſtlich von dem Königreich Taheiti, an welches ſie Tribut zahlt. Der alte König Pomare ſtarb, und ſein Sohn, noch ein Kind, folgte ihm in der Regierung; bei dieſer Gelegenheit machten ſich mehrere Häuptlinge und Einwohner der Ketteninſel, darunter Tuwarry, nach Taheiti auf den Weg, um ihrem neuen Oberherrn ihre Huldigungen darzubringen. Zur Ueberfahrt ſtanden ihnen bloß Doppelkanots zu Gebot, wovon ſie drei der größten in Bereitſchaft ſetzten. Uns, die wir dieſe Gewäſſer in Schiffen von anſehnlichem Tonnengehalt, und verſehen mit einem Kompaß und allen erforderlichen Inſtrumenten, um die Richtung genau auszumitteln, zu beſchiffen pflegen, ſcheint auf einem Kahn, wobei man bloß das Firmament zur Leitung hat, die Fahrt nach einem Ort, deſſen Lage man auf jeden Fall nur annähernd kennt, ein unſicheres Unternehmen, daß wir uns höchlich verwundern, wie ſich Leute finden mögen, die entſchloſſen genug ſind, es zu wagen. Indeß ſie wußten, daß ähnliche Reiſen glücklich vollbracht worden waren, und zwar nicht bloß nach den leewärts gelegenen gebirgigen Inſeln, ſondern nach andern auf der entgegengeſetzten Seite, die kaum ſechs Schuh über den Waſſerſpiegel ſich erheben, und da keine ungünſtigen Vorzeichen ſich ankündigten, ſo hegten ſie keine ſonderlichen Beſorgniſſe. Die Kanots wurden demnach mit Allem, was man für nothwendig erachtete, beſtens befrachtet, und die Mannſchaft, aus 150 Perſonen beſtehend, ging an Bord. Die in den beiden andern Kanots getroffenen Anſtalten ſind uns nicht näher bekannt; in Tuwarry's Fahrzeug befanden ſich dreiundzwanzig Männer, fünfzehn Weiber und zehn Kinder, nebſt einem Vorrath von Waſſer und Lebensmitteln für wenigſtens drei Wochen. Am Tag der Abreiſe verſammelten ſich alle Eingebornen am Strand, um von den Abenteurern ſich zu verabſchieden, und die Kanots ſtachen, in der Richtung, welche durch gewiſſe Marken am Land angedeutet ward, begleitet von den Wünſchen ihrer Landsleute, in die See. Mit einem guten Wind und vollen Segeln glitten ſie dahin, ohne an die Möglichkeit der Drangſale zu denken, welche ſie erdulden ſollten. Der Unſtern wollte, daß der Monſun ſich dieſes Jahr früher einſtellte, als man erwartete, und daß er mit großer Heftigkeit blieb; nichts deſto weniger legten ſie die erſten zwei Tage ſonder Unfall zurück, bereits begannen ſie nach dem Hochland von Maitea zu ſchauen, und ſich auf das Vergnügen zu freuen, das ihrer nach beſtandener Fahrt harrte, als eine Windſtille eintrat, die Vorbotin eines Sturms, der denn auch plötzlich aus einer ungünſtigen Himmelsgegend über ſie kam, die Kanots zerſtreute, und vor ſich herjagte. In dieſer Art ging es mehrere Tage fort; da aber mittlerweile das ſchöne Wetter wieder kehrte und ihnen noch Lebensmittel für zwei Wochen übrig blieben, ſo ſteuerten ſie wieder getroſt auf den Ort ihrer Beſtimmung los, bis ein zweiter Sturm, der ſie noch weiter als das erſte Mal zurücktrieb, ihre Kraft vollends erſchöpfte. Viele Tage verfloſſen; ihre Entfernung von der Heimath nahm ſtündlich zu; die Wellen brachen ſich über dem Kahn

Digitized by Google

und ihr Mundvorrath ging auf die Neige. Eine lange Windſtille, und was ſchlimmer war, heiße trockne Witterung folgte auf den Sturm und ſteigerte ihre Leiden zur Verzweiflung. Man ſtelle ſich vor einen Kahn feſtgebannt auf dem einſamen Weltmeer, die Mannſchaft, unter dem Strahl der tropiſchen Sonne verſchmachtend vor Durſt, an der Ruderbank ausgeſtreckt — die Kinder ihre Eltern um Hülfe flehend, und die Mütter jammernd über ihre Rathloſigkeit. Jedes Mittel den brennenden Durſt zu lindern ward verſucht; Einige tranken Seewaſſer, Andere badeten ſich darin, oder begoſſen ſich damit die Köpfe; allein der Mangel an ſüßem Waſſer in der heißen Zone läßt ſich nicht erſetzen. Tag für Tag hob, Wer es noch vermochte, die Calabaſſe betend zum Himmel empor — umſonſt; hoch in der Luft ſchwebten die leichten Wolkenvließe und beſagten ihnen, daß ihre Leiden noch nicht zu Ende ſeyen; die Noth erreichte allmälig eine gräßliche Höhe, und ſiebzehn Perſonen fielen als Opfer, glücklich zu preiſen gegen die, welche ſie überlebten. Wir hätten von ihrem Schickſal keine Kunde, hätte nicht die Vorſehung in dieſem kritiſchen Augenblick eine Veränderung zu ihren Gunſten bewirkt. Der Himmel, welcher ſeit längerer Zeit vollkommen heiter geweſen, nahm ein Ausſehen an, welches unter andern Umſtänden die Gemüther mit Bangigkeit erfüllt haben würde; jetzt aber wurde der tropiſche Orkan, der ſich näherte, als Befreier begrüßt. Man raffte ſich auf, ſpannte Tücher aus, ſtellte Calabaſſen und Kokosnußſchalen auf dem Verdeck umher, und hielt ſie der ſchwarzen Wolke entgegen, bis ſie endlich einen Strom von Regen herabſchüttete, von dem jeder Tropfen für die Verlaſſenen ein unſchätzbares Labſal war; ſie tranken reichlich und dankbar, und füllten jedes Gefäß mit dem köſtlichen Element. So geſtärkt lebten ſie wieder auf; aber nur um durch den Hunger von Neuem in Verzweiflung geſtürzt zu werden. Wir brauchen nicht zu reden von dem furchtbaren Nothweg, den ſie einſchlugen, um ihr elendes Daſeyn zu friſten, bevor einige große Haie aus der Tiefe auftauchten, und dem Kahn nachzogen. Tuwarry, indem er den Kopf eines Schabeiſens (iron scrape) abbrach, brachte einen Haken zu Stand, womit er eines dieſer Thiere fing, welches ſie ihrer bisherigen ekelhaften Mahlzeiten überhob. Nun arbeiteten ſie wieder an den Rudern und ſpannten die Segel aus, und nicht lange, ſo ſahen ſie ihre Anſtrengungen mit dem lieblichen Anblick von Land belohnt, und Büſcheln von Kokosnüſſen, welche die Krone einiger Palmen ſchmückten, blinkten ihnen entgegen; ſie eilten durch die Brandung und bald erreichten ſie die vielerſehnte Freiſtätte; aber zu ſchwach, die hohen Bäume zu erglimmen, fällten ſie einen derſelben mit der Axt. Als ſie hierauf die Inſel durchſtreiften, zeigte ſich an den Kanots, welche in der Lagune lagen und an den Pfaden, welche die Gehölze durchſchnitten, daß ſie vor Kurzem bewohnt geweſen ſeyn müſſe; die meiſten Eingebornen der niedern Inſeln kannten ſie als Kannibalen, und ſo beſchloſſen ſie nicht länger zu verweilen, als abſolut nöthig wäre, um wieder etwas zu Kräften zu kommen. Denn wenn die Eingebornen zurückkehrten, fürchteten ſie, möchte man ſich nicht damit begnügen, ſie bloß zu vertreiben. Wie lang oder kurz aber auch ihr Aufenthalt dauern mochte, ſo brauchten ſie Schutz gegen die Witterung und mußten ihre Vorräthe ergänzen; ſie bauten daher Hütten, gruben Brunnen und zimmerten zu den Kanots, die ſie vorfanden, noch drei neue zum Behuf des Fiſchfangs. Ihre Lage war jetzt ſehr erträglich und es gelang ihnen nicht bloß, ſich den täglichen Unterhalt zu erwerben, ſondern auch noch eine beträchtliche Quantität Seefiſche zurückzulegen. Da ſie Niemand ſtörte, ſo gewannen ſie allmälig Vertrauen und ihre Abreiſe verzog ſich bis in den dreizehnten Monat. Nach Verlauf dieſer Zeit gingen ſie wieder in See, um ihre Heimath zu ſuchen. Sie ſteuerten zwei Tage und zwei Nächte gen NW, und trafen eine kleine Inſel, auf welcher ſie, da ſie unbewohnt ſchien, landeten; daſelbſt raſteten ſie drei Tage und ſetzten dann ihre Reiſe fort. Nachdem ſie einen Tag und eine Nacht gefahren, gelangten ſie abermals an eine unbewohnte Inſel. Bei ihrem Verſuch zu landen, ſtrandete ihr Kanot; die Geſellſchaft jedoch rettete ſich unverſehrt an's Ufer. Um das Schiff auszubeſſern, bedurften ſie mehrerer Wochen Zeit; ſie ſiedelten ſich alſo auf der Inſel an, und begannen wieder Vorräthe aufzuſpeichern. Acht Monate waren ihnen unter dieſen Beſchäftigungen verfloſſen, als wir unerwartet auf Martin Byam Eiland mit ihnen zuſammentrafen, ihr Kanot war fertig und alles für die fernere Expedition Benöthigte bereit. Von den beiden andern Kanots wurde Nichts mehr gehört."

(Fortſetzung folgt.)

Die Kolonie am Schwanenfluß.

Zur Berichtigung der vielen widerſprechenden Nachrichten, welche man über die neue Niederlaſſung in Weſtauſtralien lieſt, theilen engliſche Blätter folgendes Schreiben aus Perth vom 4 Oktober 1830 mit: „Da es im Laufe dieſer Woche eine Schiffsgelegenheit nach England giebt, ſo benütze ich dieſelbe, um Ihnen in wenigen Zeilen über unſer Treiben und den Zuſtand der Kolonie Nachricht zu geben. Ich bin mit meinen Mittheilungen an meine Freunde etwas ſpät daran; wenn Sie indeß bedenken, daß dieß erſt das zweite Schiff iſt, welches ſeit unſerer Ankunft direkt nach England ſegelt, ſo werden Sie dieſen Verzug keiner Nachläſſigkeit von meiner Seite zuſchreiben. Auf die Richtigkeit meiner Angaben dürfen Sie ſich unbedingt verlaſſen. Nach den letzten Berichten aus England ſcheint es, daß allerhand Gerüchte über die gegenwärtige Lage und wahrſcheinlichen Ausſichten der Niederlaſſung im Umlauf ſind, welche wie gewöhnlich eine trübe Miſchung von Wahrheit und Irrthum enthalten, wo dann der letztere, der mit ſehr glänzenden Farben aufzutragen pflegt, natürlich in dem Gemälde immer voranſteht. Dieſe Gerüchte verdanken wir einem Haufen elender Tagdiebe und Landſtreicher, der ſie ausgeſtreut, und der Geneigtheit der Bewohner von Vandiemensland und der Capſtadt, welche dieſelben begierig aufgegriffen und weiter verbreitet hat. Dieſe beiden Plätze ſind außerordentlich eiferſüchtig auf die Schwanenflußkolonie, weil ſie befürchten, der Strom der Auswanderung möchte ſich zu uns wenden; darum verſuchen ſie jedes Mittel, die Anſiedler unter Wegs zu verleiten, daß ſie bei ihnen bleiben; und ich muß ſagen, es iſt ihnen nur zu gut gelungen, ſie haben uns wirklich gegen zweihundert Arbeiter abſpenſtig gemacht. Man beklagt ſich, die Kolonie entſpreche den Erwartungen nicht, die davon erregt worden wären. Der Artikel im Quarterly Review*) iſt im Ganzen genau; nur iſt der Eindruck, auf den er berechnet iſt, verbunden mit den Hoffnungen dürftiger Abenteurer, zu günſtig, als daß ſich Alles ſo leicht verwirklichen ließe. Das Quarterly Review behauptet, das Land, welches man an den Ufern des Schwanenfluſſes geſehen, ſey von vorzüglicher Qualität; dieß iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit; wenn jedoch die Einbildungskraft mancher Enthuſiaſten dieſe Vortrefflichkeit gleich auf das Land an den Ufern des Schwanenfluſſes überhaupt und die ganze Gegend ſeitwärts übertrug, ſo lag darin eine ſelbſterzeugte Täuſchung. Der gute Boden beſchränkt ſich vornehmlich auf die nächſten Umgebungen des Fluſſes; der

---

*) S. dieſen Bericht Ausl. 1829, S. 797 ff.

Reſt iſt ſandig, aber das Jahr über mit einer üppigen Vegetation bedeckt; was zum Theil von der Beſchaffenheit des Erdreichs herrührt, welches im Durchſchnitt in einer Tiefe von fünf bis ſechs Fuß auf einer Unterlage von Thon ruht, ſo daß das Waſſer nicht abfließen kann, worin dann auch die Menge von Lagunen ihren Grund haben, auf die man bei jeder Vertiefung auf dieſer Seite des Gebirgs ſtößt. Unglücklicher Weiſe trifft man das gute Land nicht einmal ſo weit am Fluß hinauf als bis Perth; vielmehr giebt es hier bloß Sandboden; dadurch wurden viele Ankömmlinge entmuthigt und ohne die Sache näher zu prüfen, verließen ſie ärgerlich die Kolonie. Indeß hat ſich gezeigt, daß das Land bei Perth, ungeachtet ſeines wenigverſprechenden Aeußern, Vorzüge beſitzt, welche erfahreneren und einſichtsvolleren Perſonen nicht entgingen, und daß es nur der Zeit und der Geduld bedarf, um dieſe Vorzüge zu entwickeln. In dieſem Augenblick wachſen hier Vegetabilien zu einer faſt unglaublichen Größe, und ich habe deßwegen von einigen das Maß genommen. Was ſagen Sie z. B. zu Rettigen von zwanzig Zoll im Umfang, die in bloßem Sand, ohne daß man den Boden im Geringſten bearbeitete, ſo groß geworden ſind? Rüben, Kohl, Erbſen, Lattich kommen auf den ſchlechteſten Gründen fort; nur für Potaten, beſorge ich, iſt das Klima zu warm, das dagegen für die meiſten Tropenfrüchte, Yams, Bananen ꝛc. gut paßt. Auch für den Weinbau ſcheint das Land der Anſicht des Bodens und des Landes nach ſehr angemeſſen und die kleinen Verſuche, die wir in dieſer Hinſicht angeſtellt, ſtimmen damit überein. Von heimiſchen genießbaren Erzeugniſſen finden ſich keine von Belang; aber ſchönes Zimmerholz haben wir, das vermuthlich ein Ausfuhrartikel werden dürfte; es hält die Mitte zwiſchen dem Mahagoni und dem Hollunder, und kann vollkommen die Stelle des erſtern vertreten, wobei es ſich noch dadurch empfiehle, daß die weißen Ameiſen es nicht angreifen; auch haben wir weißen und blauen Gummi, wiewohl nicht in ſtarker Quantität, beide in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Perth. Die Erzeugniſſe des Thierreiches ſind dieſelben wie auf der Oſtküſte. Die Flüſſe wimmeln von Fiſchen, die alle gut zu eſſen ſind; wir haben uns übrigens erſt ſpät damit verſehen. Kalkſtein läßt ſich in den meiſten Gegenden des Fluſſes leicht brechen; eben ſo liefert das Ufer bei Perth auf eine Strecke von 1½ M. einen ſehr feinen und ſtarken Lehm. Von den mineraliſchen Hülfsquellen des Landes verlautet bis jetzt Nichts; denn Jeder hat mit ſeiner Anſiedlung ſo Viel zu thun, daß er keinem anderen Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken kann. In England, höre ich, herrſcht wegen der Unfälle, welche den erſten Schiffen zuſtießen, eine ſehr unvortheilhafte Meinung rückſichtlich der Sicherheit des hieſigen Hafens. Indeß gewährt Gage's Rhede immerhin einen guten Ankerplatz während der Sommermonate, und wenn ſie, ausgeſetzt den Nordweſtwinden, bei ihrem theils felſigen, theils loſen Sandgrund, Winters nicht dieſelben Dienſte leiſtet, ſo iſt durch die Entdeckung eines Ankerplatzes etwa vier Meilen ſüdlich von der Mündung des Fluſſes ziemlich geholfen. Dieſer Ankerplatz, Britanniarhede genannt, hat bereits bei den letzten Stürmen, die auf Gage's Rhede alle Schiffe an den Strand trieben, ſeine Probe beſtanden, indem bloß einem Fahrzeug der Anker brach, die übrigen aber unbeſchädigt blieben. Ueberdieß ward kürzlich ein Kanal aufgefunden, durch den man von Gage's Rhede nach Cockburn ſegeln kann, wenn man von der Britanniarhede zu weit leewärts iſt, ſo daß es nie an einer Zuflucht gegen Stürme fehlt. Ich hoffe, Sie werden dieſem Umſtand alle Publicität geben, da das Aufblühen der Kolonie vornehmlich davon abhängt, daß man Dieß weiß. Die Barre an der Mündung und die Untiefen an verſchiedenen Stellen im Bett des Fluſſes ſchaden dem innern Verkehr; allein dagegen wird mit der Zeit und ohne bedeutenden Koſtenaufwand ſchon Rath geſchaffen werden. Schiffe von 500 Tonnen treffen immer ein freies Fahrwaſſer etwa 1½ Meilen oberhalb Freemantle bis Perth, und hat man dort die Untiefen um die Inſeln zurückgelegt, ſo kann man wieder ungehindert viele Meilen den Fluß hinaufſchiffen. Was das Klima anbelangt, ſo kann man ſich kein lieblicheres wünſchen. Man athmet eine ſo erquickende Luft, und die Hitze des Tages wird durch die Seewinde dergeſtalt gekühlt, daß ſich's wohl auf keinem Punkt der Erde geſünder und vergnüglicher leben läßt. Ich ſende Ihnen keine Thermometerbeobachtungen, da dieſelben kein genauer Maßſtab zur Beurtheilung der Temperatur ſind; ein Wärmegrad, der in England unerträglich wäre, iſt hier ganz angenehm. Die Ausſichten der Kolonie beſſern ſich von Tag zu Tag, zur Zufriedenheit aller Klaſſen; die große Zahl achtbarer Anſiedler, ihre Beharrlichkeit und ihr Fleiß verbürgen uns das endliche Gelingen der Niederlaſſung. Ich weiß keine Bedenklichkeit, als etwa, daß das Land bei Perth und in der Nachbarſchaft nicht ſo beſchaffen iſt, daß es zum Anbau einladet, und daß, nachdem alles gute Land dießſeits der Berge bereits verliehen worden, den Wünſchen neuer Koloniſten hier nicht mehr Genüge geſchehen kann; allein dieſe Bedenklichkeit fällt weg, ſeit Dale, Fähndrich vom 63ſten Regiment, von einer Entdeckungsreiſe aus dem Innern die Nachricht zurückbrachte, daß öſtlich vom Schwanenfluß eine große und fruchtbare Landſtrecke liegt, welche von einem Fluß durchſtrömt wird — eine Nachricht, die Lieutenant Erskine auf einem ſpäteren Ausflug beſtätigt hat. Diejenigen Koloniſten, welche hier noch nicht unterkamen, gedenken ſich daſelbſt anzubauen; ich ſelbſt bin von dieſer Zahl, und habe mir bereits Ländereien im Betrag von 5200 Morgen zuerkennen laſſen. Der Gouverneur iſt darüber ſehr froh und betrachtet den Erfolg der Kolonie jetzt als gewiß; er beabſichtigt in einigen Tagen die Gegend zu bereiſen und den Lauf des Fluſſes zu verfolgen; ich werde ihn begleiten, um meine Grundſtücke auszuſuchen. Benachrichtigen Sie mich doch, ob Sie wirklich entſchloſſen ſind, hieher zu kommen; iſt dieß Ihr Plan, ſo rathe ich Ihnen, denſelben ohne Verzug in's Werk zu ſetzen, weil Sie ſonſt nicht mehr ſo gut wählen können. Ueber die Geſellſchaft hier kann man nicht klagen; ſie beſteht hauptſächlich aus den Regierungsbeamten und ihren Familien, lauter braven und artigen Leuten. Der Gouverneur iſt ſehr beliebt und zwar mit Recht; er iſt ein ſehr thätiger und verſtändiger Mann, der für die Bedürfniſſe der Anſiedler und das Intereſſe des neuen Staates mit einem Eifer wacht, daß man ihn den Vater der Kolonie nennen kann. Am letzten 25 April war Levee im Regierungshaus, nach welchem die Magiſtrate und Beamten Sr. Excellenz in Perth-Hotel ein Gaſtmahl gaben; wir ſpeisten zu ſiebzig Gedecken, zu einer Zeit, wo man auswärts glaubte, bei uns ſey Noth und Elend. Auf den 21ſten dieſes Monats iſt von den Junggeſellen in Perth ein Ball ausgemacht, welchen der Gouverneur und ſeine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehren werden. Wir beſitzen ein literariſch-philoſophiſches Inſtitut, welches ſich der Unterſtützung der angeſehenſten Koloniſten erfreut und die Vortheile eines Muſeums, einer Bibliothek und eines Zeitungskabinets vereinigt; auch haben die Herren in Perth einen Whiſtclub errichtet, der abwechſelnd jeden Freitag in den Privathäuſern zuſammen kommt und mit einem guten Nachteſſen ſchließt, wobei man alle engliſche Geſellſchaftlichkeit genießt. Sie ſehen, daß unſere Lage nicht ſo ſchlimm iſt, als man ſie ſchildert. „Mit einem Wort, die erſten Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die jede Koloniſation unzertrennlich begleiten, ſind überſtanden; Alles gewinnt ein freundliches Ausſehen; Zelte und Hütten weichen bequemen Wohnungen, und die Anſiedler, die jetzt wieder in einer ihren Gewöhnungen entſprechenden Art zu leben anfangen, fühlen ſich glücklich."

Vermiſchte Nachrichten.

Nach einer Bekanntmachung der Regierung der joniſchen Inſeln hat man zwiſchen dem Vorgebirge Chiefali (auf der Karte des adriatiſchen Meeres, die im Jahre 1820 von dem Depot des Seeweſens herausgegeben wurde, heißt es Pointe-Arilla) und der kleinen Inſel Diaplo (auf der erwähnten Karte Cap Sidari genannt) eine für die Seefahrer ſehr gefährliche Untiefe entdeckt, die aus einem triangulären Felſen beſteht, deſſen höchſter Theil nur mit ſieben Fuß Waſſer bedeckt iſt; jede ſeiner Seiten hat fünfzehn Fuß Länge. Dieſe gefährliche Stelle liegt auf dem Wege der Schiffe, die von SO kommen, um das Kap Draſti zu umſegeln.

Das dritte Konzert Paganini's zu Paris hat dieſem Künſtler 22,000 Franken eingetragen. Nur Madame Catalani hatte ſich einer gleichen Einnahme zu erfreuen, als ſie im Jahre 1806 vor Napoleon in St. Cloud ſich hören ließ. Sie erhielt nämlich von dem Kaiſer 5000 Fr., einen Gehalt von 1500 Fr. und zwei freie Konzerte in der Oper, die ihr 49,000 Fr. eintrugen.

Die Einfuhr aller Handelswaaren aus Indien und China in England im Jahre 1830 betrug 9,479,576 Pfd. Sterl., und die Ausfuhr Großbritaniens nach beiden Ländern in demſelben Zeitraum 4,112,497 Pfd. 10 Sch. 7 Pf.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 103. 13 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Fortſetzung.)

Da der ausgemachte Zeitpunkt des Zuſammentreffens mit der franklin'ſchen Expedition heranrückte, ſo ſegelte die Bloſſom von den Sandwichinſeln nach der Küſte von Kamtſchatka, um von da in die Behringsſtraße einzulaufen. „Es war," ſagt Kapitän Beechey, „eine jener ſchönen Nächte, wohl bekannt allen Denjenigen, welche die Polarregionen beſucht haben, wann der Himmel ohne Wolken iſt, und die mitternächtliche Sonne, kaum mit dem Durchmeſſer über dem Horizont, ihren Farbenglanz über den ganzen Nordkreis ausſtrömt, als das Schiff, getragen von einem ſchwellenden Winde und Schwärme von Lummen, Tauchtauben (dovekies) und andern Waſſervögeln, deren Flügelſchlag das Ohr durch die Stille der Nacht auf beträchtliche Ferne vernimmt, von ihren naſſen Pfaden aufſtöbernd, auf der ſanft bewegten See hinſchwebte, und wir der Straße nahten, welche die zwei großen Kontinente trennt — in ängſtlicher Erwartung, das Nebelwetter, in höhern Breiten der faſt unausbleibliche Nachfolger jedes ſchönen Tags, möchte ſolang zögern, bis es uns gelungen wäre, die uns gewordene wichtige geographiſche Aufgabe zur Entſcheidung zu bringen." Am 10 Julius 1826 erblickte man Behrings Eiland, und am 22 ging man in Kotzebue's Sund vor Anker. Hier kamen viele Eingeborne auf ihren Baidars, je 10 bis 13 Mann auf einem, an das Schiff, um einen Tauſchhandel anzuknüpfen. Die Leute glichen in allen Stücken den Anwohnern von Schismareff-Einfahrt, obwohl ſie etwas beſſer ausſahen; ſie trugen insgeſammt Lippengehänge (labrets), die entweder von Eiſenbein und blauen Korallen, oder von Elfenbein allein oder von verſchiedenen Steinarten, Steatit, Porphir, Grünſtein, verfertigt waren, und die ſie mit aller Bereitwilligkeit losmachten und verkauften, ohne ſich um den Uebelſtand zu bekümmern, daß ihnen der Speichel durch die ſchlecht vernarbte Oeffnung ober dem Kinn floß; ja wenn man ihnen ſeinen Ekel über dieſen Anblick zu erkennen gab, ſo lachten ſie nur, ſtreckten die Zungen durch das Loch heraus, und ſchnitten Geſichter. Einigen hingen auch kleine Korallenſchnüre an den Ohren. Die Artikel, welche ſie zum Verkauf brachten, waren Häute, Fiſche und Fiſchereigeräth. Ihr Pelzwerk beſtand hauptſächlich aus Seehund, dem gemeinen und arktiſchen Fuchs, der gemeinen und der Zibethkatze, dem Marder, dem Biber, drei Arten Hermelin (einer weißen, einer mit lichtbraunem Rücken und gelbem Bauch, und einer mit grünem weiß und gelb geſprenkeltem Rücken), der amerikaniſchen Fiſchotter, dem weißen Haſen, dem Polarbären, dem Wolf, dem Rennthier und dem Dachs; ihre Fiſche aus Salmen und Heringen; ihr Fiſchereigeräth aus Lanzen mit Spitzen von Stein, oder Wallroßzähnen, aus Harpunen, ähnlich denen der Eskimo's, aus Pfeilen, Bohrern (drills, zum Aufbohren des Eiſes?) und einem Werkzeug, deſſen Gebrauch nicht gleich einleuchtete. Es iſt nämlich ein Stück von einem Wallroßzahn, ungefähr von der Form eines Schuhhorns, mit vier Löchern an dem kleinern Ende, das mit einer Rinne in Verbindung ſteht, welche ſich längs der Mitte des Inſtruments erſtreckt, und gegen den breitern Theil hin erweitert. Aus der Erklärung der Eingebornen ging hervor, daß ſie ſich deſſelben bedienen, um ſich von ſterbenden Thieren das Blut zu verſchaffen, indem ſie das Ende, woran die Löcher ſind, in die Wunde ſtecken, und das entgegengeſetzte Ende an den Mund nehmen, um die ausfließende Flüſſigkeit einzuſaugen; der Selbſtgefälligkeit, mit welcher einer der Eingebornen dieſe Beſchreibung entwarf, merkte man an, daß das Blut der Thiere hier nicht minder hochgeſchätzt wird, als bei den Eskimo's. Auf dieſen und andern Geräthſchaften waren eine Menge Geſtalten von Menſchen, Thieren, Vögeln ꝛc. eingeätzt mit einer Wahrheit und Treue, welche beweist, daß dieſe Kunſt ihnen etwas ſehr Gewöhnliches ſeyn muß. Die Rennthiere ſah man in der Regel heerdenweiſe dargeſtellt; auf einer der Schildereien, wie ſie von einem Mann mit Schneeſchuhen in gebückter Stellung beſchlichen werden; auf einer anderen, wie der Jäger ſich dem Wild genähert hat, und im Begriff iſt, ſeinen Pfeil drauf abzudrücken. Ein drittes Bild zeigte, wie man Robben fängt mittelſt einer aufgeblaſenen Haut dieſes Thiers, die man als Köder benützt; das Fantom iſt auf das Eis geſetzt, und nicht weit davon liegt ein Mann auf dem Bauch, bereit die Harpune zu ſchleudern, wenn der Seehund ſich täuſchen läßt und kommt. Auf andern Bildern erſcheint ein Mann, der einen Seehund auf einem kleinen Schlitten heimführt, oder ein Baidar, von welchem aus man die Harpune nach den Wallfiſchen wirft, nachdem dieſelben zuvor mit dem Bogen angegriffen werden. „Wenn man Eines mit dem Andern verglich," fügt Kapitän Beechey hinzu, „ſo erhielt man eine beſſere Kenntniß von ihrer ganzen Lebensweiſe, als man hätte durch Zeichen und Winke bekommen können."

Nebel und Windſtillen, welche an der Tagesordnung waren,

Digitized by Google

verurſachten manchen Aufenthalt, ſo daß ſie am 25, fünf Tage nach der verabredeten Friſt, auf Chamiſſo Eiland eintrafen. Von Franklin fanden ſie daſelbſt keine Spur, dagegen gewahrten ſie durch ihre Fernrohre auf einer Anhöhe einen ſteinernen Pfeiler, den ſie nicht rmangelten näher zu beſichtigen, da er als Werk von Menſchenhand an ſich intereſſiren mußte, leicht aber auch von der franklin'ſchen Partei zum Zeichen ihrer Anweſenheit hinterlaſſen ſeyn konnte. Letzteres war nun nicht der Fall, und ſo erklärte ſich die Sache durch Kapitän Kotzebue's Beſuch dieſer Inſel vom J. 1817. Nachdem ſie ſelbſt auf den Fall der ſpätern Ankunft Franklin's Signalſtangen aufgerichtet, und einen Vorrath von Lebensmitteln niedergelegt hatten, fuhr das Schiff in der Aufnahme der Küſte gegen Norden fort, wo die ſtarke oberflächliche Strömung, welche durch die Straße nach der Polarſee eindringt, die Fahrt begünſtigte. Die Bloſſom ſegelte bis zum Eiskap und ihr Boot verfolgte den Weg noch bis zu 71° 23′ n. Br., und 156° 21′ w. L.; dort nöthigte die Furcht vom Winter überfallen zu werden ſie zur Rückkehr. Dieſe Küſtenfahrt iſt durch die vielen Beobachtungen merkwürdig, mit welchen ſie die Menſchenkunde bereichert. Kapitän Beechey ſchildert ſeine neuen Bekannten im Ganzen als eine ſehr kleine, ſchmutzige und abſchreckende Gattung. Es gab viele blinde und abgelebte Perſonen unter ihnen, und in ihren ſchmierigen abgetragenen Kleidern boten ſie alle eine ſehr elende Erſcheinung dar. Ihre Gaſtfreundſchaft war indeß faſt größer als den Engländern lieb war; man ſchleppte ſie an der Hand nach den Hütten, nöthigte ſie auf Häuten niederzuſitzen und wartete ihnen mit Schüſſeln voll Thran, Wallroß- und Einhornfleiſch (monodon monoceros) und ſonſtigen Leckerbiſſen auf, wodurch ſie ſich jedoch, wie man ihnen glauben mag, nicht ſehr in Verſuchung führen ließen. Einmal hatten die Eingebornen mehrere vortheilhafte Tauſchhändel abgeſchloſſen, als ein alter Mann eine kleine Trommel zum Vorſchein brachte, und indem er ſich rittlings auf dem Dach einer der Hütten niederließ, ein Lied anſtimmte, wozu er die Trommel ſchlug, was er mit einer Luſtigkeit that, als ob ihm das größte Glück des Lebens zu Theil geworden wäre. Die gute Laune des Tonkünſtlers, und die Lebhaftigkeit ſeiner Muſik wirkten auf zwei eben ſo alte Unholde dergeſtalt, daß ſie ihn im Chor begleiteten, wobei ſie ſich in die mannigfaltigſten Stellungen warfen, ſich um und um drehten, mit den Fingern ſchnippten, und ihre Seehundsmützen verkehrt aufſetzten. Mehrere pausbackige Dirnen regte die Muſik in ihren unterirdiſchen Klauſen auf, und ſie guckten zu den Rauchfängen heraus. So kann ein Volk, das von allen Bequemlichkeiten der Erde keine einzige beſitzt, auch ſeine glücklichen Tage haben! *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Eines Brauchs gedenkt Beechey, der mit einem unſrigen Aehnlichkeit hat. Ein Eskimo war zweifelhaft, ob ein Handel für ihn vortheilhaft ſey oder nicht. Er ſetzte daher einen Käfer auf die Hand und beobachtete die Richtung, die er nehmen würde. Als er fand, daß das Inſekt, ſtatt fortzufliegen, gegen ihn kroch, zog er ſeine Waare zurück.

Skizzen aus Spanien.

(Schluß.)

Die Geſellſchaft mußte auf dem Platz des Raubmords warten, bis der Alkalde eines benachbarten Dorfes herbeigeholt war. Endlich ſtellte ein kleiner wohlgenährter Beamter mit einer rothen Kokarde am Hut ſich ein, nahm die ganze Begebenheit umſtändlich zu Protokoll, und ließ den Mayoral und Pepito auf einen Karren legen und nach Amposta zurückſchaffen, wo ſie beide an ihren Wunden ſtarben. Die zwei Polizeiſoldaten, die jener mitgebracht, ſchnitten hierauf das von den Räubern über die Straße geſpannte Seil ab, und der Wagen fuhr weiter. Im Verlauf der Reiſe kam Slidell durch Murviedro, eine kleine Küſtenſtadt, 6 bis 7 Stunden nördlich von Valencia, welche auf der Stelle des alten Sagunts liegt. Von Valencia folgt die Straße noch immer der Küſte nach aber nicht gegen Madrid; denn San Felipe, wohin man von dort etliche und fünfzig Meilen zählt, iſt von Madrid eben ſo weit entfernt als Valencia. In San Felipe erſt wendet man ſich in nordweſtlicher Richtung gegen die Hauptſtadt und ſteigt allmälig 2000 Fuß bis zur weiten Hochebene von Neukaſtilien empor. *) Die Landſchaft hat hier ein ungemein trübſeliges und einförmiges Ausſehen, das durch keinen Strauch oder Baum, ſondern nur durch die kleinen zerfallenen in großer Entfernung aus einander liegenden Dörfer unterbrochen wird, da die Furcht vor Beraubung den Einwohnern nicht erlaubt ſich einzeln anzuſiedeln und der Wahn, daß Bäume nur Vögel herbeizögen, die ihre ſparſame Ernte beeinträchtigen würden, der Baumkultur im Wege ſteht. So geht es fort faſt bis Madrid.

In Madrid richtete ſich Slidell für den Winter ein, ſo daß er Muße hatte ſich nach allen Merkwürdigkeiten umzuſehen. Er wohnte bei einer ſpaniſchen Familie, deren Lebensweiſe er theilte. Sein Wirthsherr war ein Edelmann, Don Valentin genannt, der zur Zeit der Kortes ein Leſekabinett hielt, welches er nach der Invaſion des Herzogs von Angouleme auf das Diario und die Gaceta beſchränken mußte. Das Diario, wie ſchon der Name ausweiſt, ein Tagblatt erſcheint auf einem kleinen Quartbogen, und iſt zu einem guten Theil mit Geſchichten von Heiligen ausgefüllt. So kann man die Anzeige leſen: „Morgen Freitag wird das Feſt des glorreichen Märtyrers San Poncio gefeiert, des Anwalds und Beſchützers gegen die Bettwanzen (abogado contra las chinches). Um ſieben Uhr iſt Meſſe, und nachher findet die Einſegnung der Zweige und Blumen Statt zu Ehren des beſagten Heiligen.“ Ohne Zweifel ſind dieſe Zweige und Blumen ein wirkſames Verwahrungsmittel wider jene widrigen Hausbewohner, das die beſchwerliche Sorge für Reinlichkeit entbehrlich macht. Den übrigen Inhalt bilden Nachrichten über die Kirchen, worin Meſſe geleſen wird, über die Truppen, die am Schloß, an den Thoren, am Theater die Wache haben, oder man erfährt, wo es bayoner Schinken und flandriſche Butter gibt, wo neuangekommene aſturiſche Säugammen mit friſcher

*) Die Höhe der Lage von Madrid, welche nach Genf die höchſtgelegene Hauptſtadt von Europa iſt, macht den Winter daſelbſt ſehr ſtreng, ſo daß im Winter 1825/26 mehrere Schildwachen, ob ſie gleich von einer halben Stunde zur andern abgelöst wurden, auf ihren Poſten erfroren.

Milch und gutem Prädikat zu erfragen ſind. Was die Gaceta betrifft, die drei Mal wöchentlich auf einem Stück Papier, etwas größer als ein Bogen Propatriapapier, herauskommt, ſo befaßt ſie ſich hauptſächlich mit Berichten von dem Befinden Ihrer Majeſtäten und mit Auszügen aus auswärtigen Blättern, welche ſich für den Meridian von Madrid eignen oder die man dafür zuſtutzt; mit Meldung von Staatsſchuldſcheinen, welche als Preiſe gezogen worden, d. h. als berechtigt zur Bezahlung aus der Tilgungskaſſe; mit Wiederabdruck von alten Statuten, worin etwa die Entrichtung von Zehnden bei Strafe der Baſtonade eingeſchärft wird; oder mit Erlaſſen gegen die Freymaurer, die mit allen weltlichen und geiſtlichen Züchtigungen bedroht werden, worüber Thron und Altar verfügen können. Dieſe Herrlichkeiten der madrider Preſſe bot Don Valentin im allgemeinen Eingang ſeines Hauſes dem neugierigen Publikum zum Genuß. Die Familie hatte folgende Hausordnung. Das Erſte, was man Morgens that, war für den ganzen Tag zu beſtimmen, was geſchehen ſollte. Dann trank man ſeine Taſſe (higada) Schokolate und aß dazu eine kleine Semmel von dem köſtlichen madrider Brod. Dieſes Frühſtück wurde nicht am Tiſch eingenommen, ſondern man ſaß oder ſtand oder ging von Zimmer zu Zimmer, oder lag wohl auch noch im Bett. War man damit fertig, ſo begab ſich jede Perſon an ihr beſonderes Geſchäft; die alte Frau mit ihren Diarios und Gacetas eröffnete ihre Leſanſtalt unter der Thür; die Tochter Florencia ſetzte ſich an ihr Nähkiſſen; Don Valentin griff nach Feuerſtein und Stahl, zündete ſeinen Zigarillo an und ſeufzte bei jedem Zug nach den Tagen der Freiheit, als dieſes Vergnügen ſtatt vier nur zwei Kuartos koſtete. Gegen Mittag hängte er ſeinen braunen Mantel (capa parda) um, und wandelte nach der Puerda del Sol, um die tauſend Gerüchte ſich erzählen zu laſſen, die täglich umliefen. War Feſttag, ſo machte er nach der Meſſe mit Florencia einen Spaziergang nach dem Prado. Um zwei Uhr ging es an das Mittagsmahl, welches außer einem einfachen Deſert in Suppe und Puchero beſtand, letzterer mit Pfeffer, Saffran und Knoblauch wohl gewürzt. Im Sommer folgte dann die Sieſta, aber da es Winter war, ſo benutzte der Don die kurze Dauer der Sonnenwärme zu einem Ausgang mit einem Freund und Abends beſuchte er ſein Kränzchen (tertulia). Während der heißen Jahreszeit legt man ſich nicht vor ein oder zwei Uhr zur Ruhe; im Winter um eilf Uhr. Unmittelbar vor Schlafgehen wird immer mit gedämpftem Fleiſch und tüchtig geölten Tomatos zu Nacht geſpeiſt. In müßigen Pauſen unterhielt man ſich vom Balcon, wenn je Prozeſſionen oder Kavalkaden fehlten, mit dem Anblick der vorüberwogenden Volksmenge, welche in ihren verſchiedenen Trachten alle Volksſtämme der Halbinſel repräſentirte. In dieſer Art lebte man in den meiſten Familien Tag für Tag.

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Nach den ruhmvollen Tagen am Ende Februars erließ der Oberbefehlshaber Skrzinezki folgenden Tagsbefehl:

Ludwig Mycielski, geweſener Unterlieutenant im vierten Linien-Infanterieregiment, Vater von fünf Kindern, verließ, auf das Signal des auferſtehenden Vaterlandes, ſeine Habe, Familie, und eilte aus der Fremde herbei, um als Freiwilliger in die Schaar ſeines ehemaligen Regiments eingereiht zu werden. In den Schlachten vom 19 und 20 Februar gab er ſolche Beweiſe von Tapferkeit, daß die Offiziere aus freiem Antriebe beſchloſſen, ſeine Ernennung zum Bataillonschef nachzuſuchen. Nun trat die denkwürdige Schlacht am 25 ein, in welcher Ludwig Mycielski in Heldenthaten ſich ſelbſt übertraf, und mit ruhmvollen Wunden bedeckt fiel er auf der Wahlſtatt für die heilige Sache des Vaterlandes. Geprieſen ſey ſein Name! Augenzeuge ſeiner Thaten im Kampfe, halte ich mich verpflichtet, dem Gebliebenen das geziemende Lob zu ertheilen.

(gez.) Skrzinezki.

Folgendes ſind die nähern Umſtände, die ein ſo ehrenvolles Zeugniß des Oberfeldherrn veranlaßten: Ludwig Mycielski, ein Bürger aus dem Herzogthume Poſen, trat in früher Jugend unter die vaterländiſchen Fahnen. Zu Zeiten des Herzogthums Warſchau kämpfte er unter Koſinski in Wolhynien, gerieth in Gefangenſchaft und hatte viele Leiden zu erdulden. Später, unter der ruſſ. Regierung, diente er im vierten Linienregimente, nahm ſeine Entlaſſung und kehrte zum heimathlichen Herde zurück. Kaum empfing er die Nachricht von dem Nationalaufſtande in Warſchau, als er ohne Verzug zur Vertheidigung des ihm ſo theuern Vaterlandes eilte. Seine Familie verlaſſend, trat er als gemeiner Soldat in die poſener Schwadron, und gab ſein und ſeiner Familie bedeutendes Vermögen der Raubgier des Feindes Preis. In den merkwürdigen Tagen vom 19 und 20 Februar reihte er ſich als Freiwilliger an das heldenmüthige vierte Linienregiment und verrichtete bei Grochow Wunder der Tapferkeit. In der mörderiſchen Schlacht vom 25 ſtürzte er zuerſt mit dem National-Feldgeſchrei auf die feindlichen Kolonnen. Eine Kartätſchenkugel reißt ihm drei Finger von der linken Hand weg; er verbindet die Wunde und unter wiederholtem Rufe: „es lebe das Vaterland!“ eilt er von Neuem den feindlichen Reihen entgegen. Bald darauf bringt ihm eine Karabinerkugel eine ſchmerzliche Wunde am Fuße bei; Mycielski achtet auch hierauf nicht, reißt ſein Tuch vom Halſe, hemmt den Blutverluſt und wirft ſich, trotz den dringenden Bitten und Befehlen ſeines Obriſten, auf eine ruſſiſche Kanone. Schon tödtet er einige Kanoniere, ſchon will er die Kanone vernageln, als ihm plötzlich eine Kugel das Kinn zerſchmettert und ihn beſinnungslos zu Boden ſtreckt. Die, welche ihn bei dieſen übermenſchlichen Thaten begleiten, tragen ihn auf den Händen zu den Seinigen; doch auf dem Wege von einer zweiten Kanonenkugel erreicht, giebt er ſeinen Geiſt auf. Das tapfere vierte Linienregiment ſoll beſchloſſen haben, das Herz ihres heldenmüthigen Kameraden an ſeine Fahne zu hängen.

* * *

Am 19 Februar während der denkwürdigen Schlacht bei Grochow rückte das erſte Bataillon des erſten Fußjägerregiments gegen den Feind vor, um ihn aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Drei feindliche Kolonnen ſtanden unbeweglich da. Die tapfern Offiziere und Soldaten des erwähnten Bataillons marſchirten im Doppelſchritte, um den Gegner mit dem Bajonette anzugreifen, dergleichen Kampf er gewöhnlich nicht aushielt. Um den Muth des ganzen Bataillons noch mehr anzufeuern, ſtellte ſich der tapfere Kapitán Bobinski an deſſen Spitze, ſtürzte ſich mit dem Ausrufe: „vorwärts, Brüder, mir nach!“ in die ruſſiſchen Reihen, erlegte mit eigener Hand einige zwanzig Feinde, worauf die ganze Kolonne auseinander geſprengt wurde. Dieſer Kapitán, von den großen Strapazen und einer ſich zugezogenen Erkältung erkrankt, mußte auf die dringenden Bitten ſeiner Kollegen ſich nach Warſchau begeben, um dort ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Ein anderer Kapitán, welcher von der Entfernung des tapfern Bobinski Nichts wußte, fragte die Soldaten: „wo iſt Euer Kapitán?“ „Er liegt krank in Warſchau,“ antworteten ſie mit innigem Bedauern. „Wer wird Euch morgen anführen?“ — „Oho! laß nur die Ruſſen einen Schuß thun, ſo kommt unſer Kapitán ſogleich hergelaufen.“ Und in der That, am 25 Februar vergaß der tapfere Kapitán ſeine noch nicht hergeſtellte Geſundheit, und eilte, ſobald er die ſich wiederholenden Kanonenſchüſſe vernahm, zu ſeiner Kompagnie zurück, die ihn mit Jubelgeſchrei begrüßte.

* * *

Vor vierzehn Tagen ſtürzten Koſaken in ein zwiſchen Oſtrolenka und Rozan gelegenes Dorf, und fingen nach ihrem Gebrauche an zu plündern; ſie ſchwangen zugleich die Embleme ihrer Macht, nämlich die Batogs (Peitſchen), und waideten ſich mit aſiatiſcher Grauſamkeit an den Schmerzen der Wehrloſen; endlich drangen ſie in eine Kammer, wo ein achtzigjähriger

Greis lag, der jeden Augenblick dem Tode entgegenſah. Der Anblick dieſes Leidenden rührte die Barbaren nicht; ſie warfen ihn aus dem Bette, indem ſie darin Geld zu finden hofften. Der Greis nahm ſeine letzten Kräfte zuſammen, und rief den Räubern zu: „Ihr Frevler, fürchtet Ihr nicht die Rache Gottes; iſt Dieß das Verſprechen Eures Generals, daß Ihr die Unbewaffneten in Ruhe laſſen werdet; ich ſterbe vor Euern Augen, aber ſeyd gewiß, daß meine Seele Euch und Eure Familien verfolgen wird; die Ruhe wird Euch fliehen; das Gewiſſen Euch quälen bis zum Tode; Ihr werdet nie Eure Frauen und Kinder wiederſehen.“ In dieſem Moment brach die Decke ein, und zwei Koſaken, welche auf dem Boden Wäſche plünderten, fielen herunter. Dieß erſchreckte die Koſaken ſo ſehr, daß ſie die Flucht ergriffen, und die im Dorfe geraubten Sachen im Stiche ließen.

* * *

Als der Feldmarſchall Diebitſch dem verwundeten und in Gefangenſchaft gerathenen Obriſtlieutenant Kiwerski, vom Grenadierregiment, die auf dem Felde des Ruhmes erworbenen Ehrenzeichen abriß, und ihm ſagte: „daß Empörer derſelben nicht würdig ſeyen,“ antwortete der von einer ſolchen Schmach lebhaft ergriffene Offizier, mit Würde: „Sie können uns erſchießen laſſen, Hr. Feldmarſchall, aber nicht entehren; wo eine Nation der andern Krieg erklärt, giebt es keine Empörer.“ Der erzürnte Feldmarſchall ließ ſogleich die polniſchen Gefangenen wegführen. Auf dem Wege begegnete ihnen der General Gerſtenzweig, welcher die ſchimpflichſten Ausdrücke gegen ſie ausſtieß. Die Soldaten warfen auf ſie mit Koth und Steinen. Man ſperrte ſie in eine mit verwundeten und ſterbenden Ruſſen angefüllte Kammer; hier mußten ſie die Nacht ohne die mindeſte Hülfsleiſtung und Nahrung zubringen. Den andern Tag erhielten Alle, ohne Unterſchied des Standes, Grades und der Geſundheit, trockene Zwieback, und wurden von Milosna nach Minsk getrieben.

* * *

In dem kobylakſchen Walde wurde den 18 März ein aus der Gegend von Wengrow nach Warſchau gehender Reiſewagen, in welchem Damen ſaßen, von einem feindlichen Trupp überfallen. Die Koſaken ſpannten die Pferde aus, ſchnitten die Felleiſen ab, und machten ſchon Miene auf die Saloppen der Damen, als eine von denſelben die Geldbörſe einige Schritte von ſich hinwarf. Die Koſaken ſtürzten ſogleich über dieſelbe her, und in dieſem Augenblicke ergriff das Fräulein Johanna S... die Piſtole, welche einer von den Räubern fallen ließ, drückte ſie los und verwundete den Anführer des Trupps. Zu gleicher Zeit hörte man einen Schuß von der Ferne, was die Koſaken ſo ſehr erſchreckte, daß ſie die ganze Beute und den verwundeten Chef, ja ſogar die Börſe im Stiche ließen und die wildeſte Flucht ergriffen. Die befreiten Damen fanden bei dem Verwundeten eine Schreibtafel, in welcher ſich unter andern Papieren ein ruſſiſcher nach Brzesk adreſſirter Brief des Inhaltes befand: „daß wir (die Ruſſen) binnen einigen Tagen in Warſchau einrücken und uns nach einem mehrtägigen Hunger erquicken werden.“

Briefe aus dem Schreibtiſche der Herzogin von Angoulême.

III.

Der Kaiſer von Oeſterreich an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma Soeur et très-chère Cousine — J'ai été très touché de la bonne et affectueuse lettre que votre Altesse Royale a eu l'attention de m'écrire le 9 Mars dernier, au sujet de la perte si inopinée de ma bien aimée fille, l'Impératrice du Brésil. Habitués comme nous le sommes, Madame ma très-chère cousine, de considérer les événemens que la Providence nous envoie, dans un même esprit de famille et de résignation commune, j'ai apprécié les temoignages de sensibilité et d'intérêt que votre Altesse Royale a bien voulu m'exprimer en cette occasion, comme ceux de ma Fille d'adoption. Je la prie de recevoir de même mes remercimens des voeux que sa bonne amitié lui a dictés pour la conservation de ma santé, qui, grâces au Ciel, a su résister à cette pénible épreuve. Je lui aurais également beaucoup de gré, si elle veut bien faire agréer à Son Altesse Royale le Dauphin mes remercimens pour ses voeux affectueux. Votre Altesse Royale sait que les sentimens de ma plus haute estime lui sont acquis depuis long tems, et que je serai toujours empressé de lui donner de nouvelles preuves de l'inviolable attachement avec lequel je ne cesserai d'être

Madame ma Soeur et très-chère Cousine
de Votre Altesse Royale
Le très-affectionné Frère et Cousin
François.

Vienne, le 24 April 1827.

IV.

Der König von Preußen an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma Soeur et Cousine — Lors de mon dernier sejour à Paris, Votre Altesse Royale a bien voulu m'exprimer quelque *intérêt* pour mon armée. J'ai pensé qu'en conséquence vous voudriez *bien*, Madame, accepter l'Annuaire Militaire de la Prusse, ainsi que l'histoire des différens Corps dont elle se compose (Stamm-Liste), et les dessins ci-joints des Uniformes des différentes armes, que je me fais un plaisir de vous envoyer, vous priant en même tems de vouloir bien en remettre un second exemplaire au Dauphin Votre auguste époux, qui comme Vous, Madame, sait si bien apprécier le mérite militaire et qui s'est montré si digne de commander une brave armée.

Je saisis cette occasion, Madame ma Soeur et Cousine, pour exprimer à Votre Altesse Royale toute la gratitude dont je suis pénétré pour l'accueil aimable que j'ai reçu et pour les attentions dont j'ai été l'objet pendant mon séjour en France. Veuillez, Madame, être mon interprète auprès du Roi Votre auguste beau-père, et lui rappeler souvent combien je lui suis sincèrement attaché, et combien ses éminentes vertus ajoutent à la haute considération que je lui ai voué depuis long-tems. Mais de principes et d'intentions, notre amitié ne sera sujette à aucune chance. Veuillez accueillir avec bonté l'hommage de la considération la plus distinguée avec laquelle je suis,

Madame ma Soeur et Cousine,
de Votre Altesse Royale
le bon frère et cousin,
Frédéric Guillaume.

Berlin, ce 19 Novembre 1825.

Anekdote.

Eine anſehnliche Frau von ungefähr 50 Jahren erſchien jüngſt in der Unionshalle, unter Beiſtand eines Offiziers, und brachte vor: ſie wohne in der Brixtonſtraße und ſey ihrer Zähne beraubt worden. Zum Glück gehörte zu dieſer fürchterlichen Unthat eben keine beſonders zahnbrecheriſche Grauſamkeit. Die Zähne waren falſch, koſteten aber über 30 Guineen. Die Klägerin hatte eine Frau, die mit ihr im gleichen Hauſe wohnte, im Verdacht, den Perlenſchmuck ihres Mundes entwendet zu haben. „Vor drei Tagen,“ ſagte die Klägerin, „hatte ſie noch keinen Zahn im ganzen Kopf, und ſeitdem ich um meine Zähne gekommen bin, erſcheint ſie beim Mittagstiſch beide Kinnladen voller Zähne. Ich kann zwar nicht ſchwören, daß es meine Zähne ſind; aber wenn ich ihre Wangen ſo aufgeſteift ſehe, ſo bleibt mir faſt kein Zweifel daran übrig. Ich nahm meine ganze Zahnreihe vorigen Montag Nachts aus dem Munde und legte ſie in ein Glas. Am folgenden Morgen ging ich zum Frühſtück hinab, und als ich wieder heraufkam, waren meine Zähne weg. Die verdächtige Frau ſchläft mit mir in demſelben Stock, und da ſie an jenem Tage nicht beim Frühſtück erſchienen war, ſo ſchöpfte ich noch mehr Verdacht gegen ſie.“ Der Beamte bedauerte den Verluſt der Klägerin, ſagte aber, es thue ihm noch mehr leid, ihr nicht helfen zu können.

Berichtigung.

Num. 98 S. 390 und 391 iſt Coango ſtatt Loango, und Coanza ſtatt Coango zu leſen.

---

in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 104. 14 April 1831.

Ireland.*)

(Aus den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik.)

Die blutigen Kriege, welche ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Ireland zu einem Schauplatze des Todes und der Verwüſtung machten, entſprangen vornehmlich aus zwei Quellen, der Reformation und der wachſenden Bevölkerung von England, welche, über den bisherigen Stand der bürgerlichen Geſchäfte und den Ertrag des Bodens ſchnell ſich erhebend, mit immer ſteigender Gewalt über die Grenzen des Waterlandes ſich zu ergießen ſtrebte. Als Heinrich VIII, gänzlich unbekümmert um die Neigungen des Volkes, ſeine Aenderungen in der Kirchenverfaſſung auch den Irländern aufdrängen wollte, fand er, daß die Macht der Krone ſich kaum über die Wälle von Dublin hinauserſtreckte, und daß die anglo-iriſchen Lords „der Umpfählung,“ die Nachkommen der erſten Anſiedler, dieſelbe nur inſofern anerkannten, als ſie ihnen nützlich werden konnte und als es ihnen an Gelegenheit oder an dem augenblicklichen Willen gebrach, ſich ihr zu widerſetzen. Die Geiſtlichkeit, ſtark durch vereinte Kräfte und ehrwürdig durch eine über den Kulturzuſtand des Volkes weit hervorragende Bildung, ſprach den Bann gegen die Glaubensneuerer; O'Neil, Fürſt von Ulſter, griff zu den Waffen, und dem Könige blieb Nichts übrig, als ſeine Maßregeln zu ändern, wenn er nicht den Plan gänzlich aufgeben wollte. Heinrich war ein Mann von beträchtlichen Talenten, und er hatte in dem gegenwärtigen Falle Selbſtbeherrſchung genug, ſich ihrer erfolgreich zu bedienen. Er bewog den mächtigen O'Neil zu einer Reiſe nach London, empfing ihn auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe, gab ihm den Titel eines Grafen von Tyrone und feſſelte ihn ſo an ſich, daß die Trennung von der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche dem iriſchen Häuptling nur ein leichter und pflichtmäßiger Beweis ſeiner Dankbarkeit ſchien. Viele angeſehene und mächtige Männer folgten dem Beiſpiele O'Neil's und bei ſtetem Frieden wurde zu einer der folgenreichſten und durchgreifendſten Umwandlung der beſtehenden Verhältniſſe des Landes der Grund gelegt; allein Edwards VI ſchwache und übereilte Maßregeln erſchütterten ihn, ehe er noch die gehörige Feſtigkeit erlangt hatte. Der König lockte mehrere Häuptlinge nach England, ließ ſie in das Gefängniß werfen, vertheilte ihre Beſitzungen unter die Urheber dieſer verrätheriſchen Anſchläge, geſtattete Plünderung der katholiſchen Kirchen und erregte durch ſein ganzes Verfahren ſo heftige Erbitterung, daß Nichts den Irländern erwünſchter kam, als die Thronbeſteigung der katholiſchen Maria und der faſt gleichzeitige Befehl zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren.

Nichts deſto weniger enthielten ſie ſich aller Gewaltthätigkeiten gegen ihre bisherigen Unterdrücker, ſo daß Viele vor der Wuth der Verfolgung nach Ireland flohen; allein in einer Zeit, wo religiöſe Duldung für Schwäche, wenn nicht für Gottloſigkeit galt, diente ſelbſt dieſes vernünftige Betragen nur dazu, die Vorurtheile der Engländer zu erhöhn und zu befeſtigen, welche ſeit Jahrhunderten ihre weſtlichen Nachbarn als Horden wilder Barbarn anzuſehen, und, wann immer die Gelegenheit ſich darbot, auch zu behandeln gewohnt waren. Und jetzt zeigte ſich eine ſolche. Die Stammhäupter O'Moore und O'Connor waren unter der letzten Regierung ihrer Beſitzungen verluſtig erklärt, und es wurde der Plan entworfen, ihre Diſtrikte mit Engländern anzuſiedeln. Vergebens ſtellten die Mitglieder der Clans vor, daß ihr eigenes Recht an den Boden, welchen ſie bearbeiteten, durch geſetzwidrige Handlungen ihrer Oberen unmöglich verwirkt werden könne; militäriſche Gewalt brach ihren ſchwachen Widerſtand und ein allgemeines Morden reinigte die Grafſchaften des Königs und der Königin für die Aufnahme einer neuen Bevölkerung. Unter ſolchen Umſtänden konnte von einer Repräſentation des Volks natürlich nicht die Rede ſeyn. Die ſeltenen Sitzungen des Parlaments der Umpfählung dienten nur, den ungerechten Maßregeln der Regierung einen Anſtrich von Geſetzmäßigkeit zu leihen, und jetzt ward beſtimmt, daß hinfort kein Parlament in Ireland gehalten werden ſollte, bevor der Statthalter und der Rath die Urſachen ſeiner Einberufung und die zu machenden Anträge der Krone mitgetheilt hätten, und daß kein Geſetz, ohne die vorhergehende Billigung des Monarchen und ſeines Miniſteriums erhalten zu haben, in einem iriſchen Parlament vorgeſchlagen oder angenommen werden dürfe.

Es iſt eine höchſt niederſchlagende, aber dem Betrachter der nun folgenden Ereigniſſe ſich mit immer erneuerter Kraft aufdrängende Bemerkung, daß der Zweck, welchen die Beherrſcher von England von jetzt an bis zu der Revolution im Jahre 1688 in Hinſicht auf Ireland verfolgten, kein anderer war, als die alte Bevölkerung der Inſel gänzlich zu vernichten und die an ihre Stelle geſetzte neue

*) The history of Ireland by John O'Driscol. London 1827 pr. for Longman a. c. vol. I. XV. 417; vol. II. II. 400 p. 8.

Digitized by Google

auf alle Weiſe ſo zu lähmen und niederzudrücken, daß ſie nie die ſtets wache Beſorgniß der Engländer rechtfertigen könnte, Irland möchte einſt, durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens und ſeine Lage begünſtigt, ein glücklicher und mächtiger Nebenbuhler Britanniens werden. Daß das engliſche Volk von dieſer entehrenden Mißgunſt gequält wurde, iſt eben ſo unzweifelhaft, als daß die Regierung Nichts that, um die reichen Hülfsquellen Irelands auf eine vernünftige Weiſe zu benutzen, und daß die dortigen Beamten der Krone faſt ohne Ausnahme kein Mittel unverſucht ließen, England in dieſer traurigen aber ihrer eigenen Habgier überaus zuſagenden Verblendung zu erhalten und zu befeſtigen.

Auf den Glanz von Eliſabeths Regierung wirft Ireland den dunkelſten Schatten. Wenn es anfänglich, ehe noch die ſteigende gegenſeitige Erbitterung alle vernünftigen Geſichtspunkte verrückte, ihr Zweck war, auch das iriſche Volk des Glücks, deſſen es in ſeiner gegenwärtigen Lage fähig geweſen wäre, genießen zu laſſen und im Laufe der Zeit ſein Wohlſeyn zu erhöhen, ſo entſprachen doch ihre Maßregeln wenig dieſer eines Regenten würdigen Abſicht. Nur durch Klugheit und Milde konnte der Proteſtantismus in Ireland neu gegründet werden. Die Bekenner deſſelben, weit entfernt, Liebe zu erregen oder Achtung zu gebieten, beſtanden faſt nur aus den Beamten der Regierung und aus engliſchen Abenteurern — Menſchen, deren Stellung und Grundſätze und Abſichten den Eingebornen gleich verdächtig ſeyn mußten. Wer noch Ehrfurcht vor der Ueberzeugung des Gewiſſens hatte, konnte dem häufigen Religionswechſel, wie er bisher in Dublin ſtattgefunden, nur mit Widerwillen und Verachtung zuſehen. Die Apoſtel der neuen Lehre waren größtentheils Menſchen ohne Grundſätze, ohne Sitten, ohne Anſtand, gemeine Glücksritter, die nicht einmal die Sprache Derer verſtanden, die ein thörichter Glaubenseifer ihrer geiſtlichen Obhut zu unterwerfen ſtrebte. Die Unzufriedenheit der Irländer, durch Nationalhaß gegen die neuen Glaubensboten und durch die Habgier dieſer Letzteren vermehrt, drohete in lichte Flammen auszubrechen, ſobald nur ein Führer ſich fände. Allein Shane (John) O'Neil, der Taniſt von Ulſter, welcher als vieljähriger Widerſacher der königlichen Macht am Meiſten geneigt und fähig ſchien, ſich an die Spitze der Mißvergnügten zu ſtellen, hatte den Haß und die Furcht der Lords von der Umpfählung gegen ſich und fand, als er in Dublin mit dem Unterſtatthalter unterhandelte, ſich ſo von Nachſtellungen umringt, daß er um ihnen zu entgehen, das letzte verzweifelte Mittel ergriff und mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge in London an den Stufen des Thrones erſchien. Das Kühne und Abenteuerliche dieſes Schrittes überraſchte und vergnügte die Königin, ſie empfing O'Neil mit der auffallendſten Herablaſſung, und entließ ihn nicht ohne Beweiſe ihrer Gunſt, welche Manchem des Neides werth dünkten. O'Neil ſcheint aufrichtig geweſen zu ſeyn in dem Gelübde ſteter Unterthanentreue gegen die huldvolle Monarchin, ſo wie er es in ſeiner Vertheidigung vor ihrem Throne geweſen war; und um jeden noch obwaltenden Zweifel an ſeiner guten Geſinnung auf immer niederzuſchlagen, warf er ſich ſelbſt auf ſeine früheren Verbündeten, die in Ulſter anſäſſigen Schotten, und trieb ſie mit großem Verluſt aus dem Lande. Er fand jedoch bald, daß er durch dieſe unüberlegte Maßregel nur die Plane ſeiner Feinde gefördert habe, denn kaum war er ſo wehrlos, als auch die Königin von ſeinen verrätheriſchen Abſichten Nachricht erhielt. „Deſto beſſer,“ antwortete ſie, „für meine Diener in Ireland; dann wird es ihnen Allen nicht an Gütern fehlen.“ Es bedurfte in der That keiner ſolchen Ermunterung für die längſt nach O'Neil's reichen und ausgedehnten Ländereien lüſternen Beamten; die neue nach Derry gelegte Garniſon verletzte O'Neil's Rechte und bedrohete ſeine Sicherheit, ein Meuchelmord hemmte für immer die Wirkungen ſeines Zorns, und der Unterſtatthalter marſchirte mit einer Armee in das Gebiet der beſtürzten und verwaiſten Clans, und gab ihnen in der Perſon eines alten, ſchwachen Mannes aus der Familie O'Neil ein Oberhaupt, das ſich gänzlich dem Willen der Regierung unterwerfen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Fortſetzung.)

So vielen Mühen und Gefahren Seefahrer trotzen müſſen, ſo hat auf der andern Seite das Wanderleben auf dem Ozean ſchon in dem Wechſel von Sturm und Sonnenſchein, von winterlichen Nordklimaten und heitern Südſtrichen Reize und Genüſſe, die nicht nur für manche Entbehrungen ſchadlos halten, ſondern auch dadurch um ſo werthvoller werden. Die Bloſſom ſagte der wetterwendiſchen Polarſee Lebewohl, und ſteuerte auf die Küſte des herrlichen Californiens zu. „Als der Tag anbrach,“ ſagt Beechey, „fanden wir uns nur etwa vier Meilen von der Küſte. Es war ein ſchöner Morgen friſch genug, um zur Munterkeit aufgeweckt zu werden, und mild genug, um nicht zu frieren. Die Spitzen der Berge, des einzigen Theils vom Land, den man ſah, bildeten zwei Ketten, zwiſchen denen unſer Hafen liegen mußte. Obgleich ſeinen Eingang ſo wie die Thalgründe umher, der in den Niederungen verdichtete Nebel noch barg, richteten wir doch unſern Lauf raſch nach dieſer Bergöffnung, ſehnſüchtig des Augenblicks harrend, da die aufgehende Sonne den Vorhang wegzöge, und uns den Anblick des Landes vergönnte, in welchem wir die nächſten Wochen zubringen ſollten. Als wir uns näherten, ſenkten ſich die Strahlen tiefer und tiefer, der Nebel zerfloß, Cap um Cap enthüllte ſich und üppige Landſchaften, reich an Wäldern und Flüſſen, kamen zum Vorſchein. Zuletzt bezeichneten uns zwei niedere Vorgebirge, das ſüdliche durch ein Fort vertheidigt, auf welchem die mexikaniſche Flagge wehte, die ſchmale Hafenmündung.“ San Francisco ſcheint in demſelben Zuſtand geblieben zu ſeyn, wie Kapitän Vancouver es gelaſſen hat; eine Bemerkung, die von allen Niederlaſſungen auf dieſer Küſte gilt. Das intereſſante Gemählde von San Francisco, die Abenteuer einer Geſellſchaft, die Monterey beſuchte, der treuloſe Angriff auf einige unglückliche Indianer, welchen ein unwürdiger Prieſter herbeiführte, die Lieblingsunterhaltungen der Einwohner mit Bären- und Stiergefechten und alle die Jeſus-Maria's, Sacramento's, Espiritu-Santo's, Madre's de Dios ꝛc., womit die Spanier die Karte von Californien ausgeſchmückt haben, ſparen wir für einen zweiten größern Artikel über Beechey's Werk auf, da wir für jetzt uns darauf beſchränken müſſen, eine kurze Skizze davon zu geben.

Von San-Francisco ſegelte die Bloſſom abermals nach den

Sandwichinſeln, und von da nach Macao. Hier lief ſie, ohne, wie es ſcheint, vorher Erlaubniß eingeholt zu haben, in den Hafen ein, wodurch die Repräſentanten des himmliſchen Reichs ſich ſo beleidigt fühlten, daß ſich eine jener ſchwülſtigen Kanzleiſtil-Korreſpondenzen entſpann, worin die Chineſen bekanntlich ihre Stärke beſitzen. Sir William Frazer, der Vorſtand der engliſchen Faktorei in Kanton, ertheilte zwar über die Sache Auskunft; indeß, da das Schiff ſich nicht ſo bald wieder entfernte, als erwartet wurde, ſo richtete der Hoppo folgendes Schreiben an die Hongkaufleute: „Ich Wan, durch kaiſerliche Beſtallung Oberſter über die ausländiſchen Zölle im Hafen von Kanton, Beamter des kaiſerlichen Hauſes, Offizier der Renterei ꝛc. ꝛc., der auf drei Stufen erhoben, und deſſen Name ſiebzehn Mal aufgezeichnet ward, thue Euch Hongkaufleuten kund und zu wiſſen. Der Wanguin von Macao hat mir am 18 des dritten Monats gemeldet, daß er von dem Lothſe Tſchinnang-Kwang die Anzeige bekommen, daß am 17 ein engliſcher Kreuzer, Namens Peit-ſche, angekommen, und bei Tanſae vor Anker gegangen iſt. Als ihn der Lothſe deßhalb zur Rede ſtellte, verſicherte ihn beſagter Kapitän, er komme aus ſeinem Land, um in andern Gewäſſern zu kreuzen, und ſey durch Windſtürme hieher genöthigt worden; er wollte aber nur ſo lang bleiben, bis der Wind wieder gut würde, und dann fort. Es ſind auf dem Schiff 120 Seemänner, 26 Kanonen, 60 Musketen, 60 Schwerter, 700 Catty's Pulver und 700 Kugeln. Dieſe Kunde habe ich ſofort vor die höhere Behörde gelangen laſſen. Da nun mir dem Hoppo der Fall vorliegt, ſo nahm ich ihn in Ueberlegung und, in Betracht, daß das Fahrzeug kein Handelsſchiff iſt, noch Kaufleute an Bord hat, fand ich nicht dienlich, daß man ihm erlaube, ſich ſolcher Vorwände zu bedienen, um daſelbſt zu ankern, und Unordnung zu ſtiften. Ich gebiete ſomit daſſelbe ſoll aus dem Hafen getrieben werden, und Ihr ſollt dieſen Fremden bedeuten, daß ſie gehorſamen, und ſich ſchleunigſt wegbegeben. Laßt alſo keine glatten Ausreden gebrauchen, um zu zögern, und Unordnung zu ſtiften, die ſie in ein Verbrechen verwickeln würde. Den Tag ihrer Abreiſe ſoll man mir berichten. Eilt! Eilt. Ein ausdrücklicher Befehl.“ Die Hongkaufleute überſandten das Schreiben des Hoppo an die britiſche Faktorei, mit der Bitte, den Inhalt dem Kapitän des Kreuzers einzuſchärfen. Da es ohnehin nicht in Beechey's Plan lag, ſich lange in Macao aufzuhalten, ſo ermangelte er nicht, der Aufforderung ſogleich Folge zu leiſten.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Die Allgemeine Zeitung hat jüngſt (Nr. 96) der Proklamation eines Generals Jermolow erwähnt, die von warſchauer Blättern unter dem Beiſatze mitgetheilt wurde, daß dieſelbe bei einem gefallenen ruſſiſchen Offizier, der den St. Andreasorden trug, gefunden worden ſey. „Dieſe Proklamation,“ ſetzen die polniſchen Zeitungen hinzu, „trägt ein ächt ruſſiſches Gepräge, und läßt an vielen Merkmalen erkennen, daß ſie nicht aus einer polniſchen Feder floß.“ Vor der Hand läßt ſich wohl nicht ſchlechtweg behaupten, daß die ganze Sache eine Erdichtung iſt; was aber auch wahr oder falſch an dieſer Urkunde ſeyn mag: immerhin geht daraus eine Anſicht von der Lage der innern Verhältniſſe Rußlands hervor, und Gebrechen werden darin zur Sprache gebracht, die, wenn ſie auch zur Verfertigung einer Proklamation unter erdichteten Namen dienen mußten, deßhalb dennoch wirkliche Thatſachen ſeyn können. Was den angeblichen Verfaſſer dieſes Ausſchreibens anbelangt, ſo hörte man zur Zeit des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von einem General Jermolow, der in die Ungnade des Kaiſers fiel und ſein Kommando verlor. Da übrigens die öffentliche Aufmerkſamkeit bereits auf dieſes Aktenſtück gelenkt wurde, ſo möchte doch Einer oder der Andere unſerer Leſer deſſelben anſichtig zu werden wünſchen, und wir theilen es hier mit geringen Abkürzungen mit.

„Tapfere Söhne Rußlands! Ein ſiebenzigjähriger Greis, der vier Regierungen erlebt hat und unſere Nation genau kennt, ſpricht zu Euch aus einem für das Wohl des Vaterlandes entbrannten Herzen; vom Sturme des Despotismus umhergetrieben, will er noch an der Neige ſeines Lebens volksthümliche Freiheit in Eure Seelen hauchen, und ſterben als Freier.

„Rußland, die Königin des mitternächtlichen Europa's, kann, nachdem ſie die Freiheit der Völker gerettet, ihre eigene nicht erringen. Ruſſen, warum ſeufzt Ihr — warum mangelt Euch der belebende Muth? Sklaven ſeyd Ihr — Euer Czar iſt ein Despot — Ihr bebet vor dem Angeſichte der Eigenmacht, und an Freiheit denken nennt Ihr einen Frevel! Ihr, ſo tapfer dem Feinde gegenüber, ſo ſchrecklich den Mächten der Welt, Ihr ſeyd Knechte des Vorurtheiles und der Despotie!

„Ruſſen! die Augen aller Nationen ſind auf Euch gerichtet; der unerſchütterliche Muth und die kräftige Fauſt des ruſſiſchen Kriegers ſind weltbekannt. Jeder kennt die einfachen Sitten des ruſſiſchen Landmannes und das erhabene Gemüth des Bürgers. Allein was nutzen dieſe Naturgaben da, wo der Despotismus unter dem Namen einer geſetzlichen Macht herrſcht; wo der Stolz, ſeine Stirn verwegen emporhebend, den Nächſten mit dem Fuße der Verachtung tritt, und mit weithingedehnten Flügeln das Aufſtreben des Glückes und der Freiheit niederdrückt? Was hemmt Euern Anlauf zur Erlangung volksthümlichen Glückes und der unſchätzbaren goldenen Freiheit? Vielleicht das Vorurtheil, daß Eure Väter auch als Sklaven lebten und ſtarben? Und doch hat die Aufklärung, die den Nebel der Knechtſchaft zerriſſen, eine ſolche Stufe erreicht, daß der ärmſte Ruſſe den ganzen Werth und die Heiligkeit der Freiheit fühlt. Stillſchweigend ſeufzt er nur deßhalb noch nach Freiheit, weil er ohne fremden Antrieb ſich nicht zu handeln getraut.

„Es giebt kein Beiſpiel in der Geſchichte, daß Derjenige, welcher kräftig und feurig nach Freiheit ſtrebte, ſie nicht auch erringen ſollte. Gott ſelbſt ſegnet jedes biedere Unternehmen. Blicket nur umher auf das Glück anderer Völker, Ihr, Opfer eines alten eiſernen Despotismus! Blicket hin auf die Liebe Eures Volkes für ſeinen Monarchen, der Anfangs mit Sanftmuth und Barmherzigkeit regierte, ſpäter aber, vom Stolze geblendet und von gemeinen Ohrenbläſern irre geleitet, auf eine ſchreckliche Weiſe Eure gefaßten Hoffnungen täuſchte. Seht die Früchte ſeiner Gunſt und ſeiner Gerechtigkeit, welche er bloß um eigenmächtig zu herrſchen, den unüberwieſenen und ohne Richterſpruch verurtheilten Opfern durch eine bis jetzt in Rußland beiſpielloſe Art von Strafe widerfahren ließ. Blicket hin auf die jetzigen Nationaltrophäen, mit welchen unſere Brüder aus der Türkei zurückgekommen ſind: Zurückgekommen, jedoch nicht alle. Wo ſind ihre Waffengenoſſen, wo ſind unſere Väter, Brüder, Söhne? Sie ſind dort, dort jenſeits des Balkans. In der türkiſchen Erde ruhen ihre Gebeine. O könnte der tiefgerührte Ruſſe in ſeinem Schmerze wenigſtens ausrufen: „ſie ſtarben für uns; ſie fielen für das Wohl des Vaterlandes!“ Doch nein! dieſe unſerm Herzen ſo theuern Opfer wurden dem Stolze und der Wildheit zweier Despoten hingeſchlachtet.

„Seht die Rache Gottes, aufgeweckt durch die unſerer glorreichen Kirche ſeit der Zeit des Czars Alexis Fedorowciz immer mehr drohenden Streiche! Ruſſen, Ihr habt zu befürchten, daß jede Minute Euch größeres Unglück bringe — der Handel ohne Hülfe und Stütze von der Regierung — die Kaufleute von Laſten gedrückt, die Bauern, durch Abgaben vernichtet, kaufen ihre Seelen los, als wenn ſie ſie von der Hand des Czars empfangen hätten. Die alten ruſſiſchen Bürger leben in Schande und Verachtung, während Ankömmlinge die erſten Stellen im Lande einnehmen und die ruſſiſchen Unterthanen plündern; denn es ſind nicht unſere Brüder. Und wo iſt der kriegeriſche Geiſt? Wo ſind die alten Helden Rußlands? Wo ſind die Dolgorukis, die Pozarskis, die Minins, welche ſich einſt im Namen Gottes, der Nation und des Czars bewaffneten? Sie unterlagen alle; und uns wählt man zu ſchändlichen Werkzeugen des Despotismus. „Wehe uns, wehe! Wir haben allzu blindlings gehorcht.

Digitized by Google

„Ruſſen, wir beklagen uns vergebens; nutzlos vergießen wir alle bittere Thränen. Geziemen ſolche Waffen den tapfern Söhnen Rußlands? Mit dem Schwerte in der Hand eilt hin in die Hauptſtadt und in's Schlachtfeld, von Mitternacht bis zu Mittag, um Euch National-Freiheit zu erkämpfen! Wer vermag Eurer Tapferkeit zu widerſtehen? Die Götzen des Despotismus werden vor der volksthümlichen Freiheit niederſtürzen; doch eröffnet die Bücher des göttlichen Teſtaments; der Czar bleibe unſer Vater; wir aber ſind alsdann keine Waiſen mehr, nicht fremd auf unſerer eigenen Erde; ſo wie die Engländer, wie die Franzoſen, wie die Griechen unſere Brüder, in Chriſto, werden auch wir frei und durch ewigen Ruhm unſterblich ſeyn.

„So ſchreitet nun hin auf das Feld der Freiheit, ihr Kinder der Wolga und anderer Ströme. Die Zeit iſt da, wo wir handeln müſſen. Wer wird es wagen, den würdigen Söhnen Rußlands Hinderniſſe in den Weg zu legen? Weniger berühmte und weniger zahlreiche Nationen ſind aufgeſtanden, nicht achtend der ſie umringenden Mächte, die auf ihre Vertilgung gierig lauerten. Die Zerſtreuten verbanden ſich, und die mit eigener und fremder Wehre Bewaffneten eilten auf die Stimme des Vaterlandes ihre National-Rechte und Freiheiten zu vertheidigen.

„Die Stunde hat geſchlagen! Gott, in deſſen Hand das Loos der Könige und der Nationen liegt, wird auch uns ſegnen. Ihr habt zwar Treue geſchworen; doch auch der Czar ſchwor, daß er Euer Vater ſeyn werde. Er hat zuerſt den Eid gebrochen, und wir ſind davon entbunden. Dennoch aber ehrt unſern Kaiſer als den Geſalbten Gottes, als die höchſte Macht. Nur müßt Ihr die Staatsform ändern, eine Konſtitution verlangen. Ruſſen, denen das Glück Eurer Familien und ihrer Nachkommen am Herzen liegt, benutzt den gegenwärtigen Augenblick, eilt an die Ufer der Wolga; dort wehen ſchon die Fahnen ruſſiſcher Freiheit. Dort haben wir ſchon das Werk begonnen. Die Bürger mit den Soldaten vereinigt ſchwuren, als ſie Waffen anlegten, im Angeſichte der Welt Tod oder Freiheit. Wem die Entfernung nicht erlaubt, ſich mit uns zu verbünden, der möge dort, wo meine Stimme ihn erreicht, die im tiefen Schlafe verſenkte Seele erwecken, und mit den Waffen in der Hand ſich Freiheit und Verfaſſung erkämpfen! Krieger, das Vaterland ſtreckt nach Euch die Arme aus! Von Euch erwartet es ſeine Befreiung! Gebet nicht zu, daß es ferner ein Spiel der wilden Laune des Despotismus bleibe!

„Sollte aber der Despot unſer Unternehmen durch ſeine Günſtlinge hemmen wollen, und vergeſſen, daß er unſer und nicht ihr Monarch, daß er Vater der vielzähligen Familie der Ruſſen iſt; alsdann möge ſich zeigen, daß der Selbſtherrſcher nicht länger Rußland zu unterdrücken vermag — daß die Ruſſen Freiheit fordern — daß ſie frei ſeyn können und werden!

Samarab, den 29 Januar 1831.

Jermolow.

Briefe aus dem Schreibtiſch der Herzogin von Angoulème.

V.

Die Herzogin von Gontaut an den Marſchall —

Le 2 Septembre.

Je veux vous parler, Monsieur, d'une chose qui me donne beaucoup d'inquiétude pour la sureté de Monseigneur le Duc de Bordeaux et Mademoiselle. Il y a une vieille consigne qui dit que les armes seront chargés pour le service de Bugatolle. Cette coutume m'a toujours paru dangereuse par le raprochement des petits princes, qui étant très-souvent avec les soldats, peuvent se trouver exposés par le maniment continuel des armes que leurs promenades nécessitent. Ne pensez vous pas, que chaque soldat étant muni de cartouches, ce service pourrait se faire comme celui de St. Cloud, et même des Tuileries. Il est déjà arrivé à Bugatolle de graves accidens, et un jour, il y a deux ans, notre precieux Prince a couru un danger réel par le négligence d'un soldat qui a laissé tomber son fusil. La balle a dû passer bien près de lui, étant tout à fait dans la direction où il s'était placé pour jouer. Réfléchissez à ceci, je vous en conjure, mon cher général, et adoptons e parti le plus sage. Du reste il est connu de tout le monde que les armes sont chargés, et l'ennemi (s'il en reste) peut ignorer que cette précaution de guerre ait cessé.

Voulez-vous bien causer de ceci avec Monsieur le Maréchal, et le prier de ma part de peser dans ce sujet lequel est le moindre des maux. A présent que je vous ai parlé de ce qui m'occupe depuis long-tems, décidez sur le parti le plus prudent, et recevez l'assurance de mes sentimens sincères.

La Duchesse de Gontaut.

VI.

Die Prinzeſſin Auguſte von England an die Herzogin von Angoulème.

Kew, 8 Décembre 1816.

Madame ma Soeur et Cousine — C'est dans les momens de la plus profonde douleur qu'on apprécie encore plus les marques d'amitié et de commisération — c'est donc avec la plus vive reconnaissance que j'ai reçu la lettre de Votre Altesse Royale si tendre et si consolante pour un coeur navré. Il n'est que trop vrai, ma très-chère Princesse, que nous venons de faire une perte irrépaeable, mais cette mère chérie vivra toujours dons nos coeurs. Ses souffrances ont été des plus sévères; pourtant sa patience et sa résignation devint une bénédiction poue elle même, un esemple pour mes frères, mes soeurs et pour moi, et pour tous ceux qui l'entouraient.

Elle vous estimait, chère Princesse, et ne l'aurait pas fait, si vous n'en étiez digne. Ni le rang ni la grandeur ne peuvent céder à ses excellens principes; car elle agissait véritablement selon les bons conseils qu'elle donnait, et c'était ses principes qui rendaient son caractère encore plus grand comme bonne épouse, bonne mère et amie affectionnée; ce qui la faisait considérer beaucoup plus que comme Reine. En un mot elle était soumise à la volonté de son Dieu, et elle aimait son prochain.

J'ose prier votre Altesse Royale de présenter mes respects à Sa Majesté Votre oncle, et de lui offrir mes remercimens pour son message si gracieux; je suis pénétrée de ses bontés à cette occasion, ainsi que ma soeur Marie. Elle doit retourner avec moi à Windsor ce soir, et ce sera un moment très pénible pour nous, quand nous y retournerons, et aussi quand nous revenons. Notre chère Sophie après une si longue séparation nous consolera beaucoup. Mon frère ainé n'a pas voulu nous permettre de quitter Kew jusqu'à ce que la triste cerémonie d'hier au soir était finie. Il y a assisté avec Fréderic et Auguste, et vous pouvez penser combien ce moment pénible doit avoir eu sur eux; car ils étaient tous très attachés à leur vénérable mère. Ayez la bonté de me rappeler au souvenir de Monsieur le Duc Votre époux et de Monsieur le Duc de Beri, et croyez-moi pour toujours, Madame ma Soeur et Cousine,

Votre fidèle amie et cousine
Augusta.

Vermiſchte Nachrichten.

Zu Moskau wurden (nach der ruſſiſch-akademiſchen Zeitung) im Jahre 1830 geboren: 4567 männlichen und 4365 weiblichen Geſchlechts — im Ganzen alſo 8,932; getraut wurden 888 Paare; geſtorben ſind 5303 männlichen und 4926 weiblichen Geſchlechtes; im Ganzen 10,229. Von dieſen hatten 15 das neunzigſte, 2 das zwei und neunzigſte, 2 das vier und neunzigſte, 6 das fünf und neunzigſte, 1 das sechs und neunzigſte, 1 das neun und neunzigſte und 1 das hunderte Jahr erreicht. Die größte Sterblichkeit fällt auf die Säuglinge unter einem Jahre, deren 1515 ſtarben.

*

Die ſchlechte Bauart der ruſſiſchen Bauernhäuſer und die vielleicht eben ſo ſchlechten Löſchanſtalten machen dort eine Feuersbrunſt nicht ſelten zu dem ſchauderhafteſten Ereigniſſe. So brach in der Nacht vom 1 auf den 2 Februar in dem jepifanſchen Kreiſe im Pfarrdorf Chowanſchtſchyn, der Fürſtin Golizyn gehörig, eine Feuersbrunſt aus, und zwar zuerſt in dem Hauſe des Bauers Dementy Filipow, welcher mit ſeiner ganzen Familie, Mutter, Schweſter, Frau, vier unmündigen Töchtern, einem Neffen nebſt deſſen Frau und Sohne, in Allem eilf Perſonen, ein Opfer der Flamme wurde. Außer dieſem Hauſe brannten noch drei andere ab.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 105. 15 April 1831.

Die Volksſtimmung in Polen vor der Revolution.

Einer der unheilvollſten Irrthümer, dem man ſich von einigen Seiten ſo gerne hingiebt, iſt unſtreitig die verkehrte Anſicht, daß alle Volksbewegungen der neuern Zeit von einer im Finſtern ſchleichenden Partei Anſtoß, Leitung und Fortgang erhalten. Die Feinde der Freiheit thun ſich unendlich viel zu gut auf dieſe vermeintliche Entdeckung, und wiſſen ſie aller Orten, ſcheinbar zum Nachtheil der Freiheit, in der That aber zu ihrem eigenen und Anderer Verderben, die ihren daraus abgeleiteten Rathſchlägen folgen, geltend zu machen. Einige von Ehrgeiz, Gewinnſucht oder Bosheit verſchrobene Köpfe müſſen Alles eingeleitet und ausgeführt haben; dieſe allein hetzen die Völker gegen ihre Fürſten auf, verleiten ſie zur Verachtung alt angeſtammter Satzungen, zu Ungehorſam gegen die gute alte Ordnung, zum Haß gegen Thron und Altar, zu Gewaltthat und Empörung. Ihre Lehren allein ſind es, die die Welt in Unfrieden und blutige Zwietracht ſtürzen. Dieſer kurzſichtige Irrwahn, der aus hartnäckigem Vorurtheil oder böſem Willen die Augen gegen die mit Flammenzügen geſchriebenen Mahnungen der Geſchichte verſchließt, hat den Thron der Bourbonen geſtürzt, und zum zweiten Mal eine mit unheilbarer Verblendung geſchlagene Dynaſtie aus Frankreich verſtoßen. Dieſer Wahn droht mit gleicher Gefahr allen Fürſten, die darauf beharren, an ihn zu glauben. Wer es treu und redlich mit dem Throne meint, kann nicht eifrig genug gegen dieſes Vorurtheil ankämpfen, dem die Jahrhundert lange Kinderſchwäche der Völker einen Anſtrich von Wahrheit und geſchichtlicher Rechtfertigung zu geben ſcheint. Leicht finden daher die Einflüſterungen Derer Gehör, die die gewaltige Bewegung, welche von einem Ende der Welt bis zum andern geht, als das Werk einzelner Menſchen ſchildern. Leicht verleiten ſie zu den verkehrteſten Schritten, indem ſie wie Tarquinius rathen, man brauche bloß die hervorragenden Köpfe abzuſchlagen und Alles ſey gethan, Alles kehre in ſein altes Geleis zurück; als wenn dieſe Bewegung ſich nicht aus dem innerſten Weſen des Völkerorganismus hervordrängte, wie der Trieb des Wachsthums in jedem organiſchen Körper, als wenn jene verſchrieenen unruhigen Köpfe nicht ſelbſt das Ergebniß ihrer Zeit und ihres Volkes, gleichſam die zum Bewußtſeyn gelangten Gedanken der großen geiſtigen Maſſengährung wären. Um dieſe geſchichtliche Erſcheinung zu erklären, nehmen jene Schwachköpfe zu derſelben Thorheit ihre Zuflucht, wie Diejenigen, welche die Wunder der Bibel handgreiflich aus natürlichen Urſachen abzuleiten ſuchen, wozu ſie einen Aufwand von Mitteln geltend machen müſſen, der ein größeres Wunder wäre, als das größte Wunderwerk. Wahrlich, wenn ein Paar oder tauſend Paare überſpannter oder ſchlechter Menſchen im Stande wären, bei einem Volke Alles in Verachtung zu bringen, woran es ſeit Jahrhunderten mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe gehangen hat; wenn ſie es überreden könnten, Hab' und Gut, Leib und Leben in die Schanze zu ſchlagen, um irgend einem Phantom nachzujagen, das nur in den verrückten Köpfen ſogenannter Freiheitsmänner ſpuckte; wenn ſie vermöchten dieß Alles auszurichten durch einige Schriften und Predigten — wahrlich, dann ſollten die Fürſten Nichts ſo eilig thun, als ſich unbedingt in die Arme dieſer wunderthätigen Männer zu werfen; denn dieſe haben dann gewiß auch „aus Häckerling Gold ſchon gemacht.“

Drei Tage nur braucht die tapfere Bevölkerung von Paris, den Thron der Legitimität zu zertrümmern, und ganz Frankreich erhebt ſich, die große Woche als das glorreichſte Ereigniß ſeiner Geſchichte zu begrüßen. Kein Wunder, ſagt man, das Komité Directeur hat es ſo veranſtaltet. Wer im Leben der Völker an keine andern als mechaniſche Triebfedern glaubt, für den muß man freilich die wunderbare Allgewalt des Komité Directeur beſtehen laſſen. Doch iſt es nicht noch wunderbarer, daß eben dieſe allgewaltige Macht, die durch ihre unſichtbaren Zündfäden die Gemüther der Maſſen ſo mit einem Schlage entzünden konnte, im gegenwärtigen Augenblick nicht auf die Seite zu drängen vermag einige Dutzend feiger Intrikanten und ſchwacher Stubengelehrten, die, von ihrem Schreibtiſche weg in den Strom der Bewegung geſchleudert, ängſtlich ſchwindeln und der Revolution des Julius ihr sta sol zurufen! Aber der Stoß der Bewegung pflanzte ſich bis in den hohen Norden fort. Polen erhob ſich, für das abſcheulichſte Verbrechen, das in der neuern Zeit an einem Volke begangen wurde, Rechenſchaft zu fordern. Warſchau hat kaum das Zeichen gegeben, ſo entbrennt das ganze Volk von einem namenloſen Eifer, das verhaßte Joch einer deſpotiſchen Fremdherrſchaft zu zerbrechen. Ungeheure Opfer werden gebracht, die Nationalverſammlung erklärt die Revolution als die Sache des Vaterlandes, der auf den Feldern von Grochow die Bluttaufe des erhabenſten Heldenmuthes ertheilt wird. Und doch reden die ruſſiſchen Manifeſte von einer tollkühnen Schaar unruhiger Köpfe, die es gewagt, gegen die väterliche Herrſchaft des Kaiſers ſich aufzulehnen, und Wenig fehlte, ſo ſchrieb man eine Folge der großartigſten

Digitized by Google

Ereigniſſe, wie ſie je in den Blättern der Geſchichte aufgezeichnet wurde, gleich dem Herzoge von Modena, den böſen Umtrieben der Juden zu.

Es iſt in unſrer Zeit von der höchſten Wichtigkeit, ſich nicht über den Anſtoß der Bewegung zu täuſchen. Nur die mathematiſche Gewißheit von der Tiefe, Geſchwindigkeit und Maſſe des Stromes kann die richtigen Mittel an die Hand geben, ſeinen verheerenden Ueberſchwemmungen vorzubeugen. Es wird nicht ohne Nutzen ſeyn, hier die Urſachen näher zu betrachten, welche die polniſche Revolution zu einer wahrhaft nationalen machten und ihr daher auch einen günſtigen Erfolg verheißen. Um die Kraft würdigen zu können, die dieſes große Ereigniß hervorgebracht hat, wird es genügen, die Stimmung des polniſchen Volkes vor der Revolution etwas genauer kennen zu lernen. Man wird dann finden, daß alle Stände der polniſchen Bevölkerung, auf gleiche Weiſe in ihren theuerſten Intereſſen verletzt, in ihren Wünſchen und Hoffnungen getäuſcht, von einem und demſelben Drucke einer jeden geiſtigen Aufſchwung lähmenden Regierung niedergehalten — den Haß gegen ihre Unterdrücker und die Sehnſucht nach Befreiung gemeinſam hatten. Es wird dann einleuchten, daß es keiner revolutionären Propaganda bedurfte, um ein Volk, wie das polniſche, für Freiheit und Unabhängigkeit mit der heldenmüthigſten Begeiſterung zu entflammen; ſo wie auf der andern Seite daraus zur Genüge die Grundloſigkeit der Anſicht hervorgehn wird, daß die Sache der Polen nur von einem Theile der Nation mit wahrhaftem Enthuſiasmus unterſtützt werde.

Man kann füglich acht Klaſſen der Bevölkerung Polens annehmen: 1) den reichen Adel; 2) Edelleute die nur ein Dorf beſitzen; 3) Edelleute, die Nichts als einige Morgen Feldes ihr Eigenthum nennen; 4) die Manufakturiſten und Kaufleute; 5) die Beamten und die Geiſtlichkeit; 6) die Soldaten jeden Ranges; 7) die Bürger und Handwerker; 8) das ackerbautreibende Volk.

Was die erſte Klaſſe der Bevölkerung betrifft, ſo hat der reiche Adel ſonſt eine ſo wichtige Rolle in Polen geſpielt, daß man im Auslande ſich gerne der Meinung hingiebt, er behaupte bis jetzt noch einen wichtigen Einfluß und ſey der Hauptanſtifter der gegenwärtigen Revolution Beide Anſichten ſind irrig. Dieſer Adel, der übrigens längſt ſchon ſeine alten Vorrechte eingebüßt hat, beſitzt allerdings noch großes Grundeigenthum; allein er weiß ſehr gut, daß unter einer despotiſchen Regierung dieſes Eigenthum nur ſo lange geſichert iſt, als es dem Alleinherrſcher nicht beliebt, es ihm zu entreißen; daß es keinen eiferſüchtigeren Nivelleur giebt, als den Despotismus, und daß die hohe Ariſtokratie nur von dieſem jederzeit das Schlimmſte zu fürchten hatte. Noch mehr, er weiß daß in einer wahrhaft konſtitutionellen Monarchie Reichthum von Erziehung begleitet iſt, daß Erziehung Verdienſte giebt, und daß durch dieſe allein die Ariſtokratie die hohe politiſche Stellung einnehmen kann, die ihr in einem Staate, wo vor dem Geſetze alle Bürger gleich ſind, gebührt.

Die unumſchränkte Gewaltherrſchaft des Ceſarewitſch achtete keine Klaſſe der Bevölkerung. Der reiche Adel erfuhr nur allzuoft, daß gerade ihn der Ceſarewitſch ſich ausſuchte, um die Polen fühlen zu laſſen, daß ſie vor ſeinen Augen Nichts als Staub ſeyen. Es läßt ſich leicht denken, daß die erſten Familien des Landes, im gleichen Gefühl mit der übrigen polniſchen Nation, als die Erben großer geſchichtlichen Namen nur noch entſchiedener ſich von der ruſſiſchen Regierung abwendeten; noch wahrſcheinlicher aber iſt es, daß der hohe Adel, völlig herabgewürdigt zu einer politiſchen Nullität, aus ſeiner Erniedrigung mit Freuden der Wiedergeburt des Reiches entgegenſah, in welchem er die bedeutſame Stellung wieder zu erlangen hoffen durfte, von der er unter der ruſſiſchen Herrſchaft für immer ausgeſchloſſen blieb.

(Schluß folgt.)

Beechey's Entdeckungsreiſe.

(Schluß.)

Der nächſte Punkt der Expedition waren die Lutſchuinſeln (ſonſt Likeo, oder beſſer Lieu chieu), und die Bloſſom langte, bewillkommt von den Eingebornen, in der berühmten Bai von Napakiang an. Dieſelbe geſchäftige Neugierde in Bezug auf Alles, was das Schiff betraf, dieſelbe Artigkeit in den Manieren; aber auch derſelbe Widerwillen den Seefahrern das Innere des Landes zu zeigen, und dieſelbe Zurückgezogenheit des weiblichen Theils der Bevölkerung, wie aus früheren Reiſebeſchreibungen bekannt iſt. Die Lutſchuinſulaner ſind ein höchſt eigenthümliches und verſtändiges Volk. Aus der ſanft freundlichen Art des Benehmens der Vornehmen gegen ihre Untergebenen ſchloß Beechey, die härteſte Strafe für ein Verbrechen ſey etwa ein gelinder Schlag mit dem Fächer. Ein Beamter mit einem Bambusrohr, der die Ordnung zu handhaben ſich auf dem Schiff befand, überzeugte ihn bald vom Gegentheil. Auch hatte Beechey ein Buch über die in China üblichen Strafen, deren abgefeimte Grauſamkeit ſich in mancherlei Geſtalten zu erkennen giebt, mitgebracht, das er ihnen wies, indem er ſie fragte, ob ſie dieſelbe Juſtiz auch im Gebrauch hätten. Hinrichtung durch Strangulation am Kreuz, oft in Verbindung mit der unmenſchlichſten Tortur, Belaſtung des Körpers mit eiſernen Ketten, Einſchließung des Halſes in eine ſchwere hölzerne Form, oder Einſperrung einer Perſon in einem Gehäuſe, ſo daß nur der Kopf herausguckt, welcher geſchoren und der brennenden Sonne ausgeſetzt wird, geſtanden Sie unter Anderem zu. Ja es ſollen noch qualvollere Martern bei ihnen vorkommen, ſo daß man Jemand Hände und Füße bindet, und ungelöſchten Kalk in die Augen tränſelt, oder daß man Einem die Gelenke der Finger und die Zehen an den Füßen mit Scheren abſchneidet ꝛc. Eben ſo wenig ſcheint es mit ihrer vorgeblichen Abneigung gegen den Beſitz von gemünztem Geld ſeine Richtigkeit zu haben. Wie die Chineſen ſind die Lutſchuinſulaner ſehr auf ihr Alterthum erpicht, und ihr erſter König hätte vor nicht weniger als 18,116 Jahren gelebt. Bürgerkrieg und Invaſionen haben ihren Wohlſtand ſehr beeinträchtigt, ihre Städte wurden geplündert, ihre Paläſte zerſtört, und die Einwohner in die Gefangenſchaft geſchleppt. In der Mitte gelegen zwiſchen China und Japan, wurden ſie immer in die Kämpfe dieſer Reiche hineingezogen, bald durch Eroberungsheere heimgeſucht, bald mit der Rolle der Vermittlung beehrt. Wenn Bildung und Geſinnung ſie den Chineſen nähern, ſo bewirken Furcht und Bedürfniß, daß ſie ſich wieder an das benachbarte Japan anſchließen; daß ſie, um Eiferſucht zu vermeiden, an beiden Tribut bezahlen müſſen. Ihr Betragen gegen Fremde war ſtets artig und gaſtlich; aber ſie lieben dieſe Beſuche nicht, und ſo ſehr ihnen mit europäiſchen Waaren, namentlich Tüchern, Strümpfen, Meſſerſchmidarbeiten, geholfen iſt, ſo werden ſie doch nie einen unmittel-

Digitized by Google

baren Verkehr wünſchen. Durch die chineſiſchen Kaufleute in Kanton aber ließe ſich leicht ein Handel mit ihnen eröffnen.

Beechey hatte jetzt noch ſeinen vorjährigen Verſuch in der Behringsſtraße zu wiederholen. Er nahm im Vorbeigehen die wegen ihrer vulkaniſchen Beſchaffenheit merkwürdigen Erzbiſchofinſeln (islas del Arzobispo) in Augenſchein, beſtimmte die Lage einiger kleinern Eilande und ſegelte ſodann nach der Awatſka Bai, an welcher die kleine Stadt Petropaulski ſich erhebt. Es wurden damals mehrere Gebäude für Verbannte aufgeführt, die man aus Petersburg erwartete. In der Behringsſtraße angelangt ließ Beechey, wie das vorige Mal, die Barke ausrüſten, um in der Richtung, in welcher Franklin's Expedition daher kommen mußte, die Küſte zu durchforſchen. Allein die Witterung zeigte ſich dieſen Sommer bei Weitem weniger günſtig; unaufhörlich blieſen ungeſtüme Weſtwinde und das Eis an dem amerikaniſchen Geſtade erſtreckte ſich viel tiefer gegen Süden hinab. Auf der Höhe von Hotham-Einfahrt gerieth die Bloſſom auf eine Bank und wäre beinahe geſtrandet. Da gerade etwas ruhigeres Wetter eintrat, ſo machte ſie ſich glücklich wieder los. Endlich war der Zeitpunkt da, wo die Barke zurück ſeyn ſollte, und Beechey fuhr deßwegen nach Chamiſſo Eiland. Mehrere Tage verſtrichen, ihre Lebensmittel mußten faſt zu Ende ſeyn, und noch immer erſchien ſie nicht; endlich entdeckte man mit den Teleskopen auf der Südſpitze der Halbinſel Choris eine Flagge, und bald darauf zwei Männer, die ein weißes Tuch bewegten. Anfangs dachte man an die längſt erſehnte Landexpedition, aber bei näherer Beobachtung zeigte ſich, daß es die von der Barke waren. Man ſchickte ſogleich die Boote mit Lebensmitteln und wollenen Tüchern verſehen ihnen zu Hülfe; denn da man nur einen Theil der Mannſchaft wahrnahm, ſo konnte man kaum daran zweifeln, daß ihnen ein Unfall zugeſtoßen, und daß vielleicht die Andern unter dem kleinen neben der Flagge errichteten Schutzdach krank lägen. Die Barke war in Kotzebue's Sund zu Grund gegangen, und drei von der Mannſchaft mit umgekommen. Die Lage der Schiffbrüchigen wurde aber dadurch um ſo ſchwieriger, als es ihrem Befehlshaber, Hrn. Belcher, nicht gelang, ein gutes Vernehmen mit den Eingebornen einzuleiten. Mit dem Anfang des Oktobers ſtellte ſich der Winter ein, und es ſchneyte ſtark. Bereits am 1 hatte der Schnee das Land weiß bedeckt, und die Seen das Eis; das Thermometer ſank in der Nacht auf 25°, und noch am Mittag des folgenden ſtand es auf 24°. Da jede Hoffnung auf einen endlichen Erfolg der Expedition verſchwunden, ſo entſchloß ſich Beechey zur Rückkehr.

So wäre alſo ein Theil des amerikaniſchen Feſtlandes noch immer unumſchifft, der indeß in Bezug auf die weſtliche Durchfahrt von keiner Bedeutung iſt; wird Kapitän Roſſ mit ſeinem Dampfboot Victoria, nun das Problem löſen? Iſt er bereits durch die Eiswildniſſe in die Behringsſtraße gedrungen? Oder müſſen wir ſeinen Namen auf die Liſte jener unglücklichen Seefahrer ſetzen, auf welcher Hudſon oben anſteht?

Literariſche Chronik.

(Fortſetzung.)

Reiſen auf dem Schauplatze des letzten griechiſch-ruſſiſch-türkiſchen Kriegs in Europa und Aſien.

Man hat häufig ſich verwundert, daß Feldmarſchall Diebitſch, nachdem er den Balkan überſchritten und in Adrianopel eingezogen, ſeinen Siegeslauf hemmte und auf den Ruhm verzichtete, über der Sophienkirche das Kreuz aufzupflanzen. Manche wollten hierin eine edle Selbſtbezähmung, einen Akt ruſſiſcher Großmuth erkennen. Daß wir gegen dieſe freigebigen Vorausſetzungen etwas mißtrauiſch ſind, wird uns Niemand verargen, der Etwas von der Geſchichte der ruſſiſchen Politik weiß. Oder gäbe es überhaupt in der Politik Großmuth? Die Urſache dieſes unbegreiflichen Stillſtandes dürfte alſo wohl anderswo zu ſuchen ſeyn. Major Keppel macht auf einige Umſtände aufmerkſam, welche, wie uns ſcheint, ſo ziemlich das Benehmen der Ruſſen erklären. Bekannt iſt, daß die ruſſiſchen Heere nie wirklich ſo zahlreich ſind, als der moskowitiſche Stolz die Welt glauben machen will; wenn man nun auch annimmt, daß der Feldzug von 1828 mit mehr als 100,000 Mann eröffnet wurde, ſo führte derſelbe ſo ungeheuere Einbußen mit ſich, daß die Truppen trotz den Verſtärkungen, die ſie einſtweilen bekommen hatten, am Anfang des folgenden Feldzugs aller Wahrſcheinlichkeit nach unter jener Zahl waren. Die Verſtärkungen aber, die ihnen im Laufe dieſes Feldzuges zugeſchickt wurden, reichten wohl kaum hin, die Lücken auszufüllen, welche Hunger und Krankheiten in ihren Reihen anrichteten. „Den Verluſt, welchen die Ruſſen im Feldzug von 1829 durch Seuchen allein erlitten,“ ſagt unſer Gewährsmann, „kann man unbedenklich zu 80 bis 90,000 Mann anſchlagen; 70,000 geſtehen die ruſſiſchen Offiziere ſelbſt ein. In Warna wies die Lazarethliſte zwiſchen dem 1 Januar und dem 17 November 12,666 Todesfälle aus; eine Peſt, etwas verſchieden von der gewöhnlich ſogenannten orientaliſchen, aber immerhin eine Peſt, wüthete daſelbſt; zwölf Generaloffiziere, davon ſieben innerhalb drei Wochen, fielen ihr zum Opfer.“ Daß die Armee, als ſie jenſeits des Balkan anlangte, bereits bedeutend geſchwächt war, läßt ſich daher kaum bezweifeln. Nothwendig mußte dieſer Umſtand das kriegeriſche Feuer Sabalkanski's ein Wenig mildern. Dazu kam noch, daß der Großweſſir in Schumla, und die Paſcha's von Servien und Scutari mit anſehnlichen Truppenkorps Rücken und Flanken des vordringenden Heeres bedrohten, daß eine engliſche Flotte im Archipel ſich befand, welche nöthigen Falls die Hauptſtadt zu beſchützen in die Dardanellen einlaufen konnte — um von den diplomatiſchen Manövers, welche die Botſchafter der großen Mächte anwendeten, gar Nichts zu ſagen. Kurz den Ruſſen ſchien es gerathen, dieß Mal Konſtantinopel nicht zu erobern, und Diebitſch's Zug über den Balkan war eben ſo eine Art „Rekognoſcirung“ wie bei Grochow! Wir hoffen, daß er ſo wenig Warſchau als Sieger betreten ſolle, als er Konſtantinopel betrat, oder als er vielleicht wieder über den Balkan kommt!

Daß es übrigens die Ruſſen ſehr gelüſtet, das Wort wahr zu machen: es giebt keinen Balkan mehr, beweiſt ihr Betragen gegen die türkiſche Bevölkerung. Denn was ſollte ſonſt vermögend geweſen ſeyn, ſie ſo im Zaum zu halten, daß ſie ihre ſprüchwörtlich gewordenen Gewöhnungen an Räuberei und Gewaltthat ablegten und in dem neuen Charakter ruhiger, ordnungsliebender und ehrbarer Truppen erſchienen? „Die ſtrengſte Zucht,“ ſagt der Major, „herrſchte in der Armee. Zwiſchen Enos und Adrianopel, in der Nachbarſchaft verſchiedener Korps, waren die Ebenen voll Schaf- und Rinder-, hauptſächlich Büffelheerden; in den Dörfern neben den Bivouaks und ſelbſt in denjenigen, durch welche die Truppen marſchirten, ſtanden die Hausthüren offen, und die Bewohner gingen ihren gewöhnlichen Geſchäften nach. In Adrianopel angelangt, zeigten ſie alle mögliche Achtung für Perſonen und Eigenthum; ſie ſtellten Schildwachen vor die Moſcheen; ſie zahlten Alles baar; lagerten vor den Thoren der Stadt und ſelbſt im November, ungeachtet der rauhen Witterung, wurde kein Bürger mit Einquartirung beläſtigt. Die wenigen türkiſchen Knaben, welche ihre Pflicht thaten, entwaffnete Diebitſch und ſandte ſie ihren lieben Müttern nach Haus.“ Major Keppel bemerkt zwar, daß dieſe Schilderung nicht auf alle Theile des Landes paſſe, welche auf ſeinem Weg lagen; er iſt aber entſchieden der Meinung, daß der Grund ſo vieler Mäßigung einzig und allein darin beruhe, daß man die Bevölkerung für die Verwirklichung künftiger Plane geneigt ſtimmen wollte. Viele Türken hatten nicht undeutlich die Ruſſen als Befreier betrachtet, von denen ſie die Herſtellung der Janitſcharen erwarteten, oder ſich wohl auch dahin ausgeſprochen, wenn ſie einen Ungläubigen zum König bekommen müßten, ſo ſollt es wenigſtens einer ſeyn, der ihr Leben und Eigenthum ſchone. Wer weiß, ob das ruſſiſche Kabinet bei dem kürzlich ausgebrochenen Aufſtand in Bosnien, Albanien und Mazedonien nicht die Hand im Spiel hat? Iſt dieſer Aufſtand, wie es heißt, hauptſächlich wegen der Neuerungen des Sultans ausgebrochen, ſo zieht offenbar Rußland den

meiſten Vortheil davon, wenn ſie nicht zu Stande kommen! Sultan Mahmud ſcheint indeß ſehr überſchätzt worden zu ſeyn, wenn man da und dort ſchon einen Peter den Großen aus ihm machen wollte. Seine übertürkiſche Vorurtheilsfreiheit iſt wenigſtens nicht weit her, wenn die Anekdote wahr iſt, welche der Verfaſſer erzählt. Das Papier, auf welchem man in der Türkei wichtige Urkunden ſchreibt, muß vergoldet und auf beſondere Art bemalt ſeyn. Nun war unglücklicher Weiſe dieſes koſtbare Material nicht fertig, und um es zu fabriziren, brauchte man einige Zeit. Durch dieſen Uebelſtand verzögerte ſich die Ausfertigung der Friedensurkunde um mehrere Tage; umſonſt drang man in den Sultan, zu unterzeichnen; er wollte Nichts davon hören, ehe das Goldpapier da wäre, und wie der König von Spanien verbrannte, weil die geeignete Perſon nicht anweſend war, der es wäre obgelegen, ihm den Stuhl vom Feuer wegzurücken, ſo riskirte dieſer erleuchtete König der Könige eher ſeine Hauptſtadt zu verlieren, als daß er einen Buchſtaben von ſeiner Goldpapieretikette fahren ließ!

Bulgarien zeigt uns der Verfaſſer von einer Seite, wie wir es nach älteren Reiſenden zu ſehen nicht gewohnt ſind. Er verſichert, daß er durch die Lage des dortigen Landvolkes überraſcht worden; ihre Häuſer fand er nett und reinlich nach Innen und Außen; die Leute ſelbſt wohlgekleidet und die Weiber mit einem Putz, der von ihrem Wohlſtand zeugt. „Die Bulgarier,“ ſagt er, „ſind ein ſchöner, geſund ausſehender Menſchenſchlag; ſie bauen ihre Felder, waiden ihre Heerden, ziehen Vieh zum Verkauf auf, bringen Butter, Käſe und Geflügel auf den Markt, hauen Holz in den Wäldern und führen es nach den größeren Städten. In Adrianopel und Philippopel treiben Viele von ihnen Handwerke. Im Allgemeinen ſind ſie Eigenthümer des Bodens; einen Theil ihrer Gründe verwenden ſie zu Blumengärten, zu Wein- und Getreidepflanzungen; den Reſt zur Waide. Büffel, weiße und ſchwarze Schafe, Ziegen, Truthühner und anderes Geflügel trifft man aller Orten im Ueberfluß. Faſt jeder Bauer hat ſeine Araba; ihre Häuſer, die von Holz und Lehm ſind, bauen ſie ſelbſt. Je zahlreicher eine Familie, deſto beſſer iſt ſie daran; denn Arbeit giebt es genug. Thieriſche Nahrung ſcheinen ſie nicht zu lieben; im Oktober wird in der Regel eine Kuh geſchlachtet; allein Dieß geſchieht mehr aus Luxus. Man ißt bei ihnen mitunter vortrefflich, und ich kann ein Gericht, Euſchnk genannt, und einige Cababs von feinen Kräutern vorzüglich rühmen. Ihre Koſt beſteht aus Käſe, geſtandener Milch (yaurt), Eyern und einem Salat, wozu Gurken, ſpaniſcher Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch kommen. Während der Faſten leben ſie faſt einzig und allein von Bohnen und Oliven. Für gewöhnlich trinken ſie bloß Waſſer; doch verſchmähen ſie den Wein nicht; berauſcht ſieht man ſie indeſſen nur ſelten, es ſey denn an einem hohen Feſttag, namentlich an dem ihres hohen Schutzpatrons Nikolas. Die Stoffe, in die ſie ſich kleiden, bereiten ſie ſelbſt — meiſt aus der Wolle ihrer ſchwarzen Schafe, welche ihre Weiber und Kinder ſpinnen und weben. Von dieſem Tuch tragen ſie eine Jacke, die über die Schenkel reicht, und von den Weibern mit ſchöner ſchwarzer Stickerei verziert iſt; die Weſte hat gleichfalls Stickereien. Zu ihrem übrigen Anzug gehören Hoſen (pulur), welche bis an die Knier weit ſind und von da zu den Knöcheln hinab knapp anliegen, Winters und Sommers wollene Socken, Schuhe von der Form der italieniſchen Sandalen, baumwollene Hemden, an Aermeln und Krägen mit verſchiedenfarbigen wollenen Stickereien verſehen, und eine cylinderförmige Mütze von ſchwarzem Schafspelz. Die Tracht des ſchönen Geſchlechts iſt einfach aber maleriſch; ſie wechſelt in den verſchiedenen Bezirken des Balkans etwas; einige tragen eine cylinderförmige hanswurſtartige Haube mit einem Halstuch darüber, das ſie unter dem Kinn knüpfen; einen ſchwarzen Rock mit breitem, von drei verſchiedengefärbten Tuchſtücken beſetztem Saum, einen breiten feingearbeiteten Gürtel, große Ringe an Ohren und Fingern, Schnüre mit Münzen in den Haaren, und gläſerne zuweilen ſilberne Armbänder, gleich den Brazeletten von Lava in Neapel, an den Handgelenken.“ In Bezug auf den Charakter der Bulgarier berührt der Verfaſſer noch ſchließlich einige minder liebenswürdige Seiten, unter Anderm, daß ſie ſehr ungaſtlich ſeyen (wozu wohl die türkiſche Brutalität das Ihrige beitragen mag), ſo wie daß unter den geringfügigſten Vorwänden eheliche Verbindungen unter ihnen wieder aufgelöſt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus dem Schreibtiſche der Herzogin von Angoulême.

VII.

Die Herzogin von Angoulême an die Kaiſerin Mutter in Rußland.

Paris.

Madame ma Soeur et Cousine — Occupée de V. M. dans les momens surtout où son coeur maternel est en proie à la plus vive douleur, je veux si j'ose dire unir ma peine sincère à la sienne. Oui, Madame, vous avez perdu un fils tendre adoré de sa famille et de ses états dont le nom passera glorieux à la postérité, dont la mémoire sera bénie par tous ceux qui l'ont connu. Mes regrets sont vifs et sincères, combien ne lui dois-je pas! Ah, Madame, c'est à la Russie que je dois toute ma félicité en ce monde. L'Empereur Alexandre a remis ma famille sur son trône, et par sa magnanimité a fait le bonheur de ma patrie et assuré la paix. Que ne lui dois-je pas! Lui-même a été si bon, si aimable pour moi toutes les fois que j'ai eu l'avantage de le voir que sa perte m'est bien cruelle. Mais, Madame ma Soeur, pensez en apprenant ce malheur de V. M. combien mon coeur a dû souffrir, et si c'est une consolation pour elle, qu'elle veuille se dire que le mien si accoutumé à toutes les douleurs partage la sienne bien vivement. Toute ma famille me charge d'offrir à V. M. tous leurs hommages, toutes leurs douleurs, elle a perdu dans l'Empereur Alexandre un appui, un ami fidèle. J'ose espérer et vous demande, Madame, d'offrir à son successeur tous mes hommages et le prier d'accorder à tous les miens la continuation des mêmes sentimens. N'ayant j'amais écrit à l'Impératrice Élisabèthe, je n'ose saisir cette occasion; mais combien je la plains, et V. M. serait-elle assez bonne pour lui faire exprimer tout ce que j'éprouve pour elle en cette triste circonstance. Je m'unis à tous les amis de V. M. à tous ceux qui lui sont attachés pour la conjurer de modérer sa douleur avec la resignation religieuse que je lui connais, et de ménager sa santé pour ses autres enfans. Si je suis importune dans un tel moment, elle me le pardonnera, mais je n'ai pu me refuser à lui offrir l'hommage de ma douleur, de la reconnaissance que j'ai de l'intérêt et de l'amitié qu'elle a bien voulu toujours me témoigner, et des sentimens que je lui ai voués pour la vie, avec lesquels je suis avec respect,

Madame ma Soeur et Cousine, de votre M. I. la bien affectionnée Soeur comme Servante M. T.

VIII.

Antwort-Schreiben der Herzogin von Angoulême an den König von Preußen.

Paris 182.

Mon. M. F. et C. — Je prie V. M. d'agréer les expressions de ma sensibilité pour l'aimable lettre qu'elle a bien voulu m'écrire, en m'envoyant comme elle me l'avait promis, les gravures des régimens de son armée. Je suis touchée de cette marque de son souvenir. Le Dauphin me charge de lui en faire ses remercimens et de lui offrir ses hommages. Nous sommes pénétrés l'un et l'autre de la manière pleine de grâce dont V. M., qui s'y connait si bien, veut bien s'exprimer sur sa campagne. Nous regarderons souvent les uniformes d'une armée à laquelle nous aurons un vif intérêt, ne pouvant oublier tout ce que nous devons à l'amitié et à la magnanimité de V. M.; et le Duc de Bordeaux, qui s'amuse beaucoup à regarder ces dessins militaires, et comprend déjà l'Allemand, apprendra un jour à connaitre (par nous) les obligations que sa famille a eu à V. M. Le Roi mon beau-père touché des souvenirs de V. M. me charge de lui offrir tous ses complimens. Il est bien aise qu'elle ait été content de son séjour ici et désirerait ainsi que nous être assez heureux pour l'y revoir. Que V. M. me permette de lui exprimer la peine bien vive que j'éprouve de la mort de l'Empereur de Russie; et qu'elle me permette de l'assurer de ma vive reconnaissance pour toutes les bontés d'amitié qu'elle m'a toujours témoignées, particulièrement dans son dernier voyage. Je la prie de me continuer ses sentimens d'être persuadée du prix que j'y attache, et de tous ceux que je lui porte.

Je suis avec le plus profond respect et attachement.

De V. M.

la très affectionnée Soeur et Cousine, M. T.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 106. 16 April 1831.

Irland.

(Fortſetzung.)

Durch die nämlichen Mittel, aber mit noch größerem Erfolge ward das engliſche Gebiet im Süden der Inſel erweitert. Fitzgerald von Desmond, hier das Haupt der reichſten und mächtigſten Familie, ſtritt mit Lord Ormond über die Grenzen ſeiner Beſitzungen, und ward, als er den ſchiedsrichterlichen Anſpruch des Unterſtatthalters Sydney verwarf, von dieſem überraſcht und gefangen genommen. Desmond bat nun die Königin um Gehör, und erhielt Erlaubniß, in London zu erſcheinen; er wurde aber unmittelbar nach ſeiner Ankunft, nebſt ſeinen beiden Brüdern in den Tower geworfen, und mehrere Jahre hindurch in ſtrenger Haft gehalten. Der Tod oder die Gefangenſchaft zweier Männer, die faſt mit allen angeſehenen Familien des Landes durch die Bande der Verwandtſchaft verknüpft waren, erregte allgemeine Unzufriedenheit; die Konfiskation der Hälfte von O'Neil's Beſitzungen, obwohl von dem Parlament nach langer Weigerung beſtätigt, und Sydney's Verſuch, auf Grund eines Befehls der Krone Abgaben zu erheben, mehrten die Gährung; und als etwa hundert ſpaniſche Soldaten an der Küſte von Kerry landeten, ſchien die Empörung unvermeidlich. Die Kriegsmacht, welche der Unterſtatthalter dieſer dringenden Gefahr entgegenſtellen konnte, beſtand nur aus vierhundert Soldaten; dennoch ging er mit dieſem geringen Haufen dem Feinde raſch entgegen, und ſchlug und zerſtreute ihn, ehe noch angeſehenere Häuptlinge ſich mit ihm vereinigt hatten, in einem mörderiſchen Gefecht. Die Empörung war unterdrückt, aber bei dem völlig geſetzloſen Zuſtande des Landes mußte Unheil aus jedem noch ſo geringfügigen Ereigniſſe erwachſen, welches die öffentliche Ruhe geſtört hatte. Desmond, erſt ſeit kurzer Zeit wieder im Beſitz der Freiheit, ward beſchuldigt, den Aufſtand begünſtigt zu haben, und erhielt Befehl, vor dem Unterſtatthalter zu erſcheinen. Er weigerte den Gehorſam, und wurde ſofort als Rebell behandelt. Desmond war ein Mann von perſönlichem Muthe, aber unfähig, dem von allen Seiten heranziehenden Ungewitter kräftigen Widerſtand entgegenzuſetzen; ſeine weitläufigen Ländereien boten bald nur den Anblick der grauenvollſten Verwüſtung, und mit überlegter Blutgier wurden nicht bloß die Bewohner derſelben niedergemetzelt, um Raum für neue Anſiedler zu gewinnen, ſondern Lord Grey und Walter Raleigh beſudelten auch ihre Namen mit dem Blute von mehreren hundert Mann ſpaniſcher Truppen, welche, obgleich ſie die Waffen niedergelegt hatten, ſämmtlich an der Küſte von Kerry ermordet wurden. Dieſen Greueln konnte der Tod des Grafen von Desmond und eines großen Theils ſeiner Unterthanen eben ſo wenig Einhalt thun als die Beſitznahme ſeines aus 600,000 engl. Morgen Landes beſtehenden Eigenthumes. Grey verfolgte ſeine Laufbahn mit immer grauſamerer Wuth, und übte ſo entſetzliche Mordthaten und Verräthereien gegen die angeſehenſten Familien des Landes, daß Eliſabeth, weniger aus Mitleid gegen ihre Unterthanen als aus Beſorgniß, daß ihre Widerſacher auf dem Feſtlande den anarchiſchen Zuſtand Irelands benutzen möchten, um ſie ernſthaft zu beunruhigen, ihn zurückrief, und Sir John Perrot, einen Mann, den nicht gemeine Fähigkeiten und die bei einem Statthalter von Ireland in jener Zeit ſeltenen Eigenſchaften der Rechtſchaffenheit, Güte und Uneigennützigkeit ſchmückten, an ſeine Stelle ſetzte.

Der treffliche Charakter des neuen Unterſtatthalters verfehlte um ſo weniger, einen günſtigen Eindruck auf die Bewohner von Ireland zu machen, je ſeltener ſie bisher billig und menſchenfreundlich waren behandelt worden; dennoch hatte Perrot Mühe, die anglo-iriſchen Lords im Parlament, welche in dem Schickſale der Familie Desmond nicht ohne Grund ihr eigenes ahneten, dahin zu bringen, daß ſie die Uebertragung der verwirkten Ländereien auf die Krone beſtätigten. Der bei Weitem größte Theil der Bevölkerung von Munſter war in den letzten Unruhen durch Hunger und Schwert umgekommen, und die ungeheuere Maſſe des wüſt liegenden Landes ſchien die unerſättliche Habgier der Beamten der Krone und der Günſtlinge der Miniſter befriedigen zu können, forderte aber auch zugleich Maßregeln für eine neue Anpflanzung. Demgemäß wurden mehr als dreißig neue Lordſchaften errichtet, und jede derſelben gegen einen geringen Grundzins einem Unternehmer zugeſchlagen, unter der Bedingung, daß er eine gewiſſe Anzahl engliſcher Familien auf ſeinen Ländereien anſiedele, aber durchaus keinem Irländer einen Theil derſelben überlaſſe. Allein weder hier noch in Ulſter kam der Plan zur Ausführung. Im Norden gelangten die neuen Herren trotz allem Beiſtande von Seiten der Regierung nicht zum Beſitz der ihnen angewieſenen Ländereien, und in Munſter waren die Reſte der alten Bevölkerung noch ſtark genug, um die engliſchen Pflanzungen in ſteter Unruhe zu erhalten, und ſo zu bewirken, daß die Eigenthümer ihnen ihre heimathlichen Felder gegen eine mäßige Pachtabgabe wieder überließen.

Digitized by Google

So hatte die Königin bisher in Ireland die größten Intereſſen der Menſchen, ihr Wohlſeyn in dieſer und ihre Glückſeligkeit in jener Welt, ohne Unterlaß heftig bekämpft; jetzt empfahl die drohende Stellung der ſpaniſchen Macht, und das gänzliche Mißlingen der engliſchen Anſiedelungen in Ulſter eben ſo ſehr als Perrots dringende Vorſtellungen gelindere und billigere Maßregeln. Hugh O'Neil, ein ausgezeichneter Offizier der engliſchen Armee, hatte die nächſten Anſprüche an das Fürſtenthum Ulſter, und erhielt die Würde eines Taniſten dieſer Provinz zugleich mit dem Titel und den Rechten eines Grafen von Tirowen. Zwar fehlte es nicht an Perſonen unter den neuen und alten Engländern in Ireland, die, nach Konfiskationen begierig, oder neidiſch über die Macht und die Anſprüche der Familie O'Neil, den Fürſten der königlichen Gnade eben ſo ſchnell zu berauben ſuchten, als er ſie gewonnen hatte; allein Perrot vereitelte ihre Bemühungen um ſo leichter, da er die Liebe ſeiner Untergebenen in einem ſolchen Grade beſaß, daß, als er Ireland unter den Thränen und Segenswünſchen einer unzähligen Volksmenge verließ, er kühn behaupten durfte, obgleich ein bloßer Privatmann, wolle er ohne Waffengewalt jeden iriſchen Häuptling binnen zwanzig Tagen wieder zum Gehorſam bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Volksſtimmung in Polen vor der Revolution.

(Schluß.)

Die zweite Klaſſe des Adels, die aus Eigenthümern kleiner Grundbeſitzungen beſteht, bildet jenen Kern der Nation, den man anderwärts den dritten Stand heißt. Mächtige Beweggründe walteten hier vor, ihn für die Revolution zu ſtimmen. Schon durch den Verfall des Getraidehandels ſehr verarmt, ſchmachtete er mehr als alle andere Stände unter dem unmittelbaren Druck eines unerſättlichen Fiskus und einer Verwaltung, die ſo viele Millionen verſchlang. Mit verbiſſenem Schmerz duldete er fünfzehn Jahre lang mehr als ein Helote, verurtheilt die Summen zu erſchwingen, die man verſchwendete, um Häuſer und Schlagbäume anzuſtreichen, der Willkür des Ceſarewitſch zu ſchmeicheln, eine koſtſpielige Armee zu erhalten und die zahlreichen Satelliten des Despotismus zu beſolden. Diejenigen, die das Zutrauen der übrigen Grundbeſitzer zum Wojewodſchaftsrath oder zur Reichsverſammlung berief, mußten bald bemerken, daß die gerechteſten Vorſtellungen nicht den geringſten Eindruck auf die Regierung machten; im Gegentheil, wenn ſie es wagten, einem Soldaten zu trotzen oder gegen die Mißbräuche ein Wenig allzu laut ihre Gedanken zu äußern, mußten ſie in beſtändiger Furcht ſchweben, gewaltſam vor den Ceſarewitſch geſchleppt und zu erniedrigenden Erklärungen gezwungen zu werden.

Der Adel, der nur einige Hufen Landes beſitzt, friſtete ſich unter harter Arbeit kümmerlich das Leben, kam übrigens weniger in Berührung mit der Regierung, deren Ungerechtigkeiten minder fühlbar auf ihm, als auf den übrigen Ständen laſteten. Indeſſen von den ſchweren Laſten niedergedrückt, die auf die ackerbauende Bevölkerung in Folge der Steuern und anderer Maßregeln der Verwaltung fielen, bewahrte er doch immer noch das Andenken an die frühern Reichstage, wo ihn die Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften einigermaßen für ſeine Armuth tröſtete. Auch ihn alſo kann man als der neuen Ordnung der Dinge zugethan betrachten.

In der vierten Klaſſe der Bevölkerung, unter den Manufakturiſten und Kaufleuten, findet man viele Ausländer. Der erleichterte Handel mit Rußland und die Unterſtützung, deren ſich die Induſtrie von Seiten der ruſſiſchen Regierung zu erfreuen hatte, ſchien zu der Annahme zu berechtigen, daß die Revolution unter dieſer Klaſſe weniger Anklang gefunden haben möchte. Ueberdieß weiß man, daß die Handelsleute, größtentheils von der Liebe zum Gewinn geleitet, immer die Ruhe, welche die Spekulationen begünſtigt, den noch ſo nöthigen Reformen vorziehen, die mit Verwirrung und Stocken der Geſchäfte verbunden ſind. Allein, wenn man bedenkt, daß der Handelsſtand nur eine ſehr geringe Zahl der polniſchen Bevölkerung ausmacht, ſo kann ſein zweifelhafter Eifer in der Wagſchale der Entſcheidung von nur ſehr geringem Gewichte ſeyn.

Die Beamten und die Geiſtlichkeit mußten, nach ihren dermaligen Verhältniſſen zu urtheilen, die Revolution nicht mit günſtigen Augen betrachten, da jene reichlich beſoldet und regelmäßig bezahlt, dieſe, vorzüglich ſeit dem J. 1820, ausnehmend begünſtigt wurden. Allein Dem iſt nicht alſo; unter den Angeſtellten unterwarfen zwar einige ſich einer knechtiſchen Erniedrigung; allein der größere Theil war tief von Unwillen ergriffen über die Schamloſigkeit, mit der man unaufhörlich die Geſetze mit Füßen trat. Für die Adminiſtrativbeamten in den Wojewodſchaften, die einem Weſſier, Präſident der Kommiſſion genannt, unterworfen waren, fanden ſich täglich erneuerte Anläſſe, das ruſſiſche Regierungsſyſtem zu haſſen, unter welchem der höhere Rang eine maßloſe Eigenmächtigkeit über den Untergeordneten verleiht. Selbſt die Mitglieder der Staatsſchatzkommiſſion konnten nie nach Verdienſt vorrücken, oder ihre Stellen behalten, wenn ſie nicht blindlings der ihnen vorgezeichneten Bahn folgten; blinde und rückſichtsloſe Ergebenheit an die Willkühr gab die einzig gültigen Anſprüche auf Begünſtigung von Seite einer Regierung, in deren Auge das Verdienſt, ein guter Pole oder guter Bürger zu ſeyn, nicht die beſte Empfehlung ausmachte. Alle edelgeſinnten Beamten ſahen daher ungeduldig dem Sturze einer ſo unvolksthümlichen Herrſchaft entgegen. Die Geiſtlichkeit konnte ſich ebenſo wenig der Regierung befreunden, da die griechiſche Religion und die politiſche Proſelytenſucht des Monarchen die polniſche Kirche bedrohten, da die eigenmächtige Gewaltherrſchaft des Ceſarewitſch ſelbſt auf Religionsangelegenheiten ſich erſtreckte, da endlich die Einkünfte des niedern Klerus, ungeachtet aller Verſprechungen, anſtatt ſich zu vermehren, im Gegentheil durch die eingeführte Ablöſung der Zehnten bedeutend vermindert wurden.

Die Geſinnung des Heeres ſprach ſich deutlich genug bei den Ereigniſſen des 29 Novembers, und in den glorreichen Tagen des Februars auf jenen Schlachtfeldern aus, wo Polens Fahnen ſich mit unſterblichen Lorbeern umkränzten. In dem ganzen Heere beſeelte die Soldaten jeden Ranges nur der Gedanke, die Schmach Polens zu rächen und die Freiheit des Vaterlandes zu erringen oder zu ſterben.

Die Bürger und Handwerker, dieſer ehrenwerthe Stand, lebten unter einem unaufhörlichen Drucke von Abgaben und adminiſtrativen Maßregeln, gegen die bei den Geſetzen kein Schutz zu finden war. Beſonders hatten die Einwohner der kleineren Städte ohne irgend

Digitized by Google

eine Munizipalverfaſſung ein erbarmungswürdiges Loos und ſahen mit Verlangen einer Revolution entgegen.

In Betreff der polniſchen Bauern hört man gewöhnlich behaupten, daß ſie gegen die Sache der Revolution gleichgültig ſind und daran nur Theil nehmen werden, in dem Maße, als man ſie Theil an dem Grundbeſitze nehmen läßt. Die polniſchen Blätter bezeichnen dieſe Anſicht als durchaus irrig und die Echo dela Pologne ſpricht ſich hierüber in Folgendem aus: „Man braucht nur einen Blick auf das Benehmen der geſtürzten Regierung gegen das Landvolk zu werfen, um ſich zu überzeugen, daß unſre ackerbautreibende Bevölkerung mit dieſem Umſturze vollkommen zufrieden ſeyn muß. Man hatte den Elementarunterricht ſo viel als möglich beſchränkt; man hatte die Abgaben durch Einführung der Frohnden zur Erbauung und Erhaltung der Straßen (szarwarkowe, Schaarwerk) durch einen neuen Zins für den Transport der Heimathloſen u. ſ. w. bedeutend erhöht; was aber bei Weitem am Meiſten auf dieſem Stande laſtete, war die Theuerung des Salzes, die grauſame Behandlung, welche die Rekruten erlitten, die den Juden wieder ertheilte Erlaubniß, in den Dörfern Brantwein auszuſchenken, und eine Reihe anderer Bedrückungen, deren Aufzählung zu weit führen würde. Hierauf allein konnte die vorige Regierung ihre Anſprüche auf die Liebe unſers arbeitſamen Landvolkes gründen. Vergebens forderten alle Reichstage von dem Alleinherrſcher Verbeſſerungen in der Lage der ackerbauenden Bevölkerung; er wollte lieber Diejenigen, die auf den Nationalgütern leben, dem Verluſte aller Vortheile ausſetzen, auf die ſie Anſprüche hatten, als dem Verkauf dieſer Güter Einhalt thun, aus dem er ein ungeheures Kapital zu bilden gedachte, um in Belgien einen unvolksthümlichen Krieg zu Gunſten der abſoluten Gewalt führen zu können. Gegenwärtig, wo wir allein einen furchtbaren Krieg führen müſſen, was hat unter ſo ſchwerer Bedrängniß des Landes bereits der Reichstag gethan? Er hat die Naturallieferungen (liverunek) aufgehoben; deßgleichen die Abgaben, die zur Erbauung der Brücken und Straßen auferlegt waren, die Schaarwerkdienſte zur Wiederherſtellung der Vizinalſtraßen, die man auch zum Bau der großen Heerſtraßen verwendete, während man die dazu angewieſenen Fonds bei Seite ſchaffte; er hat Grundeigenthum im Werthe von fünf Millionen angewieſen, das unter jene Soldaten vertheilt werden ſoll, die ſich in dieſem Kriege auszeichnen; er bereitet einen Beſchluß vor, durch welchen die auf Nationalgütern anſäſſigen Bauern mittelſt einer auf äußerſt billige Bedingungen geſetzten Abgabe Eigenthümer der Grundſtücke werden ſollen, die ſie bebauen. Der Landmann und der Soldat ſind bereits zur Einſicht gelangt, daß ſie geboren ſind, als freie Menſchen die Luft ihres Vaterlandes zu athmen, daß die Zeit gekommen iſt, wo es Denen, die das Staatsruder führen, vor Allem obliegt die Mißbräuche abzuſtellen, und die Wege einzuſchlagen, auf denen das bedauernswürdige Loos eines Standes verbeſſert werden kann, der von ſchlechten Regierungen ſo unverantwortlich vernachläſſigt wird. Um es in Kurzem zu faſſen: Wer ſind unſre Bauern? Polen ſind ſie mit wenigen Ausnahmen, Polen, die an ihrem heimatlichen Boden von jenem tief in die menſchliche Bruſt eingegrabenen Gefühle gefeſſelt ſind, das ſo glücklich das Wort Liebe mit dem Vaterlande vereinigt hat. Und gewiß, wenn es ſich um die Vertheidigung dieſes theuern Vaterlandes handelt, wird der Pole nicht um einiger Morgen Feldes willen, ſondern für den heiligen Boden die Waffen ergreifen, der die Gebeine ſeiner Väter deckt — er wird kämpfen, um ſeinem Vaterlande jene dem Fortſchritt des Jahrhunderts angemeſſenen Inſtitutionen zu erringen — er wird kämpfen für den Namen eines freien Mannes, entſchloſſen, nicht mehr unter das Joch einer barbariſchen Fremdherrſchaft den Nacken zu beugen.“

Literariſche Chronik.

Reiſen auf dem Schauplatze des letzten griechiſch-ruſſiſch-türkiſchen Kriegs in Europa und Aſien.

(Fortſetzung.)

Major Keppel kam auf ſeiner Reiſe außer dem Feldmarſchall Diebitſch mit mehreren vielbeſprochenen Perſonen jener Periode in Berührung. In Neapel ſprach er einen bekannten preußiſchen General, der von Berlin nach Konſtantinopel ging, um dort die Rolle des Friedensvermittlers zu übernehmen; er hörte von ihm wieder in Konſtantinopel, wo jener gegen den 6 Auguſt eintraf. Bei dem erſten Beſuch, den der Preuße dem Reis-Effendi abſtattete, ſoll dieſer zu ihm geſagt haben: „welchen Vorſchlag, General, bringen Sie uns alſo rückſichtlich des Friedens von Seite Rußlands?“ Der General erwiederte, er ſey bloß beauftragt, die Pforte von den friedlichen Geſinnungen des Kaiſers zu verſichern. „Dann,“ verſetzte der türkiſche Miniſter, „muß ich mich wundern, daß ein Mann von Ihrem Alter und Ihrer Wohlbeleibtheit eine ſo lange und beſchwerliche Reiſe macht, um eine ſo unbedeutende Botſchaft auszurichten, die wir hier faſt von jedem Geſandten täglich hören können?“

An der trojaniſchen Küſte ſpeiste der Major an Bord des ruſſiſchen Flaggenſchiffs. „Admiral Ricord,“ bemerkt er, ſprach ſehr gut engliſch; er hat ſechs Jahre unter Kapitän Parker in unſerer Marine gedient; von den drei Oberoffizieren des ruſſiſchen Geſchwaders iſt der erſte, Graf Heyden, ein Holländer, und die beiden andern verdanken uns ihre ſeemänniſche Bildung. Die Flotte im ſchwarzen Meer befehligt ein Engländer, der kürzlich in den Grafenſtand erhobene Admiral Greigh; außer ihm zählt man nicht weniger als ſieben Eingeborne Großbritanniens, welche ruſſiſche Admirale in aktivem Dienſte ſind — nämlich ſeinen Sohn, der, wie ich glaube, der Nächſte nach ihm im Kommando iſt; Cobley und Baillie, die gleichfalls auf dem ſchwarzen Meer und Hamilton, Crown, Brown und Chandler, die auf der Oſtſee kommandiren. Admiral Mercer, ein anderer Engländer, ſtarb vor einiger Zeit in Sebaſtopol. In andern hohen Staatsämtern befinden ſich Sir James Wylie, Direktor des Militärmedizinalweſens; Sir William Creighton, Leibarzt des Kaiſers; Dr. Leighton, welchem das Mediziualweſen der Flotte, General Wilſon, welchem die Eiſenwerke von Colpena und die alexanderoskiſche Manufaktur, General Forbe, welchem die Arſenale, und Venning, welchem die Gefängniſſe zur Oberleitung anvertraut ſind. Hieher gehört noch Kapitän Sherwood, welcher die letzte große Verſchwörung entdeckte und der kaiſerlichen Familie das Leben rettete.“ Hat es mit der letzteren Behauptung ſeine Richtigkeit, ſo hätten Engländer das Verdienſt, die beiden großen feindſeligen Dynaſtien in Konſtantinopel und Petersburg gerettet zu haben. Bekanntlich war es der engliſche Geſandte, durch den die Pforte vor der Gefahr der Hetäria-Verſchwörung, welche in Konſtantinopel ausbrechen ſollte, die erſte Warnung erhielt!

In Argos wohnte der Major einer Sitzung des griechiſchen Parlaments bei. „Die Verſammlung ſaß ſchon beiſammen,“ berichtet er, „als wir anlangten; ſie hatte ihre Berathſchlagungen mit Tagesanbruch begonnen. Zum Sitzungsſaal diente das alte Theater, welches, wenn man die beiden in Sparta und Janina ausnimmt, das größte im europäiſchen Griechenland iſt. Ein Gebäude mit einer halbkreisförmigen Reihe von Bänken war auf der Stelle der Scene gegenüber der Cavea aufgeſchlagen worden; es war ohne Dach und wie in der Vorwelt bloß mit Baumäſten bedeckt. Die Manier, das Parlament durch Trommelſchlag einzuladen, bedünkte unſern eigenſinnigen Begriff von Redefreiheit faſt zu militäriſch; aber wir ſollten gleich ein noch entſchiedeneres Merkmal von militäriſcher Einmiſchung ſehen. Wie manche andere alte Theater iſt das von Argos in einen Hügel gehöhlt und juſt auf der Höhe an den obern Bänken der Cavea

Digitized by Google

ſtanden fünf Pikete Palikaren, ſo poſtirt, daß ſie im Nothfall den verſammelten Senatoren auf die Köpfe ſchießen konnten. Es ſchien übrigens nicht, daß man ihrer Dienſte benöthigt ſeyn würde; denn durch ſeine weiſen Vorkehrungen wußte der Präſident die Verſammlung dermaßen zur Eintracht zu ſtimmen, daß ſie allen Wünſchen Sr. Exzellenz bereitwillig entgegen kam. Es mochten gegen zweihundert Mitglieder anweſend ſeyn, und faſt insgeſammt trugen ſie albaneſiſche Kleidung, welche in ſo mancher Hinſicht den alten Trachten gleicht, daß ihr Anblick nicht ermangelte, klaſſiſche Erinnerungen zu erwecken. Das ganze Schauſpiel mußte auch ſchon dieſen Eindruck hervorbringen, wenn man die faſt helleniſche Sprache hörte, in welcher die Redner über einen ächt homeriſchen Gegenſtand — die Vertheilung von Spolien — ſich verbreiteten. Es waren den Truppen, die in dem Kriege mitgefochten, Geldbelohnungen verheißen worden, und nun handelte es ſich um die Art der Vertheilung; in der lebhaften Erörterung, die ſich entſpann, machten die Einwohner des Peloponneſes und anderer Gegenden ihre Anſprüche gegen einander geltend und je nachdem ein Redner ſich für den einen oder den andern Theil erklärte, wurde er mit Aeußerung der Zufriedenheit oder des Mißvergnügens angelaſſen. Unter den Sprechern dieſes Morgens befand ſich Colocotroni, weiland ein lauter Patriot, jezt ein Regierungsmann, in Betracht — wie man ſich in das Ohr raunt — einer Summe von achtzehntauſend Dollars. Dieſer Mann ſpielte eine zu ausgezeichnete Rolle in der Revolution, als daß ich ſeinen Namen nicht hätte erwähnen ſollen, wollte ich aber alle aufzählen, welche gegen die klingenden Gründe des Präſidenten ihr Herz neigten, ſo müßte ich eine Liſte beinahe von dem ganzen Parlament entwerfen.“ Sollte nicht Griechenland auch einer Parlamentsreform bedürfen?

Bekanntlich regte die Partei der Anhänger des Alten von Neuem in der Türkei, zumal in Konſtantinopel, ihr Haupt, und der Sultan mußte ſtrenge Maßregeln ergreifen, um dem Ausbruch einer allgemeinen Volksbewegung vorzubeugen, als die Nachricht von dem ſiegreichen Vorrücken der Ruſſen dahin gelangte. Da nun der Aufenthalt des Majors daſelbſt gerade in dieſe Zeit fällt, ſo weiß er davon Allerhand zu erzählen. „Ein Ritt um die Mauern von Konſtantinopel iſt eine köſtliche Partie. Die Mauern ſind ſehr merkwürdig und von auffallender Stärke. Es giebt ſechs alte große Thore, wovon jedoch Wenig mehr übrig iſt, als der allgemeine Riß der Einfahrten. Sie bieten prächtige Anſichten von Alterthümern dar, die der Epheu in der üppigſten Weiſe umrankt. Man zeigt Einem noch die Stelle, wo der lezte griechiſche Kaiſer fiel und wo die Stadt erſtürmt ward. Nicht fern davon ſind die Gräber des berüchtigten Ali Paſcha von Janina und ſeiner Söhne, die vor einigen Jahren enthauptet wurden. Wir vollbrachten unſere Wanderung ohne im Mindeſten beläſtigt zu werden. Seit der Vernichtung der Janitſcharen darf kein Türke, der nicht im Dienſte des Staates iſt, Waffen tragen und ein Franke kann jezt nicht nur ungefährdet, ſondern ſelbſt unbeleidigt in Konſtantinopel herumgehen. Als wir durch eine Straße kamen, gewahrten wir, daß der Boden mit Blut beſudelt war. Es war die Stelle, wo man vor Kurzem einen Mann hingerichtet hatte — einen von den Tauſenden, die einige Tage vor meiner Ankunft den Tod erlitten. In dem Augenblicke, als das Reich durch den Feind von Außen in der größten Gefahr ſchwebte, erwachte das lang unterdrückte Mißvergnügen von allen Seiten. Zu Anfang Auguſts waren verſchiedene Verſuche gemacht worden, die Hauptſtadt in Brand zu ſtecken, und der Sultan ſah ſich genöthigt, die beſten Truppen, die er den Ruſſen im Feld hätte entgegen werfen können, zur Bewahrung der Ruhe in der Hauptſtadt zu verwenden. Die Deſertion nahm überhand; bloß von dem regulären Korps, das bei Bujukdere lagerte, verließen 1500 Mann, als ſie zum aktiven Dienſt berufen werden ſollten, ihre Fahnen, und verübten in Gemeinſchaft mit Ausreißern von den irregulären Truppen ſo viele Ausſchweifungen, daß die Nachbarſchaft um Konſtantinopel völlig unſicher wurde und Niemand mehr ohne Bedeckung zu reiſen ſich getraute.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Spitzenklöpplerinnen in der Normandie bedienen ſich (nach St. John's Journal of a Residence in Normandie. Edinburgh, 1831) zur Erſparung der Feuerung eines ſeltſamen Surrogates. Während des Winters (und dieſe Jahreszeit bringt eine ſtrenge Kälte mit ſich, das Brennholz iſt theuer und gegen Steinkohlen haben die Normannen ein unüberwindliches Vorurtheil) kommen ſie nämlich mit einem Pächter, der eine große Anzahl von Kühen in warmen Winterquartieren hat, überein, daß er ſie ihre Werkſtätte unter den milchgebenden Müttern aufſchlagen läßt. Die Kühe ſtehen auf einer Seite des Stalles in einer Reihe, auf der andern ſitzen die Spitzenklöpplerinnen mit kreuzweis übereinander geſchlagenen Beinen, die Füße in Stroh eingegraben, auf dem Boden. Jedem der Mädchen gegenüber ſteht in einer kleinen Wandniſche ein Licht hinter einer gläſernen halbkugelförmigen Flaſche, deren flache Seite gegen das Licht, die gewölbte aber gegen die Arbeiterin zugekehrt iſt. Dieſe Flaſche iſt mit Waſſer gefüllt und wirft einen ſchmalen Streif eines äußerſt klaren weißen Lichtes auf die Arbeit, wobei jeder Faden des Gewebes wo möglich noch ſichtbarer wird als bei Tage. Da dieſe Kuhſtälle zu finſter ſind, um ohne Licht eine ſo niedliche Arbeit darin vorzunehmen, auch manchmal das Vieh bei Tage auf dem Felde iſt, ſo ziehen die Spitzenmacherinnen es vor, zur Nachtzeit zu arbeiten. Die jungen Leute ihrer Bekanntſchaft finden ſich bei dieſer Gelegenheit in den Kuhſtällen ein, und ſitzen oder liegen auf Stroh neben dem Arbeitspolſter ihrer Herzgeliebten, ſingen, erzählen Geſchichten, und unterhalten die arbeitenden Schönen die ganze Nacht auf dieſe Art.

*

Derſelbe Sir St. John erzählt von ſeinem Aufenthalte in der Normandie Folgendes: Unter den Frühlingsboten dieſer Landſchaft iſt einer, der nichts weniger als poetiſch genannt werden darf, und dieſer beſteht in dem Froſchgequack, das von Anfange der Dämmerung die ganze Nacht hindurch ſo laut und ununterbrochen erſchallt, daß Niemand, der nicht unter dieſer abſcheulichen Muſik aufgewachſen iſt, ein Auge ſchließen kann. Dieſes Geſchrei, wie ich es nirgends noch hörte, iſt faſt ſo laut, wie das der Wachteln. Jede Pfütze, jeder Teich und Bach dieſer Gegend muß Myriaden von dieſen Nebenbuhlern der Nachtigall ernähren. Mit dieſem hölliſchen Gekrächze, das mir Nacht für Nacht die Chöre des Ariſtophanes wieder ins Gedächtniß rief, vermiſcht ſich ein anderer Ton, den ich das erſte Mal in meinem Leben in der Nachbarſchaft von Caen hörte. In einer Frühlingsnacht vernahm ich hier auf meinem Spaziergange einen Ton, der, dem fernen Klingeln kleiner Glocken ähnlich, plötzlich und auf ſeltſame Weiſe das Ohr traf; während ich ſtille ſtand und horchte, um über die Urſache dieſer Töne nachzuſinnen, erklangen Hunderte an verſchiedenen Orten, wie aus der Erde hervorquellend, ſo daß das ganze Feld umher von dieſer ſeltſamen Muſik ertönte. Ich war nun überzeugt, daß es der Schrei eines Vogels, eines Gewürmes oder Inſektes ſeyn müſſe, und horchte auf dieſes ſchöne ſilberklare Getön in der Ferne, als derſelbe Klang dicht zu meinen Füßen im Gras ſich hören ließ. Ich glaubte es nun gefunden zu haben, indem ich dieſe Töne für den Ruf der Heuſchrecken hielt, die auf dieſe Art ihre verliebten Zwiegeſpräche zu halten ſchienen. Als ich aber die Bauern, die einzigen Leute, die von der Sache Etwas wußten, darüber befragte, vernahm ich, daß dieſe artigen Glöckner — Kröten ſeyen. Eine andere Meinung erklärte ſie für eine Art Eidechſen; noch andere ſchrieben dieſe Muſik den Fröſchen zu; aller Wahrſcheinlichkeit nach aber waren wirklich die Kröten dieſe angenehmen Muſikanten. (Beobachtungen, die mit Kröten von Andern angeſtellt wurden, vindiziren dieſen, als außer Zweifel geſetzt, das nächtliche Geläute.)

*

Von den 658 Mitgliedern des Hauſes der Gemeinen ſtimmten bekanntlich 302 für und 301 gegen die Reformbill; nämlich: aus England 238, aus Schottland 13, aus Irland 51 dafür; dagegen: aus England 239, aus Schottland 25, aus Irland 37. — Die Eine Stimme iſt in parlamentariſchen Entſcheidungen für England ſchon ein Mal von großer Wichtigkeit geweſen. Durch eine Stimme mehr wurde im Jahre 1689 das Welfenhaus auf den britiſchen Thron berufen.

Zur Nachricht.

Da nur ein kleiner Ueberſchuß vom Ausland gedruckt wird, ſo ſieht man ſich veranlaßt, nachgeforderte Blätter als gefehlt haben ſollend nur dann gratis nachzuliefern, wenn ſie unmittelbar nach Empfange angezeigt werden; ältere jedoch können nur gegen Bezahlung à 6 Kr. pro Blatt abgegeben werden, wenn ſie anders noch vorhanden ſind.

Die Expedition.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 107. 17 April 1831.

Politiſche Lage der Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

1. Urſachen des Verfalls der indianiſchen Bevölkerung.

Daß die indianiſche Bevölkerung Nordamerika's in immerwährender Abnahme begriffen iſt — dieſe Thatſache läßt ſich nicht leugnen. Es wäre aber eitle Empfindelei, wollte man deßhalb jene glänzenden Siege bedauern, welche die Civiliſation in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahrhunderten daſelbſt erfochten hat. Was damals ein unermeßliches Jagdrevier barbariſcher Horden war, iſt jetzt zu einem mächtigen Reich aufgeſchoſſen, in welchem Freiheit und ſittliche Bildung ihre ſchönſten Blüten treiben. Wohl mag man wünſchen, dieſe Segnungen möchten um einen geringern Preis erlangt worden ſeyn — die Ureinwohner möchten den unvermeidlichen Wechſel der Dinge, welchen das Umſichgreifen der neuen Geſchlechter herbeiführen mußte, vor denen das Jägerleben unterzugehen beſtimmt war, richtig gewürdigt und ſich darin zeitig geſchickt haben. Allein dieſer Wunſch iſt umſonſt. Nie entſagt der wilde Sohn der Natur bereitwillig der freien Luſt ſeiner Wälder, ſeiner Flüſſe und ſeiner Seen; je weiter aber die Marken des angebauten Landes vorrücken, deſto mehr erleidet er Abbruch an dem Gebiet, woraus er ſeinen Unterhalt zieht. Das Wild, von deſſen Fleiſch er ſeinen Hunger ſtillt, oder mit deſſen Pelz er ſeine Blöße deckt, und aus deſſen Erlös er die ihm mangelnden Bedürfniſſe anſchafft, meidet die Nähe volkreicher Anſiedlungen, und ſucht in weniger zugänglichen Gegenden eine Zuflucht; ſo vermindert ſich nicht nur der Umfang, ſondern auch die Ergiebigkeit ſeiner Jagd. Einſt waideten Heerden von Büffeln an dem Geſtade des Erieſees und längs dem Fuß der alleghaniſchen Gebirge; ſeitdem ſind ſie mehr und mehr weſtlich gezogen nach den Ebenen jenſeits des Miſſiſſippi; noch vor wenigen Jahren waren ſie in den Felſengebirgen unbekannt; jetzt haben ſie die Scheidewand überſchritten, und bald werden ſie am ſtillen Ozean ſtehen. Der Biber iſt faſt von allen Flußufern der vereinigten Staaten verſchwunden, und die Jäger verfolgen ihn bis an die Waſſer der Colombia. Selbſt das einſt ſo häufige Rothwild trifft man kaum noch dieſſeits der Allegheni's, und ſogar in den Weſtlandſchaften iſt es ſelten geworden. Aber nicht bloß die Umwandlung in Kornfelder war es, was den Jagdreichthum der Indianer vernichtete, ſondern noch mehr der unvortheilhafte Tauſchhandel, der ſich zwiſchen ihnen und den weißen Eindringlingen eröffnete. Man bot ihnen europäiſche Fabrikate an — man lehrte ſie Wollenzeuge ihren Büffelfellen, tuchene der ledernen Bekleidung vorziehen; man unterrichtete ſie von dem Werth ihrer Pelze und ermunterte ſie zu größern Lieferungen; Flinten, die an die Stelle von Bogen und Pfeil traten, erleichterten das Waidmannsgeſchäft. Die Anzahl der Thiere, deren jede Familie nun bedurfte, ſteigerte ſich aber nicht bloß in dem Verhältniß, als es galt eine Menge neuer Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern noch mehr als die Artikel, welche ſie brauchten, theuer, diejenigen aber, welche ſie dagegen geben konnten, wohlfeil waren. Zu dieſen allgemeinen Urſachen, die zerſtörend auf die indianiſche Bevölkerung wirken mußten, kam endlich noch die Einführung der geiſtigen Getränke, wodurch ein tiefes ſowohl phyſiſches als moraliſches Verderben unter ihnen einriß, in einem Grad, der vielleicht ohne Parallele in der Geſchichte iſt. Man darf den Kolonialſtaaten nicht den Vorwurf machen, daß ſie mit berechneter Inhumanität dieſes Gift gemiſcht hätten; ſie erließen Verordnungen und Geſetze dem Uebel Einhalt zu thun; aber die ſtrengſten Verbote blieben ohne Kraft, und trugen nur dazu bei, die verpönte Waare zu vertheuern; denn die Völlerei und die Habſucht fanden ſich immer zu Kauf und Verkauf zuſammen. Ihre innern Befehdungen kommen hier nicht in Betracht; einmal ſind ſie eine von der Einwanderung unabhängige Erſcheinung; und dann kann man ſogar ſagen, die Berührung mit den Europäern habe in dieſer Hinſicht nicht ungünſtig gewirkt; europäiſche Vermittlung hat dieſem Kriegsſtand bei den benachbarten Stämmen nach und nach ein Ziel geſetzt, und nicht lange ſo wird auch bei den entfernteren die Streitart ruhen.

Ob die indianiſche Bevölkerung um die Zeit der Entdeckung Amerika's ihr höchſtes Maß erreicht habe, iſt eine Frage, die ſich nicht ausmitteln läßt. So Viel ſcheint gewiß, daß, wenn ſie auch die je-

*) Documents and Proceedings relating to the Formation and Progress of a Board in the City of New York for the Emigration, Preservation and Improvement of the Aborigines of America. July 22, 1829. Speeches on the Indian Bill; viz. of Messrs. Frelinghuysen, Sprague and Robbins, in the Senate of the United States; and of Messrs. Storrs, Huntington, Bates, Everett and others, in the House of Representatives, in the months of April and May 1830. Boston.

Digitized by Google

zige *) Zahl weit überſtieg, ſie doch ziemlich dünn über das Land zerſtreut war. Man hat keinen Grund zu vermuthen, daß Vegetabilien je einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung ausmachten. Mais, Bohnen und Pfeben waren einheimiſche Gewächſe, und wurden in kleinen Quantitäten wahrſcheinlich um jedes indianiſche Dorf gepflanzt; aber dieſer ganze Ackerbau war den Händen der Frauen überlaſſen, und ſeine Unbedeutenheit geht ſchon aus dem Mangel an landwirthſchaftlichem Geräth hervor. **) Ihre damalige Lebensweiſe unterſchied ſich von der jetzigen in keinem Stück. Man kehrte im Frühling von den Jagdgründen zurück, und verſammelte ſich in den Dörfern. Dann beſorgten ſie ihre kleinen Anpflanzungen; aber gab es auch eine Saatzeit, ſo gab es doch keine Ernte. Denn das Korn hatten ſie, noch ehe es zur Reife kam, bereits aufgezehrt, mit jener Unbekümmertheit um die Zukunft, die wir als einen hervorſtehenden Zug in ihrem Charakter betrachten müſſen. Mit der Annäherung des Herbſtes ſchieden ſie und begaben ſich nach ihren Wintergründen, wo ſie acht Monate des Jahrs abwechſelnd der Jagd und jenen Vergnügungen oblagen, welche dieſen geſellſchaftlichen Zuſtand begleiten. In dieſem Kreislauf bewegte man ſich von Jahr zu Jahr.

(Schluß folgt.)

Ireland.

(Fortſetzung.)

Der neue Unterſtatthalter Fitz-William ſchien keinen andern Zweck bei der Verwaltung ſeines Amtes im Auge zu haben, als die Irländer ihre unglückliche, mehr von dem Ausſchlage einer königlichen Ernennung als von dem Geſetz abhängige Lage empfinden zu laſſen, und zugleich auf jede Weiſe für ſeinen Privatvortheil zu ſorgen. So brachte er es bald dahin, daß die Nation, zum Aufſtande bereit, auf O'Neil als den geſchickteſten und würdigſten Anführer ihre Blicke richtete, während die Diener der Krone ihn als einen furchtbaren Gegner und als eine reiche Beute mit einer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankenden geſpannten Aufmerkſamkeit beobachteten. O'Neil bemerkend, daß er zum Opfer ihrer Habſucht auserſehen war, ergriff nach langem Zögern und vergeblichen Bemühungen, den Frieden aufrecht zu erhalten, die Waffen, und ſeine Ueberlegenheit im Felde, durch den Sieg bei Armagh errungen, und befeſtigt durch Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich, erregte in der Königin bald die gegründetſten Beſorgniſſe für das Beſtehen ihrer Herrſchaft in Ireland. Die Abſendung einer Armee von 20,000 Mann unter dem tapfern Eſſex zeigte den Engländern die Größe der Gefahr, womit ein anfänglich verachteter Rebell das Reich bedrohete, und die gewiſſe Hoffnung eines ſchnellen Sieges. Allein Ireland war jetzt vereinigt, und des Grafen Zuverſicht verwandelte ſich nach den erſten unglücklichen Gefechten in Mißtrauen und behutſame Unthätigkeit. Er lag mit ſeiner Hauptmacht am Ufer des Blackwater; ihm gegenüber O'Neil, entſchloſſen, den engliſchen Heerführer durch kleine Gefechte zu ermüden. Plötzlich ſtieg Eſſex zu Pferde und ritt am Ufer des Fluſſes hin, während der iriſche General ihm auf der andern Seite entgegen kam. Die Vorderhufe ſeines Pferdes berührten ſchon das Waſſer, als O'Neil zu ihm herüberſchwamm, und beide Heerführer verfolgten nun, ohne Begleiter und in eine Unterredung vertieft, ihren Weg. Ein ſechswöchentlicher Waffenſtillſtand war der Erfolg dieſer ſonderbaren Zuſammenkunft, an der bald die Offiziere beider Armeen theilnahmen; und ſtatt der ſo ſehnlich erwarteten Siegesnachricht hörte die Königin nur von dem Rückzuge ihrer Truppen nach Leinſter. Es iſt völlig dunkel, was der eigentliche Gegenſtand der Unterredung zwiſchen O'Neil und Eſſex geweſen ſey; gewiß, daß der Graf in der öffentlichen Meinung fortan für einen eben ſo thörichten als undankbaren Verräther galt, und daß ſeine eigenmächtige Rückkehr nach England die Königin nur noch heftiger erbitterte. Der Krieg aber gewann ſeit Eſſex's Entfernung eine für England günſtigere Wendung. Die Talente des neuen Gouverneurs, Lord Mountjoy, und des Lord Präſidenten von Munſter, Carew, um ſo wirkſamer, da keine Grundſätze der Moralität und Menſchlichkeit ſie feſſelten, triumphirten nach manchem harten Kampfe über O'Neil und ſeine durch bitteren Parteihaß entzweieten Anhänger. Der Fürſt von Ulſter unterwarf ſich der ſterbenden Königin, nachdem er zehn Jahre lang der ganzen engliſchen Macht getrotzt, nur durch das thörichte Benehmen ſeiner eigenen Freunde und Bundesgenoſſen überwunden. Die faſt ununterbrochenen Kriege während Eliſabeths Regierung hatten England erſchöpft, Ireland grauſam verwüſtet: aber ſtatt der Reformation und der engliſchen Verfaſſung auf der unglücklichen Inſel einen feſten Haltpunkt zu gewähren, hatten ſie in der Bruſt der überlebenden Irländer den tödlichen Haß gegen ihre Unterdrücker nur deſto unauslöſchlicher entflammt.

Die Regierung Jakobs I iſt durch Nichts ſo merkwürdig, als durch die fortwährenden und ausgebreiteten Koloniſationsverſuche, in deren Verfolg er auf die Rechte der wilden Stämme von Nordamerika und der iriſchen Klans gleich wenig Rückſicht nahm. Um die Anſiedelungen in Ireland deſto leichter und ſchneller zu bewirken, erklärte der Gerichtshof der Kingsbench zuvörderſt alle iriſchen Beſitzthümer für ungültig und die Häupter der Klans wurden aufgefordert, ihre Rechte aufzugeben und den Beſitz ihrer Ländereien durch Patente der Krone England ſich von Neuem zu erwerben. Sie wichen der Gewalt, und einige Mitglieder des iriſchen hohen Adels ſuchten ſogar noch Vortheil zu ziehen aus der allgemeinen Unſicherheit des Eigenthums, indem ſie ſich zugleich mit den Gütern ihrer Untergebenen belehnen ließen. Nun ſchritt man zu der Anſiedelung von Ulſter. Durch ein erdichtetes Komplott, dem die gleichzeitige Pulververſchwörung einen Schimmer von Wahrſcheinlichkeit lieh, wurde O'Neil aus dem Lande getrieben, und mit ihm und ſeinem Sohne

---

*) Man rechnet gegenwärtig nach einem Bericht des nordamerikaniſchen Kriegsminiſteriums auf die vereinigten Staaten, d. h. auf ein Reich, das ſich über 24 Breiten- und 58 Längengrade erſtreckt, 213.130 Indianer, wovon 16095 auf die öſtlichen Staaten, 108.070 auf den Raum zwiſchen dem Miſſiſippi und den Felſengebirgen, 20.000 auf die Felſengebirge und 80.000 auf das weſtlich davon gelegene Gebiet kommen. Dieß iſt der Reſt des Urvolks, welches dieſe ungeheure Ländermaſſe vor zwei Jahrhunderten noch ganz inne hatte.

**) The only instrument of agriculture was a clamshell or the shoulder blade of a buffalo, tied to a stick. Sollte damit eine Art Pflug gemeint ſeyn?

Digitized by Google

erſtarb der Hauptſtamm dieſer edlen und alten, durch die Talente ihrer Glieder ſo ausgezeichneten Familie.

O'Neils und O'Donells, eines andern mächtigen Häuptlings Flucht, gaben dem Könige den Beſitz von 500,000 Morgen Landes, die er in einzelnen Theilen an engliſche und ſchottiſche Unternehmer verkaufte; aber nicht zufrieden mit dieſem weiten Schauplatze für ſeine eingebildete Regentenweisheit und ſeinen Geldgeiz, ſtreckte er mit einer Willkühr, die den nachfolgenden Stuarts zum Muſter und zum Verderben diente, die Hand nach der Habe ruhiger Unterthanen aus, indem er die Gültigkeit ihrer Beſitztitel dem Spruche ſeiner feilen Gerichtshöfe unterwarf und ſie nöthigte, entweder ihr rechtmäßiges Eigenthum hinzuwerfen, oder beträchtliche Geldſummen für den ferneren Beſitz deſſelben zu zahlen. Mitten unter dieſen Gewaltthätigkeiten und im Begriff, auf die beſchriebene Weiſe den Grund und Boden der Provinz Connaught an ſich zu reißen, ſtarb Jakob I und hinterließ ſeinem Sohne eine furchtbare Saat von Haß und Unwillen, die ſein Deſpotismus ausgeſtreut hatte, und die Karls I ſtuartiſche Grundſätze zu einer ſchnellen und verderblichen Reife förderten.

Ermüdet und eingeſchüchtert durch Jakobs Koloniſationsprojekte, erſchienen die iriſchen Katholiken flehend vor dem Throne des jungen Monarchen. Sie baten um die Gnade, ihr Eigenthum künftig in Ruhe beſitzen zu dürfen, um Entbindung von dem Suprematseide, um Schutz gegen ſoldatiſche Unterdrückung, um gerechtes Gericht, Beſtrafung von Verbrechen und andere gleich vernünftige und nothwendige Dinge, und verſprachen dafür die Summe von 120,000 L. St. unter ſich aufzubringen und an die königliche Schatzkammer zu entrichten. Ein ſo billiges und durch ſolche Gründe unterſtütztes Verlangen ſchien unwiderſtehlich; allein Karl, deſſen richtiges Gefühl leicht durch die verderblichen Rathſchläge ſeiner Diener beſiegt ward, folgte ſeinem talentvollen aber tyranniſchen Miniſter, dem Grafen von Strafford, und verweigerte die Beſtätigung des Gnadenbriefs in der Hoffnung, noch größere Summen für die Gewährung einer gerechten Bitte von ſeinen Unterthanen zu erpreſſen. Strafford, eben ſo kühn und entſchloſſen in ſeinen Handlungen, als unbekümmert um ihre Rechtmäßigkeit, verheimlichte es keineswegs, daß er dem Könige zu dieſer Maßregel gerathen habe, und damit die Furcht jeden etwa ſich regenden Unwillen entwaffnete, erneuerte er ſogleich den boshaften Plan zur Anſiedelung von Connaught und verfolgte ihn mit der ihm eigenen Kraft und Beharrlichkeit. Außerdem erpreßte er Geld von vermögenden Irländern und ſogar von der Stadt London, welche einen Theil des Gebietes von Ulſter erſtanden hatte. Doch während ſeine raſchen und herriſchen Maßregeln ſo die Zahl ſeiner Feinde in England und Ireland verdoppelten, war ſeine Thätigkeit nicht überall ohne löbliche Abſichten und gute Folgen. Er ſuchte die proteſtantiſche Kirche in Ireland zu verbeſſern, und ſie zu einem Werkzeuge der Belehrung umzuſchaffen, er hob die Leinwandmanufakturen und verwendete beträchtliche Summen ſeines eigenen Vermögens auf dieſen wichtigen Zweig der Gewerbsthätigkeit; aber er ſtrebte auch aus aller Kraft dahin, die Produktion und Verarbeitung der Wolle zu ſtören, damit Ireland nicht zu einem gefürchteten Nebenbuhler des engliſchen Handels erwüchſe.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Chronik.

Reiſen auf dem Schauplatze des letzten griechiſch-ruſſiſch-türkiſchen Kriegs in Europa und Aſien.

(Fortſetzung.)

Am 12 Auguſt ward die heilige Fahne aus der Moſchee nach der großen Kaſerne in Ramis Tſchiftlis gebracht. Hieher begab ſich auch der Sultan. Nicht lange, ſo brachen in den Kaſernen Unruhen aus, welche etlichen und dreißig Perſonen das Leben koſteten, und noch in demſelben Monat wurde eine förmliche Verſchwörung entdeckt; des Sultans Herrſchaft ſollte geſtürzt, die Janitſcharen hergeſtellt und die Hauptſtadt niedergebrannt werden, worauf man ſich nach Kleinaſien zurückziehen wollte. Die Verzweigungen dieſes Komplotts waren äußerſt ausgedehnt. Die meiſten Aſiaten, die ſich im Heer bei Schumla befanden, ſollen darein verwickelt geweſen ſeyn. Die Verſchwörer hatten Aſtrologen wegen des zur Ausführung ihres Vorhabens günſtigen Tages zu Rathe gezogen. Einer der letzten Tage des Auguſtmonats ward dazu beſtimmt. Mittler Weile wurden aber die Aſtrologen verhaftet, auf die Foltern gebracht und zum Bekenntniß genöthigt. Wie ich von Muſtapha, einem Türken im brittiſchen Dienſt, erfuhr, verfügte ſich der Sultan am nächſten Freitag, nachdem er die Umtriebe inne geworden, mit ungewöhnlichem Pomp und begleitet von einer großen Muſikbande in die Moſchee. Nach ſeiner Zurückkunft vom Gebet gingen die Verhaftungen vor ſich, man ließ die Schuldigen niederknieen und ſchlug ihnen ohne langen Prozeß die Köpfe ab. Der Kapudan Paſcha auf der Flotte machte mit mehreren Perſonen aus ſeiner unmittelbaren Umgebung den Anfang. Bald darauf wurde der Naſir von Bujukdere hingerichtet und ſein Haupt auf einem der Thore des Serails aufgepflanzt. Der Sultan übertrug nun dem Seraskier Paſcha, einem Greis von ſechs und ſiebzig Jahren, der die volle Gunſt Sr. Hoheit beſaß, das Geſchäft den Aufſtand zu unterdrücken. Dieſer Mann fand kein beſſeres Mittel zum Zweck zu gelangen, als dasjenige, deſſen ſich ſein kaiſerlicher Gebieter einige Jahre zuvor mit ſo glücklichem Erfolg bediente, d. h. Strick und Beil. Jeden Tag wurden vier bis fünf Perſonen geköpft und in den Straßen ausgeſetzt und jede Nacht fünfzig bis hundert erwürgt, und bei den ſieben Thürmen in den Bosporus geworfen. Drei bis viertauſend kamen auf ſolche Art um. Alle engliſchen Reiſenden, welche damals in Konſtantinopel waren, können die Ausſtellungen in den Straßen bezeugen. Lord Dunlo ſagte mir, daß er unter den Leichnamen der Hingerichteten auf den eines Kaffeewirths ſtieß, den er kannte. Er hatte ſich den Verdacht zugezogen, daß er ſein Haus zu einem Sammelplatz der Mißvergnügten hergebe; darum wurde daſſelbe bis auf den Grund zerſtört und der Beſitzer verlor den Kopf. Ein anderes Mal wäre faſt der Lord nahe dazu gekommen, als das Todesurtheil an einem ſchönen athletiſch gebauten jungen Mann vollzogen wurde. Das ſehr ungeſchickt getrennte Haupt war der Sitte gemäß ihm unter den Arm gelegt. Neben der Leiche ſtand die unglückliche Wittwe des Entſeelten, die einzige Perſon, die ihre Theilnahme zu äußern wagte. Andere zogen vorüber oder blieben einen Augenblick ſtehen, um den Yaſta oder den angehefteten Zettel mit dem Erkenntniß zu leſen. Den Schiffslieutenant Slade führte am 5 September, zwei Tage ehe ich in Konſtantinopel eintraf, der Zufall wirklich zu einer Hinrichtung. Er ging von dem Fiſchmarkt gegen das Zollhaus hin, und wollte gerade um die Ecke beugen, als er einen Volkshaufen bemerkte, der die Blicke nach dem entgegengeſetzten Ende der Straße richtete. Er ſah jetzt eine Wache von etwa zwanzig Mann auf ſich zu kommen. Begierig zu wiſſen, was es gebe, hielt er im Durchſchnittspunkt der beiden Straßen an. Hier machte auch die Wache Halt. Der Offizier winkte der Menge zurückzuweichen, worauf zwei Männer hervortraten, der Scharfrichter und der Verurtheilte, letzterer die Hände auf den Rücken gebunden, erſterer mit einem Yatagan bewaffnet. Der Verurtheilte ſchritt mit einer furchtloſen Haltung, daß, hätte er nicht die Hände gefeſſelt gehabt, Niemand das Opfer des Todes in ihm erkannt haben würde. Mit derſelben unerſchütterten Entſchloſſenheit kniete er, und ließ, indem er Turban und Mütze abnahm, ſeinen Kopf und Nacken von dem Henker in Bereitſchaft ſetzen, ihm die Stelle bedeutend, wo der Strich hinfallen ſollte. Als Dieß geſchehen, las der Henker das Erkenntniß vor, und der Verbrecher ſprach mit lauter und feſter Stimme ein kurzes Gebet an den Propheten, worauf er ſagte, daß er bereit ſey, und jener mit

Einem Streiche des Yagatan's das Haupt vom Rumpfe löſte. Inzwiſchen verſchwanden der Pöbel und die Wache; der Henker wiſchte gelaſſen das Mordinſtrument an den Kleidern des Todten ab, ſteckte es ein und legte den Leichnam auf den Rücken, mit dem Kopf unter dem Arm und dem Yaſta auf die Bruſt. Bei Hinrichtungen von Raya's, deren damals mehrere vorkamen, wird ein etwas verſchiedenes Verfahren beobachtet: man legt nämlich die Leiche auf den Bauch und giebt ihnen den Kopf zwiſchen die Beine. Auch Weiber wurden hingerichtet; da aber die Türken die Rückſichten der Schicklichkeit gegen das Geſchlecht nie aus den Augen verlieren, ſo wurden ihre Leichen in roßhärenen Säcken ausgeſetzt. Folgendes iſt die wörtliche Ueberſetzung eines Yaſta, den ein Mann auf der Bruſt trug, welcher am 6 September von Henkershand ſtarb. Man wird erſehen, daß der Unglückliche ſich durch aufrühreriſche Reden, die ein Anderer gegen ihn führte, dieſe Strafe zuzog. „„Ahmet, Kiaja (Vorſteher) der Innung der Modehändler in Konſtantinopel. Dieſer Elende erhielt vor einiger Zeit durch die Huld Sr. Hoheit das Amt eines Kiaja ſeiner Innung. Statt Erkenntlichkeit zu beurkunden für die mancherlei Wohlthaten, die ihm angediehen; ſtatt Gott zu danken in den fünf Gebeten; ſtatt mit ſeiner Familie Tag und Nacht zu beten für das Wohl Sr. Hoheit und der muſelmänniſchen Nation, eingedenk der Gnaden, mit denen er ſeither überhäuſt worden; ſtatt ſich alles Bekrittelns in Bezug auf Dinge zu enthalten, die ihn nichts angingen; ſtatt ſich eines ſtillen Wandels zu befleißen und ſich durch Anhänglichkeit an die Regierung vor Andern auszuzeichnen, wozu er hätte ſollen durch Pflicht und Gefühl der Dankbarkeiten bewogen werden — hat dieſer Mann nicht nur an all Das nicht gedacht, ſondern er hat ſich aufrühreriſches Geſchwätz beikommen laſſen und geäußert, der Seraſker Paſcha oder der Seraſker Capiſſi ſeyen in Stücken gehauen worden; Dieß und Jenes ſey vorgefallen. So beging er die Frechheit, falſche Gerüchte auszuſtreuen und Unruhe unter dem muſelmänniſchen Volk zu verbreiten. Als man ihm Dieß vorhielt, konnte er's nicht leugnen; er behauptete bloß, er habe es nicht geſagt, ſondern Abdi, ein Diener bei dem kaiſerlichen Diwan, der in dem Quartier, genannt Ferusaga, wohnte. Abdi wurde vorgeladen, und Ahmed gegenüber geſtellt, und auch er vermochte nicht, nein zu ſagen. Die Dreiſtigkeit ihres ehrloſen Betragens und ihr Salbader über Dinge, um die ſie ſich nicht zu bekümmern haben, beweiſen, daß ſie undankbare Böſewichter und Verräther ſind, die nicht geduldet werden dürfen. Man hat demnach für nothwendig erachtet, ſie nach der Strenge der Geſetze zu züchtigen, auf daß man die gute Ordnung aufrecht erhalte, und ſo wurde der Verräther Abdi an einem anderen Platz hingerichtet und der Räuber Ahmet empfing hier ſeine Strafe. Mögen Andere an ihnen ein Beiſpiel nehmen!““ *)

(Fortſetzung folgt.)

Der General Torrijos.

Auch der zweite Verſuch der Konſtitutionellen, auf Spaniens Boden die Fahne der Freiheit zu entfalten, ſcheint verunglückt. Wie Mina und Valdez an den Pyrenäen, ſcheiterten Torrijos und Manzanares in ihrem Unternehmen, auf der Inſel Leon und zu Cadix, dem alten Herde konſtitutioneller Freiheit, die mit ſo edelm Blute erſtickte Flamme vaterländiſcher Begeiſterung wieder zu erwecken. Noch herrſcht über den Ausgang dieſer neueſten Vorfälle große Ungewißheit. Während die Zeitung von Madrid Sieg der königlichen Waffen und Untergang der geſandeten Konſtitutionellen ausruft, verkünden anderwärtige Gerüchte, daß auf andern Punkten der pyrenäiſchen Halbinſel glücklichere Schritte für die Sache der Freiheit gemacht worden und Malaga in die Hände Torrijos und ſeiner Gefährten gefallen ſey. Wie Dem auch ſeyn mag, vorläufig wird nachſtehende biographiſche Notiz über den Anführer der letztverſuchten Unternehmung, aus der Feder ſeines alten Freundes und Waffengefährten, Juan's van Halen, nicht ohne Intereſſe geleſen werden.

Der General Torrijos iſt zu Madrid am 2 März 1791 geboren. Von Natur mit einem freiſinnigen Geiſte und einer ausgezeichnet edeln Geſtalt begabt, weihte er ſich der Sache der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes mit unerſchütterlicher Treue und rückhaltloſer Entſchiedenheit, wodurch er ſich die Achtung aller Patrioten und ausgezeichneten Krieger der Halbinſel erwarb.

Nachdem er unausgeſetzt gegen die Heere Napoleons in Spanien gedient hatte, beſchloß er ſeine denkwürdigen Feldzüge mit Wunden und Ehrenzeichen bedeckt und erhielt für ſeine Verdienſte durch Beförderung zu höhern Stellen Lohn und Anerkennung.

Bei dem Friedensſchluſſe von 1815 war Torrijos bereits Brigadegeneral und wurde von Ferdinand VII zum zweiten Befehlshaber der Expedition unter Morillo gegen Columbien ernannt. Aber der tapfere Offizier, treu ſeinen politiſchen Anſichten, wollte lieber eine ehrenvolle Entlaſſung nehmen, als gegen die Patrioten der andern Hemiſphäre die Waffen tragen.

Er befand ſich zu Murcia an der Spitze eines der ſchönſten ſpaniſchen Regimenter zur Zeit, als einer ſeiner Freunde, Juan von Halen, eingekerkert wurde, und mußte ſelbſt mit mehreren ſeiner Offiziere in die Gefängniſſe der heiligen Inquiſition wandern, in eben dem Augenblicke, wo er Alles aufbot, ſein Vaterland von einem ſchmachvollen Joche zu befreien. Nachdem er ſieben und zwanzig Monate in der furchtbarſten Einſamkeit des Kerkers unter unerhörten Qualen gelitten, wurde er von dem Volke befreit, das Riego und Quiroga noch ein Mal für Spaniens Freiheit zu erwecken gewußt hatten.

Von 1820 bis 1823 ſtand er an der Spitze eines *Regimentes zu* Madrid; dann befehligte er die Truppen, welche abgeſendet wurden, den Aufſtand in Catalonien zu unterdrücken; endlich erhielt er den Oberbefehl der Waffenmacht von Biscaja, und, obgleich erſt ein und dreißig Jahre alt, erfüllte er doch ſeine hohe Aufgabe mit ehrenvoller Auszeichnung. Bis zum Aeußerſten vertheidigte er Cartagena und Alicante gegen das franzöſiſche Heer, das damals Spanien unterjochen half. Er unterlag als der letzte Vertheidiger der Sache ſeines Vaterlandes, und da er der Schande, ſich Ferdinand VII zu unterwerfen, den Verluſt ſeiner Stellen, ſeiner Ehrenzeichen und der Früchte einer ſo glänzenden Laufbahn vorzog, ließ er ſich nach Frankreich bringen. Hier von der damaligen Regierung mit jeder erdenklichen Unbill überhäuft, ſah er ſich gezwungen, das Feſtland zu verlaſſen; er begab ſich nach England, wo ihm eine edelmüthige Aufnahme das Unglück, von dem vaterländiſchen Boden verbannt zu ſeyn, erträglich machte. Immer an Thätigkeit gewöhnt, beſchäftigte er ſich hier mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Die ſpaniſchen Krieger verdanken ihm die Ueberſetzung der berühmten Denkwürdigkeiten Gourgaud's und Montholon's, deren Inhalt ſo geeignet war, in ihnen jene militäriſchen Ideen und Erinnerungen zu nähren, von denen dieſe Blätter einen ſo großen Reichthum aufbewahren.

Von brennendem Eifer getrieben, als der Erſte die Fahne der Freiheit auf dem vaterländiſchen Boden aufzupflanzen, ſchiffte ſich Torrijos mit einigen ſeiner muthigſten Gefährten, noch vor den Ereigniſſen des Julius zu Paris, die der Sache der Völker ſo glückverheißend begonnen hatten, nach dem Feſtlande ein.

Vielleicht iſt Torrijos Laufbahn, die er jetzt in ſeinem vierzigſten Jahre betreten hat, nicht weniger glänzend als ſeine vormalige. Alle, die ihn in England und Spanien kennen gelernt haben, bauen auf ihn die kühnſten Hoffnungen. Seine Standhaftigkeit, ſeine Energie, ſeine Liebe zur Gerechtigkeit und Ordnung, ſein an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſind würdig, der edeln Sache, für die er die Waffen ergriffen, einen glücklichen Fortgang zu erringen.

---

*) Wen es intereſſirt zu hören, wie in der Türkei gehenkt wird, der findet gleichfalls in Major Keppels Reiſe Auskunft. Es ſcheint, daß dort Jeder, dem dieſes Loos widerfährt, einen eigenen Galgen bekommt. Das Schaffott iſt ein Dreieck von ſehr roher Bauart und nur ſieben Fuß hoch, ſo daß die Füße faſt den Boden erreichen. Ein Mann ſchlingt dem Schächer den Strick um den Hals und durch einen Ring, und zieht ihn hinauf, während ein Anderer ſich demſelben an den Leib hängt und ihn herunterzieht, bis er todt iſt. In einem Dorf am Bosporus ſah der Verfaſſer vier Griechen von der Marinebäckerei aufgeknüpft, die einen ihrer Kameraden ermordet und geplündert haben ſollten; neben jedem Galgen ſtand eine Schildwache, die bereitwillig jede Frage beantwortete, welche an ſie gerichtet wurde. Die Hingerichteten bleiben zwei Tage lang am Galgen und werden dann in das Meer geworfen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 108. 18 April 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Die Expedition blieb hier zwei und einen halben Tag, um den Fluß und Wald zu unterſuchen, und da man die See in der Nähe hatte, ſo verfertigte man einen Floß zum Fiſchfang. Wegen der Schwierigkeit des Wegs an der Küſte zog man es vor über den kleinen Meerbuſen von Lapa zu fahren, von wo aus man den Wald von Dingue Bare ſehen konnte. Hier blieb die Expedition zum Behuf des Fiſchfangs wieder zwei Tage. Am 26 Oktober beugte man, um den Bergen an der Küſte auszuweichen, zwei Lieues gegen das Innere ein, und wendete ſich dann durch eine ziemlich ebene Gegend nach einem See, im Süden von Mezaz, wo ſich ein Wald mit grünem Gras fand; der See iſt klein und wird von den Eingebornen Monayaeagandu genannt, d. h. der Sohn der Eidechſe. Am 27 zogen ſie fünf Lieues weiter, und kamen an einen Fluß, der in einen See, genannt Quiſſa, mündet. Dieſer Fluß, der Waſſer zu den Quellen gab, welche nahe an ſeinen Ufern gegraben wurden, war etwas ſalzig in dem untern Theil ſeines Laufes, aber höher hinauf vollkommen ſüß. An dieſem Theil der Küſte giebt es Brennholz in Ueberfluß, und der Boden ließe ſich leicht bebauen; aber die Landung iſt ſehr ſchwierig. Gegenüber dem Ufer liegt eine kleine Inſel, gegen welche ſich das Meer mit Heftigkeit bricht. Die Lage des Ortes iſt nach einer nicht ſehr genauen Beobachtung 14° 10′ ſ. B. Man traf keinen Bewohner, allein ſie hatten Spuren ihrer kürzlichen Flucht auf den naheliegenden Hügeln gelaſſen. Am 28 mußte die Geſellſchaft den Kranken einen Ruhetag gönnen.

Der Zug wurde den 29 wieder angetreten, aber mit ſo vielen Unterbrechungen durch die Unregelmäßigkeit des Gebirgs, daß die Expedition von Zeit zu Zeit ſich landeinwärts wenden mußte. In der Mündung eines der kleinen Meerbuſen gewahrte man etwa auf Flintenſchußweite vom Ufer eine Inſel, deren Geſtade eine Menge Bäume bedeckte. Am 30 drangen ſie, da ſie am Seeufer nicht weiter konnten, zwiſchen den Bergen landeinwärts, und erreichten nach einem mühſamen Zug von 7 Lieues in beſtändigem Auf- und Abſteigen einen See, von wo aus ſie den Angra do Negro vor ſich hatten; hier hielten ſie den ganzen folgenden Tag ſtill. In dem Thal zwiſchen den Gebirgen fand man ungeachtet des gänzlichen Waſſermangels mehrere Hütten; aber die Eingebornen waren geflohen, und man ſuchte umſonſt mit ihnen einen Verkehr anzuknüpfen, obgleich man den ganzen nächſten Tag zu dieſem Verſuch verwendete.

Den 1 November ſetzten ſie ihren Weg durch das Gebirgsland fort, bis zum Abend, wo ſie ein trockenes Flußbett erreichten; hier ſtarb Miguel Pinhero, ein Marineoffizier, der die Expedition als Freiwilliger begleitete. Den nächſten Tag lagerten ſie neben einem ausgetrockneten See, in deſſen Nähe ſie durch Graben einiges leidliche Waſſer erhielten. Die Leiden, welche ſie in den vorhergehenden Tagen erlitten, waren dadurch beſonders erhöht worden, daß ſie faſt beſtändig ſalziges Waſſer trinken mußten. Den 3 gelangten ſie abermals an ein trockenes Flußbett; die Gegend war ebener als die, welche ſie früher durchzogen, aber ſie ſah aus, als wäre ſie verſengt, und der Boden war an einigen Stellen von einer lebhaften rothen Farbe. Von dem Fluß daſelbſt lief ein kleiner Arm oder Bach aus, der ſich in einen See zwiſchen zwei Bergen im Norden und Süden ergoß. Hier nahm man eine alte blinde Negerin gefangen, von der man hörte, daß der Meerbuſen etwa eine Lieue entfernt ſey, und daß die Eingebornen kürzlich dort einige Weiße getödtet hätten. Nachdem ſie etwa eine Meile weiter gezogen, erreichten ſie einen Hafen, dem ſie nach dem Generalkapitän den Namen Novo Porto de Moſſamedes beilegten. Er liegt in der Mitte des Meerbuſens von Angra do Negro, und ein Bach ergießt ſich nahe an dem Ort, wo ſie ſich lagerten, in die See. Eine Lieue im Norden des Angra do Negro iſt ein Fluß, der durch ſeine Größe, und die benachbarten Seen von einiger Wichtigkeit iſt. Einer dieſer Seen, der gegen Süden liegt, mißt eine halbe Meile im Umkreis, und hat Ebbe und Fluth, wie das Meer. Der Boden in den Umgebungen des Fluſſes iſt feucht, und der beſten Bebauung fähig. Nach Mendes's Bericht gab es im Ueberfluß Steine und Holz zum Verbrauch der Feſtung, welche am Hafen Moſſamedes gegründet werden ſollte, der Fluß wimmelt von Fiſchen, und ſeine Ufer ſind von Wilden bewohnt, welche ſich indeß landeinwärts flüchteten, in der Furcht, wie es ſchien, die Expedition ſey gekommen, die Ermordung der Schiffsmannſchaft eines kürzlich geſtrandeten Schiffes zu rächen, wovon mehrere Merkzeichen in einem nahen Dorfe wahrgenommen wurden.

Mendes ſchickte zwei Streifparteien den Fluß entlang, der in den Angra do Negro fällt, und Rio das Mortes genannt wurde. Einer derſelben brachte einen alten und lahmen Eingebornen, welcher

Digitized by Google

erzählte, die Stämme ſtünden unter Häuptlingen, wären nicht zahlreich, und beſäßen zwar groſe Schafheerden, jedoch nur wenig Hornvieh. Eben ſo geſtand er, daß ſeine Landsleute hauptſächlich von Raub lebten, und rühmte ſich, daß er ſelbſt in ſeinen jüngern Jahren ein geſchickter Räuber geweſen. Die andere Partei hätte beinahe die Wilden erwiſcht; aber ſie ließen lieber 200 Schafe im Stich, um die Aufmerkſamkeit ihrer Verfolger zu beſchäftigen, während ſie mit dem Reſt entflohen. Nach viertägigem Aufenthalt brach die Expedition am 8 wieder auf, und zog unter der Führung des alten Negers drei Tage durch eine ſandige Gegend, 11 Lieues weit. Der Rio das Mortes iſt zwei Meilen von ſeiner Mündung durch aufgehäufte Baumſtämme geſperrt; in einer Entfernung von 8 Lieues erheben ſich zwei Bergketten, deren Spitzen regelmäßige Pyramidalform haben, durch die es aber keine Päſſe oder Durchbrüche giebt. In dem Sandboden am Fuß des Gebirges findet ſich immer Regenwaſſer, das ſich in natürlichen Behältern ſammelt; die mit verſchiedenartigen reichbelaubten Bäumen bewachſenen Gebirge endigten ſich in Cobal, einem Grenzland von Oimba, an welches letztere die Provinzen Hambe und Chaungro auf der Weſtſeite des Fluſſes Cunent ſtoßen. Dieſen Theil von Cobal bedeckt ein ungeheurer Wald, aus dem die Bäume herrühren, welche der Rio das Mortes bei ſeinen Ueberſchwemmungen aufhäuft. Da der gefangene Neger wegen ſeines hohen Alters beinahe unbrauchbar war, und man ſich nach andern Führern umſehen mußte, ſo ſchickte Mendes wieder zwei Streifparteien aus, die erſte am Rio das Mortes hin, die andere an dem trockenen Flußbett, das in den erſtern ausläuft, und eine nordöſtliche Richtung hat, indem er Miene machte, der letzten Partei mit ſeiner ganzen Truppe zu folgen. Die Gegend iſt fruchtbar und würde bei mäßigem Anbau eine zahlloſe Bevölkerung ernähren. Ueberall zeigten ſich Spuren von Elephanten, deren man auch nebſt andern großen Thieren eine Menge zu Geſicht bekam. Man blieb bis zum 9 liegen, um die ausgeſchickten Streifparteien zurück zu erwarten, und Lebensmittel zu ſammeln, da die Vorräthe auf die Neige gingen. Es gelang einem Korporal, Manuel da Guerra, einige Gefangene aufzutreiben, und eine bedeutende Anzahl Schafe und einige Kühe zu erbeuten. Die Gefangenen dienten als Führer, und die Expedition ſetzte ihren Zug am nächſten Abend fort, jenen mit dem Rio das Mortes zuſammenhängenden Fluß entlang, welcher der Sage nach in Cobal entſpringen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Irland.

(Fortſetzung.)

Nichts deſto weniger war der gegenwärtige ruhige Zuſtand des Landes zu ſehr das Ergebniß einer rückſichtsloſen Gewaltherrſchaft, als daß Strafford ſelbſt auf eine längere Dauer deſſelben hätte hoffen können. Die Furcht vor ſeinen harten Maßregeln und vor den Drohungen, welche von den engliſchen Puritanern mit immer verdoppelter Heftigkeit gegen die Katholiken ausgeſtoßen wurden, mehrte die Unzufriedenheit, und der herannahende Kampf zwiſchen dem Könige und dem Parlament gab den vertriebenen und ihres Eigenthums beraubten Irländern, welche entweder in den Armeen des Kontinents dienten oder in den Bergen und Sümpfen ihres Vaterlandes mit Kummer und Noth ein armſeliges Leben friſteten, die eben ſo gerechte als ermuthigende Hoffnung auf eine baldige Wiedereroberung des Erbtheils ihrer Väter. Als der König mit mehr als gewöhnlicher Schwäche und Undankbarkeit den Grafen von Strafford, ſeinen treueſten Freund und ſeinen fähigſten Miniſter, dem wüthenden Haſſe des langen Parlaments preisgab, gingen ſeine Angelegenheiten mit immer ſchnelleren Schritten ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Dieſelbe Verblendung, welche Karl 1 verleitete, dieſen großen obwohl nicht ſchuldloſen Mann aufzuopfern, ließ ihn zwei Werkzeuge des Parlaments, Parſons und Borlaſe, zu Oberrichtern von Irland ernennen. Beiden war es wohl bekannt, daß der ausgewanderte iriſche Adel in Uebereinſtimmung mit ſeinen im Lande zurückgebliebenen Vaſallen den Plan zu einem Aufſtande gelegt hatte, und daß O'Moore, ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, herüber gekommen war, Nordirland zu den Waffen zu rufen. Allein anſtatt dieſem Anſchlag ſofort zu begegnen, förderten ſie ihn vielmehr auf jede Weiſe, um den König in deſto größere Verlegenheit zu bringen; und damit zugleich die Veranlaſſung zu Konfiskationen nicht fehle, boten ſie die geringen Kräfte ihres Verſtandes auf, auch die anglo-iriſchen Lords der Umpfählung in den gehofften Ruin der Rebellen zu verwickeln. Die Nordirländer erleichterten ihnen dieß ehrloſe Geſchäft. Sir Phelim O'Neil an der Spitze, brachen ſie (Oktober 1641) aus den Bergen und Sümpfen hervor und überſtrömten mit Alles niederwerfender Gewalt die engliſchen und ſchottiſchen Niederlaſſungen in Ulſter; und in wenigen Tagen fielen an ſechstauſend Proteſtanten jedes Alters und Geſchlechts, die Opfer eines lange verhaltenen und durch Leiden aller Art zur grimmigſten Wuth geſteigerten Haſſes. Es wäre entſetzlich, ſolche Grauſamkeiten entſchuldigen zu wollen, allein es muß bemerkt werden, daß die Häupter des Aufſtandes die läſtigen Fremdlinge bei ihrer eigenen großen Uebermacht ohne Blutvergießen zu vertreiben hofften und beabſichtigten, und daß die gewöhnliche Erzählung dieſer Gräuel ſchon von ihren erſten Verbreitern, den Anhängern des langen Parlaments und der engliſchen Republik, durch die gröbſten Unwahrheiten und Uebertreibungen entſtellt iſt. Da nun der ganze Norden von Irland unter den Waffen ſtand, Phelim O'Neil eine untergeſchobene königliche Vollmacht vorzeigte, die Furcht der Proteſtanten kaum hinter den Wällen von Dublin Sicherheit hoffte, und das lange Parlament den Aufſtand zu erhalten und weiter auszudehnen wünſchte, um unter dieſem Vorwande deſto leichter gegen den König ſich zu rüſten, ließen die Oberrichter einige der angeſehenſten katholiſchen Mitglieder des iriſchen Parlaments verhaften und erkauften falſche Zeugen, um dieſelben der Theilnahme an dem Aufſtande zu beſchuldigen. Eine ſo wenig bemäntelte Ungerechtigkeit erreichte ihren Zweck; die Lords der Umpfählung erklärten Parſons und Borlaſe für ihre und des Königs Feinde und ergriffen die Waffen gegen die Kreaturen des langen Parlaments. Ihre Hauptabſicht war, den ſo lange ihnen verweigerten Gnadenbrief zu erkämpfen, keineswegs aber, Irland von Britannien loszureißen, weil ſie dann dem Uebergewichte der alten Irländer hätten erliegen müſſen.

So ſtanden auf einem engen Raume plötzlich vier Parteien einander gegenüber. Die Anglo-Irländer forderten nothwendige

Digitized by Google

Gerechtigkeit; die Nordireländer, jetzt unter der trefflichen Leitung Owen O'Neil's, den Beſitz ihres Eigenthums; beide beſtanden aus Katholiken. Die Anhänger des Königs, den Grafen von Ormond, einen Mann von außerordentlicher Klugheit, Beharrlichkeit und Umſicht an ihrer Spitze, waren aus Proteſtanten und Katholiken zuſammengeſetzt; ihre Stellung war ungemein ſchwierig, aber bedeutſam durch die Talente ihres Anführers und den königlichen Namen, den ſie bei vorkommender Veranlaſſung mit dem des Parlaments ohne große Mühe vertauſchen konnten. Hierdurch näherten ſie ſich der vierten oder republikaniſchen Partei, die, jetzt noch ſchwach, ihr Anſehen aus den erwarteten Siegen des langen Parlaments ſchöpfte. Die Katholiken ordneten ihre Angelegenheiten in der Konvention zu Kilkenny, wo ſich die Geiſtlichkeit zu heilſamen Beſchlüſſen vereinigte und ein oberſter Rath von Ireland niedergeſetzt wurde, dem die vollziehende Gewalt zuſtehen ſollte. Von ihm empfing Owen O'Neil ſeine Beſtallung als Obergeneral in Ulſter, Preſton und Leinſter, indeß Barry in Munſter und Burge in Connaught befehligten. Zugleich bat die Verſammlung um Erlaubniß, ihre Beſchwerden dem Könige vorzulegen. Die Partei Ormond's und des Parlaments war ſchwach, aber beide waren weit entfernt eine ſchleunige Beilegung des Krieges zu wünſchen, weil ſie die Katholiken mit tödtlicher Erbitterung verfolgten und bei dem Ruin derſelben zu gewinnen hofften. Ormond beſonders hatte ein ſo feſtes Vertrauen auf ſeine eigene Gewandtheit in den verwickeltſten Geſchäften, daß er, was immer das Schickſal ſeiner Freunde und Feinde ſeyn mochte, aus der Fortdauer der Unruhen für ſich ſelbſt nur Vortheil erwartete; und der Erfolg bewies, wie wenig er ſich täuſchte. Er vor Allen ſcheint es geweſen zu ſeyn, der die ſonſt ſo leichte und beiden Theilen ſo nothwendige Ausſöhnung zwiſchen dem Könige und den Verbündeten hintertrieb; und ſelbſt als die Fortſchritte dieſer letzteren einen Waffenſtillſtand gebieteriſch von ihm forderten, betrieb er die Unterhandlungen ſo geſchickt, daß er Denen eine Gnade zu gewähren ſchien, von denen es faſt abhing, wie lange er noch einen Fuß auf Irelands Boden ſetzen ſollte.

(Schluß folgt.)

Walter Scott als Reformgegner.

„Der große Unbekannte" trat in einer Verſammlung zu Roxburgh in Schottland als Redner gegen die vorgeſchlagene Parlamentsreform auf, und übernahm ſomit die mißliche Vertheidigung jener Mißbräuche, welche die Grundpfeiler der engliſchen Verfaſſung unterhöhlt und ihrem Einſturze nahe gebracht haben. Es iſt ein betrübender Anblick, einen großen Mann durch Anfeindung der Menſchen oder des Geſchickes in eine unwürdige Stellung gebracht zu ſehen; aber es erweckt ein Gefühl ſchmerzlichen Unwillens, ihn die großen Ideen ſeiner Zeit verleugnen zu hören, um mit kurzſichtigen Schwachköpfen und von Vorurtheil und Leidenſchaft mißleiteten Menſchen, wie Petrus neben den Kriegsknechten am Feuer, Platz zu nehmen. Doch wir müſſen billig ſeyn; wir müſſen, indem wir einen Walter Scott die unmächtige Stimme erheben hören gegen die großen Anforderungen ſeines Jahrhunderts, uns erinnern, daß dieſer Irrthum zwar ein entſtellender, aber faſt nothwendiger Auswuchs an einem kräftigen Stamme iſt, der ſonſt ſo viele gute Frucht getragen hat. Denn verdanken wir nicht eben ſeiner Vorliebe für mittelalterliches Leben und Weſen, für Ariſtokratie und Feudalverfaſſung alle jene Schöpfungen ſeines Genius, durch die er uns oft aus einer unfreundlichen Wirklichkeit in eine unter dem Zauberlichte der Poeſie verklärte Vergangenheit entrückt hat? Bedauern nur können wir, daß der Dichter aus dem Feenreiche ſeiner Phantaſie als Politiker in die Stürme der Gegenwart ſich herab wagte, in der er ſich, wie jene heiligen Siebenſchläfer nach ihrem Erwachen aus hundertjährigem Schlafe, nicht zurecht finden kann. Die hohlen und unhaltbaren Schlußfolgerungen von Walter Scotts Rede ſind übrigens augenfällig, und die Schwäche ſeiner Argumente hängt wohl mit ſeiner körperlichen Entkräftung zuſammen.

Es ſey nicht ſeine Abſicht, ſagte der würdige Baronet im Eingange ſeines Vortrages, ſich der Verſammlung aufzudrängen; ſeine Stimme ſey faſt erloſchen und er ſelbſt unwohl; doch von ſo hoher Wichtigkeit erachte er den gegenwärtigen Augenblick, daß er, bei der klaren Ueberzeugung, die er über den vorliegenden Gegenſtand hege, wenn der Beſuch der Verſammlung ihm das Leben koſten ſollte, gern ſeinen letzten Athemzug zur Oppoſition gegen die dem Parlament vorgelegte Maßregel hergeben würde (Ziſchen unter der Verſammlung) — Denen, die ſich ein Vergnügen daraus machten, zu ziſchen, wozu in dieſer Verſammlung wenig gerechter Anlaß ſey, müſſe er ſagen, daß er ſich darum eben ſo wenig kümmre, als wenn ihn Gänſe anbließen. Der Augenblick, den man zur Vorlage der Maßregel gewählt habe, mißfalle ihm eben ſo ſehr, als die Art, wie die Vertheidiger der Bill die Volksſtimmung aufzuſtacheln bemüht ſeyen. Man kenne die letzte Revolution in Frankreich — wie ſie ſich ereignet habe, wolle er nicht unterſuchen; nur ſo Viel wolle er ſagen, daß Diejenigen, die auf die Demokratie hin arbeiteten, den erwünſchten Sieg errungen und eine Regierung geſchaffen, wie ſie es für ſich am Beſten hielten. Hierdurch ſey der Zunder zu einem Brande gelegt worden, der ſich weit und breit über das Land erſtrecke. Frankreich habe ſchon ſeit Jahrhunderten die engliſche Verfaſſung nachgeahmt, aber nicht zweckmäßig. Immer habe es verſucht, Etwas hinzuzufügen und daran zu verbeſſern, aber jederzeit darin fehlgegriffen. Nicht weniger als dreizehn verſchiedene Konſtitutionen habe es entworfen, und Dieß ſey die vierzehnte ſeit Menſchengedenken, und jede dieſer Konſtitutionen ſey von der Art geweſen, daß ſie nicht länger als ein Jahr anwendbar gefunden wurde. Und ſollte Britannien Frankreich in einer Verfaſſung nachahmen und ſeine eigene aufgeben, die dem Lande Glück und Sieg verliehen und ſeinen Ruhm zu einer Höhe geſteigert, den Frankreich nie zu erreichen im Stande geweſen? Außerdem ſey er überzeugt, daß England mit Frankreich Krieg haben werde, da dieſes nie aufhören könne, gegen die Briten feindſelig geſinnt zu ſeyn, ſo lange noch in einem Herzen das Andenken an die Schlacht von Waterloo fortlebe; *) und wie möge dieſes Reich auf Sicherheit vertrauen, ſo lange Franzoſen ohne eigene Gefahr den Briten Schaden zuzufügen im Stande wären. Er ſelbſt habe eine kleine Probe davon geſehen, wie franzöſiſche Geſchicklichkeit engliſche Erfindungen nachahme. Man habe dort eine Eiſenbrücke aus England einzuführen beabſichtigt, und zu dieſem Ende einen engliſchen Ingenieur beauftragt, eine ſolche Brücke über die Seine, dem Hoſpital der Invaliden gegenüber, zu erbauen. Das Erſte, was die franzöſiſchen Ingenieurs thaten, war, daß ſie die Zeichnungen des Entwurfes unterſuchten und dann erklärten, die beabſichtigte Brücke könne ſo nicht ausgeführt werden, ſie ſey nicht elegant genug; kurz, ſie ſey engliſch — und hiemit begannen ſie, im Gleichgewichte der Spannketten, das zur Feſtigkeit des Werkes nothwendig war, Abänderungen zu machen; aber kaum war die Brücke ſo fertig, als ſie auf einer Seite einbrach. Ein ähnlicher Fall ſey es mit ihrer Konſtitution; ſie verſuchten ſie zu verbeſſern, und wir ſehen den Erfolg davon. Wenn man ein altes Gebäude ausbeſſern will, das Jahrhunderte lang den Stürmen und Fluthen getrotzt hat, muß man ſorgfältig auf die Erhaltung ſeiner Symmetrie Bedacht nehmen. Würden wir wohl ſo raſch damit ſeyn, die Bäume, unter denen wir und unſere Väter Jahrhunderte lang Schatten gefunden, umzuhauen? Vieles habe er von dem glücklichen Erfolge der Union gehört. Aber wie lange habe es gedauert, bis man davon eine Frucht geſpürt? Mehr als dreißig Jahre; Manneshaar wurde grau, bevor ein Erfolg ſichtbar geworden; jetzt erſt hätten ſie ihre Hoffnung in Erfüllung gehen ſehen. Die Ernte reift heran in Gottes des Allmächtigen Zeit; wir aber ſollen nicht ſo raſch Neuerungen gut heißen, die wahrſcheinlich Uebel von nicht geringer Art zur Folge haben werden, ſtatt daß wir in Ruhe und Frieden leben könnten.

*) Eine der größten Schwachheiten des großen Unbekannten iſt unſtreitig ſein blinder Franzoſenhaß, durch den er ſich auch in ſeiner Geſchichte Napoleons als völlig unfähiger Geſchichtſchreiber bewieſen hat. So ungeſchickt Walter Scott hier die Franzoſen in die Parlamentsfrage verwickelt, ſo unzeitgemäß und unvernünftig ſind überhaupt jene Tiraden, durch die man noch den gegenſeitigen Haß der Völker zu nähren ſucht. Der Nationalhaß iſt allzeit eine bequeme Waffe für den Ehrgeiz des Despotismus geweſen, und von dieſem daher ſorgfältig gepflegt worden. Die neuere Zeit hat die Völker gelehrt, daß ſie gemeinſchaftliche Intereſſen und ganz andere Feinde haben, als ihre Nachbarn.

Digitized by Google

wie bisher. Ich nehme Abſchied von Euch, wie die Gladiatoren der alten Kaiſerzeit: morituri te salutant. Gott ſey dafür, daß ich gegen alle Reform wäre. Wir haben ohne Zweifel ein Bedürfniß der Reform, aber ſie ſollte zuerſt in unſerer eigenen Bruſt beginnen. Die Uebereilung iſt es, wogegen ich vorzüglich bin. Was die Konſtitution dieſes Landes betrifft, ſo möcht' ich faſt von ihr ſagen: pondere librat suo — ihre eigenen Kräfte halten ſie im Gleichgewicht. Nur ſelten noch kamen dieſe Kräfte mit einander in gewaltſame Berührung. Wird man eine dieſer Kräfte zerſtören, ſo wird man das Gleichgewicht der Konſtitution zerſtören, indem man die Macht des Volkes überwiegend macht und ſich ſelbſt die Mittel zu Verbeſſerungen abſchneidet. Die gegenwärtige Maßregel kann man mit einer Uhr in der Hand einer ungeſchickten Perſon vergleichen, die ohne Kenntniß der innern Einrichtung den Perpendikel ſo lange hin und her bewegt, bis er zu Stücke gegangen iſt; und wir ſind jetzt eine Repetiruhr in der Hand von Kindern geworden, und Gott weiß wie es ausgehen wird."

Satyriſche Hohlſpiegelbilder des Auslands.

Wie Hr. von Conny *) ſich unendlich täuſchte.

Seit drei Wochen ſchmachtete Hr. von Conny im Gefängniſſe von St. Pelagie — in einem ſehr hübſchen Zimmer, aß wie ein Prinz, trank wie ein Gott, erhielt Beſuche von ſeinen Freunden, und ſchwamm in einem Rauſche von Lobräucherungen; er war auf dem beſten Wege zum Märtyrthum und Seligſprechen.

Zwölf Stunden hatte er bereits auf dem Eiderdunenbette der Gefangenſchaft geſchlafen, ſiehe, da wurde er entführt im Geiſte gegen die fünfte Stunde des Tages, eben als die aufgehende Sonne einen roſenrothen Strahl durch die Gardinen ſchoß; denn der Unglückliche hatte das beſte Zimmer im Hauſe, auf der Sonnenſeite.

Ach, und welch ſchöner Traum! Es war ihm, als ſehe er Karl X gekrönt von einem Heiligenſcheine, der ringsumher ein himmliſches Licht verbreitete. Der transparente Monarch ging in ſeiner Glorie auf ihn zu, faßte ſeine Hand und ſagte: Mein lieber Getreuer, verlaß dieſes häßliche Loch und komme zu mir in die Tuilerien. Und der verklärte Fürſt öffnete ihm ſeine Arme, und Hr. von Conny, der über einen ſo ausſchweifenden Ehrengenuß außer ſich kommen wollte, fuhr in die Höhe und erwachte in ſeinem Bette. Noch trunken vom Schlafe und von dem genoſſenen Glücke, bemerkte er, erſt als er ſeine Strümpfe und Hoſen anzog, die ſchöne Morgenſonne, und erinnerte ſich, daß er im Gefängniſſe von St. Pelagie ſitze.

Horch, da pocht es an die Thüre, und eine ſanfte und faſt furchtſame Stimme bittet um die Erlaubniß, einzutreten; es war das grimmige Marterwerkzeug der liberalen Wütheriche. Er brachte ein artiges Frühſtück, und nachdem er drei äußerſt höfliche Verbeugungen gemacht hatte, erlaubte er ſich, ſeine Grauſamkeit hinter der Maske von Höflichkeit und Demuth verbergend, zu ſagen: „Sie ſind frei, mein Herr."

Hr. von Conny hüpfte auf vor Freuden; er ſetzte in der Eile eine ſeidene Schlafmütze, die er für ſeinen Hut anſah, auf den Kopf, ſteckte die Feuerzange ſtatt des Degens an die Seite, und gelangte ohne Hinderniß auf die Straße. Als er durch die Gefängnißgänge hinwandelte und Nichts als liberale Geſichter bemerkte, ſagte er bei ſich: „Mein Traum war ein Bote des Himmels. Karl X iſt wieder zurück und dieſe liberalen Flegel ſitzen im Käfige. Herr, Dein Wille geſchehe!"

Er ſtieg in einen Fiaker, und da er Hrn. Dupin mit dem Ehrenkreuze auf der Bruſt vorüber gehen ſah, ſagte er: „Ach, dieſer gute Karl Capet hat ſeine Freunde nicht vergeſſen; er wußte die Treue und Anhänglichkeit an ſeine geheiligte Perſon zu lohnen."

Er hörte auf der Straße ſagen: das Budget iſt auf eine Milliarde, zweihundert Millionen geſetzt. „Nicht mehr als billig," ſagte er, „die Emigranten haben ihre Milliarde gehabt, auch wir müſſen die unſrige haben." Ein öffentlicher Ausrufer kreiſchte die prächtige Rede des Hrn. Caſimir Perier gegen die Geſellſchaften her. „Ei, ei," ſagte Hr. von Conny, „es ſcheint, das Komité directeur hält ſich noch immer auf den Beinen. Aber man hat ihm einen Caſimir entgegengeſetzt, der wird ihm ſchon zeigen." Und Hr. von Conny weinte vor Freuden.

Endlich auf dem Boulevard — es war gerade der Tag von Longschamps — ſah er, daß aus grenzenloſer Höflichkeit nur die Wagen der fremden Geſandten in der Mitte der Straße fahren durften. „So recht, ſo recht!" ſagte Hr. von Conny; „der gute Karl weiß, daß man ſich auf die Fremden verlaſſen muß. Die Fremden allein ſind gute Franzoſen." Er kam an dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten vorbei, wo er ein Schock ungetrübteſter Karliſten ein- und ausgehen ſah. Er umarmte vor Freude drei Mal ſeinen Kutſcher.

Aber ſo heftig ihn vorhin die Freude gekitzelt hatte, ſo ſcharf ſtachen ihn jetzt die Dornen des Schmerzes, als ſein zaubervoller Traum bei dem Anblicke eines untrüglichen Zeichens — in Nichts zerfloß. Er ſah die wohlthätigen Früchte der Julius-Revolution. „Ach Gott!" ſchrie er, „ich habe mich getäuſcht! Karl X ſpielt noch Domino zu Holyrood, und die Liberalen triumphiren!"

Er erblickte nämlich einen Mann von der Munizipalwache, der einen Tſchako aufhatte, und die Gendarmen Karls X, wie er ſich wohl erinnerte, trugen Hüte.

Daran erkannte Hr. von Conny, daß er ſich unendlich getäuſcht hatte; er gab ſeinem Kutſcher aus Aerger kein Trinkgeld, und ſchalt ihn einen Republikaner.

F.

*) Der Vicomte Conny wurde bekanntlich in Folge der bei der Leichenfeier des Herzogs von Berry in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois vorgefallenen Unruhen in das Gefängniß von St. Pelagie geſetzt, aber am 1 April auf Ausſpruch der Anklagekammer des Zuchtpolizeigerichtes von Paris auf freien Fuß geſtellt. Dagegen wurden Valerius und Durouchoux an den Aſſiſenhof verwieſen, als des Komplottes gegen die Sicherheit des Staates angeklagt; ſchuldig befunden, würde ſie die Todesſtrafe treffen. Drei andere Individuen, Robelet, Guinet und de Balthaſard wurden gleichfalls wegen der erwähnten Auftritte in der Faſtnacht vor die Aſſiſen verwieſen, als angeklagt, aufrühreriſche Geſinnungen verbreitet zu haben. Die höchſte Strafe, die ſie treffen könnte, würde zwei Jahre Gefängniß ſeyn. Der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois und Hr. Conny wurden frei gelaſſen. A. d. R.

Neue Eiſenbahn in England.

Unter dem Namen der Liverpool- und Leeds-Eiſenbahn wird gegenwärtig in England eine der rieſenhafteſten Unternehmungen unſerer Zeit vorbereitet. Es iſt nämlich in Vorſchlag gebracht worden, eine Bahn für Dampfwägen in gerader Linie von Liverpool durch das große Steinkohlengebiet von Lancashire zu führen, die, in Verbindung geſetzt mit den großen Städten und zahlreichen Manufakturen dieſes Diſtriktes, zuletzt quer durch die Mitte von England in den Weſtbezirk von Yorkſhire, den Hauptſitz der engliſchen Wollenmanufakturen, und ſofort an die Häfen des Humber geführt werden, ſohin das deutſche Meer mit der iriſchen See in Zuſammenhang bringen ſoll. Dieſe Straße ſoll ſehr geräumig mit vier Linien von Eiſenbahnen angelegt werden, von denen zwei für die Eilwagen, die mit Reiſenden und leichten Gütern hin und her gehen, und zwei für Laſtwagen mit ſchweren Gütern und Mineralien beſtimmt ſeyn ſollen. Der ganze Weg wird mit Gas beleuchtet werden, um bei Nacht wie bei Tag fahrbar zu ſeyn. Auf dieſe Weiſe werden Reiſende zu jeder Zeit von dem Ufer der Merſey zu dem des Humber in ſechs Stunden gelangen können — was in Krieg und Frieden für ganz England von höchſter Bedeutung werden müßte, insbeſondere wenn man bedenkt, daß die weitausgedehnten Verzweigungen der Dampfſchifffahrt weſtlich in Liverpool als ihrem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zuſammenlaufen, und öſtlich Dieß derſelbe Fall mit dem Humber iſt. Die Wichtigkeit einer ſolchen Verbindungsſtraße durch ſolche Diſtrikte mit der größtmöglichen Schnelligkeit im Transport von Gütern und Reiſenden; die Vortheile, die die Rückfracht nicht allein mit Manufakturwaaren, ſondern auch mit Steinkohlen gewähren würde, welche letztere leichter und wohlfeiler eingeführt werden könnten, überhaupt der große Aufſchwung, den hiedurch Handel und Induſtrie nehmen müßten, liegt auf flacher Hand. So groß die Mancheſter- und Leeds-Eiſenbahn iſt, ſo wäre ſie mit der in Vorſchlag gebrachten doch in keinen Vergleich zu ſtellen. Die erwähnte Eiſenbahn hat bereits 100,000 Reiſende in weniger als der Hälfte Zeit und um die Hälfte wohlfeiler, als bei der früheren Art zu fahren, hin und her geführt, und die Fracht der Stapelartikel der Baumwolle um 50 pCt. herabgebracht. Wenn auf dieſer verhältnißmäßig kleinen Straße ſchon ſolche Vortheile erreicht wurden, um wie viel mehr muß Dieß erſt bei einer Eiſenbahn der Fall ſeyn, die bei einer weit größeren Ausdehnung noch viel bevölkertere und wichtigere Provinzen durchſchneidet! Es ſollen bereits über 900,000 Pf. zu dieſer Unternehmung unterzeichnet ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 109. 19 April 1831.

Ueberſicht der politiſchen Blätter in Paris. *)

Unter der alten franzöſiſchen Monarchie zählte man kaum ein oder zwei Journale, die ſich faſt ausſchließlich mit Literatur beſchäftigten; die Geheimregiererei geſtattete dem Volk keine Stimme bei ſeinen Angelegenheiten. Da brach die Revolution aus, der Widerſtreit der Meinungen begann und jede Partei fand es nothwendig, ihre Sache vor dem Publikum zu verfechten. Eine Menge von Blättern entſtand und verſchwand mit den Meinungen und Parteien, die ſie repräſentirten; aber alle hatten das Gepräge der Zeit, die Leidenſchaftlichkeit der Ueberzeugung, die Energie des Haſſes, die Wuth der Polemik: klare unbefangene Erörterung durfte man damals nicht erwarten. Unter dem Kaiſerthum laſtete die Cenſur ſchwer auf der Journaliſtik; die Zeitungen ſanken zu kaiſerlichen Lager- und Hofbülletins herab; die Preßfreiheit beſchränkte ſich auf einige unſchuldige Federnkriege. Dieſem Zuſtand der Dinge, der allerdings ſehr geeignet war die Ordnung zu befeſtigen, aber die Früchte der Revolution nicht zur Reife bringen konnte, machte die Reſtauration ein Ende. So karg dieſe auch das Maß der Freiheit zuzumeſſen ſich angelegen ſeyn ließ, und ſo wenig ſie von den wirklichen Bedürfniſſen des Jahrhunderts begriff, ſo ſahen die Geſetzgeber von 1814 doch ein, daß ſie nicht ſtark genug ſeyen, Frankreich unter dem Joch zu halten, welches Napoleons eiſerne Hand ſeinem Volk auferlegt hatte. Sie behielten ſich daher vor, den Gedanken ſorgfältig zu bewachen und ihm Stillſtand zu gebieten, wenn er zu weit ginge, ihn ſonſt aber in keine Feſſeln zu ſchlagen. Dieß war für die Preſſe genug; mit dieſer bedingten Freiheit, die man ihr vergönnte, mußte es ihr ſchon gelingen, ſich die volle und ganze Freiheit zu erringen. So geſchah es denn auch; von dem Tag ihres Beſtehens an wurde ſie allmächtig und als der Deſpotismus vor der Gefahr aufſchrak, war ſie ihm bereits zu ſtark; ſie hatte ſein Prinzip an der Wurzel zerſtört; endlich wagte er einen letzten entſcheidenden Schritt und der Sturz des Bourbonismus war das Reſultat. Dieſe letzten fünfzehn Jahre des Kampfes kann man ſagen, ſind die Schule geweſen, in welcher die periodiſche Preſſe in Frankreich ſich zu ihrer politiſchen Beſtimmung herangebildet hat.

Der Conſtitutionnel iſt das erſte Blatt, deſſen ſich Männer, welche die geheimen Abſichten der Reſtauration und ihre alte Anhänglichkeit an das göttliche Recht, die Ariſtokratie und die Möncherei erriethen, als eines Organs der Oppoſition bedienten. Der Erfolg dieſes Journals war ſchnell. Das durch den Anblick der fremden Waffen, unter deren Schutz eine faſt vergeſſene Dynaſtie zurückkehrte, empörte Nationalgefühl; die Bedrohung aller von der Revolution geſchaffenen Intereſſen durch geheime Reaktion oder offene Gewaltthat; das inſtinktartige Bewußtſeyn, daß zwiſchen dem neuen Frankreich und den alten Herren keine Sympathie möglich ſey; dieß Alles vergrößerte in Kurzem die Reihen der werdenden Oppoſition. Seit jener Zeit hat der Conſtitutionnel fortwährend einer unermeßlichen Publicität ſich erfreut, die ihm erlaubte der Sache der Freiheit Dienſte zu leiſten, deren Wichtigkeit man, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht verkennen kann. Eben ſo wenig läßt ſich aber auf der andern Seite leugnen, daß er das Glück, welches er machte, nicht immer der Weisheit ſeiner Grundſätze verdankte. In die Grenzen einer ſyſtematiſchen Oppoſition ſich einſchließend, vertheidigte er nicht jeder Zeit jene auf breiten philoſophiſchen Grundlagen beruhende Freiheit, für welche ſeine Redakteure, die meiſt unter dem Kaiſerthum zu Ehren gekommen waren, nicht wohl ſehr eingenommen ſeyn konnten. Oft mochte man ihm vorwerfen, er huldige den Leidenſchaften und den Vorurtheilen und beuge ſich gar zu gefällig unter die Launen der Tagesmeinungen, wenn dieſe auch offenbar vom rechten Weg abſchweiften. So ſchmeichelte er lang dem Militärſtolz, der ſo gerne ſich über das Bürgerthum erhebt; ſo trieb er ſeinen Krieg gegen den Jeſuitismus bis zur Verzichtung auf das Prinzip der Freiheit des Unterrichts. Dieſe Geſchmeidigkeit bewies, daß es ſich bei ihm nicht ſowohl um den Sieg von Grundſätzen als um eine Finanzunternehmung handelte. Es waren nicht die Schriftſteller, welche den Geiſt des Journals leiteten, ſondern die Kaufleute, welche auf die öffentliche Meinung nach allen Schwankungen des Kurſes ſpekulirten. Der 25 Julius zog dieſe Thatſache an's helle Tageslicht. Während andere Blätter das ehrenvolle und gefährliche Beiſpiel des Widerſtandes gegen eine grobe Verletzung des Rechts aufſtellten, weigerte der Conſtitutionnel zu ihrer kräftigen Proteſtation den Beitritt; er erkannte die Rechtmäßigkeit der Gewalt an, warf ſich vor dem Meineid in den Staub und ließ ſich ein ſchmähliches Daſeyn friſten. Mehrere talentvolle Mitarbeiter verſagten ihm von da an ihre Feder, und andere, um wenigſtens

*) Nach einem Artikel von Anſelm Petetin im Februarheft der Revue encyclopédique.

Digitized by Google

ihre perſönliche Ehre zu wahren, unterzeichneten als Einzelne die Proteſtation vom 27 Julius. Indeſſen ging die Gefahr des Kampfes vorbei, die Freiheit triumphirte und der Konſtitutionnel trät wieder unter ihre Fahnen; und jetzt erklärt er ſich für eine ihrer feſteſten Stützen. Doch zeigt ſich noch etwas Verlegenes und Gezwungenes in ſeiner Haltung. In Ermanglung jener unveränderlichen Grundſätze, die unter allen Umſtänden ihre Anwendung finden, weiß er nicht, welchem Syſtem er ſich anſchließen ſoll. Seine alten Gewöhnungen der Oppoſition aufzugeben und ſich der Regierung geradezu anzuſchließen wagt er nicht, weil er ein Vermögen auf's Spiel zu ſetzen fürchtet, das ihm bloß ſeine Rolle als Oppoſitionsmann und zwar als erſter Oppoſitionsmann erworben hat. Er verliert aber eben deßwegen auch von Tag zu Tag ſeinen Einfluß in den Departementen, und in Paris iſt es mit ſeinem Anſehn längſt aus.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Nachdem ſie von dieſem Fluß abgegangen, lagerten ſie nach einem zweitägigen Marſche, an einem andern bedeutenden Strom, der ſich im Norden von Angra in's Meer ergießt. Obgleich dieſer Theil des Innern überaus gebirgig war, ſo fehlte es doch nicht an Päſſen, deren ſie in der Entfernung von 26 Lieues von der Küſte, wenn man die Wendungen des Wegs mit einrechnet, oder von etwa 16 Lieues in gerader Linie mehrere trafen. In dieſem Bezirk, der einen Ueberfluß von Rindern und Schafen enthielt, hatte der Neger Meturo, der Hauptanſtifter der Ermordung von Joſe da Souza und Sepulveda, einen Zufluchtsort gefunden. Er wohnte in einer Höhle, wo er ſich mit großem Muth vertheidigte, und endlich durch ſeine labyrinthiſchen Schlupfwinkel glücklich entfloh. Doch ließ er nicht nur einen ledernen Sack mit dem ſeinen unglücklichen Opfern abgenommenen Raub zurück, ſondern auch 600 Schafe, eine ſehr willkommene Beute für die Expedition. Obgleich es die Unterſuchung dieſer entlegenen Provinzen galt, und nicht die Verfolgung dieſer Verbrecher, ſo gab doch Mendes dieſen Juſtizakt als ſeinen Hauptzweck aus, um dadurch einen Eindruck hervorzubringen, der zur Rettung unglücklicher Schiffsmannſchaften dienen könnte, die künftig an dieſer unwirthbaren Küſte ſtranden möchten. Die Bewohner dieſes Theils von Afrika heißen Memuaſchagues; ſie leben von Ochſen- und Schaffleiſch, Wildprät, Milch und Früchten; ihre Hütten ſind von Stroh, und mit einem Gemiſch von Erde und Kühmiſt überzogen, welches durch die Sonne ſo gehärtet wird, daß es den Regen abwehrt. Um ihr völlig durchnäßtes Gepäck zu trocknen, hielt die Expedition den 20 und 21 Raſt; den 22 ſetzten ſie ihren Marſch in der Richtung des Landes Bumbo fort, das theils an Njau, theils an Canina oder Gonga ſtößt; dann paſſirten ſie den Fluß der in den Rio das M ortes ſich ergießt, und wanderten zwei Tage an ſeinem Ufer, wo ihnen im Sande Rinden von kryſtalliſirtem Salpeter aufſielen; das Waſſer iſt ſalzicht, ernährt aber Schafe und Hornvieh, die nirgends ſchöner ſeyn können. Die Lage wurde hie genommen, und fand ſich 14° 40′ ſ. Br. Man befragte die Gefangenen, ob ſie nicht wüßten, daß ihre Väter mit weißen Männern Handel getrieben hätten; allein ſie verſicherten, daß ihnen Nichts der Art bekannt ſey; auch hatten ſie keinen Begriff von irgend einer Art von Kleidern, als ſolchen, die aus Schaf- oder Ochſenhäuten verfertigt werden. Die Einwohner zeichnen ſich durch die Schönheit ihrer Geſtalt, und die richtigen Verhältniſſe ihrer Gliedmaßen aus; ſie tragen Zierrathen von Schafleder im Haar, die in ſonderbare Figuren ausgeſchnitten ſind, und woran die Wolle nach außen geht; ihre Weiber ſind ſehr fruchtbar. An dieſem Ort wurde der alte Neger in Freiheit geſetzt, nachdem man ihn zuvor in Wolle gekleidet hatte; er beſtand darauf, daß er weiße Menſchen zuvor weder ſelbſt geſehen, noch von ihrem Verkehr mit andern gehört. Die Sprache der Eingebornen hat große Aehnlichkeit mit jener der Wilden an der Küſte von Anyla; ſie wird jedoch von Denen, die die Bunda-Sprache kennen, leicht verſtanden.

Am 23 November erreichte die Expedition den Staat Bumbo, der die Oberherrſchaft über Njau ausübt, und hier überſchritten ſie den Fluß, der nördlich von Angra in's Meer fällt. Mendes bemerkt in ſeinem Tagebuch: „Wenn ich nicht fürchtete, durch die Länge meiner Erzählung zu ermüden, ſo könnte ich viele Notizen über dieſe Gegend geben, die an Klima, Fruchtbarkeit, glücklicher Lage und Schönheit der Landſchaft in allen den Theilen von Weſtafrika, die den Portugieſen bekannt ſind, ihres Gleichen nicht hat.“ Das Land liegt in einem Halbkreis von Bergen, die zwiſchen Nordoſt und Südoſt in beträchtliche Entfernung ſich erſtrecken, und von einem zahlreichen und kühnen Volke bewohnt werden. Von dem Gipfel der Bergkette ergießt ſich ein Fluß, der, am Fuß des Gebirges durch künſtliche Kanäle in viele Arme getheilt, ausgedehnte Felder mit Mais, Hirſe, Waizen, Bohnen, Maſſags und bedeutende Tabakpflanzungen bewäſſert. Den Tabak bereiten die Bewohner zum Rauchen, indem ſie die Blätter zwiſchen zwei Steinen preſſen; der von Natur leichte Boden wird mit verbranntem Stroh gedüngt. In Bezug auf die Art der Bewäſſerung äußert Mendes: „Die Kunſt Waſſer zu vertheilen, in der die Egyptier unſere älteſten Lehrer waren, drängte ſich dieſen Negern durch dieſelben Umſtände in ihrer Gegend auf; allein es iſt das einzige Beiſpiel, das mir bei meinem langen Aufenthalt in Afrika vorkam. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt im Verhältniß zu der Mühe, die ſich die Eingebornen geben; ſie beginnen unmittelbar nach der Ernte wieder zu ſäen, und nehmen ihre Zuflucht zu ihren Waſſerbehältern, wenn der Regen ausbleibt.“ So baumreich das Land iſt, ſo gehen die Einwohner doch ſehr ſorgfältig mit dem Holz um, ſie hauen bloß Bäume von der kleinern Art, und laſſen die größern wachſen, damit ſie ihnen Bretter geben, die ſie gegen die Sonne ſchützen. Die Expedition würde ſich bei dieſen Eingebornen beſſer mit Lebensmitteln verſehen haben, wenn nicht ein benachbartes Volk, genannt Catallas, überall Verwüſtungen angerichtet hätte. Dieſe Feindſeligkeiten werden meiſt in Verbindung mit dem König von Anyla Ogonga unternommen und ausgeführt; denn hat gleich dieſer Fürſt die Oberherrſchaft über die Bewohner von Njau, ſo will er doch nicht, daß ſeine Vaſallen reicher, und am Ende mächtiger als er ſelbſt ſeyn ſollen; Dieß zu verhindern befördert er Einfälle in dieſe Provinzen. Dieſer Theil von Bumbo, der ohne allen Zweifel der einladendſte und zweckmäßigſte Bezirk für Gründung einer Handelsniederlaſſung wäre, liegt unter 14° 2′

Digitized by Google

ſ. Breite, 28 Lieues nördlich vom Hafen Moſſamedes. Der Fluß kommt von einem Gebirg gegen ONO, und ſchlängelt ſich ſüdöſtlich gegen die See, mit der er ſich unter 14° 57′ ſ. B. vermählt. Seine Ufer ſind ſehr bevölkert, und mit zahlreichen Dörfern beſetzt, die bei der Annäherung der Expedition alle verlaſſen wurden; obgleich man Abgeordnete an die Einwohner ſandte, ſo erregte doch die Erſcheinung weißer Männer ſolchen Schrecken, daß keine Ueberredung ſie bewegen konnte, zurückzukehren.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Folgende That einer beiſpielloſen Entſchloſſenheit verdient von der Geſchichte aufbewahrt zu werden. Der Kapitän des ſechsten Linien-Infanterieregimentes, Nikolaus Dobrzyzky, der früher ſchon in dem Kriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel mit Auszeichnung diente und ſpäterhin geraume Zeit, wegen ſeiner freiſinnigen Grundſätze verfolgt, im Gefängniſſe ſchmachten mußte, wurde am 24 Februar von dem General Jankowski entſendet, den Heerhaufen des Fürſten Szachowski zu rekognoſziren. Der Kapitän Dobrzyzki begab ſich mit einer Abtheilung Plänkler in die Nähe von Nieporent, wo er in einem Defilee ſich aufſtellte, und von da aus mit Erfolg den Angriff der dreifachen Plänklerlinie des Feindes aushielt. Nach einem langen Gewehrfeuer bemerkte er bei dem Feinde eine Bewegung und ſah ſich auf ein Mal von dem Regiment verlaſſen, das eine andere Stellung genommen hatte. Sogleich beorderte er den Unterlieutenant Bojankowski, Erkundigung einzuziehen, der endlich nur mit größter Gefahr zurückkehrt, nachdem er von einem verwundeten Soldaten erfahren, daß die Polen ſich bereits ſeit einer halben Stunde zurückgezogen. Sonach war die Abtheilung des Kapitäns Dobrzyzki völlig abgeſchnitten. Dieſe Nachricht wurde gleich darauf noch beſtätigt durch den Unterlieutenant der vierten Kompagnie, Sztochman, der ſich mit acht Mann auf die polniſchen Plänkler zurückgezogen hatte. Kein Augenblick war zu verlieren; hinter ſich hatten ſie ein ſumpfiges Erlengehölz, und jeder Rückzug war unmöglich. Indeß der Kapitän war entſchloſſen, die Seinigen wieder zu erreichen oder zu ſterben. Ganz allein erſteigt er einen Hügel, um die Stellung des Feindes zu beobachten, ſieht ſich aber in dem Augenblicke, wo er die Höhe erreicht, kaum fünfzehn Schritte weit von einem Bataillon des ruſſiſchen Regimentes Czarnomorski, das, bei ſeinem Anblicke erſtaunt, Halt macht. Ein einziger Schuß fällt aus dem Bataillon und durchbohrt den Tſchako des Kapitäns, der ohne einen Schritt zu weichen ſeinen Leuten zuruft: „Voran, Kinder, es lebe Polen!“ Mit Blitzesſchnelligkeit wirft er ſich hierauf mit ſeiner nur achtzig Mann ſtarken Schaar auf den Feind, durchbricht das Bataillon, tödtet ſechzig Ruſſen, eilt im Angeſichte des ganzen Korps des Fürſten Szachowski hinweg, und gewinnt ein Gehölz, wo er einen Grenadier findet, der in der Gegend bekannt iſt, und erreicht auf Umwegen ſein Bataillon wieder, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Dobrzyzki wurde bei dieſer kühnen That trefflich unterſtützt durch die Unerſchrockenheit der Lieutenants Sztochman und Bojankowski, und alle drei erhielten das Militärkreuz auf einſtimmiges Verlangen aller Offiziere des Regimentes.

* * *

Auf einer andern Seite der Schlachtlinie gab der Bürger Radonski, aus dem Herzogthum Poſen, eine nicht geringere Probe von dem Heldenmuthe, der das ganze polniſche Heer beſeelt. Radonski ſtand als gemeiner Kanonier in der Batterie des Kapitäns Piutka, die durch das feindliche Feuer faſt ihre ganze Mannſchaft verloren hatte. Ganz allein richtete er ungeachtet der Warnungen ſeiner noch übrigen Mitſoldaten die Kanonen gegen den Feind. Eine Granate verwundet und ſtürzt ihn zu Boden. Der anweſende Offizier ruft den andern Kanonieren zu, den Verwundeten wegzubringen, und es ſcheint, daß die Kanonen eine Zeitlang unbedient bleiben müſſen. Doch der mit Blute bedeckte Radonski rafft ſich auf und ruft: „Ich lebe noch, Kanoniere! An's Geſchütz!“ Der Generaliſſimus, von dieſem tapfern Benehmen unterrichtet, hat dem Bürger Radonski das Militär-Ehrenkreuz ertheilt.

* * *

Während der Schlacht von Bialolenka verwundete eine Haubitze einen polniſchen Offizier gefährlich; der Kampf iſt gerade in ſeiner vollen Wuth entbrannt, und der Verwundete bleibt bewußtlos auf dem Boden liegen, in dem Augenblicke unbeachtet von den Seinigen und ohne Hülfe. Der Sohn eines Bauers, ein Knabe von ſieben Jahren, ſieht aus einer Hütte, in deren Nähe das Gefecht wüthete, die hülfloſe Lage des Offiziers, tritt unter dem furchtbarſten Kanonenfeuer heraus, ſchöpft Waſſer aus dem Brunnen und ſchüttet es über das Geſicht des Offiziers, der hierdurch wieder zur Beſinnung kommt. In dieſem Augenblicke reißt eine Kugel dem Kinde beide Beine weg. Der Knabe bei dem heftigſten Schmerze ſtreckt noch ſeine kleinen Hände nach dem Offiziere aus, um ihm die Halsbinde aufzuknüpfen, ſinkt aber, während er noch damit beſchäftigt iſt, entſeelt zurück.

* * *

Der Reichstags-Marſchall, Graf Wladislaus Oſtrowski, hat allen Bauern auf ſeinen Gütern, die für das Vaterland kämpfen, durch eine feierlich ausgeſtellte Urkunde die Freiheit und den Beſitz von Grundeigenthum unter folgenden Bedingungen zugeſichert: Jeder Bauer, der für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die Waffen ergreift, wird ein erbliches Grundeigenthum von ſechs Morgen fruchtbaren Landes erhalten; dafür wird er jährlich zwei Gulden für jeden Morgen Steuer entrichten, und dieſe Abgabe ſoll zur Errichtung einer Elementarſchule beſtimmt ſeyn. Jeder Bauer, der ſich durch ein Zeugniß über Proben ſeines Muthes in dem gegenwärtigen Kriege ausweiſen kann, erhält außerdem noch ſechs andere Morgen Feldes, Pferde, Rindvieh und alle zum Ackerbau gehörigen Geräthſchaften. Ein Jahr nach dem Ende des Kriegs ſoll jeder Bauer die Frohndienſte ablöſen können, entweder durch eine Ablöſungsſumme oder dadurch, daß er Lindeigenes Beſitzthum erwirbt. Die geſchenkten oder verkauften Grundſtücke werden den neuen Eigenthümern frei von allen Schulden übergeben.

* * *

In dem Gefechte bei Markuszow, durch das der General Dwernizki den ruſſiſchen General Kreutz zum Rückzuge zwang, zeichnete ſich beſonders der Obriſt Lanckoronski aus. Zwei ſeiner Söhne dienen unter ihm in derſelben Schwadron. Einer von ihnen wurde durch mehrere Säbelhiebe in Kopf und Arm ſo gefährlich verwundet, daß man ihm den Arm auf der Stelle abnehmen mußte. Der Vater, ſo tief er auch bei dieſem traurigen Anblicke ſich ergriffen fühlte, fuhr dennoch fort, die Pflicht des tapfern Soldaten zu erfüllen, und ſetzte ſich ſelbſt der äußerſten Gefahr aus. In demſelben Gefechte ſah man einen vormaligen Offizier, Namens Garczynski, der ſpäterhin als Unterpräfekt ſich durch ſeine bürgerlichen Tugenden auszeichnete, und gegenwärtig mit ſeinem Sohne als gemeiner Soldat in einer und derſelben Schwadron diente, mit Löwenmuth gegen mehrere ruſſiſche Dragoner fechten, indem er ſeinen Sohn, der verwundet worden war, vertheidigte. Selbſt vom Pferde geſtürzt, wurde er von ſeinen Kameraden, die ihm zu Hülfe eilten, ſammt ſeinem Sohne gerettet. — Zwei Geiſtliche, Pulawski und Szynglaeszki, befanden ſich an dieſem wie an dem vorhergehenden Tage fortwährend an der Spitze der Kolonne, und nahmen an dem Gefechte mit einem Muthe Theil, den der General Dwernizki ſelbſt in ſeinem Berichte an den Oberfeldherrn als über jedes Lob erhaben ſchildert.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Sultan hat zur Tilgung der ungeheueren Schulden des heiligen Grabes 1000 Beutel (500,000 türkiſche Piaſter) beigetragen. Außerdem bewilligt er, daß von allen Griechen, die im Umfange des oſmaniſchen Reiches wohnen, zu Gunſten der heiligen Orte eine Kopfſteuer von einem Piaſter erhoben werden darf, um theils die Schulden zu tilgen, die durch die Mißbräuche der Paſcha's und Papa's (griechiſchen Prieſter) angehäuft wurden, theils um damit die Koſten zur Wiederherſtellung des chriſtlichen Tempels zu beſtreiten. Ein kaiſerlicher Chattiſcherif ernenne fünf Aufſeher und an ihrer Spitze den griechiſchen Wojewoden Euſtathius Nicolaides von Zagora, den Fanarioten. Durch einen andern Chattiſcherif des Großherrn wird beſtimmt: „die Raya's, d. h. die Griechen, Armenier, katholiſchen Armenier und Juden werden mit den Türken vor dem Geſetze gleich

Digitized by Google

welche zu dieſer theilweiſen Revolution beitrugen, iſt eine der bedeutendſten der Umſtand, daß die Straße von Natchez nach den Staaten am Ohio, welche, ehe die Dampfſchifffahrt aufkam, von den zwiſchen New-Orleans hin- und herreiſenden Kaufleuten ſehr ſtark benützt wurde, durch ihr Land führte. Mehrere ihrer einflußreichen Männer erhielten, indem ſie ſich an dieſer Straße niederließen, Gelegenheit ihre dürftigen Vorräthe an die Reiſenden um hohe Preiſe abzuſetzen. Allein die Maſſe des Volks theilte dieſe Vortheile nicht, ſondern blieb vielmehr in ihrer alten troſtloſen Lage, ſo daß z. B. erſt vor vier Jahren an den Kongreß von Florida die Aufforderung erging, Maßregeln zu treffen, um der Noth dieſer Indianer abzuhelfen. Dieſelbe träge Sorgloſigkeit herrſcht hier, wie bei den nördlichen Indianern und man trifft weder einen Ueberfluß von Wildprät zum Lebensunterhalt, noch von Pelzwerk zum Verkauf. Auch iſt die Einfuhr von Sklaven, womit in letzter Zeit einige der angeſehenſten Tſchirokeſen ſich verſehen haben, ein neuer Beweis, daß die allen wilden Stämmen charakteriſtiſche Arbeitsſcheue noch lange nicht überwunden iſt. Gewiß hat Jedermann die in den öffentlichen Blättern angekündigte Nachricht von Schrift, Preſſe, Zeitung, Schulweſen, Staatsverfaſſung und Verwaltung der Tſchirokeſen mit Intereſſe geleſen und Mancher der freudigen Erwartung Raum gegeben, daß nach der langen Nacht urvolklicher Unwiſſenheit endlich ein beſſerer Morgen angebrochen ſey; wir wünſchen von Herzen es wäre Dem alſo. Aber wir fürchten, die Sache möchte darauf hinauslaufen, daß einige Häupter, die ſich Sklaven halten können, deren Hände ihnen Baumwollenländereien anbauen, allerdings recht behaglich leben und daß, ſo lange die Nation die reichlichen Jahrgelder, welche ſie von den Vereinigten Staaten bezieht, für Zeitungen und andere Gegenſtände verwendet, die dem Reichen wichtiger ſind als dem Armen, man auch allerhand hübſche Dinge zu hören bekommen wird; um aber den richtigen Werth dieſer Beſtrebungen zu ermeſſen, müſſen wir zuſehen, bis ſich davon ein praktiſcher Einfluß auf die Geſammtheit kund thut.

Aber, hält man entgegen, wie kommt es, daß in Mexiko und Südamerika ein großer Theil der indianiſchen Bevölkerung der neuen Ordnung der Dinge ſich anſchließend nun mit den Eroberern einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben Geſellſchaft ausmacht? Schon unter dem ſpaniſchen Zepter führten die Indianer, ob ſie gleich als eine entwürdigte Kaſte beſtanden, ein anſäſſiges Leben und nährten ſich durch ihrer Hände Arbeit, und jetzt, nachdem ſie ſich des Schutzes der Geſetze erfreuen, beginnen ſie mit den europäiſchen Abkömmlingen ſich wirklich zu verſchmelzen. In andern Theilen des Kontinents, wie in Kalifornien und Paraguay, wohin die ſpaniſche Herrſchaft bloß dem Namen nach ſich erſtreckte, gelang es den Jeſuiten ſie in ordentliche Gemeinden zu vereinigen, und in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht ihre Lage zu verbeſſern und zu beaufſichtigen. Allein können vom St. Lorenz bis zum mexikaniſchen Golf Franzoſen, Briten, Spanier oder Amerikaner ſich rühmen, es dahin gebracht zu haben, daß auch nur ein indianiſcher Stamm ſeinem Herkommen entſagt, ſich dem Volke der Sieger einverleibt oder einen Wunſch der Theilnahme an den Wohlthaten der Civiliſation verrathen hätte?

Wie erklärt man dieſes Räthſel? Hat der Norden Amerika's Reize, wodurch die wilden Stämme ſich unwiderſtehlich zum Jägerleben hingezogen fühlen, welche der ſüdlichere Kontinent nicht hat? Oder liegt die Urſache einzig und allein in der Charakterverſchiedenheit der Stämme? Indeß dieſe Charakterverſchiedenheit hängt wieder von einer Menge äußerer und innerer Bedingungen ab. Die Schwierigkeiten erblicken wir überall, aber dem letzten Grund derſelben kommen wir nicht auf die Spur. Einige Züge aus dem Leben dieſer ſeltſamen Menſchen mögen hier am Platz ſeyn. Jeder Indianer unterwirft ſich in ſeiner Jugend einem Verfahren ſtrenger geiſtiger und leiblicher Zucht. Während dieſer Prüfungszeit wird ihm die Pflicht langer und harter Entbehrung auferlegt, und dadurch ſeine Einbildungskraft auf einen höhern Grad der Empfänglichkeit geſteigert. Der Novize bringt Tage verſunken in Träumen zu, in denen er ſeinen Beruf und ſein Geſchick inne wird, in denen ſein Manitou, der ihn ſchirmend durch's Leben begleitet und ihm in der letzten Stunde zur Seite ſteht, in der Geſtalt irgend eines Hausthieres, das von da an Gegenſtand ſeiner beſondern Verehrung iſt, ihm ſich offenbart. Gleichgültigkeit gegen den Tod und unwandelbare Beharrlichkeit des Willens ſind Hauptlehren, die dem indianiſchen Jüngling eingeprägt werden. Selten begeht daher ein Indianer einen Selbſtmord; nicht als ob das Grab ihm keine Freiſtätte böte; aber Standhaftigkeit und Ausdauer gegen Leiden ſind eine Pflicht des Kriegers, der nur der Feigling ſich entzieht. Ganz für Krieg und Jagd ſoll er leben, jede andere Beſchäftigung iſt ſeiner unwürdig, würde ihn zum Weibe ſtempeln. Unbeugſamer Glaube an ein waltendes Verhängniß iſt ſeine Religion. Mag ihm Gutes oder Böſes widerfahren, er nimmt es mit unerſchütterlicher Gemüthsruhe hin. Wenn das Unglück ihn übermannt, daß er ſich nicht dagegen zu ſtemmen vermag, ſo kann er ſterben und er ſtirbt ohne Murren. Die Meinungen, Sagen und Gebräuche ſeines Stammes gehn ihm über Alles. Von frühſter Jugend auf weiß er, daß der große Geiſt ſich gekränkt fände, wenn eine der Einrichtungen, die er für ſeine rothen Kinder angeordnet hat, verletzt würde. Unbekümmert um Folgen iſt er das Kind der Laune des Augenblicks; ungehemmt durch moraliſche Betrachtungen thut er was ſeine Leidenſchaften ihn heißen. Beherrſcht von jenen erniedrigenden Fantomen des Wahns, wie ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortpflanzten, kennt er keine Triebfedern ſittlicher Belohnung oder Strafe. Der Begriff einer Regierung, wenigſtens einer Regierung, welche allgemeine Verhaltungsregeln vorſchreibt, iſt ihm fremd. Die völlige Blöße ihres geſellſchaftlichen Verbandes kann man ohne perſönliche Anſchauung ſich nicht vorſtellen. Die Blutsverwandtſchaft ſcheint das einzige Mittel zu ſeyn, welches die Stämme zuſammenhält; ſie haben kein Geſetzbuch, keine Gerichte, keine Beamten, ſie haben keine Abgaben zu erheben, keine Schulden einzutreiben, keine Prozeſſe zu ſchlichten. Sie befinden ſich in einem Naturzuſtand wie nur immer einer möglich iſt. Beleidigungen werden durch Rache vergolten und Stärke ſichert Recht. Nicht nur ſind ſie zufrieden und wünſchen ſich nichts Beſſeres, ſondern ſo tief wurzelt dieſe Gewohnheit des Daſeyns in allen ihren Gefühlen und Neigungen, daß ſie jedem Eindruck anderer Art ſchlechterdings unzugänglich ſind. Der Indianer ſtreift in den Steppen und Wäldern umher, jagt das Wild, greift die Feinde an, geht müßig nach Laune, ſchwelgt, wenn er Ueberfluß hat, darbt, wenn der Mangel kommt und iſt jeder Zeit gefaßt zu ſterben; aber man braucht kein großer Kenner der menſchlichen Natur zu

ſeyn, um einzuſehen, daß es den Wilden ſchwer fallen muß dieſe freie Ungebundenheit gegen die Geſetzmäßigkeit einer civiliſirten Geſellſchaft zu vertauſchen.

Literariſche Chronik.

Davy's Lebensgeſchichte, von Paris.

(Fortſetzung.)

Seine erſten Originalverſuche machte Davy ſchon in Penſanze als ein Jüngling zwiſchen ſiebenzehn und achtzehn Jahren. Dahin gehört ſeine wichtige Entdeckung der Eigenſchaft der Seekryptogamen mittelſt der Einwirkung des Lichtes auf Erzeugung von Sauerſtoff das Waſſer zu zerſetzen, wodurch er herauszubringen ſuchte, ob, wie auf dem Lande, die Vegetabilien dazu dienen, die Atmoſphäre für die Landthiere zu erneuen, eben ſo die Seevegetabilien in der Atmoſphäre des Oceans das Gleichgewicht erhielten. Setzen dieſe Verſuche ſchon eine für dieſe Jahre ſeltene Tiefſinnigkeit des Geiſtes voraus, ſo muß man ſich noch mehr darüber wundern, wenn man den chemiſchen Apparat kennt, der ihm dabei zu Gebote ſtand. Seine Werkzeuge waren von der roheſten Art; meiſt verfertigte er ſie ſelbſt, oder er benutzte dazu die nächſten beſten Geräthſchaften, die ihm in den Wurf kamen, Töpfe und Pfannen aus der Küche oder Tiegel und Inſtrumente aus ſeiner Apotheke. Dieſe außerordentliche Geſchicklichkeit für das Mechaniſche ſeines Berufes würde Davy, wie ſein Biograph bemerkt, ſich nie erworben haben, wenn nicht die beſchränkten Mittel, über die er Anfangs verfügte, ihn genöthigt hätten, allen ſeinen Scharfſinn aufzubieten, um neue Manipulationen zu erfinden.

Eine wichtige Epoche in Davy's Jugendgeſchichte bildet ſeine Bekanntſchaft mit Hrn. Gilbert, ſeinem Vorgänger in der Präſidentur der königlichen Geſellſchaft. Die Art der Entſtehung dieſer Bekanntſchaft iſt ein neuer Beweis, wie oft Kleinigkeiten von wichtigem Einfluſſe auf unſere Geſchicke ſind. Davy erregte die Aufmerkſamkeit Gilbert's durch die ſeltſamen Geſichter, die er ſchnitt, als er ſich nachläſſig über die Halbthüre ſeines Apothekers wegſchwang. Man muß wiſſen, Davy beſaß Züge, die ſelbſt in ihrer natürlichen Form nichts weniger als angenehm waren, und konnte man ihn auch in reiferen Jahren gut ausſehend finden, ſo blieb doch ſeine Erſcheinung immer ſo, daß ein Witzling meinte, er habe ſo Etwas von einem bukoliſchen Charakter an ſich. Ein Herr, der mit Gilbert ging, bemerkte, der merkwürdig ausſehende Junge ſey der Sohn des Bilderſchnitzers (carver) Davy; „wie man ſagt," fügte er hinzu, „iſt er ein außerordentlicher Liebhaber von chemiſchen Experimenten." „Von chemiſchen Experimenten!" rief Gilbert aus. „Wenn Das iſt, muß ich ihn ſprechen." Gilbert, ein ſcharfer Menſchenkenner, entdeckte bald die ausgezeichneten Talente des Jünglings, bot ihm ſeine Bibliothek und Alles, womit ihm ſonſt bei ſeinem Studium gedient ſeyn konnte, an, und geſtattete ihm den Zutritt in ſeine Familie.

Seine Bekanntſchaft mit Gregory Watt, welche auch in dieſe Zeit fällt, erwies ſich nicht minder erfolgreich in Bezug auf ſeine Laufbahn. Die Aerzte riethen dieſem trefflichen Chemiker eine Erholungsreiſe nach dem Weſten von England an, und der Zufall wollte, daß er ſeinen Aufenthalt in Penſanze und juſt im Hauſe von Davy's Mutter ſein Quartier wählte. Zwei ſo verwandte Geiſter konnten ſich nicht fremd bleiben; Davy ſuchte ſich ihm Anfangs mit Metaphyſik zu nähern, wodurch er ſich bei Watt nicht empfahl; aber kaum ließ dieſer ein Mal ein Wort von Chemie fallen, worauf Davy leichthin bemerkte, er würde ſich getrauen, die franzöſiſche Theorie in Zeit einer halben Stunde zu widerlegen, ſo war der Anziehungspunkt gefunden, die Scheidewand von Eis löste ſich und die beiden Chemiker waren Freunde.

Als bald darauf Dr. Beddoes in Briſtol das „pneumatiſche Inſtitut" errichtete, wurde der junge Davy ſein Aſſiſtent im Laboratorium. Borlaſe entließ ihn aus den Lehrlingsverhältniſſen „aus Rückſicht auf ſeine außerordentlichen Talente," und im Oktober 1798 reiſte er aus Penſanze ab. Kaum ſah er ſich in einer Lage, wo er ſeine nothwendigſten Lebensbedürfniſſe gedeckt wußte; als er zu Gunſten ſeiner Mutter und Schweſter allen Anſprüchen auf ſein väterliches Erbtheil entſagte. In Briſtol erwarb er ſich viele Freunde. „Diejenigen," ſagt ſein Biograph, „welche, frühzeitig mit Davy bekannt, im Stande waren, den ganzen Gang ſeiner Laufbahn von der Dunkelheit bis auf die höchſte Stufe des Ruhmes zu beobachten, erklären, daß er nie ſo viel Staunen und Bewunderung erregte, als während ſeines kurzen Aufenthaltes in Briſtol. Die Einfachheit ſeines Weſens nahm äußerſt für ihn ein. Er kannte kaum die Namen unſerer beſten Schriftſteller, und noch weniger hatte er ihre Werke geleſen; deſſen ungeachtet mochten ſelbſt Gelehrte vom Fache mit ihm über jeden Gegenſtand der Moral und der Metaphyſik in Erörterungen eingehen, und ſie mußten bekennen, daß ſeine wiſſenſchaftliche Unterhaltung eben ſowohl wegen ſeines reichen naturkräftigen Geiſtes in hohem Grade genußreich, als wegen der Neuheit und Wahrheit ſeiner Ideen belehrend ſey. Coleridge äußerte namentlich ſeine Ueberraſchung, als er kurz nach ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Davy ihn eine ſehr dunkle Streitfrage gegen einen durch den Umfang ſeines Wiſſens ſo wie durch die Gabe der Darſtellung ausgezeichneten Gelehrten verfechten hörte; der Kontraſt war einzig, auf der einen Seite die friſche, wilde, heimiſche Blume, auf der andern die ſauber bereitete exotiſche Pflanze des Herbariums. Die Verſuche Davy's in Briſtol, wo ihm das ganze Laboratorium zu Gebote ſtand, ſind zahllos.*) Hier war es, wo er unter Anderm ſich der Thatſachen der voltaiſchen Elektrizität vergewiſſerte, worauf er ſpäter ſeine Forſchungen über Galvanismus baute.

Nach einigen Unterhandlungen bot Graf Rumford dem jungen Chemiker die Stelle eines Direktors des Laboratoriums und außerordentlichen Profeſſors (assistant Professor) bei dem königlichen Inſtitut an. Am 11 März 1801 ergriff er von ſeinem neuen Amte Beſitz. Der erſte Eindruck, den Davy's Perſönlichkeit auf den Grafen hervorbrachte, fiel ſo wenig günſtig aus, daß er bereits ſein Bedauern ausdrückte, den Verwendungen von Freunden nachgegeben zu haben, und jenem nicht geſtatten wollte, auf dem „Theater" des königlichen Inſtituts aufzutreten, ehe er vorher in dem kleinen Hörſaale eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt hätte. Dieſe Probe entfernte aber jedes Vorurtheil, und am Schluſſe der Vorleſung rief der Graf emphatiſch aus: „Jetzt mag er jede Einrichtung verfügen, welche das Inſtitut erlaubt." Am folgenden Tage wurde er auf das „Theater" befördert, und ſechs Wochen darauf rückte er zum ordentlichen Profeſſor vor. Den Titel und Rang eines königlichen Profeſſors erhielt er jedoch erſt einige Zeit nachher. Wenn man damals die elegante Art bewunderte, mit der Davy ſeine öffentlichen Verſuche anſtellte, denen oft Perſonen aus den höchſten Ständen beiwohnten, ſo iſt es vielleicht nicht unintereſſant, auch einen Blick hinter den Vorhang zu werfen. Sein Biograph äußert ſich darüber folgendermaßen: „Wer Davy bloß in dem Hörſaale ſah, hat keinen Begriff davon, wie es in ſeinem Laboratorium zuging; aber in dem einen Falle theilte er Wiſſen mit, in dem andern verſchaffte er ſich's. Man erzählt ſich in dieſer Beziehung ſehr charakteriſtiſche Anekdoten. So z. B. trug er ein Mal einem ſeiner Schüler eine Einleitungslektion vor und wollte ein bedeutungsloſes Beiwort aus ſeinem Manuſcript ausſtreichen; ſtatt nun die Feder zu nehmen, tunkte er die Finger in das Dintenfaß und fuhr damit über das Papier. Immer pflegte er gleichzeitig mehrere nicht zuſammenhängende Verſuche vorzunehmen und ohne Plan und Ordnung ſich von einem zum andern zu wenden; bei dieſen Gelegenheiten verfuhr er mit ſeinem Apparate ganz unbarmherzig, nahm, zerbrach und zerſtörte, wie er eben im Augenblicke Etwas brauchte. So raſch waren ſeine Bewegungen, daß, während ein Zuſchauer vielleicht glaubte, er mache bloß Vorbereitungen zu einem Verſuche, er bereits die Reſultate in Händen hielt, die von nicht minderer Genauigkeit waren, als wenn er länger dabei verweilt hätte."

(Fortſetzung folgt.)

Ein- und Ausfuhr in Rußland.

Zu den in Nro. 90 des Auslandes enthaltenen Mittheilungen über die Ein- und Ausfuhr der ruſſiſchen Seehäfen fügen wir noch folgende

*) Die Reſultate ſammelte Dr. Beddoes in den „Weſt Country Contributions." Davy's Arbeiten erſchienen auch in einem beſondern Bande mit ſeinem Namen (1800).

Digitized by Google

über den Handel von Riga während des verfloſſenen Jahres. In den Hafen von Riga wurden eingeführt für 15,885,598 Rubel 75 Kop. — 614,550 Rubel weniger als im Jahre 1829 — ausgeführt für 45,059,152 Rubel 60 K. — für 2,829,291 weniger als im Jahre 1829. Unter der Einfuhr befinden ſich 952,770 R. 50 K. in Gold und Silber, geſponnene Baumwolle für 175,820 R.; rohe Baumwolle für 116,902 R.; Kaffee für 792,460 R.; Rohzucker für 7,626,704 R.; Seidenzeug für 161,147 R.; wollene, baumwollene und leinene Waaren für 627,480 R.; Weine für 987,057 R.; Salz für 2,157,750 R. u. ſ. w. — Unter der Ausfuhr findet man für 11,104,521 R. 50 K. Leinwand; für 6,806,391 R. Hanf; für 929,679 R. Unſchlitt; 54,097 R. 50 K. Potaſche; 275,027 R. 50 K. Tabak; 982,456 R. Hanföl; 293,704 R. 50 K. Schreibfedern; 1,654,607 R. Häute; 7,582,251 R. Getraidfrüchte; 8,417,945 R. Sämereien; 2,103,062 R. 50 K. Holz u. ſ. w. — Die von der Regierung gezogenen Auflagen beliefen ſich auf 7,259,599 R. 64½ K. in Aſſignaten, und 64,456 R. 57 K. in Silber, um 452,851 R. 72 K. in Aſſignaten, und 9159 R. 55 K. in Silber weniger als im Jahre 1829. — Die Zahl der eingelaufenen Schiffe belief ſich auf 1241, der ausgelaufenen auf 1248. Die meiſten derſelben waren engliſche; nach dieſen kommen die ſchwediſchen, hannöveriſchen und holländiſchen; die ruſſiſchen bilden nur ein 56 Theil der Geſammtzahl. Während alle Zweige der Induſtrie in Rußland namhafte Fortſchritte gemacht haben, iſt der der Schifffahrt allein noch zurückgeblieben, obgleich kein Land einen ſolchen Ueberfluß an Schiffsbaumaterial beſitzt, als Rußland. Der Mangel an einer zahlreichen Handelsmarine bleibt für Rußland's Handel nach Außen das größte Hinderniß. Hieraus entſpringt der große Nachtheil für den ruſſiſchen Handelsbetrieb, daß die Waaren lange in Magazinen aufgeſpeichert bleiben und die Ankunft der Käufer abgewartet werden muß, ſo zwar, daß, wenn Zeitereigniſſe die Verbindungen unterbrechen ſollten, der Handelsverkehr des Hafens von Riga wenigſtens, ganz darniederliegen würde. Außerdem ſind die Summen, die für Transport der ruſſiſchen Handelsartikel den fremden Schiffen zugewendet werden, außerordentlich bedeutend. Im Jahre 1830 betrug der Waarenumſatz von Riga gegen 61 Millionen an Werth; 2490 Schiffe waren damit beſchäftigt, unter denen nur 71 ruſſiſche gezählt wurden. Nimmt man an, daß die Aus- und Einfuhr der letzteren zwei Millionen Rubel betrug — daß die verführten Waaren größtentheils von ſehr großem Volumen ſind und 10 bis 14 pCt. Fracht bezahlen, ſo kann man berechnen, welche ungeheueren Summen der Hafen von Riga allein an die fremden Schiffe bezahlt haben muß.

In dem Hafen von Pernoff liefen im Jahre 1830 100 fremde und zwei ruſſiſche Schiffe ein, eben ſo viele liefen aus. Der Werth der eingeführten Waaren betrug 262,764 R. 99 K.; jener der ausgeführten 2,456,956 R. 16 K. Die davon erhobenen Auflagen ertrugen 384,789 R. 76 K. Aſſignaten und 6273 R. 38 K. in Geld.

Die Einfuhr durch die Mauthſtationen von Jurburg, Polangen, Gorzdy, Kowno und Mereez belief ſich im Jahre 1830 auf 4,320,380 R. 59¾ K., die Ausfuhr auf 6,942,748 R.; aus beiden wurden 2,520,580 R. 59¾ K. Abgaben erhoben. Im Jahre 1829 ergab die Ausfuhr die Summe von 6,646,215 R.; die Einfuhr 4,805,260 R.; und der Ertrag der Abgaben 2,096,875 R. 90¾ K. — Unter Anderm wurden im erwähnten Jahre an Gold und Silber eine Summe von 280,852 R. 56 K. ausgeführt, wogegen die Einfuhr des Metallwerthes ſich auf 5,342,628 R. 61 K. erhob; darunter Gold- und Silberbarren im Betrag von 3,764,350 Rubel. Man hat ſeit 1822 von Jahr zu Jahr wahrgenommen, daß die Einfuhr der Manufakturwaaren des Auslandes in den Provinzen des baltiſchen Meeres in dem Maaße ſich vermindert hat, als die ruſſiſchen Fabrikwaaren dort Zugang gefunden haben. Im Ganzen war der Handel in dieſen Bezirken des ruſſiſchen Reiches im verfloſſenen Jahre weit lebhafter als 1829. Vor 1825 konnten die Mauthen von Polangen und Jurburg nur von rohen Produkten Zölle erheben. Damals wurden ſie zu Douanen erſten Ranges erhoben, und man darf bloß einen Blick auf die Zunahme der Zollerträge werfen, um ſich von dem reißendſchnellen Wachsthume des dortigen Verkehres zu überzeugen. Im Jahre 1822 betrug die Zolleinnahme zu Polangen 2,786 R. 33¾ K.; zu Jurburg 170,612 R. 9¾ K.; im Jahre 1829 zu Polangen 1,007,487 R. 76¾ K., zu Jurburg 1,054,516 R. 79¾ K.; im Jahre 1830 an erſtgedachtem Orte 1,237,846 R. 63¾ K., an letzterem 1,051,542 R. 90¾ K.

Vermiſchte Nachrichten.

Die „Times“ warnen in einem Artikel England, vor der zunehmenden Seemacht Frankreichs und der vereinigten Staaten auf der Hut zu ſeyn. Gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann England ſeine Uebermacht zur See zu entwickeln, während Frankreichs Aufmerkſamkeit durch die fortwährenden Kriege auf dem Kontinent von dem Meere abgeleitet wurde. Indeß hat bekanntlich die franzöſiſche Regierung ſeit dem Jahre 1815 mehr Sorge und Koſten auf ihre Marine verwendet, als je zu einer früheren Zeit ſeit Ludwig XIV. Ein franzöſiſches Kriegsſchiff iſt jetzt ein ganz anderes Ding als eines am 1 Juni 1795 oder ſelbſt in der Schlacht von Trafalgar. Zwar ſind die franzöſiſchen Schiffe in den letztvergangenen Jahren, was die Segelfähigkeit betrifft, noch nach keinen beſſeren Modellen gebaut worden; dagegen ſind ſie in ihrer verſchiedenen Klaſſe weit größer, weit zerſtörender bewaffnet, ſtärker gebaut, von tüchtigeren Offizieren befehligt und mit einem Schiffsvolk bemannt, das über allen Vergleich beſſer disziplinirt und ein bei Weitem gefährlicherer Nebenbuhler der britiſchen Seeleute iſt, als das des 18ten Jahrhunderts. Was wird die Folge ſeyn, fragen die Times, wenn Frankreich oder Nordamerika mit gleichen Waffen ausgerüſtet und noch dazu in irgend einem phyſiſchen, mechaniſchen oder moraliſchen Vortheil uns überlegen England angreift? — Als Verbeſſerungen in der engliſchen Marine werden dann vorgeſchlagen: keine Schiffe von 74 Kanonen mehr zu bauen, da ſich dieſelben mit keinem franzöſiſchen oder amerikaniſchen Linienſchiff meſſen können: die franzöſiſchen Kriegsſchiffe, die in den letzten zehn Jahren gebaut worden ſind, führen nie weniger als 84 bis 90 Kanonen, während die ſogenannten 74ger der Vereinigten Staaten nie weniger als 90 und manche von ihnen 96 Feuerſchlünde an Bord haben; ferner einige der 74 Kanonen führenden Linienſchiffe in Fregatten erſten Ranges von 50 bis 56 Kanonen zu verwandeln, die Fregatten von 46 zum Theil und alle Fregatten von 42 ohne Ausnahme in Korvetten umzubauen u. ſ. w., vor Allem aber unverzüglich eine anſehnliche Anzahl Dampfſchiffe von 200 bis 500 Pferdekraft bauen zu laſſen, deren Ruderkammern Kugelprobe aushalten und die mit zwei bis vier großen und eben ſo viel kleineren Kanonen bewaffnet ſeyn ſollen. Zur Bedeckung, zum Bugſiren der Kriegsſchiffe an die Angriffspunkte oder leewärts, zur Beobachtung eines feindlichen Geſchwaders, zum Kreuzen gegen Kauffahrteiſchiffe und Transporte, zu jeder Art von Defenſiv- und Offenſiv-Kampf zur See — das Gefecht in der Schlachtlinie ausgenommen — giebt es Nichts, was mit dieſer Art von Schiffen verglichen werden könnte. Ob nicht ſelbſt Fregatten, die einzeln zum Kreuzen in die See ſtechen, außer der gewöhnlichen Ausrüſtung auch noch mit einem kleinern oder größern Dampfapparate verſehen werden könnten, gleich jenem Schiff des Lord Cochrane, das in's mittelländiſche Meer beſtimmt war, aber auf Betrieb einer fremden Macht durch die Regierung zurückgehalten wurde, ſey eine noch unentſchiedene Frage. Ueberdieß könne die Dampfſchifffahrt keinem Staate von ſo großer Bedeutung ſeyn, als England, dem Lande der Steinkohlen und der Mechanik. Breche ein Krieg aus, ſo dürfe man nur die Ausfuhr von Steinkohlen verbieten, um die Dampfſchifffahrt des Auslandes ſehr beſchränkt zu ſehen.

*

Das Morning-Chronicle führt als Beleg, wie „die Brode und Fiſche in der engliſchen Kirche an einzelne Familien vertheilt ſind,“ den gegenwärtigen Biſchof von Ely an, der ſeine Erhebung dem Umſtande verdankt, daß er Erzieher des Herzogs von Rutland war. Das Bisthum Ely und der dazu gehörige Sprengel trägt außer dem Patronate 27,742 Pfd. St. Der älteſte Sohn des Biſchofs Joh. Heinr. Sparks vereinigt in ſich folgende Stellen und Gehalte: eine Präbende in der Hauptkirche von Ely 400 Pfd., als Kaplan des Biſchofs 100 Pfd., als Regiſtrator der Diözeſe Ely 500 Pfd., als Rektor (Pfarrer) von Littlebury 505 Pfd., als Oberverwalter von Wisbeach, Burton und anderen Gütern 200 Pfd., als Rektor von Leverington mit der Kapellanei von Parſon Drove 500 Pfd.; im Ganzen 1805 Pfd. — Der Schwiegerſohn des Biſchofs, Edward Farbell, beſitzt eine Präbende in der biſchöflichen Kirche von Ely mit 400 Pfd., das Rektorat von Berwell mit 500 Pfd., das Rektorat von St. Marcy 400 Pfd., das Rektorat von St. Nicolaus 600; das Vicariat von Waterbrach mit 400 Pfd., im Ganzen 2100. Dieſe drei Perſonen genießen alſo zuſammen ein Einkommen von 31,645 Pfd. St. (379,740 fl.).

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 111. 21 April 1831.

Ueberſicht der politiſchen Blätter in Paris.

(Fortſetzung.)

Da der Conſtitutionnel, ohne ein ſelbſtthätiges Lebensprinzip, ſich begnügte, der ſchwankende Wiederſchein der im Umlauf befindlichen allgemeinen Anſichten zu ſeyn, ſo nimmt er in dem großen Schema der Repräſentanten der öffentlichen Meinung keine beſtimmte Stelle ein, ſondern dient mehr den Nachzüglern der Parteien zum Vereinigungspanier. Nicht ſo die andern Blätter; dieſe haben ſämmtlich Farbe und Richtung, wodurch ſie ſich wohl von einander unterſcheiden. Die pariſer Revolution brach nicht aus, wie engherzige Menſchen ſich einbilden, weil das Volk ſich erhoben hätte, um eine Charte zu vertheidigen, die es kaum kannte, um Ungeſetzlichkeiten zu ahnden, die es nicht berührten — mit Einem Wort ſie war keine Auflehnung gegen eine Spalte des Moniteurs. Während nach dieſen winzigen Staatsklüglern Nichts anders geworden wäre, als eine Kokarde, ein König und einige Beamten, giebt es viele ſehr vernünftige Leute, die den 29 Julius als den Anfangspunkt einer Umwälzung der Geſellſchaft überhaupt betrachteten. Wie aber in Epochen großer Weltentwickelungen nie ein Sieg oder eine Niederlage die Sache zur Entſcheidung bringt, ſo ſcheint die pariſer Revolution vor der Hand nur dazu gedient zu haben, den Parteien zum Bewußtſeyn zu verhelfen und ihnen einander gegenüber ihren Standpunkt anzuweiſen. So haben ſich drei Prinzipien ergeben, die wider einander ihre Kräfte aufbieten und aus deren Kampf die ſich vorbereitende Wiedergeburt der Menſchheit hervorgehen ſoll: es ſind die Prinzipien des Rückgangs, des Widerſtandes und des Fortgangs. Unter dieſer dreifachen Rubrik laſſen ſich die gegenwärtigen Organe der öffentlichen Meinung in Frankreich klaſſifiziren, und man könnte hinzufügen — in allen Ländern Europa's, wenn überall Preßfreiheit beſtünde. Dieß gilt namentlich von Deutſchland; zwar wenn man die Mehrheit der öffentlichen Blätter nimmt, könnte man glauben, bloß die zwei erſtern Kategorien ſeyen hier repräſentiet; man darf dann aber nur die laute Stimme, die aus unſern jetzigen landſtändiſchen Verſammlungen erſchallt, mit der leiſen ſchüchternen Sprache früherer Zeit vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß auch in Deutſchland das Prinzip der Bewegung zahlreiche Anhänger hat, die freilich in der durch Gewohnheit oder Autorität gefeſſelten Preſſe nur ein unvollkommenes Echo finden. Hoffentlich bewirkt die Redefreiheit der Tribüne, daß wir nicht lange mehr auf die Preßfreiheit warten müſſen. Oder ſollte man ſich vielleicht von einigen Don Quixot's eines antifranzöſiſchen Deutſchthums, mit denen man uns von Berlin aus droht, eingeben laſſen, daß Denk-, Rede- und Schreibfreiheit bloß wälſche Afterweisheit ſey? An dem Verſuch wird es kaum fehlen!

Um auf Frankreich zurückzukommen, ſo ſind es die Gazette de France und die Quotidienne, welche dem Syſtem des Rückgangs huldigen. Die Gazette wurde immer mit vielem Talent redigirt. Gegenwärtig beſteht ihre Taktik darin, daß ſie die Revolution als vollendete Thatſache, als nothwendige Folge der Fehler der legitimen Gewalt anerkennt; daß ſie ſich der neuen Ordnung nur inſofern entgegenſetzt, als ſie den Beweis zu liefern unternimmt, es könne nichts Tüchtiges und Dauerndes durch ſie begründet werden; daß ſie die Vergangenheit benützt, um die Männer, die ſich auf dem Wrack der Reſtauration erhoben haben, durch die Geſchichte ihrer Widerſprüche und Inkonſequenzen, ihrer geſchwornen und gebrochnen Eide vor dem Publikum in Mißkredit zu bringen; eine Aufgabe, die nicht ſchwer iſt und die ſie ſich wohl auch erſparen könnte, da an dieſen alten Trümmern aller Regierungen nicht Viel zu verderben ſcheint. Was die Quotidienne betrifft, ſo iſt es nicht das Verdienſt der Redaktion, wodurch ſie ſich auszeichnet, noch die ſcharfe Logik ihres Urtheils, oder die Gewandtheit ihrer Polemik, ſondern die tragiſch-komiſche Sentimentalität, mit welcher ſie die Tugenden und das Unglück einer Familie beweint, die ihre Hände tief in franzöſiſches Blut getaucht hat, und deren ganzes Streben auf Verfinſterung und Entſittlichung gerichtet war; mit welcher ſie Wünſche für die Rückkehr eines Kindes ausſpricht, die, ohne die Nation in alle Gräuel eines Bürgerkriegs zu ſtürzen, nimmermehr bewerkſtelligt werden könnte. Dieſe beiden Journale ſind in ſofern merkwürdig, als man aus ihnen erſieht, daß jene Partei, welche ſeit fünfzehn Jahre ihr Scepter über Europa ſchwang, die Rückkehr der guten alten Zeit immer noch hofft. Ihr Einfluß in Frankreich dürfte ſich darauf beſchränken, daß Hofſchranzen, Pfaffen et id genus omne daraus Troſt und Ermunterung ſchöpfen.

An der Spitze der Blätter des Widerſtandes, d. h. derjenigen, welche der Revolution von 1830 beitraten ohne ihre Folgen zu wollen, erſcheint das Journal des Debats. In der langen Laufbahn, die dieſes Journal durchlief, hat es nie Grundſätze verfochten, ſondern nur Intereſſen. Die Ariſtokratie, deren gemeinſamer Anwalt er iſt, beſteht aus dem Reſt der Herrlichkeiten (Grands-Seigneurs) der alten Monarchie, aus dem Theil des alten Provinzialadels, der

Digitized by Google

ſich in den Vorzimmern des Kaiſerthums ein Vermögen erbettelte, aus einem Theil des von Napoleon hinterlaſſenen neuen Adels, und endlich aus einigen bürgerlichen Glückskindern, die ſich gern mit den Lappen dieſer Kaſten ſchmücken möchten. Wortführer dieſer Baſtard-ariſtokratie, blieb das Journal des Debats monarchiſch-religiös, bis auf das Miniſterium Villèle, das eigentliche Reich der Emporkömmlinge; als dieſes zu raſch und zu weit ging und der Mönchnerei zu Viel einräumte, ſah es ſich genöthigt, gegen dieſe ungeſchickten Freunde in die Schranken zu treten. Man kann ſagen, das Journal des Debats entſchied Villèle's Sturz. Das martignac'ſche Miniſterium fand in ihm wieder den natürlichen Diener der Macht; denn dieſes Miniſterium war juſt die Regierung, welche ihm taugte. Allein bald mußte es abermals zur Rolle der Oppoſition greifen. Das polignac'ſche Miniſterium, die Ausgeburt einer Koterie oder vielmehr der Sakriſtei, wurde ohne die Zuſtimmung und ſogar gegen die Abſichten der Liberalen der Tuilerien und des Luxembourg gebildet; ſie kannten Frankreich zu gut, als daß ſie es wagen mochten, zur Rückführung der Willkürherrſchaft die Hand zu bieten; ja mit einer ſolchen Willkürherrſchaft wäre der Mehrheit dieſer Ariſtokratie nicht ein Mal gedient geweſen; Viele von ihnen wußten gar wohl zu ſchätzen, daß ſie unter einer Repräſentativverfaſſung nach engliſchem Muſter mit einer hohen Kammer, Majoraten und großem Grundbeſitz eine weit ſchönere einflußreichere und ſichrere Lage hätten. Man entſchloß ſich daher zu einem kräftigen Kampf gegen das neue Miniſterium, und zweifelte nicht, daſſelbe wie das Miniſterium Villèle theils durch offene Oppoſition, theils durch Familienmanövers und Hofintriken zu verdrängen. Die Thorheiten des 25 Julius machten einen großen Strich durch alle Berechnungen. Gewiß darf man glauben, daß es der Ariſtokratie nie in den Sinn kam, auf dieſem Weg zu triumphiren, und hätte auch ihr Schickſal vom Gelingen eines Staatsſtreichs abgehangen; aber eben ſo wenig darf man auch annehmen, daß ſie eine Ungeſetzlichkeit durch eine Oppoſition zurückgewieſen haben würde, wie eine in den Maſſen von Paris ſich erhob. Die Monarchie fiel. Was, fragte man ſich, ſoll unter der durch den Volksaufſtand gegründeten Regierung aus uns werden? Man beſann ſich einen Augenblick, ob man ſich auf den Ruinen des Königthums niederſetzen, und den von dem Oberprieſter in der Kammer der Pairs angeſtimmten Hymnus abſingen, ob man der alten Liebe, ob man einem Thron, der ſo plötzlich eingeſtürzt war, daß man unmöglich wiſſen konnte, ob noch Wurzeln von ihm übrig ſeyen, treu bleiben, oder ob man ſich der Dynaſtie in der Wiege in die Arme werfen ſolle.

(Fortſetzung folgt.)

Ireland.

(Schluß.)

Dieſer Waffenſtillſtand war ein lähmender Schlag für die Sache der Katholiken. O'Neil war bei der Unterhandlung nicht um Rath gefragt worden, und die Verachtung, womit die Offiziere des Parlements ſich über die mit Ormond abgeſchloſſene Uebereinkunft hinwegſetzten, gab ihm Gelegenheit, fortwährend in Thätigkeit zu bleiben. Dieß war der Anfang der Zwietracht, welche von nun an die beſten Kräfte der beiden katholiſchen Parteien in Ireland verzehrte, und ihre Heimath dem Racheſchwert Cromwell's überlieferte. Hingehalten durch Unterhandlungen mit dem Könige, die Ormond nie zu dem erwünſchten Ziele gelangen ließ, und unter ſich noch mehr erbittert durch die Wuth des Legaten Renuncini, der mit Hülfe eines Theils der Geiſtlichkeit und des großen Haufens nach unumſchränkter Herrſchaft trachtete, und jede Neigung zum Frieden für einen Abfall von der römiſchen Kirche erklärte — vernachläſſigten ſie mehr und mehr die Vertheidigungsmittel, deren ſie nie bedürftiger geweſen waren, als in dem Augenblicke, wo Cromwell mit 10,000 abgehärteten, und durch das Bewußtſeyn früherer Siege, Fanatismus und ein blindes Vertrauen auf ihren Führer faſt unüberwindlichen Kriegern an der Küſte von Ireland landete. Ormond zwar bemühete ſich, die Verbündeten, an deren Spitze er jetzt als königlicher Lord-Lieutenant getreten war, wenigſtens durch Herſtellung der Eintracht für den Empfang des furchtbaren Gegners vorzubereiten; aber Nichts konnte ſie mehr von dem Abgrunde zurückreißen, zu dem Cromwell und Ireton mit unwiderſtehlicher Gewalt ſie hindrängten. Die alten Irländer, des thörichten Betragens der Lords von der Umpfählung und ihres eigenen Mißgeſchicks überdrüſſig, ließen ſich zuerſt in Unterhandlungen mit den Republikanern ein. Manche legten die Waffen nieder, andere erhielten, daß ſie auf Koſten des Parlaments nach Spanien und Frankreich übergeſetzt wurden; die ganze Maſſe der Menſchen, welche in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren ihr verwüſtetes Vaterland verließen, ward auf 200,000 geſchätzt, und kaum trauten die Führer des kleinen engliſchen Heeres ihren Augen, als ſie ſo plötzlich eine Feſtung nach der andern geöffnet, und den jüngſt noch ſo mächtigen und gefürchteten Inſurgenten die Waffen entfallen ſahen, da kein Fürſt in Europa die von der Konföderation von Kilkenny ausgebotene iriſche Krone der Annahme werth hielt.

Der lange grauſame Krieg und beſonders der erbarmungsloſe Fanatismus der republikaniſchen Armee hatte das Land gänzlich entvölkert und verödet, und der Eroberer konnte nun ſo wie ohne Hinderniſſe, ſo beinahe ohne irgend Jemand der alten Beſitzer noch Unrecht zu thun, über daſſelbe verfügen. Connaught wurde den Irländern zurückgegeben, die ſich unbedingt dem Sieger hatten unterwerfen müſſen; Ulſter war bereits in der Hand engliſcher und ſchottiſcher Anſiedler; Leinſter und Munſter erhielten in den Soldaten von Cromwell's Armee eine neue, und in der That merkwürdige Bevölkerung. Der kühne enthuſiaſtiſche und freiheitsliebende Sinn dieſer Veteranen, ihre frühere enge Verbindung unter einander und ihr jetziges gemeinſames Intereſſe in einem fremden eroberten Lande machten ſie zu einem feſten, mächtigen und wohlgerüſteten politiſchen Körper. Sie ließen den Katholiken wenige der Menſchenrechte, aber nur eine überlegene bewaffnete Macht durfte es wagen, ſie im Genuſſe des eroberten Gutes zu ſtören, oder zu beeinträchtigen. So geſchah es, daß ſie, die Feinde der Monarchie, ſelbſt bei der Erneuerung des Königthums im ruhigen Beſitze ihrer Ländereien blieben, während die Vertheidiger Karls I von ſeinem Sohne keine Gerechtigkeit erlangen konnten. Unter dieſen letzteren gewann faſt nur Ormond bei dem allgemeinen Ruin ſeiner Landsleute. Seine beiden herrſchenden Leidenſchaften, Ehrgeiz und Habſucht, wurden im reichlichſten Maße befriedigt, und lange Zeit

Digitized by Google

gebot er faſt unumſchränkt über das Land. Allein als er ſich bemühte, die Wunden zu heilen, welche er ſelbſt großentheils geſchlagen hatte, begegnete er den unauslöſchlichen Vorurtheilen der Engländer. Die Handelseiferſucht des Parlaments war ſo groß, daß alle iriſchen Häfen dem fremden Handel gänzlich geſchloſſen wurden, und als die Bewohner des verwüſteten Landes durch einen Theil ihrer allein noch übrigen Habe, durch Vieh, die Noth der Abgebrannten in London zu erleichtern ſtrebten, wurde ſelbſt dieſe Handlung des Mitleids als ein ſchwarzer Anſchlag gegen das Wohl von England mit Widerwillen aufgenommen. Das engliſche ſowohl als das ſchottiſche Parlament verbot die Einfuhr von Vieh aus Ireland, und Dieß war nun das einzige Tauſchmittel in dem Verkehr der Inſel, bis der König ihr einen freien auswärtigen Handel gewährte. Dieſen Schimmer eines wiederkehrenden Glückes konnte ſelbſt das berüchtigte papiſtiſche Komplott, welches ganz England erſchütterte, nur wenig trüben. Ormond war zu ſtolz, ſich zum Werkzeuge fremder Bosheit zu erniedrigen, und während der König den furchtbaren Wirkungen dieſer Höllenmaſchine ſchweigend zuſah, verlachte der Vicekönig ſie öffentlich.

Die letzten Jahre Karls II wären eine Zeit des drückendſten Despotismus in ganz Britannien. Die Volkspartei hatte ihr Ziel verfehlt, indem ſie es zu heftig verfolgte, und alles Unheil, welches ſie Anderen bereitete, fiel jetzt mit verdoppelter Kraft auf ihre eigenen Häupter zurück. Es iſt bekannt, wie der Verfolg dieſer tyranniſchen Maßregeln und die Politik Wilhelms von Oranien den König Jakob II vom Throne ſtürzten, und zu dem Standpunkte eines ganz der Willkür Ludwigs XIV hingegebenen Flüchtlings erniedrigten. Nur bei den ſo lange unterdrückten iriſchen Katholiken fand Jakob thätige Unterſtützung. Er erſchien mit franzöſiſchen Truppen in Dublin, aber ſein Betragen zeigte auch hier, daß ſo viele und ſo große Begebenheiten ſpurlos an ſeinem bigotten Geiſte vorübergegangen waren. Die heldenmüthige Vertheidigung von Derry durch die Proteſtanten erſchütterte ihn, ſeine Verblendung führte ihn zu der Schlacht an der Boyne, ſeine kindiſche Furcht entriß den neugeworbenen und ſchlecht bewaffneten iriſchen Regimentern den Sieg über König Wilhelms zahlreichere, in ſo vielen blutigen Gefechten geprüfte Armee. Dennoch hingen die Irländer feſt an einem Manne, der durch ſchimpflichſte Flucht ſie und ſich ſelbſt verließ. Heldenmüthig und bisweilen nicht ohne Glück führten ſie den Krieg, bis ſie, der Uebermacht weichend, ſich durch den Vertrag von Limerick unter der Bedingung, daß ſie religiöſe Duldung und politiſche Freiheit in demſelben Maße, wie unter Karl II genöſſen, der Krone England unterwarfen.

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Jedem unverblendeten Auge iſt wohl ſchon neben der begeiſterten Aufregung, die durch alle polniſchen Herzen flammt, die Beſonnenheit, Würde und Mäßigung aufgefallen, von der alle Schritte der Reichsverſammlung, des Heeres und der Bürger bezeichnet ſind. Ueberall die klarſte Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, für die man bereitwillig Gut und Blut opfert; überall entſchloſſene Feſtigkeit, zu ſiegen oder zu ſterben; heldenmüthige Hingebung und die Sprache männlicher Entſchloſſenheit — nirgends Leidenſchaft, wilde Schwärmerei, Uebermuth – nirgends brauſeköpfige Ueberſpannung oder ruhmrediges Geſchrei. Niemand verbirgt ſich die gefährliche Lage der Nation; Niemand ſchrickt aber auch vor ihr zurück. Man ſieht den Abgrund zu den Füßen gähnen; aber auch jenſeits den Preis — National-Unabhängigkeit und National-Ehre, für die nur der Schlechte und Feige Alles auf den Wurf zu ſetzen ſich bedenken kann. So ruhig feſten Männeraugen iſt wohl der Tod mit ſeinen Schreckniſſen noch nicht begegnet. Die unerſchütterliche Haltung des Reichstages, der unter dem Kanonendonner vor Praga's Wällen, gleich jenen römiſchen Senatoren unter dem Einbruche der Gallierhorden, unbeweglich auf ſeinen Stühlen ſaß — Chlopizki's, Radziwill's, Krukowiezki's antike Hintanſetzung der Privatanſichten und des Ehrgeizes — die Würde, mit der das polniſche Volk die Vermittlung der europäiſchen Mächte anrief, und von einer kleinmüthigen und ſchmachvollen Politik der Vernichtung preisgegeben, mit Gott und ſeinem Arme den ungleichſten Kampf antrat, den die neuere Geſchichte noch geſehen hat — die ſtarke und gemeſſene Sprache in den Reden des Reichstages wie in den letzten Unterhandlungen Skrzynezki's, der mit wahrhaft ritterlicher Treuherzigkeit, das Schwert an der Seite, die Hand zu Frieden und Verſöhnung bot — Wer hat all dieſe Züge jugendlich friſcher Begeiſterung und ernſter Männlichkeit neben einander geſehen, und wollte nicht die hochherzigen Anſtrengungen eines ſo edeln Volkes mit ſeinen beſten Wünſchen begleiten? Aber Wer erkennt nicht auch in dieſer großartigen Bewegung die Entwickelung einer bei Weitem gediegeneren Volkskraft, als ſie in der Revolution irgend einer andern Nation noch hervortrat?

Dieſer Geiſt der Ordnung, Mäßigung und Männlichkeit giebt ſich auch in der periodiſchen Literatur Polens kund, die, mit einem Male der ſchwerſten Feſſeln entledigt, weit entfernt iſt, von einem frivolen Ungeſtüme ſich hinreißen zu laſſen, wozu plötzlich errungene Freiheit ſo mächtig antreibt. Mitten unter dem Getümmel einer wilden Volksbewegung, als noch das Blut der erſchlagenen Bürger auf Warſchau's Pflaſter rauchte, erhob ſchon der greiſe Dichter Niemcewicz ſeine Ehrfurcht gebietende Stimme, um die Preſſe gegen Zügelloſigkeit zu warnen. Ausfälle, lügenhafte Berichte, Anklagen und Prahlerei wurden alſobald mit ſcharfer Rüge zurechtgewieſen und der öffentlichen Verachtung preisgegeben. In dieſer Beziehung iſt ein Aufſatz des Grafen Bruno Kicinſki (bekannt als Publiziſt und Ueberſetzer von Schiller's Gedichten) in dem „Merkury“ unter der Aufſchrift: „Bemerkungen über mehrere Artikel in den öffentlichen Zeitſchriften,“ leſenswerth. Da ſich in ihm die Richtung der öffentlichen Meinung in Polen und die oben angedeutete Stimmung der Gemüther treffend abſpiegelt, ſo theilen wir hier daraus folgende Auszüge mit:

„Unter allen Menſchenrechten,“ ſagt der Verfaſſer im Eingange ſeiner in allen Staaten beherzigenswerthen Abhandlung, „die uns die Konſtitution gewährt, iſt die Preßfreiheit das größte und gewichtigſte. Der vernünftige Gebrauch derſelben gereicht der Regierung zu wahrem Nutzen, klärt ſie auf über die Fehler der Verwaltung, über die Mißbräuche der Beamten, und befördert durch einſichtsvollen Rath das Glück der Bürger. Elend iſt das Land, deſſen Beherrſcher nicht ſo viel Einſicht hat, die Vortheile der Preßfreiheit zu begreifen, oder ſo unbeſonnen iſt, wenn er ihre Wohlthaten erkennt, ſie ſeinen Unterthanen zu entziehen. Aber von der andern Seite iſt es höchſt nothwendig, daß die Schriftſteller von der Wahrheit durchdrungen ſind, daß der Mißbrauch der Preſſe, beſonders in Kriegszeiten, ein wahres Verbrechen, eine Sünde gegen das Vaterland ſey. Einen weiſen Patrioten nenne ich nur Denjenigen, der keine Freiheit mißbraucht, beſonders in Augenblicken, wo der Mißbrauch von den ſchrecklichſten Folgen begleitet iſt.

„Zu unſerm Unglücke wurde mit der Preßfreiheit zur Zeit des erſten Nationalaufſtandes ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben, und hiedurch der allgemeinen Sache ſchwerer Schaden zugefügt. Man verunglimpfte und überlieferte dem öffentlichen Spotte Perſonen, die ſich bloß Schwächen zu Schulden kommen ließen, und deren Reue und Beſſerung wir mit brüderlichem Herzen hätten entgegen nehmen ſollen — Perſonen, welche ihre geringfügigen Vergehungen mit unbedingter Hingebung an das Vaterland abgebüßt haben würden, während ſie, in ihrer Eigenliebe gekränkt, der allgemeinen Sache zu ſchaden ſuchten. Man reizte und erbitterte verdienſtvolle Männer, weil ſie anderer Meinung, anderer Anſicht, weil ſie überzeugt waren, daß ſie auf andere Art dem Vaterlande nützlicher ſeyn könnten; überzeugen mußte man ſie alſo in öffentlichen Schriften, nicht erbittern. Man vergaß ſich bis zur höchſten Frechheit, die National-Reprä-

Digitized by Google

ſentation zu beſchimpfen, anſtatt ihr mit geſundem Rathe beizuſtehen. Man verkündete in den öffentlichen Schriften die Stellung unſers Heeres; man machte den Feind mit unſerer Nationalkraft bekannt; man entdeckte, Wer im Auslande unſerer Sache geneigt war, und zog dadurch Manchem Verfolgung zu; Andere, die uns zugethan waren, wurden abgeſchreckt; und alles Dieß geſchah, weil wir, ohne eine Cenſur einzuführen, kein Geſetz gegen die Mißbräuche der Preſſe hatten. Dieß Geſetz, ſo wie eines in Bezug auf die Spione, iſt höchſt nothwendig. Beſtätigen wir wenigſtens das Sprüchwort: „Schaden macht den Polen klug.“ Ich erdreiſte mich nicht, der Kammer einen Geſetzentwurf vorzulegen, denn es befinden ſich in ihrer Mitte viele angeſehene Publiciſten, die eben ſo wie ich die Nothwendigkeit eines ſolchen Geſetzes erkennen; aber ich denke, daß über die allgemeinen Prinzipien keine Meinungsverſchiedenheit obwalten wird.

„Das Geſetz muß die Grenzen der Preßfreiheit genau beſtimmen und die Strafen gegen die Mißbräuche derſelben feſtſetzen. Unter Mißbrauch der Preßfreiheit verſtehe ich jede der Freiheit, der Ruhe, der Unabhängigkeit oder der Sicherheit des Landes ſchädliche Schrift, welche nicht einzelne Perſonen, deren Fehler zu rügen erlaubt iſt, ſondern die ganze Volks-Repräſentation, die ganze Staatsregierung, eine Behörde in ihrer Geſammtheit, ohne die Perſonen namhaft zu machen, angreift; eine Schrift, welche das Oberhaupt des Staates, das nach den Grundſätzen konſtitutioneller Monarchien heilig und unverletzlich iſt, und für deſſen Handlungen nur die Miniſter verantwortlich ſind, beleidigt. Unter Mißbrauch der Preßfreiheit verſtehe ich alle Schriften gegen die Moral, die Toleranz und die Gewiſſensfreiheit; ferner alle, die fremden Ruf auf ungerechte Weiſe anſchwärzen.“

Nachdem der Verfaſſer verſchiedene Mittel, dem Preßunfuge zu ſteuern, vorgeſchlagen hat, unter andern eine Kaution, die der Herausgeber einer Schrift leiſten, und die dem Maximum der durch den Reichstag feſtgeſetzten Strafe gleichkommen ſoll, fährt er fort:

„Was gewann die allgemeine Sache oder die Freiheit durch den neulich in einem unſerer öffentlichen Blätter enthaltenen Artikel, in welchem der Name Diebitſch auf eine verhöhnende Weiſe etymologiſch, aber nicht einmal witzig, zergliedert wurde? Eine ſolche Sache iſt eines Polen unwürdig. Zwar hat der Feldmarſchall Diebitſch die jenſeits des Balkans errungenen Lorbeeren von dem Augenblicke an entweiht, als er es unternahm, ein zur Freiheit ſich ermannendes Volk zu unterjochen. Indeß vielleicht glaubte er, daß der Aufſtand der Polen nicht allgemein, nicht national ſey. Vermuthlich haben ihm ſchon die Gefilde Grochow's und Bialolenka's, die zahlloſen Schlachtopfer von beiden Seiten, die vielen Heldenthaten unſerer Krieger, eines Beſſern belehrt; vielleicht haben ſie ſogar dem Kaiſer den Irrthum benommen, und Beiden erſcheint nun unſere Sache in einem andern Lichte, als ſie ihnen von Abtrünnigen und Söldlingen, die das Vertrauen des ruſſiſchen Monarchen mißbrauchen, dargeſtellt wurde.“

Im weitern Verfolge ſeiner Anſicht eifert der Verfaſſer gegen den Kuryer Polski, daß er Roczniezki und Lubezki zuſammengeſtellt habe, da erſterer, ein Auswurf der Polen, ſelbſt von dem ruſſiſchen Kaiſer verachtet werde; letzterer hingegen, obwohl wegen Einführung der Monopole tadelnswerth, dennoch unbeſtreitbare Verdienſte durch die Gründung der Bank und des landſchaftlichen Kreditvereines erworben habe.

„Der Kuryer Polski,“ fügt der Verfaſſer hinzu, „verachtet alle ehemaligen Wohlthaten des Kaiſers Nikolaus, indem er an die Einführung des Spionirſyſtems, der Cenſur, an die Aufhebung der perſönlichen Freiheit, die Einführung der Monopole und des ſchmählichen Erziehungsſyſtems erinnert. Was die geheime Polizei betrifft, ſo kann man dieſelbe nicht dem Kaiſer Nikolaus zur Laſt legen, da er in ſeiner Erwiederung auf die Note des Grafen Jezierski feierlich im Angeſichte Europa's erklärte, von dem Beſtehen derſelben in unſerm Lande Nichts gewußt zu haben. Schuldig ſind mithin nur die Miniſter, die ihn davon nicht mit polniſcher Offenheit benachrichtigt; ſchuldig ſind Diejenigen, die dieſe neroniſche Einrichtung zur ewigen Schmach ihres Namens eingeführt haben. Was aber die Cenſur, die Monopole, die Vernichtung der perſönlichen Freiheit und die Verſchlimmerung des Erziehungsweſens betrifft, ſo läßt ſich allerdings die wirkliche Verletzung der Konſtitution, und mit derſelben die begründete Veranlaſſung zum Nationalaufſtande nicht leugnen. Der Kaiſer begünſtigte nur das materielle Wohl ſeiner polniſchen Unterthanen. Die Errichtung von Fabriken, die Beförderung des Abſatzes unſerer Tücher und anderer Fabrikate nach Rußland, der befeſtigte Kredit, der Bau neuer Landſtraßen, die Verſchönerung Warſchau's, alle dieſe ſeine Bemühungen um unſern Wohlſtand, können, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Aber er verkannte, daß die Polen auch der moraliſchen Glückſeligkeit bedürfen; daß ſie dieſelbe ſogar der phyſiſchen vorziehen. Er ſtellte uns den Ruſſen gleich, die unbekannt mit dem Genuſſe der Freiheit ſind; ſeine Miniſter glaubten uns wie ihre eigene Nation beherrſchen zu können; uns, die wir einſt eine Republik waren; die wir die Freiheitsliebe nicht in der Schule, nicht aus den Büchern, wie man irrig glaubte, ſondern mit der Muttermilch einſaugen, von unſern Vätern ererben und auf die Nachkommen fortpflanzen.

„Daraus ergiebt ſich nun unabweisbar die Ueberzeugung, daß zwei Völker, zwar von gleicher Abkunft, aber von ungleichen Geſinnungen, Sitten und Gewohnheiten, zu ihrem Gedeihen und zur Ruhe Europa's einer abgeſonderten Regierung bedürfen; daß es für ein zumal freies Volk unmöglich iſt, ſich an willkürliche Herrſchaft zu gewöhnen, wenn daſſelbe im Laufe der Zeit zu feſten Geſetzformen vorbereitet, wenn die Freiheit und Gleichheit vor dem Geſetze und alle verfaſſungsmäßigen Rechte ihm zur zweiten Natur geworden ſind.“

Shiel.

Das engliſche Journal „der Atlas“ (der Oppoſition gegen die Reformbill zugethan) enthält den Schattenriß des Irländers Shiel, deſſen unlängſt zu Gunſten der Reformbill gehaltene Rede neben der O'Connells zu den ausgezeichnetſten Meiſterſtücken parlamentariſcher Beredſamkeit gehört und einen erfreulichen Beweis giebt von den neuen Elementen, die durch die katholiſchen Parlamentsglieder Irelands in dem Hauſe der Gemeinen lebendig werden. „Wer Hrn. Shiel,“ ſagt das erwähnte Blatt, „nur aus ſeinen gedruckten Reden kennt, wird ſich denſelben wahrſcheinlich als einen Mann von kühnem ritterlichem Weſen mit einem Ausdruck poetiſcher Lebendigkeit im Geſichte denken. Dieſes Ideal zerfließt, wie es gewöhnlich den roſenfarbigen Gemälden unſerer Phantaſie zu ergehen pflegt, ſobald man ſeiner Perſon anſichtig wird. Nicht ein Zug von Ritterlichkeit, Poeſie oder Anmuth iſt an dem Mitglied von Malbourne Port zu gewahren. Er iſt ein zwerghaftes Männchen von ſchwarzem Antlitz und rohen Geſichtszügen, mit einer ſeltſamen Haltung von Begeiſterung im Kopfe und einem beſtändigen Spiel von Nerven und Muskeln in ſeiner Geſtalt, als wenn ſein Leib mit einem elektriſirten Drahte in Verbindung ſtände. Sein Haar ſteht aufgeſträubt vom Kopfe weg; ſeine Stirne iſt niedrig und ſcheint kaum groß genug die Gedanken zu faſſen, die aus ſeinen Augen blitzen; der untere Theil ſeines Geſichts fällt plötzlich in einer krummen Linie ab, und das Ganze hat einen Ausdruck von Derbheit, in die ſich die Luſt an geiſelnder Satire miſcht; was ein Genie verräth, von dem man aber nicht ſagen kann, welcher Art es ſey. Er hat mehr das Ausſehen eines Gelehrten oder Künſtlers, der in tiefe Abſtraktionen verſunken iſt, als das eines Politikers oder Redners. Seine kleine Geſtalt iſt außerdem nachläſſig gekleidet, und dieſe ungünſtige Zuſammenwirkung von Natur und Gewohnheit gewinnt einige Erhebung durch eine zu gleicher Zeit theatraliſche und anmuthloſe Haltung. Seine Stimme iſt ein quickender Alt, gellend, dünn, durchdringend und heftig: ſie ertönt klagend und emphatiſch, wie die Deklamation der Tragödie, oder ſchrillt mit der biſſigen Luſtigkeit der Poſſe, ohne Schlüſſel und Tonart zu ändern; ſie befindet ſich immer auf der höchſten Spannung, ſchlägt jedoch niemals über. Die merkwürdigſte Veränderung in dem öffentlichen Leben Shiels trug ſich zu, als die katholiſche Emanzipationsbill durchgeſetzt war. Seitdem hat er ſich nämlich ganz von dem Syſteme der Volksaufregung losgeſagt, und durch keine weitere Aufſtöberung von Gründen zum Mißvergnügen der Regierung Ungelegenheiten verurſacht. Dieſes Betragen hat ihm bei allen unparteiiſchen Männern großes Zutrauen erworben. Das gemeine Volk glaubt zwar wunder, wie ſehr es ihn verhöhnt, wenn es, wie O'Connell that, ausruft: „Platz für den königlichen Rath!“ — allein die Verſtändigen bedauern bloß, daß in der Geſellſchaft noch eine ſo häßliche Untugend herrſcht, die, um niedrigen Vorurtheilen zu ſchmeicheln, das Verdienſt ſeines gerechten Lohnes zu berauben ſtrebt.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 112. 22 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's. *)

1. Das europäiſche Gleichgewicht.

Zwei Jahrhunderte lang iſt Europa durch die Spiegelfechterei eines angeblichen Gleichgewichts geblendet und irre geführt werden. Dieſes Gleichgewicht mußte den Vorwand zu jedem Kriege, und die Maske zu jeder Friedensverhandlung hergeben; dieſes Gleichgewicht galt als Schutzrede für jeden Raub, und als Entſchuldigung für jede diplomatiſche Taſchenſpielerei. Eine politiſche Gleichheit unter den europäiſchen Staaten herzuſtellen, wären vor Allem zwei Dinge nothwendig: Der Wille und die Macht, die Vereinigung beider aber ſetzt eine groſe bürgerliche Tugend voraus, von der wir in unſrer Staatengeſchichte noch kein Beiſpiel geſehen haben. Im Gegentheil darf man es wohl ſagen, daß die Mächte, die mit der gehörigen Größe ausgeſtattet auftreten könnten, gewöhnlich geradezu ſo großmüthigen Geſinnungen, die ein Gleichgewicht zu begründen vermöchten, feindſelig entgegenarbeiten, weil ſie bei dem Sieg dieſes Prinzipes am Meiſten ſelbſt einbüßen würden. Sollen zwei noch nicht im Aequilibrium befindliche Kräfte in's Gleichgewicht gebracht werden, ſo muß auf der einen Seite Aufopferung, auf der andern Gewinn eintreten; und einen wirklichen Privatvortheil für ein künftiges öffentliches Gut aufzuopfern, dazu gehört eine Seele, die über die gewöhnlichen Triebfedern menſchlicher Handlungen erhaben iſt.

Wir dürfen uns daher nicht verwundern, daß bis jetzt in Europa noch kein wirkliches Gleichgewicht beſtanden hat, da keines unter den europäiſchen Staaten beſtehen kann, das nicht das Prinzip der Nationalunabhängigkeit zur Grundlage hat. Vergebens wiegt man auf der Goldwage die Offenſiv- und Defenſivmacht ab, vergebens theilt man Seelen und Dezimalbrüche von Seelen aus, um für eine ſchwache und unnatürliche Grenze auf einer Seite durch Handels- oder Gebietsgewinn auf der andern zu entſchädigen. Es liegt in allen Nationen ein Inſtinkt, durch den ſie ſich unbehaglich fühlen unter dem Scepter eines Gebieters, der nicht ihr angebornes Oberhaupt iſt; zugleich fühlen ſie den Trieb, ſich zu einem Volke unter einem nationalen Herrſcher zu vereinigen. Das groſe Geheimniß der in Verhältniß zu ihrer Größe auffallenden Schwäche der größern Staaten Europa's liegt in ihrem Mangel an Nationaleinheit, wodurch auch Einheit der Gefühle und Intereſſen ausgeſchloſſen wird. Ein Staat iſt nur in dem Verhältniß mächtig, als er aus homogenen Theilen zuſammengeſetzt iſt, und daß Dieß bei dem größten Theil der europäiſchen Staaten nicht der Fall iſt, liegt klar am Tage.

Ein Blick auf die Staaten erſten Ranges in unſerm Welttheil giebt Beweiſe genug für die eben angeführten Sätze an die Hand.

Frankreich iſt gegenwärtig derjenige Staat des Feſtlandes, der am Meiſten ein abgeſchloſſenes wohl organiſirtes Ganzes bildet. Eine Sprache, eine Geſchichte, eine Religion, ein Geiſt waltet durch das ganze Land; die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ausſichten in die Zukunft erregen in der Bruſt aller Franzoſen ein und daſſelbe Gefühl. Vortheilhaft gelegen in der Mitte Europa's, innerhalb natürlich gezogener und leicht zu vertheidigender Grenzen, von einem ächten Nationalgeiſt beſeelt — ein ſolches Volk iſt unbeſiegbar, ſo lange es ſeine Pflicht erfüllt. Frankreich iſt ſtark, weil es nur von Franzoſen bewohnt, und unter einer nationalen Regierung vereinigt iſt. Das Kaiſerreich Napoleons war noch drei Mal ſo ausgedehnt und dennoch hatte es im Verhältniß nicht die Stärke, wie das heutige Frankreich — aus keinem andern Grunde, als weil über die ächten Grenzen Frankreichs hinaus das Volk nicht mehr aus Franzoſen beſtand.

Spanien ſteht in Hinſicht einer zuſammengedrängten Nationalkraft mit Frankreich in gleichem Verhältniß. Durch ſeine Lage ſchon ſcharf abgeſchloſſen, umfaßt es in ſeinen Marken nur Spanier. Spaniſche Sinnesart, ſpaniſcher Patriotismus kennt keinen andern Mittelpunkt, kein anderes Band, als ſeine Muttererde. Zur Zeit der groſen ſpaniſchen Herrſchaft ſtand die Nationalkraft, ſobald der Impuls zu Eroberungen aufgehört hatte, im umgekehrten Verhältniſſe zur Gebietsausdehnung. Ueber den Norden, Weſten und Süden von Europa ausgedehnt, zerfiel es allmälig in Stücke, weil die groſe Maſſe der ſpaniſchen Unterthanen nicht aus Spaniern beſtand.

England war ſo glücklich, ſchon vor vielen Jahrhunderten ſeine franzöſiſchen Provinzen einzubüßen, und möchte Jemand behaupten, daß es ſeitdem als Nation ſchwächer geweſen ſey?

Doch wenden wir nun unſern Blick von den Staaten, die vormals ausgedehnte und nicht nationale Gebiete in ſich begriffen, und ſie

*) Aus den ſo eben erſchienenen Thoughts on the present Aspect of Foreign Affaires by an Englishman. London. 1831.

Digitized by Google

durch den Willen des Geſchickes oder vielmehr durch den natürliche Gang der Ereigniſſe verloren haben, auf ähnliche Staatenverhältniſſe, die gegenwärtig noch beſtehen.

An Preußen bemerken wir zuvörderſt alle Gebrechen, die einem Staate von ſolchem Umfange ankleben können. Mit ſeiner Grenze Frankreich und Rußland berührend, hat es gegen Süden keinen ſichern natürlichen Grenzvorwall und iſt nur gegen Norden im Rücken zum Theil durch das Meer gedeckt; und hier beſitzt es ein Gebiet, auf das es (aus andern Gründen) am Wenigſten mit Sicherheit zählen kann. Alles, was es jenſeits des Rheins und der Oder beſitzt, hängt an dem ſchwächſten aller Fäden — an der Freundſchaft der Nachbarſtaaten. In welchem Nationalgefühl, in welchem Gemeingeiſt können die Einwohner von Trier und Memel ſich miteinander verbunden fühlen? Was wird dem Herzogthum Poſen daran liegen, wenn Weſtphalen morgen von einer feindlichen Invaſion bedroht wird? Preußen iſt nur in dem Maße ſtark, als es deutſch iſt, je mehr es ſich und ſeine Intereſſen mit Deutſchland verſchmelzt, deſto beſſer für es und für Europa ſelbſt. Die Schwingen ſeines Adlers, die ſich über eine franzöſiſche oder ſlaviſche Bevölkerung ausbreiten, dürfen nur eines Tages beſchnitten werden — und es läuft ſelbſt Gefahr von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Die meiſten Staaten können ſich durch ein Defenſivſyſtem erhalten, Preußen braucht einen Angriffskrieg zu ſeiner eigenen Sicherheit.

Oeſterreich hat die Begünſtigung eines genauen geographiſchen Zuſammenhangs ſeiner Gebietstheile zum Voraus, aber die Vereinigung ſeiner Unterthanen iſt vielleicht das elendeſte diplomatiſche Flickwerk auf der politiſchen Karte von Europa. Indeß hat es, wollte es nur ſeine eigentliche Stärke kennen, einen wahrhaft nationalen Kern und Vereinigungspunkt — Ungern. Oeſterreich hätte ſich weit vortheilhafter als das alte Königreich Ungern geſtellt, das einſt als unabhängiger Staat von bedeutendem politiſchem Gewichte war, wiewohl es aus Gründen, die hier jetzt nicht entwickelt werden können, jederzeit in der Civiliſation eine untergeordnete Stufe einnahm, worin ihm jedoch ſeine günſtige Lage und die Nähe Italiens zu weitern Fortſchritten leicht behülflich werden konnte. Aber weit entfernt, die Anlage des ungriſchen Volkes, eines völlig eigenthümlichen Stammes, der mit warmer Liebe an ſeiner Krone und ſeinem Lande hing, auszubilden, vernachläſſigte es Oeſterreich auswärtiger Eroberungen wegen, die jetzt mit ihm nur durch einen ſehr dünnen Faden zuſammenhängen. Gallizien, die Lombardei und Venedig behalten kaum noch einen zweideutigen Schein von Treue, während die Eiferſucht zwiſchen der ſlaviſchen Bevölkerung Böhmens und den deutſchen Unterthanen das erbliche Gebiet des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes ſelbſt unſicher macht.

Rußland vor Allen liefert den klarſten Beweis von dem Mißbrauch großer Macht und großer Vortheile. Im Rücken durch Wüſten gedeckt, in Verbindung mit dem baltiſchen und mittelländiſchen Meere und in dieſer ungeheuren Grenzlinie Länderſtriche umfaſſend, die mit andern unter gleichem Klima gelegenen wenigſtens mit gleicher Fruchtbarkeit geſegnet ſind, mit unvergleichlichen Hülfsmitteln zur Schiffahrt im Innern und leichten Handelsverbindungen nach Oſt, Nord und Süd, mit noch unergründeten Schätzen von Bergbau und Agrikultur, beſitzt es eine Bevölkerung, die ſich in jenem Mittelzuſtand von Civiliſation befindet, wo die Völker ſich noch folgſam vom Gebote unbeſchränkter Gewalt leiten laſſen, während es hiebei, obgleich langſam, auf der Bahn der Civiliſation voranſchreitet. Betrachtet man es als das moskowitiſche Kaiſerthum und Moskau mit der eigentlich moskowitiſchen Bevölkerung umher als den Kern von Nationalcharakter und Nationalkraft, ſo ſieht man ihm ein weites Ziel ausgeſteckt zu Fortſchritten in jenen Künſten des Friedens, die eine Nation wahrhaft glücklich und geachtet machen; aber der unerſättliche Ehrgeiz ſeiner Autokraten verließ dieſe ehrenvolle Bahn, um den Weg einzuſchlagen, der zu einer gränzenloſen Monarchie führt mit dem Entſchluſſe, darauf per fas et nefas zum Ziele fortzuſchreiten.

Wenn man die Geſchichte und die Verhältniſſe dieſer drei großen Reiche unſrer Tage überblickt, ſo muß man ſich von der Thatſache überraſcht finden, daß ſie, worin auch immer der Kern ihrer Stärke beſtehen mag, im gegenwärtigen Augenblicke weit mehr zu ergreifen ſuchen, als ſie zu halten vermögen, und daß bei all ihrer ausgezeichnet vollkommnen Militärverfaſſung und trotz den Argusaugen ihrer Diplomatie über lang oder kurz die Zeit kommen muß, die ihr Stückwerk von Macht, ihr auf die Unbill gegen Millionen kümmerlich aufgeführtes Gebäude zertrümmern wird. Da alle drei ihre Macht auf denſelben Grundlagen gegründet und nach denſelben Grundſätzen weiter ausgebaut haben; ſo werden ſich an allen dreien dieſelben Mängel entdecken laſſen, ſey es, daß dieſe aus ihrem Weſen uranfänglich herrühren, oder nur zufällig hinzugekommen ſind.

In der bunt zuſammengewürfelten und übelverkitteten Maſſe von kleinen Staaten und Staatentrümmern, die ſie um ihren Thron her angeſchloſſen haben, erkenne man nur loſe zuſammenhängende Glieder, die weit entfernt ſind, von gleichem Gefühl der Vaterlandsliebe oder des Gehorſams zuſammengehalten dem eigentlichen Rumpfe zu dienen, vielmehr weit größere Neigung fühlen, ihren beſondern und vom Ganzen wegſtrebenden Intereſſen zu folgen, bereit, bei dem nächſten beſten Anlaſſe von Schwäche oder Uneinigkeit des Hauptlandes dieſes ſelbſt zerſplittern zu helfen.

Einen aus ſo fremdartigen Theilen zuſammengelötheten Staatskörper mit dem Namen einer Nation beehren, iſt eben ſo vernünftig als eine Stube voll Schulknaben eine Familie nennen, und eben ſo ſchwer würde es bei beiden halten, wollte man ſie überreden, ſich als Brüder zu betrachten. Einer der augenfälligſten Fehler dieſer großen Mächte aber war die Wahl ihrer Hauptſtädte außerhalb des Mittelpunktes ihres Reiches, oder ferne vom Schooße ihrer Kernbevölkerung. Geblendet von dem Glanze des deutſchen Kaiſerthums zog Oeſterreich Wien, das von keinem Lande einen Mittelpunkt bildet, dem in der Mitte ſeiner treueſten und mächtigſten Unterthanen gelegenen Ofen vor. Preußen, das eine ſeiner zahlreichen Handelsſtädte wählen konnte, wollte lieber Berlin erheben, und beging den Fehler Potsdam zu erbauen, beide in der dürreſten Gegend des Königreichs gelegen, während ſich ihm Magdeburg darbot, das, an den Ufern eines der ſchönſten deutſchen Ströme und in gleichmäßiger Entfernung von den zwei fernſten Punkten des Reiches, zu einer Nationalhauptſtadt des nördlichen, oder im günſtigen Falle des geſammten Deutſchlands unvergleichlich vortheilhaft gelegen war. Rußland beging denſelben Fehler, als es ſeinen alten Czarenſitz aufgab, um an einem entlegenen Winkel ſeines Reiches,

Digitized by Google

unter dem ungünſtigſten Himmelſtriche, in der ärmſten Gegend, die noch dazu nicht ein Mal von ruſſiſchem Landvolk bewohnt wird, eine Kaiſerſtadt zu gründen. *) Wie aber in der Politik Mißgriffe gewöhnlich Ungerechtigkeiten den Weg bahnen, ſo mußten dieſe drei großen Mächte, um den Fehler wieder gut zu machen, den ſie bei Anlegung ihrer Sitze außerhalb des Schwerpunktes ihrer Reiche, fern von ihrer Nation und ihren Hülfsquellen, begangen hatten, einen Theil des Nachbarlandes an ſich reißen, um daraus ein Bollwerk ihrer nachtheilig gelegenen Hauptſtädte zu bilden. (wie ſie gewöhnlich zu ihrer Entſchuldigung vorbeingen.) So bemächtigte Rußland zu dieſem Zwecke ſich Finlands; Preußen riß ein Drittheil Polens an ſich, um Berlin zu ſchirmen, und Oeſterreich ein anderes Drittheil, um Wien vor einem Anmarſch der Ruſſen zu decken. Hiezu fügte ſich noch die Nothwendigkeit eines fortdauernden Zwanges, um die Millionen jener unfreiwilligen Unterthanen im Zaum zu halten, die mit den übrigen Genoſſen ihrer Knechtſchaft Nichts als die Ketten gemeinſchaftlich hatten, dagegen in fortwährender Sympathie mit jenen Trümmern ihrer Nation lebten, in die ſich die benachbarten Gewalthaber getheilt hatten. Hieraus ergab ſich für dieſe ſelbſt die zweite Nothwendigkeit, einander eiferſüchtig zu bewachen, damit ſich nicht Einer einfallen laſſe, außer ſeinem Antheil noch mehr von Dem an ſich zu reißen, was von Allen zugleich auf ſo ungerechte Weiſe erworben worden. Ungerechtigkeit, die ſich ihrer bewußt wird, kann nicht anders als argwöhniſch ſeyn, ſowohl gegen ihre Mitſchuldigen, als auch gegen die erbeuteten Unterthanen; aus Gewohnheit wird ſie es endlich auch gegen ihre eigenen Kreaturen und Werkzeuge. Daher die dritte vorgeſchützte oder auch wirkliche Nothwendigkeit, zahlloſe Heere zu unterhalten, daher dieſe abſcheuliche Polizei, dieſe hinterliſtige Diplomatie, dieſe finanzielle Unredlichkeit, dieſe erdrückende Steuerlaſt, dieſe Unſicherheit der Perſonen und des Eigenthums, dieſe Vorliebe für die Unwiſſenheit und dieſe Furcht vor der Stimme der Wahrheit — lauter Züge, die an jenen großen Staaten bemerklich ſind, wie an kleinern, die knechtiſch die unmoraliſche Staatsklugheit derſelben nachahmen. Eine freie und geeinigte Nation kann bei einem liberalen Syſteme mit dem halben Aufwande, mit weniger noch als der Hälfte von Sorgen, und mit zehn Mal mehr Glück und Sicherheit regiert werden, als die noch ſo künſtlich gegliederten Triebwerke jener ſtolzen Staatsmaſchinen. Man kann nur mit einem tiefen Schmerzgefühle darauf hinblicken, daß ſo viele Jahrhunderte hindurch die edelſten Anlagen der Völker durch einen ſo tyranniſchen Mechanismus niedergehalten, und an ihrer Entwicklung verhindert wurden; aber ein Troſt kommt uns aus der Gegenwart entgegen: der aufwärts ſtrebende Widerſtand der Völker nimmt allerwärts in einem Verhältniſſe zu, in welchem ihre Beherrſcher von Oben herab den Druck nicht vermehren können. Die Völker lernen Vieles und wir dürfen hoffen, daß auch die Fürſten Einiges aus der Schule dieſer Zeit mit ſich nehmen werden. Ohne ein Prophet zu ſeyn, läßt ſich vorausſehen, daß beide Parteien, wenn nicht auf halbem Wege, doch zeitig genug zuſammentreffen werden, um Erſchütterungen vorzubeugen, die auf anderer Bahn nicht vermieden werden könnten. Leider muß man freilich geſtehen, daß die gegenwärtige Generation der Souveräne des Feſtlandes wenige Zeichen ſolcher Weisheit an ſich erkennen läßt, und in vielen Staaten haben die Völker ſelbſt noch ſehr Viel zu lernen, bevor man von ihnen ſagen kann, daß ſie ihre eigene Lage begreifen oder fähig ſind, für ihre Uebel die dienlichen Heilmittel zu finden, und auf eine Weiſe anzuwenden, die ihr Wohl auf eine dauerhafte Weiſe zu befeſtigen vermag.

*) Um jedoch Peter dem I. dem einzigen großen Mann, den Rußland noch hervorgebracht hat, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man beifügen, daß in Rußland allgemein die Meinung herrſcht, er habe nie daran gedacht, Petersburg zur bleibenden Hauptſtadt zu erheben; er wollte daraus nur einen großen Seehafen machen. Da in dieſem Staate damals Nichts geſchehen konnte, außer unmittelbar unter ſeinen eigenen Augen, ſo ſchlug er dort einſtweilen ſeine Reſidenz auf, was unbedingt nöthig war. Seine eigentliche Abſicht aber, wie man ſagt, war darauf gerichtet, eine Hauptſtadt am Zuſammenfluſſe der Wolga und Oca bei Niſchnei Nowgorod zu gründen, die 300 Meilen N.O. von Moskau zum innern Verkehr wie zum Handel mit dem Morgenlande ungemein günſtig gelegen war. Hätten ſeine Nachfolger ſo viel Weisheit gehabt, dieſen Plan in Ausführung zu bringen, es wäre gewiß für ſie und das weſtliche Europa beſſer geweſen.

Satiriſche Hohlſpiegelbilder des Auslands.

Der Welt Lauf.

Erſte Szene. Ein franzöſiſcher Gerichtshof in der Provinz. Zeit: Julius 1830.

Der Richter: Gendarmen, führt den nächſten Angeklagten vor — Angeklagter, Euern Vor- und Zunamen!

Angeklagter: Pierre Rochet.

Richter: Pierre Rochet, Ihr ſeyd überführt, öffentlich aufrühreriſches Geſchrei gegen den erlauchten Monarchen ausgeſtoßen zu haben, der dieſes glückliche Land regiert — gegen ihn, den Erben der älteſten und glorreichſten Monarchie der Welt, deſſen väterliches Szepter Frankreich die frühern Tage ſeines Glanzes zurückgegeben hat. Die wohlgeſinnten Bürger dieſer guten Stadt haben mit Abſcheu in ihren friedlichen Straßen Euch rufen hören: „Nieder mit Karl X!“ Was habt Ihr zu Eurer Entſchuldigung vorzubringen?

Angeklagter: Hr. Richter, das Geſchrei entfuhr mir — ich hatte ein Glas über den Durſt getrunken — der Gendarme, der mich verhaftete, muß es am Beſten wiſſen, denn er hat mir einſchenken laſſen —

Richter: Ein Frevel, wie der Eurige, kann in dieſen Vorwänden keine Entſchuldigung finden. Pierre Rochet, der Gerichtshof verurtheilt Euch zu einer Strafe von zwanzig Franken, zu drei Monaten Gefängniß und den Gerichtskoſten.

Zweite Szene. Vor demſelben Gerichtshofe und demſelben Richter im Oktober 1830.

Richter: Munizipalgarden, bringt den nächſten Angeklagten herein — Angeklagter, Euren Vor- und Zunamen!

Angeklagter: Pierre Rochet.

Richter: Pierre Rochet, Ihr ſeyd überführt, öffentlich aufrühreriſches Geſchrei gegen den erlauchten Monarchen ausgeſtoßen zu haben, der dieſes glückliche Land regirrt und deſſen väterliches Szepter Frankreich die früheren Tage ſeines Glanzes verheißt. Die wohlgeſinnten Bürger dieſer guten Stadt haben mit Abſcheu in ihren friedlichen Straßen Euch rufen hören: „Es lebe Karl X!“ Ihr konntet Euch zu ſo furchtbarer Verblendung hinreißen laſſen, Eure Stimme zu erheben zu Gunſten des grauſamen und blödſinnigen Tyrannen, deſſen Name auf immer verlöſcht iſt in dem Lande, das er zu Grunde richten wollte. Was habt Ihr zu Eurer Entſchuldigung vorzubringen?

Angeklagter: Hr. Richter, mit Gunſten, ich war die letzten drei Monate in Verhaft geſeſſen, wie Sie ſich vielleicht noch erinnern werden; denn Sie hatten die Güte, mich damals in's Gefängniß zu ſchicken. Man hat mich dieſe Zeit über keine Zeitung leſen laſſen; ich kam erſt vorgeſtern los, und da ich keine Luſt hatte, mich noch ein Mal

Digitized by Google

einſperren zu laſſen, ſo ſchrie ich eben, als ich den Fuß aus dem Gefängniſſe ſezte: „Es lebe Karl X!“ Hierauf brachte man mich hieher.

Richter: Pierre Rochet, ein Frevel, wie der Eurige, kann in ſolchen Vorwänden keine Entſchuldigung finden. Der Gerichtshof verurtheilt Euch zu einer Strafe von fünf und zwanzig Franken, zu drei Monaten Gefängniß und den Gerichtskoſten.

A. d. Hofjournal.

Vermiſchte Nachrichten.

Das Septemberheft des in St. Petersburg erſcheinenden Journals des Miniſteriums des Innern vom Jahre 1829 liefert Nachweiſungen, wonach das Bevölkerungsverhältniß von Bauern, Bürgern und Kaufleuten männlichen Geſchlechtes in Rußland, mit Ausnahme der weiter unten bezeichneten Provinzen, bei den drei lezten Zählungen im Jahre 1796, 1811 und 1816 ſich in folgenden Zahlen darſtellt:

Klaſſe.	1796.	1811.	1816.
Kronbauern	6.606,702	6.673,185	6.565,467
Privatbauern	8.699,790	10.557,271	9.767,762
Bürger . .	507,111	620,847	855,071
Kaufleute .	145,554	121,121	73,185
Zuſammen	15.856,957	17.952,424	17.029,785

In dieſer Rechnung ſind nicht mitbegriffen die Provinzen Bialyſtock und Georgien, nebſt den übrigen ſüdlichen Provinzen des Caucaſus, die ſich Rußland zwiſchen den Epochen des fünften und ſechsten Cenſus (1796 und 1811), noch Beſſarabien, das es ſich nach dem ſechsten Cenſus einverleibte; eben ſo wenig Sibirien und die Koſakenländer am Ural, Don und Pontus Euxinus, in Hinſicht derer es an hinreichenden Urkunden fehlt; endlich auch nicht Polen und Finnland. Die Apanagenbauern, deren Zahl beim ſiebten Cenſus (1816) 554,500 betrug, ſind unter der Rubrik der Kronbauern aufgeführt, eben ſo die unter Alexanders Regierung entſtandene Klaſſe der freien Bauern, deren der Cenſus von 1816 24,344 zählte. Bei einer Vergleichung der beiden Volkszählungen von 1796 und 1811 zeigt ſich eine beträchtliche Differenz in der Zahl der Kron- und der Privatbauern. Obgleich verſchiedene Kronbeſizungen vor der Regierung Alexanders an Privatperſonen verliehen worden, ſo haben ſich doch die Kronbauern nicht vermindert, ſondern ſie erſchienen im Jahre 1811 um 367,483 Individuen zahlreicher als im Jahre 1796. Die Bevölkerung auf den Privatbeſizungen hat in demſelben Zeitraume einen Zuwachs von 1,657,481 Bauern bekommen; dieſer Zuwachs iſt theils als eine Folge der Verleihungen der Krone, theils als eine wirkliche Vergrößerung der Volkszahl zu betrachten. Der ſiebte Cenſus fand kurze Zeit nach dem Kriege von 1812 und den Verheerungen der mittleren und nordweſtlichen Provinzen Statt. Daher die merkliche Verminderung in den beiden erſten Klaſſen gegen den vorherigen Cenſus. Da die ſchlechten Ernten der Jahrgänge 1821 und 1822 in mehreren Statthalterſchaften die Bevölkerung nicht begünſtigten, ſo befahl Kaiſer Alexander, um die Einwohnerſchaft in der Vertheilung der Umlagen zu erleichtern, im Jahre 1825, alle ſeit dem lezten Cenſus geſtorbenen Bauern aus den Liſten zu ſtreichen. Wenn die Zahl der Bürger in der Zeit zwiſchen dem fünften und ſiebten Cenſus ſich außerordentlich vermehrt, die Zahl der Kaufleute dagegen um die Hälfte vermindert hat: ſo iſt der Grund davon hauptſächlich in den Uebertritten aus einer Klaſſe in die andere zu ſuchen, welche das Geſez nicht verbietet; die Geſammtzahl beider Klaſſen, welche ſich bei dem fünften Cenſus auf 650,415, beim ſechsten auf 741,968 und beim ſiebten auf 908,554 belief, beweiſt indeß die Fortſchritte der Induſtrie in dieſer zwanzigjährigen Periode. Es wäre intereſſant geweſen, dieſe Parallelen auf die früheren Volkszählungen von 1722, 1742, 1762 und 1782 auszudehnen; allein darüber mangeln die nähern Angaben. Wir müſſen uns alſo in Erwartung des nächſten Cenſus, der nicht lange mehr ausbleiben kann, da ſeit dem lezten bereits fünfzehn Jahre verſtrichen ſind, auf die drei obigen Zählungen beſchränken. In Bezug auf die vier Klaſſen, welche die ruſſiſche Bevölkerung bilden, ergeben ſich ſomit: 1) in Bezug auf die Kronbauern von 1796 bis 1811 eine Zunahme von $5\frac{1}{3}$ Prozent, von 1796 bis 1816 aber eine Abnahme von $1\frac{1}{3}$ Prozent; 2) in Bezug auf die Privatbauern von 1796 bis 1811 eine Zunahme von 19 Prozent, von da bis 1816 dagegen eine Abnahme von $5\frac{1}{3}$ Prozent, von 1796 bis 1816 alſo eine Zunahme von $14\frac{1}{3}$ Prozent; 3) in Bezug auf die Bürger von 1796 bis 1811 eine Zunahme von 22, und von 1811 bis 1816 von 55 Prozent; 4) in Bezug auf die Kaufleute von 1796 bis 1811 eine Abnahme von 15, und von da bis 1816 eine Abnahme von 39 Prozent. In den Jahren von 1796 bis 1811, während der unaufhörlichen Kriege mit Perſien, der Türkei, Schweden, Oeſterreich und Frankreich, nahm die Bevölkerung um $13\frac{1}{3}$ Prozent zu; würde dieſe Zunahme in demſelben Verhältniſſe fortgehen, ſo würde ſie, vom Jahre 1816 an gerechnet, in 113 Jahren, d. h. bis zum Jahre 1929, ſich verdoppeln; natürlich würde ein dauernder Friede ein noch bei Weitem günſtigeres Reſultat erzielen.

Die Stadt Paris, die ſeit der Julius-Revolution ſchon beträchtliche Opfer gebracht hat, um den Arbeitern Beſchäftigung und Verdienſt zu geben, hat neuerdings im Einverſtändniß mit dem Miniſterium die Summe von 1.881,000 Fr. für öffentliche Arbeiten beſtimmt. Hievon ſollen 100.000 Fr. verwendet werden zur Erbauung eines Hafens in Vilette, 60.000 Fr. zur Ausführung der Abzugskanäle der Hallen, 50.000 Fr. zur Fortſezung der Arbeiten an der Kirche von St. Vincent de Paula, 35.000 Fr. zur Abtragung des Boulevard de Madeleine, 240.000 Fr. zur Herrichtung von Trottoirs, 250.000 zur neuen Pflaſterung von 10 Pläzen und Straßen, 200.000 zur Vollendung der allgemeinen Weinniederlage, 100.000 zu Arbeiten an der Kirche von St. Denis, 150,000 zur Wiederherſtellung der Barrieren, 250,000 zur Erhaltung des Straßenpflaſters von Paris, 250,000 zur Verbeſſerung an Gefängnißgebäuden u. ſ. w. — Da indeſſen dieſe Arbeiten größtentheils nur Arbeiter des Baugewerkes beſchäftigen, und den übrigen Klaſſen der Handwerksleute nur geringen Verdienſt geben würden, ſo hat die Munizipalverwaltung von Paris die Nothwendigkeit gefühlt, noch anderweitige Fonds von 2.604,000 Fr. zu Abgrabungen, Arbeiten in Steinbrüchen, Straßenbauten u. ſ. w. anzuweiſen. Auch wird außerdem noch zur Ausführung eines ſeit längerer Zeit ſchon entworfenen Planes geſchritten, und die Verlängerung der Straße Vivienne bis zum Boulevard ausgeführt werden. Die Häuſer, welche zum Niederreißen angekauft werden mußten, hatten bisher die Ausführung dieſes Werkes aufgehalten; die Regierung bewilligte jezt zur Entſchädigung einiger Häuſerbeſizer einen Beitrag von 50,000 Fr. — Ferner werden gegenwärtig die von Entrepreneurgeſellſchaften vorgelegten Plane zur Erbauung dreier Brücken, der einen zu Bercy, der andern zwiſchen dem Pont des Arts und dem Pont-Royal, und einer dritten der Straße Belle-Chaſſe gegenüber, höhern Orts geprüft. Die Regierung wird auch den alten Plan zu einer Straße wieder aufnehmen, die eine gerade Verbindung zwiſchen dem Louvre und der Barriere du Tron herſtellen und den Namen Ludwig-Philipp-Straße erhalten ſoll. Dieſes Unternehmen würde ein Kapital von mehr als 50 Millionen in Umlauf bringen, kann jedoch erſt im Verlauf mehrerer Jahre zur Ausführung kommen.

Das Diario di Roma giebt folgenden Stand der Bevölkerung Roms von Oſtern des Jahres 1829 bis zu Oſtern 1830 an: Pfarrkirchen 54, Familien 34,805, Biſchöfe 30, Prieſter 1455, Mönche 1986, Nonnen 1385, Seminariſten 460, Kezer, Heiden, Türken, mit Ausſchluß der Juden 266, für das Abendmahl vorbereitete Individuen 107,433, nicht für das Abendmahl vorbereitete 39,852. Ehen wurden in dieſem Zeitraume geſchloſſen 1008; geboren wurden 4690, unter dieſen 2339 Kinder männlichen und 2351 weiblichen Geſchlechts; Verſtorbene zählte man 4995, nämlich 2882 männliche und 2113 weibliche. Die Geſammtzahl der Bevölkerung beläuft ſich auf 147,585 Seelen, wovon 77,475 dem männlichen und 69,810 dem weiblichen Geſchlechte angehören. Aus dieſen Angaben geht im Vergleich mit der Bevölkerung Roms im J. 1828 hervor, daß ſie einen Zuwachs von 2744 Seelen erhalten hat. Die Geburten verhielten ſich zur Geſammtbevölkerung wie 1 zu $31\frac{4}{10}$, die Todesfälle wie 1 zu $29\frac{5}{10}$; die Gebornen ſtehen zu den Verſtorbenen in einem Verhältniß wie 1 zu $6\frac{6}{10}$; die Ehen zu den Geburten wie 1 zu $4\frac{6}{10}$. Im Durchſchnitt kamen auf einen Monat 391 Geburten, oder auf den Tag 13; Todesfälle können auf den Monat 416, auf den Tag 14 gerechnet werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 113. 23 April 1831.

Polniſche Nationallieder.

Erinnerung. Lied aus der ruſſiſchen Zeit. *)

Sonſt hat es in Polen mir beſſer gefallen,
Als Ruſſen und Deutſche noch nicht drin waren,
Der Ungerwein ſchmeckte da beſſer uns allen,
Uns freute der Tanz mit den wilden Tataren.

Aufging der Stiefelwichſe Glanz,
Die hat uns puh! durchduſtet ganz,
Entſtellt! und Niemand ſieht uns an
Die Polen, und was Die gethan.

Tokayer bei Männern iſt Thee bei Baſen —
Salzwaſſer iſt unſer Champagner geworden;
Die Löwen tragen das Fell des Haſen.
Wer Ränke ſchmidet, verdient ſich Orden.

Wenn naſeweis ein Junge ſpricht:
Warum bekriegt den Feind man nicht?
Aufſchnappt es ein Spion zur Stund,
Stopft mit dem Knebel ihm den Mund.

Sonſt haben vor Niemand Polaken gezittert,
Aufrichtig mit Kraft wie in alten Tagen,
Das Unrecht hat ihnen das Herz erſchüttert,
Sie wußten Nichts von gerichtlichen Klagen.

Jezt, Wer ſich über Druck beſchwert,
Dem Wolf wird Zahmheit bald gelehrt;
Plaz iſt für ihn in Sibirien noch,
Oder auch im karmeliter Loch.

Dort ja von der Freiheit nimmer geſprochen!
Der Stock des Koſaken bedroht den Rücken;
Der Wurm benagt die erſterbenden Knochen,
Wirſt's Tageslicht nicht mehr erblicken!

Und beſſer, Du erblickſt's nicht mehr,
Als kämſt vom ewigen Schnee Du her
Wie Die Verbannten fürs Vaterland,
Die jezt Spionen ſind, o Schand!

Und Mißtrau'n muß vorm Fuchsſchwanz retten,
Ob auch das ehrliche Herz Dir blute;
Er ſchmidet hinterliſtig die Ketten,
Und höflich verſteckt er die fertige Knute.

Sonſt theilte man Hab und Gut beim Schmaus,
Jezt theilt man Komplimente aus,
Nach Gold ſeufzt Kontuſch **) und leerer Gurt,
Die rothen Stiefel ſind eingeſchnurrt.

In Fräckchen ergehn ſich die Modenarren,
Und ſind auf den großen Herrn dann eitel,
Sie girren wie Täubchen zu ihren Guitarren,
So leer wie die Köpfe ſind ihre Beutel!

Des Polen Seele ſehnt ſo ſehr
Die gute alte Zeit ſich her,
Wo, wenns auch nicht zum Kriege ging,
Der Säbel gut am Kontuſch hing.

Ueberſicht der politiſchen Blätter in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Gegenwart trug den Sieg über die Vergangenheit davon, man ſchloß ſich an den neuen Thron an, aber mit Vorbehalt; man gelobte ſich, ihn ſo bald als möglich mit allen ariſtokratiſchen Ketten zu befeſtigen, die den alten umgaben. Man begriff, daß man, um zu dieſem Ziel zu gelangen, neuer Bündniſſe bedürfe, die Freundſchaft der Männer, die durch ihre ſtete Oppoſition unter der Reſtauration Volksgunſt beſaßen, ſchien dazu das geeignetſte Mittel. Eine ſchöne Gelegenheit zeigte ſich. Die Deputirtenkammer,

---

*) Aus der Sammlung polniſcher Schriften. December 1830.

**) Das Oberkleid der polniſchen Nationaltracht.

Digitized by Google

die einzige Gewalt, die den Sturm überlebte, hatte ſich eine Autorität beigelegt, welche ihr Niemand ſtreitig machte, ſo lange das Nothgebot ſie entſchuldigte, deren Ungeſetzlichkeit aber Jedermann in die Augen fiel, als man gewahrte, daß der Ehrgeiz ihre Dauer zu verlängern trachtete, nachdem man zuvor Sorge getragen, die Mehrzahl der Ultra's mit mehr oder weniger Schein von Recht zu beſeitigen. Im Publikum hieß es, die neue Ordnung der Dinge müſſe durch einen großen Nationalakt ſanktionirt werden, damit es nicht geſchehe, wie es mit der Charte von 1814 gegangen, daß die Nation am Ende von Allem Nichts wiſſen wolle. Die ganze Preſſe wiederholte dieſen Ruf, und die Maſſen ſprachen ihn ihr nach. Nur die Kammer theilte dieſe Anſicht nicht. Das Journal des Debats übernahm ihre Vertheidigung, und die Kammer ſchätzte ſich natürlich glücklich, mitten unter ſo vielen Angriffen eine ſolche Stütze gefunden zu haben. Nach den Umſtänden geſtand man ſich von der einen und der andern Seite Konceſſionen zu, und ſo entſtand was wir jetzt vor Augen ſehen — eine Kammer im Bund mit den Ariſtokraten der Reſtauration. Das Journal des Debats arbeitet ſomit darauf hin, in der neuen Ordnung alle Elemente der untergegangenen Ordnung zu erhalten, und die Kammer, mit den zahlreichen Kreaturen, denen ſie das Budjet überantwortet hat, vereinigt ſich mit ihr in dieſen Bemühungen. Daher nun kommt die ſiegreiche Majorität, welche meint, die ganze Revolution ſey Nichts geweſen, als eine Schaukelbewegung und ihr Zweck ſey erreicht, nachdem es für dieſe Herren Spolien zu vertheilen gegeben hätte.

Ungeachtet beſſerer Vorgänge und eines ehrenvollen Benehmens in der Revolution muß der Temps dem Journal des Debats zur Seite geſtellt werden. Beide ſuchen der Ariſtokratie in der neuen Verfaſſung den Weg zu bahnen; beide dringen, der Temps mit weniger Aufwand von literariſchem Talent, aber mit gründlicherer Kenntniß der Verwaltungsgegenſtände, und mit noch ungeſtümerem Eifer als das Journal des Debats, auf eine Organiſation nach engliſchem Zuſchnitt. Bei jeder Gelegenheit legt der Temps eine vornehme Verachtung für Erſparniſſe an den Tag — ein Beweis, daß er von der Staatswirthſchaft nicht Viel verſteht — ſo wie für Theorien, was ſehr bequem iſt, wenn man weder genug Wiſſen noch genug Gewiſſen beſitzt, um ſich unwandelbare Grundſätze zu bilden. Geboren unter dem Schutz der Oppoſition von 1829, hat er deren Loos getheilt; populär, ſo lange jene liberal war, wurde er von der öffentlichen Meinung als eine Spekulation des Ehrgeizes verſtoßen, als jene rückgängig wurde.

Der Meſſager des Chambres, faſt nur Neuigkeitsblatt, und ohne politiſchen Einfluß, unterſtützt die ariſtokratiſche Partei gleichfalls. Dieſes Journal rechtfertigt ſeine Unterwürfigkeit gegen die jedesmalige Gewalt durch eine ungemein ſinnreiche Argumentation. Seiner Behauptung nach erheiſcht die Pflicht des Publiciſten, wie aller Bürger, daß man ſich der Majorität anſchließe; mit andern Worten, da immer die — ob wirkliche oder künſtliche — Majorität es iſt, welche regiert, ſo folgt die ſtrenge Verbindlichkeit für jedes Blatt miniſteriell zu ſeyn. Ein Schluß, wider welchen ſich Nichts einwenden läßt!

Man kann ſich vorſtellen, daß die Vorfechter der Ariſtokratie geſcheit genug ſind, ſich nicht allein in die Schranken zu wagen. Das Bürgerthum ſoll ihnen eine Vormauer werden. Da die Nationalgarde eine große Friedens- und Ordnungsliebe zu erkennen gegeben hat, ſo glauben ſie dieſelbe für Entwürfe benützen zu können, die ohne Beeinträchtigung des Friedens und der Ordnung nicht ausführbar ſind. Man darf nur einen Blick auf Frankreich werfen, um ſich über den Irrthum oder die Lüge, die dieſer Vorausſetzung zum Grunde liegen, nicht zu täuſchen. Hat Jemand einen Begriff von dem Zuſtand Europa's, den er nicht aus der geheimen Küche der Diplomatik, ſondern aus dem Studium der Völker ſchöpfen muß, ſchaut er in den Abgrund von Elend hinab, in welchem die niedern Klaſſen aller Orten ſeufzen, ſo kann er ſich die beklagenswerthen Folgen einer Trennung des Bürgerthums von dem Loos des Volkes nicht verbergen. Gelänge es dieſe neue Scheidewand aufzuführen, ſo wäre ein Krieg der Maſſen auf Vertilgung und Plünderung unausbleiblich. Uebrigens darf man in Journalen des Widerſtandes hohen philoſophiſchen Geiſt und eine tiefere Begründung der Gegenwart durch das Band der Moral und der Geſchichte nicht ſuchen, und gerade dieſe Verkennung der höhern Richtung der Zeit verheißt der Partei und den Intereſſen, welche ſie vertheidigt, einen ſichern und nahen Tod.

Unter den Journalen des Fortgangs gehört der Courrier français oben an, nicht nur als der älteſte unter ſeinen Glaubensverwandten und als derjenige, welcher ſeine Richtſchnur am Treuſten verfolgte, ſondern auch wegen der berühmten Schriftſteller, die oft ſeine Spalten füllen. Die Namen dieſer Männer rechtfertigen den Courrier gegen den Tadel oder das Lob, welches er ſich manchmal zuzog, daß er ſich zum Republikanismus neige. Die von ihm ausgeſprochenen Anſichten berechtigen auf keinerlei Weiſe zu der Vorausſetzung, daß er eine Regierungsform wolle, für welche wahrſcheinlich Frankreich und die europäiſchen Monarchien nicht reif ſind. Seine unermüdlichen Anſtrengungen gehen auf Herbeiführung einer vollkommeneren Volksvertretung, einer weiſern Verwaltung, einer demokratiſchen Municipalverfaſſung, kurz einer von republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchie. Dieſe Wünſche, welche die Revolution von 1830 verwirklichen ſollte, ließ der Courrier ſchon unter dem heuchleriſchen Regiment der Reſtauration vernehmen, daher er auch der beſondere Gegenſtand der Juſtizpolizei jener Periode war. So mußte ſich der Courrier natürlich in Oppoſition gegen eine Kammer finden, deren Aufgabe darin zu beſtehen ſcheint, die Lügen der Reſtauration zu verlängern. Wirklich war er einer der Erſten, welche den Doktrinären die Maske abnahmen, und ihre Plane vor dem Publikum aufdeckten. Seitdem iſt er keinen Fuß breit gewichen, und wenn ihm Tod oder Abfall einige ſeiner Kämpen entriß, ſo rekrutirte er ſich ſofort wieder mit andern nicht weniger talentvollen und patriotiſchen Genoſſen. Unter ihnen nennen wir einen Mann, der durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe in der Verwaltungsgeſetzgebung und ſeinen reinen körnigen Styl ein tüchtiges Kammermitglied zu werden verſpricht — Hr. von Cormenin.

Was von dem Courrier français geſagt worden, findet ſeine volle Anwendung auf zwei andere Blätter der Bewegung, die ſich von ihm durch ihre Farbe nicht unterſcheiden — auf das Journal du Commerce und die Tribüne. Wie er ſtellen ſie den progreſſiven Liberalismus dar. Die Tribüne zeichnet ſich durch ihre elegante Redaktion aus. Das Journal du Commerce enthält oft treffliche Artikel über Verwaltung, wovon Hr. Guillemot der Verfaſſer iſt. Es könnte befremden, daß der Courrier français, die Tribüne und das Journal du Commerce, ob ſie gleich die Meinung des Landes

Digitized by Google

treu wieder geben, keinen größern materiellen Erfolg haben. Die Urſache iſt lediglich auch materiell; der Plan dieſer Journale iſt unvollſtändig. Man macht ſeit einigen Jahren immer größere Anſprüche an die periodiſche Preſſe; eine Menge Leſer ſtürzen ſich zugleich auf Politik und Gegenſtände der Belehrung; ein Journal, um dieſen neuen Bedürfniſſen zu genügen, muß zu allen Intereſſen ſprechen, alle Materien abhandeln, eine Art Tagesencyklopädie ſeyn. Dieſer Erweiterung ſeines Plans verdankt der Temps lediglich ſein Glück.

(Schluß folgt.)

Literariſche Chronik.

Journal d'un voyage pittoresque autour du Monde, exécuté sur la corvette la Coquille pendant les années 1822, 1823, 1824 et 1825 par R. P. Lesson. Tom. I. avec fig. chez Am. Gobin et Comp. Paris 1830.

Leſſon begleitete die duperrey'ſche Expedition als Arzt und Naturforſcher; ſeine zoologiſchen Arbeiten, über welche in der Akademie der Wiſſenſchaften mehrere günſtige Berichte abgeſtattet wurden, erſchienen ihrem größten Theil nach in dem großen auf Koſten der Regierung herausgegebenen Reiſewerk; ſeine mediziniſchen Beobachtungen ließ er unter dem Titel „Voyage medical autour du Monde“ beſonders drucken; in der gegenwärtigen Schrift giebt er nun eine Reiſebeſchreibung für das größere Publikum. Wir gedenken unſern Leſern eine Reihe von Skizzen daraus mitzutheilen. Zuvörderſt eine Beſchreibung der Falklandsinſeln, oder, wie der Verfaſſer nach den Spaniern ſie nennt, der

Maluinen.

Die Oberfläche dieſer Inſeln bietet ungeheure naſſe Steppen dar, die mit Gras, Moos und kleinen Arten von Farnkräutern bedeckt ſind. Bäume ſieht man nicht, und alle Verſuche deren anzupflanzen ſind mißlungen. Ueberhaupt ſcheint der jeder Pflanzenerde beraubte Boden keines Anbaues fähig. Ueberall Nichts als niedere kahle Berge und Thäler, Sümpfe und Moräſte; allein wegen der fiſchreichen Flüſſe, die es hier giebt, und der zahlreichen Heerden wilder Ochſen und Pferde, die man trifft, ſind dieſe Inſeln bei ihrer Lage am Eingang des Südmeeres immer ein nicht zu verachtender Anhaltspunkt für Schiffe, welche dahin ſegeln. Die anhaltenden heftigen Weſtwinde geben dem Klima, das ſehr an Veränderlichkeit der Temperatur leidet, im Ganzen einen mehr rauhen Charakter, ſo daß man nur wenig Unterſchied zwiſchen Winter und Sommer, den einzigen Jahreszeiten des Landes, wahrnimmt; im Monat Dezember, welcher unſerm Junius entſpricht, waren die Morgen und Abende noch ziemlich friſch, und der Schnee auf den Gipfeln der Berge im Innern noch nicht geſchmolzen. Während dieſes ganzen Monats hatte man nicht Einen vollkommen heiteren Tag; wenn auch die Sonne eben noch im ſchönſten Glanze ſtand, kamen plötzlich dichte ſchwarze Wolken und ergoſſen Ströme von Regen; doch ſoll auf der anderen Seite auch übermäßige Kälte ſelten ſeyn.

Leſſon beſuchte in Geſellſchaft des zweiten Befehlshabers Durville die Bergkette, welche die Inſel Soledad von Oſten nach Weſten durchſchneidet. „Die mit Heiden bewachſene Ebene, die dahin führt,“ erzählt der Verfaſſer, „brannte ſeit drei Tagen, da unſere Matroſen daſelbſt nach Art der Wilden große Feuer angezündet und ſich nicht die Mühe genommen hatten, dieſelben wieder auszulöſchen. Der verkohlte Torfboden mit den aufſteigenden Rauchſäulen, der da und dort hervorblickte, und dann wiederum die weiten Grasflächen, auf welchen die Spitzen der Pflanzen durch die Gluth geröſtet waren, während der untere Theil, der im Waſſer ſtand, noch grünte, erſchienen in ſeltſamem Kontraſt unter ſich und mit der unheimlichen Nacktheit des Gebirgs. Der weiße Sandſtein, aus dem es ganz und gar gebildet iſt, lag überall frei, einige wenige Stellen ausgenommen, welche Mooſe, Farnkräuter und einige andere ähnliche Gewächſe mit einem friſchen Sammt überbreiteten. Auf den Gipfeln der etwa 500 Klafter hohen verwitterten Berge erblickt man ungeheure Blöcke quarzichter Sandſteinfelſen von Kubik- oder Tafelform, die wie menſchliche Gebäude aufgeſchichtet ſind. Aus einiger Entfernung wird man an die Ruinen jener alten Burgen erinnert, welche weiland die ſteilen Hügel der Dauphinée zierten; oder jener Wohnſitze religiöſer Abgeſchiedenheit, welche die ſcheuen Mönche in den Feudalzeiten ſo gern in den unzugänglichſten Gegenden aufſchlugen. Von der Höhe der erſten Bergkette hat man die Ausſicht auf eine zweite, die ſich in gleicher Richtung hinzieht. Das Thal, welches ſie trennt, gleicht von Weitem einer großen mit kleinen zerſchlagenen Steinen beſäeten Heerſtraße; wir brauchten jedoch faſt eine halbe Stunde, es zu durchſchneiden; denn was uns oben wie Kieſel vorkam, waren ſehr anſehnliche Felſen, durch die wir mühſam uns Bahn brechen mußten. Reiche Quellen rauſchten unter den Felſen hin, und da und dort umrankte ein Büſchel grüner Farnkräuter das Geſtein. Alles in dieſem Thal ſtellte ein vollkommenes Bild des Chaos dar.“

Die Menge der Thiere, welche die Maluinen bevölkern, iſt erſtaunenswerth. So lange die Expedition ſich daſelbſt aufhielt, lebte die Mannſchaft bloß vom Ertrag der Jagd und des Fiſchfangs; täglich ſpeiſ'te man Auſtern, Gänſe, Krähenpelikane, Waſſerſchnepfen, Kaninchen und ſchwarz Wildpret; die Jäger hatten faſt nur die Mühe unter den Thieren zu wählen. In der Soledad-Bai liegen zwei kleine Eilande, welche man die Seelöwen- und Pinguineninſeln nennt. Sie ſind ganz mit hohen Gräſern bedeckt, von einer Art, die man auf dem Hauptland nicht trifft und die Pernetty als Schwertel (glaieuls) bezeichnet; dieſe bilden ein dichtes Buſchwerk, in welchem die Robben während der Begattungsperiode ſich aufhalten, wie die Pinguinen (manchots à lunettes) in den zahlloſen Höhlen, wo ſie republikaniſch zuſammenhauſen. Dieſe letzteren, die man in unermeßlichen Schaaren auf den flachen Sandufern gelagert ſehen kann, vermögen wegen ihrer ſchwerfälligen Flügel ſich nicht über den Boden zu erheben; ihre zu weit hinten am Leib angebrachten Füße machen ihren Gang ſteif und ungraziös, indem das mangelnde Gleichgewicht ſie nöthigt, ganz aufrecht zu gehen, und da ſie gewöhnlich in langen Reihen einherziehen, und nur die beiden Farben Weiß und Schwarz an ſich haben, ſo kommen ſie Einem wie eine Prozeſſion provenzaliſcher Büßender vor. Deſto behaglicher befinden ſie ſich im Meer; hier iſt ihr wahres Element; untertauchen, ſchwimmen, in Sätzen über die Waſſerfläche hinſchießen können ſie mit der größten Leichtigkeit. Die Dummheit dieſer Waſſervögel ging ſo weit, daß ſie ſich mit Prügeln todtſchlagen ließen. Die Krähenpelikane (nigauds) konnte man einen um den andern tödten, ohne daß die andern die Gefahr merkten und aufflogen; viele der Raubvögel näherten ſich ohne alle Scheu und ſtritten ſich oft mit den Jägern um ihre Beute. Beſonders zeichneten ſich die blauen Sumpfweihen durch kecke Zudringlichkeit aus. In anderer Hinſicht verriethen jedoch die Pinguinen einiges Talent; ſo legen ſie durch die Graswälder ordentliche Wege an, die ihre Kommunikation mit dem Meer ſichern, und ihre Neſter bauen ſie in lange unterirdiſche Galerien, die ſie in den Boden graben. Ihr Geſchrei hat viel Aehnlichkeit mit dem Yanen des Eſels; ihr Fleiſch iſt ſchwarz, feſt, unſchmackhaft und unverdaulich. Ueberhaupt wimmelt es auf den ſchwärzlichen ſchieferigten Geſtaden der Maluinen von Geflügel verſchiedener Art; da giebt es Seevögel, die ſtundenlang in unbeweglicher Ruhe da ſitzen und ihre Fiſchmahlzeit verdauen; nach allen Richtungen ſchwimmen Enten, Gänſe und anderes plattfüßiges Geflügel; Legionen von Möven verfinſtern die Luft; ungeheuere Klippenplatten verſchwinden unter den Schichten von Dung, welche dieſe Vögel ſeit Jahrhunderten darauf abſetzen. Etwas weniger zahlreich waren die Landarten; am Bemerkenswertheſten war der rothe Vogel, ſonſt als der magellaniſche Staar bekannt; die meiſten kleinern Vögel haben ein düſteres farbloſes Gefieder. Häufig iſt auch der rieſenhafte Sturmvogel, von den Spaniern Knochenzerbrecher (quebranta huesos) genannt. Von eigentlich einheimiſchen Säugthieren giebt es Robben, Meerſchweine und antarktiſche Wölfe, die immer an den Ufern herumſtreifen, um die von den Fluthen ausgeworfenen Reſte zu verzehren. Große und treffliche Fiſche trifft man an den Küſten; allerlei Muſcheln in den wuchernden Tangen. Giftige Reptilien hat man bis jetzt nicht entdeckt. Die Robben ſind durch die vieljährigen Beſuche der Europäer und Amerikaner faſt gänzlich ausgerottet worden. Jedes Jahr laufen mehr als ſechzig Fahrzeuge nach den antarktiſchen Gewäſſern aus, denen in der Regel die Maluinen zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen dienen. Man bezeichnet jene Thiere mit verſchiedenen Namen, als Seewölfe, Seekatzen, Seelöwen, Seekühe ꝛc. In dem Südmeere ſind die geſuchteſten folgende

Digitized by Google

drei Arten: die erſte der Seelöwe Anſons, der See-Elephant der Engländer (phoque à trompe) liefert hauptſächlich Brennöl; die zweite (phoque à crins, otarie molosse), ein Fell, woraus man ein vorzügliches Leder verfertigt; die dritte, Forſter's Seebär (phoque à fourrure) einen in China ſehr beliebten Pelz.

Die Vegetation der Maluinen gewährt dem Botaniker ganz neue Anſichten. Ausgedehnte Wieſengründe ſcheinen mit der Scheere gleich geſchnitten; keine Pflanze ragt über die andere hervor, ſie drücken ſich, verflechten ſich in einander, und bilden ein dichtes unentwirrbares Netz von kleinen Stängeln und noch kleinern Blättern, unter denen ſich die Blüthen, als ob ſie gegen die heftigen Winde ein Obdach ſuchten, verſtecken. Das große Gras, der Fächerſchwingel (fétuque en éventail), welcher die Pinguineninſel bedeckt, macht allein eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Neigung zu verkrüppelten Formen. Die Flora der Maluinen beſteht aus ungefähr 120 Pflanzen, von denen keine genießbare Früchte von einiger Größe hervorbringt. Eine Art Erdbeerbäume trägt allein eine Frucht (lucel), die einen etwas ſüßen Geſchmack hat, und von Vögeln und Schweinen gefreſſen wird. Die wilde Peterſilie, welche in dem Sand wächſt, und der weißblüthige Sauerklee ſind den vom Scorbut befallenen Schiffsmannſchaften von großem Nutzen. Die Stängel des Schwingels, entblättert und als Salat zubereitet, geben eine angenehme und geſunde Nahrung. Unter allen Gewächſen dieſer Gegenden aber iſt der Bolax das ſonderbarſte; man muß ſich ihn nämlich als ein Agglomerat von Stängeln denken, die, feſt zuſammengepreßt, und ſämmtlich von gleicher Dicke, in Form einer regelmäßigen Halbkugel emporſteben; man heißt ihn auch den Gummibaum der Maluinen, weil er in ſeiner Blüthezeit ein Harz, ähnlich dem des Panargummi, ausſchwitzt.

Heinrich Parnell.

Heinrich Parnell, der Nachfolger des als Reformgegner aus dem Miniſterium getretenen Kriegs-Staatsſekretärs Wynn, iſt das Haupt einer alten und angeſehenen Familie, die zu Rathleague Court, in Queen's Country, ihren Stammſitz hat. Sein Vater erhielt im Jahre 1766 eine Baronie und ſein Erbe dieſer Würde, der gegenwärtige Staatsſekretär des Krieges, wurde bereits in einer frühern Lebensperiode von der oben erwähnten Grafſchaft zum Parlamentsmitglied erwählt. Mit Lady Caroline Dawſon, der Schweſter des gegenwärtigen Earls von Portarlington, vermählt und durch die Heirath zweier ſeiner Töchter an den Earl von Darnley und den jetzt verſtorbenen Lord, Heinrich Moore, Bruder und Erben des Marquis von Donegal, iſt Sir Heinrich mit den edelſten Geſchlechtern Schottlands verwandt geworden. Indeß verdankt er ſeine Erhebung auf einen ſo wichtigen Poſten minder ſeiner Stellung zur hohen Ariſtokratie als ſeinen eigenen Verdienſten. Sir Heinrich wurde zu Eton und im Dreieinigkeitskollegium zu Cambridge erzogen, wo er ſich den klaſſiſchen Studien und der Mathematik mit Vorliebe und Auszeichnung ergab. Doch nicht darauf allein blieb ſeine wiſſenſchaftliche Richtung beſchränkt; er fühlte ſich bald auf das Gebiet der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften hinübergezogen. Im Jahre 1804 gab er eine Flugſchrift: „Principles of Currency and Exchanges" heraus, die vier Auflagen erlebte. Von dieſer Zeit an nahm er thätigen Antheil an all' den großen politiſchen Fragen, die in ſeinem Vaterlande verhandelt wurden. Weder als Schriftſteller noch als Parlamentsmitglied wurde er jemals durch das Streben nach Hof- oder Volksgunſt geleitet, eben ſo wenig diente er irgend einer Parteianſicht. Nie hielt ſich wohl Jemand in jedem Sinn des Worts ſo völlig unabhängig, und nur Wenige werden ſich rühmen können, ſo unabläſſig und erfolgreich für die öffentlichen Intereſſen gearbeitet zu haben. Seine „History of the Penal Laws against Catholics," die er im J. 1808 herausgab, bereitete auf die wichtige Emanzipationsfrage vor, und trug neben den aus ſeiner Feder gefloſſenen Abhandlungen im Edinburgh Review nicht wenig zum glorreichen Erfolg dieſer im Geiſt eines erleuchteten Jahrhunderts unternommenen und entſchiedenen Maßregel bei. Die Wirkſamkeit der Unterſuchungen, die von einem Comité des Hauſes der Gemeinen im J. 1825 über den Zuſtand von Ireland angeſtellt wurden, verdankt man gleichfalls größtentheils ſeinen Bemühungen. Im J. 1827 gab er eine allgemein als äußerſt nützlich anerkannte Abhandlung über die Bank heraus, worin er kräftig für die Abſchaffung der engliſchen und irländiſchen Bankmonopole und für die Annahme des ſchottiſchen Bankſyſtemes auftrat. Man findet darin eine unendlich gründlichere und genauere Darſtellung des Einkommens und der Ausgaben des britiſchen Reiches als in irgend einem Werke dieſer Art. Sir Heinrich Parnell zeigte, wie und welche Reformen von einer würdigen Regierung gemacht werden können, ohne die innere Ruhe auf's Spiel zu ſetzen oder die Ehre nach Außen verdunkeln zu laſſen. „Dieſe Schrift," ſagt das Morning Chronicle, „wird lange Zeit das Handbuch Derjenigen bleiben, welche Einſchränkungen zu machen wünſchen, ohne einen Raub zu begehen, und Verbeſſerungen wollen, ohne niederzureißen." Parnell bei dem Sturze Wellington's nicht in's Miniſterium treten zu ſehen, befremdete allgemein, und man glaubte ſeinen Ausſchluß als eine Lücke in Lord Grey's Verwaltung betrachten zu müſſen. Um ſo mehr fand ſeine nach Wynn's Austritt erfolgte Erhebung den öffentlichen Beifall. Parnell's Geſchäftsgewohnheit und ungemeine Thätigkeit befähigen ihn für ein ſo wichtiges und mühſames Amt, als das eines engliſchen Kriegsminiſters, vollkommen; wiewohl eine Stellung, die ihn näher mit dem britiſchen Handel oder Finanzweſen in Berührung gebracht hätte, für ihn noch geeigneter geweſen ſeyn würde. Indeß iſt kein Zweifel, daß er ſeinen gegenwärtigen Beruf ganz ausfüllen, zuverläſſig aber keine Maßregel unterſtützen oder vertheidigen werde, die er nicht vollkommen im Intereſſe der öffentlichen Wohlfahrt findet.

Satiriſche Hohlſpiegelbilder des Auslands.

Andaluſiſche Juſtiz.

Cadix iſt wieder ruhig. Man richtet die Theilnehmer des Aufſtandes — Alles mit der größten Gemüthsruhe und Unpartellichkeit. Dieſer hat den erſten Dolchſtoß auf den Gouverneur von Cadix geführt. Zum Tode verurtheilt. Das iſt die Logik der Parteien, Haut um Haut, Zahn um Zahn. Von Hinten zu erſchießen.

Man hat Salpeter gefunden in dem Keller eines andern Angeklagten; Schwefel in ſeinem Feuerzeuge, Kohlen in ſeiner Küche. Aus dieſen drei Dingen macht man Schießpulver, um die Leute umzubringen. Der Angeklagte iſt ein Verbrecher. Indeß, in Betracht, daß er mit dem Schwefel auch ſein Licht anzünden, an der Kohle ſein Schöpſenfleiſch braten, und mit dem Salpeter ſich die Zähne putzen konnte, will der Gerichtshof Gnade für Recht ergehen und ihn von Vorne erſchießen laſſen.

Perez hat unter ſeiner Bettſtatt eine Preſſe verſteckt gehabt. Aufrühreriſche Druckſchriften haben die Köpfe erhitzt. Es iſt zwar nicht zu beweiſen, daß ſie von Perez hergekommen ſind; allein hergekommen müſſen ſie irgendwo ſeyn. Perez iſt ein Negro. Das iſt ein halber Beweis. Rückwärts erſchoſſen.

Joſe iſt mit einer rothen Kokarde geſehen worden; Antonio mit einem weißen Hemd; Pablo mit einem blauen Ueberrocke. Obgleich die rothe Kokarde die ſpaniſche; obgleich ſeit undenklichen Zeiten in Andaluſien faſt alle Hemden weiß, und die blauen Ueberröcke nicht durch das Kirchenrecht verboten ſind; ſo iſt doch ein Zuſammentreffen dieſer drei Farben verdächtig, weil ſie vereint das Panier der franzöſiſchen Revolution bilden. Der Zufall konnte aber auch dieſe drei Farben zuſammengeführt haben. Der Gerichtshof will daher nach dem ewigen Rechtsgrundſatze den Zweifel für die Angeklagten ſprechen laſſen. Von Vorne zu erſchießen.

Ein Fünfter iſt einem Sechsten auf dem Platze St. Juan begegnet; ein Siebenter iſt dazu gekommen; der Fünfte hat dem Sechsten Tabak angeboten, und der Siebente hat eine Priſe genommen. Alle Drei haben darauf genießt. Zu dieſer Stunde, an dieſem Orte, unter gleichen Umſtänden bei allen Dreien eine und dieſelbe Bewegung — läßt auf ein Freimaurerzeichen ſchließen. Die Freimaurerlogen ſind aber der Herd des Atheismus und der Revolution; die Freimaurer ſind die Giftſchwämme der öffentlichen Moral. Der oberſte Gerichtshof glaubt nicht ſtreng genug gegen ſie einſchreiten zu können. Alle Drei von Hinten zu erſchießen.

F.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 114. 24 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

2. Deutſchland und Italien.

Zwei gewichtigte Staaten, die in ihren beſondern Verhältniſſen große Aehnlichkeit mit einander haben, nehmen zunächſt unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch — Deutſchland und Italien. Beide ſtehen als Seitenſtücke neben einander, in ſofern nämlich jedes von ihnen von einer zahlreichen und in ſteigendem Wachsthum begriffenen Bevölkerung bewohnt wird, und jede dieſer Bevölkerungen einerlei Sprache, einerlei Sitten und Gebräuche hat und ſich als eine und dieſelbe Nation betrachtet. Beide leiden unter dem Gebrechen der unheilvollen Zerſtückelung in zahlreiche Staaten, von denen die mächtigeren nebenbei auswärts gelegene Beſitzungen von großer Wichtigkeit inne haben, denen ſie vorzugsweiſe ihre Sorge und Aufmerkſamkeit zuwenden. Weder Italien noch Deutſchland war jemals zu einer innern Einheit gediehen, die von einigen Politikern gewünſcht, von andern als unmöglich dargeſtellt wird. Es ſey erlaubt den beiderſeitigen Anſichten auch die unſrige anzufügen. *)

Italien iſt von jeher beſchuldigt worden, daß es bis in ſeine winzigſte Zertrümmerung hinein von provinziellen Vorurtheilen und einer Eiferſucht zerſpalten ſey, die keinem Gedanken an eine herzliche Vereinigung Raum gebe. Es iſt nicht zu leugnen, dieſe Eiferſucht beſtand in hohem Maße; aber der überwältigende Strom der franzöſiſchen Invaſion und Eroberung trug Viel dazu bei, die kleinen Mißhelligkeiten zu verſchwemmen und eine Art Gemeingeiſt über die Halbinſel auszubreiten. Die in neuerer Zeit vorgefallene Vertheilung des Landes in größere Fürſtenthümer hat außerdem beigetragen, den Italienern Zuſammenhalt und Selbſtgefühl zu geben, woran es ihnen auf eine beklagenswerthe Weiſe fehlte, als ſie noch in kleine oligarchiſche Republiken zertheilt waren, deren Untergang ſelbſt der wärmſte Freund der Freiheit nicht beklagen möchte, oder als ſie noch eine Art Krongut von Spanien, Frankreich und Oeſterreich bildeten. Rom's noch als Sage fortgeerbter Ruhm und die fromme Ehrfurcht, mit der die heilige Hügelſtadt umgeben iſt, bieten einen Mittelpunkt dar, um den ſich möglicher Weiſe wohl noch die zerſtreuten Trümmer Italiens zu einem Ganzen vereinigen können. In Italien braucht nur die Begeiſterung des Patriotismus angefacht zu werden, und es wird ſich durch die Maſſe von Geiſt und Talent, die in ihm ſchlummert, mit reißender Schnelligkeit auf gleiche Höhe mit den angeſehenſten Staaten Europa's erheben. *)

Deutſchland, obgleich eben ſo wie Italien in der Zerſplitterung einer allen Gemeingeiſt auseinander bröckelnden Politik befangen, hat doch vor Italien den Staatenbund ſeines weiland heiligen römiſchen Reiches zum Voraus. Durch ihn beſtand von der früheſten Zeit an ein Band, das die vereinzelten Volksſtämme aneinander kettete, und ſo innig mit der Geſchichte der Nation und ihrer theuerſten und heiligſten vaterländiſchen Gefühle verwoben war, daß ſowohl Napoleon als ſeine Ueberwinder den Schein davon aufrecht zu erhalten gezwungen waren, um der heißen Sehnſucht des Volkes nach Nationalität einigermaßen zu genügen. Ohne wie Italien durch eine ſcharfe natürliche Gränzmark abgeſchloſſen zu ſeyn, und innerlich zerriſſen durch Zwietracht und ausländiſche Intereſſen, hat es ſich unter allen ſeinen Mißgeſchicken eine ſolche Kraft von Nationalgefühl und Charaktereinheit bewahrt, daß man ihm unbedenklich unter den europäiſchen Nationen eine der höchſten Stellen einräumen darf. Wenn es auch, wenigſtens in unſern Tagen, nicht den Anſchein hat, daß Deutſchland unter einem deutſchen Ober-

*) Die Anſichten des Verfaſſers über Deutſchlands buntſchäckigen Staatenarchipel ſind weder völlig neu, noch uns Deutſchen ſelbſt ungeläufig; aber ſie ſind intereſſant als Stimmen aus der Fremde, und bekanntlich haben wir Deutſche außer unſrer Nachäffungsſucht mit Kindern auch noch die Aehnlichkeit, daß uns fremdes Brod Zucker iſt. A. d. R.

*) „Was braucht Italien?“ fragt der Verfaſſer eines politiſchen Artikels über die neueſte Inſurrektion in Italien (in der Revue de Paris. 24 Tom. p. 253.) — „Es braucht eine militäriſch-konſtitutionelle Monarchie — einen Napoleon mit weniger Genie und mehr Freiheit. Das Italien von 1831 muß eines Tages wie das Frankreich von 1793, das Holland von 1550 ſeine militäriſche Aera durchlaufen, und ſeiner Freiheit die Bluttaufe ertheilen: dieſe Kriſis, die Oeſterreich vielleicht nur beſchleunigen wird, iſt unvermeidlich; Frankreich kann ſie verzögern, vielleicht vorbereiten, zu Geburt fördern, wenn ſie reif iſt, niemals aber erſticken. Wer Italien kennt, betrachtet ſeine Revolution als eine unausbleibliche Folge der franzöſiſchen. Doch man übereile ſich nicht in ſeinen Wünſchen; um ſie dauerhaft zu machen, wollen wir ſie langſam heranreifen laſſen u. ſ. w.“ So weit die Revue de Paris. Hoffentlich wird Oeſterreich ihren weiſen Rathſchlägen zu Folge den unreifen Italienern Zeit genug laſſen, reif, wenigſtens mürbe zu werden.

Digitized by Google

haupt ſich vereinigt; ſo kann man ihm doch ſo Viel verheißen, daß es durch Vereinigung ſeiner Intereſſen ſeine Achtung gebietende Stellung in Europa behaupten wird. Wäre Italien je von einem ſolchen Föderativgeiſt durchdrungen geweſen, ſicherlich hätte es ſich längſt ſchon aus ſeiner gegenwärtigen Erniedrigung emporgerafft.

Indeß wäre ſchon ein großer Schritt geſchehen, wenn ſich die getrennten Staaten Deutſchlands unter eine gemeinſame Politik vereinigen könnten; denn indem ſie gemeinſchaftlich zu handeln gezwungen wären, würden ſie bald auch ihre gemeinſchaftlichen Intereſſen kennen lernen. Wir haben geſehen, was die vereinte Macht von Deutſchlands Völkern vermochte, wir haben ihre moraliſche und phyſiſche Kraftanſtrengung ſich entwickeln geſehen, um ein fremdes Joch zu zerbrechen. Wie ſie damals ihre vereinte Kraft zum Kriege aufboten, ſo würden ſie jetzt auch gerne in den nützlichen Künſten des Friedens zuſammenwirken; freudig würden ſie die Wohlthaten einer gemeinſchaftlichen Erziehung, gemeinſamen Geſetzgebung und Handelspolitik und zur Sicherung von allen dieſen eine freiſinnige und einförmige Verfaſſung hinnehmen. Aber alle dieſe Wohlthaten werden ihnen von ihren Fürſten verweigert, oder nur theilweiſe und als ein ſparſames Almoſen geſpendet. Eins nur beſteht, was die Machthaber nicht zu unterdrücken vermögen — die Gemeinſchaft der Sprache, in der ſie ihre gegenſeitigen Klagen austauſchen können, wobei ſie endlich gefunden haben, daß ihre Gefühle, Intereſſen und Erwartungen eine und dieſelben ſind.

Die Möglichkeit einer endlichen Vereinigung der italieniſchen Staaten unter einer gemeinſamen Regierung iſt am Beſten durch die Geſchichte Spaniens bewieſen, eines Landes, das einſt eben ſo wie Italien unter einer Menge kleiner Herrn zerſtückelt war, und in welchem noch bis auf dieſe Stunde die Provinzen in Sinnesart und Sitte ſo ſcharf von einander abgeſondert erſcheinen, als es mit einem ächtpatriotiſchen Nationalgeiſte verträglich iſt. Solche Provinzial-Patriotismen — wenn man die Liebe für den heimathlichen Grund und Boden ſo nennen darf — erwecken einen löblichen Stolz und ein Selbſtgefühl unter der Bevölkerung, das mehr Nutzen als Schaden hervorbringt; es entſteht aus dieſer an ſich beſchränkten Anhänglichkeit an einen kleinen Landſtrich ein Wetteifer, der nur dem Ganzen zu Gute kommt. Von dieſer Art iſt der Provinzialgeiſt in Britannien, Deutſchland und Spanien.

Es iſt bereits eine geraume Zeit vorübergegangen, ſeitdem deutſche oder italieniſche Staaten nicht mehr gegen ihre Nachbarn und Landsleute, um eigener Vergrößerung willen oder als Bundesglieder einer auswärtigen Macht, die Waffen geführt haben. Dieſer Umſtand iſt gewiß auch von vortheilhaften Einflüſſen auf die Volksſtimmung und wird Viel dazu beitragen, die gegenſeitige Scheelſucht vergeſſen zu machen.

Ueberſicht der politiſchen Blätter in Paris.

(Schluß.)

Der National trat in dem Augenblick auf, als das göttliche Recht ſich zum letzten Mal mit dem natürlichen Recht, der Volksſouveränität, meſſen ſollte; er trug nicht Wenig zum Sieg der Volksſache bei. Der Kampf hatte ſich auf eine Weiſe entzündet, daß ein entſchiedener Ausgang ſich erwarten ließ. Abgeſehen von dem Staatsſtreich, welcher den Handel ſo ſchnell beendigte, hatten die beiden Parteien, d. h. die Nation und die abſolute Gewalt ihr Ultimatum einander zu beſtimmt gegeben, als daß ein oder der andere Theil zurück konnte. Entweder mußte das Miniſterium durch Verweigerung der Abgaben und durch thatſächlichen Widerſtand fallen, oder das Volk mußte der materiellen Kraft unterliegen. Da nun in unſerer Zeit die materielle Kraft bloß in der Meinung beruht; ſo war es die Meinung, an welche man ſich von beiden Seiten wandte. Die Gazette erhob die Standarte des göttlichen Rechts; der National die des Volksrechts. Eine hitzige Polemik entſpann ſich zwiſchen dieſen zwei Blättern, welche durch zwei Männer, Hrn. Thiers für den National, und Hrn. Genoude für die Gazette, faſt ausſchließlich geführt wurde. Alle denkenden Köpfe intereſſirten ſich für eine Fehde, worin es ſich um nichts Geringeres handelte als darzuthun, daß das Volk ein Empörungsrecht gegen die Gewalt, und die Regierung ein Geſetzgebungsrecht der Gewalt beſitze. Nie wurde ein Meinungskampf mit mehr Kraft und Talent durchgefochten; nie war der Austauſch der Gedanken lebhafter; nie erhob ſich die periodiſche Preſſe auf einen höhern Standpunkt, und ſpielte befriedigender ihre Rolle. Die Verhandlungen eines feierlichen Prozeſſes haben ſeitdem gelehrt, daß von Seite der Machthaber ein faktiſcher Krieg beſtand, und daß der Publiciſt zugleich Staatsmann war; und die drei Tage, an deren Triumph Thiers und ſeine Mitarbeiter einen ſo glänzenden Antheil nahmen, haben gezeigt, daß der Sachwalter der Volksſouveränität Theorie und Praxis zu vermählen wußte. Wir wollen nicht erörtern, wie es kam, daß Thiers, auf die Bahn der Macht geworfen, ſich mit Männern verbinden mochte, welche die von ihm in ſeinem großen hiſtoriſchen Werk niedergelegte Anſicht von Revolutionen ſo ſchlecht begriffen. Wie Dem auch ſey, der National blieb eine Zeitlang der Bundesgenoſſe, der ſchwache und matte Bundesgenoſſe der doktrinären Partei. Man fühlte indeß bald, daß man den rechten Weg verfehlt hatte, und beeilte ſich wieder einzulenken, indem man die oberſte Leitung einem jungen Schriftſteller anvertraute, den ſeine der Sache der Freiheit geleiſteten langen Dienſte dazu empfahlen. Seit Armand Carrel an der Spitze des National ſich befindet, hat dieſes Journal die ganze alte Energie wieder gewonnen, die man bei ſeiner erſten Erſcheinung an ihm bewunderte. Die liberalen Folgen der Revolution werden täglich mit einem beredten rückſichtsloſen Freimuth gefordert, welcher dieſes Blatt in die erſten Reihen der Oppoſition ſtellt. Der National repräſentirt gegenwärtig den Liberalismus der Jugend, welche den blutigen Spaltungen der Republik wie den Höfeleien des Kaiſerthums oder Bigotterien der Reſtauration fremd, ihre Anſichten aus dem klaren Bewußtſeyn der Bedürfniſſe der Gegenwart ſchöpft.

Ein Blatt, zu dem der Plan ſchon unter dem Miniſterium Polignac entworfen wurde, deſſen erſte Herausgabe aber mit den Ereigniſſen des Julius zuſammenfällt, ſind „die Communen.“ Sie waren dazu beſtimmt, den liberalen Meinungen auf dem Lande Eingang zu verſchaffen, wo ſie wenig Kredit genoſſen, weil es ihnen daſelbſt an Vertheidigern fehlte. Sie ſollten die Politik hauptſächlich unter dem adminiſtrativen Geſichtspunkt behandeln, weil man eine an abſtraktes Denken nicht gewöhnte Klaſſe ſo am Leichteſten für

Digitized by Google

die öffentlichen Angelegenheiten zu intereſſiren, auch auf dieſem Weg manche Plackereien ſubalterner Lokaltyrannen, welche nur durch Mangel an Publicität möglich werden, Einhalt zu thun hoffen konnte. Der Plan erſtreckte ſich außerdem noch auf Land- und Hauswirthſchaft, Detailinduſtrie, kurz auf Alles, was in's Gebiet nützlicher Kenntniſſe einſchlägt, und eine neue Erweiterung erhielt er durch die Verſchmelzung dieſes Blatts mit dem Courrier des Electeurs.

Die bisherigen Blätter beſchäftigen ſich mit der Gegenwart, wie ſie iſt; die folgenden haben weiter ausſehende Abſichten.

Nur Ein Wort von der „Revolution“ oder „dem Journal der Volksintereſſen.“ Das Syſtem der Revolution iſt dasjenige, welches man in England Radicalismus nennt, d. h. ſie trägt auf eine völlige ſociale Gleichheit an, weßhalb ſie jeder beſtehenden Organiſation den Krieg ankündigt. Ihre Herausgeber beurkunden tiefe ſtaatswiſſenſchaftliche Kenntniſſe und ein vorzügliches Redaktionstalent; aber da ſie ſich nicht an die Wirklichkeit halten, ſo geht all ihr Wiſſen und all ihre Beredſamkeit verloren, und nur von der Länge der Zeit dürfen ſie ſich ein beſſeres Reſultat für ihr Syſtem verſprechen. Die Revolution hat daher nur eine ſchwache Publicität, und, obgleich vielleicht das volksthümlichſte Blatt nach ihren Lehrmeinungen, iſt ſie das am Wenigſten volksthümliche nach ihrem Erfolg.

Theoretiker im ganzen ganzen Sinne des Worts ſind der Globe und der Avenir. Sie beſchränken ſich nicht darauf, ihren Antheil an dem Einfluß der Journaliſtik auf den materiellen Zuſtand der Geſellſchaft, die bürgerliche und politiſche Geſetzgebung, zu verlangen; ſie wollen die Grundlage dieſer Geſetzgebung, die Moral und den religiöſen Glauben, reformiren.

Man weiß, was der Globe urſprünglich war — nämlich mehr ein philoſophiſch-literariſches Magazin, als eine Zeitung und in jener Eigenſchaft nahm er eine bedeutende Stelle in der periodiſchen Preſſe Europa's ein. Er gründete eine neue Kritikſchule, und bereicherte Frankreich mit vielen wiſſenſchaftlichen Ideen, die nicht unfruchtbar geblieben ſind; die Politik behandelte er unter einem freien eklektiſchen Geſichtspunkt, und ſo wurde er der Mittelpunkt eines neuen duldſameren und aufgeklärtern Liberalismus, der, in ſofern er aus der Jugend hervorging, zugleich um ſo tüchtiger wirken konnte. Wirklich ſtrömten die jungen Schriftſteller in Maſſe der Fahne zu, welche ſie nicht in den Krieg, ſondern auf eine Entdeckungsreiſe führte, und der Globe leiſtete ſehr bedeutende Dienſte. Unmittelbar nach der Revolution des Julius wechſelte er ſein ganzes Redaktionsperſonal, und unterhielt zwei Monate lang eine rein liberale Oppoſition gegen das Miniſterium Guizot und die Kammer. Nun wechſelte er noch einmal und wurde das Organ der Lehre Saint-Simons. Das moraliſche Siechthum der Zeit, das Erlöſchen alles Glaubens, die Auflöſung aller religiöſen Bande — Dieß ſind die großen Texte, über die er täglich erſchütternde Wahrheiten verkündet. Inſonderheit ſucht er zu zeigen, daß der Katholicismus veraltet, oder vielmehr daß er todt ſey, und daß der Dienſt, der von ihm noch übrig iſt, ihm bloß durch äußere Stützen noch erhalten werde.

Die Stimme, welche ſo laut den Tod eines Rieſen meldet, der die Welt ſo lange beherrſchte, hat einige feurigen Geiſter geweckt. Ein Mann, hochgeſtellt durch Talent und Gelehrſamkeit, konnte nicht ohne Schmerz ſehen, wie ein Feind ſeine Religion in den Staub trat; er erhob ſich, und ließ den Ruf erſchallen, daß das Chriſtenthum wieder erſtehen ſolle. Abbé de Lammenais ſah ein, daß, um von ſeinem Jahrhundert verſtanden zu werden, man keine andere als ſeine Sprache reden darf; er ſah ein, daß, was den Katholicismus ſo weit herunterbrachte, ſein ehbrecheriſcher Bund mit der Macht, das Haſchen ſeiner Prieſter nach den Reichthümern und Genüſſen der Welt iſt; er ſah ein, daß die Prediger der Knechtſchaft ihre Rolle ausgeſpielt haben, und daß jedes Syſtem künftig ſich an die Freiheit anlehnen muß; darum gründete er, die beiden ſchönen ſo lange feindſeligen Worte: „Gott und die Freiheit,“ zu ſeinem Wahlſpruch wählend, den Avenir. Laßt der Macht ihre Schätze und ihre Klientſchaften, ruft er ſeinen Brüdern zu; fordert von ihr nur die Freiheit; dieſer nur bedürft Ihr und der Wiſſenſchaft, die man nie hätte von dem Glauben trennen ſollen; dann predigt, lehrt, und Ihr werdet Eure Religion wieder in ihre alten Ehren einſetzen. Der Avenir hat ſich unbedingt für die Volksſache erklärt — er bekannte ſeine Sympathie für die Juliusrevolution, für die Sache der Belgier, für den Heldenkampf der Polen, für Irland; nie iſt der Katholicismus mit glänzenderen Waffen vertheidigt worden. Allein ſollte dieß Alles auch ehrlich gemeint ſeyn; wäre es nicht doch vielleicht das Jeſuitenthum, das nur durch eine künſtliche Allianz mit dem Liberalismus ſeine gewöhnlichen Zwecke zu erreichen ſuchte? Die Leidenſchaftlichkeit des Abbé gegen Alle, die nicht ſeines Glaubens ſind und ſeiner Kirche angehören, verräth zu Viel von dem alten Sauerteige, als daß dieſe Zweifel ganz von der Hand zu weiſen wären!

Frankreichs Produktivkraft.

(Aus Karl Dupin's Rede in der Deputirtenkammer am 5 April.)

Mit Recht erſtaunt man über die ungeheuere Lebensthätigkeit in der Produktivkraft Frankreichs, zumal, wenn man die Hinderniſſe erwägt, die ſie zu überwinden hatte. Sie iſt aber nicht die Folge zufälliger und vorübergehender Verhältniſſe, ſondern die Wirkung einer allgemeinen und fortdauernden Urſache, die man von der Zeit an, wo Frankreich, nachdem die großen Lehensherren der Krone unterworfen worden waren, zu einem feſten Körper ſich verſchmolz, die Geſchichte hindurch verfolgen kann. — Im ſechzehnten Jahrhundert unter der Regierung Karls IX und Heinrichs III, welche unheilvolle Zerrüttung durch Bürgerkriege und Religionsſtreitigkeiten! Welche ununterbrochene Reihe von Mißgeſchick von 1560 bis zum Schluſſe des Jahrhunderts! Und doch, ſobald Sully im Jahre 1596 die Verwaltung der Finanzen übernimmt, im erſten Jahre, wo er ein Wenig Ordnung in die Verwaltung gebracht hat, und der Produktivkraft ihren natürlichen Aufſchwung läßt, ergiebt ſich ein Nationalreichthum, der um mehr als ein Drittheil den Reichthum des Königreiches von 1560 überſteigt. — Nach Colbert's Tode wird Frankreich abermals völlig zu Grunde gerichtet durch die Austreibung der Proteſtanten, durch zwanzigjährige Kriege, Invaſion, Verarmung und Hungersnoth. Ludwig XIV ſtirbt. Krieg und Bankerout haben die Erſchöpfung Frankreichs vollendet. Deſſenungeachtet überſteigt wenige Jahre darnach, ohne jede andere Mitwirkung der Regierung, als daß ſie Frankreich nicht mehr foltert, unter den Händen einer Verwaltung, die das einzige Verdienſt hat, keine zu ſeyn — Deſſenungeachtet überſteigt der Reichthum Frankreichs bald darauf die glanzvollſten Jahre der glücklichen Zeit Colbert's. — Unter der langen Regierung Ludwigs XV und unter Ludwig XVI — immer dieſelbe Erſcheinung; die Regierung erſchöpft ſich, ohne das Volk erſchöpfen zu können; der Schatz verſchuldet immer mehr, je mehr die Produktivkraft ſteigt, und mit ihr auch der Nationalreichthum. — Die Revolution, der Krieg bricht aus; der Thron ſtürzt, und der Konvent verwüſtet Frankreich, indem er zugleich aus Un-

Digitized by Google

wiſſenheit die Hülfsquellen des Staates und des Volkes verſchleudert. Die Kapitaliſten ſind durch Bankerout zu Grunde gerichtet; die großen Grundeigenthümer durch Konfiskation; die produzirende Bevölkerung durch das Maximum; das ganze Volk ſcheint mit einem Male dem Schrecken und Elende dieſer abſcheulichen Regierung zu unterliegen. Was iſt inzwiſchen aus der Produktivkraft Frankreichs geworden mitten unter dieſen Erſchütterungen der Geſellſchaft? — Das Direktorium tritt auf; es findet neunzehn Milliarden Aſſignaten im Umlauf, die kaum hundert und fünfzig Millionen werth ſind. Es muß den Krieg mit zwei Mal mehr Feinden führen, als der Konvent bei dem Antritte ſeiner Herrſchaft vor ſich fand; der Kredit iſt verloren, an ein freiwilliges Anleihen nicht mehr zu denken; um nur einen Anfang zu machen, muß es außer den Auflagen noch ein gezwungenes Anleihen von ſechshundert Millionen erheben. — Doch die Wiederherſtellung der öffentlichen Ordnung durch das Direktorium reichte hin; Frankreich ſchöpfte wieder Athem, arbeitete, produzirte und war im Jahre 1796 reicher, als es 1790 geweſen war. — Ein ſchrecklicher Rückfall lähmt Frankreich von Neuem nach dem Fruktidor 1797 bis zum 18 Brumaire 1799; dieſelbe Erſcheinung im Jahre 1800 durch die einfache Rückkehr zur Ordnung; durch die Unterdrückung der Faktionen; durch den Schutz, den die Freiheit des Kultus und die Freiheit der Arbeit findet. Nach den glanzvollen Jahren des Konſulates, nach den erſten ſchönen Zeiten des Kaiſerthums nähert ſich mit Rieſenſchritten der Verfall des ſo eilig aufgerichteten Gebäudes. Frankreich ſcheint erſchöpft an Menſchen, Geld und Pferden durch Unfälle, Invaſionen und die Erpreſſungen von 1812, 1813, 1814 und 1815. — Wer hätte damals nicht glauben ſollen, Frankreich ſey für Jahrhunderte entnervt? Wenigſtens war Dieß die Hoffnung ſeiner Feinde, die ſich ſeine Verbündeten nannten, und unter dieſem Namen ſeine Hülfsquellen erſchöpften. Endlich räumen die fremden Gäſte 1818 ſeinen Boden. Seit dem Jahre 1819 ſah Frankreich die Wunder ſeiner Produktivkraft wieder, und die Reichthümer, die der Fleiß ſeiner Bürger jedes Jahr hervorbringt, überſteigen die Ergebniſſe der glücklichſten Jahre des Konſulates und des Kaiſerthums. *)

Man kann ſeit 1780 von Jahrzehent zu Jahrzehent das jährliche Einkommen der Bevölkerung annäherungsweiſe ungefähr ſo ſtellen:

Im Jahre	Franken
1780	4,011,000.000
1790	4,655.000,000
1800	5,402.000.000
1810	6,270.000,000
1820	7,562,000,000
1830	8.800.000,000

Die jährliche Zunahme belief ſich alſo bis zum Jahre 1830 im Durchſchnitte auf 156,000,000. Iſt aber wohl zu fürchten, daß der jährliche Zuwachs dieſer ungeheuern Summe gegenwärtig mit einem Male eine Verminderung erleiden werde? Wird die Julinsrevolution zur Folge haben, was die Thorheiten und Verwüſtungen des Konventes nicht vermochten — nicht die Unerfahrenheit des Direktoriums — nicht die Unfälle von Moskau und Leipzig; nicht eine zweimalige Invaſion und die Erpreſſung von fünfzehnhundert Millionen durch die heilige Allianz? Die Revolution des Julius hat das geſellſchaftliche Gebäude bis in ſeine Grundlagen hinab erſchüttert. Aber hat ſie es erſchüttert, um es einzuſtürzen? Weit davon entfernt, hat ſie es vielmehr feſter begründet, indem ſie die öffentliche Wohlfahrt auf tüchtige Garantien der Freiheit, auf ein Wahlſyſtem, auf eine Kommunal- und Departemental-Verfaſſung geſtützt hat, wodurch die Bürger in weit größerer Anzahl in den Stand geſetzt werden, die Obhut und Leitung ihrer eigenen Intereſſen ſelbſt zu führen. Frankreich darf alſo einer noch ſegensreichern Zukunft entgegen blicken.

*) Es wäre alſo irrig, die Zunahme des franzöſiſchen Nationalreichthums der Gebietsvergrößerung und dem militäriſchen Plünderungsſyſtem der Eroberungen während des Konſulates and Kaiſerreiches zuzuſchreiben. Das durch Kriege, Kontributionen, Reſtauration und Gebietsentreißung geſchwächte Frankreich ſchwingt ſich während der Friedensjahre auf eine Höhe, die es früher noch nicht erreicht hatte.

A. d. R.

John Ruſſel.

Der „Lancaſter-Herald" giebt von Lord John Ruſſel, der wie bekannt dem Hauſe der Gemeinen die Reformbill vorgelegt hat, folgende Schilderung: Der Lord iſt der zweite Sohn des Herzogs von Bedford; er iſt von kleinem Wuchs und hat ein ſchwaches und kränkliches Ausſehen. Sein Geſicht iſt mager aber es trägt den Ausdruck eines Mannes von Talent; ſeine Augen, wenn er nicht von einer Schwäche befallen iſt, leuchten von Kraft und Feuer. Lord Ruſſel tritt ſelten als Redner auf, und man ſagt, er halte nie einen Vortrag, ohne darauf einige Tage lang unwohl zu werden. Man erzählt, daß er vor ſeiner Rede über die Parlamentsreform, zwei Stunden lang im Vorſaale auf einem Sofa, wie vom Schlafe befallen, zugebracht habe, und nach ſeinem Vortrage ſey er ſo erſchöpft geworden, daß man ihn auf daſſelbe Sofa hinaustragen mußte, wo er geblieben ſey, ohne weiter an dem Verlaufe der Verhandlungen Antheil nehmen zu können. Er ſpricht ſo laut, als es ſeine ſchwache Stimme erlaubt; wenn er ſich aber bisweilen über ſeinen Stimmumfang erhebt, ſo wird das Ende ſeiner Sätze den Zuhörern größtentheils unverſtändlich. Sein Körper iſt dabei gewöhnlich in Bewegung; er begleitet ſeine Reden unaufhörlich mit Aktion, aber ohne Grazie; man bemerkt, wie er ſich bemüht, ſeine Zuhörer mit ſeiner Ueberzeugung und ſeinem Eifer zu durchdringen. Im Ganzen hat Lord John von der Natur wenig Rednergaben erhalten; aber er hat große Anſtrengungen gemacht, um das Fehlende durch Studium zu erſetzen. Er ſpricht mit Feuer, mit Kraft und macht Eindruck. In der gegenwärtigen Kammer nimmt Lord Ruſſel eine ausgezeichnete Stelle ein. Als Abkömmling eines alten ariſtokratiſchen Stammes macht es einen doppelten Eindruck, ihn für die Sache der Reform auftreten zu ſehen. Es iſt noch zu bemerken, daß er ein Mann von ſehr hoher Bildung iſt, und obgleich ſeine Reden ſelten mit klaſſiſchen Erinnerungen aufgeſchmückt ſind, ſo erkennt man doch, daß er ausgezeichnete Studien gemacht haben muß.

Vermiſchte Nachrichten.

Im Guys-Spital zu London befindet ſich gegenwärtig ein Chineſe, Namens Hoo-Lo, aus Canton, zwei und dreißig Jahre alt, der, mit einer ungeheuern Geſchwulſt am Unterleibe behaftet, nach England gekommen iſt, um ſich einer Operation zu unterwerfen. Vor eilf Jahren ungefähr ſtellte ſich dieſes Uebel ein, erſchien Anfangs nur fauſtgroß, wuchs aber mit reißender Schnelligkeit ſo an, daß ihm die Geſchwulſt bis auf die Fußzehen hinabhing, ohne ihn jedoch am Gehen zu hindern. Die engliſchen Wundärzte in Canton, die ihn behandelten, wagten es nicht, eine Operation vorzunehmen. Die Geſchwulſt hat dem Anſcheine nach ein Gewicht von ſiebenzig bis achtzig Pfund. Aſtley Cooper befreite vor dreißig Jahren in dem nämlichen Spital einen Mann, der gegenwärtig noch lebt, von einem ähnlichen Gewächſe, das 57 Pf. 5 Unzen wog. Dieß war bis jetzt der einzige Fall der Art, der in England vorgekommen iſt.

Ueber Malta ſind von dem africaniſchen Reiſenden Welford, der ſich im Mai vorigen Jahres von gedachter Inſel nach Alexandrien eingeſchifft hatte, Nachrichten eingetroffen. Sieben und dreißig Tage nach ſeiner Ankunft in Egypten, am 31 Julius, hatte er die Grenze Nubiens erreicht. Der Paſcha von Egypten hatte Welford wiſſen laſſen, daß es ihm bei dem gegenwärtig mit Abyſſinien ausgebrochenen Kriege nicht möglich werden dürfte, nach Sangour vorzudringen; er gab dem Reiſenden den Rath, die Straße nach Kordofan, wohin er nun geradenwegs gehen wird, über Dongola und die Wüſte von Bahcouda einzuſchlagen. Welford hoffte, in ſechs oder ſieben Wochen dahin zu gelangen. Die Abſicht dieſes Reiſenden iſt, Timbuktu auf einem neuen Wege zu erreichen. Als er dieſe Nachrichten von ſich in die Heimath ergehen ließ, herrſchten in Egypten häufige Wechſelfieber, gegen die ſich ſelbſt die Eingebornen nur durch die nüchternſte Lebensweiſe ſichern konnten. Welford ſelbſt hatte davon einen leichten Anfall, war aber bereits wieder auf dem Wege der Beſſerung und wohlgemuthet, obgleich er ganz allein war, und nicht, wie er gehofft, in Unteregypten einige Freunde getroffen hatte. Am Schluſſe ſeines Briefes bemerkte er, daß er in wenigen Tagen oberhalb des zweiten Kataraktes ſein Dromedar beſteigen und ſeine eigentliche Reiſe antreten würde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 115. 25 April 1831.

Kupffer's Reiſe nach dem Kaukaſus. *)

1. Anſicht der Steppen von Südrußland.

Wir reiſten am 19 Junius 1829 von Petersburg ab, um uns nach Stavropol zu begeben, wo General Emanuel uns erwartete. Die Reiſe von St. Petersburg nach Moskau bietet Nichts dar, was nicht bereits ſehr bekannt wäre; zudem mußten wir uns beeilen nach Stavropol zu gelangen, da der General am 1 Julius mit der Expedition aufbrechen wollte, ſo daß uns nur wenig Zeit übrig blieb, unterwegs Forſchungen anzuſtellen. Einige Beobachtungen über die Temperatur der Quellen, über die Intenſität des telluriſchen Magnetismus, über geologiſche Geſtaltung und Beſchaffenheit des Bodens, über den Wechſel der klimatiſchen Verhältniſſe waren das einzige Reſultat eines Durchflugs durch ein Land von mehr als 2000 Werſten; denn ſo Viel beträgt die Entfernung der Hauptſtadt von Stavropol.

Gegen Norden verliert die kaukaſiſche Kette, ſanft abfallend, ſich allmälig in der unermeßlichen Steppe, welche Südrußland bildet. Von Woroneſch bis Stavropol begegnet man, hin und wieder eine Ausnahme abgerechnet, keinem Hügel, keinem Baum; die Wohnungen werden immer ſeltener und drängen ſich auf einer kleinen Anzahl von Punkten zuſammen, wo die Anſpülungen etlicher Flüſſe die allgemeine Einförmigkeit unterbrechen und, indem ſie dem ſchwarzen unfruchtbaren Boden der Steppe Sand beimiſchen, dieſelbe zur Fruchtbarkeit zwingen. In dieſen Dörfern wird man angenehm durch den Anblick einiger Bäume überraſcht, und man gewahrt ſelbſt in der Ferne einige mit Gehölz bekränzte Abhänge. Es ſcheint Unebenheit des Bodens ſey in dieſen Gegenden nothwendige Bedingung der Bildung von Waldungen — vielleicht, weil das Geſtein, das nie umgekehrt worden, in zu wenig Unterbrechungen fortlauft, als daß es den zum Gedeihen einer ſo beträchtlichen Vegetabilienmaſſe erforderlichen Waſſern einen freien Durchgang erlaubt.

Von Taganrog bis Nicolajev kamen wir durch die Steppen, welche das ſchwarze und das azow'ſche Meer begrenzen. Dieſe Steppen haben denſelben Charakter der Einförmigkeit und Unfruchtbarkeit; im Monat Julius iſt bereits Alles von der Glut einer Sonne verſengt, deren Strahlen auf kein Hinderniß ſtoßen; man ſieht ſich mitten in einer Wüſte. Die Straßen ſind hier, ſo wie ſie die Natur macht, vortrefflich und man kann ohne Gefahr den Pferden die Zügel ſchießen laſſen, da man keine Unebenheit, keinen Stein, keinen Graben zu fürchten hat; wir reiſten daher mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit, ob gleich die Poſtanſtalten in einem Lande nicht übermäßig ſeyn können, in welchem man oft, ſoweit das Auge reicht, kaum ein Dutzend in der Nachbarſchaft einer ſchlammigen Quelle angebaute Koſakenhütten zu Geſicht bekommt, wo friſche Pferde zu haben ſind.

Um ſich eine richtige Vorſtellung von einer Steppe zu verſchaffen, muß man ſie im Frühling beſuchen, ehe die Sommerhitze ihre Pflanzungen zerſtört hat.

Ich hatte im Frühjahr 1828 Gelegenheit die Steppen in den Umgebungen von Serghievsk, in der Statthalterſchaft Orenburg, zu ſehen; Was von ihnen gilt, mag auch von denen des ſchwarzen Meers gelten, welche letzteren wir in einer zu vorgerückten Jahreszeit paſſirten, als daß wir im Stande geweſen wären, ein Gemälde davon zu entwerfen.

Serghievsk iſt wegen ſeiner Schwefelwaſſer, die jährlich eine Menge Kranke herbeiziehen, durch ganz Oſtrußland berühmt. Dieſe Niederlaſſung, wenn man einige dreißig erträgliche Strohhütten, die nur während der ſchönen Jahreszeit bewohnt werden, ſo nennen will, liegt an dem Zuſammenfluß des Surgut und der Soka, unter 54° nördl. Br., etwa 1 $^{1}/_{2}$ Grade öſtlich von Kaſan. Die mit Schwefelwaſſerſtoff und Kohlenſäure geſchwängerten Mineralquellen entſpringen am Fuß eines Hügels von Kalkgeſteinformation gemiſcht mit Gips. Beſteigt man die Spitze des Hügels, ſo bemerkt man, wie die Landſchaft vom Thal der Soka an unmerklich ſich erhebt, bis ſie zuletzt eine wagrechte Hochebene bildet, auf welcher das Auge über ei-

*) Nach zwei Aufſätzen im Nouveau Journal Asiatique (Januarheft) und in dem Nouvelles Annales des Voyages (Februarheft.) Eine kürzere Notiz ſ. Ausl. Jahrg. 1829 S. 1412. General Emanuel, Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Militärlinie im Kaukaſus, hatte die Karatſchais, einen türkiſchen Stamm am Fuß des Elbrus, unterworfen und dadurch das größte Hinderniß der Annäherung gegen die Centralkette entfernt. Er beſchloß die ganze Gegend militäriſch zu rekognosciren, und um der Expedition auch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe zu geben, wandte er ſich an die Akademie in Petersburg mit der Einladung, einige ihrer Mitglieder mitzuſchicken. Die Akademie entwarf ſofort einen Reiſeplan, der Kaiſer ertheilte ſeine Genehmigung und die Akademiker Kupffer, Lenz und Menetriés machten ſich nach dem Kaukaſus auf den Weg. So Viel über die Veranlaſſung.

Digitized by Google

nen grenzenloſen Geſichtskreis ſchweift. Dieſe Hochebene iſt es, welche die Phyſiognomie einer echten Steppe zeigt.

Große Trockenheit und ſehr bedeutende Temperaturveränderungen bezeichnen die Natur der Steppen. Die Trockenheit geht aus der relativen Erhabenheit ihrer Lage und der Gleichmäßigkeit ihrer Fläche hervor; erſt durch eine gewiſſe Unebenheit des Bodens ſcheint jener Druck hervorgebracht zu werden, deſſen es bedarf, wenn das Waſſer über die Oberfläche der Erde in Quellen emporſteigen ſoll. Schwerer hält die Erklärung einer nicht minder beurkundeten Thatſache, des Temperaturunterſchieds. In der Steppe iſt der Winter ungewöhnlich kalt, der Sommer ungewöhnlich heiß. Die ruſſiſchen Reiſenden, welche in neuſter Zeit die Steppen zwiſchen dem Aralſee und dem kaspiſchen Meer durchwanderten, waren faſt beſtändig einer mit ſtarkem Wind verbundenen Kälte von — 2° bis — 25° R. ausgeſetzt. Die Nord= und Nordoſtwinde, welche Winters mit Ungeſtüm blaſen, bringen, da Nichts in ihrem Lauf ſie hemmt, das Klima der Nordregionen, in welchen ihre Heimat iſt, nach der Steppe, während Sommers die Süd= und Südweſtwinde daſelbſt ihren Wärmeſtoff um ſo mehr anhäufen, als keine Verdünſtung daran zehrt, kein Schatte ihm Abbruch thut. Den Tag über iſt die Atmosphäre entzündet und in der Nacht iſt die Strahlung (rayonnement) ſo ſtark, daß man manchmal einen ſehr eindringlichen Froſt empfindet. Dieſe beträchtlichen und plötzlichen Temperaturveränderungen zerſtören das zarte Wachsthum der jährigen Pflanzen und laſſen nur die von längerer Lebensdauer übrig, deren harte holzige Stängel ihrem Einfluß beſſern Widerſtand leiſten — wie die Robinia frutescens, das Hedyſarum grandiflorum, den Aſtragalus auſtriacus und ſulcatus, die Oxytropis caudata, piloſa und andere Papilionaceen, mehrere Artemiſien, die Prunus ceraſus nana, welche kaum einen Fuß hoch wächst, und deren ſaure Früchte von den Einwohnern eingeheimst werden. Ueberall, wo Flüſſe die Steppen durchſchneiden, oder eine kleine Unebenheit des Bodens dem Waſſer in größerer Quantität ſich zu ſammeln erlaubt, verſchwinden dieſe ſaftloſen Pflanzen bald unter dem Pflug, die Steppe verwandelt ſich in ein fruchtbares Ackerfeld, die Bäume vervielfältigen ſich auf den Höhen und Wohnungen und Dörfer bauen ſich auf.

So wurden die Ufer des Don, des Donez und anderer Flüſſe des Koſakenlandes bevölkert. Gegenwärtig breiten ſich eine Menge zum Theil ſehr ſchöner Dörfer längs dem Don aus; wie man ſich aber von dem Fluß entfernt, ſieht man ſich gleich wieder in die menſchenleere Wildniß der Steppe verſetzt. Der Don gewinnt gegen ſeine Mündung bei Tſcherkask eine anſehnliche Breite, indem er von den Hügeln zurücktritt, die, aus kreidigem Kalkfels gebildet, auf ſeinem rechten Ufer ihm einen unüberwindlichen Damm entgegenwerfen. Dort ſetzt er jedes Frühjahr eine weite Strecke unter Waſſer und ſtrömt Fruchtbarkeit darüber aus. Von Araisk bis Tſcherkask beſchäftigen Wein- und Getraidebau, Fiſchfang und Handel Tauſende von Menſchen, und gewähren ihnen einen ſichern Unterhalt; Dieß iſt eine der lieblichſten Landſchaften, die ich kenne. Dieſes bunte Leben feſſelt inſonderheit die Einbildungskraft des Wanderers, der gerade von den Steppen herkommt.

Mehrere Hügel, welche auf dem rechten Ufer des Don gegen das azow'ſche Meer vorſpringen, erheben ſich bis zu einer Höhe von 500 Fuß über den Waſſerſpiegel des Fluſſes; ſie beſtehen aus Kalkſteinformation mit Fragmenten von Konchylien, die ſich ſchwer klaſſifiziren laſſen dürften. Auf einem dieſer Hügel iſt Novo=Tſcherkask erbaut. Dieſe Lage auf einem Vorgebirg der Steppe macht, daß es alle Uebelſtände der letzteren theilt, ohne daß es zugleich der Segnungen des Don ſich zu erfreuen hat. Damit ihnen im Sommer das Waſſer nicht ausgeht, müſſen die Einwohner das Regenwaſſer in Ciſternen aufbewahren. Ihr Handel heißt beinahe gar Nichts; nur der Umſtand, daß ſie der Mittelpunkt der Regierung iſt, friſtet der Stadt ein künſtliches Daſeyn. Die Kalkgebirgformation von Novo=Tſcherkask hat eine große Ausdehnung; wir trafen ſie allenthalben von Stavropol bis Nicolajev; ihr gehört das ganze Litoral des ſchwarzen Meeres an. Bald erſcheint ſie mit Bruchſtücken von Konchylien, bald in mehr oder weniger von organiſchen Reſten entblößten Schichten. Meiſt zwar beut ſie bloß unordentliche Haufen von Konchylientrümmern mit einer kalkichten Verkruſtung dar, doch erkennt man auch manch Mal ganze Individuen, namentlich Cythereen und Mytiliten, und insgemein Ufermuſcheln. Dieſes Kalkgeſtein findet ſich ſtets horizontal gelagert.

Einiges über die von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge Auguſt von Leuchtenberg aus Braſilien zurückgebrachte, in Eichſtädt aufgeſtellte Naturalienſammlung.

Immer bringt Libyen, ſagten die Alten, etwas Neues. Dieſen ihren Ausſpruch können wir auf Braſilien anwenden. Die Anzahl von Thieren aus dieſem paradieſiſchen Lande, welche mir in den größten Muſeen Europa's, ſo wie in größern oder kleineren Sammlungen bis jetzt zu Geſicht gekommen waren, iſt ſo beträchtlich, daß ich der Meinung wurde, Braſilien ſey nun in Betreff ſeiner Thiere ſchon ſo ziemlich erforſcht, und namentlich würde die Umgegend der Reſidenzſtadt für die Folge nur noch wenig Neues bieten, da daſelbſt ſeit vielen Jahren ununterbrochen geſammelt wird, ja, gewiſſe Gattungen von Thieren faſt gänzlich ſchon ausgerottet ſind. Daß ich mich irrte, zeigte mir die ausgezeichnete Sammlung von Thieren, welche von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge Auguſt von Leuchtenberg aus Braſilien zurückgebracht wurde, von welcher aber dem wiſſenſchaftlichen Publikum bis jetzt noch keine nähere Nachricht zugekommen iſt. Wenn ich dieſe hier zu geben verſuche, kann ich natürlicher Weiſe durchaus in keine ſpezielle Aufzählung der Thiere eingehen, welche ſie in ſich einſchließt; denn eine ſolche liegt gänzlich außer dem Kreiſe eines allgemeinen gedrängten Ueberblickes einer Sammlung, wie er hier folgt.

Der Hr. Herzog berückſichtigte, gleich einem Zoologen vom Fache, alle Thierklaſſen mit gleicher Sorgfalt, wenn man etwa hievon die Fiſche und Zoophyten ausnimmt, deren Einſammeln einen längern Aufenthalt am Meere vorausſetzt. Ganz vorzüglich reich iſt die Sammlung an Inſekten, deren zum Theil blendende Schönheit Alles übertrifft, was das Auge des Entomologen noch je Prächtiges in der Welt dieſer kleinen wunderbaren Geſchöpfe geſehen. Braſilien hat ſein Gold und ſeine Edelſteine nicht dem finſtern Schooße der Erde allein vertraut, nein, in üppigſter Fülle ſchmückte es damit auch Vögel und Inſekten, die, von dieſem Glanze umſtrahlt, oder in den feurigſten Scharlach, den geſättigtſten Purpur

Digitized by Google

oder in des reinſten Aethers Blau gehüllt, den Wanderer an jenen großen Thiergarten erinnern mögen, wie ihn das älteſte der Bücher ſchildert, oder an die zaubervollen Gärten der Heſperiden.

Unter den Säugethieren zeichnen ſich durch ihre vortreffliche Erhaltung und beſondere Größe zwei männliche ſchwarze Heulaffen aus (Mycetes niger). Eine andere Gattung dieſer Affengruppe ſcheint mir neu zu ſeyn. Hapale Roſalia, das goldglänzende Löwenäffchen, von den Braſilianern Sahuim vermelho genannt, wurde von dem Hrn. Herzog auch lebend aus Braſilien zurückgebracht, und überſtand im Gewächshauſe den verfloſſenen Winter in voller Kraft. Ein äußerſt liebliches, zutrauliches Geſchöpf, deſſen nacktes, graubraunes Geſicht dem eines ſteinalten Männchens gleicht, und höchſt wunderlich erſcheint, wenn das Thierchen die das Hinterhaupt und den Nacken umziehenden langen Haare emporrichtet. Daß dieſe Zierde der Affen ſich in den großen Wäldern der Gegend von Rio Janeiro, Cabo-Frio, S. João findet, iſt bekannt. Nach des Prinzen Maximilian zu Wied Beobachtungen dürfte es aber in den Waldungen der Oſtküſte Braſiliens nur zwiſchen dem 22 und 25° ſüdl. Br. vorkommen. Es iſt indeſſen nirgends zahlreich. Man findet es in den Gebüſchen der ſandigen Ebenen ſowohl als zwiſchen den belaubten Baumkronen hoher Gebirgswälder, theils einzeln, theils familienweiſe. In der Gefangenſchaft ſcheint ihnen alles Süße von der menſchlichen Koſt zu behagen.

Die größten aller bis jetzt bekannten Fledermäuſe Braſiliens, an welche ſich Mehreres von der Geſchichte der berüchtigten Vampire zu knüpfen ſcheint, das Guandira der Einwohner, Geoffroys Phylloſtoma haſtatum, enthält die Sammlung in einigen Farbenabänderungen. Das größte gegen zwei Schuh breite Exemplar wurde von dem Hrn. Herzog ſelbſt in ſeinem Schlafzimmer ergriffen, wo es ihn, einer Harpyie gleich, unheimlich umflatterte. In der Dämmerung verlaſſen dieſe großen im Fluge eulenähnlichen Fledermäuſe ihre Wohnungen zwiſchen den Blattſtielen der Cocospalmen, in hohlen Bäumen oder auf belaubten Baumkronen, umſchwirren unter ſtarkem Geräuſche die graſenden Laſtthiere der Braſilianer, und heften ſich ihnen endlich, Blut ſaugend, an verſchiedenen Stellen an. Beim Scheine des Mondes, beſonders wenn im Hintergrunde des Waldeplatzes mächtige dunkle Bäume emporſtehen, aus deren dichten Reihen dieſe Blutgäſte ſchweren Fluges hervorbrechen, ſoll dieſe Scene ſehr ergreifend ſeyn. Mit Ruhe aber ertragen die Laſtthiere den Blutſchmaus ihrer Quälgeiſter! — Von der Hyrare oder Irara (Mustela barbara), an der Oſtküſte Braſiliens Papamel genannt, der einzigen bis jetzt aus Braſilien bekannten, von den Zoologen höchſt unglücklich den Vielfraßen zugeſellten Marderart mit fahlem Kopfe, die in dieſem Lande die Stelle unſrer Marder zu vertreten ſcheint, und dort wie dieſe und der Iltis in die Hühnerſtälle einbricht, dem Geflügel das Blut ausſaugt und den Kopf abbeißt, ſo wie von dem merkwürdigen und ſeltenen Kinkaju (Cercoleptes caudivolvulus) mit dem Wiſelſchweife beſitzt die Sammlung ein ſehr vollſtändiges Exemplar; eben ſo mehrere Exemplare von den wunderlichen Schweifigeln (Sphingura insidiosa), dem Ouriço-cacheiro der braſilianiſchen Portugieſen, welche in großer Trägheit die Bäume der Urwälder erſteigen. — Von Katzen finden ſich mehrere Gattungen vor, unter andern Häute von Onzen, die an Größe denen von Leoparden gleichkommen.

(Schluß folgt.)

Das amerikaniſche Nordweſtland.

1. Die Nordweſtküſte.

Unter dem Namen der amerikaniſchen Nordweſtküſte verſteht man den vom Eismeer beſpülten Theil Amerika's, welcher ſich vom Cap Mendocino (40° 57′ n. Br.) bis zu den Polarregionen erſtreckt, mit Einſchluß der benachbarten Inſeln. Die Nordweſtküſte wird von verſchiedenen Völkerſchaften bewohnt, deren einige den Ruſſen unterworfen, andere frei ſind. Bei den vielfachen Schwierigkeiten, welche ſich einem Beſuch dieſer fernen Gegenden entgegenſetzen, hat man natürlich nur ſehr unvollkommene Berichte über die dortige Bevölkerung. Wie man jedoch im Allgemeinen als richtig annehmen darf, haben alle dieſe Indianer (abgeſehen von denen auf der Inſel Kodiak und den Aleuten, von welchen beſonders die Rede ſeyn wird) eine kupferfarbige Geſichtsfarbe, die etwas dunkler iſt, als die ihrer ſüdlichern Angränzer; ſie ſind von ſtarkem Körperbau, von wilder Gemüthsart, treulos und Menſchenfreſſer; ihre Stammverwandtſchaft ſcheint, ob ſie gleich in ewigen Fehden unter einander leben, außer Zweifel. Ihre Hütten beſtehen aus Brettern und Baumzweigen, die ſie mit ſich führen, wenn ſie, je nachdem die Jagd oder der Fiſchfang ſie dazu bewegt, ihren Aufenthaltsort verändern. Mäntel von Fiſchottern oder Bären dienen ihnen zur Bekleidung; jenen Pelz tragen die Häuptlinge, dieſen das übrige Volk. Muſcheln liefern ihnen den Putz; ſie haben davon Halsbänder, Ohren-, Naſen- und ſelbſt Lippengehänge. Das weibliche Geſchlecht benimmt ſich mit mehr Zurückhaltung, als bei wilden Horden gewöhnlich iſt, und ſcheint große Gewalt über die Männer zu beſitzen. Die Nordweſtküſte bringt viele Bäume von rieſenhaftem Wuchs hervor, die ſich gut zu Bauholz eignen, namentlich Cedern, Tannen, Fichten und Cypreſſen. Man findet daſelbſt braſilianiſche Fiſchottern, Biber, Wölfe, Seelöwen und andere koſtbare Pelzthiere; die Küſten ſind reich an Wallfiſchen, Häringen, Kabeljauen, Salmen und Fiſchen aller Art, welche nebſt den Beeren einiger Stauden die Hauptnahrung der Eingebornen ausmachen. Als Austauſchartikel gegen ihre Pelzwaaren bietet man ihnen Feuergewehre, Schießpulver, Wollenzeuge, Gläſer, Spiegel und gemahlte Federn. Schiffe haben ſich ſehr in Acht zu nehmen, wenn ſie mit ihnen einen Verkehr anknüpfen, daß dieſelben nicht in zu großer Anzahl an Bord kommen, oder auch daß ſie ihnen nicht bei Nacht die Kabeln abſchneiden und ſie auf den Strand laufen laſſen; ſchon manche Mannſchaft, welche dieſe Vorſicht verſäumte, hat es ſchwer büßen müſſen.

2. Die Inſel Kodiak.

Die Inſel Kodiak iſt fünfzig Lieues lang und zwanzig breit; ihr Haupthafen iſt St. Paul auf der Nordoſtſeite; ſie befindet ſich ganz im Beſitz der Ruſſen. Man zählt auf ihr 14.000 Eingeborne und 150 Ruſſen oder Meſtizen im Dienſte der Kompagnie, die den Pelzhandel auf der Nordweſtküſte treibt. Die Indianer ſcheinen unter ruſſiſchem Scepter mit ihrem Loos zufrieden zu ſeyn; indeſſen hat doch die Bevölkerung ſeit dieſer Zeit ſich vermindert, was man der Einführung der Blatternſeuche zuſchreibt. Gegen dieſes Uebel wendet man gegenwärtig mit Erfolg die Vaccine an. Die Kodiaken ſind von Bronzefarbe und etwas unter mittlerer Größe; ſie ſind lernbegierig, kräftig, thätig, trefflich erfahren in der Kunſt der Jagd und des Fiſchfangs und in allen Arbeiten, die ſich darauf beziehen. Ihre Waffen ſind Lanzen und Pfeile mit beweglichem Eiſen; doch wiſſen ſie auch mit Feuergewehren umzugehen, deren Gebrauch ihnen die Ruſſen übrigens nur bei Expeditionen geſtatten, welche von ihnen befehligt werden. Die Ruſſen bedienen ſich ihres Fleißes zu verſchiedenen Handwerken; jeder kann für ihre Rechnung arbeiten; nur darf er an Niemand Etwas verkaufen als an ſie. Diejenigen, denen die Kompagnie Anſtellung giebt, empfangen von ihr Rationen Mehl, Hülſenfrüchte und Fleiſch; dieſe letztern gehen europäiſch, die übrigen in ihre Felle gekleidet. Man wollte in Kodiak Getreide anpflanzen; allein alle Verſuche mißlangen; bloß Kartoffeln und einige andere Knollengewächſe kamen bis jetzt fort. An den Geſtaden der Inſel giebt es einen Ueberfluß von Fiſchen und Seethieren derſelben Art, wie auf den übrigen Punkten der Nordweſtküſte; beſonders ſind die Seelöwen ſehr häufig. Die Kodiaken überziehen ihre Fahrzeuge mit der Haut dieſer Thiere, verfertigen aus ihren Därmen waſſerdichte Kleider und aus ihren Knochen Lanzenſpitzen. Dieſe Fahrzeuge, welche man Caputs nennt, ſind eines der merkwürdigſten Produkte ihrer Induſtrie. Sie haben die

Digitized by Google

Form eines Weberſchiffchens und eine völlige Ueberdecke von Leder, worin nur ein oder zwei Löcher angebracht ſind, daß der Leib des Fiſchers hinein kann. Kodiaken heißt man endlich alle Eingebornen der kleinen Eilande an der Behringsſtraße; ſie ſcheinen ſämmtlich von demſelben Geſchlecht, und die Ruſſen haben mit ihnen alle ihre Niederlaſſungen bevölkert.

Vermiſchte Nachrichten.

Beiſpiele von myſtiſcher Verrücktheit laſſen ſich ſeit einiger Zeit wieder in England blicken. In Deutſchland ſcheint die Zahl der verzückten Herzjeſubrüderſchaften, der honigſüßen Traktätlein und Liebeskonventikel in dem Maße zu verſchwinden oder in Vergeſſenheit zu gerathen, als die Geiſter in den neueſten Weltereigniſſen ein nahrhafteres Brod finden, als das unausgebackene Himmelsmanna. Dank ſey es den galvaniſchen Schlägen der gewaltigen Erſchütterungen, wenn ſie auch nur dieſer kraftlos hinbrütenden Geiſteslähmung wieder zu ihren geſunden fünf Sinnen verhelfen. Zu Aſhton iſt einer der verwegenſten Betrüger oder verrückteſten Tollhäusler aufgeſtanden, der ſelbſt in dem an Schwärmerei nicht eben unfruchtbaren England eine unerhörte Erſcheinung iſt. Er behauptet, er ſey in den Himmel aufgenommen geweſen und habe ſein Kreditiv aus der Hand Gottes ſelbſt erhalten; in ihm erblicke man den von den Anhängern der Johanna Southcote (die ſich bekanntlich für die künftige Mutter des Meſſias ausgegeben hatte) ſo ſehnlich erwarteten ächten Schiloh, und in ſeiner Perſon vereinige ſich die Macht Chriſti und die Quinteſſenz des heiligen Geiſtes. Auch ſey er unmittelbar von Gott ausgeſendet, das menſchliche Geſchlecht zu erlöſen. Die heilige Schrift ſey nur ſinnbildlich zu verſtehen; über die Erſchaffung der Welt ſey der Welt Etwas weiß gemacht worden, indem ſie unerſchaffen von Anbeginn da geweſen und ewig dauern werde; es gebe keine Hölle, und Wer an ihn glaube, könne ſeines ewigen Heiles verſichert ſeyn. Man würde kaum glauben können, daß ſolche Tollheiten Anhänger und Gläubige fänden, hätte man nicht ähnliche widerſinnige Behauptungen ſchon auf Lehrſtühlen deutſcher Hochſchulen ertönen gehört, die gleichfalls ihre Schüler, ſo gut wie der Meſſias von Aſhton, gefunden haben, der mit ſeinem Gehülfen oder Propheten, wie er ſich nannte, zu Aſhton mehrere Tage von einem Volkshaufen, unter dem ſich ſogar Leute von geſellſchaftlichem Anſehen und ſonſt unbeſcholtenen Sitten befanden, feſtlich bewirthet und öffentlich verehrt worden. — Ein anderer Vorfall von ſchrecklicherer Art kam Anfangs dieſes Monates vor den Aſſiſen von Taunton vor, dem wir in Deutſchland in den ſcheußlichen Ausſchweifungen der Schwärmer von Wildenſpuch leider gleichfalls ein Seitenſtück von noch grauenvolleren Ereigniſſen gegenüber ſtellen können. Thomas Searle, neun und vierzig Jahre alt, wurde wegen töddlicher Verwundung ſeiner Tochter Eliſabeth, eines Mädchens von zwölf Jahren, angeklagt. Es war am 25 Sept. v. J., als dieſe gegen Mitternacht von ihrem Vater aufgeweckt wurde, der ihr ſagte, er habe von dem heiligen Geiſte den Auftrag erhalten, ſie, wie Abraham ſeinen Sohn, zu opfern. Die Uhr, die ſie gehen höre, zeige ihre Todesſtunde. Das Mädchen rief: Vater, Du willſt mich doch nicht umbringen? — Ja, meine Theure, erwiederte dieſer; ich muß es thun. Der Teufel, fügte er hinzu, ſey ſchon auf der Stiege, um ſie umzubringen; ob ſie es nicht vorziehe, von mundauf in den Himmel zu fahren? Sie antwortete: Ja, Vater, wenn es Gott gefällt, mich und Dich zu ſich zu nehmen. Hierauf verſetzte er ihr einen Schnitt in den Hals; ſie ſchrie aber um Hülfe, und ihre Schweſter kam noch eben recht, um den wahnſinnigen Alten am Vollzuge ſeiner entſetzlichen That zu verhindern. Bei der gerichtlichen Unterſuchung ergab ſich, daß der unglückliche Mann ſchon ſeit geraumer Zeit an einer religiöſen Verrücktheit leide, die man einer Predigt zuſchrieb, der er beigewohnt. Seitdem bildete er ſich nämlich ein, er habe eine Sünde gegen den heiligen Geiſt begangen, zu deren Sühne er zwei Perſonen ſchlachten müſſe. Eine andere Tochter von ihm legte das Zeugniß ab, er ſey jederzeit der zärtlichſte Hausvater und Gatte geweſen, und vorzüglich habe er das Mädchen geliebt, das er tödten wollte. Die Geſchwornen ſprachen ihn als Wahnſinnigen frei; als ſolcher aber wird er noch in Verwahrung gehalten. — Nicht mit ſo heiler Haut kam ein Frömmling in London weg, der ſieben junge Mädchen unter dem Vorwande, ſie einer beſondern Kaſteiung und ſeelenreinigenden Disziplin zu unterwerfen, aus dem Schooße ihrer Familien weggelockt und verborgen gehalten hatte. Den verblendeten Eltern, die der überaus erbauliche Lebenswandel des frommen Predigers von allem Verdachte ferne gehalten hatte, ging über die lange Dauer der Seelenraffinerie ihrer Töchter endlich doch die Geduld aus; ſie forderten die anvertrauten Kleinode wieder zurück, mußten aber zu ihrem größten Schrecken finden, daß ſie während des Verſatzes im himmliſchen Bußhauſe unerſetzlich eingebüßt hatten. Den Gerichten gefiel die Läuterung des menſchlichen Geſchlechtes auf dem Wege heimlicher Hinterſtübchen ſo wenig, daß ſie den frommen Mann zu mehrjähriger Transportation verurtheilten.

*

Die genfer Friedensgeſellſchaft hat ſich bereits konſtituirt, ihren Ausſchuß gewählt und ihre Statuten in Druck gegeben, wobei ſie alle Freunde des Friedens ohne Unterſchied des Vaterlandes, Standes, Alters und Geſchlechtes zum Beitritte einladet. Als ihren Zweck kündet die Société de la Paix an: „die öffentliche Meinung über die Uebel des Krieges und über die beſten Mittel zur Erhaltung eines allgemeinen und dauerhaften Friedens aufzuklären.“ Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 10 Fr. entrichtet, iſt Mitglied der Friedensgeſellſchaft. Der Ausſchuß von 21 Mitgliedern, der aus ſich einen engeren Ausſchuß von 7 Mitgliedern wählt, wird ſich wenigſtens alle Vierteljahre ein Mal verſammeln, um über die Arbeiten des engeren Ausſchuſſes Bericht zu hören, und ſich mit den Angelegenheiten der Geſellſchaft zu beſchäftigen. Die erſte Sitzung der Geſellſchaft fand am 15 März d. J. Statt, wo ſie zu ihrem Präſidenten, Hrn. de Sellon, Mitglied des ſouveränen Rathes erwählte. Dieſer hat als Preisaufgabe eine goldene Medaille im Preis von 400 Fr. für die gelungenſte Schrift „über die beſten Mittel einen allgemeinen und dauerhaften Frieden zu erhalten“ ausgeſetzt.

*

Neuere Mittheilungen aus Benguela, an der Weſtküſte von Afrika, melden, daß dort der Sklavenhandel in ſeiner ſchönſten Blüthe ſteht. „Sieben Fahrzeuge,“ heißt es in Briefen, „fanden wir bei unſerer Ankunft in der Bai vor Anker liegen, die aus ihrer Abſicht auf Menſchenfleiſch-Ladung nicht das geringſte Hehl machten. Drei derſelben waren vollgeſtopft mit Opfern der grauſamſten Habſucht. Abends nach ihrem kärglichen Mahle wurde ihnen erlaubt, auf dem Verdecke ſich Bewegung zu machen; aber ſie waren auch hier ſo dicht aufeinandergedrängt, daß Dieß kaum möglich wurde. Man kann ſich denken, was dieſe armen Geſchöpfe in dem engen Schiffsraume, in den ſie den Tag über eingeſperrt blieben, zu leiden hatten. Der unermeßliche Vortheil, den man von dieſem unmenſchlichen Handel zieht, muntert dazu auf. Die dort anſäſſig gewordenen Portugieſen kaufen die Eingebornen von den Häuptlingen ungefähr um fünf Dollars, oder handeln ſie für Waaren ein, die in den Augen der Wilden ſo Viel werth ſind, aber anderswo kaum ſo viele Pfennige gelten möchten. Dann verkaufen die Portugieſen die Neger an die Handelsfahrzeuge um das Achtfache der Summe, die ſie den Eingebornen dafür bezahlt haben.

*

Im letzten Junius wurde die Capſtadt durch eine erdbebenartige Erſchütterung in Angſt geſetzt. Man hörte ein ſtarkes Brauſen in der Luft, welches etwa fünf und vierzig Sekunden anhielt; viele Perſonen rannten auf die Straßen, während andere auf die Giebel ihrer Häuſer ſtiegen, um ſich nach der Urſache des Schreckens umzuſehen, als ſich zeigte, daß zwei ungeheure Felsmaſſen ſich von dem Tafelberg in einer großen Höhe losgemacht hatten. Die Höhe konnte nicht ausgemittelt werden, da Wolken den obern Theil des Berges einhüllten. Eine der Maſſen war jedoch größer als die andere, und ein Augenzeuge ſchätzte ſie zu vierzig bis fünfzig Tonnen. Es ſoll ein furchtbar erhabener Anblick geweſen ſeyn, als ſie den Abhang niederrollten, Bäume und Stauden in den Staub traten und am Fuße des Berges donnernd zuſammen ſtießen. Wie man ſich die Erſcheinung erklären wollte, hätte der Felſen durch einen Gras- und Geſträuchbrand Spalten bekommen, und ein darauf folgender heftiger Regen die Unterlage vollends aufgelockert, ſo daß die beiden Stücke dann los geworden wären.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 116. 26 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Der Verfaſſer der vorliegenden Abhandlung durchläuft mit einigen Seitenblicken die innern Verhältniſſe Griechenlands und der Türkei, der Schweiz und der Niederlande. Er erkennt in Griechenland einen Staat in ſeiner Kindheit, im osmaniſchen Reiche eine Nation in Altersſchwäche. Erſteres hält er, wenn es mehr Kraft und Selbſtſtändigkeit erlangen wird, für den beſten Damm gegen die Vergrößerungsſucht Rußlands im Süden. Es wird hiedurch die Freiheit des mittelländiſchen Meeres am Sicherſten aufrecht erhalten. Die Schweiz ſcheint ihm durch zeitgemäße Verbeſſerung ihrer Staatsverfaſſungen, und durch Wiedererweckung des alten kriegeriſchen Geiſtes unter ſeinen Nachbarn im 19ten Jahrhundert dieſelbe gebieteriſche Stellung wieder einnehmen zu können, wie im vierzehnten. Würde es ihm früher möglich geworden ſeyn, Savoyen und Tyrol mit ſich zu vereinigen, ſo hätte ſeiner Meinung nach Italien und Europa eine unendliche Verſchwendung an Blut und Reichthum erſparen müſſen. — Die Niederlande würden ſeiner Anſicht nach glücklicher geweſen ſeyn, wenn ſie gleich anfänglich einen Staatenbund ähnlich der Schweiz gebildet hätten. Die Vereinigung Hollands mit den ſüdlichen Provinzen i. J. 1815 ſcheint ihm eine allzu theoretiſche Maßregel, die zwei Jahrhunderte zu ſpät gekommen. Die gegenwärtigen Verhältniſſe Belgiens werden, wie er glaubt, den neuen Staat endlich mit den Waffen und Intereſſen Frankreichs vereinigen, ſeine ſcheinbare Unabhängigkeit möge auch unter was immer für einen Namen hergeſtellt werden. Holland muß ſich mit den Staaten oſtwärts des Rheins verbünden, um ein Gegengewicht gegen die weſtlichen zu bilden. Hierauf wendet ſich der Verfaſſer zu den Wechſelbeziehungen des Südens und Nordens.)

Die Intereſſen Europa's theilten ſich einſt zwiſchen ſeinen nördlichen und ſüdlichen Nationen; daher ſahen wir Jahrhunderte hindurch Schweden im Kampfe mit Polen, Deutſchland mit Italien, England mit Frankreich, und Frankreich mit Spanien oder Italien. Gegenwärtig muß die große politiſche Scheidemarkung zwiſchen dem Oſten und Weſten geſucht werden. Rußland und ſeine Nachbarn bilden einen Bund gegen Frankreich und ſeine Verbündeten. England möge daher ſuchen, ſein Einverſtändniß mit Frankreich zu befeſtigen; denn jederzeit wird Rußland die Karten ſo zu miſchen ſuchen, um England in Streit zu verwickeln. Frankreich wird hoffentlich den gegenwärtigen Zuſtand der politiſchen Kombination in demſelben Lichte ſehen. Während des Miniſteriums Martignac war Rußland ungemein geſchäftig, durch Intriken mit der republikaniſchen Partei die Intereſſen Englands zu untergraben. Es wird gerne eine liberale Partei dulden, wenn ſich dieſe zu ſeinem Werkzeug hergiebt. Aber wir dürfen hoffen, daß Frankreich und England unter ihren neuen Miniſtern das Gewebe jener Heuchelei durchblicken, und ruſſiſcher Argliſt zum Trotz in Freundſchaft beharren werden. An einem Offenſivbündniſſe kann man Vieles auszuſetzen haben, aber eine bloße Defenſiveinigung zwiſchen Frankreich und England könnte doch ſelbſt dem furchtſamſten Politiker nicht gefährlich ſcheinen. Würde dieſer Bund noch durch einen ſchönen Handelsvertrag befeſtigt werden können, ſo würden darin beide Nationen gegenſeitige Bürgſchaften für einen Frieden unter ſich finden. Man muß durchaus von der vorgefaßten Meinung zurückkommen, daß Rußland die Vergrößerung Frankreichs mit ſcheelſüchtigem Auge betrachte. Im Gegentheil würde man ihm erlauben, ungehindert ſeine ehrgeizigen Abſichten im Oſten zu verfolgen; ſo würde es gegen Frankreich gern die Nachſicht haben, alle ſeine Lieblingsplane im Weſten zu unterſtützen. Rußland weiß oder glaubt, daß England allein (wenn Frankreich ruhiger Zuſchauer bliebe) es nicht zu hindern vermöge, ſich des übrigen Theiles von Polen, Griechenlands und der Türkei zu bemächtigen. Es würde Preußen durch Hannover entſchädigen, Oeſterreich durch Servien oder die Wallachei. Doch die ehrenvolle Sympathie, die gegenwärtig zwiſchen Polen und Frankreich beſteht und eine Entwicklung der Nationalkraft jenes ſo ungerecht und grauſam unterdrückten Volkes wird geſündere Principien der Politik und der Allianzen in's Leben rufen. In Frankreich iſt Regierung und Nation einmüthig für die Sache Polens geſtimmt. Wann hat England je ſolches Mitgefühl für die Leiden unterdrückter Völker an den Tag gelegt? Gewiß, England iſt nur darum auf dem Feſtlande ſo unpopulär geworden, weil es Niemanden hülfreiche Hand bieten will; oder weil es, wenn es auch Dieſes thut, gleichgültig darüber ſcheint, ob ſein Beiſtand der Sache der Freiheit, oder der des Abſolutismus zu Gute kommt und Dieß ſchnurgerade ſeiner ſo hochgerühmten Anhänglichkeit an die Freiheit zum Trotz. Frankreich dagegen hat ſeinen unglücklichen Freunden nie ſeinen Beiſtand verweigert, welcher Partei ſie auch angehören mochten. Als Spanien im Kampfe zwiſchen Freiheit und Tyrannei getheilt war, erhielten die Abſolutiſten von dem bourboniſchen Frankreich eben ſo leicht Hülfe, als für Griechenland alle Herzen von Mitleid und Begeiſterung glühten. Die liberale Partei des Feſtlandes hat ſtets auf England als eine Macht geblickt, von der die Freiheit Schirm und Nahrung erhalten werde, und immer iſt ſie auf dieſelbe Weiſe getäuſcht worden. Selbſt die Reden Lord Hollands und Lord Brougham's, die gewöhnlich der Welt die ſchönſten Grundſätze der bürgerlichen Freiheit verkünden, und von dem tiefſten Mitgefühl für jene

Digitized by Google

Nationen ertönen, die ihrer noch nicht genieſſen, ſind im Grunde nur Irrlichter, die die unvorſichtigen Patrioten des Feſtlandes in Gefahren verlocken, aus denen ſich herauszuwickeln dann ihrer eigenen Kraft überlaſſen bleibt.

(Ueber Polens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunſt verbreitet ſich der Verfaſſer am Weitläufigſten, da von allen europäiſchen Nationen die Verhältniſſe der polniſchen in England am Wenigſten gekannt ſeyen. Das Ausland hat bereits in ſeinen frühern Blättern über den Verfall Polens umſtändlich berichtet, und es bleibt uns hier nur noch übrig, die allgemeinen Anſichten des Verfaſſers hervorzuheben.)

Ueber Polens innere Lage beſtehen die irrigſten und verſchiedenartigſten Anſichten. Polen beſteht nicht mehr, ſagen die Einen, es iſt auf unſrer Landkarte nur als eine ruſſiſche Provinz bekannt; ſeit Jahren hörte man Nichts mehr von ſeinem Daſeyn; es iſt untergegangen. Wurde es nicht in Folge eines Krieges zertrümmert, den es durch ſeine eigne Schuld hervorgerufen? Die dortige Ariſtokratie iſt immer unter ſich in Zwietracht oder wird durch fremden Einfluß geleitet, und läßt ihre Hand ſchwer auf ihren leibeigenen Unterthanen laſten. Weder die höhern noch niedern Stände wiſſen, was Freiheit iſt. Andere dagegen rufen: Wollt Ihr eine Republik von Jakobinern wieder aufleben laſſen, die Nichts als die franzöſiſche Revolution und ihre alte Anarchie im Schilde führen? Wieder Andere behaupten, Polen und Ruſſen ſeyen von gleichem Stamme, in Sitte, Sprache und Charakter nur wenig verſchieden. Viele glauben, Polens Glück ſey in der Vereinigung mit Preußen bedingt, ſeine Handelsintereſſen deuteten ihm dieſen Weg an, den es einſchlagen müſſe, um der Schwärme von Juden los und ledig zu werden, die es überſchwemmen; mit Hülfe Preußens werde es auch in der Civiliſation fortſchreiten. Endlich zweifelt man nicht, als Katholiken müßten die Polen unter Oeſterreichs Zepter ſich wohl befinden, wenigſtens ſo glücklich wie Ungern, Böhmen und die Lombardei. Alle dieſe Behauptungen gründen ſich auf irrige Anſichten. Was die Zweifel über den Fortbeſtand des polniſchen Volkes betrifft, ſo muß ein Blick auf die neuere Geſchichte Polens ſie eines Beſſern belehren. Polen hörte nie auf zu ſeyn, von der Zeit an, wo es auf der Karte Europa's ausgelöſcht wurde, wenn Dieß anders Eroberung und Zertrümmerung vermögen, und zwar behielt es ſein Daſeyn mit jener zähen Lebenskraft, die ausſchließlich dem Charakter freier Nationen eigenthümlich iſt. Schon damals betrat es heimlich aber ruhmvoll die Bahn, die es ſtandhaft verfolgte, bis zu den Ereigniſſen unſrer Tage. Es iſt eine zu einleuchtende Wahrheit, und kein Pole der gegenwärtigen Generation iſt blind gegen die Thatſache, daß die Gebrechen ihres alten Regierungsſyſtemes ſie verhinderten, mit Erfolg der beiſpielloſen Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker Widerſtand zu leiſten, deren ruchloſe Politik doch niemals wagen wird, jene Mängel zu ihrer Entſchuldigung anzuführen. Denn wurden nicht eben dieſe Mängel argliſtig gehegt und gepflegt von eben denſelben Mächten, die ſpäter daraus Vortheil zogen? Und wurden nicht eben die Verbeſſerungen dieſer Mängel (durch die Konſtitution vom 3 Mai 1791) zum Vorwande gebraucht, Polen ſeiner Selbſtſtändigkeit zu berauben?

Einige finden die Polen zu ariſtokratiſch, Andere zu demokratiſch geſinnt; beide ſehen darin nicht richtig. Ariſtokratie wird gewöhnlich für gleich bedeutend mit Oligarchie genommen; und wenn jene auch in dieſe überzugehen geneigt ſeyn mag, ſo iſt doch Polen davon ſo weit entfernt als möglich. Es giebt in Polen keine anerkannte Ariſtokratie, wenn man nicht darunter die Maſſe von Adel verſtehen will, die aus vielen hundert Tauſenden beſteht und ſo zahlreich iſt, daß Viele ſchon ſie für eine Demokratie gehalten haben. Fideikommiſſe und Primogenitur ſind ſelten und im Grunde auch den Sitten der ſlaviſchen Volksſtämme zuwider. Man findet Titel und Orden, aber dieſelben ſtammen nicht von altem Landesbrauch, erſtrecken ſich nur auf wenige Familien, und werden nicht ein Mal immer von den dazu Berechtigten geführt, da man ſie als eine Neuerung in der alten einfachen Sinnesweiſe der Republik betrachtet.

Die Höfe, die ſich in Polen getheilt, und einen Ueberfluß haben an Titeln, Orden, Ehrenſtellen und andern dergleichen Flitterſtaat der Servilität, machten umſonſt häufige Verſuche, die höhere Klaſſe des polniſchen Adels in die Fallſtricke der Bandſchleifen und Goldketten zu verlocken. Die ruſſiſche Regierung beſonders, die noch weniger gewohnt iſt, in ihren Schaaren von Fürſten und Grafen etwas Anderes zu ſehen, als gebückte Diener (jedes Individuum dieſer Art iſt in Rußland gehalten, ſich dem Namen nach oder in der That zu einem Zweig des Dienſtes zu erklären, und wird demnach in eine Klaſſe eingereiht) fühlte ſich nicht wenig überraſcht, als ſie den Landadel ſo oft eine freiwillige Zurückgezogenheit auf ſeinen Gütern dem Glück der Hofſchranzen vorziehen ſah. Die Zwietracht, die vormals zwiſchen den verſchiedenen Parteien wüthete, war die geſetzliche und natürliche Folge des Wahlreiches und der Konföderation, oder des durch die Konſtitution geſetzlich erklärten Widerſtandes gegen die königliche Gewalt. Indeß werden dieſe innern Fehden größtentheils von den Schriftſtellern bei Weitem zu übertrieben geſchildert. Die Beſchuldigung, daß der Adel den Intereſſen fremder Regierungen huldigte, fällt gleichfalls wieder auf das unheilvolle Prinzip der Wahlmonarchie zurück. Die Parteien, die ſich ruſſiſche, öſterreichiſche u. ſ. w. nannten, wurden allerdings von dieſen Mächten benützt, um ihre eigenen Entwürfe zu fördern; aber die Individuen, die dieſe Parteien bildeten, hatten nur die Wohlfahrt ihres Landes im Auge, wovon die Behandlung zeugt, die eben dieſe Parteien von den Eroberern, bei dem erſten unerwarteten Widerſtande gegen ihren Willen, erfuhren.

Die Konſtitution vom 3 Mai 1791 ſprach die Befreiung der Bauern *) und eine vermehrte Repräſentation des Bürgerſtandes aus; ſelbſt von den älteſten Zeiten her wurden die Mitglieder des Senates nur lebenslänglich gewählt, und dieſe wie jede andere Würde von der eiferſüchtigen Freiheitsliebe der Polen ſorgfältig bewacht, um ſie nicht erblich werden zu laſſen. Vor einem ſolchen Syſtem der Ariſtokratie läßt ſich doch wohl am Wenigſten für die öffentliche Freiheit fürchten.

Andre wurden durch den Namen der Republik erſchreckt; vorzüglich Diejenigen, bei denen Demokratie und Republik gleichbedeutend ſind. Allein man vergißt, daß Polen Königreich und Republik

*) Die Leibeigenſchaft der Bauerſchaft mag allerdings als ein Flecken in der frühern polniſchen Verfaſſung betrachtet werden, aber hatten nicht die Staaten des Alterthums Athen, Sparta u. ſ. w. die ſo hochgerühmten Vorbilder bürgerlicher Freiheit Sklaven, hat ſie nicht Amerika und wie lange her iſt es, daß unſre Bauern nicht mehr leibeigen ſind, und deutſche Fürſten ihre Landeskinder in fremde Dienſte verkaufen?

Digitized by Google

zugleich war, daß eine Republik von Edelleuten, die in Allem gleich waren außer im Vermögen, und von denen jeder zum König gewählt werden konnte, wahrſcheinlich nicht beſonders zur Demokratie hinneigte. Es war eine konſtitutionelle Monarchie, in der das Volkselement vorherrſchte, wobei aber das Volk nicht die untern Stände in ſich begriff. Es war eine Republik, in der die Elemente des Volks und der Ariſtokratie ſich das Gleichgewicht hielten; ſo daß die paradoxe Definition einer demokratiſchen Ariſtokratie das damalige Staatsleben Polens noch am Beſten bezeichnen würde. Die Anſchuldigung demokratiſcher Principien wurde bei der erſten Theilung nicht gehört, bei der zweiten wendete man ſie an, weil ſie den Vorwand gab, Polen unter gleichem Lichte mit der revolutionären Regierung Frankreichs darzuſtellen.

Der Geiſt des polniſchen Republikanismus hatte nicht den leiſeſten Zuſammenhang mit dem Jakobinerthum, und ſelbſt in ihren Principien waren die polniſche und franzöſiſche Revolution durchaus verſchieden. Die franzöſiſche Revolution ging aus dem Volke hervor, das Thron und Ariſtokratie zugleich in Trümmer ſchlug; während die polniſche von der Ariſtokratie ausging, die ihre eigenen Vorrechte opferte, um die Krone zu verſtärken, und zugleich das unterdrückte Volk aufzurichten. Es war eine friedliche und wohlwollende Revolution, in der die drei Stände des Staates in den lobenswürdigſten Abſichten, und mit dem beſten Willen gegen einander zuſammen wirkten. Aber es kam der Argliſt Rußlands zu Statten, dieſe Reform als Jakobinismus zu verſchreien; es beſtand auf Beibehaltung der alten Republik mit allen ihren Mißbräuchen und erklärte ſich aus eigener Machtvollkommenheit zu deren Schirmvogt. Durch dieſen Kunſtgriff befeſtigte es den Zuſtand der Anarchie und der aufdringliche Schutzherr der Republik erdrückte die heilſamſte Reform, die man bis dahin noch in Europa geſehen hatte, um den grauſamſten Despotismus zu begründen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Hülfsmittel der türkiſchen und ruſſiſchen Marine. *)

Seit die Kaiſerin Katharina zum Dienſt im mittelländiſchen und im ſchwarzen Meere in den Häfen der Oſtſee Kriegsſchiffe erbauen ließ, die Türken in Schrecken ſetzte und ein entſchiedenes Uebergewicht über dieſelben gewann, iſt die türkiſche Marine faſt gänzlich vernachläſſigt worden. Ueberdieß hingen die Türken, die ſchlechteſten Matroſen in Europa, was die Bemannung ihrer Flotte betrifft, von den Griechen ab, die ſeitdem nicht nur von ihnen gegangen, ſondern auch ihre Feinde geworden ſind. Das kaiſerliche Schiffsbauwerft zu Topchana hat eine ſehr treffliche Lage, die ganze Einrichtung iſt vorzüglich. Es hat einen langen, aus Steinen wohlgebauten Kai; mehrere Ankerplätze von der größten Ausdehnung für Schiffe der erſten Klaſſe, kurz alle örtlichen Bequemlichkeiten, um eine Flotte zu bauen, auszubeſſern und in ſegelfertigen Stand zu ſetzen. Als ich jedoch im Jahre 1823 die Arſenale und die ſo geräumigen und wohl eingerichteten Magazine beſuchte, fand ich den kläglichſten Mangel an jeder Art von Vorräthen. Die Flotte, welche damals im Hafen lag, belief ſich auf 12 Linienſchiffe, eine Fregatte und 20 Kanonierſchaluppen. Alle dieſe Schiffe waren zwar aufgetakelt, aber deſſen ungeachtet in ſo jämmerlichem Zuſtande, daß ich überzeugt bin, nicht mehr als 8 Linienſchiffe hätten es wagen dürfen, die See zu halten. Ohne ihre Vorurtheile könnten die Türken die dritte, oder wenigſtens die vierte Seemacht in Europa ſeyn. An der Südſeite des ſchwarzen Meeres beſitzen ſie ſchlechthin unerſchöpfliche Wälder der ſchönſten Eichen, vom dichteſten Kern und zu Zimmerwerk vorzüglich geeignet. Ihre ausgedehnten Beſitzungen liefern ihnen jede andere Art von Bedarf, und ihr Handel, obgleich gegenwärtig in den Händen der Ausländer, könnte weit ausgedehnt und ausſchließlich mit türkiſchen Schiffen geführt werden. Auf dem nebeligen und ſtürmiſchen ſchwarzen Meere, ſo furchtbar für unſere beſten Matroſen, könnte der türkiſche Seemann Kühnheit und Gewandtheit lernen. Trotz allen dieſen Vortheilen iſt Nichts verächtlicher, als ein türkiſches Kriegsſchiff. Man mußte ſich daher billig wundern, als unlängſt die Türken eine ruſſiſche Fregatte eroberten, und ihre Flagge im ſchwarzen Meere triumphirte.

*) United Service Journal and naval and military Magazine.

Obgleich auch Rußland ſein Seeweſen vernachläſſigt, geſchieht Dieß doch nicht in demſelben Grade. Die Marineverwaltung, an den Gebrechen aller Willkührherrſchaft leidend, iſt indeß fehlerhaft genug. Ich beſuchte das Arſenal und die Werften von Kronſtadt, und die Marineanſtalten zu Reval. Die Werften in Kronſtadt ſind vortrefflich; ſie werden durch engliſche Dampfmaſchinen trocken gehalten. Die Vorrathshäuſer ſind geräumig, gut eingerichtet und äußerſt reinlich gehalten; ich vermißte nur Eines — es waren auch keine Vorräthe da. Auf Kanälen kann man mit Lichterſchiffen und mit kleinen Barken bis an jedes Magazin herankommen. Die Regierung hat fünfzehn Seeregimenter in Kronſtadt. Jedes Regiment beſteht aus tauſend Mann, und iſt je für ein Linienſchiff, eine Fregatte und eine Sloop eingetheilt und mit Offizieren verſehen. Bei meiner Anweſenheit in Kronſtadt war großer Streit über die Abrichtung der Seeleute für die geſammte Flotte, und über ihre Organiſation nach dem Muſter der Landarmee. Als der Kaiſer die Magazine daſelbſt beſucht hatte, bemerkte er, daß ſie weit reinlicher ſeyen, und daß es darin lange nicht ſo übel rieche, als in den engliſchen Schiffsmagazinen. „Ja, Das mag wohl ſeyn,“ antwortete der Admiral, ein geborner Engländer, in ſeiner ſeemänniſchen Derbheit, „die Magazine in Portsmouth und in Plymouth ſind voll Pech, Theer, Tauwerk, Schiffsleinwand, und was man ſonſt nöthig hat; während die Magazine Ew. Majeſtät ſchön getüncht, blank geſcheuert und völlig leer ſind.“ Dieſe tüchtige Antwort wurde ihm nie vergeſſen. Doch kehren wir zurück zur ruſſiſchen Marine, im Vergleich mit der türkiſchen.

Die ruſſiſche Regierung miſcht ſich in Alles; ihre Anordnungen erſtrecken ſich ſelbſt bis auf das Takelwerk der Handelsſchiffe im azow'ſchen Meere. Dem praktiſchen Seemann gegenüber entſcheidet die Verwaltungsbehörde, welches der beſte Hafen auf der Küſte ſeyn ſoll. Nun werden allen Naturhinderniſſen zum Trotz ungeheuere Summen an öffentliche Gebäude und an künſtliche Werke verſchwendet; Allem wird Gewalt angethan; ſpäter kommt das Werk in Verfall, die Regierung ſieht ihren Irrthum ein, verläßt den Ort und fällt anderswo in den gleichen Irrthum. So konnte namentlich keine ſchlechtere Wahl getroffen werden, als für die Häfen an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres.

Die Anordnungen der Regierung vertheuern namentlich die Aſſekuranz für die Schiffe, die nach dem azow'ſchen Meer ſegeln, und nicht ſelten bekommt man gegen die höchſten Prämien keine Aſſekuranz. Die Handelsleute würden ihre leichten Fahrzeuge nach Kertſch ſchicken, ehe das Eis ſich feſtſtellt; aber die Regierung zwingt ſie, nach Taganrog zu fahren. Bei Taganrog erfolgt der Eisbruch, ſobald die Südwinde eintreten; die Eismaſſen häufen ſich dann vor dem Hafen an und hindern die größeren Schiffe, die mit dieſem Winde ſegeln, am Einlaufen. Aus den Steinen, welche den Schutzdamm bilden, hat man in Taganrog Hütten gebaut. Die Oede des Landes, die furchtbaren Orkane, die ganze Beſchaffenheit der Gegend hätte wohl der Ausgabe ſo ungeheuerer Summen vorbeugen ſollen, als verſchwendet worden ſind, um Taganrog eine erkünſtelte Wichtigkeit zu verſchaffen. Kertſch war früher wohlhabend und bevölkert; jetzt iſt es ein elender Ort. Als im J. 1817 der Kaiſer Alexander dahin zum Beſuche kam, verſprach er es unter ſeinen unmittelbaren Schutz zu nehmen; in ihrem beſonderen örtlichen Intereſſe wußten ihn jedoch die Bewohner von dieſem Vorſatze wieder abzubringen. Allein im Jahr 1821 kam er darauf zurück; und es wurden in Petersburg Plane gemacht, in Kertſch ein Zollhaus zu erbauen, ein Lazareth zu errichten, einen Steindamm anzulegen ꝛc., als wenn im Widerſpruch mit allen natürlichen Verhältniſſen es nur eines kaiſerlichen Machtgebots bedürfte, um Wohlſtand, Handel

und Bevölkerung zu dekretiren. Uebrigens blieb Alles ungethan, und Kertſch in ſeinem früheren Zuſtande. Wenn dieſe Stadt in alten Zeiten blühte, ſo lag der Grund darin, daß man die Dinge ihrem natürlichen Laufe überließ; aber thöricht war es, die alte Größe herſtellen und zugleich ein Syſtem beibehalten zu wollen, welches dem Handel eine gezwungene Richtung nach anderen Orten giebt. Nebenbei muß ich die mehr als vandaliſche Barbarei beklagen, womit die ruſſiſchen Behörden alterthümliche Gebäude zerſtören ließen, um Baumaterialien zu bekommen. Das Salz, die Stapelwaare von Kertſch, hat durch die Regierung einen gezwungenen Preis erhalten, der im Verhältniß von fünf bis zu hundert verſchieden iſt, je nach dem Orte, wohin es verſchifft wird.

Sebaſtopol beſitzt einen vorzüglichen Hafen; aber aller Handel, ſelbſt das Einlaufen von Handelsſchiffen, außer wenn dieſelben in Noth kommen, iſt verboten, um dem Schmuggel mit Schiffsvorräthen vorzubeugen. Auf dieſen armſeligen Vorwand hin iſt einer der ſchönſten Häfen (unſere Seeleute ſtellen ihn mit Port Mahon und dem Hafen von Malta auf gleiche Linie) für die Welt verloren. Die Regierung hat indeſſen von dieſer Maßregel ſehr geringen Gewinn. Es iſt daſelbſt kein Werft, keine Niederlage, und die Schiffsvorräthe ſind unbedeutend. Im J. 1823 fand ich 11 Linienſchiffe, 4 Fregatten und 4 Kriegsſchaluppen. So wenig kennt man hier die erſten Grundſätze der Marineverwaltung, ſo verkehrt ſind die Begriffe, daß jeden Sommer nur ein Drittheil der Flotte zu Uebungen beordert wird; und ſo gefährlich achtet man dieſe Uebungen, daß man den Befehl ſtets einem engliſchen Offizier in ruſſiſchem Solde überträgt. Dieſer wahrhaft herrliche Seehafen wurde lange gar nicht benutzt, ſelbſt nicht von der Regierung, in Folge der ungünſtigen Berichte, welche die beiden auſſehenden Offiziere erſtattet hatten. Die Ruſſen hängen noch an einem alten Geſetze Peters des Großen, welches ihre Seeoffiziere an einem beſtimmten Hafen feſthält; auf dieſe Art iſt dafür geſorgt, daß ſie ihre Kenntniſſe nie zu erweitern im Stande ſind.

(Schluß folgt.)

Terry=Alt.

Die allgemeine Noth und Drangſal unter dem irländiſchen Volke iſt in den öffentlichen Blättern und dem Parlamente Englands ſchon ſo oft zur Sprache gebracht worden, daß man ſich endlich an dieſe ewige Wehklage zu gewöhnen, und Elend und Armuth als ein nothwendiges Uebel Irelands zu betrachten ſcheint. Allzuvieles Klagen macht gleichgültig und zuletzt ungeduldig; ein ungeſtümer Bettler erbittert mehr, als er rührt. Die Völker ſollten ein Mal anfangen, in ſich zu gehen, und die zarten Ohren ihrer Herren nicht mit ihrem unaufhörlichen Gewinſel behelligen. Ireland diene ihnen zur Warnung. Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, ſich ein Volk vorzuſtellen, deſſen größter Theil kaum von heute auf morgen zu leben hat; das vor der Schwelle eines andern, wie Lazarus vor der Thüre des reichen Praſſers, bedeckt mit allen Beulen der Verwilderung und Sittenloſigkeit, darbt und hungert; das von Almoſen leben muß, und froh wäre, wenn es nur davon leben könnte; bei dem man faſt wöchentlich ein Mal die Geſchwornen von einem oder dem andern Leichname: „durch Hunger umgekommen,“ ausſprechen hört. Darf man ſich wundern, wenn man ein ſolches von Bettlern bewohntes Land zu einer wahren Räuber= und Mörderhöhle werden ſieht?

In der jüngſten Zeit ſcheint die Noth in Ireland wieder den höchſten Gipfel erreicht zu haben, und mit ihr auch die Verwirrung und Unſicherheit. Selbſt in der Grafſchaft Clare, die bis jetzt noch am Wenigſten von dieſer Geißel der Geſellſchaft heimgeſucht war, iſt nach den Berichten irländiſcher Blätter weder Leben noch Eigenthum bei irgend einer Stunde des Tages oder der Nacht vor gewaltthätigen Angriffen ſicher. Allen Anzeigen nach hat ſich auch hier eine Verſchwörung gegen die Reichen und Gutsbeſitzer gebildet, von denen keiner ſich bei Tage allein ſehen zu laſſen getraut, aus Furcht ermordet zu werden, und deren Wohnungen des Nachts wie belagerte Schlöſſer bewacht werden müſſen. Selbſt auf der Heerſtraße zu wandern, iſt mit Gefahr verbunden, und die meiſten Landeigenthümer laſſen Haus und Hof im Stiche und flüchten ſich in die Städte. Der ruhige Bewohner wird durch Droh= und Brandbriefe geſchreckt oder ſieht aller Wachſamkeit ungeachtet plötzlich in der Nacht Haus und Scheune in Flammen aufgehen. Ganze Strecken angebauten Landes werden des Nachts umgegraben, Zäune und Gehäge niedergeriſſen, die Markſteine ausgeriſſen, das Vieh aus den Ställen getrieben, und über Hecken und durch Sümpfe zu Tod gehetzt. Doch Dieß ſind noch geringfügige Vorfälle in Vergleich mit den Todſchlägen und Mordthaten, die in dem letztvergangenen halben Jahre begangen wurden, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, einen der Thäter vor die Gerichtsſchranken zu bringen. Die Häupter der vermöglichen und ruhigen Landbewohner werden mit eben ſo wenig Umſtänden der Rache geopfert, als man das Vieh auf dem Felde niederſticht. Rotten durchſtreifen das Land, ähnlich den Weißröcken (Whiteboy) früherer Zeit, deren Anführer ſich damals unter dem erdichteten Namen von Hauptmann Reh, Hauptmann Mondſchein u. ſ. w. allgemein gefürchtet zu machen wußten. Wie in England unlängſt der Name Swing es war, ſo iſt jetzt der Name „Terry=Alt“ das Schrecken des Landes. An manchen Orten ſcheint das Landvolk heimlich die Uebereinkunft getroffen zu haben, Grundſtücke nur zu einem gewiſſen Preiſe zu kaufen; die dieſen Satz überſchreiten, werden mit unerbittlicher Rache heimgeſucht. Terry=Alt ſchreibt Geſetze vor, und wehe Dem, der ſie nicht gewiſſenhaft erfüllt. In der Grafſchaft Kilkenny wurde ein Gerichtsbote, der eilf Vorladungsſchreiben wegen rückſtändiger Zehnten nach Cotmaby gebracht hatte, am hellen Tage auf folgende Art mißhandelt. Als er auf dem Heimwege begriffen war, begegnete ihm ein Mädchen, die ihm zuraunte: Mache Dich aus dem Staube oder Du biſt verloren. In dem Augenblicke, wo er erſchrocken umherblickte, ſah er einen Haufen Männer auf ſich zukommen; er wollte fliehen, wurde aber eingeholt, und nun führte man ihn von Haus zu Haus, wo er die Vorladungen abgegeben hatte, rieb dieſe mit Seiſe und zwang ihn, unter Androhung des Todes, ſie zu verſchlucken. Zwei aus dem Haufen gruben hierauf eine Grube, legten Reißig und Stachelginſt hinein, und drohten, den Gerichtsboten darin zu verbrennen, wenn er nicht ſchwöre, niemals wieder Vorladungen auszutragen. Sie zogen ein Buch hervor und ließen ihn auf daſſelbe einen Eid ablegen. Einige Tage darauf ging zu Ballyragget das Gerücht, der Bote werde unter Begleitung von Polizeidienern abermals Vorladungen austragen. Die Nachricht hievon verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die Grafſchaft. Aller Orten hörte man ein wildes Geheul, und Haufen von Männern, Weibern und Kindern verſammelten ſich auf den Hügeln in der Nachbarſchaft. Erſt als man ſich überzeugt hatte, daß kein Gerichtsbote kommen werde, zerſtreuten ſich die Rotten. Zu Zeiten erſcheint Terry=Alts Schreckgeſtalt, um Ungebühr zu ſtrafen und als Geſetzgeber auch ordentliche Zucht zu halten. Ein Mann in der Nähe von Crusheen, in der Grafſchaft Clare, hatte ſein Weib geſchlagen, und Terry=Alt nahm daran, wie es ſchien, ſo großes Aergerniß, daß er des Nachts in der Wohnung Hanrahan's (ſo hieß der Uebelthäter) erſchien, ihn aus dem Bette zog und auf ein Buch ſchwören hieß, daß er ſeine Lebtage nicht mehr Hand an ſein Weib legen wolle. Hanrahan entgegnete freilich, der Teufel ſelbſt könne es nicht mit ſeinem Weibe aushalten, und ihre Zunge müſſe ſelbſt St. Peter in Harniſch jagen; allein Terry ſagte ihm, Terry's Mutter möge ſolchen Unfug nicht leiden, und „Terry's Mutter“ iſt ein Name, den man ſo ſehr fürchtet als Terry=Alt ſelbſt. Terry's Piſtolenlauf unter der Naſe des Schuldigen that übrigens noch beſſere Wirkung, und Hanrahan legte einen Eid ab, der ihn auf ewig ſeines Hausrechtes berauben und der Zunge ſeiner Frau unterwürfig machen ſollte. — Die Drohbriefe Terry's ſind eben ſo übel zuſammenbuchſtabirt und geſchrieben, als die Brandbriefe Swing's; allein ſie ſtehen unter dem Volke in größerer Achtung, als alle Befehlſchreiben der Gerichtsbehörden. Kein Bauer würde es wagen, bei einem Gutsbeſitzer, über den der räthſelhafte Hauptmann ſeinen Bann ausgeſprochen hat, Arbeit zu nehmen. Es iſt nicht wohl abzuſehen, wie dieſer innern Zerrüttung Irelands wird geſteuert werden können. Durch Ableſung der Aufruhrakte, Soldaten, Hinrichtungen und Gefängniſſe ſind wohl dergleichen Zuſammenrottungen zu vertilgen; allein damit iſt noch Wenig gethan. Man räumt dadurch die Wirkungen aus dem Wege, aber die Urſache des Uebels iſt deßhalb noch nicht ausgewurzelt. Ireland bedarf einer gründlichen Verbeſſerung; ob die von O'Connell in Anregung gebrachte Aufhebung der Union allein ſie wird bewirken können, iſt noch die Frage.

München, in der Literariſch=Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 117. 27 April 1831.

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

2. Anfang der Gebirgsgegend.

Bei unſerer Ankunft in Stavropol erfuhren wir, daß der General bereits nach den Mineralquellen am Fuß der Kette des Kaukaſus abgereiſt war, und daß dort der Aufbruch der Expedition Statt finden ſollte. Wir folgten ihm alſo unverzüglich dahin nach.

Indem man auf dem Weg nach Garetſchvodsk (ſo heißen jene warmen Quellen) gegen das Gebirg vorrückt, verändert ſich das Ausſehen des Kalkbodens, und der in ihm enthaltenen Foſſilien. Bald wird er ſehr feſt und nimmt eine graue Farbe an, während der Kalkboden der Cythereen, wenn er keine Konchylien enthält, immer ſehr weiß und zerbröcklich iſt; bald wird er etwas porös und ſchließt einige Konchylien von der Familie der Helicinen in ſich. Mit dieſem Kalkboden geht das Flachland in eine wellenförmige Erhebung über und man merkt die Annäherung des Gebirgs. Von Stavropol ſteigt man in eine weite Ebene hinab, an deren Ende das Dorf Nadeſchka liegt, wohin man 20 Werſte rechnet; hinter dieſem ſteigt man einen ziemlich ſteilen Hügel hinan, der ſchon aus dem grauen feſten Kalkſtein beſteht, wovon ſo eben die Rede geweſen, und dann ſenkt ſich der Pfad mählig gegen die warmen Quellen, deren Lage über dem ſchwarzen Meer 300 Fuß weniger beträgt, als die von Stavropol. Dieſer Kalkboden, den ich zum Unterſchied von dem cythereiſchen den heliciniſchen nenne, erſtreckt ſich bis Kalinova. Zwiſchen dieſem Dorf und dem Städtchen Alexandrovsk gewahrt man, einen Hügel niederſteigend, rechts einige iſolirte Sandſteinfelſen, und zu gleicher Zeit tritt der ſchneebedeckte Elbrus oder Schadagh nebſt einem Theil der Centralkette des Kaukaſus zum erſten Mal in den Geſichtskreis.

Dieſer Sandſtein iſt von gelblicher Farbe, und zeichnet ſich durch eine zweiſchalige Muſchel aus, die man in ihm findet, und aus welcher Hr. Lander, der vor drei Jahren das Uferland des ſchwarzen Meers bereist hat, und wahrſcheinlich mit Nächſtem ſeine intereſſanten Beobachtungen über die dortigen Foſſilien im Druck herausgeben wird, eine eigene Gattung gemacht hat, die er unter dem Namen Hypania aufführt. Er widerſteht dem Schlag des Hammers nur wenig, und iſt manchmal ſogar zum Zerbröckeln weich; ſo ſieht man ihn oft auch ſenkrecht geſpalten ungeheure ſcharfwinklichte und groteske Blöcke bilden. Eine auffallende Erſcheinung iſt die Fruchtbarkeit dieſes Bodens: es ſcheint, da der Sandſtein poröſer iſt als der Kalkſtein, ſo bewegen ſich unterirdiſche Waſſer mit größerer Leichtigkeit darin und verbreiten ſich gleichmäßiger, ſo daß die Gewächſe, deren Wurzeln beinahe beſtändig befeuchtet ſind, von der Steppenſonne weniger leiden. Hat auch hin und wieder die Gegend ganz den Charakter einer Steppe, ſo trifft man doch Bäume, bebaute Felder, Seen, Wohnungen der Menſchen und zunehmenden Wohlſtand.

Hinter Alexandrovsk entfaltet ſich das Schauſpiel der Kette des Kaukaſus mehr und mehr; ſie begrenzt einen großen Theil des Horizonts gegen Südoſt; rechts mit dem Elbrus, deſſen beide Häupter hoch über die Gipfel der übrigen Berge emporragen, links mit dem Kasbek oder Mainvaré endet ſie. Die Kette muß um ſo ſichtbarer ſeyn, als man ſich bis Garetſchvodsk in einer Ebene befindet, deren wellenförmige Fläche nirgend eine Höhe erreicht, wodurch die Ausſicht auf das Gebirg unterbrochen würde. Indeſſen ſind hier doch bereits mehrere einzelne eigenthümliche Berggeſtalten zu ſehen, die gelagert vor der großen Schneekette ſeltſam gegen deren düſteres Kolorit abſtechen; ſie erheben ſich bald in Kegeln, bald in länglichten Maſſen; das Geſtein, aus dem ſie gebildet ſind, iſt ein weißer Trachyt, alſo eine ganz andere Art als die der umliegenden Ebene, deren Formation aus Kalk= und Sandſtein beſteht. Einer dieſer Berge, der Beſchtav, lauft, wie ſein türkiſch=nogaiſcher Name beſagt, in fünf Spitzen aus, wovon der höchſte etwa 3000 Fuß über der Ebene und 4000 Fuß über dem Meeresſpiegel hat, d. i. ungefähr dem Höhenmaß des Puy=de=Dôme in Auvergne gleichkommt. Eine ſchottiſche Kolonie (Karas genannt) iſt am Fuß dieſes Berges angeſiedelt. Der Boden ſorgt reichlich für alle Bedürfniſſe ſeiner Bebauer; Maulbeerbäume und Weinſtock gedeihen. Man wundert ſich über die Anzeigen einer vorgeſchrittenen Civiliſation, den Anblick von Obſtgärten, gut unterhaltenen Alleen, Arbeitern, die ſich durch Lektüre zu unterrichten ſuchen. Ein kleiner Bach mit klarem friſchen Waſſer fließt durch das Dorf, das, rings umgeben von dem Kriegsgetümmel, welches die Räubereien der Tſcherkeſſen nöthig machen, wie eine liebliche Oaſe den Wanderer in ſeinen friedlichen Schoß empfängt. In Soblinsky, in Georgievsk gewinnt die Anſicht dieſer trachytiſchen Kegel mehr und mehr an Großartigkeit; wenn man die letztere Stadt, den Hauptort der Koſaken der Militärlinie, verläßt, wird man durch ihre Aehnlichkeit mit der Zentralkette des Kaukaſus überraſcht, wogegen die dazwiſchen liegende Kette, welche den Beſchtav bei Weitem überragt, durch ihre wellenförmigen

Digitized by Google

Umriſſe mit den ſenkrecht aufſtrebenden Felſen der Centralkette auffallend kontraſtirt.

3. Die Bäder des Kaukaſus.

Die wellenförmige Ebene, welche den Beſchtav und die Kette des Kaukaſus von einander trennt, liegt 1200 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Ozeans, und wird in der Richtung von Oſt nach Weſt von dem Podkumok, einem kleinen Zufluß der Kuma, durchſchnitten. Man trifft auf ihr 1000 bis 1500 Fuß hohe Hügel; der bedeutendſte davon iſt der Maſchuka auf dem nördlichen Ufer des Podkumok, vier Werſt von dem kleinen Fort Konſtantinogorsk. An ſeinem Fuß befinden ſich die durch ihre Heilſamkeit in ſo vielen Krankheiten berühmten warmen Quellen des Kaukaſus. Ehe man dahin gelangt, ändern ſich die Formationen; die Quellen ſelbſt ſprudeln aus einem kompakten Kalkgeſtein hervor. Der Maſchuka, deſſen Erhebung über die Quellen 1000 Fuß beträgt, beſteht ganz aus dieſem Geſtein. Daſſelbe enthält ſelten Foſſilien; doch hat man Ammoniten und Terebratuliten darin entdeckt, und man könnte es ammonitiſches Kalkgebirg nennen, weil das letztere Foſſil ein charakteriſtiſches Beſtandtheil von ihm iſt. In einem Kalkdepoſitum längs dem Abhang des Maſchuka, das von den Quellen ſelbſt angehäuft ſcheint, iſt eine lange und ſchmale Aushöhlung, längs deren Rand die warmen Waſſer entſpringen, und auf ihrem Grund zieht ſich der ganzen Länge nach eine Allee hin, welche mit mehrern Fußpfaden zuſammenläuft, die im Zickzack zu den verſchiedenen Quellen hinaufführen. Neben mehrern der letztern, die ſich mit ihrem Schwefelwaſſerſtoff, ihrer Kohlenſäure, und ihrem ſtarken Kalkgehalt für Geruch und Geſchmack gleich kund geben, hat man artige geräumige Badhäuſer erbaut; die reichſte, welche zugleich die heißeſte iſt, fällt in einen Kanal, durch den ſie bis an den Fuß des Abhangs geleitet wird, wo ſie ſich in einer großen Anzahl von ſteinernen Badezellen im Erdgeſchoß eines prächtigen Gebäudes vertheilt; die angeſehenſten Bäder des Auslands, wie z. B. Carlsbad, bieten den Kranken nicht ſo viel Bequemlichkeiten dar. Jenes Kalkdepoſitum, an welchem man viele Eindrücke von Blättern wahrnimmt, iſt an manchen Punkten von beträchtlicher Dicke; es bedeckt nicht nur den Fuß des Maſchuka, ſondern auch da und dort ſeine Seiten, und bildet kleine Grotten. Man unterſcheidet es von dem eigentlichen Kalkgeſtein des Maſchuka leicht an den dünnen und wellenförmigen Schichtungen; man kann es hübſch poliren, und niedliche Zeichnungen hineinarbeiten.

Das merkwürdigſte Geſtein in der Nachbarſchaft von Garetſchwodsk iſt ohne Zweifel die Formation des Beſchtav — dieſer weiße Trachyt mit ſeinen kleinen Kriſtallen von glaſichtem Feldſpath, ſeinen Körnern von Quarz und ſeinen feinen Nadeln von grüner Hornblende, eingeſät in eine weiße Paſte von kompaktem Feldſpath. Die Kalkſteinſchichten am Fuß des Bergs ſcheinen ſeit ihrer urſprünglichen Lagerung keinen Wechſel erlitten zu haben; ein Beweis, daß ſie erſt nach dem Hervorbruch der trachytiſchen Maſſen abgelegt ſeyn müſſen. Die Schwefelbäder liegen zwar mehrere Werſte von dem Beſchtav; aber man findet an ſeinem Fuß eiſenhaltige Waſſer von gleichfalls warmer oder lauer Temperatur. Unter den Bergen in ſeiner Nähe, die ganz ſeine Geſtalt und Formation haben, ſind der Werblind (Kamel), der Liſſi-gora (Fuchsberg) und der Zemeiwaja (Schlangenberg) bekannte Namen.

Die Bäder des Kaukaſus waren vor dem Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ſehr beſucht; als ich mich daſelbſt befand, waren nur etliche und fünfzig Familien da; die — obwohl ungegründete — Furcht vor Angriffen der Tſcherkeſſen hielt viele Leute entfernt. Nichts deſto weniger nahm ſich dieſer kleine Ort, der höchſtens vierzig Häuſer zählt, am Abend unſerer Ankunft wie eine belebte Stadt aus; Tauſende von Lampen ſchimmerten auf dem großen Platz, deſſen Mitte ein Gaſthof einnimmt, in welchem der General wohnte, und wo eine glänzende Geſellſchaft in einem ſchönen Saal, um den Geburtstag des Kaiſers (7 Julius n. St.) mit einem feſtlichen Balle zu begehen, ſich vereinigt hatte. An dem Maſchuka, der das Dorf beherrſcht, ſah man den Namenszug Sr. Majeſtät in Flammenzügen, was einen wahrhaft einzigen Anblick gewährte; Schade, daß ein Feuerwerk wegen eines Sturms, der gegen Nacht ausbrach, nicht abgebrannt werden konnte.

Der Zufluß der Fremden nach Garetſchwodsk beſchränkt ſich auf die Monate Mai, Junius und Julius; den Winter über wohnt Niemand daſelbſt als einige Beamten, und die Hauseigenthümer, denen die Kurzeit ſo Viel einträgt, daß ſie den Reſt des Jahrs davon leben können. Es war längſt im Plan, in der von dem Podkumok bewäſſerten Ebene eine Stadt anzulegen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klimas, die Anmuth der Landſchaft luden dazu ein. An den ſonnigen Hügeln grünt die Rebe, in den Gärten der Ricinus, der Maulbeerbaum und die pontiſche Azalea; in den Wäldern die Buche; herrliche Wieſen breiten ihren feuchten Teppich aus. Auf einer Seite ſtreift das Auge am fernen Horizont an eine Kette von Bergen, über deren ſchneeigter Spitze der Elbrus thront, ſein blendend weißes Doppelhaupt über die ſchwarzen ſenkrechten Felsmaſſen emporrichtend; auf der andern Seite begegnet der Blick dem Maſchuka, dem Beſchtav, dem Schlangenberg, welche das Thal einſchließen, deſſen niederſten Theil der Podkumok durchſtrömt. Gewiß giebt es in ganz Rußland keine Gegend, die mehr verdiente koloniſirt zu werden, und wo die Natur durch die Fülle ihrer Gaben wie durch die Kraft ihrer Eindrücke eher das Andenken an die frühere Heimath verwiſchen müßte. *)

4. Das Hochland.

Am Tag nach unſerer Ankunft in Garetſchwodsk, d. h. am 8 Julius, machten wir dem General unſere Aufwartung, der uns ſagte, daß er noch denſelben Tag die Reiſe in's Hochgebirg antrete, und daß eine Abtheilung Infanterie ſich bereits nach der Malka-Brücke begeben habe, wo ſie uns erwarte. Obgleich noch ermüdet von den Beſchwerden des langen Weges, trafen wir in aller Eile unſere Anſtalten und brachen Nachmittags 4 Uhr nach den

*) Im vorigen Sommer hat der ruſſiſche Kaiſer die Gründung einer Stadt am Fuße des Beſchtav genehmigt. Da dieſer Berg in den alten ruſſiſchen Chroniken Piatigora heißt, ſo iſt die neue Stadt Piatigorsk getauft worden. Die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden der Provinz des Kaukaſus, mit Ausnahme des geiſtlichen Gerichts, ſollen darin ihren Sitz bekommen.

Digitized by Google

Ufern der fünfzehn Werſte entfernten Zolca auf, wo wir die Nacht zuzubringen beabſichtigten.

Ehe ich jedoch den Bericht unſrer Wanderungen beginne, dürfte es zweckmäßig ſeyn, zuvor einen Blick auf das Land zu werfen, das wir zu durchwandern hatten und auf die Menſchen, die uns umgaben. Ein 8 bis 9000 Fuß über den Ocean allmälig empor⸗ſteigendes Hochland, zerriſſen nach allen Richtungen durch tiefe und enge Thäler, mit unermeßlichen Waideplätzen auf den Höhen, wirk⸗lichen Steppen, wo man weder Baum noch Menſchenwohnung ſieht, voll von Schluchten und Abgründen, welche an den Seiten mit Ge⸗ſtrüpp bewachſen ſind, und unten von kleinen Waldbächen durchrauſcht werden, die von Fels zu Fels ſtürzen — Dieß iſt die gänzlich aus horizontalgeſchichtetem Kalk⸗ und Sandgeſtein gebildete erſte Kaukaſus⸗kette. Keiner dieſer Berge erhebt ſich zur Region des ewigen Schnees; doch erblickt man da und dort in den Klüften und unter dem Schatten der höhern Spitzen Schneelager, welche den größern Theil des Sommers der Wirkung der Sonnenſtrahlen widerſtehen. Dieſe Berge haben insgeſammt die Form der Hochebene; auf den höchſten Punkten breiten ſich weite Triften aus, und da der Schnee nicht vor Mitte des Sommers ſchmilzt, ſo findet man daſelbſt noch eine friſche Vege⸗tation, wenn längſt in den Thalgründen Alles erſtorben iſt; dahin führen die Tſcherkeſſen im Monat Julius ihre Pferde und Schafe, um ſie gegen Hitze und Inſekten zu ſchützen.

Man ſieht, daß dieſe Gebirge den Alpen von Tirol und der Schweiz nicht gleichen. In der Schweiz ſind die Kalkgebirge oft mit ewigem Schnee bedeckt, und erheben ſich meiſt in ſpitzen Nadelformen, und wenn es hoch droben noch Triften von einiger Ausdehnung giebt, ſo nehmen dieſe doch nie die höchſten Punkte ein; eben ſo wäre es in den Alpen rein unmöglich über die Gipfel zu reiſen, ſondern man muß dem Lauf der Thäler folgen, ſtatt daß im Kaukaſus gerade die Thäler es ſind, die wegen ihrer geringen Breite, ihrer Ab⸗gründe, ihrer ungeſtümen Bergwaſſer die größten Schwierigkeiten darbieten.

Die älteſten Theile des Sandgeſteins, woraus die oberſte Region der erſten Kette ſo wie die ihr nächſt gelegene Partie der Zentralkette zuſammengeſetzt iſt, ruhen auf einem ſehr groben quarzichten Conglomerat, welches ſeinerſeits eine Unterlage von Thonſchiefer hat. Dieſe Sandſteinformation zerklüftet ſich in ſehr jähe Abſtürze gegen die Zentralkette, von der ſie durch tiefe Thäler geſchieden wird. Ihre horizontale Schichtung, ihr regelmäßiges Abwechſeln mit Kalkgeſtein, endlich die Konchylien, welche ſie einſchließt, beweiſen hinreichend, daß ſie ihr Daſeyn dem Waſſer verdankt. Aber ſo wie man ſich dem Thonſchieferboden nähert, geſtaltet des Gebirg ſich anders; ſteile Trachytfelſen entſpringen ſo zu ſagen aus den Spalten des Thon⸗ſchiefers, und erheben ſich raſch zu einer Höhe von 12,000 Fuß über das Meer, mit Nadeln und Gipfeln, die mit kleinen Lagern von ewigem Schnee überſät ſind; dieſe Trachyten bilden die Zentralkette, und namentlich den Elbrus. Dieſe Trachyt⸗Porphyre tragen un⸗bezweifelbare Spuren vulkaniſchen Urſprungs, und es kamen mir deren zu Geſicht, die echte Laven waren; ſie ſind beinahe von aller Vegetation entblößt; kaum ſieht man bisweilen zwiſchen ihren Trümmern einige Alpenpflanzen hervortreiben; ſelbſt in den Thälern, wo es allerdings Raſengründe und verkrüppelte Bäume giebt, iſt das Klima ſo rauh, daß, als wir mitten im Julius dahin gelangten, die Vegetation ſich kaum zu entwickeln anfing, und folglich der Schnee nicht lange vorher erſt geſchmolzen ſeyn mußte.

Durch die Zentralkette des Kaukaſus Lebensmittel und andere Vorräthe zu transportiren, wozu man eine zahlreiche Bedeckung braucht, ohne welche man nicht reiſen kann, hält unendlich ſchwer. Schmale Fußpfade, zum erſten Mal gebahnt durch unſere Pferde, führten uns oft auf tauſenderlei Krümmungen den beinahe ſenkrechten Ab⸗hang eines Bergs hinan, deſſen Gipfel in Wolken hing, während ſein Fuß von einem wilden Waldbach beſpült wurde. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß Wägen hier nicht fortkommen; ſelbſt die Kamele, welche unſere Zelte trugen, vermochten uns nicht zu folgen und es blieb uns keine Wahl als den größten Theil unſrer Bedürf⸗niſſe und unſrer Kanonen zurückzulaſſen. Der Mangel an Fütterung, manchmal ſogar an Brennholz, war nicht das unbedeutendſte unſrer Uebel; man mußte es immer weit herbeiholen und nicht ſelten auf noch gefährlichern Steigen als die, welche wir paſſirt hatten.

(Schluß folgt.)

Ueber die Hülfsmittel der türkiſchen und ruſſiſchen Marine.

(Schluß.)

Ich beſichtigte auch den nahe liegenden Hafen von Balaclava. Es iſt ein ſchönes Becken, von Hügeln ringsum geſchützt, mit gutem Anker⸗grunde und tiefem Waſſer. Die Einfahrt iſt eng, aber dennoch iſt der Hafen nicht ſchwierig zu paſſiren; er würde wenigſtens zwölf Linienſchiffe faſſen. Dieſer Hafen iſt verboten, auf den Grund, daß hier im J. 1811 die Peſt ſolle eingeführt worden ſeyn. Es iſt jedoch weit wahrſcheinlicher, daß die Entſtehung der Peſt durch die Nachläſſigkeit der Bewohner ver⸗ſchuldet wurde, die es verſäumten, die Maſſen von Unkraut zu entfernen, die rings um den Hafen ſich angehäuft hatten.

Cherſon, an der Mündung des Dnieprs, war früher von der Re⸗gierung als ein beſonders wichtiger Hafenplatz behandelt worden, trotz ſeiner höchſt ungeſunden und unzweckmäßigen Lage, und ob ihm gleich die Natur Alles verſagt zu haben ſchien. Nachdem Millionen verſchwendet und unbegreiflich unzweckmäßige Maßregeln getroffen worden, erſchien der Befehl, die Admiralität nach Nikolajew zu verlegen und den Schiffen den Hafen von Odeſſa anzuweiſen. So ſank Cherſon wieder in ſeine Nichtig⸗keit herab. Die Regierung hat an dieſem Orte nur noch ein kleines Schiffswerft. Während meiner Anweſenheit war man damit beſchäftigt, eine engliſche Patentmaſchine zur Verfertigung von Tauen in Gang zu bringen; es wurde an einem Linienſchiffe und an einer Fregatte gebaut. So wenig iſt der Platz zum Schiffsbau geeignet, daß die Schiffe, damit ſie den Strom gewinnen, durch Kamele nach Kilbewrin geſchafft werden müſſen, bei welchem Transport ſie denn gewöhnlich Schaden leiden.

Alle Verkehrtheit und alle Thorheit ſcheint ſich jedoch darin vereinigt zu haben, daß man Nikolajew an der Mündung des Bugs und des Ingouls zu einer Seeſtation wählte. Selbſt die geringſte Art von Schiffsbedarf iſt man aus unermeßlicher Ferne herbeizuführen genöthigt. Das Bauholz, welches den Dniepr herabgeflößt wird, muß wieder gegen den reißenden Strom des Bugs aufwärts geſchafft werden; und bei dem Zuſammenfluſſe des Bugs und des Ingouls iſt eine Sandbank mit nur einem Faden Waſſer, wo man Kamele braucht, um den Schiffen hinüber zu helfen. Die Thor⸗heit iſt um ſo größer, da die Mündung des Dnieprs unterhalb Glouboks jedes natürliche Erforderniß für eine Kriegs⸗ oder Handelsmarine in ganz vorzüglicher Weiſe darbietet. Das Arſenal in Nikolajew iſt klein, und ich fand nur ein einziges Schiff von 74 Kanonen auf dem Stapel. Ober⸗befehlshaber war damals Admiral Greigh. Die gewöhnliche Ausgabe in Friedenszeit für die Flotte auf dem ſchwarzen Meere beträgt 50 Millionen Rubel; davon kann man 40 Millionen als weggeworfen betrachten und den Verluſt, welcher durch das ganze Syſtem dem Privatintereſſe zugefügt wird, darf man auf zehn Mal ſo Viel anſchlagen.

Digitized by Google

Der nächſte ruſſiſche Hafen iſt Odeſſa, an dem jede Theorie oder jede Laune der ruſſiſchen Regierung ſich verſucht hat. Durch die Erhebung zu einem Freihafen wurde eine ſehr große Anzahl unternehmender und wohlhabender Männer dahin gezogen; ſpäter wurde jedoch dieſer Freihafen mit Verletzung alles guten Glaubens mehrfachen Beſchränkungen unterworfen, welche höchſt verderblich für den Wohlſtand und demüthigend für die Bewohner waren. Die Stadt wurde 1778 gebaut, und im J. 1793 hatte ſie eine Bevölkerung von 8000 Seelen. Sie hat ſich ſeitdem außerordentlich gehoben. In dieſem kleinen Reſte, von einigen Krämern bewohnt, ſah die Regierung den Embryo einer Stadt und ließ ein Opernhaus, ein prachtvolles Polizeigebäude, eine große Kathedrale erbauen, öffentliche Gärten anlegen ꝛc. ꝛc. Man hätte keine ſchlimmere Stelle für einen Handelsplatz auswählen können. Odeſſa hat keinen Fluß; es fehlt an Brennmaterial und an Waſſer; die Umgegend iſt höchſt unfruchtbar; ſie iſt der Dürre und den Orkanen ausgeſetzt; und vom November bis zum März macht das Klima allen Handel ſtocken. Die Regierung hat 200,000 Rubel auf einen Agrikulturverein verwendet ohne den geringſten Erfolg. Die Stapelwaare für die Ausfuhr iſt Korn; und weil kein Fluß da iſt, muß dieſe ſchwer wiegende Waare, die ſo großen Umfang einnimmt, auf der Axe auf dem weiten Wege aus Polen herbeigeſchafft werden.

Nach dem Lauf der Flüſſe ſollte die Ausfuhr der ruſſiſchen Produkte ſüdwärts erfolgen. Drei Ströme, der Dniepr, der Ingoul und der Bug, münden bei Gloubock in das ſchwarze Meer, welcher Ort für den Handel alle erdenkbaren Vortheile gewährt. Ein Zehntheil der auf Cherſon, Nikolajew und Odeſſa verſchwendeten Summen würde Gloubock zur größten Stadt und zum ſchönſten Hafen von Südrußland gemacht haben. Alle ruſſiſchen Kriegsſchiffe müſſen vom 21 September an in den Häfen bleiben, eine Thorheit, welche die Türken mit vollem Rechte lächerlich finden. Der Glaube, daß die Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere ſo gar gefährlich ſey, beruht auf bloßer Einbildung. Der ruſſiſche Hafen von Kilia beherrſcht vollſtändig die Mündung der Donau; die Felſen, Untiefen und Inſeln auf der anderen Seite zwingen die Schiffe, unter den Kanonen dieſes Orts zu paſſiren.

Als ich in den Jahren 1823 und 1824 die ruſſiſchen Häfen beſuchte und die Küſte von Taganrog bis Ismail in Augenſchein nahm, fand ich die Seemacht der Ruſſen doppelt ſo ſtark als die türkiſche; ihre Schiffe waren tüchtiger für die See; die Ausrüſtung vollſtändiger, und die ganze Organiſation mit wenigen Ausnahmen vorzüglicher. Sie hatten einige tapfere und geſchickte engliſche Offiziere, namentlich den Admiral Greigh. Ich betrachtete daher die türkiſche Seemacht als vernichtet, und die ruſſiſche im Vergleich zu ihr als allmächtig. Dennoch hat im letzten Kriege die ruſſiſche Seemacht Nichts unternommen als den Angriff auf Anapa; und das einzige Seetreffen, das vorfiel, hat mit der Wegnahme einer ruſſiſchen Fregatte durch die Türken geendigt.

Vermiſchte Nachrichten.

Schon von mehreren Engländern ſind bekanntlich Vorſchläge und Verſuche gemacht worden, eine Verbindung zwiſchen Indien und Egypten durch Dampfſchifffahrt herzuſtellen. Hr. Weghorn, der die Reiſe von Indien nach England auf dieſem Wege machte, verſicherte, daß man mittelſt Dampfſchiffen Bombay über Egypten und das rothe Meer in fünf und vierzig Tagen erreichen könne. In Indien ſelbſt ſchenkte man dieſen Planen großen Beifall. Der gegenwärtige Gouverneur-General, Lord William Bentink, und der Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, ſicherten ihm beide ihre Unterſtützung zu, und Weghorn hat bereits der Regierung und der oſtindiſchen Kompagnie Vorſchläge in Betreff einer neuen Art der Ausführung dieſes Projektes eingereicht. — Ein anderer Engländer, Hr. James Taylor, der ſeine Zeit und ſein Vermögen demſelben Unternehmen geopfert hatte, verließ vor anderthalb Jahren England, und ging gleichfalls über Egypten und das rothe Meer nach Bombay, das er, nachdem er ſowohl hier als in Ceylan die beſtimmteſten Zuſicherungen und Ermunterungen erhalten hatte, im Mai verließ, um nach England zurückzukehren und ſeinen Plan in's Werk zu ſetzen. Er nahm ſeinen Weg über Bagdad nach Aleppo in Geſellſchaft der HH. Bowater, Aſpinall, Elliott, Stubb und Kapitän Cockell, zweier Offiziere der indiſchen Armee. Hr. Taylor wollte von Aleppo nach England gehen, um ſeine Plane und Aufnahmen, die er über die Dampfſchifffahrt auf dem Euphrat und Tigris gemacht, dahin zu bringen. Hr. Bowater ſollte indeß während ſeiner Abweſenheit weitere Beobachtungen über dieſe Flüſſe anſtellen. Die ganze Reiſegeſellſchaft kam glücklich nach Moſul, wo ſie auf Anrathen des Paſchas einige Tage verweilte, um eine große Karawane zu erwarten, der ſie ſich unter Bedeckung einer Sicherheitswache anſchloſſen. Am 15 Auguſt um Mitternacht wurde die Karawane in der Ebene von Sindſchar von zwei zahlreichen Horden Araber angefallen, und da Widerſtand nicht möglich ſchien, flüchtete ſich die Karawane nach Moſul zurück. Erſt am Morgen bemerkte man, daß Taylor, Bowater, Aſpinall und ein malteſer Diener fehlten. Taylor's Pferd kam im Laufe des Tages mit ſeinem ganzen Gepäcke und einigen ſeiner Papiere an. Man ſendete nach allen Richtungen hin Boten aus, konnte aber keine Spur mehr von den unglücklichen Reiſenden finden. Man fürchtet nicht ohne Grund, daß Taylor und ſeine Gefährten um's Leben gekommen ſind.

•

Die ruſſiſche akademiſche Zeitſchrift giebt eine Ueberſicht der im Laufe von acht Jahren vorgekommenen unvorhergeſehenen Sterbefälle und anderer Ereigniſſe in Rußland. Nach dieſer zählte man von erſtern im Jahre 1823 14,231 Fälle; im J. 1824 14,898; im J. 1825 15,559; im J. 1826 14,990; im J. 1827 17,227; im J. 1828 19,175; im J. 1829 21,259 (darunter an Peſt und andern anſteckenden Krankheiten 1927); im J. 1830 19,152 (die Cholerakranken ſind unter dieſer Zahl nicht angegeben). — Unter dieſen Sterbefällen zählte man Selbſtmorde: 986 im J. 1823, 1069 im J. 1824, 1066 im J. 1825, 966 im J. 1826, 1176 im J. 1827, 1245 im J. 1828, 1285 im J. 1829 und 1141 im J. 1830. — Mordthaten wurden begangen im J. 1823 1099, im J. 1824 1287, im J. 1825 1110, im J. 1826 1095, im J. 1827 1226, im J. 1828 1230, im J. 1829 1180, im J. 1830 1060. — Raub und Plünderungen zählte man im J. 1823 210; im J. 1824 195; im J. 1825 154; im J. 1826 107; im J. 1827 189; im J. 1828 124; im J. 1829 121; im J. 1830 117. — Die polizeilichen Maßregeln gegen Viehſeuchen ſcheinen noch ſehr unzureichend zu ſeyn. Die Zahl der gefallenen Thiere iſt erſtaunlich groß. Im Jahre 1823 zählte man gefallene Pferde 19,262, Rindvieh 22,387 Stück; im J. 1824 10,560 Pferde, 25,881 Stück Hornvieh; im J. 1825 84,092 Pferde und 219,627 Stück Hornvieh; im J. 1826 13,797 Pferde und 54,168 St. Hornvieh; im J. 1827 10,706 Pferde und 59,386 St. Hornvieh; im J. 1828 1444 Pferde und 28,165 St. Hornvieh; im Jahre 1829 38,206 Pferde und 64,002 St. Hornvieh; im J. 1830 15,509 Pferde und 30,058 St. Hornvieh: alſo in acht Jahren die ungeheuere Summe von 193,576 Pferden und 485,654 St. Hornvieh. Schafe fielen im Verlauf dieſer acht Jahre 645,598, im J. 1825 allein 609,848.

•

Eine aus den HH. Morawski, L. Chodzko und A. Grzymala beſtehende Deputation überbrachte dem General Lafayette das Diplom und die Uniform des erſten Grenadiers der polniſchen Nationalgarde. Lafayette erwiederte folgende Worte des Dankes: „Theure Gefährten! Unter allen Zeichen des Vertrauens, womit mich mehrere Freunde der Freiheit aus verſchiedenen Nationen beehrt haben, war mir noch keines ſchmeichelhafter, keines hat mich ſo gerührt, als der angebotene Titel eines Gardiſten der polniſchen Nation. Um mir den Werth dieſer Auszeichnung zu erhöhen, wäre es hinlänglich, mich Eures alten und ſich noch immerwährend erneuernden Ruhmes, Eures herrlichen Vaterlandes, meiner innigen Dankbarkeit für Euer in Frankreichs Schlachten rühmlichſt vergoſſenes Blut zu erinnern. Die Wunderthaten aber Eures Patriotismus und Eurer Aufopferung, welche während Eurer jetzigen Revolution das Staunen und die Dankbarkeit der Welt erregen, welche alle edle Herzen und beſonders die der Franzoſen tief durchdringen, verleihen dieſem Ehrentitel eine neue Herrlichkeit und laſſen mich deſſen ganzen Werth tief fühlen; nicht daß ich mich würdig fühlte, Euer erſter Grenadier zu ſeyn; denn Dieß käme rechtmäßig Denen zu, die, glücklicher als ich, ihr Blut auf Euren Gefilden vergießen können, ſondern ich rechne es mir zur hohen Ehre und zum Glücke, daß ich mich durch dieſen Ehrennamen Euren und ihren Gefährten nennen kann.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 118. 28 April 1831.

Einiges über die von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge Auguſt von Leuchtenberg aus Braſilien zurückgebrachte, in Eichſtädt aufgeſtellte Naturalienſammlung.

(Schluß.)

Lebend enthält die Sammlung einige Agutis, die ſchon mehrere Male geworfen haben, ſo wie die beiden Gattungen der Nabel- oder Biſamſchweine, nämlich die kleinere Gattung, das Käptetu, oder Täptetu (Dicotyles torquatus) und das Tagnicati, den Porco de queirada branca, oder Porco do mato verdadeiro der die Oſtküſte Braſiliens bewohnenden Portugieſen (Dicotyles labiatus), dadurch, wie bekannt, von den eigentlichen Schweinen unterſchieden, daß ſie an den Hinterfüßen nur drei Klauen, ein großes Drüſenloch auf der Kreuzgegend, und abwärts gerichtete Stoßzähne haben, ſo daß ſie damit bei ihrer Vertheidigung nicht ſtoßen, ſondern beißen. Beide Thiere ſind ziemlich zahm, und ihr Wärter kann mit ihnen umgehen, wie er will. Dicotyles labiatus ſcheint wilder zu ſeyn als das Täptetu; es begattete ſich mit Erfolg mit einem eben beigeſellten chineſiſchen Eber, und dürfte in Kürze werfen. Begierig bin ich zu ſehen, was ſich durch dieſe Vermiſchung Beſonderes mit dem Rückendrüſenloche, mit den Zähnen und Hinterfüßen des ankommenden Baſtardes zugetragen hat! —

Endlich will ich von den vielen übrigen unberührt gelaſſenen Säugethieren nur noch eines vollſtändigen zwölfgürteligen Armadills, ſo wie einer wahrſcheinlich neuen Gattung der Sippe Myrmiden und Didelphys gedenken.

Ausgezeichnet in jeder Beziehung iſt die Sammlung der Vögel. Es iſt kein Erdtheil der in der üppigen — ich möchte ſagen — verſchwenderiſchen Farbenpracht ſeiner geſiederten Thierwelt Braſilien gleichgeſtellt werden könnte. Ich kenne wohl den ſammetſchwarzen Edolius puella Java's mit dem himmelblauen Federſchmelze auf dem Rücken, ſeinen Pfau, der in ſtolzer Pracht im Strahle der Morgenſonne auf dem Blumengarten koloſſaler Bäume des Bergwaldes die blitzenden Spiegel ſeines mächtigen Federſchleiers entfaltet, den ſtolzen Argus mit den himmelblauen Augen zwiſchen dem zahlloſen Heere weißer Sternchen auf den purpurbraunen Federn; ich habe den Scharlach und das Gold der Faſanen Japans, den Karmin und die der Seide gleichen wallenden Federwedel der Paradiesvögel Neuguinea's angeſtaunt, und es ſchimmert mir noch immer vor den Augen das goldene Vlies des Philedon regens aus Neuholland, der blendende Amethyſt des Turdus (Lamprotornis) leucogaſter, ſo wie das Federmetall der Nectarinien aus dem brennenden Afrika; allein alle dieſe Schönheiten, wie vereinzelt erſcheinen ſie nicht im Verhältniß zur großen, prunkenden Schaar des Luftvolkes in Braſilien? Soll ich erinnern an die Nectarinia cyanea dieſes Thiergartens, die von der Spitze eines mächtigen Baumes herab, von des reinſten Aethers Blau ununterſcheidbar, ihr Liedchen wirbelt? An das große Heer dieſes Zwergvolkes der Vögel, die vor den Kelchen in Farbenpracht ſchwelgender Blumen ihre lodernde Kopfflamme (Trochilus cornutus), ihre glühende Kehle (Trochilus rubineus amethystinus) hinneigen, als wollten ſie mit dieſem Feuer die Blume verſengen, die es wagte mit ihnen um den goldenen Apfel zu ſtreiten? Soll ich mahnen an dieſe Tucanen mit der Saffrankehle, an dieſe blutrothen, laſur- oder hyazinthblauen, oder an dieſe lebhaft wieſengrünen Papagaien, an die roſenrothen Löffelreiher, an den in Scharlach gehüllten Ibis? Selbſt da, wo das Dunkel der Nacht herrſcht, in jenen undurchdringlichen Wildniſſen der Urwälder wird das Auge des Wanderers von der Farbenſchönheit der Vögel oft urplötzlich überraſcht. Denn Wer ſtaunte nicht beim Anblick des Erzſchimmers der Surucuen und Jacamaren, beim zarten oder lebhaften Roth oder Gelb des Unterleibes jener, bei dieſem Stahlglanze des Cephalopterus ornatus, bei dieſer himmelblauen, goldgelben, carmin- oder purpurrothen Krone dieſer kleinen Manakins, oder wenn aus der dunkeln Felſenſchlucht einer Flamme gleich in ſeiner Färbung und Bewegung der Felſenhahn (Pipra rupicola) hervorſchießt?

Doch kehre ich zur Sammlung der Vögel zurück; ſie enthält vieles Neue. Unter den Raubvögeln befindet ſich ein ausgewachſener Königsgeier (Sarcoramphus), welchen der Hr. Herzog lebend beſaß. Obgleich ſtark, unterlag er doch bald einer flügellahm geſchoſſenen Fregattſcharbe (Tachypetes aquilus), welche in ſeine Nähe gebracht worden war. Ganz vorzüglich intereſſirte mich eine neue Vogelſippe, welche in Südamerika die dort fehlende Sippe Colaris (Cuv.) zu repräſentiren ſcheint. Der Vogel iſt von der Größe einer Amſel, einfärbig ſchwarz mit Ausnahme eines großen goldgelben Fleckens auf den Schwungfedern, und des rothen Schnabels. Dieſe Sippe nannte der Hr. Herzog Coraphos (*Κόραφος*, ein gewiſſer Vogel bei Heſychius und Varinus), die Gattung: C. chryſopterus. Kaum kann man ſich von dem Anblicke des bunten Heeres der hier in großer Anzahl befindlichen Kolibris trennen! So funkelt kein Schmuck

Digitized by Google

eines orientaliſchen Fürſten, als dieſe lieblichen Vögel, mag auch an den lebloſen Steinen des Menſchen kunſtvolle Hand einen Schliff verſucht haben, der in hundertfältigen Prismen der Iris Farben bricht! Was hier die Natur ohne menſchliches Hinzuthun Prächtiges und Wunderbares gewährt, ſie erringt dadurch den Vögeln mit vielen Inſekten den Triumph vor allen andern Thieren des Erdballs! An ſie — dieſe kleinen ſchimmernden Weſen — das Andenken werther Perſonen zu knüpfen, ſcheint mir beſonders paſſend zu ſeyn, und mit Vergnügen vernahm ich die Benennungen neuer Gattungen, womit der Hr. Herzog die fortwährende Erinnerung an Glieder ſeiner Familie zu feiern gedachte. Weder Pinſel noch Feder ſind hinreichend das wie aus den allerreinſten geſchliffenen Granaten zuſammengeſetzte, von Gold gleichſam überhauchte Kleid des Trochilus Amaliä darzuſtellen! An ihn reihen ſich Trochilus Theodeliadä von ungewöhnlicher Schönheit und zierlicher Geſtalt, und der kleine Trochilus Maximiliani, die Farbe der Heiterkeit in ihrer ungetrübteſten Reinheit auf dem Herzen tragend. Den Namen des Kaiſers von Braſilien führt eine auf Sammetgrunde königsblau bezeichnete Merle (Euphone.) Blendend iſt die Reihe der Gattungen aus dieſer Sippe. In kurzer Entfernung von dem Schranke der Kolibris ſtehen die groß- und buntſchnäbligen Tucanen und Aracaris. Die Zoologen kannten bisher keine Gattung von den letztern, welche mit der bis jetzt noch unbeſchriebenen, bei Para erlegten, in dieſer Sammlung befindlichen in Bezug auf ihre bizarre Federſtruktur verglichen werden könnte. Unſtreitig iſt ſie eben dadurch die merkwürdigſte unter ihren Geſchlechtsverwandten. Der ſchlanke Vogel iſt von der Geſtalt des Pteroglossus Aracari, oben grün, unten goldgelb, im Nacken purpurn, und über die Bruſt hin zieht ſich ein ſcharlachrothes Band. Auf dem Scheitel erhebt ſich eine flache, ſchwarze, glänzende, aus wellenförmig gebogenen Federn beſtehende Krone. Dieſe Federn ſind aber nur durch ihre Wurzel und Einpflanzung Federn, denn außerdem erſcheinen ſie eigentlich wie polirte, gleichſam aus Fiſchbein beſtehende, und wie von ſolchem abgehobelte kurze Spänchen. Eine etwas ähnliche Federſtruktur kommt meines Wiſſens nur am Anaſtomus lamelligerus aus dem Kaffernlande wieder vor. Der Schnabel dieſes Aracari, welchen ich Pteroglossus Beauharnaiſii nannte, iſt röthlich, an der Spitze gelb, in der Mitte grün. Auffallend iſt's, daß ein ſo ausgezeichneter Vogel den Nachforſchungen der Zoologen ſo lange entgehen konnte, denn er iſt vielleicht nicht ſeltener als ſeine übrigen Geſchlechtsverwandten, indem ich an einigen von den Braſilianern verfertigten Armbändern der herzoglichen ethnographiſchen Sammlung auch dieſe beſchriebenen Kopffedern des Pteroglossus Beauharnaiſii wahrgenommen habe.

Von dem äußerſt ſeltenen Trogon pavoninus, den bis jetzt nur das münchener Muſeum und ein Privatmann in London beſaß, ſind hier vier ganz reine Stücke vorhanden. Von Oxyrhynchus flammiceps, von Phibalura flaviroſtris u. ſ. w. brachte der Herzog mehr als ein Dutzend Stücke zurück. Ich würde die vorgeſteckten Gränzen dieſes Aufſatzes überſchreiten, wollte ich Mehr noch von dieſem Theile der Sammlung anführen, die jedenfalls den größern Theil der bis jetzt bekannt gewordenen Vögel aus Braſilien einſchließt, und die ſich ſämmtlich durch ihre Reinheit, gute Erhaltung, ſo wie durch ihre naturgemäße künſtliche Aufſtellung auszeichnen. Nur Das will ich noch bemerken, daß ſich unter den vielen lebenden braſilianiſchen Vögeln auch der amerikaniſche Strauß (Rhea americana) befindet, welcher den Tag über im Hofgarten umherläuft, mithin unſer Klima auszuhalten ſcheint. In ſeiner Körperhaltung und in ſeinen Manieren ſtimmt er, ſo Viel ich an dieſem einzigen Exemplare ſehen konnte, mit dem afrikaniſchen gänzlich überein. Von dieſem merkwürdigen, durch den Hrn. Herzog meines Wiſſens zum erſten Male nach Europa gebrachten Vogel verdankt Sr. Durchlaucht das pariſer Muſeum, wie bekannt, zwei lebende Exemplare.

Die Sammlung der Amphibien enthält mehrere Merkwürdigkeiten. Vorzüglich zeichnet ſich unter ihnen der Surucucu (Lachesis rhombeata) aus, in Braſilien nach der Klapperſchlange das gefürchtet'ſte Amphibium. Das im Weingeiſt aufbewahrte, noch wie im Leben gefärbte Exemplar hat eine Länge von etwa 12 — 13′ und der eine ihrer hervorſtehenden Giftzähne mag in ſeiner Krümmung zwei Zoll lang ſeyn. Wahrlich! dieſer Ausdruck von Verworfenheit im Geſichte dieſes Giftthieres könnte dem Plaſtiker zum Vorbilde dienen, wenn er im Sinne trüge, den Meiſſel zum Kopfe einer Lacheſis oder Alecto zu ſchärfen! — Die ſogenannten Korallennattern (Elapse) prangen jetzt noch im Weingeiſte mit ihren unvergleichlich ſchönen zinnoberrothen und ſchwarzen Gürteln. Auch eine intereſſante neue Echſenſippe, deren Gattung fußlos iſt, habe ich hier beobachtet. Zwei lebende Krokodile (Iacarés, Champsa sclerops) ſind für die herzogliche Sammlung auf dem Wege.

Was die Inſekten betrifft, ſo bilden dieſe unſtreitig einen der ausgezeichnet'ſten Theile des Kabinetes. Ihre Anzahl iſt in dem Grade groß, als ihre Erhaltung vortrefflich. Mit Gewalt muß man ſich endlich von dieſen wunderlichen Formen der Käfer, Vier- und Zweiflügler u. ſ. ſ., und von dieſen glänzenden Gefährten der Blumen, den Schmetterlingen, trennen. Es läßt ſich im Augenblicke nicht beſtimmen, was in dieſer großen Anzahl von Inſekten noch neu ſeyn mag, aber ſo Viel iſt gewiß, daß viel dem Entomologen noch gänzlich Fremdes unter ihnen ſich befindet. In der Eile, in welcher ich dieſe Sammlung durchſah, konnte ich noch weniger das Einzelne erfaſſen, aber unvergeßlich bleibt mir unter dem vielen wunderbar Schönen der Eindruck, welchen auf mich ein Rüſſelkäfer von der Größe einer kleinen welſchen Nuß machte, deſſen ſchwarze Flügeldecken wie von zu Pulver zerſtoßenen Saphiren und von Goldſtaub überſchüttet erſcheinen. *) Ich bin der feſten Ueber-

*) Wie ſorgfältig die Inſekten Braſiliens von den Entomologen beobachtet worden ſind, iſt bekannt. Aber unerſchöpflich daran iſt dieſes Land, und immer noch ſpendet es ihnen Unerwartetes. So wird bei ihnen eine neue Käferſippe von daher, welche mir Se. Durchlaucht der Prinz Maximilian zu Wied zur Beſtimmung und Beſchreibung zuſandte, das lebhafteſte Intereſſe, ja Erſtaunen erregen, denn ſie dürfte von allen übrigen die merkwürdigſte ſeyn. Der Käfer dieſer neuen Sippe iſt gegen drei Zoll lang, und hat auf den erſten Blick große Aehnlichkeit mit einer Maulwurfsgrille. Der Kopf iſt, wie bei dieſem Inſekte, abwärts gebogen, und hat zwei ſtarke, gerade abwärts gerichtete, außen mit einem großen Zahne verſehene Kiefer. Die Antennen ſind perlſchnurförmig und ſtehen wie bei Blaps. Der einförmige Thorax hat die Länge des Rumpfes und wird von dieſem durch eine ſtarke Einſchnürung getrennt, ſo daß der eigentliche Körper in zwei gleiche Hälften zerfällt. Der Rumpf hat mit den Flügeldecken eine etwas pyra-

Digitized by Google

zeugung, daß dieſes ſo reiche Kabinet, welches bereits auch ſeltene europäiſche Thiere einſchließt, bei dem brennenden Eifer Sr. Durchlaucht des Hrn. Herzogs für die Wiſſenſchaft in Bälde zu einer ſolchen Größe gelange, daß ſich die fernen Naturforſcher gezwungen ſehen werden, es wie die bereits beſtehenden großen Anſtalten dieſer Art zu beſuchen, und daß ſo daraus Nutzen der Wiſſenſchaft erwachſe, in deren Archiv die Geſchichte den Namen „Auguſt Leuchtenberg" neben die Namen anderer um die Beförderung der Naturgeſchichte hochverdienter Fürſten mit unauslöſchlichen Buchſtaben eintragen wird.

Wagler.

---

mibenförmige Geſtalt, indem er hinten zugeſpitzt, dabei aber abwärts gezogen iſt. Die Flügeldecken ſind mit einander verwachſen, und das hintere Fußpaar iſt wie bei Sagra gebildet. In keiner der bis jetzt bekannten Familien unter den Käfern läßt ſich dieſer einreihen, und ich ſah mich daher genöthiget für ihn die eigene: „Xenomorphae" zu errichten. Die Sippe nenne ich „Meſoclaſtus" ihre Species „Maximiliani." Dieſe iſt einfärbig dunkel kaſtanienbraun.

Fragmente aus dem polniſchen Freiheitskampfe.

Man hat ſich von Seite Rußlands bemüht, die Meinung verbreiten zu laſſen, Polen ſey noch nicht zur Freiheit reif, und werde aus der ruſſiſchen Herrſchaft nur unter den oligarchiſchen Despotismus des polniſchen Adels zurückſinken, da das Landvolk dort noch immer in Leibeigenſchaft ſchmachte, und deßhalb gleichgültig gegen die neueſte Revolution ſey. Selbſt deutſche Schriftſteller haben ſich nicht geſchämt, ihre feilen Federn zur Erhebung dieſer Anſicht in Bewegung zu ſetzen; wiewohl die hochherzige Begeiſterung, mit der alle Stände die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergriffen, mit der das polniſche Heer, das denn doch aus nichts Anderm als aus den Söhnen jenes leibeigenen Bauernvolkes beſteht, und namentlich die Senſenträger, gegen die Truppen des nordiſchen Autokraten gefochten, jene Kantſchu-Apologie hinlänglich Lügen geſtraft hat. Auch die neueſten Schritte des Reichstages beweiſen, daß der polniſche Adel allzu weit auf der Bahn der Civiliſation fortgeſchritten iſt, als daß er noch die längſt mit Abſchen betrachtete Knechtſchaft ſeiner Unterthanen aufrecht erhalten zu wollen im Sinne haben könnte. Bereits iſt des Landtagsmarſchalls, Wladislaus Oſtrowsky, edelmüthiges Beiſpiel, dem Landvolke die Freiheit zu geben, in dieſen Blättern (Nr. 109) erwähnt worden. Die Rede des Landboten Konſtantin Swidzinsky, bei Einbringung des Geſetzentwurfes über die Vertheilung von Grundſtücken als Erbeigenthum unter das Landvolk, wird über die Abſichten des polniſchen Adels keinen weitern Zweifel laſſen.

„Nach einer langen Zeit," ſagte der Redner, „während der Ihre Aufmerkſamkeit nur momentanen Bedürfniſſen zugewandt war, wird heute ein Gegenſtand der allgemeinen Geſetzgebung, ein längſt gewünſchter, die Verbeſſerung der Verhältniſſe des polniſchen Landvolkes bezweckender Geſetzentwurf Ihrer Prüfung vorgelegt. Wer ſieht nicht ein, daß der Zuſtand des Landmannes, der, ungeachtet der ihm ſeit fünf und zwanzig Jahren gewährten Freiheit, ungeachtet des fünfzehnjährigen Friedens, ſich nicht gebeſſert hat, die einzige Urſache iſt, die das Gedeihen dieſes Landes erſchwerte, und daſſelbe nicht die gleiche Stufe mit den civiliſirteſten Ländern Europa's erreichen ließ! Aber fern iſt von mir der Gedanke, die Schuld dieſes elenden und hintangeſetzten Zuſtandes der Bauern den Gutsbeſitzern beizumeſſen, denen es unmöglich gemacht wurde, ſie zu unterſtützen. Die Schuld davon laſtet auf dem den Ackerbau zu Grunde richtenden Beſteuerungsſyſteme der vorigen Regierung. Bei den ungünſtigſten Zeiten für den Getraidehandel und den tiefgeſunkenen Preiſen der Bodenerzeugniſſe, wo alle möglichen Mittel hätten angewendet werden ſollen, dem Landbaue Linderung zu verſchaffen, laſtete ausſchließlich auf demſelben der immerwährend vergrößerte Druck der Abgaben. Es war nicht genug, daß der Gutsbeſitzer von dem Ertrage des Bodens die bedeutende Ofiara-Steuer,*) daß er außer dieſer Abgabe von demſelben Ertrage das Lieferungskontingent leiſtete; ſondern überdieß wurde noch der Theil ſeines Ackers, der von ihm dem Bauer an die Stelle des Betriebskapitals zur Gewinnung der ohnehin ſchon ſo ſchwer belaſteten Einkünfte verliehen worden war, als ein beſonderes Eigenthum betrachtet und mit ungeheuern Abgaben belegt, wodurch dieſe Bauern in den äußerſten Nothſtand verſetzt wurden. Aber noch mehr, dieſe Abgaben fielen einzig und allein auf den Landwirth; alle anderen ackerbautreibenden Klaſſen hingegen, wie die zur Miethe wohnenden Bauern (Komornik), die Tagelöhner und das Geſinde, wußten Nichts von der mindeſten Abgabe. Auf dieſe Weiſe war das Verlaſſen der Wirthſchaft hinreichend, um ſich ungeheuern Steuern zu entziehen, als wenn die Regierung die rechtſchaffene und produktive Thätigkeit hätte verfolgen, das müßige und unthätige Leben aber belohnen wollen. Dieß war die Urſache, daß eben ſo wohl der Gutsbeſitzer wie der Bauer gänzlich verarmten. Der letztere konnte ſich ſogar aus dieſer bedrückenden Lage befreien, indem er die Wirthſchaft verließ und ſeinen kummervollen Stand mit dem ſorgenfreiern des Taglöhners vertauſchte, während der erſtere, durch ſein vermeintliches Eigenthum an den Boden gefeſſelt, unabläſſig mit der ſeine Kräfte überſteigenden Schwierigkeit zu kämpfen verurtheilt war, und, wenn ihn nicht eine außerordentliche Energie, Gewerbsthätigkeit oder Nebenhülfe rettete, das Erbtheil ſeiner Väter den Gläubigern überlaſſen mußte.

„Bei einem ſolchen Syſtem konnte weder der Ackerbau, noch der Ackerbauer emporkommen; aber mit dem Sturze der vorigen Regierung, mit der Einführung der Erſparniſſe und der Entfeſſelung der Landwirthſchaft von den ſie lähmenden Ketten werden dieſe Hinderniſſe weichen, und die von uns zur Verbeſſerung der Bauernverhältniſſe zu ergreifenden Maßregeln von einem günſtigen Erfolge gekrönt werden. Das ungeachtet des Krieges und der dringenden Bedürfniſſe des Vaterlandes bereits aufgehobene Lieferungskontingent iſt ein großer, zum Frommen des Landmannes unternommener Schritt, und es bedarf Nichts, als dieſe Bahn weiter zu verfolgen.

„Der Geſetzentwurf, den die Nationalregierung im Einverſtändniſſe mit den Kommiſſionen der Landbotenkammer Ihrer Prüfung unterwirft, bezweckt den Geiſt der Gewerbsthätigkeit in der geſammten ackerbautreibenden Bevölkerung zu beleben, und dieſe zum Austauſche der Frohnen gegen Geldleiſtungen zu bewegen, obwohl dieſes Projekt einzig und allein die Bauern auf den Nationalgütern zum Gegenſtande hat. Der Entwurf beruht hauptſächlich auf zwei Beſtimmungen, von denen die eine feierlich bekennt, daß der Bauer auf den Nationalgütern Eigenthümer des Bodens iſt, den er beſitzt, und die andere an die Stelle der bisher geleiſteten Frohnen einen baaren Grundzins feſtſetzt.

„Dieſe beiden Mittel ſind keineswegs eine neue Wohlthat, oder eine Gabe, ſondern bloß eine Wiedereinſetzung des Landmannes in den Stand, in welchem er ſich vor dem Erlaſſe des in Beziehung auf den Verkauf der Nationalgüter unrechtmäßigen Dekrets v. J. 1828 befunden hat. Sogar zu altpolniſchen Zeiten wurde er, wie die Verordnung der Kronen-Referendaria vom Jahre 1784 bezeugt, von dieſer landesväterlichen Behörde als Erbeigenthümer ſowohl der Landwirthſchaftsgebäude als auch des Geſpannes und ſogar des in Beſitz genommenen Grundeigenthumes betrachtet. Jeder Bauer war berechtigt, dieſes Eigenthum zu verkaufen. Niemand konnte ihn daraus verjagen; ſogar der Bauer, welcher nicht gut wirthſchaftete und keine Frohndienſte leiſtete, durfte nicht aus ſeinem Beſitze, wofern man ihn für denſelben nicht entſchädigte, verdrängt werden. Die ſpäteren Regierungen, die preußiſche, öſterreichiſche, die des Herzogthums Warſchau und des Königreiches haben dieſen Grundſatz anerkannt. Der Kaiſer Alexander ging noch weiter: er ließ überall an der Stelle der Frohnen die Höhe des Grundzinſes beſtimmen, und wenn die dazu entſendeten Beamten größere Kenntniß des Landes beſeſſen und gemäßigtere Bedingungen geſtellt hätten, ſo würden bereits alle Bauern auf den Staatsgütern, ſo wie bis jetzt nur die Hälfte von ihnen, des Genuſſes der Freiheit ſich erfreuen. Alle erhielten indeß das Verſprechen der Befreiung von dem Frohndienſte, und den Pächtern wurde es zur Bedingung gemacht, auf dieſe Dienſte gegen Abzug der dafür in Anrechnung gebrachten Summen zu verzichten. Aber dieſe wohlthätigen Geſinnungen für den Bauernſtand dauerten nur ſo

---

*) Der 25ſte Groſchen.

Digitized by Google

lange, als der Kaiſer ſeine freiſinnigen Grundſäze in Betreff des ganzen Landes nicht änderte. Es verſchwanden mit ihnen unſere Freiheiten, und mit der Rückkehr des Autokraten zu den Anſichten des Despotismus mußten auch die Hoffnungen des polniſchen Landwirthes untergehen. Der anbefohlene Verkauf der Nationalgüter mit Uebergehung unveräußerlicher Rechte, und die den neuen Käufern gewährte Ausſicht, den Bauer ſeines heiligſten Eigenthums zu berauben, war ſogar ein von der frevelhaften Willkür den unrechtmäßigen Käufern hingeworfener Köder, da im Gegentheil die Miniſter vorausſezen konnten, daß der hohe Kaufſchilling und das ſchwankende Eigenthum den Käufer zurückſchrecken würden.

„Doch die Revolution hat dieſes ſataniſche Werk zerſtört. Nachdem nun aber Alle zum Genuſſe der ihnen entriſſenen Rechte zurückgekehrt ſind, ſoll bloß der Bauer, weil ſich hier ſeine Stimme nicht erhebt, und er von ſeinen Vätern nur gelernt hat, das Land zu nähren und zu vertheidigen, in dieſem Nationaltempel der Gerechtigkeit vergeſſen werden? Nein, indem Sie ihn in den Beſiz des Bodens ſezen, den er ſeit ſo vielen Jahrhunderten mit ſeinem Schweiße und Blute gedüngt, werden Sie einen gerechten, von Religion, Billigkeit und Menſchlichkeit geforderten Akt vollziehen, den Segen des Himmels für die Sache unſers Vaterlandes rechtfertigen, ſich würdig der Civiliſation und Freiheit zeigen, für die wir kämpfen. Indem Sie den Landmann auf den Nationalgütern in den Stand des Eigenthümers erheben, werden Sie zugleich den Bauer auf den Privatgütern zur Nachahmung ermuntern, in ihm den Begriff des Eigenthums erwecken und den Sinn für Gewerbfleiß und Arbeit ſtärken; die elende Lage eines Taglöhners wird er gegen die des freien Pächters vertauſchen, und in demſelben Verhältniſſe muß der Wohlſtand der Grundbeſizer ſteigen und ſich veredeln.“

Vermiſchte Nachrichten.

In einem Berichte an den König über die Wiederherſtellung der Bildſäule Napoleons auf der Vendomeſäule ſprach ſich der Präſident des Miniſterraths unter Anderm in Folgendem aus: „Die Säule des Vendomeplazes, dieſes Denkmal unſterblicher Siege, hat ſeit fünfzehn Jahren die Bildſäule verloren, die ihre Spize zierte. Dieſe Verſtümmelung dauert noch immer fort, und iſt eine traurige Spur, die die Invaſion der Fremden hinterlaſſen hat. Die Denkmäler ſind wie die Geſchichte, wie ſie ſind ſie unverlezlich; ſie müſſen alle Nationalerinnerungen aufbewahren und nur unter den Streichen der Zeit fallen. Gewiß, die Geſchichte wird nicht den Namen des großen Feldherrn vergeſſen, deſſen Genie Frankreichs Legionen zum Siege führte; nicht den verſtändigen Fürſten, der durch Ordnung die Anarchie verdrängte; der dem Kultus ſeine Altäre und der Nation jenes unſterbliche Geſezbuch hinterließ, das ſie noch immer anerkennt, deſſen Andenken aber geſegneter ſeyn würde, wenn ſein Ruhm nicht auf Koſten der Freiheit des Vaterlandes erworben worden wäre.“ Auf dieſe Anſicht geſtüzt, trug Caſimir Perier darauf an, die Bildſäule Napoleons wiederherzuſtellen, was auch der König bewilligte. Der 5 Mai war zur Aufrichtung dieſer Statue beſtimmt, was aber wohl nicht möglich werden wird, da dieſelbe längſt nicht mehr exiſtirt. Sie war eines der Werke Chaudet's, des erſten Bildhauers der damaligen Zeit. In den erſten Tagen der Reſtauration wurde ſie herabgenommen und blieb lange Zeit in den Werkſtätten des Gießers Delaunay liegen, der zu ihrer Aufrichtung behülflich geweſen war. Sie hatte außer an den Füßen, die abgeſägt wurden, um ſie von dem Fußgeſtelle herabzunehmen, keine weitere Verſtümmelung erlitten. Während der hundert Tage wurde ſie in die Magazine der Regierung zurückgebracht. Bei der zweiten Reſtauration ſtritten ſich einige Generale der Verbündeten um dieſelbe, jeder wollte ſie als eine Trophäe mit nach Hauſe nehmen. Man benuzte ihre Uneinigkeit, um ſie keinem zu geben, und ſchnitt endlich alle ihre Anforderungen dadurch ab, daß man ſie zum Guſſe der Bildſäule Heinrichs IV einſchmelzen ließ. Man müßte alſo jezt eine neue Bildſäule verfertigen, oder eine nach dem Modell Chaudet's gießen laſſen. Es befremdete, daß man mit der Wiederherſtellung der Säule nicht Lepère, der ſie aufrichtete und noch lebt, beauftragt hat, ſondern einen Andern. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß mit Napoleons Bildſäule auch die Inſchrift wiederhergeſtellt werden müßte, die auf einer Tafel über der Eingangspforte zu leſen war. Dieſe Inſchrift war von dem Gelehrten Visconti in folgenden Worten abgefaßt:

NEAPOLIO. IMP. AUGUST.
MONUMENTUM. BELLI. GERMANICI.
ANNO. MDCCCV.
TRIMESTRI. Spatio. DUCTU. SUO. Hostibus. PROFLIGATIS.
EX. AERE. CAPTO.
GLORIAE. EXERCITUS. MAXIMI. DICAVIT.

Die Statue Napoleons war faſt aus einem Guſſe, und dieſer ſehr rein. Nur der linke Arm und ein Stück der Draperie wurden angefügt. Sie war zehn Fuß ſechs Zoll mit Inbegriff des Fußgeſtelles hoch und wog 5112 Pfunde. Sie ſtellte Napoleon in Imperatoren-Tracht, mit einem einfachen Obergewande und einer Lorbeerkrone auf dem Haupte dar. Seine eine Hand ſtüzte er auf das Schwert, das die Schickſale ſo vieler Reiche entſchieden hatte; ſeine andere hielt eine Kugel, auf der eine geflügelte Victoria ſchwebte.

Aus offiziellen Quellen werden folgende Mittheilungen über die Bevölkerung und den Getraidebau der Provinz Beſſarabien gegeben:

Im Jahre 1828 hatte Beſſarabien, das in die Diſtrikte Orchei, Chaſſy, Chotim, Akjerman, Ismail und Bender abgetheilt iſt, 409,110 Einwohner, von denen 217,684 männlichen und 191,426 weiblichen Geſchlechtes waren. Dieſe Seelenzahl hatte ſich im Jahre 1829 auf 412,422 vermehrt, wovon 217,721 dem männlichen und 194,708 dem weiblichen Geſchlechte angehörten. Dieſe Bevölkerung vertheilte ſich auf die Städte:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Kiſcheneff mit der Vorſtadt Bauczany	15,901	18,551
Beltzy	5,247	5,218
Chotim	5,865	5,864
Bender	5,744	5,406
Akjerman	10,700	12,576
Kilia	3,428	5,418
Ismail mit ſeinem Weichbilde	9,449	8,949
Reni	2,194	9,700

Die einzelnen Diſtrikte zählten:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Orchei	119,921	126,584
Chaſſy	76,650	76,400
Chotim	85,214	85,472
Akjerman	26,542	20,554
Ismail	—	8,134
Bender	56,609	56,825

Das auf den Feldbezirken der Städte ausgeſäete Getraide war ſehr unbedeutend und reichte keineswegs zu ihrem Bedarfe hin. Man ſäete im Jahre 1828 auf dem Flurgebiete der Städte nur 1664 Tſchetw. Winter- und 3002 Tſch. Sommer-Getraide aus, wovon man 7299 Tſchetw. Winter- und 11,284 Tſch. Sommer-Getraide erntete. Rechnet man auf jeden Kopf 3 Tſchetw. jährliche Konſumtion, ſo ergiebt ſich, daß die Städte und ihre Weichbilde, weit entfernt, ihren Bedarf zu erzeugen, von dem Lande 49,021 Tſchetw. Winter- und 80,627 Tſchetw. Sommer-Getraide beziehen mußten. Im Jahre 1829 ſtieg dieſer fehlende Bedarf ſogar bis zu 52,324 Tſchetw. Winter- und 105,756 Tſch. Sommer-Getraide. Die Ausſaat und Ernte von beiderlei Getraiden in der ganzen Provinz ſtellt ſich in Folgendem dar:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Ausſaat	119,141	155,124
Ernte	651,520	825,507

Das Samengetraide abgezogen mangeln für die Konſumtion noch 667,903 Tſchetw. im Jahre 1828 und 558,028 Tſchetw. im Jahre 1829.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 119. 29 April 1831.

Kupffer's Reiſe nach dem Kaukaſus.

4. Das Hochland.

(Schluß.)

Leichter ging es auf den Hochebenen der erſten Kette; doch ſind auch ſie nur für die zweirädrigen mit Ochſen beſpannten Landwägen zugänglich. Oben auf den unermeßlichen Flächen hat man freilich ziemlich guten Weg; aber oft wird man plötzlich durch ein tiefes Thal gehemmt, in welches man hinab muß, um ſich auf der entgegengeſetzten Seite wieder heraufzuarbeiten; man muß ſich einem Steig vertrauen, der nur etliche Schuh breit iſt, und wo zu einer Seite eine Felſenmauer emporſtarrt, zur andern ein gähnender Abgrund niederſinkt; in dieſem Fall konnten die Ochſen das Fuhrwerk nicht mehr halten, und die Soldaten mußten ihre Kräfte mit denen der Fuhrleute vereinigen, damit die Wägen nicht über den Felſenrand glitten; die meiſte Noth hatte man mit dem Geſchütz und es bedurfte einer unerſchütterlichen Standhaftigkeit, um alle Hinderniſſe zu überwinden. Hier fand ich oft Gelegenheit die Mannszucht unſerer Truppen zu beobachten und zu bewundern, die Ordnung, die unter ihnen waltet, und die Unerſchrockenheit, die ſie beſeelt. Trotz den Gefahren, die uns rings umgaben, trotz den Entbehrungen aller Art, denen wir uns um einer Sache willen unterzogen, wofür die meiſten Perſonen unſeres Gefolges ſich nicht intereſſirten, hörte man Keinen murren, herrſchte immer dieſelbe Munterkeit auf dem Marſch, derſelbe Frohſinn im Lager.

Unſer Zug war in mehrere Abtheilungen getheilt; hundert Linienkoſaken bildeten die Vorhut; das Gefolge des Generals, er ſelbſt und ſein Sohn an der Spitze, ſtellte je nach der Breite des Wegs bald ein unregelmäßiges Peloton, bald eine lange Kette dar; es beſtand aus mehreren Offizieren und Beamten, einigen tſcherkeſſiſchen Prinzen, ſeinem Dolmetſcher und uns; in einer angemeſſenen Entfernung folgten als Nachhut 250 Linienkoſaken und eine Abtheilung von 600 Mann Infanterie mit Kanonen und Gepäck. Natürlich machte man mit einem ſo beträchtlichen Anhängſel keine großen Tagmärſche; nachdem man 20 bis 30 Werſte zurückgelegt, hielt man in einem Thal, welches Waſſer, Holz und Gras liefern konnte, gegen Mittag an; der General wählte einen paſſenden Platz um unſere kalmückiſchen Zelte aufſchlagen zu laſſen, wovon eines ihm, das zweite ſeinem Gefolge und das dritte uns angehörte; man zündete ein Feuer an, ſchlachtete ein Schaf und bereitete das Mahl, das man in der Regel Abends um 5 Uhr einnahm; in Erwartung deſſelben ruhte man aus, oder machte Ausflüge in den Umgebungen, ohne ſich jedoch zu weit vom Lager zu entfernen, um nicht den Tſcherkeſſen, die alle unſere Bewegungen mit Argwohn belugten, in die Hände zu gerathen. Zur Mahlzeit begab man ſich immer in das Zelt des Generals, da es geräumiger und wärmer als die beiden andern war; man ſaß an einem auf dem Waſen ausgebreiteten Tafeltuch und legte die Teller auf die Knie. Die kalmückiſchen Zelte haben die Form eines Cylinders mit einem verſtümmelten Kegel oben; in der Spitze iſt eine runde Oeffnung, daß der Rauch durchkann, wenn man drin feuert; bei Regenwetter und Nachts ſchließt man ſie mittelſt einer Art Deckel. Das Gerippe dieſer Zelte wird aus Stäben von ſehr leichtem Holz mit vieler Kunſt und Genauigkeit zuſammengefügt und das Ganze mit weißen Filzſtücken bedeckt, deren Dichtigkeit Regen und Wind abwehrt. Die Zelte wurden von ſechs Kamelen geführt, und von einigen Kalmücken, die uns dieſe Thiere gemiethet, immer in kurzer Zeit aufgerichtet. Gegen Abend gewährte das Lager ein ſehr lebendiges Schauſpiel, das für die Tſcherkeſſen in der Nähe um ſo intereſſanter ſeyn mochte, als jetzt zum erſten Mal eine Armee in dieſe Thäler eindrang. Die Kanonen, die Wägen mit ihrer Bedeckung von Fußvolk und dem Reſt der Koſaken waren angelangt; die weißen leinenen Zelte der Offiziere aufgeſpannt; die Soldaten beſchäftigt mit der Erbauung ihrer Hütten, wenn man Grashaufen, in die ſie Löcher gruben, um ſich hineinzulegen, oder Filzmäntel, die ſie an ein Paar Pfählen aufhängten, ſo nennen will; das Gepäck auf Einem Punkt koncentrirt; Pferde und Kamele waidend über das Thal zerſtreut; auf den Höhen, welche das Lager und die Umgebungen beherrſchten, Schildwachen ausgeſtellt. Endlich verſammelte man ſich zum Abendgebet; man rührte die Trommel, und feuerte einen Kanonenſchuß, den das tauſendfache Echo wiedergab. Mein Filzmantel, den ich auf das Gras breitete, diente mir als Matrazze; mit einem andern, den ich zur Vorſicht mitgenommen hatte, deckte ich mich zu. Die Strapazen des Tags verſenkten uns bald in einen tiefen Schlaf, in dem nur die Rufe der Schildwachen uns ſtörten. Mit Tagesanbruch wurde von Neuem die Trommel gerührt; man ſtand auf, kleidete ſich geſchwind an; denn eine Viertelſtunde darauf wurden die Zelte abgebrochen, und die Saumſeligen riskirten im Angeſicht des ganzen Lagers im Bett überraſcht zu werden, oder in der Morgenkühle, und wohl auch im

Digitized by Google

Regen die Toilette machen zu müſſen. Sofort ſetzte ſich die Vorhut in Bewegung und wir folgten in der gemeldeten Ordnung.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Urda.

Es giebt mehrere kleine Flüſſe mit dem Namen Zolka (der tſcherkaſſiſche Name iſt Dzelincha), welche ſich vereinigt in die Kuma ergießen. Gewöhnlich kann man dieſen Fluß durchwaten; durch Regen ſchwillt er aber manchmal ſehr an, und ſetzt dann die umliegenden Wieſengründe unter Waſſer, die dadurch ein Anſehen von Friſche erhalten, das man in dieſer Jahreszeit außerhalb den Gebirgen umſonſt ſucht. Als wir am folgenden Tag längs einer Höhe hinzogen, kam, da die Nebel, die den Horizont im Süden am Abend zuvor umhüllten, ſich völlig zerſtreut hatten, die Zentralkette zum Vorſchein, begrenzt gegen Südweſt rechts von dem Elbrus, und links von dem Kasbek (oder beſſer Mainvaré), deſſen Formen jedoch ſo mit den Wolken am Horizont verſchmolzen, daß man ſie kaum unterſchied. Noch näher gegen Süden als die Schneeberge lagen die Berge der Ebulambiſi. *) Kehrte man ſich rechts um, ſo entdeckte man im Weſten den Temir-Koptſchek, im Nordweſten den Berg, auf dem die Pſchaghegha entſpringt, im Norden den Beſchtau, und endlich gegen Oſten den Oſchakaſcha. Hier wurden wir zum erſten Mal mit dem Beſuch eines tſcherkeſſiſchen Fürſten beehrt; er nannte ſich Arslan-Bek, d. h. Löwenfürſt, und war aus der Familie der Dſchembulat in der Kabarda; einige ſeiner Vaſallen, deren Zahl man im Ganzen zu 400 ſchätzt, begleiteten ihn. Er hatte einen kurzen Mantel von blauem Tuch mit ſilbernen Treſſen an; ein Säbel, eine Piſtole und ein ſehr breiter Dolch (auf tatariſch Kandſchal) machten ſeine Bewaffnung aus; ſein Gewehr, deſſen Batterie reich beſetzt war, aber in dieſem Augenblick in einem Futteral ſtak, wurde von Einem aus dem Gefolge getragen. Sein Pferd war klein, aber kräftig und wohlgebaut, Sattel und Zaum mit kunſtreich gearbeiteten Goldplatten verziert. Nachdem er dem General ſeine Huldigung dargebracht, ſchloß er ſich unſerm Zug an und blieb mehrere Tage bei uns, worauf er ſich nach Haus zurück begab.

Nach einer mehrere Werſte breiten Ebene gelangten wir an die Hügelkette am linken Ufer der Malka; hier nahmen wir die Richtung auf einen ſteilen Berg zu, der aus groſſer Weite ſichtbar iſt und dem Reiſenden als die Gegend bezeichnet wird, wo man in das Thal der Malka eindringt. Endlich ſtiegen wir in dieſes Thal und zogen darin am Strom hinauf. Das Thal iſt ziemlich breit und auf beiden Seiten von ſteilen Kalk- und Sandſteinfelſen umſchloſſen. Es iſt eines der ausgedehnteſten Thäler des Kaukaſus, und begreift, wenn es ſich auch mit dem des Kuban nicht vergleichen läßt, eine Menge maleriſcher Landſchaften in ſich. Ehmals muß es wohl bewohnt geweſen ſeyn, was nicht nur ſein fruchtbarer Boden beweiſt, ſondern namentlich auch die da und dort von Menſchenhänden aufgeworfenen Steinhaufen, welche nach Angabe der Tſcherkeſſen Grabhügel vorſtellen. Etwas oberhalb dem Zuſammenfluß der Malka und der Kiſch- oder Kitſchi-Malka (d. h. der kleinen Malka) zwängt ſich die erſtere ſo zwiſchen Felſen durch, daß man nur einige Balken hinüber zu werfen und dieſe mit Geſträuch und Erde zu bedecken braucht, um eine Brücke fertig zu haben; der Ort heißt daher die ſteinerne Brücke der Malka. Man hat daſelbſt eine kleine Schanze angelegt, die den ſtolzen Titel Feſtung führt und einen Theil der Militärlinie ausmacht. Die Beſatzung, obgleich nicht zahlreich, reicht hin den durch die Vereinigung der beiden Flüſſe gebildeten Engpaß zu vertheidigen; ſie herbergt in ziemlich ſauberen Erdhütten.

Nicht weit von dieſer Schanze befahl der General das Lager aufzuſchlagen. Bis jetzt befanden wir uns noch auf dem Gebiet der Kabardier, welche ſeit längerer Zeit die ruſſiſche Hoheit anerkennen, und gewohnt ſind, ruſſiſche Truppen bei ſich zu ſehen; aber ſchon hatte ſich das Gerücht verbreitet, wir würden in das Land der Karatſchai und gegen den Elbrus vorrücken. Die Karatſchai, welche im vorigen Jahr gegen die Ruſſen ein Treffen verloren, und den Eid der Treue erſt kürzlich geleiſtet hatten, konnten nicht ohne Beſorgniſſe eine ſo bedeutende Truppenmacht ihren Grenzen nahen ſehen; einige übelwollende Emiſſäre der Abazech, einer noch unabhängigen Völkerſchaft, die unter dem Einfluß der Pforte ſteht, benutzten dieſe Gelegenheit, um ſie zur Empörung zu reizen und ihnen einzureden, die Ruſſen kämen, um ſich für die durch ſie erlittenen Verluſte zu rächen. Wirklich waren die Karatſchai durch dieſe Einflüſterungen bewogen worden, ihre Nachbarn um Hülfe anzugehen, ihre Dörfer zu befeſtigen, die Engpäſſe zu verrammeln und Steine auf den Bergen zuſammen zu tragen, um ſie auf die Vorbeiziehenden herabrollen laſſen zu können; ehe ſie jedoch die Feindſeligkeiten eröffneten, beſchloſſen ſie einige ihrer Häuptlinge an den General zu ſenden, um ihn über ſeine Abſichten auszuforſchen.

Der General ließ nun die tſcherkeſſiſchen Fürſten in ſein Zelt treten. Er trat ihnen mit vielem Wohlwollen entgegen, und ſetzte ihnen auseinander, da ſie den Eid geleiſtet, ſo betrachte man ſie als ruſſiſche Unterthanen, und er würde den Zorn ſeines Gebieters auf ſich laden, wenn er ihnen Etwas zu Leid thun wollte; durch ihr gutes Benehmen ſeit dem verfloſſenen Jahr hätten ſie ſich ein unbeſtreitbares Recht auf die Freundſchaft der Ruſſen erworben; er ſey aus keiner andern Abſicht gekommen, als weil er das gute Einverſtändniß, das zwiſchen den Karatſchai und den Ruſſen herrſche, benützen möchte, um mit einigen Gelehrten, die ſich mit Sammlung von Pflanzen, Steinen und Thieren beſchäftigten, ihr merkwürdiges Land näher kennen zu lernen, und zu verſuchen, ob der Elbrus, auf dem bis jetzt Niemand geweſen, ſich nicht erſteigen laſſe; ihre Dörfer verſprach er endlich, ſollten von ihm nicht berührt werden. So gelang es ihm alle Furcht zu beſeitigen, worauf er ſeine Gäſte mit einigen Geſchenken verabſchiedete.

Am folgenden Morgen empfingen wir noch den Beſuch mehrerer Kabardier, welche die Neugierde in unſer Lager lockte. Der ausgezeichnetſte unter ihnen war Kutſchuk-Schankot, einer der reichſten Fürſten der Kabarda, der ſich der Verwandte des ruſſiſchen Kaiſers zu ſeyn rühmte. Dieſe Vetterſchaft ſchreibt ſich von Iwan Waſſiljewitſchs Vermählung mit der Prinzeſſin Maria, der Tochter Tem-

*) Nach Klaproth nennen die Ruſſen ſo einen Theil der türkiſchen Stämme, welche den weſtlichen Abhang des kaukaſiſchen Hochgebirgs bewohnen. Der Name kommt von dem Dorf Ebulam her, das auf dem linken Ufer des Tſcherek-chacho liegt, der den weſtlichen Abhang der Kaſchkalavkette beſpült und in den Terek fällt. Voyage au Mont Caucase T. I, p. 313.

Digitized by Google

mruks, her, welche Heirath den ruſſiſchen Czar veranlaßte ſich den Titel eines Fürſten der Kabarda beizulegen. Fürſt Schankot iſt ein Greis von neunzig Jahren, dabei aber noch ein ſehr rüſtiger Mann, ein ſcharfer Reiter, und ein geſchickter Jäger; er kam gerade von der Jagd, wo er einen Bären und zwei Hirſche getödtet hatte. Seine Kräfte, meinte er, nähmen ab, und er müſſe in die Bäder, um ſich wieder zu erholen. Er war von ſeinen Usdenen (Edelleuten) umgeben, die ihn mit großem Reſpekt behandelten. Obwohl der tſcherkeſſiſche Adel vollkommen unabhängig iſt, ſo pflegen dieſe Herren doch ſich um den einen oder andern der Fürſten zu reihen und ſich ihnen zu Gefährten auf der Jagd und im Gefecht anzubieten. Dieſe Sitte giebt den Fürſten, die ſich ſonſt von den Usdenen weder durch Tracht noch Lebensart unterſcheiden, einen gewiſſen Anſchein von Größe; ſie giebt namentlich den alten Familien, den Dſchembulat, den Bekmurza, den Miſost und den Ataſchuk eine große Gewalt in die Hände und begünſtigt ihren Hang zu einem irrenden Leben und zum Raub; ein Fürſt findet immer Usdenen, die bereit ſind die Gefahren einer Unternehmung mit ihm zu theilen. Sie durchſtreifen in beträchtlichen Banden das Land, überfallen Perſonen, die ſich von den Militärpoſten ohne Bedeckung entfernen, entführen Heerden Vieh und Pferde, und greifen, indem ſie bei Nacht auf den ſchwierigſten Fußpfaden ſich durch die Linie ſchleichen, oft ſelbſt die ruſſiſchen Niederlaſſungen an. Nie führen ſie Lebensmittel bei ſich; denn, wenn die in dieſen Gegenden ſo reiche Jagd ihnen keine hinlängliche Mahlzeit liefert, ſo haben ſie das Recht, von jeder Heerde, auf die ſie ſtoßen, ein Schaf zu nehmen, und im Nothfall verſtehen ſie auch ein oder zwei Tage zu faſten. Nachts ſchlafen ſie unter einem Felſen; ihre großen Filzmäntel verſehen die Stelle von Matratze und Decke; ihre Pferde, die von keiner andern Nahrung wiſſen, als von dem Gras der Wieſen, finden überall Waide, und damit ſie ſich nicht zu weit entfernen, wird ihnen ein Riemen um die Füße geſchlungen. Nähert ſich ihnen ein Feind, ſo ſpringen ſie zuerſt auf ihre Pferde, und dann beaugenſcheinigen ſie ihn von ferne, um ihre beiderſeitige Kräften zu vergleichen; iſt jener der ſtärkere, ſo ſuchen ſie ihr Heil in der Flucht, doch nicht ohne daß ſie vorher die Gewehre aus den Futteralen herauslangen, und ſelten geſchieht es, daß ſie auf den behenden Pferden, die ſie reiten, und bei der genauen Kenntniß aller Oertlichkeiten, die ſie beſitzen, nicht entwiſchen. Iſt der Feind dagegen ſchwächer als ſie, ſo ſtürzen ſie auf ihn los und umringen ihn; wenn er ſich ohne Widerſtand ergiebt, ſo verüben ſie keine weitern Thätlichkeiten, ſondern plündern die Leute nur aus, binden ihnen Hände und Füße und führen ſie als Gefangene fort. Sind dieſe von einer niedern Klaſſe, ſo verkaufen ſie ſie als Sklaven nach der Türkei; können ſie hingegen von Einem auf ein gutes Löſegeld rechnen, ſo legen ſie ihm einen eiſernen Ring um den Hals und feſſeln ihn in ihrer Hütte am Fuß ihres Bettes an, wo ſie ihn nicht aus den Augen laſſen, bis er ſich losgekauft hat.

(Fortſetzung folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſſen.

Endlich iſt die gerichtliche Unterſuchung, von deren Ausgang man ſo wichtige Aufſchlüſſe über eine ſo weit verzweigte Republikanerverſchwörung entgegen ſehen zu dürfen glaubte, zur Entſcheidung gekommen. Mit großer Wichtigkeit und unter den gefährlichſten Anzeigen, wie es ſchien, war von den Behörden eingeſchritten worden; unleugbare Spuren ſeyen vorhanden, ſagte man, die Republik ſey bereits ſo gut als fertig; ihre Statuten, die Mitglieder der neuen Regierung gefunden und feſtgenommen — und ſiehe da die Entwickelung dieſes furchtbaren Anſchlages iſt eben ſo unſchädlich ausgegangen, als die große Karliſten-Verſchwörung, die die Regierung als eine demnächſt losſchlagende Pulvermine darzuſtellen beliebte, wobei es ihr auch wirklich gelang, die ziemlich abgekühlte Theilnahme des Publikums auf einige Augenblicke wieder zu gewinnen. Das Sprichwort: Wer den Schaden hat, hat auch den Spott, trifft nicht immer ein. Es kann nicht fehlen, beſtandene Gefahren intereſſiren uns immer ſowohl für einen einzelnen Menſchen als für einen ganzen Staat. Die Höllenmaſchine wurde für Napoleons Erhebung ein mächtigeres Werkzeug als irgend ein anderes dieſes großen Maſchinenmeiſters. Nur müſſen die Gefahren auch wirklich zu beſtehen geweſen ſeyn; erlogene Abenteuer machen den Erfinder lächerlich oder verächtlich. Bei der Karliſten-Verſchwörung erſchien freilich auch nur ein Kammerdiener als Catilina; indeß waren doch einige Männer von Rang und Einfluß hineingezogen worden, die der Sache einen gewiſſen Anſtrich von Gefährlichkeit geben mußten. Allein Wer ſind die Verſchwornen, die man als Staatsumwälzer vor die Schranken zieht? Ein Paar Studenten, ein Arzt, ein Architekt, einige Offiziere der vormaligen Artillerie der Nationalgarde, denen man jetzt einen patriotiſchen Jugendungeſtüm zum Verbrechen macht, der in den Juliustagen ſo Viel beitrug, den eidbrüchigen Bourbon zu verjagen und eben die Regierung aufzurichten, die ſie jetzt anklagen läßt.

Schon die Einleitung des ganzen Prozeſſes ſah verdächtig aus und bewies, wie wenig die Regierung ihrer Sache gewiß war. Die Anklagakte verſuchte Thatſachen, die unter ſich nicht den geringſten Zuſammenhang haben, in Verbindung zu bringen, und Leute, die ſich gegenſeitig kaum dem Namen nach kennen, als Theilnehmer eines und deſſelben Komplottes darzuſtellen, was die Verhandlung, die Zeugenverhöre u. ſ. w. ungemein verwickelt machte, ohne hindern zu können, daß dieſes künſtliche Gewebe bei der mündlichen und öffentlichen Verhandlung zerreißen und eine unlautere Abſicht darunter bloß legen mußte. Es ſchien daraus hervorzugehen, daß man nach Lage der eingeleiteten Unterſuchung ſich gezwungen ſah, aus den beſondern Thatſachen eine Hauptanklage zu bilden, da ſie einzeln vorgenommen vielleicht nicht Grund genug dazu an die Hand gaben. Siebenzehn Individuen wurden auf dieſe Weiſe angeklagt, in den letzten Monaten des vergangenen Jahres eine Verſchwörung angezettelt zu haben, in der Abſicht, 1) die beſtehende Regierung umzuſtürzen oder zu verändern; 2) einen Bürgerkrieg zu erregen, indem ſie durch angeſtiftete Zwietracht die Bürger gegen einander bewaffnen wollten; 3) Theil genommen zu haben an bewaffneten Verſammlungen, die Angriffe auf die Nationalgarde im Dienſte machten; 4) durch Reden auf öffentlichen Plätzen zu Aufruhr und Umſturz der Regierung ermuntert, endlich 5) den Verſuch gemacht zu haben, ſich der Kanonen der National-Garde-Artillerie zu bemächtigen.

Der 6 April war der Tag, an welchem die öffentlichen Verhandlungen begannen. Von frühem Morgen an drängte ſich eine ungeheure Menge von Zuſchauern in den Gängen und vor der Thüre des Gerichtsſaales. Alle Vorſichtsmaßregeln waren getroffen worden, Störung und Unruhe in und außerhalb deſſelben zu verhindern. Um zehn Uhr wurden die Thüren des Saales geöffnet. Die Volksmenge ſtürzte ſich hinein, und es dauerte lange Zeit, bis ſich nur einigermaßen die Ruhe herſtellen ließ. Die vielen Advokaten, die als Vertheidiger der Angeklagten auftreten wollten, bildeten in ihrer Amtskleidung eine Art von ſchwarzer ſpaniſcher Wand. Mehr als hundert Zeugen waren gerufen theils von dem Miniſterium, theils von den Angeklagten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Jermolow.

Auch die engliſchen und franzöſiſchen Blätter geben die in polniſchen Zeitungen enthaltene Proklamation des Generals Jermolow, deren Echtheit ſie nicht in Zweifel ziehen zu dürfen glauben (ſ. Ausl. Nr. 104). Wenn die Fahnen der Freiheit an der Wolga erhoben worden ſind, wie es in dem Aufrufe des greiſen Generals verkündet wird, ſo iſt der Götze des Despotismus, der, auf dem breiten Fußgeſtelle des unermeßlichen ruſſiſchen Reiches aufgerichtet, die Freiheit Europa's bedrohte, ſeinem Sturze nahe. Von allen Seiten treffen ihn dann die Streiche der Freiheit, und er hat auf Nichts weiter zu denken, als — wie Cäſar, wenigſtens mit Anſtand zu fallen. General Jermolow, von dem bei dieſen Ereigniſſen die Rede iſt, diente mit Auszeichnung in den Feldzügen von 1812, 13 und 14. Späterhin wurde er als Geſandter nach Teheran geſchickt, und nach ſeiner Rückkehr zum Gouverneur der ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus, des alten Königreiches Aſtrachan und des Landes ernannt, das zwiſchen dem linken Ufer des Don und dem Kaukaſus liegt. Ein großer Ruf war ihm ſchon vorausgegangen, als er in Georgien eintraf, umgeben von einem zahlreichen Gefolge verdienſtvoller Offiziere. Die beiden Generale Williaminow, die ſich unter dieſen befanden, waren ausgezeichnete Männer, der eine in der Militärverwaltung, der andere als Chef des Generalſtabes. Junge Offiziere aus den erſten Familien Rußlands waren herbeigeeilt, ſich unter die Fahnen eines Generals zu ſtellen, der im franzöſiſchen Kriege durch Talent und Muth ſich ſo ſehr ausgezeichnet hatte; ſie trugen kein Bedenken, in einer Gegend Dienſte zu nehmen, wohin bis jetzt faſt Niemand als Offiziere geſchickt wurden, die in Ungnade gefallen waren. Der Chevalier Gamba ſchildert ihn (in ſeinem Voyage dans la Russie méridionale etc. depuis 1820 jusqu'à 1824. Paris 1824) in Folgendem:

„Der General Jermolow iſt groß und ſchlank gewachſen und von einer rieſenhaften Körperſtärke; eine Eigenſchaft, die nicht wenig dazu beitrug, unter den barbariſchen Stämmen des Kaukaſus ſeinen Namen gefürchtet zu machen. Sehr verſchieden von den aſiatiſchen Satrapen, hat er die Sitten eines Szythen. Er verachtet den morgenländiſchen Luxus, und fährt faſt immer in einem Wagen, der auf dem Rädergeſtelle nicht in Federn hängt; er ſchläft auf einem gewöhnlichen Teppiche und übt die Nüchternheit bis zur Uebertreibung. Mit dieſen ſtrengen Sitten vereinigt er das artigſte Benehmen, eine große Geſprächigkeit und den gefälligſten Charakter; gleich bewandert in den ſtrategiſchen Wiſſenſchaften und in der ſchönen Literatur, wechſelt er in ſeinen Erholungsſtunden zwiſchen den Werken des Polybius und denen Virgils und Cicero's; fügt man hinzu, daß er mit dieſen Eigenſchaften eine große Feſtigkeit, eine gewiſſenhafte Gerechtigkeitsliebe, die edelſte Uneigennützigkeit und eine große Liebe für ſeinen Souverän und ſein Vaterland verbindet; ſo wird man einſehen, daß Kaiſer Alexander keine glücklichere Wahl treffen konnte, um die Wohlfahrt ſeiner Provinzen jenſeits des Kaukaſus zu ſichern. Als Jermolow ſeine Verwaltung antrat, verbarg er ſich nicht, welchen Aufwand von Zeit und Mühe es koſten werde, in einem Lande die Ordnung wieder herzuſtellen, das ſchon mehrere Jahrhunderte hindurch beſtändigen Einfällen ausgeſetzt geweſen war; in welchem die Menſchen, wie die Verwaltung, ſo zu ſagen nur von einem Tage auf den andern lebten. In Georgien beſonders hatte die Nothwendigkeit, von der ſich die Fürſten bedrängt ſahen, um der gemeinſamen Vertheidigung willen die Hülfe ihrer Vaſallen anzurufen, bei den einen und den andern einen Charakter der Unabhängigkeit erzeugt, der noch die Schwierigkeiten der Verwaltung vermehrte und ihr die Wahl ließ, entweder durch allzu viel Güte und Nachſicht die Anarchie fortdauern zu laſſen, oder durch allzu große Strenge ſich allgemeinen Haß zuzuziehen. Die klugen und kräftigen Maßregeln des Generalgouverneurs wußten alle dieſe Klippen zu vermeiden, und nach und nach durch Schrecken und Güte die barbariſchen Völker zu Gehorſam und Unterwürfigkeit zu bringen.“

General Jermolow fiel während der letzten ruſſiſchen Feldzüge in Perſien in die Ungnade des Kaiſers; man weiß nicht, Was hiezu Grund oder Vorwand lieh. Begreiflich iſt es, daß ein Mann ſolcher Art und Geſinnung dem gegenwärtigen Regierungsſyſtem Rußlands weder befreundet, noch bei ihm gut angeſchrieben ſtehen konnte. Unter den ruſſiſchen Patrioten ſtand Jermolow vorzüglich wegen ſeiner warmen Vaterlandsliebe in Anſehen; mit ihnen fühlte er die tiefe Kränkung des ruſſiſchen Namens, daß faſt alle höheren Stellen im Heere und in der Verwaltung Ausländern übertragen ſind. Man erzählt ſich hievon folgende Anekdote: Als er noch im Heere diente, war er eines Tages mit Aufträgen an einen ruſſiſchen Oberbefehlshaber abgeſchickt worden, deſſen Vorzimmer er angefüllt fand von Stabsoffizieren, die alle Ausländer waren. Jermolow wendete ſich an dieſelben in ruſſiſcher Sprache mit folgenden Worten, „Meine Herren, wenn ſich unter Ihnen Jemand befinden ſollte, der des Ruſſiſchen kundig iſt, ſo habe er die Güte, dem Hrn. General zu melden, daß General Jermolow ihn zu ſprechen wünſche.“ Um dieſe Ironie und die Wirkung, die ſie machen mußte, zu verſtehen, braucht man nur zu wiſſen, daß faſt alle Generale der ruſſiſchen Truppen — wie es auch im gegenwärtigen polniſchen Feldzuge der Fall iſt — Diebitſch, Geismar, Roſen, Pahlen, Kreuz u. A. Deutſche ſind. Auf die Zurückſetzung der Eingebornen hinter den Ausländern wird auch in der Jermolow zugeſchriebenen Proklamationan geſpielt.

Iſt dieſe nicht unterſchoben, ſo dürfte ihre Wirkung, die ſie auf die ruſſiſchen Gemüther hervorbringen kann, von großer Bedeutung werden. Rußland iſt dem übrigen Europa noch zum Theil eine unbekannte Welt. Der Ausbruch einer Revolution bei dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kaiſers erfüllte Europa mit Erſtaunen. Niemand träumte auch nur von Ferne von einer ſo weit verbreiteten Verſchwörung in Rußland, und doch beſtand eine ſolche. Auf jeden Fall wäre das gegenwärtige Ereigniß eines Aufſtandes für Europa und Polen von größter Wichtigkeit, und letzteres insbeſondere müßte hierin eine wunderthätige Intervention des Himmels erkennen, die von den irdiſchen Mächten ihm ſo hartherzig verweigert wurde.

Vermiſchte Nachrichten.

Lord Brougham hielt am 7 April einen feierlichen Einzug in York, um das Diplom des Bürgerrechtes anzunehmen, das ihm am verfloſſenen 15 Januar durch eine Verſammlung der Bürgerſchaft zuerkannt worden war. Ein Zug mit Muſik, Fahnen, Flaggen u. ſ. w. zog dem Lord eine weite Strecke vor die Stadt hinaus entgegen. An der Seite Sr. Herrlichkeit ſaß im Wagen der vormalige Lord Mayor E. R. Petre. Der Zug, welcher aus den angeſehenſten Bewohnern der Stadt und der Umgegend beſtand, bewegte ſich nach York zurück, und vermehrte ſich mit jedem Schritte. Die Fenſter in den Straßen, durch die der Zug ſich bewegte, waren mit feſtlich gekleideten Damen geſchmückt, welche Tücher, Bänder, u. ſ. w. ſchwangen. Die Glocken der Kathedrale und der übrigen Kirchen wurden geläutet, und da der Tag ſchön und heiter war, ſo gewährte die ganze Feierlichkeit den prachtvollſten Anblick. Lord Brougham wurde von dem Lord Mayor, den Aldermännern u. ſ. w. in ihrer ſcharlachrothen Staatskleidung und vom Gemeinderath empfangen. Die Kapſel, in der ſich das Diplom befand, war aus Holz von der berühmten Eiche zu Cowthorp bei Wetherby, einem Beſitzthum des Lord Mayors Petre, verfertigt und geſchmackvoll inwendig und auswendig mit Silber ausgelegt. In der Mitte des Deckels befand ſich ein viereckiger Schild von Silber mit folgender Inſchrift: „Das Bürgerrecht der Stadt York, dem Lord Brougham, Großkanzler von England, ertheilt zum Beweis der Gefühle von Bewunderung und Hochachtung, welche die Bürgerſchaft von York für die unvergleichlichen Talente und den unwandelbaren Patriotismus dieſes ausgezeichneten Staatsmannes empfindet. Im April 1831. Lord Dundas, zum dritten Mal gewählter Lord Mayor.“

Selbſt in Spanien hat man in der neueſten Zeit ſich entſchloſſen, eine Eiſenbahn anzulegen. Dieſelbe ſoll von Jerez nach Puerto de Santa Maria und San Lucar geführt werden und iſt auf 40,000 Pfd. Sterl. veranſchlagt, die durch 4000 Aktien von je 50 Dollars aufgebracht werden ſollen. Das Unternehmen ſteht unter dem unmittelbaren Schutze des Königs und der Königin, beide haben Aktien genommen, jener ſechzig und dieſe fünfzig. Die Unterzeichnung enthält auch die Namen der Miniſter und einer Menge Granden. Dieſes Werk wird gleich vortheilhaft für die Unternehmer wie für Spanien ausfallen. Aller Xereswein, der ausgeführt wird, mußte bis jetzt mit großen Koſten von Jerez bis zum Ort der Einſchiffung transportirt werden. Wenn das Unternehmen glückt, ſo wird es ohne Zweifel auch in andern Gegenden Spaniens Nachahmung finden, wo Eiſenbahnen gleich nothwendig ſind. Das Getreide im Innern von Spanien iſt faſt ohne Werth wegen der allzugroßen Koſten des Transportes an die Küſte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 120. 30 April 1831.

Kriegsverfaſſung der ſcandinaviſchen Halbinſel. *)

1. Schwediſche Landmacht.

Die gegenwärtige Organiſation des ſchwediſchen Heeres ſchreibt ſich noch von Karl XI her, demjenigen Monarchen, der überhaupt Schweden zu Dem gemacht hat, was es in adminiſtrativer und militäriſcher Hinſicht iſt. Alle ſeine Beſtrebungen gingen dahin, den Adel, der ſeit dem Tode Guſtav Adolfs die Gewalt in Händen hielt, zu ruiniren. Dieß gelang ihm nach der im J. 1680 den Generalſtaaten entriſſenen Erklärung, welche ihm eine abſolute Gewalt übertrug, auf folgende Weiſe. Er ließ durch dieſelbe Verſammlung eine ſogenannte Reduktions- oder Reſtitutionsakte ausfertigen, vermöge der alle Domänen der Krone und der Kirche, die ſeit zwei Jahrhunderten zum Beſten des Adels veräußert worden, ihren Erwerbern entzogen und dem Staat zurückerſtattet werden mußten. Durch dieſe Maßregel ſahen ſich die erſten Familien der Nation in Noth und Elend verſetzt, und der König befand ſich im Beſitz einer beträchtlichen Maſſe von liegenden Gründen. Dieſe beſchloß er zur dauernden Bildung des Nationalheers zu verwenden, welches bis dahin nur durch unregelmäßige Aushebungen ergänzt wurde. Zu dem Ende vertheilte er ſämmtliche zurückgefallenen Staatsgüter in Militärlehen von verſchiedener Größe, von welchen er die einen unter dem Namen Boſtälle den Offizieren von jedem Grad und jeder Waffengattung, die andern den Soldaten der Kavallerie zuwies. Der Ertrag dieſer Ländereien vertrat die Stelle des Soldes. Um endlich die Rekrutirung der Truppen überhaupt zu ſichern, ſchloß Karl XI mit den Provinzen Verträge (knekt-contraktar) ab, wornach die Eigenthümer aller nicht adeligen Ländereien, in einer Anzahl kleiner Gemeinheiten vereinigt, je mit einander einen lebenslänglichen Soldaten ſtellen, und im Fall des Abgangs durch Tod oder Dienſtuntüchtigkeit wieder erſetzen ſollten. Unter dieſer Bedingung wurden die Eigenthümer ſelbſt und ihre Kinder der Militärpflichtigkeit überhoben. Dieſe Gemeinheiten ſind verſchieden, nachdem ſie Kavalleriſten oder Infanteriſten zu liefern haben; im erſtern Fall heißen ſie Ruſthall, im letztern Fall Rothall. Der Kavalleriſt bewohnt und bebaut ſein ihm von der Krone verliehenes Grundſtück; aber der Ruſthall muß Mann und Pferd liefern; ſeinerſeits liefert der Rothall jedem Infanteriſten eine Hütte und ein Grundſtück (torp), wovon er leben kann. Die Sorge für die Bekleidung von Kavalleriſten wie Infanteriſten liegt gleichfalls dieſen Gemeinheiten ob. Die Verwandlung der Domänen in Militärlehen, und die Vertheilung der Torpar geſchah nach einem ausgedehnten Kadaſter (indelnings werket), welchen Karl XI entwerfen ließ. Die Truppen, deren Organiſation ſomit durch die Provinzialverträge und den Kadaſter bedingt iſt, und welche fünf Sechstheile des ſchwediſchen Heers ausmachen, werden mit dem Namen Indelta, d. h. die Vertheilten, bezeichnet.

Dieß iſt Karls XI Feudalkoloniſationsſyſtem, welches mit wenigen Veränderungen ſich bis auf unſere Tage erhalten hat. Nur richtet ſich die Eintheilung der Eigenthümer in die mit der Lieferung und dem Unterhalt der Soldaten belaſteten Gemeinheiten jetzt nicht mehr nach der Zahl der Perſonen, ſondern nach dem Umfang ihrer Ländereien, ſo daß dieſe Gemeinheiten oft bloß aus zwei oder auch nur einer Perſon beſtehen, umgekehrt aber auch bedeutend vergrößert worden ſind. Nachdem ferner ſeit dem J. 1789 der Erwerb adeliger Güter jeder Klaſſe von Staatsbürgern geſetzlich zugeſtanden wurde, ſo iſt nunmehr die Befreiung von Rekrutenſtellung ein Vorrecht, das ſich nicht mehr an die Ländereien, ſondern an die Perſonen knüpft. Im Fall des Kriegs haben dieſe bevorzugten Ländereien eine außerordentliche Lieferung von Rekruten (extra-rotering) zu leiſten, welche dann unter die Indelta-Regimenter eingereiht werden.

Haben die Grundeigenthümer einen Mann aufgetrieben, der ſich dazu hergeben will, ſein Lebenlang Soldat zu ſeyn, ſo nimmt ihn die Regierung in Empfang, verſieht ihn mit Waffen, und ſchickt ihn nach dem ihm beſtimmten Torp, auf dem er ſich, wenn er verheirathet iſt, mit Frau und Kinder niederläßt. Zeigt ſich, daß das Grundſtück zu ſeinem Auskommen nicht hinreicht, ſo hat er auf eine Entſchädigung in Getraide oder Geld Anſpruch. Eine ähnliche Entſchädigung bewilligt die Regierung dem Offizier, deſſen Boſtäll durch die Zeit an Werth verlor. Man hat die Einrichtung getroffen, daß die Wohnungen der Soldaten ſich um die der Offiziere gruppiren und die Lehen einer ganzen Kompagnie und ſelbſt eines ganzen Regiments ſo nahe als möglich beiſammen liegen, ſo daß die Kantonirungen eines Indeltaregiments eine wirkliche Militärkolonie bilden. Die Dörfer, welche ſolche Militärlehensträger enthalten, unterſcheidet man leicht von den andern durch die militäriſche Haltung ihrer Bewohner, und durch die Ueberſchriften an den Hütten

*) Aus der Revue des Deux Mondes.

Digitized by Google

welche die Numer angeben, die jeder in ſeiner Kompagnie einnimmt.

Sechs Kavallerie-Regimenter in drei Brigaden und mit zwei Generalinſpektoren und ſechs und zwanzig Infanterie-Regimenter in neun Brigaden und mit vier Generalinſpektoren ſind auf ſolche Weiſe über ganz Schweden vertheilt. Sie führen den Namen der Provinzen, wo ſie kantoniren. Von den Generallieutenants, welche die Oberaufſicht haben, bis zu dem letzten Soldaten leben Alle von dem Ertrag ihrer Lehen, oder den Provinzialzuſchüſſen und der Staat giebt keinen Heller für Sold aus. Eilf Monate des Jahres bleiben die Truppen daheim bei ihren landwirthſchaftlichen Geſchäften. Werden, wie Dieß zuweilen geſchieht, die Infanterieregimenter zu außerordentlichen Arbeiten angehalten, wie zum Kanal- oder Straßenbau, ſo bekommen ſie einen Taglohn. Statt über derlei Verwendung zu murren, wie wohl anderswo geſchehen würde, betrachtet der an Haue und Schaufel gewohnte ſchwediſche Soldat dieſe Nationalunternehmungen als einen großen Vortheil. So verdienten ſich mehrere Indeltaregimenter an dem Gothakanal beträchtliche Summen, und dieſe Rückſicht auf den Soldaten war mitunter ein Beweggrund für den Reichstag, beim Votiren neuer Kapitalien für öffentliche Bauten minder ſparſam zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Urda.

(Fortſetzung.)

Noch am 10 Julius beſchloß der General einen Abſtecher nach dem Kindſchal (oder Kandſchal) zu machen, einen Berg, welcher der vordern Kette angehört. Man nahm bloß zwei Zelte und Lebensmittel für drei Tage mit; eine Truppe Kavallerie und eine kleine Abtheilung Infanterie bildeten unſere Bedeckung. Einer der am Beſten ruſſiſchgeſinnten Fürſten von der Familie der Ataſchuk hatte von einem ſeiner Ausflüge in den Umgebungen des Kindſchal ein Stück Bleierz zurückgebracht, das reich genug ſchien, um weitere Nachforſchungen zu veranlaſſen. Wir ſetzten zuvörderſt auf der oben erwähnten Brücke über die Malka und zogen nach einem kleinen Thale, das ſeine Waſſer mit denen der Malka vereinigt; dann uns rechts wendend und die Höhen gewinnend, welche das Thal der Malka im Süden begrenzen, kamen wir über mehrere mit reichem Grün bedeckte Ebenen. Nach einigen Stunden Weges erreichten wir — fort und fort berganſteigend — in ſüdöſtlicher Richtung von unſerem Lager an der Malka eine durch ihre Vorgebirgsform und die weiße Farbe ihrer Felſen (daher ihr Name Beloi-Jar, der ein weißes ſteiles Ufer bedeutet) ausgezeichnete Anhöhe. Nicht weit von da, auf dem ſogenannten Mohammeds Hügel (Mahmed Kurgan), von wo aus man den Kindſchal und die Zentralkette des Kaukaſus vor ſich liegen hat, machten wir Halt.

Die vordere Kaukaſuskette, deren Gipfel faſt insgemein von Sandſteinformation ſind, hat die Geſtalt eines ſehr verlängerten Plateau's; ſie iſt es, welche die Aufmerkſamkeit des Geographen und Hiſtorikers am Meiſten verdient. Der Sandſtein geſtattet den Quellwaſſern einen leichten Durchlauf, und hält die Regenwaſſer beſſer zuſammen als der Kalkſtein oder der Trachyt; hierin liegt ohne Zweifel die Urſache der herrlichen Friſche des Grün's, welches die Oberfläche dieſer Berge ſchmückt. Die Tſcherkeſſen benützen ſie deßhalb ſeit langer Zeit als Waideplätze, und haben ſie in mehreren Beſitzungen vertheilt; jede der angeſeheneren Familien beſitzt ihren Berg, doch iſt dieſes Eigenthumsrecht nicht ausſchließlich. So kam es denn auch, daß jeder Berg der vordern Kette ſeinen beſondern Namen erhielt, während man unter den vielen mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen der Zentralkette nur die beiden höchſten, den Elbrus und Kasbek, unterſcheidet.

Im Verfolg des Wegs, in der Richtung von Oſten nach Weſten, trifft man in der dem Zentralgebirg zunächſt gelegenen Gegend der vorderen Kette, da wo dieſe gegen Süden eine Reihe von Abgründen bildet, welche oft durch breite Thäler unterbrochen ſind, zuvörderſt den Inal, ſo genannt nach einer der erſten tſcherkeſſiſchen Fürſtenfamilien. Gegen Oſten trennt eine tiefe Spalte den Inal von einem Pik, der, wegen der ſonderbar ausſehenden Nadeln, womit er beſetzt iſt, den Namen „Alterweiberzahn," (Tſcherkeſſiſch Navoſchidz, Ruſſiſch Babi-zub) führt. Auf den Inal kommt gegen Weſten der Kindſchal, dann der Bermamük, die Movahanna, der Pun, der Elmurza, der Kaſcheghoga, der Otſchchor; der letztere erſtreckt ſich bis an das rechte Ufer des Kuban.

Wir rückten bis an den Rand eines Abgrunds vor, an deſſen Fuß die Urda ihre ſchäumenden Fluthen rollt. Dieſer Fluß entſpringt zwiſchen dem Kindſchal und dem Inal, lauft längs dem letztern gegen Oſten, verſtärkt ſich durch viele kleine Bäche (worunter die Pſipſa, welche einer Spalte zwiſchen dem Inal und dem Novoſchidz entſtürzt) und fällt endlich unter dem Namen Gundelen in den Bakſan. Von dem Punkt aus, wo wir Halt gemacht, ſah man das Thal des Bakſan, aber die Mündung des Gundelen war durch einen Berg verſteckt; man hatte vor ſich den Novoſchidz, den Inal und Kindſchal und im Hintergrunde das ſchneebedeckte Zentralgebirg; all Dieß zuſammen brachte einen ſehr maleriſchen Effekt hervor. In Erwartung unſerer Zelte, deren Ankunft durch einen Zufall ſich verzögerte, gerieth der General auf den Gedanken, an das Ufer der Urda hinabzuſteigen, und an dieſem Fluß, ſoweit es möglich wäre, hinaufzugehen.

Das Niederſteigen war ſehr mühſam. Das Thal der Urda iſt eng, und auf beiden Seiten von ſteilen Bergen umſchloſſen. Wir ritten unmittelbar neben dem Fluß, durch den wir mehrere Mal mußten, wenn Steinſchutt das Ufer ſperrte. Nicht lange ſo bemerkten wir zu unſerer Rechten eine Höhle, die wir nicht eemangelten in Augenſchein zu nehmen; ſie war geräumig und tief, und beſtand aus mehreren Gemächern; Waſſerfäden tropften von den Wänden. Am Gewölbe zeigten ſich Spuren von Rauch, und man ſagte uns, daß die Bergbewohner, wenn ſie in dieſem Thal ihre Schafe waideten, darin zuweilen herbergten. In einiger Entfernung von der Grotte verengte ſich der Fluß dergeſtalt zwiſchen den Felſen, daß wir nicht mehr weiter konnten; wir ruhten an den Ufern der Pſipſa (die ſich hier in die Urda ergießt) unter dem Schatten eines Felſenvorſprungs einige Augenblicke aus, und kehrten ſodann auf demſelben Weg, den wir hergekommen, nach unſerem Lager auf dem Mohammedshügel zurück.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen um 4 Uhr verlieſſen wir unſer Lager, und wiederholten den geſtern mißlungenen Verſuch die Quellen der Urda aufzufinden; man hatte dem General berichtet, daß es daſelbſt Bleiminen gebe. Nachdem wir etliche Stunden in einer mit der Kette des Inal und des Kindſchal parallelen Richtung auf ſehr unebenen Boden fortgezogen waren, gelangten wir in ein durch den Zuſammenfluß zwei kleiner Flüſſe gebildetes Thal. Mein Barometer gab eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meer an; noch um 10 Uhr hatten wir troß dem heitern und ruhigen Wetter ſehr friſch; die Temperatur der Quellen in der Nähe betrug nur 4° R. Nach einem mäßigen Frühſtück brachen wir von Neuem auf, und paſſirten mehrere ſteile Berge auf ſchwierigen Fußpfaden; endlich befanden wir uns am Rand eines tiefen und engen Thals, es war wiederum das Thal der Urda, aber wir waren jetzt näher als das erſte Mal bei ihrer Quelle. Der Pfad, der hinabführte, wand ſich in zahlloſen Krümmungen an dem Abhang hin und wurde manchmal ſo ſteil, daß wir uns genöthigt ſahen die Pferde am Zaum zu leiten.

Wie ſchon gemeldet worden, gewähren die vordere und die Zentralkette des Kaukaſus einen ganz verſchiedenen Anblick. Hier ſtanden wir nun auf der Grenze der beiden Formationen; mehrere ſchwarze Lavabänke hatten durch die Riſſe des Kalkgeſteins ſich Bahn gebrochen; die Urda wälzte ihre ſchäumenden Waſſer in einer unermeßlichen Kluft; rings um uns ſtarrten wilde Abgründe empor. Der Sandſtein, der die Höhen bedeckt, ſpaltet ſich oft ſenkrecht; ungeheure Maſſen löſen ſich ab, ſtürzen in die Tiefe oder bleiben oben hängen, und die Felſen, die ſo geborſten, bieten noch lange die ſcharfen Ecken eines friſchen Bruchs, Piks, Nadeln und tauſenderlei ſeltſame Formen dar.

(Schluß folgt.)

Literariſche Chronik.

Davy's Lebensgeſchichte, von Paris.

(Fortſetzung.)

Der Eintritt des großen Chemikers in die königliche Geſellſchaft, deren Präſident er nachmals wurde, fällt in das Jahr 1805; zwei Jahre zuvor hatte er der Geſellſchaft ſeinen erſten Aufſatz eingeſandt, worin er ſich über das Weſen des Galvaniſm's verbreitete; eine ausführliche Arbeit über alle ſeine vorherigen Forſchungen in Betreff der adſtringirenden Eigenſchaften der Vegetabilien und ihrer Anwendung auf den Gerbereiprozeß ließ er — ſo zu ſagen — als Inauguraldiſſertation während des Jahres ſeiner Aufnahme in den „philoſophiſchen Abhandlungen“ erſcheinen. Eine Reihe von Unterſuchungen folgten ſich jetzt, welche das Vorſpiel zu Davy's glänzendſter Entdeckung — der Reduktion der alkaliſchen Subſtanzen auf ihre metalliſchen Baſen — bildeten; während er aber, mitten in ſeine wiſſenſchaftlichen Abſtraktionen vertieft, neue Inſtrumente, neue Kräfte und neue Hülfsmittel aufbot, um der ſchweigſamen Natur ihre Quellengeheimniſſe abzundthigen, vergaß er nicht, mitunter auch wieder rein gemeinnützige Studien zu treiben. So ſchreibt er eben in dem Zeitpunkt, wo die Wirkung des Galvanismus auf die Alkalien ſeinen Geiſt ganz in Anſpruch nehmen zu müſſen ſchien, am 12 September 1807 an ſeinen Freund Gilbert: „Ich beſchäftige mich gegenwärtig wieder viel mit Deſtillation, und es iſt mir Etwas gelungen, was ich für den Kolonialhandel für wichtig halte, nämlich dem Rum ſeinen brandigen Geſchmack zu benehmen, und ihn in reinen Spiritus zu verwandeln.“ Eben ſo pflegte Davy nebenher auch ſeiner Liebhaberei für das Fiſchen, worin er eine wahre Virtuoſität beſeſſen haben ſoll. Doch es iſt uns hier hauptſächlich um die Bildungsgeſchichte des wiſſenſchaftlichen Geiſtes zu thun. In dieſer Beziehung bemerkt unſer Biograph: „Indem wir im Hinaufſteigen begriffen ſind, iſt es erquickend, gelegentlich eine Pauſe zu machen, und einen Blick auf den Horizont zu werfen, der ſich uns im Verhältniß der Erhebung mehr und mehr erweitert. Welchen unermeßlichen Schritt that man in der Erkenntniß der Natur durch die Zerſetzung der Alkalien und Erden! Wie viel neue Anſichten, die zur Löſung neuer Probleme führten, wurden in den mit der Chemie verwandten Wiſſenſchaften durch die Kunde von der Zuſammenſetzung dieſer Körper und die daraus entſpringenden Analogien nicht eröffnet? Iſt z. B. in der Geologie nicht nachgewieſen worden, daß bei der Bildung der Geſteine und Erden Kräfte thätig ſind, von deren Exiſtenz man vordem gar Nichts wußte? Es ſcheint außer Zweifel, daß die Erdmetalle nicht auf der Oberfläche der Kugel bleiben können, und daß ſie alſo wohl einen Hauptbeſtandtheil ihres Innern ausmachen; wie mancherlei läßt ſich aus dieſen Prämiſſen nicht für die Erklärung der Erſcheinungen der Vulkane, der Entſtehung der Laven, den Wirkungen unterirdiſcher Hitze folgern, was dann zu einem allgemeinen Syſtem der Geologie führen mag?“

Das Jahr 1812 brachte eine weſentliche Veränderung ſowohl in dem Charakter als in der Art der Thätigkeit Davy's hervor. „Sein wiſſenſchaftlicher Ruf,“ fährt Dr. Paris fort, „war zu den Ohren des Prinzen Regenten gedrungen, und am 8 April empfing er bei dem Levee in Carltonhouſe aus den Händen Sr. k. Hoheit die Ehre des Ritterthums. Der Prinzregent, der früher in Bezug auf Verleihung von Auszeichnungen beſchränkt geweſen, machte gegen Davy das erſte Mal von ſeiner ausgedehnteren Vollmacht Gebrauch. Am folgenden Tag hielt Sir Humphrey ſeinen Abſchiedsvortrag vor den Mitgliedern des k. Inſtituts; im Begriff eine neue Stufe in der Geſellſchaft einzunehmen, ſagte er dieſen öffentlichen Verhältniſſen Lebewohl, in denen er bisher eben ſo ſehr der Welt zum Vortheil als ihm ſelbſt zur Ehre ſich befunden hatte. Wie fern er dadurch glücklicher geworden ſey, will ich nicht entſcheiden; aber unerwähnt laſſen darf ich nicht, daß er deßwegen weder ſein Streben für das Intereſſe der Wiſſenſchaft, noch ſeine gewohnten Arbeiten im Dienſt derſelben aufzugeben gemeint war. Doch entging es ſeinen Freunden nicht, daß ihm jetzt noch andere Plane des Ehrgeizes als die des Gelehrten vorſchwebten. Mit dem Reichthum, den er zu Verfügung zu bekommen anfing, mochte er die Sphäre ſeines Wirkens auszudehnen und ſeine Bedeutung in der Geſellſchaft zu erhöhen hoffen. Seine Anſichten wurden ariſtokratiſcher; er entdeckte Reize des Rangs, die er vorher nicht wahrgenommen, und betrachtete patriziſche Bevorzugung nicht mehr mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit. Am 11 April vermählte ſich Sir Humphrey mit Frau Apreece, der Wittwe des Hrn. Stuckburgh Ashby Apreece, der Tochter und reichen Erbin des Hrn. Karl Kerr von Kelſo.“

Nach dieſer Periode ſehen wir Davy bei jeder Sitzung der k. Geſellſchaft mit Vorträgen über die feinern Zweige der Chemie auftreten; und im Junius 1812 gab er unter dem Titel „Elemente der Chemie (the elements of chemical philosophy) eine Sammlung ſeiner bisherigen Leiſtungen heraus, auf welche er im Jahre 1813 ſeine Elemente der Agrikulturchemie folgen ließ. Dieſes Werk war das erſte dieſer Art, das in England erſchien, und hat das beſondere Verdienſt, daß es nicht nur die Wiſſenſchaft überhaupt vorwärts brachte, ſondern daß es auch den Geſchmack daran, namentlich unter den höhern Ständen, allgemeiner verbreitete. „Die leidenſchaftliche Luſt, mit welcher Davy hier die ewig wechſelnden Formen der Schöpfung betrachtet,“ ſagt Dr. Paris, „theilt ſich unwillkürlich mit; man wandelt mit ihm auf den friſchen Auen der Frühlingsſonne, man ſetzt ſich mit ihm auf die von Veilchen durchduftete und mit Schlüſſelblumen geſchmückte Raſenbank, und freut ſich mit ihm der erneuten Herrlichkeit der Natur.“ Die praktiſchen Vortheile, welche die engliſche Landwirthſchaft Davy's bewunderungswürdigem Elemente in Bezug auf Verbeſſerung und Düngung des Bodens verdankt, ſind unermeßlich.

Im Herbſt 1813 erlangte Sir Humphrey Davy von Napoleon die Erlaubniß zu einer Reiſe durch Frankreich, und wir erfahren von ſeinem Biographen, daß die erwartete Ankunft des engl. Chemikers mehr als einen Monat lang den Gegenſtand des Tagsgeſprächs der pariſer Gelehrten abgab. Unter denen, die ſich am Lauteſten zu ſeinem Preis vernehmen ließen, war Ampere; weßhalb denn auch Davy zuerſt bei dieſem Herrn eingeführt zu werden begehrte, der ihm als der einzige Chemiker in Paris galt, der

Digitized by Google

ſeine Verdienſte zu würdigen wüßte; eine Meinung, die er gar nicht verhehlte, was man ihm unter der dortigen gelehrten Welt etwas übel nahm. Indeß ging Nichts über die Artigkeit, mit welcher der engliſche Chemiker aufgenommen wurde. Die Wiſſenſchaft feierte einen glänzenden Triumph über die Nationalanimoſität in einer Huldigung gegen das Genie, eben ſo ehrenvoll für Die, welche ſie darbrachten, als für Den, welcher ſie empfing; „allein,“ fügt der Biograph hinzu, „es wäre ein Verſtoß gegen die hiſtoriſche Treue, wenn ich behaupten wollte, daß Davy das freundſchaftliche Entgegenkommen der franzöſiſchen Gelehrten auf eine Art erwiedert hätte, wie die Freunde der Wiſſenſchaft wünſchen mochten. Er benahm ſich mit einer vornehmen Nachläſſigkeit, welche eben ſo ſehr befremdete als verletzte. Was er aber auch von den Talenten oder Verdienſten der dortigen Chemiker halten mochte, auf jeden Fall war es Schwäche und Uebermuth von ihm, ſeine geringe Meinung auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen.“ Davy's wärmſte Verehrer geſtehen zu, daß er während des Kulminationspunktes ſeines Ruhms einen gewiſſen Ehrgeiz darein ſetzte, für den **alleinigen** Entdecker irgend eines neuen chemiſchen Reſultats angeſehen zu werden. Dieſe Bemerkung findet unter Anderem auf ſeine Unterſuchungen über die nachher unter dem Namen Jodine bekannt gewordene Subſtanz ihre Anwendung, und ſein Biograph kann ihn kaum durch ſein Intereſſe für die Wiſſenſchaft gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er den franzöſiſchen Gelehrten auf eine nicht ganz edle Art die Ehre einer Entdeckung, die ſie vorbereitet hatten, aus den Händen geſpielt habe.

(Schluß folgt.)

Das amerikaniſche Nordweſtland.

3. Neu-Archangel.

Die Hauptniederlaſſung der Ruſſen und der Regierungsſitz ihrer amerikaniſchen Beſitzungen befindet ſich auf der St. Georgsinſel, wo ſie vor einigen Jahren die Stadt Neu-Archangel angelegt haben. Die Ruſſen haben jedoch nur die Weſtküſte inne; der Reſt der Inſel wird von unabhängigen Völkerſchaften bewohnt, die mit denen des benachbarten Feſtlandes von gleicher Abſtammung ſind; die erſte ruſſiſche Anſiedlung, Sitka genannt, wurde durch ſie im J. 1808 zerſtört. Neu-Archangel zählt etwa 1000 Einwohner, darunter 250 Ruſſen, Creolen oder Meſtizen; die übrigen ſind Kodiaken. Die Feſtungswerke, die Magazine, die Kaſernen, der Stapel und alle Häuſer ſind von Holz. Der Gouverneur, welcher ein Obriſt iſt, hat hier ſeinen Wohnſitz. Die ruſſiſche und kreoliſche Bevölkerung iſt ſammt und ſonders zum Kriegsdienſt verpflichtet und lebt in beſtändiger Fehde mit den wilden Horden. Der Verkehr mit dem Mutterlande geht über Ochotsk; zuweilen werden auch von Petersburg um das Cap Horn Schiffe hingeſchickt. Zwei Fregatten und zwei Korvetten verrichten gewöhnlich den Dienſt in dieſen Gewäſſern; die Kompagnie beſitzt gegen fünfzehn Fahrzeuge verſchiedener Größe von 20 bis 200 Tonnen; dieſe wie die meiſten der Staatsſchiffe ſind in Neu-Archangel gebaut. Die kleinen Schiffe dienen dazu, das Pelzwerk längs den Küſten zu ſammeln, oder die fünfzig bis ſechzig Segel ſtarken Caputenflotten zu eskortiren, die auf den Fiſchfang fahren. Mit den größern Schiffen, auf welchen in der Regel Offiziere von der kaiſerlichen Marine befehligen, wird die Verproviantirung der Kolonie beſorgt; ſie holen aus Obercalifornien Vieh, Getreide, Hülſenfrüchte und andere Gegenſtände, oder man ſendet ſie mit feinen Töpferwaaren nach Ochotsk und läßt ſie daſelbſt Artikel laden, die von den Karawanen dahin geführt werden. Da das ochotsk'ſche Meer jedoch nur vom Mai bis zum September befahrbar iſt, ſo entbehrt die Kompagnie oft dieſer Beihülfe; in dieſem Fall verſchafft ſie ſich von den amerikaniſchen Schiffen, welche die amerikaniſche Nordweſtküſte beſuchen, das Benöthigte — nämlich geiſtige Getränke, Tücher, Salz, Tabak, Zucker und verſchiedene chineſiſche Produkte. Alle dieſe Gegenſtände werden mit Pelzwerk bezahlt. Die amerikaniſchen Schiffe helfen der Kompagnie auch bisweilen ihr gröberes Pelzwerk nach China verführen, oder den Küſtenhandel treiben. Die Ruſſen waren die erſten, welche die Bedeutung der Sandwichinſeln für den Handel der Nordweſtküſte mit China fühlten; ſie ſiedelten ſich deßhalb in Atoai an, zogen aber wieder ab, als Tammeamea darüber beunruhigt ſchien.

4. Bodega.

Seit 1808 haben die Ruſſen eine Niederlaſſung zu Bodega, das einſt zu Obercalifornien gehörte. Obgleich der Hafen nicht vorzüglich iſt, ſo gewinnt er doch durch ſeine Lage für ſie eine große Wichtigkeit — als Entrepot für die Waaren, die ſie aus Obercalifornien beziehen, für die Induſtrieprodukte, die ſie für den Tauſchhandel brauchen, und für die Pelze, die ſie nach China beſtimmen. Anfangs machten die Ruſſen aus Bodega eine Station, von welcher ihre Kodiaken ausgingen, um die benachbarten Küſten auszubeuten. Darf man den Creolen von San Francisco glauben, ſo haben dieſe Indianer während der drei Jahre 1809 bis 1811 in dieſem einzigen Hafen 8000 Fiſchottern getödtet. Etliche und dreißig Europäer und 500 Kodiaken bilden die ganze Bevölkerung der ruſſiſchen Niederlaſſung, die an der Mündung der Slavinska-Roß liegt. Bei dem Hafen iſt Nichts zu ſehn als ein Magazin und eine hölzerne von einigen Indianern bewohnte Kaſerne. Die Umgebungen von Bodega ſind weniger fruchtbar als die übrigen Theile von Obercalifornien; zwar wachſen ſchöne Bäume da, aber der Hafen erlaubt nicht große Schiffe zu bauen.

5. Nutka.

Die Quadra- und Vancouvre-Inſel, nach einem der Völker, die darauf wohnen, Nutka genannt, iſt das ſüdlichſte unter den Eilanden der Nordweſtküſte; ſie iſt noch unabhängig. Die Nutkadier gleichen im Ganzen den Eingebornen des Feſtlandes; nur iſt ihre Geſichtsfarbe auffallend weißer. Neben der ekelhafteſten Unreinlichkeit verrathen ſie eine außerordentliche Gefallſucht; ſie glauben, ſie könnten nicht erſcheinen, wenn ſie nicht mit Wallfiſchöl geſalbt und mit Oker eingerieben ſind; auf die Haare ſtreuen ſie Flaum, und jeder führt eine kleine Büchſe mit den zu ſeinem Putz erforderlichen Gegenſtänden bei ſich. Sie tragen eine Art Hüte von ſtumpfer Kegelform, die ſie aus den Faſern einer Wurzel verfertigen. Seit ihrem Verkehr mit Europäern rauchen ſie Tabak; ihre Pfeifen verſtehen ſie mit hübſchen Bildereien zu verzieren. Die Häuptlinge allein dürfen zwei Weiber haben; auch genießt jeder Häuptling eines Stammes ein Vorrecht auf den Wallfiſchfang. Dazu bereitet er ſich durch religiöſe Gebräuche vor, und ſeine Erfolge werden durch mehrtägige Feſte gefeiert. Die Nutkadier erkennen ein gutes Prinzip, das ſie verehren, und einen böſen Geiſt, den ſie verabſcheuen. Die Häuptlinge ſind zugleich Prieſter. Eben ſo iſt ihnen, wie es ſcheint, die Vorſtellung von einem künftigen Zuſtand nicht fremd; doch geben ſie den Todten keine Lebensmittel mit in's Grab. Das gemeine Volk wird überall beerdigt; dagegen haben die Häuptlinge einen beſondern Begräbnißplatz, und ein hölzerner Wallfiſch, das Symbol ihrer Geſchicklichkeit, bezeichnet ihre Ruheſtätte. Die Inſulaner beſtehen aus vielen feindſeligen Stämmen.

Vermiſchte Nachrichten.

Die ſchon oft angeregte Rechtsfrage: ob ein Künſtler um die Erlaubniß angegangen werden müſſe, wenn man eines ſeiner Gemälde durch Lithographie oder Kupferſtich nachbilden will, ſelbſt wenn es ſchon an einen Dritten verkauft worden iſt? kam unlängſt vor einen Gerichtshof zu Paris. Es betraf das Gemälde Gerard's, die Schlacht bei Auſterlitz, und der Gerichtshof entſchied, daß dem Künſtler, ſelbſt wenn er ſein Werk verkauft habe, noch das Recht bleibe, in jener Hinſicht darüber zu entſcheiden.

•

In England begnügen ſich die Schauſpielerinnen, wie es ſcheint, nicht immer damit, Herzoginnen, Gräfinnen und Baroneſſinnen zu ſpielen; ſie leben ſich ſo in ihre Rollen ein, daß ſie es zuweilen auf Lebenszeit wirklich bleiben. So hat neuerdings die bekannte engliſche Schauſpielerin Miß Foote ſich mit dem Grafen von Harrington vermählt; ſie ſteht gegenwärtig in ihrem 33ſten, der Earl in ſeinem 51ſten Jahre. Miß Foote iſt bereits die ſechste Schauſpielerin in England, die von einem Pair geheirathet wurde. Die erſte war Miß Fenton, die den Herzog von Bolton heirathete, die zweite Miß Harren, die Gräfin von Derby wurde, die dritte Miß Brunton, Gräfin von Craven, die vierte Miß Bolton, Baroneß Thurlow, die fünfte Miß Mellon (Miſtreß Coutts), Herzogin von St. Alban's, die ſechste Miß Foote. Vor ihrer Vermählung trat ſie ihr Vermögen, das ſie auf ihrer Kunſtlaufbahn erworben hatte, an ihre Eltern ab, die der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 121. 1 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß eine theilweiſe oder völlige Vereinigung Polens mit Preußen für ganz Europa vortheilhaft werden würde, indem hiedurch ein neu aufblühender Staat, der duech ſeine Lage zunächſt der Gefahr ausgeſetzt ſey, verſtäekt und ſomit das Gleichgewicht erhalten werde. Außerdem bildete man ſich auch ein, Polen neige in dem Intereſſe ſeines Handels und der Civiliſation mehr zu Preußen hin, als zu einem andern Nachbarſtaate; beide vereint würden zue Botmäßigkeit des baltiſchen Meeres gelangen, und über Deutſchlands wichtigſte Inteeeſſen gebieten. Abgeſehen von den ungeheuern Schwierigkeiten, die ſich in Sprache, hiſtoriſcher Erinnerung und Religion erheben, iſt noch zu bemerken, daß Polen nie gleich Böhmen dem deutſchen Staatskörper einverleibt war, vielmehr jederzeit ſich den vielen Verſuchen der deutſchen Kaiſer, eine Oberlehensherrlichkeit bei Verleihung der polniſchen Krone ſich anzumaßen, ſtandhaft wideeſetzte. Die Polen ſind nicht deutſchen, weit mehr ruſſiſchen Stammes, am Wenigſten aber können ſie dee ſehr zweifelhaften Nationalität Peeußens oder Oeſterreichs ſich anſchließen. Peeußen hat kein Recht, die Mündungen jener großen Ströme zu beherrſchen, die Polens Handel mit der Schifffahrt auf dem baltiſchen Meere in Verbindung ſetzen würden, wären ſie nicht durch widerrechtliche Beſitzanmaßung verſchloſſen. Allerdings wied jetzt der Handelsverkehr der Weichſel auf preußiſchem Geund und Boden getrieben, aber mit welchem Recht hat Preußen die polniſchen Städte Danzig und Thorn in Beſitz? Polniſche Peodukte und Schiffsleute, polniſches Kapital und polniſche Schiffe unteehalten dieſen Verkehr und er iſt ſomit in jedem Betracht ein polniſcher und wüede, wenn Polen in ſein Recht eingeſetzt wäre, als ſolcher unter polniſcher Flagge getrieben und dieſe wie die eines jeden unabhängigen Staates geachtet werden. Noch zwei andere Gründe wirken mit gegen eine innige Vereinigung der beiden Staaten. Die Polen erinnern ſich, daß Peeußens unabhängiger Beſtand ihnen voemals durch die Ritter des deutſchen Ordens abgezwungen woeden, die ſich lange begnügt hatten, es als Lehen der polniſchen Krone zu beſitzen — ſie erinnern ſich, daß Preußen der Name einer alten polniſchen Provinz iſt, die als ſolche noch unter den Titeln der polniſchen Könige aufgeführt wird. Bis zum Jahre 1772 beſaßen die Markgrafen von Brandenburg, die Nachfolger des deutſchen Ordens, nur die Hälfte dieſer polniſchen Provinz, von der ſich ihr ſchwach begründeter Anſpruch auf den Königstitel herleitete, und die allzeit das herzogliche Peeußen genannt wurde. Erſt duech die letzten Theilungen gelangten ſie auch zur andern Hälfte, zum königlichen Preußen, d. h. jenem Preußen, das noch immer zur Krone Polen gehört hatte und deßhalb zum Unterſchiede von dem, das die Markgrafen als lehnbaee Herzoge beſaßen, das königliche genannt wuede. Spätere geſchichtliche Erinnerungen ſind gleichfalls nicht geeignet, die Kluft zwiſchen beiden Staaten auszufüllen. Es iſt bekannt, daß Preußen zuerſt den Vorſchlag zur erſten Zertrümmerung Polens that, und bei der zweiten Theilung war es die treuloſe Politik des damaligen Königs, welche die Schaale Polens ſinken machte.

Für eine Vereinigung Polens mit Oeſterreich pflegt man ihre gemeinſchaftliche Religion geltend zu machen, indem man zur Begeündung dieſer Idee das Beiſpiel Böhmens aufführt, das ſich noch durch die andeen öſterreichiſchen Beſitzungen, die nicht von deutſchen ſondern ſlaviſchen Volksſtämmen bewohnt ſind, unterſtützen läßt. Allein ungeachtet ſich beide zu einer und derſelben Glaubensform bekennen, ſo ſind ſie doch im Geiſte völlig veeſchieden. Es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß die Polen ſelbſt in frühern Zeiten durchaus tolerant in Geſinnung und Geſetzen waren, Oeſterreich aber nud beſonders Böhmen gerade das Gegentheil. Was ihre Stammverwandtſchaft betrifft, ſo ſind die Böhmen ein Zweig der ſlaviſchen Völkerfamilie, der von den Polen ſo ſehr verſchieden iſt, als dieſe von den Ruſſen, auch ſind beide Nationen in keiner Periode der Geſchichte in beſondeer Verbindung geſtanden. Schleſien wae freilich einſt eine Provinz von Polen und ſpricht noch ſeine Sprache, aber Schleſien gehört nicht mehr ganz zu Oeſterreich. An Oeſterreich verabſcheuen die Polen mit Recht die ſchreiende Undankbaekeit einer Macht, die ihr gegenwärtiges Beſtehen nur dem ritterlichen Muthe des Johann Sobieski ſchuldig iſt. Oeſterreich war unter den drei Mächten die erſte, die ihee gewaltthätige Hand ausſtreckte, Polen zu zerreißen, indem ſie ſich der Geafſchaft Zips bemächtigte (1772), eines an ſich unbedeutenden Gebietes, das ſüdlich der karpathiſchen Gebirgskette gelegen ein eben ſo ſchwer zu vertheidigendes Ne benland von Polen bildete, wie Navarra von Frankreich oder Nizza von Piemont. Leicht hätte man ſich über eine Abtretung deſſelb e verſtändigen können, aber Oeſterreich zog eine ungerechte Beſitzer-

Digitized by Google

greifung vor, obgleich es das rechtmäßigſte Eigenthum Polens war; denn bei dieſer Gelegenheit konnte es die Reihe von ungegründeten Anſprüchen eröffnen, die, auf dunkle Verhandlungen des Mittelalters geſtützt, für Ungern die ſogenannten Königreiche Galizien und Lodomirien zurückforderten, deren vormaliger Beſtand eben ſo wenig zu erweiſen ſeyn dürfte, als ſie jemals mit Ungern verbunden waren. Zwar war vor Zeiten der Norden Ungerns und der Süden Polens unter einem Volksſtamme vereint, aber es waren nicht Ungern in Polen, ſondern Slaven in Ungern, *) ſo daß, wenn Dieß ja ein Recht begründen konnte, ſich daraus eher ein Anſpruch Polens auf Ungern als Ungerns auf Polen herleiten ließe.

Eines der größten Hinderniſſe für das Aufblühen des polniſchen Handels iſt die ungeheure jüdiſche Bevölkerung geworden, die ſeit ihrer Niederlaſſung im eilften Jahrhundert dieſes Land mit der Fruchtbarkeit des Unkrautes überwuchert hat. Hiedurch wurde der Aufwuchs eines Mittelſtandes erſtickt, den jede Nation zu ihrem Nachtheile entbehrt, jemehr ihre höhern Stände in der Civiliſation fortgeſchritten ſind. Eine Verbindung mit Deutſchland würde dieſem Uebel nicht ſteuern, ebenſo wenig würde der polniſche Verkehr durch den Einfluß der deutſchen Handelsleute beſonders gefördert werden. Als unabhängiger Staat mußte Polen nothwendig großen Handelsverkehr mit den Deutſchen gehabt haben, indeß, obgleich es dieſem Volke manche für das Leben nützliche Kunſt verdanken mag, zu ſeinen Fortſchritten in den höhern Regionen des Wiſſens, der Literatur und Civiliſation ſtärkte es ſich gleich den übrigen europäiſchen Nationen aus der Hauptquelle — Italien. Und aus dieſer ſchöpfte es Mehr, als viele andere ihr näher gelegene Völker.

(Fortſetzung folgt.)

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Urda.

(Schluß.)

Angelangt am Ufer der Urda wieſen unſere tſcherkeſſiſchen Führer uns einige Stücke von einem mit Glimmer durchſäten Thonſchiefer, den ſie für eine Bleimine hielten; doch in einiger Entfernung, ſagten ſie, gebe es noch mehr. Der General entſchloß ſich, ihnen noch weiter zu folgen. Da wir unmöglich heute nach unſerem Lager auf dem Mohammedshügel zurück konnten, um daſelbſt zu übernachten, ſo ſandte der General einen Boten hin, um unſre Zelte nach dem Thal ſchaffen zu laſſen, in welchem wir gefrühſtückt hatten. Um aus dem Urdathal herauszukommen, mußten wir einen ſehr gähen Abhang hinauf, der mit einigen Birken bewachſen war; nach drei Stunden ging es wieder bergab nach einem nicht unbedeutenden Fluß, der nach dem Berg, in dem er entſpringt, Kindſchal heißt; von da, berichteten uns die Tſcherkeſſen, habe man noch ſechs Werſte bis zu den Bleiminen; da jedoch der durch Regen und Schneeſchmelzen angeſchwollene Fluß an mehreren Orten aus den Ufern getreten, ſo ſey in dieſem Augenblick der Weg dahin nicht gangbar. Ueberdieß war es bereits Nachmittags drei Uhr und wir insgeſammt von Müdigkeit erſchöpft; weßhalb der General den Rückweg zum Lager antreten ließ. Die Schrecken dieſes Zugs ſchweben noch lebendig vor meiner Einbildungskraft. Mit eilendem Schritt wanderten wir längs grauenvollen Abgründen hin; bald bog der Pfad um Felſen, über deren Trümmer die Pferde ſtolperten, bald führete er über ſtark abſchüſſige von Schneewaſſer ſchlüpfrige Waſengründe. Die Sonne neigte ſich und die Nacht drohte uns zu überraſchen, als wir noch längs der innern Seite des Kindſchal hinwanderten; der Weg war zwar mehrere Schuh breit, aber ſo ſteil, daß die Pferde mühſam über den unter ihren Füßen ausgleitenden Kies ſchritten, rechts erhob ſich die Felſenmauer, links gähnte uns der Abgrund an. Glücklicherweiſe erreichten wir vor Beginn der Nacht die Ebene, und trafen beim ſchönſten Mondſchein in unſerm Lager ein. Die Nacht über hatten wir eine Kälte, die doch noch einige Grade über dem Gefrierpunkt blieb. Am folgenden Morgen kehrten wir zu unſerem Hauptlager an der Steinbrücke der Malka zurück. — —

Hinter Garetſchwodsk trafen wir nicht eher Kalkgeſtein als auf dem Herabweg an der Malka. Dort auf dem andern Ufer des Fluſſes erhoben ſich Berge von beſonderer Geſtalt, und man findet an ihren Seiten die ungeheuren eckigen Blöcke wieder, die man ſchon früher in dem Gebiet der Hypanitenſandſteinformation geſehen hat. Obgleich das Geſtein horizontal gelagert iſt, ſo bietet es doch eine Menge ſenkrechter Spalten dar; die Felſen, aus welchen es beſteht, ſind ungemein ſteil; dieſer Sandſtein zeichnet ſich durch die Oſtraciten aus, die er enthält. Die Malka trennt lange dieſe und die erwähnte Kalkſteinformation. Von der ſteinernen Brücke der Malka bis zum Kindſchal (im Türkiſchen, Dolch) durchzogen wir die Sandſteinformation in der Richtung von Norden nach Süden; ſie erhebt ſich zu einer Höhe von 5 bis 6000 Fuß über den Meeresſpiegel, und bildet Plateau's von beträchtlichem Umfang, die nach allen Richtungen von Spalten und Vertiefungen durchſchnitten ſind, ſo daß die horizontale Schichtung dieſer Gebirgsart zu Tage liegt. Auf dem Haimaſcha endlich, unſern dem Mahmed-Kurgan, von wo aus man das Thal des Balſan entdeckt, miſcht die Sandſteinformation ſich mit jener Kalkſteinformation, auf welcher ſie ruht, und die eines der älteſten Kalkgeſteine des Kaukaſus iſt.

Auf dem Ausflug nach dem Kindſchal und dem Thal der Urda hatte ich Gelegenheit ſekundäre Formationen zu ſtudiren, welche ein höheres Alterthum als die des Oſtraciten-Sandſteins haben. In dem Kalkſtein, welcher dieſem Sandſtein zur Unterlage dient, bemerkte ich keine Foſſilien. Auf dem Haimaſcha iſt dieſer Kalkſtein, obgleich meiſt kompakt, mit kleinen Blättchen von kohlengeſäuertem Kalk durchſät. Die Felſen längs den Ufern der untern Urda ſind von dieſer Formation, die ich die gryphitiſche Kalkgebirgsart nennen möchte, da ich ſpäter ſehr große und ſchöne Exemplare von dieſem Foſſil in einem Kalkſtein entdeckte, der, wie ich glaube, der nämlichen Formation angehört.

Der Jnal, der Kindſchal und der Permamük machen mit einander eine eigene Bergkette aus; es iſt Dieß die höchſte der ſekundären Gebirge und die der Centralkette am Nächſten gelegene; ſie ſind ſo zu ſagen der zerriſſene Rand einer langen und weiten Spalte von deren Boden die trachytiſche Kette emporſteigt, an welche dieſe

*) Ihr Name (Slowaken) und ihre ſlaviſche Sprache geben noch bis auf dieſe Stunde davon Zeugniß.

Digitized by Google

ſekundären Formationen ſich anzulehnen ſcheinen würden, wenn ſie nicht durch tiefe Thäler davon geſchieden wären, worin man einige Zwiſchenformationen durchbrechen ſieht. Der Kindſchal und der Bermamül beſtehen aus demſelben grauen kompakten Kalkſtein, der meines Dafürhaltens zu der gryphitiſchen Art gerechnet werden muß, wiewohl ich auf dieſen Bergen die Foſſilien nicht fand, die auf den niederen Punkten und an mehreren Abgründen gegen die Zentralkette hin ſich mit dem Sand vermengen, und endlich zu einem ächten Sandſtein werden, der dem oſtracitiſchen Sandſtein an Alter noch vorgeht. Dieſe beiden Formationen erreichen eine Höhe von 7 bis 8000 Fuß über dem Ocean.

An der obern Urda hinab kamen mir die erſten Zwiſchengebirgsarten vor; zu gleicher Zeit aber auch Laven und amphiboitiſches Geſtein. Wenn die bis jetzt beſchriebenen Arten in horizontaler Lagerung oder mit unmerklicher Erhebung gegen die Zentralkette erſcheinen, ſo zeigt ſich in der Schichtung der Zwiſchengebirgsarten die größte Regelloſigkeit. Die Urſache dieſer Umkehrungen iſt indeß kein Geheimniß. Kaum beginnt die gryphitiſche Kalkſteinformation in ihren tiefern Lagen ſich mit Sand zu vermiſchen, und ſich in Sandſtein zu verwandeln, ſo ſieht man ſie an verſchiedenen Stellen aufgehoben und zerriſſen durch ſchwarze und rothe Laven und im Verein mit kompakten trachytiſchen Maſſen. Unten in der Kluft, wo die Urda ſich mit Ungeſtüm von Fels zu Fels wälzt, trafen wir umgeſtürzte Schichten von Thonſchiefer. Die ſomit auf der Grenze des Sandſteins und des Thonſchiefers befindlichen Laven ſind meiſtentheils von ſchwarzer Farbe, voll ſehr verlängerter in beſtimmten Parallelen fortlaufender Schwülſte (boursouflures), ſo daß es ſcheint, die Laven haben von den aufliegenden Schichten, indem ſie durch dieſelben durchdrangen, einen ſtarken Druck erlitten. Dieſe Schwülſte ſind ganz leer; man entdeckt darin mit Ausnahme einiger faſt mikroſkopiſchen Punkte keine Spur von Subſtanzen, welche ſo häufig die Höhlen anderer Laven füllen. Manchmal hüllen ſie kleine Kryſtalle von Hornblende in ihre Paſte ein. An andern Orten ſind die Höhlungen ſehr ſelten und ſehr klein; die Maſſe wird außerordentlich kompakt, nimmt ein mit kleinen ſchmutzig rothen Flecken geſprengeltes Grau an, ſpaltet ſich in Schichten von geringer Dicke und zeigt im Ganzen den mineralogiſchen Charakter einer trachytiſchen Paſte; die Kryſtalle von glaſichtem Feldſpath fehlen jedoch und hie und da gewahrt man keine glänzende bronzefarbene Glimmerpunkte. Mitunter wechſelt der Thonſchiefer mit einer Art Grauwacke, die ſich von der gewöhnlichen durch ihre weiße Farbe unterſcheidet. Die Schichten dieſer Gebirgsart ſind ſehr geneigt; an den Ufern des Kindſchal namentlich erſcheinen die Thonſchieferlagen ſo regellos, daß man leicht die durch den Einbruch trachytiſcher Maſſen, welche alle Thonſchieferformationen durchdringen, verurſachte allgemeine Revolution erkennt.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

(Fortſetzung.)

Um eilf Uhr wurden die Angeklagten hereingebracht, auf deren Geſichtern Offenherzigkeit und heitere Unbefangenheit zu leſen war. Die meiſten von ihnen trugen Schnurrbärte. Von allen Seiten grüßte man ſie und ſchüttelte ihnen die Hände. Von den Geſchwornen wurden von Seite des Generaladvokaten Miller vier verworfen, unter ihnen Martin Laſitte, Bruder des vormaligen Miniſters. Die Angeklagten wieſen gleichfalls einige zurück. Die Angeklagten waren folgende:

Sambuc aus Toulouſe, ſechs und zwanzig Jahre alt, Audry, zwanzig, Danton, acht und zwanzig, Lenoble, drei und zwanzig, Kandidaten der Rechtswiſſenſchaft; Rouhier, drei und zwanzig, und Pointis drei und zwanzig Jahre alt, Studenten der Arzneikunde; Chaparre, ein und zwanzig Jahre, Student der Pharmazie; Trelat, fünf und dreißig Jahre, Arzt; Lebaſtard, fünf und zwanzig Jahre, Architekt; L. Th. A. Garnier, zwanzig Jahre, Handlungsreiſender; Pennard, fünf und zwanzig Jahre alt, Uhrmacher; Guinard, dreißig Jahre, Gutsbeſitzer; Chauvin, neun und zwanzig Jahre, Maler; Guilley, ein und dreißig Jahre alt, Adjutant der Artillerie der Nationalgarde; Pecheux d'Herbinville, bei derſelben Waffe im Dienſte; Gourdin, ſieben und vierzig Jahre, Geſchäftsführer; Cavaignac, dreißig und L. Ch. Garnier, acht und zwanzig Jahre alt; Francfort, ein und zwanzig Jahre alt, in contumaciam.

Der Anklageakt war im Weſentlichen folgenden Inhaltes:

„Eine bewaffnete Pöbelmaſſe griff in den Dezembertagen Abtheilungen von Nationalgarden im Dienſte an, entwaffnete einige, verwundete andere. Eine Anzahl dieſer Unruhſtifter wurde gefänglich eingezogen. Allein es genügte nicht, dieſe auf friſcher That Ergriffenen zur Beſtrafung den Gerichten zu überliefern. Es war augenſcheinlich, daß dieſe nur Werkzeuge in fremder Hand waren, die im Verborgenen die Unzufriedenheit nährte, und zu gewaltthätigen Auftritten gegen die beſtehende Regierung anſtiftete. Es mußte der öffentlichen Gewalt daran liegen, die Urheber dieſer Unruhen, zu denen der damalige Miniſterprozeß nur den Vorwand lieh, an's Licht zu ziehen. Nähere Unterſuchungen haben nachgewieſen, daß die Volksbewegungen von geheimen Geſellſchaften geleitet wurden. Eine derſelben, „die Geſellſchaft der Freiheit, Ordnung und des Fortſchreitens,“ hatte geheime Satzungen folgenden Inhaltes: „Zu Betracht der wichtigen Verhältniſſe, in denen ſich Frankreich und ganz Europa befindet, und in dem Wunſche, unſerer glorreichen Revolution ihren vollen Erfolg zu ſichern, haben wir uns entſchloſſen, alle Mittel aufzubieten, die mit der Ehre verträglich ſind, um Frankreich wieder in die Stellung zurückzuführen, in der es ſich am 29 Juli befand; zugleich ſoll ein Aufruf an die Nation ergehen, auf die unzweideutigſte Art ihren Willen kund zu geben. Jedes Mitglied ſoll (nach dieſem vierzehn Artikel enthaltenden Statute) ſchwören, über alle Angelegenheiten der Geſellſchaft das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, bei Strafe, für ſeinen Verrath von Jedem der Geſellſchaft zur Rechenſchaft gezogen und bis in den Tod verfolgt zu werden. Wenn eines der Mitglieder in die Hände der öffentlichen Gewalt fällt, machen ſich ſeine Brüder zu jeder möglichen Hülfeleiſtung verbindlich. Jedes Mitglied hat eine Flinte mit fünfzig Patronen bereit zu halten. Ein diplomatiſches Comité der Geſellſchaft ſoll ſich mit allen andern Verbrüderungen, die ein gleiches Ziel haben, in Verbindung ſetzen. Schriftliche Mittheilungen ſollen nie gemacht werden. In wichtigen Augenblicken ſoll ein regelmäßiger Dienſt eingeführt werden, ſo daß einige Mitglieder jederzeit bereit ſind, den Präſidenten von Allem, was vorfällt, in Kenntniß zu ſetzen. Das diplomatiſche Comité ſoll ſeine Späher im Luxemburg wie in der Deputirtenkammer haben. Der Präſident, die Mitglieder des diplomatiſchen Comité's und der Sekretär bedienen ſich eines Looſungswortes. Jedes Mitglied hat auf Befehl des Präſidenten unfehlbar an Ort und Stelle zur beſtimmten Zeit ſich einzuſtellen und jeden beſondern Auftrag unverzüglich auszuführen. Bei einer Bewegung verſieht der Präſident, ihm zur Seite der Sekretär und ein Mitglied des diplomatiſchen Comité's, die Verrichtungen eines Generals, und jedes Mitglied iſt ihm zu gehorchen verbunden. Die Geſellſchaft wird einen oder mehrere Deputirte ausſuchen, um deren Schutz ſie ſich bewerben will u. ſ. w.“ — Der Zweck dieſer Geſellſchaft, der ſich deutlich genug in ihren Statuten ausſpricht, erhellt noch mehr aus anderen Beweismitteln. In einer Rede, die man in der Wohnung Audry's wegnahm, fand ſich folgende Stelle: „Es beſteht über den Zweck der Geſellſchaft keine Verſchiedenheit der Meinung unter uns. Wir Alle wünſchen die Republik — ſollten wir nicht für ſie unſer Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen wollen?“ Im Tagbuche Sambuc's*)

*) Sambuc hatte die Gewohnheit, in ſeinem Tagbuche jeden Schritt und Tritt, jedes Wort, jede Begegniß jeder Stunde des Tages aufzuzeichnen.

Digitized by Google

lieſt man unterm 17 Dezember folgende Stelle: „In der Sitzung angekommen um acht Uhr. Wichtiger Vortrag des M. D. — Proviſoriſche Regierung aus ſechs Mitgliedern, jedes mit zwölftauſend Franken und ein Präſident mit hunderttauſend Franken Beſoldung. Aufruf an die Urverſammlungen, bei denen jeder Bürger Stimme hat; fünfhundert wählen je einen Wahlmann; hundert Wahlmänner wählen einen Abgeordneten zur Nationalverſammlung. Jeder Deputirte erhält zwanzig Franken für den Tag ſo lange die Sitzung dauert. Der Name des Präſidenten und der ſechs Mitglieder werden erſt zwölf Stunden vor der Ausführung genannt. Dieſe werden uns dann jeden Aufſchluß geben, den wir verlangen.“ Dieſe Anzeigen werden noch verſtärkt durch die bei Francfort gefundenen Verzeichniſſe der Geſellſchaftsmitglieder mit Angabe ihrer Geldbeiträge, durch Briefe u. ſ. w., die keinen Zweifel über die Abſichten ihrer Verfaſſer laſſen. In einem derſelben heißt es: „Ich bin Republikaner; ich ergreife die Waffen, um zwei illegale Kammern zu verjagen, für eine proviſoriſche Regierung. Das Volk will eine Republik, deren Präſidentſchaft es Ihnen anträgt; hierauf erfolge eine Berufung an die Nation, um dieſe Regierung gut zu heißen, oder eine neue zu wählen.“ Bei Penard wurde ein geſchriebener Aufruf an die Handwerksleute gefunden, um ihnen anzuzeigen, daß die Studenten bereit ſeyen, an ihrer Seite zu fechten, wenn die Miniſter nicht zum Tode verurtheilt würden. Er gab auf Befragung darauf folgende Erklärung: „Ich glaube, daß die republikaniſche Verfaſſung die beſte iſt, und ich war Mitglied einer Geſellſchaft, die zum Zwecke hatte, republikaniſche Grundſätze auf alle mit der Ehre eines ſein Vaterland wahrhaft liebenden Mannes verträgliche Weiſe zu verbreiten. Ich bin Republikaner, aber ich trachte nicht darnach, die Regierung Ludwig Philipps zu ſtürzen, wenn dieſe Regierung der Wunſch der Mehrheit der Franzoſen iſt.“ Auch Audry, Penard, Rouhier ſtanden auf Francfort's Verzeichniß und hatten Geldbeiträge geleiſtet. Bei Allen fand man Waffen und Schießbedarf; bei Penard allein drei Flinten, zwei Karabiner mit Bajonetten, alle geladen, ein Taſchenterzerol, und neun und dreißig ſcharfe Patronen. *) Endlich geht aus dem Tagbuche Sambuc's hervor, daß er in genauen Beziehungen mit Trelat, mit dem Präſidenten der Geſellſchaft der Volksfreunde, geſtanden iſt. Trelat iſt der vertrauteſte Freund eines andern Angeklagten Cavaignac's, unter deſſen Batterie er Artilleriſt war. Man fand bei ihm einen Karabiner, Pulver und Kugeln. Sambuc erwähnt ſeiner einige Male in ſeinem Tagbuche, als: „am 17 Dezember um vier Uhr zum Präſidenten der Geſellſchaft der Volksfreunde gekommen, Auseinanderſetzung von meiner Seite, Antwort, Zweck, Mittel, Billigung, Plan, Zuſammenberufung auf Sonntag Morgens.“ — Dann: „Montag am 19 Morgens zu Trelat gegangen, bis zwei Uhr berathſchlagt. Um drei Uhr wieder Zuſammenkunft, Zuſammenberufung, Verhandlung, Mittheilung.“ Auch in Briefwechſel ſtanden Beide.

„Am 26 Dezember, lieſt man, Brief von Trelat. Im Wagen ausgefahren, um Trelat zu beſuchen; Zuſammenkunft; nach Hauſe zurückgekehrt um Mitternacht.“ Trelat könnte demnach jedenfalls wegen Verheimlichung des Komplottes angeklagt werden; Sambuc mußte ihm Plan, Zweck und Mittel mitgetheilt haben; bei ihm war am 19, dem Vorabende der Ereigniſſe, Zuſammenkunft u. ſ. w. Cavaignac und Guinard, Kapitän der zweiten Batterie, unter der ſich, wie unter der dritten, faſt lauter Mitglieder der Geſellſchaft der Volksfreunde befanden. Man zählte ſie allgemein unter Diejenigen, die geneigt geweſen ſeyen, ihr Geſchütz dem Volke zu übergeben; während der drei Tage waren ihre Beſuche im höchſten Grade verdachterregend; in der Nacht vom Sonntage auf den Montag hörte man ſie geheimnißvolle Redensarten mit einander wechſeln; ſie waren einem Zeugen als zwei der Regierung bekannte Verſchwörer bezeichnet worden, die ſie hätte feſtnehmen laſſen ſollen; ſie waren Montags am 20 Dezember bei dem Gaſtmahle im Louvre zugegen, wo man äußerte, wenn man einen König nicht brauchen könne, müſſe man ſich ſeiner entledigen, wobei man von der Errichtung einer Republik ſprach; ſie hatten in der Nacht vom Dienſttage auf den Mittwoch unter einem Bogen des Pont des Arts mit einigen Bürgern eine Zuſammenkunft, wo man ſich über die Vorfälle in Paris beſprach. Die Artilleriſten dieſer Batterie hatten unter ſich und mit dem Volke gewiſſe Looſungsworte und ein Zeichen verabredet, wobei ſie die Hand an den Kopf legten. Patronen, die nicht von der Regierung kamen, waren unter dieſe Artilleriſten ausgetheilt worden. Ein Grenadier der Nationalgarde will Jemand zu einem der Artilleriſten ſagen gehört haben: Sollen ſie dieſe Nacht uns übergeben werden? u. ſ. w. Auch im Tagbuche Sambuc's iſt von ihnen die Rede. „Sonntag den 19,“ heißt es daſelbſt, „Unterredung mit Cavaignac, Zuſammenkunft bei ihm, nichts Beſtimmtes, nichts Gewiſſes. Man glaubt, die Napoleoniſten wollen morgen angreifen; ſoll man ſie gewähren laſſen, oder ſich ihnen widerſetzen? Wir ſind hierüber mit einander nicht Eins geworden.“ Chauvin war Unterlieutenant der Artillerie der Nationalgarde; am 21 Dezember gegen Mitternacht befand er ſich im Garten des Luxemburg; er ſtellte einige Fragen an den Baron Felſthamel und ſagte ihm (was nicht wahr war), der Kommandant des Louvre habe ihn geſendet, um zu ſehen, was in Luxemburg vorgehe. Am 22 Dezember Morgens gegen drei Uhr ſah man ihn am Gitter des Louvre auf der Seite von St. Germain her mit einigen ſchlechtgekleideten Menſchen; ſeine Kleider waren von Koth beſchmutzt. Bei Tagesanbruch des 22 Dezember ſah ein Zeuge zwei ziemlich ſchlecht gekleidete Perſonen ſich dem kleinen Gitter des Louvre nähern, und mit Chauvin, der ſich innerhalb befand, ſprechen. Er hörte ſie ſagen: „wir zählen jederzeit auf Euch; wir ſind die ganze Nacht thätig geweſen, und wir haben Befehl, die Vorſtädte aufzurufen. Iſt Der und Der bei Euch?“ — „Ja, ich will ihn holen,“ antwortete Chauvin. Dieſer dagegen giebt vor, an erwähntem Gitter mit Artilleriſten geſprochen zu haben, die in ihrer bürgerlichen Kleidung anfragten, ob ſie ihre Uniform anlegen ſollten. Der Zeuge beſteht jedoch auf Dem, was er gehört.

Guilley ſagte am 21 Dezember zu dem Kapitän Ollivier: „Wollen Sie das Geſchütz übergeben?“ Auf eine verneinende Antwort Ollivier's entgegnete Guilley: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; Sie wollen, was wir wollen. Wir haben fünfzehnhundert Mann aus dem pariſer Weichbilde zu unſerer Verfügung.“ Ollivier erwiederte: „Ich will die Folgen der Revolution; ich bin eben ſo wenig als Sie mit den Kammern zufrieden; aber man braucht keine Kanonen, ihnen zu Leibe zu gehen. Wenn Sie die Kanonen erhielten, ſo würden Sie dieſelben auf das Palais Royal richten, und ich will nicht, daß dem Könige Etwas zu Leibe geſchehe.“ Guilley ſoll ihm gleichfalls einen Vorſchlag zu einer Verſchwörung gemacht haben, die den Umſturz der Regierung und Bürgerkrieg bezweckte. Guilley will aber zu Ollivier bloß geſagt haben: „Geben Sie auf Ihr Geſchütz Acht, man will es wegnehmen.“ Nach der Feſtnehmung Guilley's ſchrieb zwar Ollivier einen Brief, durch den er ſeine zuvor gemachten Ausſagen zu entkräften ſuchte; aber dieſe ſind förmlich, klar und umſtändlich.

(Fortſetzung folgt.)

Man lieſt darin, wann, wo und wie theuer er gefrühſtückt, zu Mittag und zu Abend gegeſſen, Wen er geſehen und geſprochen u. ſ. w., ſo daß dieſem ängſtlichſten aller Pedanten, der wohl je eine Verſchwörung angefangen hat, jeder Augenblick, den er in Paris zubrachte, nachgerechnet werden kann. Sogar, daß er ſein Journal ſchreibe, bemerkte er hie und da. Der Courrier-Français, der dieſes Tagbuch giebt, bemerkt dabei, als wolle er eine ſo kindiſche Albernheit durchaus nicht von einem Franzoſen begangen wiſſen: „Mehr als einem Leſer wird die Genauigkeit dieſes Tagbuches auffallen; allein Sambuc iſt ein Deutſcher, und alle Studenten auf deutſchen Univerſitäten haben die Gewohnheit, ein Journal über die geringfügigſten Umſtände ihres täglichen Lebens zu führen.“ In der That, wie Deutſche müſſen uns ſchon über die Maßen ungeſchickt benommen haben, daß man jede nur mögliche Dummheit mit ſolcher Gemüthsruhe uns auf den Hals ſchieben darf! — Doch hier einige Auszüge dieſes wunderbaren Seelenſpiegels unſers Landsmannes: 1 Dez. Den Brief an meine Charlotte fertig geſchrieben und auf die Poſt gegeben; um zwei Uhr Vorleſung bei Hrn. Ducanton, Beſuch bei Hrn. Ducourroy, meine Broſchüre geleſen, Bemerkungen, Verbeſſerungen; ich machte ſie, als die Hälfte ſchon gedruckt war; die „Tribune“ erhalten, um vier Uhr nach Hauſe gegangen, ein Felleiſen gepackt. u. ſ. w.

5 Dez. Mit Labat um halb zehn Uhr ausgegangen und gebadet. Preis des Bades 75 Cent.; Fleiſchbrühe 50 Cent., Holz und Trinkgeld 60 Cent.; nach Hauſe gegangen um Mittag; angekleidet; wieder ausgegangen; um zwei Uhr zur Gräfin Morbla gegangen; beim Comité geweſen, Berathung bis fünf Uhr; unangenehmer Vorfall; Fiaker gefahren 30 Cent., um zu meinem Vetter zu kommen, wo ich mittagſpeiste; meinem Vetter ein Exemplar der Broſchüre geſchenkt, eines meiner Tante, eines meiner Couſine und ein anderes vergeſſen; bis neun Uhr geblieben; auf dem Rückwege bei Bottage und Dargenti geweſen; Unterredung; nach Hauſe gekommen; um eilf Uhr niedergelegt u. ſ. w.

*) Eine Menge bei den Angeklagten gefundene Waffen und Patronen lagen im Gerichtsſaale auf einem Tiſche ausgebreitet.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 122. 2 Mai 1831.

Kriegsverfaſſung der ſcandinaviſchen Halbinſel.

1. Schwediſche Landmacht.

(Fortſetzung.)

Alle Sonntage wird exercirt. Im Monat Julius ſind allgemeine Manöver; dabei geht es zuerſt kompagnienweiſe, dann in Regimentern und manchmal bildet man aus mehrern Regimentern ein oder mehrere Lager. Die Verpflegung der Truppen während dieſer Uebungszeit fällt jenen Genoſſenſchaften von Grundeigenthümern zur Laſt, die über den Betrag der deßhalb zu machenden Zahlung mit der Regierung ſich verſtändigen. Im Durchſchnitt koſtet der Mann ſieben Thaler. Dieſe kurze Monatsfriſt reicht hin, den koloniſirten Truppen eine vollkommen militäriſche Haltung zu geben; Dieß gilt beſonders von der Kavallerie, die ſicherlich vor jener mehrerer Nationen Europa's, wo dieſe Truppen immer unter den Waffen bleiben, den Preis verdient. Auf der andern Seite kommt in Schweden freilich in Betracht, daß die Offiziere, die mitten unter ihren Soldaten wohnen und keine der Zerſtreuungen kennen, welche das Garniſonsleben darzubieten pflegt, ſie das ganze Jahr unter Aufſicht halten, und ſomit auf ihren militäriſchen Charakter um ſo kräftiger einzuwirken im Stande ſind. Alle drei Jahre findet eine große Muſterung Statt.

Die Offiziere werden nie aus den Reihen der Soldaten gewählt; meiſt ſind es adelige Jünglinge aus der Militärſchule von Carlberg. Sie ſind verbunden, ihre Grade nach einer geſetzlich beſtimmten Taxe zu kaufen, und genießen das Recht, jährlich ſechs Monate Urlaub zu nehmen. Nach der Konſtitution von 1809 können bloß Obriſte und Generale entſetzt werden, da ſie Stellen des Zutrauens bekleiden; die andern Offiziere kann einzig und allein ein gerichtlicher Spruch ihres Grads verluſtig erklären.

Die Indeltaregimenter machen die Hauptſtärke des ſchwediſchen Heers aus, welches übrigens noch zwei andere Elemente in ſich begreift, die angeworbenen aktiven Regimenter (værfade) und die Reſerve oder Nationalkonſcription. Die drei Regimenter der Garde zu Fuß und zu Pferd, woraus die Beſatzung der Hauptſtadt beſteht, ein Regiment leichter Kavallerie des Kronprinzen und drei Regimenter Artillerie, im Ganzen 5 bis 6000, bilden dieſen Theil der Armee, der, wie im übrigen Europa einen regelmäßigen Sold aus dem Staatsſchatz empfängt. Dieſe Truppen ſind immer im Dienſte. Das Geſchützweſen hat man in Schweden ſehr vervollkommnet. Es iſt unter dem Namen fliegende Artillerie auf eine ganz beſondere Art organiſirt. Jedes Stück iſt mit ſieben Pferden beſpannt und jedes Pferd wird von einem Artilleriſten geritten. Drei andere ſitzen auf dem Wagen, ſo daß die zehn zur Bedienung einer Kanone erforderlichen Perſonen dieſelbe nie verlaſſen, wie ſchnell es auch vorwärts gehen mag. Man kann ſich vorſtellen, wie ſehr dieſe Einrichtung die Beweglichkeit des Geſchützes vermehren muß, welche noch überdieß durch die unermüdliche Ausdauer der Landespferde begünſtigt wird. Die Kanonen ſind meiſt von Gußeiſen, welches man in Schweden von ſolcher Vortrefflichkeit findet, daß ſie nie zerſpringen. Der Kronprinz als Großmeiſter der Artillerie beſchäftigt ſich viel mit Verbeſſerung dieſer Waffengattung, worin er vorzügliche Kenntniſſe beſitzen ſoll. Zu der Nationalreſerve, die ihre gegenwärtige Geſtalt von dem Grafen Bjärnſtierna erhielt, gehören alle unverheiratheten jungen Leute von 20 bis 25 Jahren. Sie zerfällt nach dem Alter der Konſcribirten in fünf Klaſſen, von denen jedes Jahr eine vierzehn Tage ſich verſammelt. Diejenigen, an welchen die Reihe iſt, bekommen Uniform und Waffen, ſchließen ſich dem koloniſirten Regiment ihrer Provinz an, und die Offiziere dieſes Regiments lehren ſie das Exercitium. Nach Ablauf dieſer zwei Wochen geben ſie ihre Ausrüſtungsgegenſtände an die Obern der Indeltaregimenter wieder ab und dieſe werden in großen Magazinen unter Aufſicht dieſer Offiziere aufbewahrt. Die übrige Zeit ſind ſie dann von allem Militärdienſt frei. Bricht ein Krieg aus, ſo müſſen ſie gewärtig ſeyn, unter die Fahnen gerufen zu werden, bis ſie ihr fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt haben. Es möchte ſcheinen, daß eine Uebung, die ſich auf vierzehn Tage beſchränkt, ihren Zweck nur unvollſtändig erreichen ſollte; allein der Charakter des ſchwediſchen Volkes iſt ſo durchaus kriegeriſch, daß nach dem übereinſtimmenden Urtheil vieler auswärtigen Offiziere als Augenzeugen jene Vereinigung nicht zu kurz iſt, um in den jungen Männern zu Allem den Grund zu legen, was einen guten Soldaten bildet.

So beruhen im Grund alle Militärinſtitutionen Schwedens auf der Indelta-Armee, die man als das eigentliche Bollwerk der Unabhängigkeit des Landes betrachten kann. Es läßt ſich jedoch ſchwer entſcheiden, welches der Einfluß dieſer Organiſation auf den militäriſchen Geiſt des ſchwediſchen Soldaten ſey, da ſie ſich aus einer Zeit herſchreibt, die ſpäter iſt, als die Eroberungen Guſtav Adolfs, und früher als die Thaten Karls XII, da folglich die Schweden

Digitized by Google

vor- und nachher Beweiſe einer beinahe fabelhaften Tapferkeit und einer von keinem Volk übertroffenen Mannszucht abgelegt haben. Wenn der Ruf der ſchwediſchen Truppen während des ſiebenjährigen Krieges in Schatten geſtellt ward, ſo darf man die Urſache dieſes Verfalls nirgend anders ſuchen, als in jenem Syſtem oligarchiſchen Verderbniſſes, welches Schweden im vorigen Jahrhundert zu Grunde richtete. In dem ungleichen Kampfe Guſtavs III in den Jahren 1789 und 1790 gegen die ruſſiſche Macht ſchienen die ſchönen Tage des alten Schwedens wieder zu erſtehen.

(Schluß folgt.)

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

5. Rußland und Polen.

(Fortſetzung.)

Endlich hat man anzunehmen beliebt, daß die Vereinigung Rußlands mit Polen oder wenigſtens mit Lithauen und den zunächſt an der Grenze gelegenen Wojewodſchaften naturgemäß und für beider Länder Wohlfahrt erſprießlich werden müſſe, weil beide ſlaviſcher Abkunft ſeyen, weil die Könige von Polen Herzoge von Rußland geweſen und weil ein großer Theil der polniſchen Bevölkerung in der Ukräne ſich zum griechiſchen Glauben bekenne. Bei dieſen Anſichten, die Rußland angelegentlich in auswärtigen Ländern zu verbreiten ſuchte, wo es an Mitteln fehlt, in Betreff ſo entlegener Staaten Erkundigungen über die Wahrheit einzuziehen oder falſchen Angaben die Larve abzureißen, ſtützt man ſich auf einige merkwürdige Verhältniſſe, die hier ein Wenig näher beleuchtet zu werden verdienen.

Obgleich von ſlaviſchem Stamme, und Dialekte einer und derſelben Mutterſprache redend ſind Polen und Ruſſen dennoch ſo verſchieden als möglich. Ihre Sprachen haben weniger Aehnlichkeit mit einander, als die engliſche mit der deutſchen oder die ſpaniſche mit der italieniſchen. Beide bedienen ſich verſchiedener Buchſtabenſchrift und verſchiedenen Kalenders, da die Ruſſen mit der griechiſchen Kirche abergläubiſch an der alten Zeitrechnung hängen. Selbſt die höhern Stände in Polen ſetzen einen Stolz und ein Vergnügen darein, ihre Nationalkleidung beizubehalten, obgleich Dieß der heranwachſenden Generation durch ruſſiſche Verbote ſtreng unterſagt wurde. Dieſe Kleidung, ihre Sprache, ihre Tänze ſind niemals, ſelbſt in der beſten Geſellſchaft nicht, aufgegeben worden, während in Rußland vom Hofe des Czars an bis zur Grenze Aſiens alles Nationale verſchwand bis auf Das, was zufällig ſich noch unter den Bauern erhalten hat; Kleidung, Bärte, Alles wurde von dem ſpaniſchen Rohr Peter des Großen wegkultivirt, oder von ſeinen Nachfolgern als mauvais ton verächtlich hintangeſetzt. Ueberall ſieht man einen halbfranzöſiſchen Geſchmack, der mit der franzöſiſchen Sprache eingeführt wurde, und Landesart und Sitte verdrängte; ſelbſt die ruſſiſche Sprache kam eine Zeitlang aus der Mode; die klaſſiſche Literatur bildet keinen Theil der Erziehung. Wie verſchieden hievon ſind die Polen in Geiſt und Charakter! Von früher Jugend an ſpricht man hier lateiniſch und pflegt mit nicht minderem Erfolg die neuern Sprachen; dabei hängt man mit ganzer Seele an den Nationaleigenthümlichkeiten, und nicht ein halbes Jahrhundert vermochte Das zu bewirken, was Czar Peter durch ſein Machtgebot in Rußland augenblicklich bewerkſtelligte.

Die Autokraten Rußlands legen ſich auf der einen Seite die herzogliche, auf der andern die kaiſerliche Würde bei. Dieß bedarf einer Erläuterung.

Die ruſſiſche Urbevölkerung wohnte in der dunkeln Vorzeit an den großen Strömen der Dwina und des Dnieper, von dort breitete ſie ſich in kleinen Fürſtenthümern gegen Weſten bis an den Bug, gegen Oſten an die Wolga hinaus. Ihr Name iſt noch aufbewahrt in Lithauen, Voleſien und Gallizien — in den Länderſtrichen, die Weiß-, Schwarz- und Roth-Rußland genannt werden. Dieſe Fürſtenthümer ſchmolzen allmälig mit Polen zuſammen, während jene öſtlich vom Dnieper von den Tataren überwältigt wurden. Erſt nach zweihundertjähriger Knechtſchaft traten dieſe aus dem Joche der Tataren als die Herzogthümer Groß- und Klein-Rußland wieder hervor, unter der Botmäßigkeit des Czars von Moskau, woher der vereinigte Staat ſeinen eigentlichen Nationalnamen erhielt. Unter dieſem allein war das moskowitiſche Reich bekannt, bis Peter für gut fand, ſich den Szepter über das polniſche ſowohl als das moskowitiſche Rußland beizulegen. Was Europa für einen leeren Titel hielt, wurde von ſeinen Nachfolgern benützt, um darauf Anſprüche und Rechte zu begründen.

Allein dieſes unehrliche und armſelige Spiel mit einem Wort, kraft deſſen der gegenwärtige Kaiſer den beſten Theil von Polen unter dem Nationalnamen Rußland — wie er es zu heißen beliebt — beſitzt, *) vermochte deſſen ungeachtet nicht das polniſche und moskowitiſche Rußland mit einander zu verſchmelzen. Lange mit Polen vereint nahmen dieſe Provinzen deſſen Sprache, Geſetze und größtentheils die katholiſche Religion an, und ſo bleiben ſie immer noch durch eine große Verſchiedenheit von Rußland getrennt. Gewiſſermaßen läßt Dieſes ſich auch auf die vormaligen Wojewodſchaften auf der moskowitiſchen Seite des Dnieper anwenden, die bis zum Jahre 1772 einen Theil von Polen ausmachten. Die ruſſiſchen Herzogthümer Twer, Moskau und andere Provinzen, die lange noch unter dem tatariſchen Joche ſchmachteten, als Polen ſchon in Macht und Civiliſation mit den erſten Monarchien der Welt wetteiferte, nahmen orientaliſche Sitten an, und wechſelten den Despotismus ihrer aſiatiſchen Herren bloß mit dem eines Gebieters aus ihrer eigenen Mitte. Ihre Sprache, durch tatariſche und verdorbene griechiſche Worte entſtellt, iſt dem an das reinere Slaviſche gewöhnten Ohr des Polen unverſtändlich.

Die Beibehaltung des griechiſchen Ritus mit allen ſeinen abergläubiſchen Mißbräuchen iſt ihren katholiſchen Grenznachbarn gleichfalls ein Gräuel. In der Ukräne und Podolien giebt es zwar eine große Anzahl von griechiſchen Chriſten, aber nicht aus der ſchismatiſchen oder morgenländiſchen Kirche, ſie gehören zu den ſogenannten unirten Griechen, die vor vielen Jahrhunderten ſchon ſich der römiſchen Kirche angeſchloſſen haben, zu der ſie durch das Concilium von Florenz zugelaſſen wurden. Die ruſſiſche Regierung, an der ſich als

---

*) Mit eben ſo viel Recht könnte der König von Großbritannien Anſprüche auf die franzöſiſche Provinz Bretagne machen, weil ſie von gleichem Volksſtamm wie die britiſchen Eilande bewohnt iſt. Ein Leichtes wäre es dieſen Anſpruch noch durch den Titel Britanniae Rex zu verſtärken.

Digitized by Google

hervorſtehende Eigenthümlichkeit eine doppelzüngige Argliſt bemerkbar macht, ſucht durch ihren Klerus die Bauern überreden zu laſſen, daß zwiſchen den beiden griechiſchen Kirchen nur ein unbedeutender Unterſchied beſtehe, dagegen ein ſehr großer zwiſchen ihnen und der katholiſchen; auch erlaubt die ruſſiſche Toleranz wohl den Uebertritt zu ihrer Kirche, aber nicht umgekehrt zu einer andern. Der griechiſchen Kirche zu Konſtantinopel ſind nur ſehr wenige und meiſtens Koſaken zugethan; doch herrſcht unter letztern der Unterſchied, daß die polniſchen Koſaken eine unerſchütterliche Treue für ihr Vaterland und ihr Oberhaupt haben, während die ruſſiſchen Koſaken in Polen wegen ihrer Barbarei und Ausſchweifungen berüchtigt ſind.

Aber zugegeben auch, daß eine Vereinigung Polens mit einer der obenerwähnten Mächte möglich, und für beide erſprießlich wäre, läßt ſich Dieß auch in dem Falle annehmen, daß nur abgeriſſene Trümmer dieſer Nation einem mächtigeren Staate einverleibt worden? Nicht der Blick in die Zukunft iſt es, ſondern die Erinnerung an eine große Vergangenheit, die das Gefühl der auf dieſe Art mißhandelten Nation empören muß. Polen ſteht nicht in gleichem Verhältniſſe mit Belgien, das allezeit eine Provinz war, und nur einen Provinzialpatriotismus kennt, das ſich gern entſchließen wird, wieder eine Provinz zu werden und nur unſchlüſſig iſt, welchem Staate es angehören will; es handelt ſich hier von einer Nation, die einſt groß war und jetzt erniedrigt iſt; es handelt ſich von einem Volke, das ein Ganzes bildend durch Sitten, Denkart und Sinnesweiſe in einem halben Jahrhundert ein halb Dutzend Mal in eben ſo viele Theile zerſtückt worden iſt, nach der Willkür von Regierungen, die weder durch göttliches noch menſchliches Recht befugt waren, ſich in ſeine innern Angelegenheiten zu miſchen. Dieß iſt die Lage Polens, das ein zertrümmertes Land iſt und bleibt, obgleich man einem Theil deſſelben den Namen eines Königreiches beigelegt, und den noch größern Theil der übrigen Provinzen unter dem Zepter Rußlands vereinigt hat.

Abhängige Länder müſſen entweder mit dem beherrſchenden Staate gleich, oder als Kolonien oder als Provinzen behandelt werden. Ein Theil Polens wird unverhohlen als eine ruſſiſche Provinz regiert, ein Theil als ein abhängiges Königreich. Ein ſolches Verhältniß kann nur von kurzer Dauer ſeyn; auch iſt Gleichheit der Sprache, der Sitten oder der Religion noch nicht das hauptſächlichſte Erforderniß zu einer Vereinigung. Rußland ſteht ſo offenbar tief unter Polen, ſowohl in den Grundſätzen der Regierung, als in den Ideen von Geſetzgebung, Konſtitution, Gerechtigkeit, Literatur und Civiliſation, daß Eins von Beiden geſchehen muß: Polen wird entweder ſeine alte Größe wieder erringen, und die Barbarei des ruſſiſchen Despotismus entwildern, oder es wird von dieſem verſchlungen werden. Der Kampf war unvermeidlich und wurde im Stillen ſchon ſeit dem Frieden vorbereitet. Es wäre vielleicht beſſer gegangen, hätte Alexander, wie er die Verpflichtung übernommen hatte, Polen polniſch regiert; allein er hatte nur einen Begriff von ruſſiſcher Regierung. Die Folgen davon mußte Jeder vorausſehen, der nicht ſo völlig mit Blindheit geſchlagen war, wie die heilige Allianz.

(Schluß folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſſen.

(Fortſetzung.)

Pecheur d'Herbinville gehört gleichfalls zur Artillerie; er brachte und vertheilte die Patronen; er wohnte der nächtlichen Zuſammenkunft unter der Brücke bei; er hatte ſechs Wochen vor dem Miniſterprozeſſe einem gewiſſen Verillon in einem Kaffeehauſe den Vorſchlag gemacht, einer Verbindung, die die Errichtung einer Republik zur Abſicht habe, beizutreten; Mitglieder davon befänden ſich unter der Artillerie der Nationalgarde; die Offiziere, die ſich widerſetzen wollten, würden zuerſt niedergemacht werden.

Lebaſtard iſt Mitglied der Geſellſchaft der Volksfreunde und Quartiermeiſter der dritten Batterie. Er wurde am 22 Dezember an der Spitze eines Volkshaufens feſtgenommen, der mehrere Straßen durchzogen hatte. Man ſah ihn die Hände aufheben, um das Volk aufzuwiegeln. Man ſchrie in dem Haufen: Tod dem Polignac und nieder mit der Pairskammer! Auf nach Vincennes! Er iſt als Einer von Denen bezeichnet, die öffentlich ausriefen: man müſſe ſich gegen die Pairskammer in Bewegung ſetzen und einen Aufſtand machen. Zu einem Nationalgardiſten, der unbewaffnet unter den Haufen gerathen war, wurde geſagt: wenn Ihr auf uns Feuer gebt, ſollt Ihr morgen erſchoſſen werden. Am Ende des Pont des Arts, gegenüber dem Gitter des Louvre, hielt die Schaar an und ſchien ſich zu berathen. Das Gitter war geſchloſſen und die Nationalgarde am Einlaßpförtchen unter den Waffen. Nach ſeiner Feſtnehmung ſoll er geſagt haben: ein mißlungener Streich. Seine Loslaſſung wurde ſehr eifrig von den Offizieren der zweiten und dritten Batterie betrieben. Lebaſtard giebt vor, er ſey an's Gitter gekommen, um dem General Lafayette Bericht zu erſtatten. Allein es iſt hergeſtellt, daß er mit dieſem in gar keiner Berührung ſtand. Der General Lafayette empfing ohnehin ſeine Berichte; auch braucht es zu einem ſolchen Zwecke keiner Zuſammenrottung. Scheint es nicht vielmehr, als habe er in das Louvre eindringen wollen, und ſey durch die eingetroffene Nationalgarde von dieſer Abſicht zurückgeſchreckt worden? Die Gebrüder Garnier folgten an jenem Tage Lebaſtard, der Arm in Arm mit ihnen geſehen wurde. Auch ſie wiegelten durch Reden das Volk auf.

Danton, Redakteur der Tribune, erklärt ſich ſelbſt als Gründer der Volksfreunde-Geſellſchaft. Verſchiedene Zeugen wollen von ihm aufrühreriſche Reden gehört haben. Man bezeichnete ihn als eines der Häupter der Verſchwörung. Am 25 September, wo die Geſellſchaft der Volksfreunde aufgelöst wurde, ſtürzte er ſich wie ein Wüthender auf die Reihen der Nationalgarde, um ſie zu durchbrechen; er hielt an die Garde die aufrühreriſchſten Reden; erklärte ſich gegen die Erhebung des Königs auf den Thron; ſtieß gegen die Nationalgarde die furchtbarſten Drohungen aus, ſagte: Robespierre und Marat ſeyen die wahren Patrioten; man brauche keine Bourbons mehr; nur die Republik ſey für Frankreich heilſam; er ſey ein Neffe Danton's, ein freier Republikaner; er werde nicht das Blut, das in ſeinen Adern ſtröme, verleugnen; ihrer ſeyen dreißigtauſend, und ſie würden wohl mit der Nationalgarde fertig werden. Er ſtürzte ſich auf den Offizier des Poſtens, faßte ihn grimmig bei der Kehle, und würde ihn, wie man ſagt, erdroſſelt haben, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Am 22 Dezember Morgens acht Uhr befand er ſich mit Lenoble in der Vorſtadt St. Antoine, wo ſie, ſeinem Vorgeben nach, eine Tante Lenoble's beſuchen wollten. Hingegen will man ſie dort in einem Wirthshauſe geſehen haben, wo ein Handwerksmann den Conſtitutionnel vorlas; Beide ſagten, es ſey eine Abſcheulichkeit, man müſſe die Kammern auseinander treiben und die Konſtitution von 1791 einführen; ſie hätten einen großen Theil der Nationalgarde auf ihrer Seite; mehr als zehntauſend junge Leute ſeyen auf der Schule, von denen kaum achthundert nicht von ihrer Partei ſeyn würden; das Volk dürfe ſich nur zeigen, man brauche keine Ariſtokratie; man ſolle nach St. Germain aufbrechen und die Pairs wegen ihres Urtheilſpruches zur Rechenſchaft ziehen. Sie ſchüttelten den Handwerkern die Hände und ſagten beim Fortgehen zum Wirthe: Ihr ſollet uns beiſtehen, um die Arbeiter aufzubieten; wir ſind Abgeordnete der Schule, um die Vorſtadt St. Antoine aufzurufen; Die von St. Marceau haben ſich ſchon in Bewegung geſetzt u. ſ. w. Dieß wird durchgehends von Danton in Abrede geſtellt.

Die Anklageakte ſchloß mit den einzelnen Punkten, die den Angeklagten zur Schuld gelegt wurden. Hierauf erhob ſich der Generaladvokat und ſagte: Vier und achtzig Zeugen (eine in den gerichtlichen Annalen un-

Digitized by Google

erhörte Anzahl) ſeyen für die Angeklagten vorgefordert auf Verlangen des Anklägers ſelbſt und auf Koſten des Staates; alle Dieſe ſeyen angenommen worden, ohne daß man auf ihre Eigenſchaft als Zeugen eingehen wollte, obgleich die Namen einiger derſelben in dem Tagbuche Sambuc's vorkämen, das man bei ſeiner Verhaftung in ſeiner Wohnung gefunden habe (Gemurmel unter den Zuhörern). Er führe Dieß nicht an, um gegen die Ausſagen dieſer Zeugen zum Voraus einzunehmen, ſondern bloß um zu zeigen, wie unparteiiſch bei dieſer Anklage zu Werke gegangen worden. Hinſichtlich der Anklageakte bemerkte er, daß er von ihrem Syſteme abweichen werde, das alle Verhafteten als Theilnehmer eines und deſſelben Komplottes darſtelle, was durchaus unhaltbar ſey. Es lägen ſtatt einer Verſchwörung drei vor: die der Geſellſchaft des Fortſchreitens, der Artillerie, und die Danton's und Lenoble's.

(Fortſetzung folgt.)

Die vorjährige Kunſtausſtellung in Koppenhagen.

Bekanntlich geſchieht von Seiten des däniſchen Hofes Viel für die ſchönen Künſte, ſo daß die Bilder und Kunſtwerke nicht bloß jährlich ausgeſtellt, ſondern auch größten Theils angekauft werden; daher verdient gewiß auch die vorjährige große Kunſtausſtellung, daß wir einen Rückblick auf ſie werfen, da ſie des Schönen ſo Viel enthielt. Das gedruckte Verzeichniß enthielt gegen zweihundert Numern aus allen Fächern: aus der Malerei 152 Werke, aus der Zeichnenkunſt 10, aus der Bildhauerkunſt 14, aus der Baukunſt 5, aus der Kupferſtecherei nur 2, aus dem Fach der Ornamente ebenfalls nur 2, an Handwerksarbeiten oder Werken der Induſtrie 6. Zu den Malereien hatten zwei Profeſſoren und der Direktor der königl. Akademie beigetragen, außerdem ſechs Mitglieder der Akademie, 3 Artiſten, 16 Eleven der Akademie und 25 Privatperſonen, darunter 8 Frauenzimmer. Der Direktor der Akademie, Hr. C. W. Eckersberg, hatte fünf Stücke geliefert, von welchen „das Mädchen aus der Fremde" nach Schiller und zwei Seeſtücke ſich vortheilhaft auszeichneten; die Vernunft und den Glauben an das Evangelium hatte er ſinnbildlich unter zwei weiblichen Figuren vorgeſtellt. Von Prof. Dahl in Dresden waren fünf Landſchaften da: eine Ausſicht in die ſächſiſche Schweiz mit der Baſtei im Vorgrunde, dem Königſtein, Lilienſtein oder Pfaffenſtein im Hintergrunde; eine Studie nach dem Waſſerfall Maarelv bei Tind in Obertellmarken (einem Gut des Staatsraths Ritter Fenger); ein enges Thal bei Fortunsdalen in Norwegen (einem Gut des Kammerherrn und Generalmajors von Scholten); eine norwegiſche Gegend mit einer Waſſermühle, aus der Sammlung des Staatsraths Ritter Treſchow; eine Winterlandſchaft zeigte im Vorgrund ein verfallenes Hünengrab, wozu der Standpunkt aus der Gegend von Vordingborg genommen (für das Schloß Chriſtiansburg gemalt, eines der vorzüglichſten Bilder). Von J. L. Lund, Profeſſor der Akademie, ſah man ein Altarblatt für die Schloßkapelle in Breitenburg und ein Porträt des Malers Prof. Fahlcrantz in Schweden; auch zwei Handzeichnungen: ein Opfer des Gottes Thor als Carton beſtimmt für ein kön. Gemach in Chriſtiansburg, und „Chriſtus läßt die Kindlein zu ſich kommen" nach Matthäus Cap. 19, Vers 13 bis 15. Von dem Landſchaftsmaler Prof. J. P. Möller, Mitglied der Akademie, ſah man einen Mondſchein mit den Ruinen der Burg Goldzwyl an der Aar, das Wetterhorn im Grindelwald bei Morgenbeleuchtung, und eine Partie zwiſchen Bozen und Roveredo am Fluß Etſch in Oberitalien, von mehreren Ritterburgen und Ruinen umgeben (aus der Sammlung des Kammerherrn Grafen A. W. Moltke). Der brave Porträtmaler C. A. Jenſen, Mitglied der Akademie, hatte zehn Bildniſſe eingeſandt. Auch die vier Blumenſtücke des Hrn. J. L. Jenſen, Mitglieds der Akademie, davon eines dem Prinzen von Heſſen-Philippsthal gehörig, und drei aus der Sammlung des Staatsraths Ritter Fenger, waren köſtlich. Von dem Blumenmaler Camradt ſah man ein artiges Körbchen mit Roſen, noch drei Blumenſtücke, ein Küchenfruchtſtück und Wildprett für ein Zimmer im Schloß Chriſtiansburg. C. D. Gebauer, Mitglied der Akademie, lieferte ein Schlachtſtück, nach der Natur gezeichnet bei Dresden am 4 Mai 1813 im deutſchen Befreiungskriege (gewiß ein ſeltener Fall! daß ein Maler Schlachten nach dem Leben malt; doch hat auch der jüngere Maler Menken in Bremen im Jahre 1813 die Beſchießung Bremens durch die Ruſſen ſchon in ſeinem 14ten Lebensjahr nach der Natur gemalt). Von Gebauer war noch eine Wildſchweinsjagd und eine Sommerlandſchaft mit Wildprett ausgeſtellt. Am Fleißigſten war dießmal der Kriegsrath F. Fabricius de Tengnagel, Mitglied der Akademie, geweſen; denn er hatte 10 Landſchaften zur Ausſtellung geliefert: drei Studien, nämlich eine Feuersbrunſt, einen Fiſchfang im Sund und eine Ausſicht vom Kloſtergarten mit der Frauenkirche in Odenſe; drei Winterlandſchaften, nämlich eine Mühle bei Swendsberg, einen hellen Winterabend mit einigen Schulknaben und Kindern, die ſich bei Sonnenuntergang aus dem Dorfe nach Hauſe begeben, und ein Winterſtück, wo die Frühlingsſonne den Schnee ſchmelzt, das Waſſer davon ſich in einen Bach ſammelt, und zwiſchen Steinen und Felſen herabrieſelt; drei Mondſcheinſtücke von derſelben geübten Hand, nämlich eine Ausſicht über den kleinen Belt bei Middelfart, mit der Küſte von Schleswig im Hintergrund an einem heitern Sommerabend; eine Anhöhe bei dem Schloß Sonderburg gleichfalls mit dem Sund im Hintergrunde der Landſchaft; und eine ſtille Nacht, wo der Vollmond eine ländliche Hütte beleuchtet, nach Profeſſor Heibergs Schilderung von Elversböh; endlich noch von demſelben eine Ausſicht von Frederiksdahl bei hellem Abend, wo man von dem Wirthshauſe nach dem Feuerſee (einem Landſee) hinüberblickt. Von dem Porträtmaler F. C. Camradt war ein Chriſtuskopf in Miniatur als Copie nach Carlo Dolce da; es iſt nicht der obige Blumenmaler J. L. Camradt. In Waſſerfarben hatte der Landſchaftskupferſtecher Peterſen eine Partie aus dem Kinzigerthal im Schwarzwald und eine Gegend bei Giſſelfeldt brav ausgeführt. Die akademiſche Preisaufgabe: Jeſus heilet die Kranken, Lahmen und Blinden, war von Küchler und Rörbye befriedigend gelöſet worden (nach Matthäus Cap. 15, Vers 29, 30). Küchler hatte die große goldene Preismedaille erhalten, und Rörbye die kleinere goldene Medaille. Von Erſterem ſah man noch ein treffliches Küchenſtück als häusliche Scene aus der Gemäldeſammlung des Kunſtvereins von Koppenhagen. Von Rörbye noch drei Stücke, z. B. ein Hirt mit ſeinem Hunde. Friedländer hatte eine Figur nach einem Modell gemalt und dafür die von der Akademie ausgeſetzte Geldprämie erhalten. Auch ein Damenporträt von ihm fand Beifall. So auch zwei Porträte von D. Monies. Der Eleve Petzold lieferte zwei Harzgegenden: Ausſicht nach dem Brocken vom Regenſtein und ein Kohlenmeiler in der Nähe von Ilſenburg. Vom Eleven Konſtantin Hanſen eine Partie bei Ringſtedlirchen, von J. Stron das Schloß Frederiksborg bei Sonnenuntergang geſehen, von F. C. Kiörſchou die Gegend von Kottebal, zuerſt von der Südſeite geſehen, dann noch einmal von den Ruinen bei Nivåhafen, alle ſehr willkommen. Die Bildniſſe, Familienſtücke und häuslichen Scenen von den Porträtmalern W. Bendz, C. Bärentzen, Erdelien, Baruel, Bratz, Thomſen, J. F. Möller, Raadſig, Paulſen und Andern können hier nicht alle einzeln beſchrieben werden. J. C. Viertel lieferte das Bruſtbild des Königs, Möller das Bildniß des Prinzen Friedrich Ferdinand, L. Aumont das Porträt der Prinzeſſin Caroline Amalie, und die Prinzeſſin Caroline als Knieſtück, P. Sevel die Porträtfigur des Generalmajors von Sundt zu Pferd, alle mehr oder minder wohlgetroffen. Es fehlte auch nicht an Dekorations- und Theatermalerei, z. B. das Innere des königl. Theaters zu Koppenhagen, aus der erſten Rangloge geſehen, während der Vorſtellung des Stücks: Jakob von Tyboe, eines beliebten Schauſpiels von dem bekannten Dichter Holberg trefflich in Leimfarbe gemalt von dem jungen, ſehr gebildeten Künſtler Chriſtian Ferdinand Chriſtenſen, der als Theatermaler beim königl. Theater angeſtellt iſt, und im Sommer 1830 während eines fünfmonatlichen Urlaubs bei dem kaiſ. ruſſ. Geſandten am däniſchen Hofe, Baron Nikolai, auf deſſen Gut unweit Petersburg zugebracht hatte, um die Töchter deſſelben im Zeichnen zu unterrichten. Der Baron Nikolai hatte ſeiner Geſundheit wegen den Poſten in Koppenhagen verlaſſen müſſen, und war nach Hauſe gereiſet, wo er dieſen Künſtler vielfach und freigebig beſchäftigte; er mußte ihm z. B. die ſchönſten Anſichten in der Gegend dieſes Landgutes zeichnen, und ſollte dieſe Proſpekte in Lithographien herausgeben, ſobald er zu Ende Oktobers über Lübeck mit dem Dampfſchiffe nach Koppenhagen zurückkehrte. Baron Nikolai iſt ein Sohn des bekannten Buchhändlers und Schriftſtellers Nikolai von Berlin, der ſich die Streitigkeiten mit Goethe zuzog und ſich viele liter. Feinde machte. Der Sohn ließ ſich in Rußland nieder, trat in die Dienſte der Kaiſerin Katharina, wurde von ihr reichlich belohnt und in den Adelſtand erhoben; er gehört zu den erſten und reichſten Großen des ruſſiſchen Hofes. (Schluß f.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 123. 3 Mai 1831.

Kupffer's Reiſe nach dem Kaukaſus.

6. Beſteigung des Elbrus.

Am 13 Julius ſetzten wir unſere Reiſe das Thal der Kitſchi-Malka hinauf fort; wir legten an dieſem Tag nur 20 Werſte zurück. Am 14 betraten wir, nachdem wir mehrere Berge paſſirt hatten, das tiefe Thal des Kaſſaut. In dieſen beiden Thälern trafen wir einen Sandſtein, der in der Reihe der Ueberlagen mit dem oſtracitiſchen Sandſtein identiſch zu ſeyn ſchien; er enthielt jedoch keine Foſſilien. In dem Kaſſautthal kommt er an den niederer gelegenen Stellen ſehr kompakt und mit Spuren von Thonſchiefer vor, auch iſt er daſelbſt ſehr quarzicht und ohne Efferveſcenz mit Säuren, wogegen er in den höhern Regionen ſtark mit kohlenſaurem Kalk vermiſcht iſt. Von dieſem Punkt aus machten wir einen Abſtecher nach der Gegend einer Bleimine, die von den Tſcherkeſſen lange Zeit bearbeitet worden. Da wir uns dieß Mal genauer auf Kundſchaft legten, ſo war unſere Hoffnung Etwas zu entdecken beſſer begründet. Ich ſage Nichts von den überwundenen Schwierigkeiten, die jeder Reiſende erfährt, der, ſtatt den Thälern des Kaukaſus zu folgen, dieſelben quer durchſchneidet. Nach Erſteigung einer ſehr jähen Höhe zogen wir über mehrere Hochebenen, deren Erhebung über das Meer 6 bis 7000 Fuß betrug; die mittlere Temperatur, welche im Kaukaſus dieſer Höhe entſpricht, geſtattet längs den minder ſteilen Abhängen immer noch das Wachsthum einiger Birken; die Hochebenen tragen ganz den Charakter einer Steppe an ſich, und kein Baum hemmt den Geſichtskreis, ob man ſich nun ſeitwärts gegen die Zentralkette wendet, oder nördlich gegen das Flachland, in welchem die Plateau's des Kaukaſus ſich allmälig verlieren. Ich fand dort ein ſehr grobes Konglomerat, abgerundete Kieſel von gewöhnlichem weißem Quarz, von verſchiedenfarbigem, grauem, braunem, ſchwarzem Jaspis, ſo wie einige in ein quarzichtes Cement eingewickelte Thonſchieferfragmente; von Trachyt konnte ich mit aller Mühe Nichts entdecken. Einige Augenblicke hielten wir auf einer Ebene an, wo von Menſchenhänden aufgeſchichtete Steinſtücke umherlagen; hier, ſagten unſere tſcherkeſſiſchen Führer, hätten die Franken gehauſt, nach deren König der Fluß Kuban benannt ſey. *) Indem man gegen den Rand dieſer Ebenen vorrückt, ſieht man ſich von der Zentralkette zuletzt nur noch durch ein breites tiefes Thal getrennt, und geht man gegen dieſes Thal etwas hinab, ſo ſtößt man mit einem Mal auf faſt ſenkrechte Lagen eines beſondern Geſteins, woran jenes Konglomerat ſich gleichſam anlehnt, und man entdeckt bald alte Arbeiten, welche die Ausbeutung des ſchwefelichten Blei's, von dem die uns gebrachten Proben kamen, zum Gegenſtand gehabt hatten. Auf den dem oben erwähnten Konglomerat nächſten Punkten beſteht dieſes Geſtein gleichfalls aus abgerundeten Quarzſtücken mit einem Cement von eiſenhaltigem Thon; **) auf andern Punkten dagegen nimmt der Quarz ab, die Paſte wird vorherrſchend und man ſieht ſie deutlich aus zwei Subſtanzen, Feldſpath und Schwefelſchwererde, zuſammengeſetzt. Auch iſt es die Schwefelſchwererde, welche dem ſchweflichten Blei zur Gangart dient, mittelſt kleiner Schichten, die durch dünne Fäden von Schwefelſpießglas und Blei, von granem Kupfer, und oxydirtem Braunſtein durchſponnen werden. All Dieß iſt in ſo geringer Quantität vorhanden, daß die Arbeiten ſich nicht verlohnten.

Der nämliche Weg, den wir hergekommen, führte uns nach unſerm Lager an dem Ufer des Kaſſaut zurück. Wir verließen es am folgenden Morgen, und, indem wir über die zwiſchen dem Bermamük und der Zentralkette gelegenen Höhen hinzogen, nahten wir mehr und mehr dem Elbrus. Das Wetter begünſtigte uns nicht; unaufhörliche Gußregen verderbten die Wege, trieben die Flüſſe aus ihren Ufern und beraubten uns durch die Dünſte, welche ſie erzeugten, der Anſicht der Berge; wir waren beinahe fortwährend von Nebeln umhüllt. Der General, der nur ungern den Hauptzweck der Expedition, die Erſteigung des Elbrus, aufgegeben hätte, beſchloß den geeigneteren Zeitpunkt abzuwarten. Dieſer blieb nicht aus.

Am 20 ſchritten wir, unſere Wägen und Kanonen unter dem Schutz einer kleinen Bedeckung im Thal des Charbis, auf der Grenze der Sandſtein- und Trachytgebirge zurücklaſſend, auf ſehr ſchwierigen Pfaden die erſten Stufen der Zentralkette hinan, und ſtiegen hierauf in das Thal der obern Malka nieder, die am Fuß des Elbrus entſpringt,

---

*) Wie Klaproth bemerkt, hat ſich das Andenken an eine Kolonie von Frenghi oder Europäern bei den meiſten Stämmen in der Nachbarſchaft des Elbrus erhalten. Noch ſieht man in der Nähe des Hauptortes den Karatſchai, in der Gegend, welche Getmiſch-Baſch heißt, viele alte Gräber, welche von dieſen Frenghi herrühren ſollen.

**) Nicht weit davon findet man viel gelben Eiſenocker.

Digitized by Google

wo wir, 8000 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Ozeans, unſer Lager aufſchlugen. Am Morgen darauf begab ſich der General auf eine der benachbarten Höhen, um den Weg auszumitteln, der zu nehmen wäre. Alsbald verſammelte er die Koſaken und Tſcherkeſſen, die uns begleiten ſollten, und ſetzte für Die Preiſe aus, welchen es gelänge, oben die Erſten zu ſeyn, als erſten 400, als zweiten 200 Rubel; mit dem Verſprechen, ſelbſt Diejenigen zu belohnen, welche, wenn es unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, nur die Hälfte des ſchneebedeckten Kegels erſteigen würden. Um zehn Uhr brachen wir auf. Nachdem wir über die Malka geſetzt, mußten wir ſchon unſere Pferde zurückſchicken; denn es gieng über Felſenmaſſen, wo man bloß klettern und von Block zu Block ſpringen konnte. Die Infanteriſten und Koſaken, die unſere Bedeckung bildeten, trugen zugleich unſer Gepäck und Brennholz. Nach einem ſechsſtündigen Marſch, d. h. Nachmittags 4 Uhr, langten wir an der Schneemarkung an.

Man denke ſich ein verlängertes Plateau von 8 bis 10,000 Fuß Erhebung, zerriſſen nach allen Richtungen durch tiefe und enge Thäler, durchſchnitten in der Mitte und nach ſeiner ganzen Länge durch eine Kette ſteiler Felſen von maleriſchem Anblick, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind; dieſe Kette hat etwa in der Hälfte ihrer Länge eine ſehr weite nicht gar tiefe Aushölung, aus deren Mitte ein Kegel mit zwei Spitzen emporſteigt, der ganz mit Schnee bedeckt iſt, und wo die vorſpringenden Felstheile wie kleine Flecken erſcheinen; dieſer Kegel, welcher die umliegenden Gipfel um 3 bis 4000 Fuß überragt, iſt der Elbrus. An ſeinem Fuß unter dem Schirm unermeßlicher ſchwarzer Trachytblöcke, zwiſchen denen ein kleiner Teich von Schneewaſſer ſich gebildet, hundert Schuh unter der Schneelinie, brachten wir die Nacht zu. Die Nacht war ſehr friſch; ich ſtand mehrere Mal auf, um das herrliche Schauſpiel zu betrachten, welches die vom Mondſchein erhellte Felſen- und Schneewüſte darbot. Dieſes Gemälde in ſeiner erhabenen Einfachheit hat ſich meiner Seele tief eingeprägt; es zeigte bloß drei Farben, das Silber des Schnee's und des Geſtirns, welches über demſelben leuchtete, das Azur des Himmels, und das Schwarzdunkel der Felſen, verſchmolzen mit den Schatten der Nacht; aber die maleriſche Gruppirung der Geſtalten, die Weichheit der Umriſſe, die ſanften Uebergänge der Farben, und endlich die Stille, die rings um in der Natur herrſchte, und ſich dem Gemüth mittheilte, all Dieß verlieh dem Ganzen einen wunderbaren magiſchen Reiz.

(Fortſetzung folgt.)

Kriegsverfaſſung der ſcandinaviſchen Halbinſel.

1. Schwediſche Landmacht.

(Schluß.)

Selbſt mitten unter den Unfällen, welche Guſtav's IV Verblendung im J. 1809 über ſein Reich brachte, rief Adlercreuz mit einer Handvoll Soldaten oftmals den Ruſſen die frühere Ueberlegenheit der Schweden in's Gedächtniß. Wir reden Nichts von der militäriſchen Rolle, die Schweden von 1812 bis 1815 ſpielte, weil ſeine Truppen damals nie Gelegenheit fanden, für ein ausſchließlich nationelles Intereſſe zu kämpfen. Thatſache iſt, daß die Schweden alle Eigenſchaften zu tüchtigen Soldaten beſitzen. Sie ſind ein ſchöner ſchlank gewachſener Menſchenſchlag; ihr rauhes aber geſundes Klima gewöhnt ſie an Entbehrung und Abhärtung, und begünſtigt die Entwicklung ihrer phyſiſchen Kraft; kein Soldat hat einen tieferen Reſpekt, einen unbedingteren Gehorſam gegen die Befehle ſeiner Offiziere, keiner iſt in höherem Grade mit jener unerſchütterlichen Ausdauer, jener ſchweigſamen ſtoiſchen Reſignation, jenem ruhigen und kalten Muthe begabt, kurz mit allen jenen Tugenden der Völker des Nordens, denen ſie ſo manchen Triumph über die Söhne des Südens verdanken. Daher iſt auch nicht wohl ein Syſtem gedenkbar, das mehr geeignet wäre, dieſen kriegeriſchen Sinn in den ackerbauenden Klaſſen zu pflegen, und das Volk mit dem Gedanken an die Pflicht der Nationalvertheidigung auch im Frieden vertraut zu machen. In einem Lande, das über ſo dürftige pekuniäre Hülfsquellen verfügt, wo eine ſparſame Bevölkerung auf einer ſo weit ausgedehnten Fläche zerſtreut iſt, verbindet dieſe Organiſation den mehrfachen Nutzen, daß man dabei möglichſt Viel erſpart, ohne daß weder der Dienſt Noth leidet, noch der Müſſiggang der Garniſonen dem Ackerbau eine Menge fleißiger Hände entzieht; nicht zu vergeſſen, daß ein ſo koloniſirtes Heer einen völlig nationalen Charakter gewinnt, daß es durch die Gemeinſchaft der Intereſſen, der Arbeiten, der Bedürfniſſe mit dem Bürgerthum auf's Innigſte harmoniren muß.

Die ſchwediſche Armeeverwaltung iſt ungemein verwickelt; ſie ſteht nicht unter Leitung eines Miniſteriums oder eines Oberbefehlshabers, ſondern ſie zerfällt in drei Geſchäftskreiſe, deren Verrichtungen ſich nicht genau beſtimmen laſſen: 1) eine Behörde für das Perſonal, mit dem Generaladjutanten Grafen Brahe an der Spitze, welche unmittelbar mit dem König arbeitet und die Kandidaten für die zu beſetzenden Grade vorſchlägt, 2) eine Behörde für das Material, mit einem entſetzbaren Präſidenten, und zwölf unentſetzbaren halb Militär- halb Civilräthen, eingetheilt in ſechs Kammern, für Artillerie, Befeſtigungen, Verpflegung, Ausrüſtung und bürgerliche Rechtsſachen; 3) ein Expeditionsamt, unter einem Staatsſekretär, welcher Patente unterzeichnet, an den Geſuche um Urlaub, Beförderung ꝛc. einzureichen ſind, worüber er dem König Bericht erſtattet. Endlich räumt die Konſtitution von 1809 dem Monarchen die oberſte Leitung aller Militärangelegenheiten ohne Beiziehung des Staatsraths ein. *)

---

*) Stand der ſchwediſchen Armee von 1827 bis 1829 (nach offiziellen Quellen.)

I. Stehendes Heer auf dem Friedensfuß.

1) Generalſtab

Feldmarſchälle		2		
Generaloffiziere	5 Generale, 11 Generallieutenants, 26 Generalmajore	42		161
Korps des Generalſtabs	30 Generaladjutanten, 15 Obriſten, 14 Obriſtlieutenants, 16 Majore, 42 Kapitäne	117		

2) Aktives Militär

Geniekorps		370	
Artillerie, 3 Regimenter		2801	
Kavallerie, Garden zu Pferd, Huſaren des Prinzen		1140	6867
Infanterie, 2 Leibregimenter, 1 Bataillon Jäger		2546	

Digitized by Google

Von ſonſtigen Militärinſtituten ſind folgende zu erwähnen. In Karlberg, nahe bei Stockholm, befindet ſich eine Militärſchule, die ungefähr 100 Zöglinge enthält. Der Unterricht in den Kriegswiſſenſchaften iſt kürzlich durch Anſtellung mehrerer franzöſiſchen Lehrer verbeſſert worden. Das berühmte Kloſter zu Wadſtena wurde in ein Invalidenhaus verwandelt, eine große Anzahl hat darin Unterkunft; Diejenigen, welche einen andern Aufenthalt vorziehen, bekommen einen Gnadengehalt, der aber in der Regel nicht zureicht. Für invalide Offiziere iſt das Schloß Ulrichtsdal eingerichtet. Zu Mariaberg, an den Thoren der Hauptſtadt, iſt eine wichtige Gießerei für Kanonen von Bronze; für Kanonen von Eiſen ſind Gießereien in Finspang, Aker, Staffſjö, Helleterp ꝛc. Aus dieſen Manufakturen gehen jedes Jahr eine große Anzahl Feuerſchlünde hervor, von denen auch viele in's Ausland, namentlich nach Amerika und den Barbareskenſtaaten, wandern. Die dem Grafen Wetterſtedt gehörige Gießerei und Stückbohrerei verdient wegen der großen Geſchäfte, die ſie macht, und der ausgezeichneten Arbeiten, die ſie liefert, eine beſondere Meldung. Waffenfabriken giebt es in fünf Städten; die vorzüglichſte iſt in Eskilſtuna. Die einzige Feſtung von Wichtigkeit iſt Karlskrona; ſtark iſt dieſer Platz aber nur auf der Seeſeite. Die Zugänge der Häfen von Stockholm und Gothenburg ſind durch Forts und ziemlich furchtbare Batterien geſchützt. Was Karlſten und die andern feſten Plätze an der norwegiſchen Grenze betrifft, ſo haben dieſelben ſeit der Vereinigung beider Königreiche ihre Bedeutung verloren und werden vernachläſſigt. Eben ſo verhält es ſich mit Malmö, Warberg, Chriſtianſtad, Landskrona, die ſeit der Wiedervereinigung von Scane unter Karl X und XI auch keine Bedeutung mehr haben. An einer großen Zentralfeſtung wird in dieſem Augenblick gebaut.

---

3) Kolonisirte Truppen

Kavallerie, 2 Regimenter Dragoner, 5 Regimenter Huſaren, 1 Schwadron Jäger . .	4944	29,818
Infanterie, 25 Regimenter	24,874	
Zuſammen		36,846

II. Aushebung für den Kriegsfuß.

1) Außerordentliche Aushebung auf den adeligen Ländereien	3587
2) Fünf Klaſſen der Nationalkonſcription	95,518
3) Beſondere Konſcription der Inſel Gothland . . .	7,398
Im Ganzen	142,649

Die Ausgaben des Staats für das Heer betragen 5,380,000 Thaler; hierunter iſt aber bloß die Unterhaltung der angeworbenen Regimenter und die Anſchaffung des Materials begriffen. Nach Torſtens ſtatiſtiſchen Tabellen beliefen ſich die Koſten der Grundeigenthümer auf 2,880.000 Thaler, und die den Offizieren verliehene Domänen warfen 335,000 Thaler ab; beide Schätzungen dürften jedoch zu gering ſeyn.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer Einleitung wurde zum namentlichen Aufrufe der Zeugen geſchritten. Man bemerkte die Namen der Generale Gourgaud, Caſarelli, des Grafen Simeon, Pernetti's und Lafayette's. Als der Huiſſier dieſen aufrief, ertönte von einer Seite des Saales Beifall der Zuhörer. Der Präſident, Hr. Hardouin, begann nun das Verhör der Angeſchuldigten mit Sambuc.

Erſte Sitzung des Gerichtshofes am 6 April.

Auf die Frage des Präſidenten: in welcher Abſicht er aus der Schweiz nach Paris gekommen ſey? erwiedert der Rechtskandidat Sambuc: „Ich bin nach Paris gekommen, um hier die Rechte zu ſtudiren; zugleich aber auch, um für meinen Vater eine Penſion zu reklamiren, die man ihm ungerechter Weiſe entzogen hat. Ich glaubte, daß nach der Julius-Revolution der Tag der Vergütungen gekommen ſey.“ Auf weitere Befragung geſteht Sambuc zu, daß er der Verfaſſer einer Flugſchrift: „An die Studenten“ (aux étudians, sur les derniers événemens et sur la nécessité d'avoir recours à un mode régulier d'organisation et d'expression) und der Stifter einer patriotiſch-wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft ſey (société de l'ordre et du progrès), deren Zweck es war, die Studenten von Paris in Einigkeit und Harmonie zu bringen, da ihre Vereinzelung leicht Einen oder den Andern zu Schritten verleiten konnte, die den Studenten überhaupt üble Nachrede und Mißachtung zuzogen. Dieſe Geſellſchaft löste ſich ſpäter auf, und es entſtand aus ihr die Société des Ecoles. Wenn deſſen ungeachtet Studenten in die öffentlichen Bewegungen verwickelt wurden, ſo lag Dieß nicht im Zwecke der Geſellſchaft, und muß den Zeitumſtänden überhaupt zugeſchrieben werden. Was die geheimen Artikel der Geſellſchaft betrifft, ſo hatte Sambuc davon keine Kenntniß; ſie ſind von dem Sekretär der Geſellſchaft, Francfort, geſchrieben und den urſprünglichen Statuten beigefügt, die von Sambuc entworfen waren. — Auf die Bemerkung des Präſidenten, ein Artikel der erwähnten Statuten beſtimme, daß ſich die Geſellſchaft der Schulen mit andern Geſellſchaften, die denſelben Zweck verfolgen, in Verbindung ſetzen ſolle, und daß in des Angeklagten Tagbuche die Worte zu finden ſeyen: „ein Individuum gefunden, das uns dienlich ſeyn kann“ — erwiedert Sambuc: „Ehe ich hierauf antworte, muß ich hier die Gefühle ausdrücken, von denen ich mich in Bezug auf das erwähnte Tagbuch bewegt fühle. Ich will nicht meine Gewohnheit entſchuldigen, Tag für Tag Alles, was ich gedacht und gethan, niederzuſchreiben. Dieſe Gewohnheit iſt vielleicht lächerlich; aber gewiß nicht verdammungswürdig. Nur Dieſes werde ich mir niemals verzeihen, daß dieſe unglücklichen Bemerkungen meinen Freunden eine Anklage zugezogen haben, gegen die ſie heute ſich verantworten müſſen. Ich bitte ſie deßhalb feierlich um Verzeihung. Auch muß ich laut mich über die Oeffentlichkeit beklagen, die meinem Tagbuche durch ein Journal gegeben wurde. Der Courrier français hat die Schicklichkeit wenig zu beobachten gewußt, indem er Dokumente meines Privatlebens der Welt überliefert hat. So mußten ſich ehrenhafte Männer, deren Namen in meinem Tagbuche verzeichnet ſtanden, einer Oeffentlichkeit übergeben ſehen, die zwar ihrem Rufe nicht nachtheilig ſeyn, aber ihnen gerechten Anlaß geben kann, ſich zu beklagen. Auch ſie bitte ich hiemit feierlich um Vergebung. Was die an mich geſtellte Frage betrifft, ſo iſt wohl leicht einzuſehen, daß wir bei Begründung einer Geſellſchaft wünſchen mußten, ſie ſo viel als möglich gefördert zu ſehen. Wenn ich daher einen jungen Menſchen fand, der mit unſern Ideen ſympathiſirte, ſo glaubte ich, ihn in meinem Tagbuche anmerken zu müſſen.“

Ueber ſeine Verhältniſſe zu Trelat, dem Präſidenten der Geſellſchaft der Volksfreunde, giebt Sambuc folgende Erklärungen:

„Ich kannte Hrn. Trelat als Arzt. Da ich wußte, daß er Präſident der Geſellſchaft der Volksfreunde war, ſo wollte ich mich mit ihm in Verbindung ſetzen, um die Einzelnheiten der Verwaltung und Organiſation ſeiner Geſellſchaft kennen zu lernen. Ich war in dergleichen Dingen ſehr wenig bewandert, und wollte mich darüber unterrichten, um ſie bei unſerer Geſellſchaft in Anwendung zu bringen. Dieß war der einzige Zweck unſerer Zuſammenkünfte; von Politik war dabei wenig oder gar nicht die Sprache.“

Präſident: Erklären Sie ſich über die Worte in Ihrem Tagbuche vom 17 Oktober: „Nochmaliger wichtiger Vortrag des M. D., proviſoriſche Regierung aus ſechs Mitgliedern u. ſ. w.“ — **Sambuc:** Da ich gewohnt war, meine Ideen nur in abgeriſſenen Worten hinzuwerfen, ſo muß man davon genaue Erklärung nicht erwarten; wir Alle ſtanden unter dem Einfluſſe der Umſtände, in denen wir uns befanden. Mehrere von uns ſprachen von den Ereigniſſen, die ſich zutrugen; unterhielten ſich von den Gerüchten, die in Umlaufe waren; Einige erzählten, wenn das Volk, das ſchon im Julius die beſtehenden Verhältniſſe umgeſtürzt hatte, auch die

Digitized by Google

gegenwärtige Regierung abſchaffen wollte, ſo ſey man der Meinung, man könne auf dieſe oder jene Art eine proviſoriſche Regierung errichten; ſo in der Manie, Alles aufzuzeichnen, ſchrieb ich in meinem Tagbuche auch den Inhalt jener Geſpräche über die Ereigniſſe nieder, in deren Mitte wir uns befanden.“

Auf die Bemerkung des Präſidenten, daß dergleichen Verhandlungen in der Geſellſchaft ſelbſt vorgefallen ſeyn müßten, wovon in Francfort's Reden Beweiſe zu finden wären, erklärte Sambuc in ſeinem und der Mitangeklagten Namen feierlich, daß dieſe vorgefundene Rede nie in der Geſellſchaft der Schulen gehalten worden; ſicherlich würde er auch, wenn Dieß geſchehen wäre, davon in ſeinem Tagbuche Erwähnung gemacht haben.

Auf die Frage des Präſidenten: Was es mit ſeiner Unterredung über die Napoleoniſten mit Cavaignac für ein Bewandtniß habe, erwiederte der Angeklagte: Jedermann habe damals von den Entwürfen der Napoleoniſten geſprochen. Da Nichts ſo unerträglich ſey als die Tyrannei des Schwertes, ſo habe er ſich erkundigt, Was man wohl thun müſſe, um dieſer zuvorzukommen. Hinſichtlich der im Tagbuche gefundenen Stelle: „an Caſarelli und den Grafen Simeon geſchrieben, um ſie in Kenntniß zu ſetzen u. ſ. w.“ gab Sambuc folgende Erläuterung: „am 20 Dezember hörte ich, da ich zunächſt am Luxemburg wohne, mit meinen eigenen Ohren Arbeitsleute ſagen, ſie ſeyen zu ſchwach und wollten morgen wieder kommen; ich ſchöpfte daraus lebhafte Beſorgniſſe, und hielt es für Pflicht, den Grafen Simeon, dem mein Vater Verbindlichkeiten ſchuldig iſt, von den Ereigniſſen in Kenntniß zu ſetzen, die mir unvermeidlich ſchienen.“

Auch noch einige andere Erklärungen, die Sambuc über verdächtige Stellen ſeines Tagbuches gab, liefen auf gewöhnliche Dinge hinaus. Die im Tagbuche bemerkten individus soignés waren Studenten, die er als taugliche Mitglieder der Geſellſchaft kennen lernte und mit dieſen Worten bezeichnen wollte. Die Worte: „Vertheilung der Arbeit, der Rollen u. ſ. w.“ hatten gleichfalls nur auf die inneren Angelegenheiten der Studentengeſellſchaft Bezug. Endlich ſtellte noch der Generaladvokat die Frage: beharren Sie auf der vor dem Unterſuchungsrichter hinſichtlich der proviſoriſchen Regierung gegebenen Erklärung, daß die Bürger, bei einem Umſturze des gegenwärtigen Beſtandes der Dinge, zu einem großen Prinzip, zur Appellation an die Nation, ihre Zuflucht nehmen würden? — Sambuc: Allerdings. Ich hatte Grund zu glauben, daß man ſehr Unrecht habe, dieſes Prinzip nicht anerkennen zu wollen, und es war meine Anſicht, daß man in einer politiſchen Kriſe immer auf dieſes Prinzip wieder zurückkommen müſſe. (Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die „Times“ geben folgende Unterredung des Königs Ludwig Philipp mit der belgiſchen Geſandtſchaft, die nach Paris gekommen war, um dem Herzog von Nemours die Krone anzubieten. Die Unterredung will verbürgt werden, und ließe, wenn ſie wirklich ſo vorgefallen iſt, nicht ohne Grund auf die Abſicht Philipp Ludwigs ſchließen, auf eine oder die andere Art ſich mit der bourbonſchen Familie wieder auszuſöhnen, die durch ihn in ihrem älteſten Zweige ſich ſo tief gekränkt fühlen muß. — „Meine Herren,“ ſagte der König, indem er ſich gegen die Geſandtſchaft wendete, „ich freue mich, Sie zu ſehen und Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich weiß ſehr wohl, daß Sie ſich zu Paris völlig heimiſch finden, aber auch hier in meinem Hauſe müſſen Sie ſich wie daheim fühlen. Ich fühle mich ſehr geſchmeichelt, und bin ſtolz wegen Ihrer Wahl des Herzogs von Nemours; und obgleich mich politiſche Gründe beſtimmen, das Anerbieten abzulehnen, ſo bin ich doch wahrhaft glücklich, daß er von einem freien Volke gewählt wurde. Es iſt ein Unglück, daß eine abſchlägige Antwort gegeben werden muß; allein Sie müſſen eine andere Wahl treffen, denn es iſt unausweichbar nöthig, ſich gegen Anarchie zu ſchützen. Warum wollen Sie nicht einen neapolitaniſchen Prinzen nehmen? Sie lächeln, und mein Vorſchlag ſcheint Sie zu überraſchen? Es iſt wahr, in Neapels Luft athmet man nicht vollkommene Freiheit. Aber Sie ſollten ihn ſehen. Er iſt erſt zwanzig Jahre alt, und in dieſem Alter läßt ſich noch Alles aus dem jungen Stoffe bilden, und wir Franzoſen wollen ihm hier ſchon den Zuſchnitt geben. Meine Kinder werden dazu treulich helfen. Doch da wir allein ſind, muß ich Ihnen einige Worte von meiner eigenen Heirath ſagen. Als wir aus Frankreich verbannt waren, wurde mein Bruder das Opfer einer Abzehrung. Wie gewöhnlich rieth man ihm, nach Italien zu gehen, und hier ſtarb er. Sein Tod war für mich ein harter Schlag, und ich war im Begriffe, Neapel zu verlaſſen, ohne die königliche Familie geſehen zu haben. Der Sohn eines Königsmörders, glaubte ich, würde bei Hofe nicht ſehr willkommen ſeyn; doch um den Schein zu vermeiden, als ſetzte ich die ſchuldige Achtung außer Augen, erſchien ich daſelbſt. Ich wurde mit einer Artigkeit empfangen, die ich vielleicht überſchätzte, weil ich nur auf einen kalten Empfang gerechnet hatte. Ich wiederholte meinen Beſuch, und da ich mich mit der freundſchaftlichſten Aufmerkſamkeit behandelt ſah, ſo verſchob ich meine Abreiſe. Die Königin beſonders erzeigte mir große Güte, und ich merkte bald, daß ſie mit mir Abſichten auf eine ihrer Töchter hatte. Gut, ſagte ich bei mir ſelbſt, warum ſoll ich nicht eine neapolitaniſche Prinzeſſin heirathen, wenn ich in ihr die Eigenſchaften einer guten Mutter finde, und was ich von einem Weibe verlange. In der That, Amalie gefiel mir und ich heirathete ſie. Ich gab ihr eine Richtung nach meinen Anſichten und Ideen, und wie Sie ſehen, kann auch eine neapolitaniſche Prinzeſſin ein gutes Weib werden. Ich habe ſeitdem erfahren, daß ihre Mutter die Königin die Meinung gefaßt hatte, die Familie Orleans würde früher oder ſpäter auf den franzöſiſchen Thron gelangen. Von dieſer Ahnung beſtimmt, trug ſie kein Bedenken, ihre Tochter einem Verbannten zu geben, und ſich mit Einem zu verbinden, der mit dem Blute eines Bourbon befleckt war. Wenn Sie einen neapolitaniſchen Prinzen wählen wollen, ſo werde ich Ihnen eine von meinen Töchtern ſenden; vorausgeſetzt, wenn eine von ihnen einwilligt; denn obgleich ich König bin, ſo bin ich doch auch Vater, und meine Töchter ſollen nicht gezwungen werden, einen Mann zu heirathen, den ſie nicht lieben. Ich nehme wenig Rückſicht auf königliches Blut, und ſie ſelbſt eben ſo wenig. Was denken Sie von meiner Marie? Sie plauderten geſtern mit ihr ziemlich lang. Sie iſt ſo liberal geſinnt als Sie und ich. Sieht ſie nicht allerliebſt aus in ihrem blonden Lockenköpfchen? Doch ich darf dabei nicht meine älteſte Tochter Louiſe vergeſſen mit ihren großen Augen; ſie ſieht kalt aus, iſt aber voll Gefühl. Sie vereint Feſtigkeit mit Verſtand; ſie iſt gleichfalls eine Liberale, aber nicht mit ſolcher Wärme wie ihre Schweſter. Doch nebenbei geſagt (lachend), bevor Ihr König die Konſtitution annimmt, müſſen Sie ihn hieher in's Palais Royal ſchicken, und wenn ihm weder Louiſe noch Marie gefällt, ſo habe ich ihm Nichts mehr zu ſagen. Aber im Ernſte zu reden, ſagen Sie den Belgiern, daß ſie das Band der Freundſchaft zwiſchen uns noch feſter geſchlungen haben, und daß ſie auf mich, als auf ihren Vater, zählen dürfen.“

•

Die neulich (Ausland Nr. 114, S. 456) angekündigte Operation der ungeheuern Balggeſchwulſt des Chineſen Hoo-Loo in Guy's Hoſpital zu London wurde jüngſt durch Hrn. Key, in Gegenwart der angeſehenſten engliſchen Aerzte, vollzogen. Es aſſiſtirten dabei die Aerzte A. Cooper, Calloway, B. Cooper, Dr. Addiſſon und Morgan; außer ihnen waren noch zugegen die HH. Hutchinſon, Barry, Parke (Bruder des Mungo Parke), Stroud, Pidcock u. A. m. Die Operation fiel der allgemein anerkannten Geſchicklichkeit des Wundarztes und aller angewandten Vorſichtsmaßregeln ungeachtet unglücklich aus. Der arme Chineſe gab unter den Händen der Aerzte den Geiſt auf. Der Blutverluſt war nur ſehr gering, er betrug nicht mehr als 16 Unzen, lauter Venenblut, und doch ſchien der Kranke davon während der Operation außerordentlich geſchwächt. Auch nach derſelben erholte er ſich aller angewandten Reizmittel ungeachtet nicht mehr aus ſeiner Ohnmacht. Alle Aerzte hatten die größte Gefahr in der Hämorrhagie gefürchtet, und es waren daher alle Vorſichtsmaßregeln getroffen worden, dieſer ſo viel als möglich vorzubeugen. Deßhalb verzögerte ſich auch die Operation länger als gewöhnlich, da der Wundarzt jedes Gefäß, ſobald er es durchſchnitten hatte, unterband. Blutverluſt kann alſo nicht als die Urſache des Mißlingens betrachtet werden; die geringe Quantität des verlornen Venenblutes würde jeder geſunde Europäer ohne die mindeſte Gefahr ertragen haben. Der Tod des Chineſen ſcheint einer allzu heftigen Erſchütterung ſeines Nervenſyſtems während der Operation zugeſchrieben werden zu müſſen. — Die abgelöste Geſchwulſt wog 56 Pfund; auf drei oder vier Pfund kann die während der Operation vergoſſene Flüſſigkeit angeſchlagen werden. Ihr Umfang betrug, nach ihrer Trennung vom Leibe gemeſſen, vollkommen vier Fuß.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 124. 4 Mai 1831.

Kriegsverfaſſung der ſcandinaviſchen Halbinſel.

2) Schwediſche Seemacht.

Die Organiſation der Marine wurde von Karl XI nach denſelben Grundſätzen wie die der Landarmee angeordnet. Das Perſonal beſteht aus zwei Hauptelementen: den koloniſirten (indelta) Matroſen und der Seekonſkription (sjo-bevaring). Den Grundeigenthümern in den an das Meer grenzenden Diſtrikten, namentlich in den beiden ganzen Provinzen Blekingen und Halland, liegt wie den Grundeigenthümern in den innern Diſtrikten in Bezug auf das Landheer, ſo in Bezug auf die Marine die Lieferung und Unterhaltung einer beſtimmten Mannſchaft ob, welche, in 34 Kompagnien getheilt, das Korps der Indelta-Seeleute bildet. Aus ihnen bemannt man die Fahrzeuge, die auf der See ſind, und mit den übrigen ſtellt man von Zeit zu Zeit auf eigens dazu ausgerüſteten Flotillen Uebungen an. Außer dieſer Periode bauen ſie ihr Feld, und ihre Offiziere leben größten Theils wie die des Landheers auf ihren Boſtällen. Im Fall eines Kriegs kann die geſammte Seekonſtription aufgeboten werden. Zu ihr gehören aus den Küſtendiſtrikten alle Jünglinge von 20 bis 25 Jahren, die dann in den 34 Indelta-Kompagnien eingereiht werden. Dazu kommen noch zwei Kontingente, von denen eines die Seeſtädte zu liefern haben, das andere die Eigenthümer der in dem Kataſter nicht einbegriffenen adeligen Ländereien.

Schweden beſaß oft zahlreiche Flotten, mit welchen es Rußland und Dänemark zwei Jahrhunderte lang die Herrſchaft des baltiſchen Meeres ſtreitig machte. Bis auf Guſtav III hatte es gleich den andern Seemächten Europa's viele Schiffe von hohem Bord; aber ſeit dieſer König im J. 1790 über die Ruſſen den bewunderungswürdigen Sieg zu Svenska-Sund einzig und allein mit Kanonierſchaluppen davon trug, fing man an einzuſehen, daß dieſe Art Fahrzeuge, wenn ſie durch einige Fregatten unterſtützt werden, für Schweden allein paſſend ſeyen. In der That kann die ſchwediſche Marine heut zu Tag bloß zur Vertheidigung der Küſten dienen, welche wegen ihres Saums von Klippen und Untiefen für hochbordige Schiffe unzugänglich ſind. Man baut daher auch ſeit einigen Jahren ſolche nicht mehr; hingegen ſucht man den Bau der Kanonierſchaluppen auf jede Art zu vervollkommnen, und man hat darin bereits unermeßliche Verbeſſerungen angebracht; wie man denn ſolche Schiffe von verſchiedener Art und Größe mit Decken und Maſten gleich den Bricks, wie ohne Decke und mit Rudern, mit 2 bis 10 Kanonen wie mit einer Karonade und mit 25 wie mit 100 Mann an Bord hat.

Die frühere Eintheilung der Flotte in Kriegs- (orlogs-flottan) und Küſtenflotte (skaergards-flottan) iſt nicht mehr üblich. Die vereinigte Flotte zerfällt jetzt in drei Geſchwader, die in den Häfen von Carlscrona, Stockholm und Gothenburg liegen. Die beiden letztern Häfen haben in militäriſcher Beziehung keine ſonderliche Wichtigkeit; der Hauptſeewaffenplatz und der Sitz aller Marineanſtalten Schwedens iſt Carlscrona. Dieſe Stadt, eine Schöpfung Karls XI, enthält beträchtliche Werfte, und prächtig in Felſen gegrabene Becken, wo die noch übrigen Schiffe von hohem Bord ankern. Die Kanonierſchaluppen befinden ſich meiſt im Trockenen unter Obdach; weßwegen ſie ſich auch viel länger erhalten. Stehende Militärſtationen unterhält Schweden nicht, und jene Uebungsgeſchwader kehren immer wieder in die Häfen zurück. Von Seiten Englands und Frankreichs genießt es aber die Vergünſtigung, daß ſeine Offiziere auf den Flotten dieſer beiden Nationen den Dienſt erlernen dürfen. Eilf ſchwediſche und norwegiſche Seeoffiziere machten z. B. im vorigen Jahr die Expedition gegen Algier mit, und vier dienen auf der franzöſiſchen Flotte im Archipel. Auffallend iſt, daß, ungeachtet der ungeheuren Wälder, welche Schweden beſitzt, man doch daſelbſt wenig Schiffsbauholz trifft, und daſſelbe aus Finland und andern Uferländern der Oſtſee zu holen ſich genöthigt ſieht. Eben ſo verhält es ſich mit dem Takelwerk.

Der Kronprinz iſt Großadmiral von Schweden. Das See- wie das Landmilitärweſen ſteht unter zwei ganz abgeſonderten Behörden, einer für das Perſonal unter einem Admiral, der zugleich Generaladjutant des Königs iſt, und einer für die Verwaltung unter einem Kollegium mit einem entſetzbaren Präſidenten und ſechs unentſetzbaren Räthen, wovon vier aus dem Militär- und zwei aus dem Civilſtand ſind. Dem Staatsſekretär für den Krieg gebührt die Ausfertigung der Marineangelegenheiten im Staatsrath. *)

---

*) Ueberſicht der ſchwediſchen Marine.

I. Perſonal.

1) Offiziere.

General-Offiziere	11	227
Kommandeure	24	
Kapitäne	16	
Lieutenants erſter und zweiter Klaſſe	176	

Digitized by Google

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Die Expedition blieb dort bis zum 25 November; es wurden zehn Mucuahangues gefangen genommen, welche mit Salz von einer Saline 11 Tagreiſen von Cap Negro kamen, und nach einer kurzen Gefangenſchaft zugleich mit zwei Negern von Cobai, nachdem ſie zuvor alle mit Tuchkleidung beſchenkt worden, wieder freigelaſſen wurden. Die Mucuahangues werden von einem Neffen des Fürſten von Njau regiert. In der Nacht des 25 ward die Expedition von den Bewohnern der Gegend zur Linken mit Pfeilen angefallen. Der Angriff geſchah unter großem Geſchrei, wodurch ſie ankündigten, daß ſie den folgenden Tag mit größerer Macht ihren Anfall erneuern würden. Die Expedition gerieth dadurch in einige Verwirrung, und ein Offizier wurde verwundet, worauf Mendes ſeinen Gegnern bedeutete, daß er zwar nicht die Abſicht hege ihnen Schaden zuzufügen, daß ſie aber erwarten müßten die Wirkung europäiſcher Waffen zu empfinden, wenn ſie die begonnene Fehde fortſetzen wollten. Am 26 erſchien eine Geſandtſchaft, beſtehend aus 5 Perſonen, von Muene Bumbo geſchickt. Einer der Geſandten war ſein Sohn, ein anderer ein Quipang d. h. ein Offizier, die übrigen Greiſe und Mitglieder der Regierung. Sie entſchuldigten ſich, daß ſie nicht früher gekommen, mit der Furcht, in der ſie geſtanden, daß ſie den Unwillen von Mendes auf ſich gezogen hätten, und baten ihn zu glauben, daß der Zweck ihres Fürſten bei ihrer Sendung ſey, zu erfahren weſſen man ſich zu ihm zu verſehn habe. Mendes, der ein gutes Vernehmen zu erhalten wünſchte, nahm ihre Entſchuldigungen an, und entließ ſie mit Geſchenken an Kleidung und rothen Schärpen. Sie kehrten den 29 zurück, mit der Nachricht, daß ſie ihren König nicht hätten überreden können, die Expedition vor ſich kommen zu laſſen; man bot dann einen Weißen als Geiſel an, allein ſie ſagten daß ein Neger von den Moindo dos Cuandos, einem Volk, das die Expedition freiwillig von Quimana aus begleitet hatte, einem Europäer vorgezogen werden würde. Mendes fügte ſich darein, und erhielt denſelben Abend Nachricht, daß er den morgenden Tag in gehöriger Form empfangen werden ſolle; was auch zu großer Zufriedenheit auf beiden Seiten geſchah, indem der ſchwarze Fürſt ſeinem Gaſt alle Ehre erzeigte, und von dieſem Kleidung erhielt. Der Verfaſſer des Tagbuchs bemerkt bei dieſer Gelegenheit: „ich konnte meinem König keinen größern Dienſt in dieſen Gegenden leiſten, als indem ich ſo den Souva gewann, deſſen Freundſchaft und Geneigtheit ihn beim Verkehr mit unſern neuen Niederlaſſungen in Moſſamedes ſehr nützlich machen wird; es wäre ſogar wünſchenswerth, in dieſer fruchtbaren Gegend, welche große Quantitäten von Elfenbein, Wachs, Vieh und Lebensmitteln hervorbringt, ohne die Sklaven zu rechnen, eine Handelsſtation zu errichten.“ Der Souva war ſo zufrieden mit ſeinen Gäſten, daß er verſprach, den Mochuſo, den Anſtifter der bei Cap Negro begangenen Grauſamkeiten, gefangen zu nehmen. An der Nordgrenze dieſes Theils von Bumbo traf die Expedition auf einige wilde Stämme, welche ihr während mehrerer Nächte mit ihren Pfeilen ſehr beſchwerlich fielen. Den 1 Dezember zogen ſie 6 Lieues weit, unter der Leitung von Führern, welche ihnen der Souva freiwillig gegeben; ſie hielten ſich immer hart an den Bergen, von denen ſich zahlreiche Ströme ergoſſen, welche die dicht bevölkerte Ebene befruchteten. Einige der Einwohner verſuchten durch eine kühne Liſt die Expedition zu ruiniren, indem ſie einen Neger ausſchickten, der in der Nacht auf allen Vieren in's Lager kroch, um das Pulver anzuzünden. Man ertappte ihn auf der That, und knüpfte ihn ſogleich an einem Baum auf, wo man ihn 3 Tage hangen ließ, um den Eingebornen Schrecken einzuflößen. Ihre nächſte Tagreiſe brachte ſie zu einem großen Dorf, oder Libata, wie die Dörfer heißen, das auf einem Berge lag; eine halbe Meile davon war eine ſchöne Pflanzung, die ſich von der Höhe hinab in das Thal erſtreckte, und reiches Futter für das Hornvieh darbot, wovon die Bewohner einen Ueberfluß beſaßen, aber durchaus Nichts weggeben wollten; ſie ſchlichen ſich ſogar in das Lager die wenigen Stücke zu ſtehlen, die noch von denen übrig waren, die man von ihren freigebigern Nachbarn zum Geſchenk bekommen hatte. Die Diebe wurden leicht vertrieben, und erhoben auf ihrer Flucht ein entſetzliches Geheul.

Die Expedition ruhte hier bis zum 3 December, wo man es nothwendig fand, die Einwohner zu überzeugen, daß man weder ihre Waffen noch ihre Zahl fürchte; man ſchickte daher eine Streifpartei von 400 Mann aus, um unter Leitung eines Führers von Bumbo ſich in Hinterhalt zu legen. Die Portugieſen griffen im Vertrauen auf ihre Feuergewehre eine große Maſſe von Eingebornen an, und trieben ſie auf die Höhen, von denen dieſe Steine auf die Angreifer herabrollten, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieſe 17 ſchöne Kühe erbeuteten. Den 4 wurde der Zug an der Bergkette hin fortgeſetzt, die von einem thätigen und kühnen Negerſtamm bewohnt wurde, welcher ſich dem Räuberhandwerk widmete, obgleich die Gegend ſehr volkreich war, und Alles im Ueberfluß enthielt. Man fand eine Fülle wilder Früchte, und Bäume von ungeheurer Größe, wovon Mendes in einige Inſchriften hieb. Dieſe Provinz, Otomba genannt, liegt unter 14° S. B., 36 Lieues von der

---

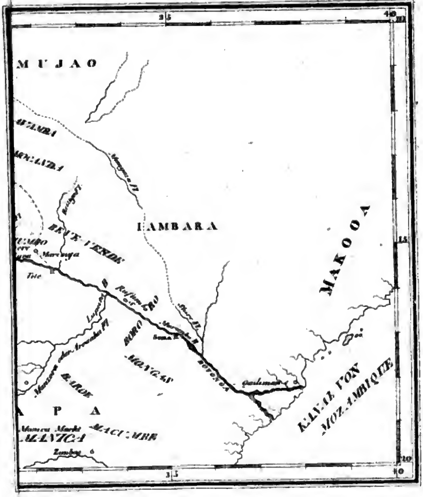
2) Mannſchaft

Seeartillerie	1,028
Zöglinge (eleves aspirans)	560
Schiffsoffizianten, Piloten, Handwerker, ꝛc.	812
Geniekorps	21
Civilverwaltung der Häfen ꝛc.	185
Arbeiter	954
Indelta-Matroſen	5,694
Matroſen aus den Städten	892
Matroſen von dem Extra-Rotering	1,535
Seekonſkription	11,500
	23,209

II. Material.

Linienſchiffe	10
Fregatten	13
Korvetten und Bricks	49
Galeren	28
Kanonierſchaluppen mit Verdeck	25
Offene Kanonierſchaluppen	500
Bombarden ꝛc.	48
Goeletten und Aviſo's	29
Batimens de ſervitude	75
	547

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

See, und iſt mit vortrefflichem Waſſer reichlich verſehen. Man raſtete daſelbſt wegen heftigen Regens bis zum 6 Dezember, an welchem die Expedition die Gebirgskette verließ, und ſich in der Nähe eines Fluſſes lagerte, der durch die Gegend von Jan fließt, und unter 14,° 4′ S. B. einen See bildet. Am 4 und 5 hatten die Einwohner keinen Angriff gemacht, aber am Abend des 6 verſuchten ſie das Vieh von der Waide zu ſtehlen, was nur mit Mühe vereitelt werden konnte.

Der 8 und 9 verfloſſen während des Zugs nach Bimriabas; aber der unaufhörliche Regen nöthigte ſie, abermals den 11 liegen zu bleiben. Da dieſer Theil der Gegend in Folge kürzlich geführter Kriege beinahe unbewohnt war, ſo hielten ſie ſich ſo viel möglich an die Seite des Gebirgs, das ihnen durch die Bäume, die es bedeckten und ſogar aus den Ritzen der Felſen hervorwuchſen, Schutz gewährte, während der Wald ihnen Wildpret aller Art lieferte. Der Fluß Quiſſa ſtrömt durch dieſe Gegend und ergießt ſich in einen See unter 14,° 16′ S. Br. drei Tagreiſen auf dem Wege nach Quilunga. Den 12 zogen ſie gerade gegen die Gebirge von Bumbo zu, und verfolgten ihren Weg in einer Entfernung von etwa 36 Meilen von der See, bis zum 16ten, wo ſie ſich am Fuße der Gebirge lagerten und bis zum 19 blieben, während eine Partei ausging Eingeborne aufzuſuchen. Allein die ganze Gegend zwiſchen Bimriabas und Bumbo war verlaſſen, obgleich es weder an Waide, noch an Bäumen oder aromatiſchen Kräutern mangelte. Hier ſetzte die Expedition über den Fluß Mueni Cambambo, der ſich mit dem Senhebari vereinigt, und unter 14° S. B. in die See fällt. Auf einem Berge unter 13° 2′ S. B. entſpringen zwei Flüſſe, der Dongue, der nach Mucheta fließt, unter 13° 40′ S. B., und der Quimana, der ſeine Mündung unter 13,° 19′ S. Br. hat. Die Ebene auf der Höhe kommt der in Bumbo an Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit faſt gleich. Sie iſt ſehr bevölkert, und wird von zwei Fürſten regiert, deren Einem die Wilden bis zur Küſte, dem Andern die wenigen wilden Stämme in den Gebirgen angehören. Der Zugang iſt beſchwerlich und die Höhe übertrifft die aller andern bekannten Hochebenen dieſes Theils von Afrika. Das Meer iſt ſichtbar von der Höhe aus und die Luft ſo hell, daß die Leute bei der Expedition ſich ſehr über Kälte beklagten, obgleich man ſich in der Mitte Sommers befand. Der Häuptling Naquageli, der die Mokuandos auf der Küſte beherrſchte, war kürzlich geſtorben, und ſein Sohn hatte ſich in Folge der wegen dieſes Todesfalls ausgebrochenen bürgerlichen Kriege zu den Quilengues zurückgezogen; der andere Fürſt, der in den Gebirgen herrſchte, wurde von Mendes mit Pomp gekleidet, und verſprach von nun an einen freundlichen Verkehr mit den portugieſiſchen Niederlaſſungen zu unterhalten. Sein Volk iſt reich an Viehheerden, lebt in Dorfſchaften, und baut Mais und Hülſenfrüchte. Die Expedition hielt hier bis zum 21 Dezember, um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, einen freundlichen Verkehr mit dem Gebirgsfürſten einzuleiten, und Beobachtungen in der gras- und waſſerreichen Gegend anzuſtellen. Gegen Nordoſten ſind die Mondombes, die Nachbarn von Benguela, gegen Oſten iſt Quimana, und das Volk von Dongue, Amucheito, Quilumata und Lombombi, gegen Südoſten liegt Bimriabas und unbewohnte Wälder. Am 22 ſtieg die Expedition in einem fünfſtündigen Marſch in die Ebenen hinab; es ging durch eine Gegend, deren Bewohner an Aberglauben Alles überboten, was bisher vorgekommen. Den nächſten Tag legte man nur einen kurzen Weg zurück, da ein heftiges Gewitter ausbrach, aber am 24 und 25 machte man lange Märſche, um Dombo da Quinzamba zu erreichen, wo die Expedition ihre Unterſuchungen endigte; den 29 Dezember 1785 langte man in Benguela an.

(Fortſetzung folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

(Fortſetzung.)

Das Verhör richtete ſich hierauf an den Angeklagten Audry. Er bekennt ſich als Verfaſſer der bei ihm gefundenen Abhandlung über die Republik, er ſtellt auch nicht in Abrede, daß er vor dem Unterſuchungsrichter geſagt habe, er wolle die Republik; „ſie iſt meiner Anſicht nach,“ ſetzte er hinzu, „die vorzüglichſte Regierungsform, weil ſie von Allen und für Alle gemacht iſt.“

Die Angeklagten Rouhier und Penard geben über die bei ihnen vorgefundenen Waffen die Erklärung, daß ſie dieſelben angeſchafft hätten in der Abſicht, ſich der Nationalgarde anzuſchließen.

Chaparre erläutert die Stelle in einem Briefe an ſeinen Bruder: „In Kurzem werde ich die Flinte ergreifen, um einer Sache zu dienen, die ſo legitim ſeyn wird als die der Juliustage“ — dahin, daß er bei dem Ausbruche der ſpaniſchen Inſurrektion entſchloſſen geweſen ſey, ſich den Vertheidigern der ſpaniſchen Freiheit anzuſchließen. Trelat, über ſeine Verbindung mit Sambuc befragt, erwiedert: „Hr. Präſident, Menſchen, die ihr Vaterland lieben, kommen nothwendig mit einander in Berührung, was auch immer für Umſtände es ſeyn mögen, durch die ſie einander näher gebracht werden. Eben ſo nothwendig müſſen ſie auch mit den Ereigniſſen des Tages ſympathiſiren. So fand ſich auch Sambuc bei mir ein, und unſer Geſpräch drehte ſich um ſolche Gegenſtände. Sambuc wollte in die Geſellſchaft der Volksfreunde eintreten, und wir hatten hierüber Unterredungen. Wir ſprachen auch von dieſer Revolution des Julius, die ſo fruchtbar an ſegensreichen Erfolgen zu werden verſprach, und — wie man wohl erkennen muß — ſo unfruchtbar geblieben iſt. Er ſprach mit mir von den Verbindungen auf den deutſchen Schulen, die er kenne, und wir waren darüber einverſtanden, daß Aſſoziationen nützlich ſeyen, weil ſie hochherzige Ideen durch Annäherung nothwendig befruchten müſſen. — Man hatte bei dem Angeklagten einen Karabiner gefunden. „Es iſt mein Karabiner des Julius“ — giebt Trelat zur Antwort.

Cavaignac und Guinard verantworteten ſich auf die gegen ſie erhobene Anſchuldigung, als ſeyen ſie bereit geweſen, ihre Geſchütze zu verlaſſen, wenn ſie angegriffen würden; über das bei ihnen bemerkte Kommen und Gehen von mancherlei Perſonen u. ſ. w. Cavaignac ſagt: Einem Offizier der Artillerie ſagen, er wolle ſein Geſchütz nicht vertheidigen, heißt ihm eine Beleidigung in’s Geſicht werfen, heißt ihm zumuthen, daß er eine Beſchimpfung erdulde; daß er ſich ſeine Epaulettes abreißen laſſe, heißt ihm eine Abſicht aufbürden, die er mit Unwillen zurückſtoßen muß, nicht bloß in Bezug auf politiſche Verhältniſſe, ſondern in Bezug auf die franzöſiſche Ehre. Solcher Art iſt dieſe verleumderiſche Anſchuldigung, die ich als ſolche von mir abweiſe. Es gab nur zwei Dinge: entweder wir würden uns wie im Julius mit dem Volke vereinigt oder bis auf den letzten Athemzug unſer Geſchütz vertheidigt haben. Niemals würden wir aus einer ſchändlichen Nachgiebigkeit, in erniedrigender Neutralität unſere Geſchütze ohne Vertheidigung gelaſſen haben. (Eindruck.) Was die geheimen Unterredungen betrifft, ſo beſchränkten ſie ſich auf Geſpräche, die mit leiſer Stimme geführt wurden, um die ſchlafenden Kanoniere nicht aufzuwecken. Guinard ſagt: „Ich erinnere mich nicht, am Gitter des Louvre mit Jemand geſprochen zu haben. Indeß iſt es möglich.“ Ich bin Mitglied der Belohnungskommiſſion. Man weiß, daß das Volk an den Ereigniſſen des Julius am Meiſten Theil genommen. Es iſt ſehr möglich, daß Leute aus dem Volke darüber mich geſprochen haben. Ich erhalte noch täglich in der Conciergerie dergleichen Anfragen.“ In Betreff der Vertheilung von Patronen erklärt ſich Cavaignac in Folgendem: „Der kommandirende Kapitän Guinard hatte ſich ganz auf mich verlaſſen. Ich hatte bei den in Umlauf

Digitized by Google

gekommenen Gerüchten über eine bonapartiſtiſche Verſchwörung als ſein Freund und als Offizier der Artillerie zweifachen Grund, meine Wachſamkeit zu verdoppeln. In dieſer Lage zog ich mehr meinen Eifer und guten Willen als meine Erfahrung zu Rathe; ich habe niemals gedient. Ich verdoppelte meine Aufmerkſamkeit; ich verbot den Kanonieren, ſich zu entfernen. Man ſagt, ich habe Patronen vertheilt. Das Wort vertheilt iſt nicht ganz genau. Mehrere Artilleriſten hatten auf das Gerücht von der Gefahr, die unſer Geſchütz bedrohe, deren ſelbſt mitgebracht. Dieſe Vertheilung, wenn man es ſo nennen ſoll, geſchah nicht heimlich, ſondern vor der ganzen Mannſchaft, auf einem Tiſche. Die, welche ſchliefen, ließ man ſchlafen, die, welche ſpielten, wurden in ihrem Spiele geſtört, um die Patronen in Empfang zu nehmen. Nicht einzelne Kanoniere erhielten Patronen, ſondern alle, die zugegen waren, und wenn ich vor dem Unterſuchungsrichter ſagte, die Vertheilung ſey theilweiſe geſchehen, ſo iſt es darnach zu verſtehen, daß einige Artilleriſten nicht zugegen waren."

P. Woher kamen dieſe Patronen?

C. Sie waren mir von den Julistagen übrig geblieben.

P. Haben Sie Nichts von einem aufrühreriſchen Vorſchlage gehört? Haben Sie nicht ſagen gehört, daß wenn ein König dem Volke nicht tauge, müſſe man ihn ſich vom Halſe ſchaffen?

C. Ich habe Nichts davon gehört, und wenn ich ihn auch gehört hätte, ſo würde ich nichts ſo Erſtaunliches daran gefunden haben. Die Julistage haben nichts Anderes gethan, als dieſen Vorſchlag ausgeführt. (Bewegung.) — Was das vom Halſeſchaffen betrifft, ſo hat gewiß kein Kanonier damit den Sinn verbunden, den die Anklage hineinlegen will. Der Gedanke eines Mordes iſt Keinem von uns in die Seele gekommen. Nein! Niemals!

Der Generaladvokat: Was haben Sie über die Zuſammenkunft zu ſagen, die zwiſchen Ihnen und einigen unbekannten Perſonen unter einem Bogen des Pont des Arts Statt gefunden hat?

C. (Lächelnd.) Ich kann nicht glauben, daß mir der Hr. Generaladvokat eine ſolche Frage im Ernſte ſtellt.

Der Präſident: Wenn ſie der Generaladvokat nicht geſtellt hätte, ſo würde ich ſie geſtellt haben, weil ſie aus den Akten hervorgeht.

C. Ich werde mir dann erlauben, dem Hrn. Präſidenten zu erwiedern, daß es ſchwer iſt, auf eine Albernheit zu antworten. Wir hatten tauſenderlei Mittel und Wege, uns zu treffen und zu ſprechen; aber zu einer Zuſammenkunft einen Bogen der Brücke zu wählen, iſt doch wahrlich zu melodramatiſch. (Man lacht.) Man kann in der That auf eine ſolche Anſchuldigung nur mit Lachen erwiedern.

Der Generaladvokat: Wenn in den ſchriftlichen Verhandlungen ein Zeuge eine Ausſage macht, ſo gehört ſie auch vor die mündliche Verhandlung.

C. So werde ich denn im Ernſte darauf antworten: ich war an dieſem Tage nicht auf der Wache, und wie kann man annehmen, daß ich, anſtatt eine Verſammlung in meinem Hauſe zu halten, hiezu einen Bogen der Brücke des Arts wählen würde? Doch hier iſt meine ernſthafte Antwort: wir wollten an dieſem Tage die Waſſerhöhe beſehen und fanden den in Rede ſtehenden Brückenbogen unter Waſſer.

Der Präſident wendet ſich hierauf an Guignard mit der Frage: Haben Sie am 22 Dezember nicht Befehl gegeben, die Stücke zu laden?

G. Ich hatte von dem Oberbefehlshaber den Auftrag erhalten, die größte Wachſamkeit zu beobachten, weil er benachrichtigt worden, man beabſichtige, die Geſchütze wegzunehmen oder zu vernageln. Mein erſter Gedanke war, was für eine groſe Verantwortlichkeit auf mir laſte. Hr. Carel, Kommandant im Louvre, war mir bekannt wegen ſeiner ungünſtigen Stimmung gegen die Artillerie. Ich wußte beſtimmt, daß Patronen ihm zugeſchickt worden waren. Noch Mehr: ich wußte, daß eine Perſon, die in der Umgebung des Königs eine hohe Stellung einnimmt, gegen mehrere Offiziere der Artillerie, wahrſcheinlich um die Auflöſung dieſes Korps zu bewirken, Verleumdungen ausſtreute. Ich wußte, daß man einigen Männern des Julius Vorſchläge gemacht hatte; ich wußte, daß man auf ein gegebenes Zeichen ſich auf das Geſchütz werfen und es wegnehmen ſollte. Und Sie können ſich denken, meine Herren, daß ich die Wichtigkeit des mir anvertrauten Materiales begriff. Dieſes Material galt in meinen Augen als ein Denkmal des Sieges. Mehrere der Geſchütze waren durch die Patrioten des Julius den königlichen Truppen abgenommen worden. Dieſes wird hinreichen, meine faſt ununterbrochene Anweſenheit im Louvre, mein Kommen und Gehen zu erklären. Dieß erklärt auch meinen Befehl, die Kanonen zu laden. Sie mögen urtheilen, meine Herren, ob ich mich hierin als Verſchwörer benahm. — Das Laden der Kanonen verurſachte der Mannſchaft der erſten Batterie einige Beſorgniſſe, Beſorgniſſe, die ſich durch das Mißtrauen rechtfertigten, das man unter uns auszuſtreuen gewußt hatte. Ich gab ihr ſogleich die Erklärungen, durch die ſie zufrieden geſtellt wurde. Wäre ich ein Verſchwörer geweſen (und glauben Sie mir, daß ich unter der letzten Regierung in dieſem Fache einige Gewandtheit erworben habe), ſo würde ich meine Befehle mit leiſer Stimme gegeben haben. Ich ſagte zum Kommandanten: „Man läßt uns wiſſen, wir ſollen auf der Hut ſeyn. Wollen Sie, daß man mit uns Soldaten ſpiele? Man ſagt uns, wir ſollen uns unſer Geſchütz nicht nehmen laſſen, und wir haben keine Patronen." Auf meinen Befehl ging man zu dem Kommandanten des Louvre, um welche zu holen.

P. Waren Sie nicht bei dem Gaſtmahle in der Gallerie Heinrichs IV? Haben Sie nicht ſtrafbare Vorſchläge gehört?

G. Wenn ich dergleichen gehört hätte, ſo würde auf keinen Fall Der, welcher ſie machte, durch mich in Verlegenheit geſetzt werden; aber ich muß zur Steuer der Wahrheit erklären, daß ich Nichts davon gehört habe.

Das Benehmen der Angeklagten, beſonders Trelat's, Cavaignac's und Guignard's, die Freimüthigkeit und Feſtigkeit in ihren Antworten, machte groſen Eindruck auf die Zuhörer, und erregte wiederholt Zeichen einer lebhaften Theilnahme, die oft in lauten Beifall ausbrach. Die Sitzung wurde um fünf Uhr aufgehoben.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Frequenz der ruſſiſchen Hochſchulen:

Moskau geſtiftet . .	1705	hat	891	Studenten
Dorpat geſtiftet 1632, erneuert	1802	—	612	—
Helſingfors geſtiftet . .	1828	—	471	—
Charkow	1803	—	318	—
St. Petersburg . .	1819	—	311	—
Wilna geſtiftet 1576, erneuert	1803	—	305	—
Kaſan geſtiftet . . .	1805	—	81	—

Griechiſch theologiſche Hochſchule:

Kiew geſtiftet . .	1588	hat	1500	Studenten
Moskau . . .	1705	—	630	—
Petersburg . . .	1802	—	850	—

•

Ein von dem Kollegienrath und Oberarzt an den kaukaſiſchen Heilquellen, Hrn. Conradi, verfaßter und in der deutſchen akademiſchen Zeitung von Petersburg aufgenommener Brief meldet viel Intereſſantes über die kaukaſiſchen Heilquellen. Um 1 Uhr Nachts vom 18 auf den 19 Auguſt 1830 verſiegte plötzlich die 75,000 Eimer in 24 Stunden gebende Alexandersquelle, und hatte ſich ganz unten am Berge gleich hinter dem Abkühlungs-Reſervoir des Nikolai-Bades einen neuen Ausweg geſchaffen, in Folge deſſen das ſogenannte Alexander-Nikolai-Waſſer von 32 auf 35° Wärme ſtieg. Nach einigen Wochen begann das Waſſer in der Alexandersquelle wieder hervorzutreten. — Das groſe Gebäude zu Quartieren für kranke, unbemittelte Offiziere iſt fertig; ein neues auf Koſten des Generals Alexei Petrowitſch Orlow zu gleichem Zwecke erbautes ſteinernes Haus iſt beinahe beendigt.

•

Die werthvolle Gemäldeſammlung des Lord Le Deſpencer auf ſeinem Gute Mereworth Caſtle in Kent iſt neulich verſteigert worden; unter ihr befand ſich die den Künſtlern und Kennern wohl bekannte Sigismunda, einer der herrlichſten Corregio's in England, der auf 6000 Guineen geſchätzt wurde. Dieſes Gemälde wurde jedoch nicht zur Verſteigerung gebracht, da es die Direktoren der Nationalgallerie unter der Hand gekauft hatten. Uebrigens zeigten die Preiſe auf eine ziemliche Abnahme der engliſchen Kunſtraſerei für berühmte Namen. Die Verſuchung der hl. Katharina von Tenniers wurde für 40 Pfd., zwei Claude der eine für 24, der andere für 30 Guineen abgegeben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

(Beilage: Zwei Kärtchen von dem portugieſiſchen Afrika.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 125. 5 Mai 1831.

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

6. Beſteigung des Elbrus.

(Fortſetzung.)

Als wir am folgenden Tag uns auf dem Gipfel ſelbſt befanden, waren meine Kräfte erſchöpft; mein Geiſt, befangen von den Gefahren, die uns umringten, beſaß nicht Stärke und Lebendigkeit genug, um die gewaltigen Eindrücke, die ihm von allen Seiten zuſtrömten, in ſich aufzunehmen; meine Augen, geblendet vom Schimmer des Schnees, ſuchten in dem Schatten des Thals Erholung — kurz ein unbehagliches materielles Gefühl, deſſen ich nicht Meiſter werden konnte, ließ mich nicht zum Genuß des Anſchauens gelangen. Jezt aber, ſizend auf einem Felſen, wo wir am Abend ein Pentagramm eingegraben, deſſen fünf Winkel die Anfangsbuchſtaben unſerer Namen einſchloſſen, überließ ich mich ganz dem Anblick des Kegels, der ſich gegen den Gipfel in zwei Spizen theilt; eckigte Eis- und Schneemaſſen haben ſich in der zwiſchenliegenden Vertiefung angehäuft; vielleicht daß ſie ſich oben ablösten und hinabrollten; durch die Waſſer, welche den Seiten des Bergs entſtürzen oder ſich in den Felſenhölen ſammeln, ſchmolzen die untern Theile und wurden entführt; ſo iſt nur noch eine leichte Kruſte übrig, welche eine Art Brücke über die Abgründe bildet, die man nicht ſieht, denen aber die Einbildungskraft eine unergründliche Tiefe leiht. Dann die Thätigkeit der ſtets bewegten Atmosphäre und in Folge derſelben die raſchen Temperaturveränderungen, ſo daß das Waſſer, abwechſelnd gefrierend und wieder ſchmelzend, in die Rizen der Felſen eindringt, ihre Verwitterung befördert und ungeheure Blöcke auflockert, welche mit Donnergekrach niederrollen; die ſtürmiſchen Schneegeſtöber, die, wenn ſie den Reiſenden nicht unmittelbar begraben, wenigſtens ihm es ſehr ſchwer machen, ſich aus den Felſenlabyrinthen wieder herauszufinden; die ſehr geneigten glitſcherigen Schneeflächen, die man nicht hinauf kann, ohne ſich Stufen einzuhauen, und wo ein einziger Fehltritt einen Sturz in das Bodenloſe droht — Dieß waren die Gefahren, die unſer harrten; dagegen war der Augenblick günſtig, das helle Mondlicht verkündigte einen ſchönen Morgen, die jezige Gelegenheit kehrte vielleicht nie wieder, da der General nicht eingewilligt haben würde, ſeine kleine Armee ſo vielen Beſchwerden länger Preis zu geben; die Opfer, welche eine ſolche Expedition erfordert, ſind zu bedeutend, als daß ſie ſich ſo leicht wiederholen ließe. Nein wir durften nicht ſäumen den Augenblick zu benüzen. Die Kenntniß der Gebirgsarten, woraus der Elbrus beſteht, mußte mir zu allen geologiſchen Beobachtungen, die ich bis jezt angeſtellt hatte, den Schlüſſel liefern. Das Umgeſtürztſeyn der Schichten bei der Annäherung gegen die Zentralkette, die Laven, auf die ich bereits geſtoßen, die Form der um uns emporragenden Berge — Alles ließ mich glauben, daß der Elbrus aus vulkaniſchem Geſtein zuſammengeſezt ſey. Der Elbrus, das koloſſaleſte Produkt des Ausbruches, welcher den Kaukaſus zu Tage förderte, repräſentirt die ganze Zentralkette; ein geognoſtiſches Profil des Elbrus verſprach das genaueſte und vollſtändigſte Bild von der geologiſchen Geſtaltung des Kaukaſus überhaupt.

Von Begierde brennend, die Löſung ſo vieler Probleme zu bewerkſtelligen, erhoben wir uns um drei Uhr Morgens von unſerm Lager und, mit einem Spaten, einigen eiſenbeſchlagenen Stöcken, einem Sail und Lebensmitteln verſehen, traten wir wohlgemuth die Wanderung an, nachdem wir unſeren Infanteriſten und dem größern Theil unſerer Koſaken befohlen auf uns zu warten. Nach einer Viertelſtunde befanden wir uns ſchon auf dem Schnee; Anfangs war der Berg nicht ſo ſteil, und wir ſchritten munter vorwärts; doch bald wurde der Weg ſo abſchüſſig, daß wir in den Schnee, der noch feſt genug war uns zu tragen, Stufen einzuhauen begannen. Obgleich das Thal in unſerm Rücken noch Nebel umhüllten, ſo genoſſen wir doch der herrlichſten Witterung; der Mond ſtand im Zenith ſeiner Bahn, die Weiße ſeiner Scheibe kontraſtirte angenehm mit dem Azur des Himmels, das auf dieſer Höhe ſo dunkel iſt, daß man es mit dem Indigo vergleichen mag. Ungeachtet des friſchen Winds, der von dem Gebirge blies, hoben die Nebel des Thals, ſtatt ſich zu zerſtreuen, langſam hinter uns ſich empor; ſchon bedeckten ſie die Stätte, wo wir übernachteten, und mit Nächſtem ſchienen ſie auch über uns ihren grauen Schleier ausbreiten zu wollen. Aber jezt trafen die Strahlen der Sonne mit wachſender Kraft das trübe Gewebe, und zerriſſen es an mehreren Stellen; das ganze Thal tauchte vor unſern erſtaunten Augen auf, und die Umriſſe der Berge der vordern Kette entfalteten ſich. Die höchſten Gipfel dieſer Kette, der Inal, der Kindſchal, der Bermamuk reihen ſich wie in einem Halbkreiſe um den Elbrus; man ſieht dieſe Berge nordwärts gegen die Ebene ſich abdachen, während ſie gegen ihren Mittelpunkt, den Elbrus, jähe Abgründe bilden, während ihre Formen immer regelloſer werden, und das Ganze die Kluft

Digitized by Google

eines unermeßlichen Kraters vorſtellt, in deſſen Mitte eine kegelförmige Maſſe vulkaniſcher Trümmer ſich aufthürmt, die noch den Rand des Kraters überragt.

Im Vollgenuſſe dieſes Schauſpiels ſtiegen wir fort und fort hinan, bald in gerader Linie, bald im Zickzack; der Eifer, mit welchem wir den Gipfel zu erreichen ſtrebten, ehe die Oberfläche des Schnees von der Sonnenhitze geſchmolzen würde, erſchöpften unſere Kräfte und wir waren am Ende genöthigt anzuhalten und auszuruhen. Allein bei dieſer Feinheit der Luft kann man ſich nicht erholen; das Blut wallt heftig in den Adern, und verurſacht in den ſchwächern Theilen Entzündungen; die Lippen brannten mir; der blendende Glanz des Schnees erregte einen ſtechenden Schmerz in meinen Augen, obwohl ich auf den Rath der Bergbewohner die Vorſicht brauchte, das Geſicht in der Nähe der Augen zu ſchwärzen; alle meine Sinne waren wirr; mein Kopf ſchwindelte und eine unbeſchreibliche Müdigkeit überfiel mich von Zeit zu Zeit.

Gegen den Gipfel hin bietet der Elbrus eine Reihe nackter Felſen dar, welche eine Art Treppe bilden, wodurch das Steigen ſehr erleichtert wird; indeſſen fühlten die HH. Meyer, Menetriés, Bernadazzi (ein junger Architekt, der ſich bei den Mineralquellen aufhielt, und uns auf allen unſern Ausflügen begleitete) und ich eine ſolche Erſchöpfung, daß wir eine Stunde oder zwei zu raſten beſchloſſen, um hierauf mit neuer Kraft die Wanderung fortzuſetzen. Einige der Koſaken und Tſcherkeſſen folgten unſerem Beiſpiel. Wir ſetzten, um gegen den Wind geſchützt zu ſeyn, uns unter einen ungeheuren Trachytfelſen, der einen Theil der erwähnten Treppe ausmachte. Auf dem kleinen ſchneefreien Raum ſchlug ich einiges Geſtein für meine Sammlung. Hier ſaßen wir auf einer Höhe von 14,000 Fuß über dem Meer; um aber die Spitze zu gewinnen, hätten wir noch 1400 Fuß weiter hinauf müſſen. Ich ſchickte mich an, meinen Magnetcylinder oſcilliren zu laſſen; allein der Koſake, der das Käſtchen trug, worin er war, hatte ſich verſpätet, und mittlerweile weichten die faſt ſenkrecht herabſchießenden Sonnenſtrahlen den Schnee dergeſtalt auf, daß er uns nicht mehr trug, und wir unſere Rückkehr beſchleunigen mußten, wollten wir nicht riskiren, in die Abgründe zu ſtürzen, die er bedeckte.

War dieſer erſte Verſuch nicht über unſere Erwartungen geglückt? Als wir nach dem Kaukaſus zogen, hielten wir den Elbrus für unerſteiglich, und vierzehn Tage drauf befanden wir uns ſchon auf ſeinem Gipfel. Haben wir nicht von dem Gipfel des Elbrus daſſelbe Geſtein mitgebracht, welches den Pichincha der Kordilleren bildet? Haben wir nicht die wichtigſten geologiſchen Verhältniſſe des Kaukaſus beobachtet, uns bis zur Höhe des Montblanc erhoben? Ich konnte nämlich hoffen, daß Hr. Lenz, welcher uns vorangeeilt, den Gipfel vollends erreichen, und mittelſt des Barometers, den er bei ſich hatte, ſeine Höhe beſtimmen würde. Begleitet von zwei Tſcherkeſſen und einem Koſaken ſtieg er die Treppe hinan; angelangt auf der letzten Sproſſe, ſah er ſich vom Gipfel nur noch durch eine nicht ſehr breite Schneefläche getrennt; allein hier war der Schnee ſo aufgeweicht, daß er bei jedem Schritt bis an die Kniee einſank. Seine Gefährten erklärten, man müſſe zurück; allein den Weg zu machen konnte er nicht wagen, zudem war 1 Uhr vorbei und man mußte ſchon, um nicht von der Nacht überraſcht zu werden, an den Rückweg denken. So entſchloß ſich auch Hr. Lenz zur Rückkehr, ob ihm gleich, wie ſich ſpäter zeigte, nur noch etwa 600 Fuß bis zur oberſten Spitze fehlten.

(Schluß folgt.)

Bruchſtück aus einer Reiſe in Schweden.

(Aus dem New-Monthly-Magazine.)

Nachdem ich Dänemark zur Hälfte geſehen, und wie es allen Denen ergeht, die mit vorgefaßter Meinung irgend wohin kommen, mich ſattſam darin langweilt hatte, beſchloß ich an einem Mittag, als der Regen in Strömen ſich ergoß, ſchnurſtracks nach Schweden abzureiſen. Geſagt, gethan. Ich ſchiffte mich in einem Kahn mittlerer Größe mit einem Reiſegefährten, unſerem Fuhrwerk, unſerem Bedienten und einigem Mundvorrath ein. Es war im Monat Junius, der Morgen war ſchön, das Wetter mild, und das Meer ruhig wie ein Landſee. Ich hatte bereits die Wärme etwas läſtig gefunden, ehe ich in das Schiff trat, und wartete deßhalb mit Ungeduld auf den friſchen Seewind, auf welchen man nach der Verſicherung eines unſerer Freunde in Kopenhagen ſo gewiß als auf die Paſſatwinde der Aequinoktialzone rechnen konnte. Indem wir zwei unförmliche Bretter wacker handhabten, die man mit dem Namen Ruder beehrte, ſegelten wir ohne ſonderliche Mühe über den Hafendamm hinaus. „Sobald Ihr auf der hohen See ſeyd," rief unſer Freund uns nach, „bekommt Ihr Wind genug, und in zwei bis drei Stunden ſteigt ihr in Helſingborg an's Land." So weit das Auge reichte, bemerkte man nicht die geringſte Bewegung auf der Oberfläche des Waſſers. Wir ſetzten uns nieder, aber ich kann nicht ſagen, daß wir in der Unbeweglichkeit blieben, zu der uns der kleine Raum unſers Fahrzeugs zu verurtheilen ſchien; denn die Fliegen und Schnacken hielten uns beſtens munter. Die Sonne war brennend, die Hitze unerträglich. Die Schiffer, abgearbeitet vom Rudern, nickten ein. Zehn Uhr und noch immer kein Wind, nicht einmal der Hauch eines Zephyrs; immer noch tiefer Friede auf dem Waſſer und wir befanden uns erſt eine halbe Meile vom Ufer. Der Mittag kam, da erhob ſich der ſo erſehnte Wind, leider aber in einer uns entgegengeſetzten Richtung, und es ließ ſich vorausſehen, daß er uns bald noch ſtärker entgegenblaſen würde. Der Kahn ſchwankte auf und nieder, indem er treu den abwechſelnden Wellenſchlägen folgte, und unter unaufhörlichem Schaukeln rückten wir kaum vorwärts. Von ſieben Uhr bis ſechs Uhr hatten wir erſt die Hälfte der Ueberfahrt zurückgelegt; unſer Bedienter war ſeekrank, und wir ſelbſt hatten Nichts mehr zu nagen und zu beißen oder den Durſt zu ſtillen; kurz unſere Lage bedünkte uns nicht glänzend. Offenbar durften wir ſo nicht hoffen, vor Mitternacht nach Helſingborg zu gelangen, und wir wußten, daß die Schweden, wie manche andere Leute, ſich nicht gerne in ihrer nächtlichen Bequemlichkeit ſtören laſſen. Endlich faßte der Wind uns queer und ſtieß uns gegen 8 Uhr an die Küſte; nachdem wir ſo mehr als zwölf Stunden auf Einem Fleck feſtgebannt geweſen, waren wir froh, uns hier an's Land ſetzen laſſen zu können, obwohl wir nun noch ſechs Meilen zu unſerem Beſtimmungsort zu Fuß machen mußten.

Um 10 Uhr kamen wir in Helſingborg an; bei einer tüchtigen Mahlzeit, und nachher in einem guten Bett vergaßen wir bald alle erduldeten Drangſale. Wir ſchliefen ein, ohne an unſern Wagen, unſern Bedienten oder den Morgen zu denken, der nicht lang auf ſich warten ließ; denn in dieſen nördlichen Regionen verliert man in der jetzigen Jahreszeit die Sonne kaum aus dem Geſichte, und erfreut ſich eines faſt beſtändigen Tages. Der Nachen brauchte bis Mitternacht, ehe er an der Küſte hinſteuernd Helſingborg erreichte; aber, Dank unſerm Bedienten! der Wagen ſtand in aller Frühe bereits wieder auf den Rädern, und ſo ſchien Nichts unſern Aufbruch zu hindern. Ich ſage nur ſchien, in Schweden hängt der Reiſende ein Wenig von den Poſtknechten ab, die ſich nicht gerade immer gerne ſehr ſputen, und gerne ein Gläschen zu viel trinken. Dagegen ſind aber die Schweden die ehrlichſten Leute von der Welt, und man trifft unter ihnen nicht das Raub- und Diebsgeſindel, das in manchen andern Ländern Europa's, die ſich höher in der Kultur dünken, ſein Weſen treibt. Hier ein Beiſpiel: Als wir uns am Bord einer Goelette von Stockholm nach Petersburg einſchifften, regnete es ſtark, und ein dichter Nebel breitete ſich über Land und Waſſer aus. Die Goelette lag etwa vier Meilen vor dem Kai vor Anker; wir nahmen einen Nachen, um uns hinführen zu

laſſen; man ſah aber nicht drei Schritte vor ſich, und ſo verfehlten wir die Richtung; zum Glück half uns der Lärmen der Arbeiter am Strand, wo mehrere Fahrzenge ausgebeſſert wurden, ſo weit, daß wir uns orientirten. Wir ſchifften uns demnach mit unſerem Gepäck wieder aus, und die Matroſen beſchäftigten ſich damit, das Schiff vom Waſſer zu reinigen. Inzwiſchen hellte ſich das Wetter etwas auf, wir wurden die Goelette anſichtig und beſtiegen von Neuem unſern Kahn. Indem wir nun an der Küſte hinfuhren, fiel es mir ein, nachzuſehen, ob auch alle unſere Habſeligkeiten richtig an Bord wären, und mit Schrecken vermißte ich meine Brieftaſche, welche mein Tagebuch und unſern ganzen nicht unbeträchtlichen Schatz enthielt. „Guſtav!“ rief mein Reiſegefährte vor Aerger, „he, Deine ſchwedische Ehrlichkeit — da iſt ſie mit unſerm Geld zum Teufel!“ Guſtav, ſo kalt als Marmor, begnügte ſich in ſeinem gedehnten Tone zu antworten: „wenn die Arbeiter keine Ausländer ſind, ſo iſt die Brieftaſche nicht verloren!“ Man kehrte zurück, um ſie zu ſuchen; da der Nebel noch fortdauerte, ſo handelte ſich's zuvörderſt darum, die Stelle auszumitteln, wo wir ausgeſtiegen waren; als wir aber, unſerer Sache nichts weniger als gewiß, am Ufer umher ſpähten, hörten wir eine Perſon, die an den Schiffen herumlief und fragte, ob man Nichts verloren habe, und ſiehe, da war die vermißte Brieftaſche. „Was hättet Ihr gethan,“ fragte mein Freund dieſen rechtſchaffenen Bürger, „wenn Ihr den Eigenthümer nicht gefunden hättet?“ „„Ich würde ſie, wie es üblich iſt, auf die Polizei getragen haben, da ich an dem Klingen der Münzen und dem Gewicht merkte, daß ſie eine bedeutende Summe enthalten müſſe.““ Dieweil mir wohl ſchwerlich ſonſtwo meine liebe Brieftaſche wieder zu Händen gekommen wäre, ſo lobe ich mir meine ſchwediſche Ehrlichkeit, und bin der Meinung, daß ſie ihres Gleichen nicht hat. Doch zur Sache. Nach einiger Verzögerung, die wir dem Poſtillion verdankten, der die Poſtpferde auf den verſchiedenen Stationen zu beſtellen vorausreiten ſollte, ſetzte unſere Kutſche unter Guſtavs Führung nach Stockholm ſich in Bewegung. Wollte er die Pferde anhalten, ſo machte er es nicht wie die Kutſcher von London, die einen Fuß vorſeyend den Zaum dergeſtalt anziehen, daß ſie ihnen das Maul zerreißen, ſondern er ſtieß bloß einen verlängerten Ton aus und ſchnalzte mit den Lippen, wodurch er die Pferde ſo kurz hielt, als ob ihnen ein arabiſches Gebiß zwiſchen den Zähnen ſtäcke. Wie es ſcheint, herrſcht in Schweden die doppelte Gewohnheit, jede Anhöhe im geſtreckten Lauf hinunter zu jagen, und auf jeder Station ſo lange zu verweilen, als es das Geſetz nur immer erlaubt. Von Helſingborg geht der Weg bis Stockholm faſt ununteebrochen durch Waldungen. Im Sommer rauſcht ein friſcher Luftzug ſanft durch die unermeßlichen Alleen; im Winter heult ein wilder Sturm traurig durch eine Schneewüſte; im Sommer bringt ein mannigfaltiger Anbau bei jedem Schritt einen angenehmen Scenenwechſel hervor, und man glaubt ſich in die prächtigen Parke der hohen Ariſtokratie Englands verſetzt; im Winter laſtet die Hand des Todes auf der Natur, und nur das Pfeifen der Winde und die Klagelaute der Vögel erinnern den Menſchen an ſein Daſeyn. Die Straßen ſind in der Regel ſchön und mit großer Sorgfalt unterhalten; auf Pfoſten lieſt man die Namen der Landleute, mit Bezeichnung der Strecke, wofür ſie zu ſorgen haben. Was aber den Reiſenden in Schweden in Verzweiflung ſtürzen könnte, iſt die Million von Gatterthoren, denen er begegnet, und die verhindern ſollen, daß das Vieh von einem Eigenthum auf das andere kommt und Schaden anrichtet. Nach jeder Meile oder halben Meile muß man warten, bis die verwünſchten Pforten ſich öffnen; ſo wird eine Reiſe, die ſich ſonſt ziemlich raſch beendigen ließe, unausſtehlich langweilig. Auch fiel uns die ſonderbare Weiſe, Grundſtücke von einander zu ſcheiden, auf. Statt lebendiger Hecken, die im Sommer mit ihren Blüthen die Luft durchwürzen, und dem Bauer Schutz gegen die Sonne gewähren, bedient man ſich ungeheuerer hölzerner Verzäunungen, wovon man manchmal ein hochbordiges Schiff bauen könnte; freilich fehlt es den Bauern ſelbſt in den angebauteſten und am Wenigſten bewaldeten Gegenden nie an Brennholz; ſie dürfen nur auf das nächſte Feld gehen und holen.

In den Gaſthöfen, wenn man dieſe Häuſer ſo nennen darf, iſt der Wirth verpflichtet, immer Brod und Bier vorräthig zu haben; Mehr findet man nicht, und Wer damit ſich nicht begnügt, oder Nichts mitgenommen hat, dem iſt nicht zu helfen. Niemand kümmert ſich darum, ob der Fremde eintritt oder nicht; keine Bewillkommnung, kein Abſchied, keine Dienerſchaft, die ſich in Hoffnung auf ein Trinkgeld um Einen bemüht; kein Wirth, keine Wirthin, welche Aufwärter und Aufwärterinnen zur Thätigkeit anſpornen; keine dienſtfertigen Perſonen, die das Gepäck abladen, ohne zu wiſſen, ob man bleibt oder weiter will. In Schweden kann man Stunden lang im Wagen ſitzen und der Pferde harren, und wenn endlich ein neun- oder zehnjähriger Junge damit angeſtochen kommt, ſo darf der Reiſende oder ſein Bedienter ihnen ſein eigenes Geſchirr anlegen, ſie vorſpannen und das Fuhrwerk kutſchiren; der kleine Junge thut dabei Nichts, als daß er die ewigen Gatterthore öffnet. Das Innere eines ſchwediſchen Wirthshauſes hat nichts Einladendes. Es iſt Sitte, den aus jungen Tannen gezimmerten Fußboden beim Scheuern zu netzen, was einen nicht eben lieblichen Geruch verurſacht, der ſich nicht verliert, da man in Schweden wie in Rußland der freien Luft keinen Zugang zu geſtatten pflegt. Sommers macht man, um die Hitze abzuwehren, keine Fenſter auf; Winters geſchieht Dieß wegen der Kälte, ſo daß innen immer eine dicke mit beleidigenden Dünſten überladene Atmoſphäre iſt. Die Betten ſind übrigens gut; nur darf man Wanzen nicht ſcheuen.

Ueberhaupt hat das Reiſen in Schweden eine gute und eine böſe Seite. Zu der erſtern gehört, daß man nicht von Unglücklichen beläſtigt wird, die ein Almoſen begehren; während meiner ganzen Reiſe ſah ich nie einen Bettler; denn die Kinder, die neben dem Wagen herlaufen und Körbe mit Früchten und Erdbeeren anbieten, mag ich, wenn ſie gleich oft eine flehende Miene haben, nicht in dieſe Klaſſe rechnen. Ein anderer Vortheil iſt die vollkommene Sicherheit, mit der man reiſt und die Einem die Mühe des unaufhörlichen Auf- und Abladens erſpart. Ohne Gefahr beſtohlen zu werden, läßt man am Abend Alles im Hof ſtehen und Niemand rührt es an; am Morgen iſt man daher gleich reiſefertig. Zur Schattenſeite gehört dagegen, daß man gänzlich von der Laune des Kuriers abhängt, welcher einſchläft, zecht, ſich verirrt, ſo daß man oft vor ihm auf der Station anlange, und dann einige Stunden auf Umſpannpferde warten muß. Ob wir gleich immer dem Kurier, indem wir ihn ſchon Abends fortſchickten, ſieben bis acht Stunden vorausgaben, hatten wir ihn doch vor Ende des Tages jedes Mal eingeholt, und oft keine Pferde beſtellt gefunden. Ein ferners Uebel iſt das Papiergeld. Wenn man kleine Billete nimmt, um zu große Trinkgelder zu erſparen, ſo bekommt man für 10 Pfd. Sterl. vier ungeheure Hefte voll, daß man nicht weiß, wohin damit, abgeſehen bevon, daß man vier Stunden braucht, die Papiermaſſe zu zählen. Auch die Schwierigkeit, wenn Etwas am Geſchirr bricht, es ausbeſſern zu laſſen, darf man nicht vergeſſen; hat man einen ſolchen Unfall in der warmen Jahreszeit Mittags nach zwei Uhr, ſo iſt ganz Schweden in tiefen Schlaf verſunken; alle Buden ſind geſchloſſen und man muß ſich gedulden.

Uebrigens reiſt man in Schweden außerordentlich wohlfeil. Unſere Ausgaben von Helſingborg bis Stockholm für drei Wagenpferde, einen Kurier, für Nachtlager, und wenn wir ſonſt einen Biſſen auftrieben, für Trinkgeld &c., belief ſich auf 9 Pfd. Sterl., 5 Schill.; Dieß heißt gewiß 408 engliſche Meilen billig reiſen. Wir brauchten vier Tage nach der ſchwediſchen Hauptſtadt. Am erſten Tag war dee Weg ziemlich ſchlecht; am zweiten wurde er beſſer, und am dritten und vierten vortrefflich. Die Anſicht des Landes hatte nichts Beſonderes; nur in der Nähe von Norkbying, wo der Weg über eine 80 Meilen lange und 24 Meilen breite Landzunge führt, fand ich die Gegend ſehr reizend; der Anbau der Ufer ſchien mir in dem blühendſten Zuſtande zu ſeyn, und der unermeßliche Waſſerſpiegel, der die Sonnenſtrahlen zurückwarf, bot ein großartiges Schauſpiel. Unſer Wagen, den ich von einem ehrlichen hamburger Juden gekauft, hielt alle Stöße glücklich aus; aber in dem Augenblick, als wir in Stockholm vor dem Hotel von London anfuhren, löste ſich ein Rad, und die Maſchine lag auf der Seite. Mit dem Wegweiſer in der Hand, worin man mir das Hotel von London als den ſchönſten Gaſthof in Stockholm bezeichnete, rief ich aus dem halbumgeworfenen Gefährt heraus: „Guſtav, das kann das Hotel von London nicht ſeyn.“ Denn ein ſchlechteres Aeußeres, eine ſchmutzigere, abſcheulichere Einfahrt kann man ſich nicht vorſtellen. Guſtav, der ſeine Worte nicht verſchwendete, wies bloß auf eine große Tafel hin, wo mit Goldbuchſtaben „Hotel von London“ geſchrieben ſtand. Alſo friſch hinein! War die Einfahrt abſchreckend, ſo war das Haus ſelbſt deſto einladender. Wir wohnten bequem, ſpeiſten köſtlich, und ruhten, unbekümmert um den monotonen Ruf der Nachtwächter, von unſern Strapatzen aus.

Vermiſchte Nachrichten.

Ganz Frankreich wetteiferte, ſich in die Sorge für die in den Julitagen zu Paris verwundeten Bürger zu theilen. Von allen Seiten wurden für dieſelben Subſkriptionen eröffnet und Beiträge eingeſendet; 2,966,957 Fr. 72 Cent. gingen auf dieſe Weiſe ein, wovon 519,502 Fr. 50 Cent. von der zur Vertheilung dieſer Nationalbelohnungen eigens ernannten Kommiſſion an die Maire's der zwölf Bezirke von Paris einſtweilen zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe übergeben wurden; 82,871 Fr. wurden für ein Haus, in welchem die Geneſenden Aufnahme fanden, verwendet, 6955 Fr. 99 Cent. für ein Spital in der Pyramidenſtraße. Es bleibt alſo noch immer eine Summe von 2,357,828 Fr. 23 Cent. zur weiteren Verfügung der Kommiſſion übrig.

•

Dem engliſchen Parlamente ſind nicht weniger als 27 Bills für Eiſenbahn-Geſellſchaften vorgelegt worden, ſo für Avon und Glouceſter, Belfaſt, Birmingham, deßgleichen mehrere für Liverpool, Cheſter, Mancheſter, für Edinburg, Dublin und Kingstown; zu Glasgow will ſich eine Geſellſchaft für eine Eiſenbahn und einen Tunnel bilden.

•

Der Prophet von Ashton, deſſen unlängſt in dieſen Blättern (N. 115) erwähnt wurde, heißt John Wroe, und hat jüngſt ſeinen Auszug gehalten, um das Licht ſeiner neuen Lehre auch anderwärts leuchten zu laſſen. Er nahm ſeinen Weg nach Sheffield in Begleitung einer Leibwache ſeiner auserwählten Jünger, die ſich die neuen Iſraeliten nennen. Unter der auserwählten Bürgerſchaft des neuen Jeruſalems befanden ſich auch einige Weiber, die in der Prophetengeſchichte ſo wenig fehlen dürfen, als die Eſel. Wenigſtens war es doch ein Mauleſel, der prächtig aufgeputzt den Wagen zog, in dem der Prophet einherfuhr. Einige Jünger gingen mit muſikaliſchen Inſtrumenten vor ihm einher. Zwei Wagen mit Gepäcken ſchloſſen den Zug. Wahrſcheinlich wird er ſein himmliſches Heerlager vorläufig in Sheffield aufſchlagen.

•

In der Zeitung von Tiflis machte kürzlich ein Mineralog einen Aufſatz bekannt, worin er nachzuweiſen ſuchte, daß der Alluvialſand in dem Becken des Kur Gold enthalte. Der Verfaſſer berief ſich auf mehrere Verſuche, die von ihm in den Umgebungen von Eliſabethpol angeſtellt worden ſeyen.

Literariſche Anzeige.

Engliſche Lexikographie.

Das in der Liebeskind'ſchen Buchhandlung in Leipzig früher angekündigte und von dem anderwärts rühmlichſt bekannten, an der Univerſität zu Leipzig als öffentlicher Lehrer der engliſchen Sprache angeſtellten Dr. Flügel verfaßte „vollſtändige Wörterbuch der engliſchen Sprache," auf das die Freunde der engliſchen Literatur mit ſo geſpannter Erwartung hofften, und dem auch wir um ſo erwartungsvoller entgegenſahen, je mehr der früher angezeigte Plan etwas der Art höchſt Ausgezeichnetes von dieſem Werke uns hoffen ließ, iſt nun endlich in die Wirklichkeit getreten. Und in der That, unſere Erwartungen, die wir uns unausgeſetzt mit der englichen Literatur beſchäftigten, ſind auf keine Weiſe getäuſcht, ſondern dieſelben ſogar noch übertroffen worden, denn der gelehrte Verfaſſer hat nicht nur alles in der Ankündigung Verſprochene auf das Vollkommenſte geleiſtet, ſondern daſſelbe auch mit einem ſo muſterhaften Fleiße, und mit einer ſolchen Genauigkeit und Gelehrſamkeit ausgearbeitet, wie es ſich von einem Manne erwarten ließ, der bereits durch mehrere Werke über die engliſche Sprache, namentlich durch ſeine vortreffliche „vollſtändige engliſche Sprachlehre," ſich als einen gründlichen Forſcher und Denker rühmlichſt bekannt gemacht hat. Die große Reichhaltigkeit der Artikel, die genaue und logiſche Anordnung derſelben, ſo wie die ungemeine Vollſtändigkeit der Begriffsbeſtimmung eines jeden Wortes ſtempeln das Buch — wir ſprechen hier bloß von dem erſten Theile, denn der zweite iſt von einem andern Gelehrten bearbeitet worden — zu einem klaſſiſchen Werke engliſch-deutſcher Literatur, und es iſt hierdurch nicht nur dem Gelehrten, ſondern auch dem Kaufmanne, dem Künſtler, ſo wie überhaupt allen Leſern engliſcher Werke ein vortreffliches Werk in die Hände gegeben, indem darin für jede Wiſſenſchaft und für jedes Bedürfniß hinlänglich und ausreichend geſorgt iſt, ſo daß man ſich nicht mehr, wie bisher, in die Unannehmlichkeit verſetzt ſieht, beim Studium engliſcher Werke ſich mehrerer Wörterbücher zu gleicher Zeit bedienen zu dürfen; denn in den bisher vorhandenen Wörterbüchern fand man eine große Mangelhaftigkeit und Unvollſtändigkeit von ſogenannten Kunſtausdrücken, theils in dem einen, theils in dem andern Fache dieſer oder jener Wiſſenſchaft, ſo daß man ſich bald in dem einen, bald in dem andern Rathes erholen mußte, wie Ref. ſelbſt aus ſeiner frühern Zeit ſich dieſer eigenen Erfahrung ungern erinnert. Dieſem großen Uebelſtande hat Dr. Flügel durch ſein Werk gänzlich rühmlichſt abgeholfen. Dazu bot ihm die in der Vorrede verzeichnete überaus reiche lexikaliſche Literatur, die er mit allem Fleiße und auf das Gewiſſenhafteſte benutzte, treulich die Hand. Wenn demnach in der engliſchen Lexikographie bisher Todd's-Johnſon, in Bezug auf Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit, und Walker, in Rückſicht richtiger Ausſprache als Sterne erſter Größe glänzten, ſo müſſen wir, nach ſelbſt eigener genauen Vergleichung des Flügelſchen Wörterbuchs, unumwunden geſtehen, daß Hr. Dr. Flügel ihnen dieſen Ehrenplatz jetzt gänzlich ſtreitig gemacht zu haben ſcheint, indem ſein Werk über beide weit hervorragt und der Verfaſſer, mit den anerkannt beſten Hülfsmitteln rein engliſcher, ſowohl als deutſch engliſcher Werke vertraut, nicht nur erſtern an Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Artikel überbietet, ſondern auch letztern, in Rückſicht der Ausſprache, vervollſtändigte und verbeſſerte, denn er zeigt durch das ganze Werk ein richtiges Verfahren und ſtellt durchgängig eine konſequente Bezeichnung auf, die man bei Walker ſo häufig vermißt; außerdem iſt das Walkerſche Werk kaum zur Hälfte ſo ſtark als das Flügelſche. In Rückſicht auf Ausſprache alſo und deren verſchiedene Nüancirungen ſteht dieſes Werk in der engliſch-deutſchen Literatur als das einzige da, ſo daß ſelbſt das Hilpertſche, deſſen Werth wir in andrer Hinſicht nicht verkennen, eines Theils wegen der Ausſprache, andern Theils und beſonders wegen Vollſtändigkeit, Reichhaltigkeit, Präciſion, Kürze und Bündigkeit dem Flügelſchen weit nachſteht, da jenes die Artikel oft mit einer Breite behandelt, die man bei Flügel nirgends antrifft — ein Hauptersforderniß eines Lexikographen. Die Artikel ſind bei Flügel mit einer ungemeinen Bündigkeit und mit wenig Worten behandelt, und dabei iſt dennoch Alles genau, richtig und vollſtändig. Die von Flügel beigegebene höchſt vollſtändige Tabelle über die Ausſprache, welche den Werth des Buches ganz vorzüglich erhöht, beſtätigt unſre Behauptung vollkommen, und jeder, der nur eigene Vergleichung und Prüfung anſtellen will, wird unſern Ausſpruch gegründet finden und uns von aller Parteilichkeit freiſprechen. Für den Handelsſtand iſt in Bezug der vielen nautiſchen und merkantiliſchen Wörter und Ausdrücke dieſes Werk höchſt unentbehrlich, und für die Leſer des Shakeſpeare und anderer Claſſiker enthält daſſelbe einen ungemein reichhaltigen Schatz. Die ältere und neuere Literatur iſt in demſelben auf das Genaueſte und Sorgfältigſte berückſichtigt und die ſich darin vorfindende Menge von amerikaniſchen Wörtern und Redensarten erleichtert im höchſten Grade das Leſen der Schriftſteller jenes Freiheitlandes, und gewährt dem Ueberſetzer amerikaniſcher Romane eine große, bisher ſehr vermißte Erleichterung. — In Rückſicht auf Ausſtattung, Druck und Papier, iſt uns noch nie ſo etwas Vollkommenes, Herrliches und Schönes in Deutſchland vorgekommen als dieſes, und man kann mit allem Recht das Werk als etwas außerordentlich Prachtvolles erklären, da man kaum unterſcheiden kann, ob es in Deutſchland oder in England gedruckt iſt. Die höchſte Korrektheit, deren mühſamen Geſchäft ſich der ſo genaue Verfaſſer ſelbſt unterzog, laut Vorrede, ſetzt dem Werke noch die Krone auf. —

B.

Dr. S—d.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 126. 6 Mai 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Ein ungedruckter Aufſatz von Hr. v. Souza, der bis 1780 Generalgouverneur von Angola war, und den D'Anville ermunterte Entdeckungen in dieſem Theile von Afrika zu befördern, beweist, daß es damals keine Verbindung zu Land zwiſchen Angola und Benguela gab. Es iſt beigefügt, daß der letztern Gegend vor Angola der Vorzug gebühre, ſowohl wegen des Handels als der geſünderen Lage, und Hr. v. Souza bemerkt ferner, daß Sargobas, eine neue Niederlaſſung, die er ſelbſt landeinwärts vor Caconda geſtiftet, diejenige portugieſiſche Beſitzung ſey, welche Teti am Nächſten liege, und daß der Fluß Cuneni mit einem großen See im Weſten des Cuama zuſammenhänge.

In einem Schreiben des portugieſiſchen Miniſters Martinho de Mello Caſtro an den Generalgouverneur von Angola vom 8 März 1784 fand ich einen Bericht über eine Miſſion, die nach St. Salvador ging. Die Miſſion beſtand aus drei Geiſtlichen von geprüftem Charakter, Liborio da Graja, von dem Orden St. Bento, Biſchof von Angola und Generalvikar von Minas. Raphael do Caſtelo de Vide, einem Prieſter, Joao Gualberto de Miranda von dem Orden der Bußfertigen, und Don Andre Conto Gludinho von der Brüderſchaft des h. Peter. Folgendes ſind Auszüge aus dem Tagebuch eines der Miſſionäre, begonnen im Juli 1781.

Sie reisten ab von Libonga, der Grenzprovinz der Statthalterſchaft von Angola, jenſeits des Fluſſes Dande, und betraten den 5 Auguſt das Marquiſat von Muſul oder Muchicongo, das ſich beinahe bis zum Fluß Loge erſtreckt. Die Bewohner dieſes Landſtrichs ſind von mildem Charakter und empfingen die Miſſionäre mit allen Ehrenbezeugungen und Freude. Der Befehlhaber des Diſtrikts, Don Alvaro Cardal da Silva, kam ihnen mit der größten Herzlichkeit und Ehrfurcht entgegen. Es war ein Mann von gefälligem Betragen, der portugieſiſchen Regierung ſehr anhänglich, verſtand ihre Sprache, und lebte auf einem freundſchaftlichen Fuße mit den Portugieſen. Ihre nächſte Reiſe war zu einer Banza oder Fazenza, genannt Bumbe, wo ſie einen Fürſten von noch größerer Würde trafen, der den Titel Generalkapitän des Königreichs Congo angenommen hatte. Auch er kam ihnen entgegen, und bewillkommte ſie, begleitet von einer großen Menge von Negern, wovon einige Flinten, andere Bogen und Pfeile führten. Den 14 Auguſt zogen ſie nach dem Fluß Loge, wo das Marquiſat von Muſul endigt, und das Herzogthum Bamba beginnt. Sie erreichten das Ufer des Fluſſes denſelben Tag, ſetzten in einem Boote über, und wurden bei ihrer Landung von dem Herrn des Diſtrikts empfangen, der ſich mit dem Titel eines Infanten brüſtete. Er hatte eine zahlreiche Begleitung, bewaffnet wie die Vorherigen, und er und ſein Volk behandelten die Miſſionäre mit der größten Achtung. Hier ſahen ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, 3 bis 4 Tage liegen zu bleiben wegen der Menge ihres Gepäcks, und weil ſie nur ein kleines Boot hatten, in dem ſie ſich am Ende einſchifften, und auf dem Fluß fuhren, während das Volk ſie auf beiden Seiten begleitete, und Hymnen für ihre ſichere Ueberfahrt ſang.

Allein ungeachtet aller Liebe, welche die Miſſionäre erfuhren, waren ſie doch nicht befreit von Unannehmlichkeiten, und ihre Geduld wurde durch die Neger, welche ſie zum Tragen ihres Gepäcks brauchten, in hohem Grade geprüft, indem einige nicht zu rechter Zeit ankamen, andere ihre Laſten auf dem Weg wegwarfen, was große Unbequemlichkeiten verurſachte, und die Leiden, welche Krankheit und ungünſtige Witterung mit ſich brachten, ſehr erhöhte. Es zeigte ſich bald, daß die Neger zwar Vorwürfe und Klagen mit vieler Unterwürfigkeit annahmen, aber ihr Betragen darum nicht änderten. Unter dieſen Unannehmlichkeiten zogen ſie durch einen Theil des Bezirks von Bamba, und gelangten an eine große Banza, genannt Quina, wo ſie von dem Fürſten und Infanten beherbergt wurden, der auch den Titel eines Auslegers oder Lehrers der Kirche führte — einen Titel, womit man Alle beehrt, welche Portugieſiſch ſprechen und ſchreiben können. Auf dem Wege dahin kam ihnen eine Menge von beiden Geſchlechtern entgegen, die ihre Freude über ihre Ankunft durch beſtändige Ausrufungen zu erkennen gaben. Hier ſtarb der Generalvikar der Miſſion, Liborio da Graja, und ſeine Stelle wurde an Bruder Raphael do Caſtelo de Vide übertragen. Sie blieben 15 Tage in Quina, und empfingen Beſuche von allen Großen des Bezirks, unter andern dem Regenten von Bamba, da die Herzogswürde gerade unbeſetzt war. Alle dieſe Perſonen ſchickten den Miſſionären Geſchenke, boten aber alle Gründe auf ſie vom Weitergehen abzuhalten, in der Hoffnung ſie dadurch länger bei ſich zu haben, indem ſie ihnen vorſtellten, daß ſie ſich nicht auf das Volk verlaſſen könnten, ſondern zu dem König von Congo ſchicken müßten, um ſich Führer zu verſchaffen. Jedoch wurden ihnen bald

Digitized by Google

darauf 70 Mann zu dieſem Zwecke geſandt, und mit dieſer Bedeckung, die ſich noch vergrößerte, ſetzten die Miſſionäre ihre Reiſe fort; nur hatten ſie über die Langſamkeit und das häufige Entweichen ihrer Führer zu klagen. Endlich erreichten ſie eine anſehnliche Banza, genannt Comma, deren Vorſteher ſich Marquis von Bamba und Ritter des Chriſtusordens, wozu er vom König von Congo ernannt worden, ſchelten ließ. Ueberdieß führte er auch den Titel Kapitän der Kirche — eine Benennung, auf welche dieſe Völker großen Werth legen, und die daher der Generalvikar nicht verſäumt den Großen beizulegen, welche ihn durch ihren religiöſen Eifer zu verdienen ſtreben. Der Marquis ſchickte auf die Nachricht von der Annäherung der Miſſionäre einen Offizier mit einer Anzahl von Leuten, welche Waffen und muſikaliſche Inſtrumente trugen, um ſie von einem großen Wald in Pomp nach der Banza zu geleiten. Hier ward Alles zu ihrem Empfang trefflich bereitet, und die Weiber und Kinder begrüßten ſie mit dem Ave Maria, das ſie mit großer Andacht ſangen. Bald nach ihrer Ankunft machten der Häuptling und ein andrer Mann von Rang, der erträglich Portugieſiſch verſtand, ihnen ihre Aufwartung, und vor ihrer Abreiſe brachte man ihnen mehrere Kinder zur Taufe. Ein anderer Großer, der ebenfalls viele Leute in ſeinem Gefolge hatte, die auf Inſtrumenten ſpielten, begleitete ſie hierauf nach Apozanti, wo derſelbe in ſeinem beſten Anzug, welches bei dieſem Volk eine gewöhnliche Form von Ehrbezeugung iſt, ſie bewillkommte.

Auf dem Weg nach Apozanti kamen die Miſſionäre an einen Fluß, der ſo ſchwierig zu paſſiren war, daß es den Negern einfiel die Väter in ihre Fiſchnetze zu ſetzen, und ſo auf ihren Schultern trocken und ſicher hinüber zu tragen. Dort wurden ſie von zwei andern Männern hohen Ranges empfangen, welche wie ihre Unterthanen ſie mit Ehrenbezeugungen überhäuften; einer dieſer Großen, der Marquis von Quindonque, ſchickte ihnen Geſchenke, und der Häuptling und viele ſeiner Verwandten ſtatteten ihnen Beſuche ab. Dieſelben Artigkeiten widerfuhren ihnen von zwei andern Großen, welche die höchſten und wichtigſten Perſonen in dem ganzen Bezirk waren, und bei denen ſie bei Weitem beſſer als bisher herbergten. Dieß war die letzte Banza des Herzogthums Bamba, welches an dem großen Fluß Burge, dem größten, den ſie ſeit dem Zaire geſehen, ſeine Grenze hat.

(Fortſetzung folgt.)

Kriegsverfaſſung der ſcandinaviſchen Halbinſel.

3) Norwegiſche Land- und Seemacht.

Die norwegiſche Armee hat ihre definitive Einrichtung noch nicht erhalten; ſo wie ſie aber bis jetzt iſt, nähert ihre Organiſation ſich ziemlich dem von Gouvion-Saint-Cyr in Frankreich eingeführten Syſtem. Die ganze junge Mannſchaft von 20 bis 25 Jahren wird in die Konſkriptionsklaſſen eingetragen; die Zahl der aus jeder Klaſſe zu berufenden Soldaten beſtimmt der Storthing. Dieſe bleiben ſieben Jahre unter den Fahnen, und können auch nach ihrer Dienſtzeit im Fall des Kriegs wieder einberufen werden; ſie bilden eine Reſerve, welche Landvären heißt. Alle Jünglinge, die ſich einem Handwerk widmen, ſind der Militärpflichtigkeit enthoben, die ſomit bloß auf den Landbewohnern liegt. Dieſe Laſt iſt übrigens leicht zu ertragen, da die Soldaten, mit Ausnahme Derer, die zu dem kleinen Korps ſtehender Truppen gehören, nur vierzehn Tage im Jahr der Uebungen wegen zuſammen kommen. Während dieſer Zeit giebt ihnen der Staat Kleidung und Unterhalt; den übrigen Theil des Jahrs leben ſie in Urlaub. Die Offiziere beziehen einen Sold aus dem Schatz. Man ſieht, daß dieſes und das ſchwediſche Indeltaſyſtem Nichts gemein haben.

Zwölf bis fünfzehntauſend Mann machen das norwegiſche Heer aus; von dieſer Zahl iſt etwa ein Drittel aktiv und wird beſoldet. Die aktiven Soldaten dienen aber ſtatt ſieben bloß fünf Jahre; ſie liegen als Beſatzung in den Feſtungen, die in Norwegen zahlreicher ſind, als in Schweden. Die Reſerve iſt nie außerhalb des Königreichs zu verwenden, und die übrigen Truppen im Fall eines Kriegs nicht ohne Genehmigung des Storthing. Der König darf in Stockholm zwar eine norwegiſche Garde haben; dieſelbe muß aber aus Freiwilligen beſtehen, und unter keinerlei Vorwand dürfen in Friedenszeit mehr als 3000 Mann von einem Königreich in das andere einrücken. Die Armeeverwaltung wird von einem Mitglied des Staatsraths und Provinzialkommiſſären beſorgt. Das Perſonal iſt einem Generaladjutanten anvertraut. Eine Militärſchule beſitzt Norwegen in Chriſtiania. Seine vorzüglichſten Feſtungen ſind Aggershus, die Citadelle der Hauptſtadt, Fridrichſtein, Bergenhus, Fridrichſtad, Chriſtianſand, Fridrichsvären. *)

Zum Behuf der Bemannung der norwegiſchen Marine iſt die ganze Küſtenbevölkerung in zwei große Konſkriptionsklaſſen eingetheilt, von denen eine die Bewohner der Städte, die andere das Landvolk in ſich begreift. Die Städtebewohner zerfallen in fünf Konſkriptionsdiſtrikte und bilden das ſtehende Marinekorps; die andern Bewohner von 18 bis 35 Jahren zerfallen in ſieben Konſkriptionsdiſtrikte und bilden die Reſerve (ſjæ lemit) für Kriegszeiten. Die Norweger ſind als die beſten Matroſen des Nordens bekannt.

Norwegen beſitzt weder Linienſchiffe noch Fregatten, ſondern

---

*) Stand der norwegiſchen Armee.

Generaloffiziere und Generalſtab	40
Geniekorps	50
Artillerie 1 Brigade, 6 Feldbatterien, 6 Garniſonskompagnien	1,556
Kavallerie, 1 Brigade, abgetheilt in 3 Korps . .	1,257
Infanterie, 5 Brigaden, abgetheilt in 24 Korps .	11,128
	14,051
Dazu der Landſturm	10,581
Im Ganzen .	24,632

Im J. 1822 erſchien ein halboffizielles Aktenſtück über die Streitkräfte der ſcandinaviſchen Halbinſel, die indeß die ſchwediſche Kavallerie und die Landwehr zu nieder angeben dürfte.

	Offiziere.	Soldaten. Artillerie.	Kavallerie.	Infanterie.	Regulires Heer.	Kriegsaushebung.	Ueberhaupt.
Schweden	1.659	2,867	4.960	55,633	45,159	75,096	120,255
Norwegen	515	1.616	1,237	11,128	13,981	10,381	24,362
Zuſammen	2.174	4.483	6,197	46,781	59.120	85.477	144.617

bloß einige leichte Fahrzeuge und eine zahlreiche Flottille von Kanonierbooten; es hält höchſtens zwei oder drei Bricks und Goeletten auf der See und das aktive Marinekorps iſt daher wie in Schweden nicht beträchtlich. Die zwei Kriegshäfen Norwegens ſind Fridrichsvären und Chriſtianſand; erſterer, welcher als Entrepot der Hauptſtadt dient, enthält das vollſtändigſte Seearſenal. Die Einrichtung des Seeminiſteriums iſt ganz dieſelbe wie die des Kriegsminiſteriums; ein Admiral Generaladjutant leitet das Perſonal, ein Staatsrath mit Kriegskommiſſären Material und Verwaltung. *)

*) Ueberſicht der norwegiſchen Marine.

I. Perſonal.

Offiziere	78
Kadettenkompagnie	30
Artillerie	109
Offizianten und Arbeiter in den Häfen	424
Städtiſche Konſkription, fünf Klaſſen	4,592
Sjä-Lemit, ſieben Klaſſen	22,840
	28,093

II. Material.

Bricks, Goeletten ꝛc.	14
Kanonierſchaluppen von verſchiedener Größe	105
	119

Ueberſicht der Streitkräfte beider Königreiche im Fall eines Kriegs.

	Schweden	Norwegen	Zuſammen
Landarmee	142,649	24,362	167,011
Seearmee	23,209	28,093	51,302
	165,858	52,455	218,313

Dieſe Streitkräfte werden aus einer Bevölkerung von 3,911,318 Einwohner gezogen, wovon auf Schweden 2,860,000, und auf Norwegen 1,051,518 kommen.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Zweite Sitzung des Gerichtshofes am 7 April.

Das Verhör der Angeklagten wird fortgeſetzt.

Der Präſident wendet ſich zuerſt an den Lieutenant der Artillerie, Chauvin, der angeklagt iſt, am Gitter des Louvre einige Leute aus dem Volke geſprochen zu haben, von denen Einer ſagte: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und erwarten Ihren Befehl.“ Der Angeklagte erklärt, daß dieſe Leute Kanoniere waren; daß er übrigens nicht begreiſe, was man unter dem Namen; „Leute aus dem Volke“ verſtehe, da Alles Volk ſey; daß endlich die gegen ihn gemachte Ausſage in dieſer Beziehung von einem Manne herrühre, der ein Schweizer und deshalb ihm Feind ſey, weil er, Chauvin, an den Juliustagen ſich gut gehalten habe.

Der Adjutant-Inſtructeur der Artillerie, Guilley, gegen den ausgeſagt wurde, er habe den Kapitän Ollivier gefragt, ob er ſein Geſchütz übergeben werde (ſ. Oben Anklagakte), widerſpricht dieſer Angabe und bemerkt, daß K. Ollivier ohnehin ſeine hierüber gemachte Anzeige zurückgenommen.

Lespecheux d'Herbinville erwiedert auf die Frage des Präſidenten, ob er Waffen und Patronen vertheilt habe:

Ich habe zu einer Zeit Patronen gehabt, viele Patronen. Ich habe Waffen gehabt, viele Waffen, und will hier erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Ich war am 27 Juli zu Hauſe und ſah Handwerksleute eine Leiche auf einem Brette vorbeitragen. Ich hatte Nichts als ein Paar gewöhnliche Piſtolen, wie ſie junge Leute zu haben pflegen. Ich eilte ſogleich fort und ſchloß mich an die Kämpfenden an bis eilf Uhr Abends. Als ich wieder nach Hauſe kam, brach ich eine Dachrinne ab und goß die ganze Nacht Kugeln. Am andern Tage fand ich mich mit einigen Perſonen am Wachthauſe Mauconſeil ein, und ſchoß meine Piſtolen nicht auf die Schildwache, ſondern auf die Fenſter des Wachthauſes ab; die Wache übergab mir ihr Gewehr. Der ganze Poſten ergab ſich. Meine Kameraden und ich bewaffneten uns mit ſeinen Gewehren. Wir gingen und tranken mit den Soldaten bei einem Weinwirthe. Von dort begaben wir uns auf den Wachtpoſten von Halle aux Blés, wo damals Gendarmen ſtanden. Ich ging allein auf ſie zu und forderte ſie auf, nicht auf ihre Freunde und Brüder zu ſchießen.

Präſident: Antworten Sie auf meine Fragen. (Gemurmel unter den Zuhörern.)

Despecheux (mit Feuer): Ich antworte auf Ihre Fragen. Ich erkläre, wie ich zu den Waffen kam. Der Kommandant des Gendarmeriepoſtens übergab mir ſeinen Degen. Auch hier bemächtigten wir uns aller Waffen und zogen dann auf den Platz des Chatelet, wo der Kampf begann.

Der Generaladvokat: Ich muß den HH. Geſchwornen bemerklich machen, daß der Angeklagte über alle dieſe Thatſachen nicht vernommen werden konnte, da er bei der Unterſuchung nicht zugegen war.

Lespecheux: Als die Polizeiagenten in meine Wohnung kamen, war ich ausgegangen. Man ſagte mir, einige Perſonen hätten nach mir gefragt, ohne ihre Namen zu hinterlaſſen. Sie kamen am andern Morgen wieder, als ich abermals nicht zu Hauſe war. Ich ging auf das Land, und ſobald ich von dem gegen mich erlaſſenen Befehle hörte, beeilte ich mich nach Paris zurückzukehren und mich freiwillig zu ſtellen. Ich erfuhr durchaus Nichts von der Unterſuchung. Ich muß noch beifügen, daß man auf mich ausſagte, ich habe die Nationalgarde entwaffnen wollen; ich muß deßhalb noch angeben, was ich mit den Gewehren anfing, die ich in Händen hatte. Wohlan, meine Herren, ſo muß ich denn ſagen, daß ich auf dem Lande bei Vernon, wohin ich mich begab, auf meine Koſten drei Nationalgardiſten equipirt und bewaffnet habe; ich equipirte einen Offizier und gab ihm den Degen, den ich dem Gendarmerieoffizier abgenommen hatte. Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich, dieſe Erklärungen zu machen; ich bin jung, ich bin nicht reich, und ich habe drei Nationalgardiſten ausgerüſtet (Bewegung), und habe es freilich nicht, wie Viele mit ihren patriotiſchen Geſchenken von zehn oder fünfzehn Fr. thun, in die Zeitungen einrücken laſſen.

Dieſe mit feuriger Energie vorgetragenen Erklärungen machten auf die Verſammlung den größten Eindruck; der lebhafteſte Beifall folgte ſeinen Schlußworten.

Nach einigen unbedeutenden Antworten der Angeklagten Lebaſtard und der Gebrüder Garnier wendet ſich der Präſident an Danton.

Danton glaubt, den Geſchwornen vorläufig bemerkbar machen zu müſſen, daß er kein Verwandter des Konventsmitgliedes gleichen Namens ſey. Dieſe Erklärung hält er für nöthig, weil nur ſein Name Veranlaſſung gegeben zu haben ſchien, eine Menge Anklagen auf ihn zu häufen, die ſo abgeſchmackt ſeyen, daß ſie nur in dieſer Akkumulation eine Bedeutung hätten, und einzeln genommen in Nichts zerfallen müßten. Der Präſident bezeugt ihm, daß er kein Verwandter Dantons ſey; erinnert ihn jedoch, daß dieſe Erörterungen in's Gebiet der Vertheidigung hinüberſtreifen; worauf der Angeklagte erwiedert, es ſey nicht ſeine Abſicht, hier auf ſeine Vertheidigung einzugehen; aber es müſſe ihm erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß die Anklagakte, in ſo weit ſie ihn betreffe, ein Gewebe von Falſchheit und Lüge enthalte. Uebrigens ſtellt er alle von dieſer gegen ihn erhobenen Punkte durchgehends in Abrede. Es ſey möglich, daß er das Urtheil über die vier Miniſter eine Abſcheulichkeit genannt habe; indeß würde er nie daran gedacht haben, die Straßen von Paris dieſer vier Elenden wegen nochmals mit Leichen zu füllen.

Auch Lenoble widerſpricht allen gegen ihn vorgebrachten Anſchuldigungen; er habe vielleicht die von der Kammer eingeſchlagene Richtung getadelt, aber nie zu ihrem Umſturze aufgefordert.

Am Schluſſe des Verhöres lieſt der Generaladvokat noch einen Brief Sambucs vor, den derſelbe aus dem Gefängniſſe an Francfort ſchrieb, des Inhaltes:

„Mein lieber Francfort, wir dulden noch immer für die heilige, gemeinſame Sache; aber unſere Kraft und unſer Muth verlaſſen uns nicht. Finden unſere Freunde Gelegenheit, uns gegen gehäſſige Anſchuldigungen in Schutz zu nehmen, was wir nicht ſelbſt thun können, ſo mögen ſie dieß kräftig thun. Alles, was matt und unbeſtimmt iſt (pâle et vague),

Digitized by Google

wird ohne Erfolg ſeyn. Nichts Elenderes als halbe Maßregeln, halbe Gewaltthätigkeiten, Meutereien. Eine Revolution oder Nichts.“

Sambuc: „Meine Herren Geſchwornen! Von dem Augenblicke unſerer Verhaftung an bezeugten unſere Mitſchüler uns die lebhafteſte Theilnahme. Es konnte einigen von ihnen in den Sinn kommen, ein Wenig allzu ungeſtüme Schritte zu thun. Ich zögerte nicht, davon abzurathen. Ich war immer der Meinung, wenn die Freiheit von Neuem bedroht werde, müſſe man zu den äußerſten Mitteln greifen, die in drei Tagen die ganze Frage entſchieden haben konnten. Eben deßhalb erhob ich mich gegen dieſe Meutereien der Kollegien, die der Sache der Freiheit nur ſchaden können.“

Man geht hierauf zum Zeugenverhöre über. Neun Zeugen werden über den allgemeinen Thatbeſtand abgehört, von denen keiner Etwas auszuſagen weiß oder die Angeklagten kannte. Man ſchreitet zur Vernehmung der Zeugen über einzelne Punkte in Betreff der gegen die Studenten gerichteten Anklage. Die Witwe Couſineau, bei der die Geſellſchaft der Ordnung und des Fortſchreitens einen Saal gemiethet hatte, wird vernommen und giebt dem Publikum Anlaß zu vieler Ergötzlichkeit. Sie klagt in einer langen Rede, wie viel Mühe es ihr gekoſtet, bis ſie ihren Miethzins von den Studenten habe eintreiben können; widerſpricht ſich übrigens in ihren vor dem Unterſuchungsrichter gemachten Ausſagen hinſichtlich eines Wagens, in dem am 22 Dezember in der Nacht Gourdin und Rouhier mit Gewehren abgefahren ſeyn ſollten. Ihre Erklärungen gehen endlich darauf hinaus, daß ſie Nichts geſehen, und nur von ihrer Magd habe ſich erzählen laſſen. Allein auch dieſe ſelbſt erklärt, Nichts geſehen zu haben. Auch die Töchter der Witwe Couſineau machen ſehr unbedeutende Ausſagen, und haben eben ſo wenig als andere Miethsleute des Hauſes einen Wagen geſehen.

Der General-Lieutenant Graf Caſarelli: Ich hatte Gelegenheit, Hrn. Sambuc, der mir empfohlen war, einige Mal zu ſehen. Ich weiß übrigens Nichts von der Sache.

Der Graf Simeon, Pair von Frankreich, ein und achtzig Jahre alt: Hr. Sambuc beſuchte mich, um mir einige Dienſte, die ich ſeinem Vater geleiſtet, in's Gedächtniß zu rufen. Am Montag um Mitternacht erhielt ich einen Brief von Sambuc, der mich wegen der Unruhen warnte, auszugehen. Ich antwortete ihm, um ihm dafür zu danken. Er kam ein zweites Mal zu mir; wir ſprachen über Politik; er ſchien von ſehr gemäßigten Anſichten. Er ſagte mir, er wolle eine konſtitutionelle Monarchie, umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen; ich bemerkte ihm, daß ich eine Vereinigung der Monarchie mit der Republik für ſchwierig halte u. ſ. w.

Die dem Angeklagten Chaparre zur Schuld gelegten Beleidigungen der Nationalgarde erklären ſich dahin, daß er von vier Nationalgardiſten verhaftet auf die Polizei geführt wurde, wo er dem Kommiſſär ſagte, er ſey hieher gebracht worden, weil er vier Individuen nicht Widerſtand leiſten könne. Ueber dieſe Worte ſeyen die Nationalgardiſten ſehr aufgebracht worden und hätten gerufen: ſie ſeyen keine Individuen. (Man lacht.) Ein Jäger aus der Kompagnie des Hauptmannes Emery will geſehen haben, daß Chaparre demſelben die Fauſt unter die Naſe gehalten. Emery weiß Nichts davon. Chaparre hatte bloß den Nationalgardiſten zugemuthet, ihre Bajonette abzunehmen, weil, ſeiner Angabe nach, es ihm ungebührlich vorgekommen ſey, daß man mit dem Bajonette auf eine unbewaffnete Volksmenge losgehe.

Hierauf werden mehrere Studenten als Leumundszeugen abgehört, die alle zu Gunſten Sambuc's ausſagen. Die Sitzung, die von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags gedauert, wird hiemit aufgehoben.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Chronik.

Davy's Leben von Dr. Paris.

(Schluß.)

Eine Anekdote aus der Zeit von Davy's Aufenthalt in Frankreich dürfen wir nicht vergeſſen. Sie betrifft Napoleon. „Es iſt wohl bekannt,“ ſagt der Biograph, „daß Bonaparte während ſeiner ganzen Regierung die Gewohnheit hatte, mit den Gelehrten in Paris perſönlich zu verkehren, und daß er häufig den Sitzungen des Inſtituts anwohnte. Da er von Davy's Zerſetzung der Alkalien erfuhr, fragte er etwas barſch, wie es komme, daß man dieſe Entdeckung nicht in Frankreich gemacht habe? Wir beſitzen keine voltaiſche Batterie von hinlänglicher Stärke, war die Antwort. Dann ſoll man ſogleich eine verfertigen, ohne Rückſicht auf Koſten oder Arbeit, rief der Kaiſer. Der Befehl wurde ſogleich in Ausführung geſetzt, und auf die Nachricht, daß die Maſchine fertig ſey, erſchien er in dem Laboratorium, um von ihren Wirkungen Zeuge zu ſeyn. Man ſprach von der Empfindung, welche die Berührung der zwei Metalle hervorbringe; da that Bonaparte mit der Raſchheit, die alle ſeine Bewegungen bezeichnete, und ehe man ihm Vorſicht empfehlen konnte, die Drahtenden der Batterie unter die Zunge, und natürlich erhielt er davon einen Schlag, der ihn faſt der Beſinnung beraubte. Nachdem er wieder zu ſich gekommen, verließ er das Laboratorium, ohne ein Wort zu ſagen, und er ſoll auch ſpäter der Sache nicht mehr gedacht haben.“

Von Paris reiste Davy nach dem ſüdlichen Frankreich und Italien, überall einen tragbaren chemiſchen Apparat mit ſich führend, ſo daß er bei jeder Gelegenheit ſeine Unterſuchungen anſtellen konnte. Der Beſuch, den er dem Beſuv und den umliegenden vulkaniſchen Gegenden abſtattete, blieb für die Wiſſenſchaft nicht unfruchtbar. Nach kurzer Zeit, ehe er zum letzten Mal England verließ, theilte er der königlichen Geſellſchaft eine Abhandlung über die Erſcheinung der Vulkane mit, die in der Sitzung vom 20 März 1828 vorgeleſen wurde. Er hatte darin die verſchiedenen Beobachtungen, zu denen ihn der Beſuv bei mehreren Beſuchen veranlaßte, zuſammengeſtellt. Hauptſächlich war es ihm darum zu thun, auszumitteln, ob ein Verbrennungsprozeß im Augenblick der Ausſtrömung der Lava vor ſich gehe. Zu dem Ende unterſuchte er ſorgfältig ſowohl die Lava, als die elaſtiſchen Flüſſigkeiten, welche ſie begleiten. Das Reſultat war ein negatives. „Es iſt beinahe augenſcheinlich,“ ſagt Davy am Schluß ſeines Aufſatzes, „daß keine der chemiſchen Urſachen, woraus man die vulkaniſchen Feuer zu erklären pflegt, ſtatthaft iſt. Am Gewöhnlichſten giebt man die Verbrennung von Steinkohlen als dieſe Urſache an; allein hiemit reicht man bei Weitem nicht aus. Sey auch das Steinkohlenlager noch ſo groß, ſo vermag es doch unter dem Boden keine bedeutende Hitze hervorzubringen; denn die Erzeugung von kohlenſaurem Gas muß, wo die freie Circulation der Luft fehlt, auf den Verbrennungsprozeß ſtets hemmend einwirken; und dann ſcheint es kaum möglich, daß man in der Lava nicht auch Kohlenſtoff finden ſollte. Es giebt in England viele Beiſpiele von Kohlenlagern, welche lange Zeit brannten, ohne daß Etwas wie Lava deßhalb zum Vorſchein kam; das Reſultat war bloß gebackener Thon und Schiefer. Was die Hypotheſe einer chemiſchen Entſtehungsart vulkaniſcher Feuer anbelangt, ſo ſcheint mir, wenn ich aus bekannten Thatſachen argumentiren darf, keine Urſache genügend, als etwa die Oxydation der Metalle, welche die Baſis der Erden und Alkalien bilden; wiewohl ſich keineswegs leugnen läßt, daß Betrachtungen, die man aus der Temperatur von Minen und heißen Waſſerquellen geſchöpft hat, es wahrſcheinlich machen, daß das Innere unſerer Kugel einen ſehr hohen Temperaturgrad beſitze; und ſo würde die Annahme einer flüſſigen Materie, welche den Kern der Kugel bildete, eine noch leichtere Löſung des Problems vulkaniſcher Erſcheinungen darbieten.“

Wir ſchließen die Anzeige dieſes höchſt lehrreichen Werks mit Anführung des Zeugniſſes eines der erſten praktiſchen Mineralogen Englands, Hrn. Buddle, in Bezug auf Davy's Sicherheitslampe. Derſelbe äußert ſich in einem Schreiben vom 28 Auguſt 1830 über das Verdienſt dieſer Erfindung alſo: „Wenn die davy'ſche Lampe ausſchließlich und mit Vorſicht gebraucht wird, ſo iſt gewiß, daß nur wenig Unglücksfälle in unſeren Kohlenbergwerken ſich ereignen können. Aber ihr ausſchließlicher Gebrauch iſt in manchen unſerer Minen nicht möglich, da ſie der Beihülfe von Schießpulver nothwendig bedarf. Wo jeder Kohlengräber im Durchſchnitt zwei Schüſſe des Tags abfeuern ſoll, ſind wir der Gefahr einer Exploſion durch das Pulver ausgeſetzt, wenn man auch mit bloßen Lichtern herumzugehen ſorgfältig vermeidet. Aber bedenkt man die vielen alten verlaſſenen Bergwerke, welche durch Davy's Erfindung von Neuem bearbeitet werden konnten, wie die zu Wall's-End, Willington, Percy-main, Hebburn, Jarrow, Elswick, Benwell ꝛc., ſo kann man das Verdienſt Davy's in dieſer Beziehung nicht hoch genug anſchlagen.“ und ſo ſcheint die Bemerkung des Biographen nicht ungegründet, der es rügt, daß die brittiſche Regierung dem Erfinder eines Mechanismus zur Zerſtörung des Menſchenlebens — Congreve — eine anſehnliche Belohnung bewilligt, dagegen den Erfinder eines Mechanismus zur Erhaltung deſſelben mit einem Baronetstitel abgeſpeiſt habe.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 127. 7 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, Polens Lage in dem gegenwärtigen Augenblick, ſeine Ausſichten und Hoffnungen und des übrigen Europa's Pflichten gegen daſſelbe zu betrachten. Seine gegenwärtige Lage iſt die eines Landes, das zwar nicht reich iſt, aber allmälig zugenommen hat in Ackerbau, und einigem Fabrikweſen, in Erziehung und andern Zweigen der Civiliſation, in Heerſtraßen, Brücken, militäriſcher Organiſation u. ſ. w. und Dieß zwar ſeit der erſten Einrichtung des Herzogthums Warſchau im Jahre 1806. Durch den Feldzug von 1812 und 1813 erlitt ſeine aufblühende Wohlfahrt einen harten Stoß, und obgleich der Frieden die alte Ordnung wieder herſtellte und mit ihr ein beſtimmtes Regierungsſyſtem, ſo ſah doch dieſes ſelbſt, gleich dem des Königs von Sachſen, ein wahres und tüchtiges Gedeihen Polens mit günſtigen Augen an, weil es hiedurch die Kraft einer Nation zu verſtärken fürchtete, die bereits ihre Neigung zur Unabhängigkeit nicht mehr verheimlichte. *) Hiezu bringe man in Anſchlag einen Nationalcharakter, den weder die Stürme der Zeit noch das furchtbarſte Unglück verwiſchen konnten, eine entſchiedene Vaterlandsliebe, Unbilden und Ueberlieferungen von Unbilden, die die Nation ſchon vor Menſchengedenken erdulden mußte, und die feſte Ueberzeugung, die auf eine lange und traurige Erfahrung ſich gründet, daß Polen vergebens eine Sühne für jene Unbilden von Mächten erwartet, die nicht erſt in jüngſt vergangener Zeit, ſondern von jeher ſein Vertrauen mit Unredlichkeit erwiedert haben; hiezu rechne man, daß Polen von einer fernen und ausländiſchen Regierung ſyſtematiſch unterdrückt wurde, welche die Landesverwaltung der unbarmherzigſten Tyrannenſchaar von Beamten, hohen ſowohl als niedern, überließ; hiezu rechne man einen Muth, an dem noch Niemand zu zweifeln wagte, und die heilige und unbeſiegbare Ueberzeugung, daß Polen einſt wieder auferſtehen werde zu ſeiner alten Unabhängigkeit, wozu jeder einzelne Pole mitwirken könne, wenn er freudig dafür ſein Blut vergieße, ſey es auf fremdem, ſey es auf heimiſchem Boden. Das tiefe und ſinnvolle Gemüth der Polen faßt die Freiheit und Politik mit einem gewiſſen romantiſchen Schwung auf, der ihnen völlig eigenthümlich und vielleicht nur mit den Spaniern gemeinſam iſt. Die Koſaken der Ukräne (die polniſchen Koſaken), die Napoleon, der die Sache der Freiheit verrieth, indem er ſich den Schein gab ſie zu fördern, verleitete, ihr Blut im Kampfe gegen die Unabhängigkeit Spaniens zu vergeuden — dieſe Koſaken führten Säckchen mit vaterländiſcher Erde gefüllt mit ſich, um auf ihr zu ſterben und ſelbſt im Grabe nicht von ihr geſchieden zu ſeyn. Zur Zeit der Theilung verſchwanden die Reichskleinode aus Krakau und wurden, wie man bis jetzt erfahren hat, irgendwo an einem unbekannten Ort vergraben; ſie werden nur dann wieder zum Vorſchein kommen, wenn Polen ſeinen eignen König haben wird.

Aber es entſteht wohl die Frage, hat Polen keine Ausſicht auf fremden Beiſtand? Hat es kein Recht Anſprüche darauf zu machen in dieſem Kampfe für ſein gutes Recht? Iſt es nicht ſelbſt zu ſchwach als daß es ſeiner entbehren könnte? Eine große wiewohl nur negative Unterſtützung findet es in dem Mitgefühl der Bevölkerung jener Provinzen, die, außer dem Königreich gelegen, den drei benachbarten Staaten einverleibt ſind. Zwar können dieſe ihm vor der Hand keinen Beiſtand durch die That leiſten, aber ſie bieten, wenn es der Uebermacht erliegen ſollte, den Hülfloſen wenigſtens für den Augenblick eine Zufluchtſtätte und für die Zukunft einen Rückhalt; außerdem aber zwingen ſie den Feind, einen guten Theil ſeiner Stärke zu neutraliſiren. Die Bevölkerung von Preußen und Oeſterreich, und ſelbſt die Regierung des letztern, ſehen nicht ungern ihren koloſſalen Nachbar in Verlegenheit. Zudem hat jedes von ihnen ſelbſt genug zu thun, ſeine eigene Unterthanen im Zaume zu halten. *)

*) Die ruſſiſche Regierung brüſtet ſich ungemein mit den großen Summen, die ſie auf Polen verwendet habe; waren dieſe Summen polniſches Geld, ſo konnte Polen auch ohne die Ruſſen Damit daſſelbe thun; war es ruſſiſches, ſo mußte Polen, wie alle andern Eroberungen Rußlands, nur als Abzugskanal dienen. Auf jeden Fall aber verwendete Rußland ſo viele väterliche Sorgfalt an Polen nicht um Polens, ſondern um ſeines eigenen Vortheils willen. Der Bauer wendet nur darum ſo große Mühe auf ſein Feld, weil er weiß, daß es ihm ohne dieſelbe keinen Nutzen liefern wird.

*) Von verſchiedenen Seiten her hat man bereits Winke fallen laſſen, daß die großen Nachbarſtaaten Polens leicht dahin gebracht werden könnten, Hand mit anzulegen, „um mit einem Schlag den Heerd der Revolution zu erſticken.“ Dieſe politiſche Ruchloſigkeit fehlte noch, um den Gefühlen der Nationen für Gerechtig-

Digitized by Google

Die entlegenen Theile ihrer nur locker zuſammengefügten Reiche nehmen ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Der Angriff des Kaiſers auf das türkiſche Reich, zu dem er nur nothgedrungen und nach unzähligen Bedenklichkeiten ſchritt, der ſchmachvolle Ausgang des erſten Feldzuges, über deſſen Einzelnheiten und Urſachen die Polen ſicherlich zuverläſſigere Nachrichten erhalten haben als wir — dieß Alles hat bewieſen, daß Rußland, ſo gewaltig auch ſeine materielle Kraft und ſeine Vertheidigungsmittel ſeyn mögen, dennoch auf ſehr ſchwankenden Grundlagen ruht, und daß es überhaupt ſeiner Streiche nicht ſo ſicher iſt, als es von Ferne ausſehen mag.

4. Polen und die übrigen Mächte.

Die Macht, auf welche Polen zuerſt ſeinen Blick um Beiſtand werfen mußte, war Frankreich. Kaum waren noch fünfzehn Jahre vorüber, wo man Polen und Franzoſen als Waffengenoſſen auf allen Schlachtfeldern Europa's neben einander ſah; noch fühlte Frankreich die bittere Schmach, ſeinen Boden von einer Invaſion barbariſcher Horden entweiht geſehen zu haben, und nun welch' ein günſtiger Augenblick bot ſich dar, Polen die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen und die eigene Schmach zu rächen! Was war natürlicher als zu glauben, Frankreich werde dem Hülferufe Polens mit dem Feldgeſchrei ſeiner kriegsmuthigen Heere antworten? — Seit alten Zeiten beſtand zwiſchen beiden Nationen eine gewiſſe Verbindung, wodurch ſie gegenſeitig einander kennen lernten, ohne daß hieraus eine oder die andere beſondere Vortheile gezogen hätte. Heinrich von Valois paßte für ſie nicht als König, und die Polen liebten allzu ſehr die Freiheit, um für das Blut der Medici eine ſonderliche Neigung zu gewinnen. *) Das größte Unglück für den ritterlichen offenherzigen Sobieski war ſeine Vermählung mit einer ränkeſüchtigen Franzöſin von dem Hofe Ludwigs XIV, wie aus ſeinen Briefen zu erſehen iſt. Das gefühlloſe Benehmen Ludwigs XV gegen ſeinen Schwiegervater Stanislaus Lesczcynski, und der gleich ſchmachvolle Leichtſinn, mit dem Frankreich Polens Intereſſe zur Zeit ſeiner Zertrümmerung hintanſetzte und ſich lieber einer kleinlichen Eiferſucht gegen England hingab, als für die verdiente Unabhängigkeit des unglücklichen Landes ein Bündniß einging; endlich die herzloſe Politik Napoleons gegen ein ſo treu ergebenes Volk, deſſen Charakter zu würdigen der ſeine nicht groß genug war — darf wohl Frankreich für alles Dieß Polens Dankbarkeit fordern?

Im Gegentheile darf man wohl ſagen: Frankreich hat an Polen eine dreifache Schuld zu zahlen. Erſtens, daß es geduldig ſeiner Zertrümmerung zuſah; zweitens, daß es ſo ſpät erſt und ſo unvollkommen ſeine Wiederherſtellung bewirkte, die im Grunde genommen ohnehin mehr das Werk Dombrowski's als Napoleons iſt; drittens, daß es im gegenwärtigen Augenblicke von der Lage Polens, als Bollwerk zwiſchen Rußland und Frankreich, den vollſtändigſten Vortheil zieht, indem hiedurch zugleich die Abſicht Rußlands, im Einverſtändniß mit den deutſchen Mächten gegen Frankreich aufzutreten, ſcheiterte, und dadurch vielleicht eine zweite europäiſche Invaſion abgewendet wurde. Die verzögerte und höchſt ungnädige Anerkennung des Königs der Franzoſen von Seite Rußlands beweist hinlänglich, weſſen er ſich verſehen durfte, hätte Polen nicht dem ſchon erhobenen Schwertſtreich ſeine Bruſt als Schild entgegengeworfen. Der poſitive Vortheil, der hieraus für Frankreich entſpringt, iſt ſo groß, als hätte man ſich hierüber durch einen voraus eingegangenen Vertrag gegenſeitig verſtändigt.

Frankreichs Verbindlichkeit, Intereſſe und Neigung liegt demnach klar am Tage; es fragt ſich nur, ſtehen ihm die Mittel zu Gebote, Dem nachzukommen, was ihm Pflicht und Ehre auferlegen? Frankreich, das zu ſeiner Selbſtvertheidigung ohnehin eines zahlreichen ſtehenden Heeres bedarf, kann durch eine verhältnißmäßig nur geringe Verſtärkung desſelben über eine impoſante Militärmacht ſelbſt nach einem entfernten Lande hin verfügen. Einem Staate von ſeiner Lage, mit einer überzähligen Bevölkerung, die es nicht beſchäftigen kann, iſt es eben ſo leicht ein Heer mitten durch den Kontinent zu entſenden, als England eine Flotte nach Weſtindien ſchickt. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Völker würde überdieß Frankreich, das ſo oft ganz Europa zu bekämpfen hatte, überall ſich die Hand geboten ſehen, zumal in einer Sache, die ſo ſehr alle Herzen der Völker für ſich gewonnen hat, in denen nie die Stimme des Gewiſſens erſtirbt. In der That würde das Heil, welches für den ganzen Kontinent aus der Demüthigung Rußlands, dieſes großen öffentlichen Schandfleckens von Europa, hervorgehen muß, ſelbſt durch ſchwere Opfer noch wohlfeil genug erkauft werden. Diejenigen, welche glauben, daß Rußland ſich begnügen werde mit ſeinen gegenwärtigen aſiatiſchen und europäiſchen Grenzmarken, ſind blind gegen die offenkundigſte Erfahrung und taub gegen die warnenden Mahnungen der Geſchichte. Kein Ruſſe denkt auch daran, einem ſo thörichten Unſinn beizupflichten, und kein Nachbarſtaat an ihn zu glauben. Mit Freuden wird man die Nationen ſich erheben ſehen, um der Krähe die geborgten Federn auszuraufen: Finnland, Perſien die Türkei harren nur dem Augenblick der Rache entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Kupffer's Reiſe nach dem Kaukaſus.

6. Beſteigung des Elbrus.

(Schluß.)

Das Niederſteigen war ſehr mühſam und gefährlich; in dem geſchmolzenen Schnee hatten ſich Löcher aufgethan, die uns die ſchauerliche Tiefe der unter unſern Füßen klaffenden Abgründe blicken ließen. Unſere Tſcherkeſſen und Koſaken banden ſich, um einander gegenſeitig Beiſtand leiſten zu können, Seile um. Ich fühlte mich ſo ermattet, daß ich auf zwei Perſonen geſtützt ging, welche

---

keit offnen Hohn in's Geſicht zu ſchleudern — aber auch die Herzen der Völker noch vollends ihren Fürſten zu entfremden!

*) Bekanntlich wurde nach Erlöſchen des jagelloniſchen Fürſtenhauſes im J. 1572 Polens Krone Heinrich von Valois aufgeſetzt. Man legte ihm eine Konſtitution zum Beſchwören vor, die ſogenannten Pacta Conventa, wodurch ihm verboten wurde, einen Nachfolger zu ernennen, ohne Einwilligung des Senats zu heirathen, Krieg anzukünden, Bündniſſe zu ſchließen ohne Beiſtimmung des Reichstags, alle zwei Jahre einen Reichstag zu berufen u. ſ. w. Bei Verletzung ſeines Eides waren auch die Unterthanen ipso facto des übrigen ledig. Heinrich von Valois benützte die Gelegenheit von ſeines Bruders Tod, wodurch ihm die Krone Frankreichs zufiel, er entfloh aus Polen, und ſagte: „Man habe ihn als König dahin berufen, und er ſey Nichts als ein Richter geweſen.“ A. d. R.

Digitized by Google

mich um den Leib gefaßt hielten; und als der Berg weniger ſteil wurde, ſetzte ich mich auf einen Filzmantel, und ließ mich von einem Tſcherkeſſen hinabziehn. Jedermann dachte nur an ſich, und wie er aus dieſer ängſtlichen Lage möglichſt ſchnell heraus käme um uns nicht wechſelſeitig hinderlich zu ſeyn, theilten wir uns in mehrere Parteien, vergaßen aber dabei, daß wir uns dadurch ganz in die Gewalt der Tſcherkeſſen gaben, die an uns eine treffliche Beute machen konnten; wirklich ſchlugen ſie mit uns, ohne daß wir es merkten, einen kürzern Weg ein, der uns von unſerer Bedeckung entfernte, doch hatten wir unſer Vertrauen nicht zu bereuen. Nachdem wir die Schneelinie zurückgelegt, durchzogen wir ein enges Thal, deſſen Boden mit Felſentrümmern überſät, und von Eiswaſſer benetzt war, und gelangten hierauf an das Ufer eines kleinen Fluſſes, der ſich in die Malka ergießt; von dort brachte uns ein bequemer Fußpfad vollends zu unſerm Lager. Hr. Lenz, der den Rückweg ſpäter antrat, traf gegen Anbruch der Nacht mit dem größten Theil des Gefolges auf einem andern Weg ein.

Während dieſes ganzen merkwürdigen Tages ſaß General Emmanuel vor ſeinem Zelt und beobachtete mit einem trefflichen Fernrohr von Dollond die Bewegungen unſeres Marſches. Sobald die am Morgen über dem Thal gelagerten Nebel zerfloſſen, ſieht er uns den breiten Kegel hinanklettern, er ſieht uns die erſte Sproſſe der Felſenleiter am Gipfel erreichen; hier trennt man ſich in zwei Gruppen, wovon die eine vorwärts dringt, die andere ſtill hält. Plötzlich gewahrt er einen einzelnen Mann, der allen Andern voraneilt; ſchon iſt er über die Schneefläche, welche die letzte Sproſſe vom Gipfel ſcheidet, größten Theils weg; ſchon nähert er ſich dem ſteilen Felſen, welcher die Krone bildet, ſchon klettert er hinauf — ſeine Geſtalt vermiſcht ſich mit der ſchwarzen Farbe des Felſens — da breitet ſich von Neuem der Nebel über das Thal, und entzieht den Elbrus den Blicken. Dieß geſchah um 11 Uhr Morgens. So konnte der General nicht zweifeln, daß Einer von uns die Spitze erſtiegen hatte; an der Farbe ſeines Kleids ſah er ſogar, daß es ein Tſcherkeſſe war, aber ſeine Züge konnte er natürlich auf dieſe Entfernung nicht erkennen. Der General ließ die Trommel rühren und einige Musketenſchüſſe abfeuern, um dem Lager das Ereigniß zu verkündigen.

Killar, ſo heißt der Tſcherkeſſe, welchem die Ehre des Tages gebührte, wußte den Morgen beſſer als wir zu benützen; lang vor uns hatte er die Grenze des ewigen Schnee bereits überſchritten, und befand ſich ſchon wieder auf dem Rückweg von der Spitze, als Hr. Lenz auf ſeiner letzten Station anlangte; zwar fing um 11 Uhr das Aufthauen an, aber der Schnee war doch noch ſo hart, daß er ihn hinauf trug. Ein unerſchrockener Jäger, hatte er dieſe Gegenden oft durchſtreift und kannte alle Oertlichkeiten auf's Genaueſte, und gerieth er auch nie zuvor in Verſuchung die Spitze zu erſteigen, ſo war er doch mehrmals beträchtlich weit hinaufgekommen. Er fand ſich eine gute Stunde vor uns im Lager wieder ein, um die von dem General ausgeſetzte Belohnung in Empfang zu nehmen. Zur Erhöhung der Feierlichkeit der Preisaustheilung wollte indeß der General unſere Rückkehr abwarten, worauf er ihm im Angeſicht des Lagers die Summe einhändigte, wozu er noch Tuch zu einem Kaftan beifügte. Zum Beſchluß trank man auf ſeine Geſundheit. Das Andenken der Geſchichte aber beſchloß man durch eine Inſchrift auf einem Felſen in der Nähe zu verewigen.

Der folgende Tag wurde der Ruhe gewidmet, der wir ſo ſehr bedurften; unſere Augen waren entzündet, unſere Lippen aufgeſprungen, Ohren und Geſicht mit Schwielen bedeckt, die ſich in Stücken ablösten. Einige von uns ſtellten ſich erſt in den Mineralbädern wieder her. Umſonſt ſuchte ich die durch eine barometriſche Meſſung gefundene Höhe des Elbrus mittelſt einer kleinen Triangulirung zu berichtigen; die Leiden, welche ich empfand, erlaubten mir nicht mit der gehörigen Schnelligkeit zu verfahren und ehe ich mit meiner Arbeit zu Stande kam, verſchleierte ſich der Gipfel mit dichtem Gewölke, das ihn nicht wieder verließ. Die Eſſenszeit verſammelte uns wieder in dem Zelte des Generals, den wir von den tſcherkeſſiſchen Fürſten und den Offizieren des Gefolges umgeben fanden. Einige Flaſchen Champagner, welche unſere Muſelmänner, um ſich gegen das Geſetz des Propheten nicht zu verſündigen, als Sorbet tranken, friſchten unſere Lebensgeiſter wieder auf, und ein Toaſt auf den Kaiſer, der von einer Musketenſalve begleitet wurde, beſchloß die Scenen des Elbrus.

Literariſche Chronik.

Ueber Geſundheit und Lebensdauer.

The Effects of the principal Arts, Trades and Professions and of Civic States and Habits of Living on Health and Longevity; with a particular reference to the Trades and manufactures of Leeds, and suggestions for the removal of many of the agents which produce disease and shorten the duration of Life. By C. Turner Thackrah 8v pp. 126. London 1831.

Wenn man bedenkt, wie viele und wie verwickelte Krankheitsformen, wovon man auf dem Lande Nichts weiß, in den von dem naturgemäßen Zuſtand mehr abweichenden Geſellſchaftsverhältniſſen, namentlich in gewerbreichen Städten, vorkommen, ſo ergiebt ſich für uns die intereſſante Frage, in welcher Weiſe jede Lebensart ihren Einfluß auf das phyſiſche und geiſtige Wohlbefinden des Menſchen äußert. Hr. Thackrah hat in dieſer Beziehung eine Reihe von Beobachtungen geſammelt, die zum Theil überraſchende Reſultate bieten und inſonderheit dem Arzt manchen praktiſchen Wink geben können. Die fünfzigtauſend Perſonen, die in den Manufakturen von Leeds und der davon abhängigen Nachbarſchaft leben, liefern zu ſolchen Beobachtungen ſchon eine ziemlich breite Baſis. Sollte es nicht faſt ſcheinen, daß der Menſch zu Viel von ſeiner Geſundheit aufopfere, um jenen Reichthum zu erwerben, deſſen Genuß doch nur durch die Geſundheit bedingt iſt?

Indem Hr. Thackrah die verſchiedenen Arten von Berufsgeſchäften nach ihrer Beziehung auf die Geſundheit prüft, nimmt er auf die Luft Rückſicht, die man dabei einathmet, auf die Muskelübung, die erfordert wird, auf die Stellung, die der Körper einnimmt, auf die Temperaturwechſel, denen man ausgeſetzt iſt, auf die Koſt, die man empfängt, ſelbſt in einigen Fällen auf den Gemüthszuſtand, der dadurch erregt zu werden pflegt. Wir theilen nun einige ſeiner Reſultate in einer Art Tabelle mit.

1. Gewerbe, die in freier Luft getrieben werden:

Fleiſcher und ihre Familien eſſen wenigſtens zwei Mal des Tages friſch gekochtes Fleiſch; ſie werden plump und rothbackig. Meiſt ſind es luſtige, gutmüthige Leute; ihre blutige Beſchäftigung macht ſie nicht roh, wie einige Theoretiker behaupten, und wie das engliſche Geſetz vorausſetzt. Sie haben nicht die Sorgen anderer Handwerker, deren Gewerb bald gut, bald ſchlecht geht; Fleiſch braucht man immer. Aber ob ſie gleich von manchen Krankheiten frei ſind, ſo leben ſie zu gut, um lang zu leben; jeden Falls iſt gegen andere Handwerker, die ſo viel Zeit in freier Luft zubringen, ihre Lebensdauer kürzer. Durch die Anhäufung des Bluts erzeugt ſich ein Leiden in den Gefäßen des Unterleibs und des Kopfes,

Digitized by Google

wodurch die Tage dieſer ſcheinbar geſunden, vollſäſtigen Perſonen abgekürzt werden.

Vieh- und Pferdehändler ſind im Ganzen geſund, wenn ſie ſich nicht Unmäßigkeit angewöhnen.

Fiſcher, obgleich allen Wechſeln der Witterung ausgeſetzt, ſind abgehärtet, mäßig, geſund, und leben lange.

Fuhrleute, wenn ſie nicht an Nahrung Mangel leiden, und ſich der Mäßigkeit befleißigen, gleichfalls.

Ziegelſtreicher haben eine tüchtige Muskelübung in freier Luft; weßhalb ſie auch bei Kälte und Näſſe keine Rheumatismen noch Entzündungen bekommen, und ein gutes Alter erreichen.

Kutſcher, Poſtillione ꝛc. ſind wegen des Sitzens auf dem Sattel, unregelmäßiger Lebensart, Mangel an Muskelübung gaſtriſchen Uebeln unterworfen, und ſterben frühzeitig an Schlagfluß und Lähmung.

Zimmerleute, Böttcher, Wagner ꝛc. ſind geſund und werden alt.

Schmide ſind oft unmäßig und ſterben verhältnißmäßig jung.

Sailer und Gärtner leiden durch ihre gebückte Stellung.

Pflaſterer leiden am Kreuzweh, das mit den Jahren zunimmt; ſie werden jedoch alt.

2. Hausgewerbe.

Schneider, ungeachtet ihrer geſperrten Atmoſphäre und ſchlechten Stellung, leiden nicht durch akute Krankheiten, ſondern durch Magenübel und Abzehrung. Man darf nur ihr Geſicht und ihren Gang anſehen, um ſich zu überzeugen, daß die Verrichtungen des Magens und des Herzens ſehr geſchwächt ſind — ſelbſt bei denen, die ſich wohlbefinden. Es giebt keinen derben, roſigen, keinen wohlgeſtalteten und muskulöſen Schneider. Der Rückgrat iſt in der Regel gekrümmt; der Umfang des Bruſtkaſtens beträgt im Durchſchnitt nur 33 bis 34 Zoll, während er bei andern Handwerkern im Durchſchnitt etwa 36 mißt. Der nachtheilige Einfluß dieſes Gewerbes auf die Geſundheit iſt indeß mehr untergrabend als unmittelbar zerſtörend. Von zwei und zwanzig Schneidern in Leeds hatte nicht einer das ſechzigſte Jahr erreicht; zwei waren über fünfzig und von den übrigen nicht mehr als zwei bloß vierzig Jahre alt geworden.

Schuſter haben eine ſchlechte Stellung, wobei Verdauung und Blutumlauf Noth leiden; man ſieht ihnen wie den Schneidern das Gewerb im Geſicht an. Durch die Beſchränkung des Schweißes und anderer Ausleerungen bei dieſen und ähnlichen Gewerben wird das Blut unrein und folglich die Geſichtsfarbe dunkel. Die Abſonderung der Galle iſt meiſt ungeſund und häufig hört man ſie über Beſchwerden im Unterleib klagen. Der Umfang der Bruſt iſt 35 Zoll. Bei den wenigen Schuſtern, die alt werden, bemerkt man oft eine Höhlung unter dem Bruſtbein, welche von dem Druck des letztern herrührt.

Sattler beugen ſich zu viel vor und leiden von Kopfweh und Unverdaulichkeit.

Buchdrucker befinden ſich in einer geſperrten Luft und haben zu wenig Bewegung. Die Arbeit an der Preſſe iſt übrigens abwechſelnd und geſund. Setzer leiden zuweilen durch die Ausdünſtung der Blei- und Spießglas-Compoſition, woraus die Lettern beſtehen; dadurch ſollen ſchon Lähmungen an den Händen entſtanden ſeyn; auch ſchwächt die Richtung der Augen auf kleine Gegenſtände dieſe Organe, und das zu anhaltende Stehen thut den Verdauungskräften Eintrag. Manche Buchdrucker klagen über Magen- und Kopfübel, und wenige ſcheinen einer ganz guten Geſundheit ſich zu erfreuen. Setzer, die über fünfzig Jahre alt werden, ſind ſelten. In einigen Städten gelten die Buchdrucker für unmäßig.

Buchbinder — ein geſundes Handwerk.

Graveure (carvers) und Vergolder ſehen bleich und ſchwächlich aus, leben aber gerade nicht auffallend kurz.

Uhrmacher (clockmakers) ſind in der Regel geſund und werden alt; bei Taſchenuhrmachern (watchmakers) iſt es umgekehrt der Fall.

3. Gewerbe, wobei Staub und gasartige Ausdünſtungen eingeathmet werden.

Von thieriſchen Subſtanzen, von Wein oder geiſtigen Getränken ſchaden Ausdünſtungen nicht.

Rauchtabakfabrikanten ſcheinen von dem in ihrer Atmoſphäre ſchwimmenden Gift nicht zu leiden; Schnupftabakfabrikation iſt nachtheiliger.

Oelmüller ſind geſund.

Bürſtenbinder erreichen ein ſehr hohes Alter.

Haus- und Stallknechte athmen ein ammoniakaliſches Gas, ſind ſtark, geſund, und werden alt.

Leimſieder ſehen trotz dem übeln Geruch, in dem ſie arbeiten, gut aus und ſind ſtark.

Lichtzieher athmen ebenfalls eine widrige thieriſche Ausdünſtung; aber ſie erreichen ein beträchtliches Alter, und man will bemerkt haben, daß, als die Peſt in London wüthete, die Lichtzieher von der Seuche am Meiſten verſchont wurden.

Gerber ſind auffallend ſtark und vor Abzehrung ſicher.

Kornmüller athmen eine mit Mehl geſchwängerte Atmoſphäre, ſind blaß und kränklich und werden ſelten alt.

Malzmacher erreichen kaum ein mittleres Alter.

Theefabrikanten leiden von Staub, zumal beim grünen Thee; doch iſt das Leiden nicht bleibend.

Kafferöſter leiden an Engbrüſtigkeit, Kopfſchmerzen und Unverdaulichkeit.

Papierfabrikanten können, wenn ſie alt werden, den Staub vom Lumpenzerſchneiden nicht mehr aushalten. Die Näſſe der Mühle ſchadet ihnen nicht, und ſie werden alt.

Maurer ſterben in der Regel vor vierzig. Sie athmen Sand- und Staubtheilchen ein, heben ſchwere Laſten und ſind zu oft unmäßig.

Bergleute ſterben frühzeitig. Voriges Jahr waren in dem Dorf Arkendale nicht weniger als dreißig Witwen unter dreißig Jahren. Lungen- und Unterleibskrankheiten herrſchen vor. Beſonders verderblich iſt das Schmelzen.

Maſchinenmacher leiden von Staub- und Luftröhrreizungen. Die Feiler ſind insgemein ungeſund und werden nicht alt.

Erzgießer leiden von dem Einathmen des verflüchtigten Metalls. In Meſſinggießereien beſonders iſt die Entwicklung von oxydirtem Zink ſehr bedeutend. Sie erreichen ſelten vierzig. Aehnliche Krankheiten wie ſie ziehen ſich die Kupferſchmide durch den feinen Hammerſchlag und die Metallausdünſtung beim Löthen zu. Den Zinngießern dagegen ſcheinen die Schwefeldünſte und das Salmiakſalz, das ſie einathmen, mehr beſchwerlich als ſchädlich zu ſeyn; denn ſie ſind ziemlich geſund und werden alt. Das Löthen ſchadet ihnen auch nicht. Nicht ſo die Bleigießer. Das verflüchtigte Bleioxyd, welches ſie einathmen, iſt ihnen ſehr ſchädlich. Sie ſehen ſiech aus und leben nicht lange.

Hausmaler ſind ungeſund und werden nicht alt.

Chemiker und Materialiſten ſind kränklich und ſchwindſüchtig.

Töpfer leiden durch die Poren der Haut, ſind zu Schlagflüſſen geneigt und beſonders zu Verſtopfung. Hutmacher, Gewürzkrämer, Bäcker und Kaminfeger (eine drollige Zuſammenſtellung) leiden ebenfalls durch die Haut; ob indeß gleich die Aufreizung der Haut Krankheiten verurſacht, ſo ſind ſie nur in dem letztern Fall gefährlich.

Färber ſind geſund und werden alt.

Brauer ſind im Ganzen nicht geſund. Unter einem kräftigen und blühenden Ausſehen verbergen ſich chroniſche Unterleibskrankheiten, namentlich Beeinträchtigungen des Venenſyſtems. Verletzungen und Wunden werden bei ihnen leicht bedenklich.

Köche und Zuckerbäcker ſind meiſt nicht ſo geſund als Hausmägde. Ihre Verdauungsorgane ſind häufig nicht in Ordnung, ſie leiden an Kopfweh und an Ueberreizung.

(Schluß folgt.)

Zur Nachricht.

Da nur ein kleiner Ueberſchuß vom Ausland gedruckt wird, ſo ſieht man ſich veranlaßt, nachgeforderte Blätter als gefehlt habend ſollend nur dann gratis nachzuliefern, wenn ſie unmittelbar nach Empfange angezeigt werden; ältere jedoch können nur gegen Bezahlung à 6 Kr. pro Blatt abgegeben werden, wenn ſie anders noch vorhanden ſind.

Die Expedition.

München, in der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 128. 8 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

4. Polen und die übrigen Mächte.

(Fortſetzung.)

Zur Zeit der Theilung von 1772 war England entweder in völliger Unwiſſenheit oder einem unbegreiflichen Leichtſinn über die Verhältniſſe des Feſtlandes befangen. Das Prinzip der Nichteinmiſchung, das man damals befolgte und das in neueſter Zeit von den politiſchen Quackſalbern als Univerſalmittel herausgeſtrichen wurde, iſt gut, wenn es zu einem guten Eefolge führt; wie bei allen negativen Maßregeln hängt ſeine Güte von ſeiner Anwendung ab. Doch das alte politiſche Syſtem hatte mehr „die Potentaten" (wie man damals die Fürſten nannte) als die Nationen im Auge; man hielt das Gleichgewicht für hinlänglich geſichert, wenn man den Raub in gleiche Theile ausgetheilt hatte; wie die Beute erworben worden, darum bekümmerte ſich Niemand. Nur die damals zwiſchen England und Amerika ausgebrochenen Zwiſtigkeiten können der britiſchen Regierung jener Tage für ihee Apathie noch eine einigermaßen gültige Entſchuldigung gewähren, wiewohl auch dieſe ſchlecht genug iſt. Auch in den Jahren 1795 und 1795 war England durch die Fortſchritte der franzöſiſchen Revolution und durch die Koalition zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß es ſeine Blicke auf Polen hätte richten können. So veelor England, jederzeit zur unglücklichen Stunde, in einen unklugen, wenn nicht ungerechten Krieg verwickelt, die ehrenvolle Gelegenheit aus der Hand, eine ſchreiende Ungerechtigkeit zu verhindern oder wieder gut zu machen. Sollte Rußland in dem gegenwärtigen Kampfe die Oberhand gewinnen, ſo darf man ſich überzeugt halten, daß es den Augenblick einer allgemeinen Verwirrung in Europa wie immee benützen würde, den Ruin dieſes unglücklichen Volkes zu vollenden.

Endlich in der neueſten Zeit auf dem wiener Kongreſſe bot ſich England die ſchönſte Gelegenheit dar, ſeine häßlichen Fehler wieder gut zu machen, indem es den Eckſtein des politiſchen Gebäudes von Europa wieder einſetzte. Aber der engliſche Miniſter ließ kaum einen Wink von der Wiederherſtellung Polens fallen, als die großen militäriſchen Mächte, die — im Vorbeigehn geſagt — kein Regiment Fußvolk ohne England und ſeine Subſidien aufſtellen konnten, auf eine Million Soldaten, die wenigſtens auf dem Papier ſtanden, hinwieſen, mit denen ſie ſich bereit zeigten, ihren Raub zu vertheidigen.

Leider ließ ſich die engliſche Regierung durch ein Verſprechen von Handelsvortheilen, dem man ſich auf der Stelle wieder zu entziehen wußte, durch eine zuſammengewürfelte Gebietsvergrößerung von Hannover, durch die Errichtung des Königreichs der Niederlande, an welchem jetzt die ganze politiſche Voeſicht jener Diplomatik zu Schande geworden iſt, und durch die Spiegelfechter ei eines Vertrages in Betreff der Abſchaffung des Sklavenhandels, der bis auf dieſe Stunde fortgetrieben wird, verleiten, Polen ſeine Vermittlung zu entziehen und ſeine Einwilligung zu einer geiſtigen und körperlichen Sklaverei zu geben, von der Niemand, der nicht Warſchau beſucht hat, ſich einen Begriff machen kann. *)

Der unerträgliche Druck der ruſſiſchen Gewaltherrſchaft, ihre ſchamlos vorwitzige und alle guten Sitten untergrabende Geheimpolizei veranlaßten alle angeſehenen Familien bis auf wenige Perſonen, die ihre Eeſchäfte in Waeſchau zurückhielten, ſich auf's Land zeück zu ziehen. Rußland bot Alles auf, was in ſeinen Kräften ſtand, ſie wieder anzulocken und ſie durch leere Würden und Ehrenzeichen unter ſeine übrigen Sklaven einzupferchen. **) Allein ſie zogen es voe auf ihren Gütern zu bleiben, wo ſie, unter dem zahlreichen Landadel, an dem ein ackerbauender Staat Ueberfluß hat, verloren, ſtill und abgeſchieden lebten und ihre Familien erzogen, um ihrem Vaterlande, es mochte nun Krieg oder Frieden ſein Loos ſeyn, Ehre zu machen. Jene, denen es gelang, die Erlaubniß zur Reiſe in's Ausland zu erhalten, was nicht leicht war, peieſen ſich glücklich, einer Spionerie entgangen zu ſeyn, die ihnen zu Hauſe auf Schritt nnd Tritt nachſpürte, und fanden auch in der Fremde Mittel und

*) Zu den bereits im Ausland in dieſer Beziehung mitgetheilten Thatſachen werden demnächſt noch einige Belege folgen.

**) Rublière, deſſen Werk (Anarchie de Pologne) der tiefen Einſicht wegen, die es in den Charakter und die Politik Rußlands überhaupt, wie insbeſondere in Bezug auf Polen und Griechenland giebt, ſtudirt zu werden verdient, ſagt, indem er von der ruſſiſchen Knechtſchaft redet:

„Czar und Gott bilden in ihren Köpfen nur Einen Begriff. Der Wille ihres Herrn beſtimmt ſie allein zum Guten oder Böſen. Da dieſe Menſchen aus eigenem Antrieb weder zu denken noch zu handeln wagen; ſo werden ſie ſich niemals ohne einen perfiden Rückhalt zu Etwas verbindlich machen, oder Etwas ſagen. Dieß iſt aus den Ruſſen geworden. Der Wille des Czar's ward ihr einziges Geſetz und ſein Intereſſe ihre einzige Moral."

Digitized by Google

Wege, ihrem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Einige benützten die ausländiſchen Schulen oder traten in fremde Dienſte; Andre ſuchten die Denkmäler und Urkunden ihrer vaterländiſchen Geſchichte in den auswärtigen Archiven auf, oder enthüllten den andern Nationen die Geheimniſſe ihres heimathlichen Kerkers, die auf anderm Weg ſchwerlich durch die eherne Pforte gedrungen ſeyn würden, welche Polen auf immer von den geiſtigen Gemeinſchaften des übrigen Europa's abzuſchneiden ſchien. Einer der zuletzt erlaſſenen Befehle der ruſſiſchen Regierung, wodurch den Ruſſen geboten wurde, nach Hauſe zurückzukehren, den Polen aber außen zu bleiben, giebt deutlich genug zu erkennen, wie gut das kaiſerliche Kabinet ſeine Leute zu unterſcheiden weiß.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Am 31 Oktober paſſirten ſie den Burge, betraten den Bezirk der Königin, und ſetzten ihre Reiſe mit großer Unbequemlichkeit in ſchlechter Witterung, in Krankheit, und unter fortwährender Noth mit ihren Führern fort, bis ſie eine Banza erreichten, deren Häuptling ſich Don Alonzo Marquis vom Pemba ſchrieb. Auch hier, wie ſonſt auf ihrem Weg, wurden ſie von einem großen Theil des Volks empfangen; einige waren bewaffnet, andere ſpielten auf Inſtrumenten und die Weiber und Kinder ſangen Dankgeſänge. In dieſer Banza hielten ſich die Miſſionäre drei Monate auf, während welcher Zeit ſie verſchiedene Theile des Landes durchſtreiften, Kinder tauften, Heirathen einſegneten, zur Beichte ſaßen, und die Sakramente austheilten. Sie bauten auch daſelbſt eine Kirche aus Schilfrohr, ſchmückten ſie, ſo gut die Umſtände es erlaubten, und feierten darin unter großer Andacht des Volkes Gottesdienſt. Wie die Miſſionäre zufügen, war Don Alonſo, der jüngſte Bruder des Königs von Congo, bei Weitem der höflichſte, demüthigſte und aufmerkſamſte unter allen den Großen, die ſie bisher auf ihrer Reiſe trafen. Er hatte portugieſiſche Sitten angenommen, ſprach und ſchrieb die Sprache ziemlich mit Genauigkeit; er ſchien der Kirche ſehr zugethan, und nannte ſich ihren Lehrer und Ausleger. Von der Banza dieſes Prinzen reisten ſie zu einer andern, welche Don Andre Marquis von Ponzo, einem andern Bruder des Königs gehörte. Er empfing ſie mit derſelben Herzlichkeit, und ſie blieben zwei Monate bei ihm. Von da gingen ſie nach Bunda, das unter der Verwaltung von Don Miguel ſtand, der auch ein Prinz von Congo war, und den Titel Kapitän der Kirche trug. Er behielt ſie mehr als zwei Monate bei ſich; mittler Weile langte aber ein Befehl des Königs an ſeine Brüder an, daß ſie die Miſſionäre ſchleunigſt befördern ſollten, denn er ſey im Begriff in ſeine Hauptſtadt einzuziehen, wünſche es aber nicht zu thun, bis er ihren Segen empfangen habe. Die Prinzen traten darauf zu einer Berathſchlagung zuſammen, wovon ſich als Reſultat ergab, daß es nicht rathſam ſey, die Miſſionäre gehen zu laſſen, bis der König in ſeine Hauptſtadt eingezogen wäre, wo ſie dann mit Sicherheit ſich aufhalten könnten. Um die Gründe dieſes Beſchluſſes zu verſtehen, iſt es nothwendig, einige Auskunft über den damaligen Zuſtand des Königreichs Congo zu geben. Obgleich dem gegenwärtigen König die Krone durch Erbrecht zufiel, ſo widerſetzte ſich ihm doch einer der Statthalter, indem er behauptete, daß der wahre König Don Pedro V noch lebe, und ihn zum Regenten des Reichs ernannt habe. So falſch dieſes Vorgeben auch war, ſo that es doch ſo viel Wirkung, daß der Erfinder der Lüge eine beträchtliche Menge Anhänger gewann, mit deren Hülfe er ſich in den Beſitz von St. Salvador, der Hauptſtadt des Königreichs, ſetzte, die er mit neuen Feſtungswerken umſchloß, um den Einzug des rechtmäßigen Königs Don Joſe zu verhindern. Die Brüder des Königs und die treuen Großen vereinigten ihre Kräfte gegen den Uſurpator, und boten Alles auf um das Volk zu enttäuſchen. In dieſer Kriſis, während ein bürgerlicher Krieg Congo theilte, betraten die Miſſionäre das Land, auf ausdrückliches Verlangen des Königs und ſeiner Brüder, welche hofften, und wie der Erfolg zeigte, mit Recht, daß ihr Einfluß von großer Wichtigkeit für die Wiederherſtellung der Ordnung ſeyn würde. Da ihre Bitte nicht ſo ſchleunig, als die Lage der Dinge zu erfordern ſchien, erfüllt wurde, ſo wiederholten ſie dieſelbe durch einen Geſandten, der die Miſſionäre an dem Fluß Loge traf. Daher erklärt ſich der ungewöhnlich feierliche Empfang, welcher den Miſſionären Aller Orten zu Theil ward, welche die Prinzen nothwendig fanden, ſie mit einer ſtarken Wache zu umgeben, im Fall die Gegenpartei einen Verſuch machen ſollte, ſie in ihre Gewalt zu bekommen; daher auch die Verzögerungen, wobei die Reiſe erlitt, weil der Weg die Miſſionäre nothwendig durch einen Theil des von den Anhängern des Uſurpators beſetzten Landes führte. Indeſſen während die königliche Partei die nöthigen Maßregeln vorbereitete, den König zu unterſtützen, und die Reiſe der Miſſionäre, von der ſo Viel abhing, ſicher zu ſtellen, erhielten dieſe eine Botſchaft von den Häuptern der feindlichen Partei, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, und die Geiſtlichen in ihr Intereſſe zu ziehen. Die Brüder des Königs, welche gegenwärtig waren, als der Brief übergeben wurde, geriethen darüber in Wuth, und nicht zufrieden, ihre Feinde Lügner und Rebellen zu ſchelten, fielen ſie über den Boten her, um ihn zu ermorden, was auch geſchehen wäre, wenn nicht einer der Miſſionäre es ihnen gewehrt und den Abgeordneten in ſeinem eigenen Zimmer in Sicherheit gebracht hätte. Die Miſſionäre antworteten auf den Brief, daß ſie als Diener der Kirche nicht nach Congo gekommen ſeyen, um die eine oder die andere Partei in weltlichen Dingen zu nehmen, ſondern nur um das Volk in den Grundſätzen und Pflichten der Religion zu erziehen; was die Zwiſtigkeiten betreffe, die unglücklicherweiſe im Lande herrſchten, ſo ſey ihr Wunſch Recht und Gerechtigkeit in der Feſtſtellung der geſetzmäßigen Regierung obwalten zu ſehen — eine Antwort, welche bei den Häuptern der königlichen Partei, die darin die Gewißheit ihres Sieges erblickte, eine ſo große Freude erregte, daß ſie denſelben Boten, den ſie zuvor mit dem Tod bedrohten, nun unter einer Bedeckung zurückſchickten.

Unter dieſen Umſtänden entſchloſſen ſich die Miſſionäre ihre Reiſe zum König, der ſeit einigen Monaten auf ſie wartete, zu beſchleunigen, und ſie eröffneten daher den Prinzen und ihren An-

Digitized by Google

hängern ihre Abſicht, unverzüglich mit oder ohne ihre Begleitung weiter zu reiſen. Sofort wurden 600 mit Flinten bewaffnete Neger, welche die Bedeckung bildeten, gemuſtert, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Bei ihrer Ankunft in der Gegend, welche die Aufrührer im Beſitz hatten, und beſonders als ſie ſich der Hauptſtadt näherten, theilte ſich die Bedeckung, aus Furcht vor einem Angriffe, in zwei Theile, welche die Miſſionäre in ihre Mitte nahmen. Eine feindliche Partei näherte ſich auch; jedoch ſtatt Feindſeligkeiten zu begehen, liefen ſie an das entgegengeſetzte Ufer eines Fluſſes, über den die Miſſionäre mußten, und warfen ſich dort auf ihre Knie, um ihren Segen flehend. Da dieſe Partei denſelben Weg verfolgte, ſo wurden zwiſchen ihr und des Königs Brüdern und Anhängern mehrere Botſchaften gewechſelt; allein die Brüder des Königs fürchteten immer einen Plan die Miſſionäre zu entführen; daher befahlen ſie ihren Truppen die ganze Nacht unter den Waffen zu bleiben, und da ſie mehrere von der entgegengeſetzten Partei kommen ſahen, um getauft zu werden und zu beichten, ſo ließen ſie plötzlich die Zelte abbrechen, und den Zug fortſetzen. Am 13 Juni erreichten ſie die ihnen angewieſene Banza, welche nur in einer kleinen Entfernung von der Reſidenz des Königs lag, der ihnen melden ließ, daß er ihren Beſuch nicht denſelben Tag erwarte, da ſie von der Reiſe ermüdet ſeyn müßten. Den folgenden Morgen gingen ſie an den Hof, begleitet von den Brüdern des Königs und vielen andern Prinzen, mit einer ſtarken bewaffneten Wache, und einer Bande von Muſik, während der Häuptling der Banza, in der ſie wohnten, zum Zeichen von Ehrerbietung, einen breiten Sonnenſchirm über ſie hielt. Der König ſaß mit der Krone auf dem Haupt, und bezeugte den Miſſionären ſeine Freude über ihre Ankunft. Hierauf wurden ſie auf dieſelbe feierliche Weiſe nach ihrer Wohnung zurückgeführt, wo ihnen die Prinzen und Großen des Reichs ihre Beſuche abſtatteten, die jetzt einſtimmig den König als ihren geſetzmäßigen Herrn anerkannten. Die unmittelbare Folge von allem Dieſem war, daß die Maſſe des Volks zum Gehorſam zurückkehrte, und die Partei des Uſurpators ſich gänzlich verlaſſen fand.

Nach der vortheilhaften Wendung, die Alles genommen, wurden einige Tage in Ergötzlichkeiten, Tanzen und Singen zugebracht, wo dann die Miſſionäre ihren geiſtlichen Beruf begannen, und eine große Menge Volks tauften und zur Beichte hörten; außerdem gelang es ihnen, viele von ihrem heidniſchen Aberglauben zu bekehren, und ſie ſtifteten für die Beförderung deſſelben guten Werks Schulen, worin ſie von dem König unterſtützt wurden, der ihnen drei ſeiner Söhne als Zöglinge übergab. Er bezeugte ferner ſein Wohlgefallen an der Ankunft der Miſſionäre dadurch, daß er ihrem Haupte den Chriſtusorden verlieh, eine Gunſt, welche bisher auf die Großen des Reichs beſchränkt geweſen war. Dieſelbe Ehre widerfuhr dem Dolmetſcher der Beichte, der die Miſſionäre von ihrem Eintritt in das Herzogthum Bamba an begleitete, und dem Häuptling der Banza, worin Se. Majeſtät die erſte Audienz ertheilte. Der König beſchloß nun nach St. Salvador, dem alten Sitze der Könige von Congo, zu gehen, das nur 3 Lieues von ſeinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte entfernt lag; zuvor aber ſchickte er nach Angola, um bei dem Statthalter ſich zu bedanken, und Se. Excellenz zu verſichern, daß eine vollkommene Freundſchaft zwiſchen den beiden Staaten beſtehen ſolle, ſowie die Erſcheinung eines Geſandten anzukünden, ſobald der König Beſitz von ſeiner Hauptſtadt genommen haben werde.

(Fortſetzung folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Dritte Sitzung.

Es wird zum Verhöre der Zeugen geſchritten, die über die Artillerie der Nationalgarde Ausſagen zu machen haben. Man vernimmt zuerſt ihren Kommandanten, den General-Lieutenant Pernetti. Aus ſeiner Ausſage geht hervor, daß ihm mehrmals Gerüchte von einem Komplotte unter den Artilleriſten hinterbracht worden ſeyen; er habe darüber keine weiteren Unterſuchungen angeſtellt, weil Dieß außer dem Geſchäftskreiſe ſeines Dienſtes gelegen ſey. Hingegen muß er zugeſtehen, daß der Kapitän Guinard und der Lieutenant Cavaignac lange vor den Ereigniſſen des Dezembers zu ihm gekommen ſeyen, um ſich über dieſe verleumderiſchen Umtriebe zu beklagen, und auf eine Unterſuchung zu bringen. Cavaignac bemerkt hiebei: „Es iſt ſohin nicht unſere Schuld, daß die HH. Geſchwornen heute mit unſerer Sache ſich bemüßigt ſehen; denn wir haben Alles aufgeboten, eine Unterſuchung zu bewirken und die Wahrheit an's Licht zu ziehen zu einer Zeit, wo Dieß noch leicht geſchehen konnte.“ — Auch der Obriſtlieutenant Carel, Befehlshaber des Louvre, wird vernommen. Zuvörderſt glaubt er, ſich über ſeine angeblich feindſelige Geſinnung gegen die zweite Batterie erklären zu müſſen, die ihm Cavaignac in einer ſeiner Antworten beimaß. Wenn dieſe Batterie einer beſondern Aufſicht unterworfen geweſen, ſo ſey Dieß auf vielſeitige warnende Anzeigen geſchehen. Uebrigens wolle er nicht tadeln, daß K. Guinard die Kanonen habe laden laſſen; Dieß hätten die Umſtände erheiſcht; der einzige Fehler ſey daran, daß man ihm davon keine Anzeige gemacht. Da im Verlaufe des Verhöres eine hohe Perſon genannt worden war, welche die Artillerie in ein verdächtiges Licht zu ſtellen geſucht habe: ſo erklärt Guinard, daß darunter Hr. von Rumigny, Adjutant des Königs, gemeint ſey. Der Präſident des Gerichtshofes befiehlt demnach kraft ſeiner Amtsgewalt, Hrn. v. Rumigny vorzurufen, um darüber gehört zu werden.

Während der Ausſagen des Obriſtlieutenants Carel hatte ſich mehrmals Gemurmel unter den Zuhörern erhoben. Cavaignac macht darauf aufmerkſam, daß Dieſes nicht von der Bank der Angeklagten ausgehe. Der Präſident erklärt, er müſſe geſtehen, daß während der ganzen Verhandlung das Benehmen der Angeklagten in Sprache und Haltung durchaus muſterhaft geweſen ſey. Auch der Generaladvokat ſetzt hinzu: Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie viele Schicklichkeit und Mäßigung beobachten.

Der Artilleriſt Cellier ſagt aus, daß er zugegen geweſen, als eine Proteſtation gegen den Richterſpruch der Pairskammer vorgeleſen wurde; er habe ſie den Händen Deſſen, der ſie vorlas, entriſſen; aber weder Cavaignac noch Guinard hätten ſich bei der Verleſung gegenwärtig befunden; auch erklärt er, daß dieſe beiden von allen Artilleriſten als brave und achtungswerthe Männer geſchätzt würden.

Hr. von Rumigny wird eingeführt. Er geſteht zu, daß ihm von der Polizei wiederholt nachtheilige Berichte über die Stimmung der Artillerie hinterbracht worden ſeien, kann aber nicht angeben, von Wem; er habe hierauf einige militäriſche Vorſichtsmaßregeln getroffen und einige Päcke Patronen in's Louvre bringen laſſen; jedoch keinen Befehl gegeben, die Artilleriſten anzugreifen. Das Gerücht, man wolle die Kanonen wegnehmen, habe er als eine abgeſchmackte Erfindung betrachtet.

Guinard: Haben Sie nicht einer Perſon den Vorſchlag gemacht, ſich des Geſchützes zu bemächtigen?

Rumigny: Nein. Ich gab bloß Befehl, der Abführung der Kanonen ſich zu widerſetzen.

Der Zeuge Boiſſain: Zum Beweiſe, welche abſcheulichen Verleumdungen man gegen die Artillerie ausſtreute, will ich nur eine Thatſache erwähnen, die mich ſelbſt betrifft. Man hatte überall ausgeſprengt, ich ſey mit der Monomanie des Königsmordes behaftet, und habe an dem und dem Tage zu der und der Stunde zwei Mal den König umbringen wollen. Dieſe abgeſchmackten Gerüchte kamen einigen meiner Freunde zu Gehöre, die ſie nachdrücklichſt widerſprachen.

Cavaignac: Ich ſelbſt wurde offiziell von dem Vorhaben Boiſſain's

Digitized by Google

in Kenntniß geſetzt. Dieſe Abgeſchmacktheit entrüſtete mich, und ich beklagte mich hierüber bei unſeren Kameraden, dem Herzoge von Orleans, der erwiederte, daß der Adjutant des Königs, der ein ſolches Gerücht in Umlauf gebracht, abgeſetzt werden ſolle.

Der Advokat Tonnet als Zeuge ſagt aus, er habe von einer ſehr glaubwürdigen Perſon vernommen, daß ſie Hr. von Rumigny zu ſich rufen laſſen, ihr die Artillerie als ſehr gefährlich geſchildert und hiebei namentlich Cavaignac und Guinard angeführt habe. „Nehmen Sie,“ habe Hr. von Rumigny ihr geſagt, „fünfzig entſchloſſene Leute, wie Sie ſind, ich will Ihnen Geld geben, ſo Viel Sie brauchen, und bei der geringſten Bewegung werfen Sie ſich auf das Geſchütz und nehmen es weg.“ — „Ich muß geſtehen,“ ſetzt der Advokat Tonnet hinzu, „ich war ſehr entrüſtet über dieß Benehmen des Hrn. von Rumigny. Auf den bloßen Verdacht, auf Mährchen hin, deren Abgeſchmacktheit Hr. von Rumigny bei ſeiner Stellung leicht entdecken mußte, bildet er ein Komplott gegen ehrenwerthe Männer, die er kaum dem Namen nach kennt. Dieß Benehmen des Hrn. von Rumigny konnte die mörderiſchſten Folgen haben; er mußte wiſſen, daß die Artilleriſten nicht die Leute waren, ſich ihr Geſchütz wegnehmen und mißhandeln zu laſſen. Er mußte einen Widerſtand vorausſehen, der blutig werden konnte, und er ſetzte ſo das Leben mehrerer Bürger aufs Spiel. Ich benachrichtigte des andern Tages meine Freunde und namentlich Cavaignac von dem feindſeligen Vorhaben des Hrn. von Rumigny, und rieth ihnen, vor einem Handſtreiche auf der Hut zu ſeyn. Am 21 Abends begab ich mich in's Louvre und fand den Hof voll von Nationalgarden. Ich zweifelte daher nicht mehr an dem Anſchlage des Hrn. von Rumigny und ſeiner zunächſt bevorſtehenden Ausführung. Sogleich lief ich nach Hauſe und holte die Patronen, die ich mitzunehmen vernachläſſigt hatte. Bei meiner Rückkehr ſagte ich zu dem Kapitän Baſtide: „Mein Freund, wir müſſen unſer Geſchütz vertheidigen; wir dürfen den Schimpf nicht ertragen, den man uns anthun will; laden wir unſere Waffen!“ Ich vertheilte hierauf ſelbſt die Patronen, und auf mein Wort, es geſchah auf meinen Betrieb, daß die Kanonen geladen wurden. Zieht Dieß die geringſte Verantwortlichkeit nach ſich, ſo muß ſie auf mich fallen.

Hr. v. Rumigny: An dieſer ganzen Ausſage iſt kein wahres Wort. Man hat den Zeugen irre geführt; ich habe Niemanden einen gegen die Artillerie gerichteten Vorſchlag gemacht: nie gab ich Geld aus, um Spionen aufzumuntern; es gab ohnedieß Leute genug, die ſich dazu anboten.

Der Präſident und der Generaladvokat bringen hierauf in Tonnet, die Perſon zu nennen, von der er dieſe Mittheilung empfangen haben will. Dieſer weigert ſich, ſie anzugeben, da er ihr Stillſchweigen angelobt. Er müſſe ſie erſt um Erlaubniß dazu erſuchen. Dieß könne erſt bis morgen geſchehen. Dieſe Friſt wird ihm bewilligt.

Der Zeuge Vernier erklärt: Ich hatte am 21 die Wache am Gitter des Louvre; ein Haufe Menſchen näherte ſich und ſchrie: „Man muß die Kanonen nehmen; Kanoniere, gebt uns das Geſchütz!“ Ich ſagte ihnen: „Was wollt Ihr damit thun? Ihr könnt nicht damit umgehen und werdet Euch verwunden.“ Aber die Leute ſchrien fort und fort, und einige Kanoniere ſagten zu ihnen: „Wir ſind für das Volk, und wenn es Zeit iſt, werden wir mit ihm ziehen.“ Hierauf ſchrien die Leute: „es leben die Kanoniere!“ Ich aber ſagte zu dieſen, ſie hätten eine große Unklugheit begangen. „Bah,“ erwiederten ſie, „Das iſt das einzige Mittel, ſie zufrieden zu ſtellen; ſeht, wie ſie zufrieden fortgehen!“

Der Präſident: Dieſe Erklärung lautet in der ſchriftlichen Ausſage weit bedrohlicher.

Der Zeuge: Ganz wie hier habe ich auch vor dem Unterſuchungsrichter ausgeſagt; aber er ſchlief während meiner Antwort. (Allgemeines Gelächter.) Auf eine Einwendung des Präſidenten erklärt der Zeuge auf ſeine Ehre, daß der Unterſuchungsrichter eingeſchlafen geweſen ſey. *) (Von allen Seiten ſchallendes Gelächter.)

Der General Lafayette als Zeuge wird eingeführt. Bei ſeinem Eintritte ſteht Alles auf. Die Advokaten ziehen ihre Hüte ab.

Lafayette: Ich weiß Nichts, was auf die Anklage Bezug hat. Indeß muß ich ſagen, daß ich am 19 Dezember den Hrn. von Montalivet, den Bruder des Miniſters, unter dem Generalſtabe bemerkte; er kam, um mir anzuzeigen, daß ein Anſchlag gegen das Geſchütz der Artillerie beſtehe. Ich ſchickte ſogleich meinen Adjutanten, Hrn. Corcelles, um die Befehlshaber der Artillerie davon in Kenntniß zu ſetzen. Er ſprach mit Hrn. Cavaignac, der die nöthigen Vorkehrungen zu treffen verſprach. Hr. Cavaignac betheuerte nachdrücklich, er werde ſein Geſchütz vertheidigen. Es iſt wahr, es wurden mir im Generalſtabe mehrere Denunziationen gegen die Artillerie gemacht; ich habe ſie aber jederzeit falſch befunden.

Der General kennt Danton; er iſt ein ehrenwerther Mann. Bei dem Abgange Lafayette's ſteht gleichfalls Alles auf. (Fortſ. f.)

*) Dieſer an ſich unbedeutende Zug ſollte, wie uns dünkt, mehr als irgend eine gelehrte Abhandlung für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens ſprechen. Wie Viel geſtaltet ſich überhaupt bei der öffentlichen Vernehmung der Zeugen in dem vorliegenden Prozeſſe ganz anders als in den Akten! Es handelt ſich hier um die Köpfe mehrerer jungen Männer, und der Unterſuchungsrichter ſchläft! Wie oft braucht ein Solcher nur die Augen zuzudrücken, gleichviel ob ſchlafend oder nicht, und die Sache ſieht ganz anders aus! A. d. R.

Marocco.

In der Sitzung der k. geographiſchen Geſellſchaft zu London vom 11 April wurde ein Schreiben des Schiffslieutenants J. Washington vorgeleſen, worin derſelbe über einen im Winter 1829/30, im Gefolge einer Geſandtſchaft, nach Marocco und dem Atlas unternommenen Ausflug Nachricht gab. Von Tandſcher ging es durch eine wenig angebaute Landſchaft, wo ſie nur hin und wieder ein arabiſches Dorf zu ſehen bekamen; als ſie am Abend die erſte Station erreichten, fanden ſie ein Lager für ſich bereitet. Die Zelte waren im Kreis aufgeſchlagen, und das Gepäck wurde in die Mitte gebracht. Unter den Zelten zeichnete ſich das blau und weißgeſtreifte des mauriſchen Führers aus, das mit einer vergoldeten Kuppel prangte; rings herum ſtanden Pferde und Maulthiere angebunden; Gruppen von Mauren wärmten ſich an Wachtfeuern oder ſangen ihr Abendgebet. Von Elkſar, durch welches der Weg führte, bemerkt Hr. Washington, daß es die einzige Stadt in der Berberei ſey, welche Ziegeldächer habe. Die Bevölkerung von Marocco wird von ihm auf 80 bis 100,000 Einwohner geſchätzt, darunter 5000 Juden. Die weite Ebene, worauf die Hauptſtadt gebaut iſt, erſtrecke ſich zwiſchen einer niedern Bergkette im Norden und dem hohen Atlas im Süden hin, der ſein ſchneebedecktes Haupt dort plötzlich zu einer Höhe von 11,000 Fuß erhebe. Dieſe Ebene, wo das Auge gegen Oſten und Weſten keine Gränze erblickt, liegt 1500 Fuß über dem Meer. Marocco iſt mit einer Mauer umgeben, und hat gegen ſechs Meilen im Umfang. Neunzehn Moſcheen wurden gezählt; der Haupttempel ſteht auf einem freien Platz von 20 bis 30 Morgen, und ragt mit ſeinem 220 Fuß hohen viereckigen Thurm über die andern hoch empor. Dieſer Thurm hat von der Baſis bis zum Gipfel dieſelben Verhältniſſe, was ſich höchſt ſeltſam ausnimmt; er iſt nämlich in ſieben Stockwerke eingetheilt, und ſeine Höhe beträgt ungefähr ſieben Mal ſeinen Durchmeſſer. An den vielen leerſtehenden Häuſern ſah man, daß Marocco einſt eine weit zahlreichere Bevölkerung enthielt; aber Peſt und Hungersnoth haben vor einigen Jahren dermaßen gewüthet, daß der Raum innerhalb der Mauren gegenwärtig nur zur Hälfte bewohnt iſt. Die Höhe des Atlas giebt Hr. Washington zu 11,400 Fuß über dem Meer an; eine Angabe, die von Jackſon faſt um das Doppelte abweicht. In dem Gebirg traf er ein Volk, das ſich durch ſein offenes Ausſehen, ſeine athletiſchen — wenn auch nicht hochgewachſenen — Männergeſtalten, und ſeine blonde Geſichtsfarbe ſehr vortheilhaft von den Mauren und Arabern unterſchied; die Leute verſtanden das Arabiſche nicht, und waren überhaupt faſt ohne Verkehr mit den Bewohnern des Flachlandes. Ihre vornehmſte Beſchäftigung iſt die Jagd; ſie wohnen in Häuſern von Stein und Lehm mit Schieferdächern. Washington hätte gerne den Atlas erſtiegen; allein als er mit ſeiner Geſellſchaft die Schneeregion erreichte, weigerten ſich die Führer weiter zu gehen, und er mußte in einer Höhe von 6400 Fuß zurück. Was die geologiſche Formation des Atlas betrifft, ſo beſteht ſie aus harten Sandſteinſchichten, die von Oſten nach Weſten ſtreichen — unter einem Winkel von 10° gegen Süden. Er ſah bloß Kalkſtein, Schiefer und Sandſtein, kein Urgebirg, ausgenommen einen Block von Granit oder vielmehr Gneiß unten im Thal und Adern von geblättertem Quarz in den Schieferhügeln. Die Tendenz des Gebirgs geht auf Plateaux und abgerundete Gipfel, nicht ſpitze Piks. Auch von vulkaniſchen Erſcheinungen keine Spur. Die Ebene am Fuße des Atlas hält Hr. Washington, da es nirgends an Waſſer gebricht, für leicht bebaubar, ſo daß ſich Millionen daſelbſt nähren könnten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 129. 9 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Ein Bruchſtück aus Perottet's Reiſe um die Welt.)

Am 9 September 1819, Abends 5 Uhr, gingen wir vor der Inſel Pondis vor Anker. Am folgenden Morgen ſchickte man ein Fahrzeug nach Sourabaya, um bei dem Statthalter die Erlaubniß zur Einfahrt auf die Rhede einzuholen, und einen Lothſen zu erbitten. Wir erhielten Beides, mußten aber drei Tage auf günſtigen Wind warten, ſo daß wir erſt am 13 auf der Rhede von Sourabaya anlangten. Wir grüßten mit 21 Kanonenſchüſſen und das Fort erwiderte unſere Salve faſt in demſelben Augenblick. Am Tag darauf ſtieg ich an's Land, um mir ein Quartier zu beſtellen, wo ich mich mit dem ganzen Apparat, deſſen ich zu meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten bedurfte, einrichtete.

Ich begann damit, daß ich die Gärten in der Stadt und den Umgebungen beſuchte. Die reinliche Ordnung, die in dieſen Anlagen herrſcht, fiel mir angenehm auf. Ich fand manche Pflanzen, die in dem Lande ſehr ſelten und in Europa faſt unbekannt ſind — unter andern die herrlichſten roth- und weißblüthigen Eugenien ſo wie einen ſehr ſchönen Baum, den man Mondo nennt. Die Gärten ſind mehr auf das Vergnügen als den Nutzen berechnet. Man trifft ungeheure Treibhäuſer mit Balſaminen, chineſiſchen Sternblumen, indiſchen Nelken und Flockblumen (bluets); verſchiedene Arten von Roſenſtöcken bilden niedliche Lauben und Hecken, die das ganze Jahr in voller Blüthe ſtehen. Flußarme und Kanäle, waſſerreich genug um ſelbſt anſehnliche Schiffe zu tragen, durchſchneiden die Stadt und die Gärten nach allen Richtungen. Jeden Morgen und Abend ſieht man Männer, Frauen und Kinder darin baden.

Ich wollte mich nun auch etwas mehr im Innern des Landes umſehen, nahm deßwegen meine Botaniſirbüchſe, und wanderte auf einige Hügel zu, die ich in einer Entfernung von etwa $2\,^{1}/_{3}$ Lieues im Weſten von Sourabaya bemerkte. Noch hatte ich aber nicht den Fuß der Berge erreicht, als ich mich plötzlich in einem kleinen Gehölz von fünf mit Dolchen bewaffneten Malaien umringt ſah. Nachdem ſie mich ausgeplündert, ſchienen ſie geneigt, noch ſchlimmer mit mir zu verfahren. Zum Glück trug ich ein kleines malaiſches Wörterbuch in der Taſche, das ich herauszog, um mich mit ihnen über die Urſache meiner Spaziergänge zu verſtändigen. Wahrſcheinlich waren ihnen meine unzuſammenhängenden Redensarten nicht ganz klar, aber erſtaunt darüber, daß einige Worte ihrer Sprache aus einem lebloſen Gegenſtand wie mein Wörterbuch hervorgehen ſollten, gaben ſie mir nach einer kurzen Berathſchlagung die Freiheit. Sie führten mich an einen Fluß, über welchen ein Bambus gelegt war, der als Brücke diente, und wo ſie mit aller Gewalt von mir verlangten, daß ich hinüber ginge. Da ich wohl merkte, daß ſie mich dann gern in's Waſſer geworfen hätten, ſo wollte ich ihnen den Spaß erſparen, ſprang hinein, und ſchwamm hinüber. So durch den Fluß von den fünf Schurken getrennt, athmete ich wieder auf. Sie hatten mir meine Baarſchaft, welche in 3 oder 4 Fünffrankenſtücken beſtand, nebſt einem kleinen Meſſer abgenommen. Nach dieſem mißlichen Abenteuer verlor ich die Luſt, meine Wanderung fortzuſetzen, und kehrte nach Sourabaya zurück. Ich machte den Behörden die Anzeige von dem Vorfall; man verſprach mir Nachforſchungen anzuſtellen; ob jedoch Dieß geſchah, und was für ein Reſultat herauskam, erfuhr ich nicht.

Auf meine Bitte gab mir hierauf der Statthalter einen Eingebornen für meine Ausflüge als Führer bei. Mit dieſem durchſtreifte ich die Gegend in ziemlicher Sicherheit bis auf 7 und 8 Lieues weit. Leider ſind die Malaien, die überall zu reiten pflegen, ſehr ſchlechte Fußgänger, und ich mußte daher auf meinen Mann, der mir nur mit Mühe in die Wälder nachfolgte, oft warten. Wenn wir in ein Dorf kamen, ſo drängte ſich eine zahlreiche Bevölkerung um uns, und ich hätte mich ohne ihn nicht verſtändlich machen können. Manchmal brauchte ich auch Leute, um lebende Pflanzen, die ich geſammelt, fortſchaffen zu laſſen; wo der Führer dann erklären mußte, wo ſie dieſelben hinzutragen hätten, und was ſie für ihre Mühe bekommen würden. Auf ſolche Weiſe gelang es mir eine reiche Sammlung Samen und Pflanzen für mein Herbarium zuſammen zu bringen; die letztern that ich gleich in Kiſten mit Erde, die ich am Rand, um ihren Inhalt gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen, mit Büſchen von Eugenien beſetzte.

Mein Führer ermangelte nie in die Hütten der Malaien zu gehen, und ſich zu eſſen und zu trinken geben zu laſſen. Ich war genöthigt, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Wenn man in ein Haus trat, ſo hieß der Wirth ſeine Gäſte auf Bänken oder Tiſchen von Bambusbrettern niederſitzen, und wartete mit einem Gefäß auf, worin ſich der Betel, eine Arekanuß und der Same befand, der zu dieſem Kautabak gehört. Um dieſe guten Leute nicht zu beleidigen, nahm ich ein Wenig davon in den Mund und ſpie es insgeheim wieder aus.

Digitized by Google

Dieſen Widerwillen gegen den Betel theilte mein Begleiter nicht; nicht nur ſteckte er manchmal mehrere Mundvoll zu ſich, ſondern er vergaß ob dem Kauen oft das Eſſen. Hierauf wurden in zwei grobgeſchnitzten hölzernen Gefäßen, in einem Reis mit Waſſer gekocht, in dem andern geſalzene Sardellen mit Kräutern vermiſcht, aufgetragen, und zuletzt ein Geſchirr, worin man ſich die Hände wuſch, da man ohne Löffel und Gabel ſpeiſte. Dieſe armſelige Koſt, mit der ich mich mehrere Tage behalf, wäre in einem für Europäer ſo furchtbaren Klima wie Java wahrſcheinlich meiner Geſundheit verderblich geworden, wenn unſer Aufenthalt ſich noch mehr verlängert hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

4. Polen und die übrigen Mächte.

(Schluß.)

Der Würfel iſt nun geworfen; die haſtige Rache, die der ruſſiſche Kaiſer zu nehmen entſchloſſen war, ließ den übrigen Mächten nicht Zeit Unterhandlungen anzuknüpfen, und das herrliche Prinzip der Nichtintervention geltend zu machen. Hätte indeß Rußland durch gütliche Vermittlung überredet werden können, ſein Syſtem zu ändern, die von Polen abgeriſſenen Provinzen mit dem Stammlande zu vereinigen, ſeine unkonſtitutionellen Beſchlüſſe zurück zu nehmen, der Türkei ihre Schuld zu erlaſſen, und dafür die Moldau und Wallachei anzunehmen, um dieſe wieder an Oeſterreich als Entſchädigung für Gallizien abzutreten, das dann wieder mit Polen hätte vereinigt werden können; wäre indeß das Herzogthum Poſen mit der Ausſicht auf gleiche Vereinigung vertröſtet worden, ſobald ſich ein vollwiegender Erſatz dafür gefunden haben würde — wäre Dieſes möglich geweſen (was freilich bei den weltbekannten An- und Abſichten des ruſſiſchen Kabinetes eine Unmöglichkeit genannt werden darf); ſo würde Dieß eine wahre Wohlthat für die Intereſſen Europa's geworden ſeyn, ein mißhandelter Staat würde ohne Blutvergießen aus ſeiner unverdienten Erniedrigung wieder aufgerichtet und ſeiner Wiederherſtellung um einen Schritt näher gebracht worden ſeyn. Preußen und Oeſterreich halten ihre Antheile bloß, um ſie ſich abkaufen zu laſſen. Rußland wird durch den ſeinigen nie beſonders an innerer Stärke gewinnen. Wenn einem Feind ein Stachel in der Seite ſitzt, ſo wird er davon um ſo mehr beſchwert werden, je größer derſelbe iſt.

Wenn ſich aber jetzt eine Gelegenheit darbietet, wie ſie die friſchgemuthetſte Hoffnung nicht zu träumen wagte, wenn ſich jetzt die Gelegenheit darbietet, einen politiſchen Fehler wieder gut zu machen, einer tapfern Nation Freiheit und Unabhängigkeit zurück zu ſtellen — zwei Güter, auf welche die Engländer ſo ſtolz ſind, und deren Beraubung Polen mit Recht dem gleichgültigen Zuſehen Englands vorwerfen kann — wäre es nicht eine Art Pflichtvergeſſenheit, wenn Großbritannien jetzt nicht all ſeinen Einfluß aufböte, um die Vernichtung einer Nation abzuwehren, die ſeine Diplomatik in ihre gegenwärtige Erniedrigung hinabſtürzen half? Sollte es nicht für England der Gegenſtand eines ehrenvollen Wetteifers ſeyn, in politiſcher Tugend (denn Dieß wäre die Unterſtützung Polens) nicht hinter Frankreich zurück zu bleiben, deſſen Sympathie für Polen bloß die einer zufälligen Waffenbrüderſchaft iſt, während eine Verbindung zwiſchen Polen und England auf dem feſteren Grundſtein der gleichen Liebe für konſtitutionelle Freiheit beruhen würde? Völlig verſchieden von den Franzoſen, haben die Polen in keiner ihrer Revolutionen die Kreuze zertrümmert, das Nationalwappen verlöſcht, ihre Farbe geändert oder den Thron umgeſtürzt. Ihrem Adel kann man nicht vorwerfen, einen Mirabeau, ihrem Volke nicht, einen Robespierre, ihrem Heere nicht, einen Napoleon hervorgebracht zu haben. Völlig verſchieden von den Franzoſen, die beſchämt ſcheinen über den Ruhm eines Franz I und Heinrich IV, zeichnen ſie ſich vielmehr aus durch ihre treue Anhänglichkeit an alte Symbole, Namen, Ueberlieferungen ihrer Caſimir und Sigismunde, und vielleicht mit größerem Recht, als die Engländer noch das Andenken ihrer Edwards und Heinrichs bewahren. England würde ſich in Polen einen mächtigen, und, wenn man auf Nationalcharakter bauen kann, einen treuen Freund im Kriege erwerben, der außerdem nur die Macht unſrer Feinde zu verſtärken dienen wird, ſo wie im Frieden einen vortheilhaften Verkehr, den Polens gegenwärtige Regierung unterbrochen hat. Leider ſind wir *) durch eine Schuldenlaſt niedergehalten, zu deren Bezahlung Diejenigen, die ſie angehäuft haben, ſich nicht ſehr beeilen werden Mittel zu ſchaffen — durch eine Schuldenlaſt, die wir uns aufbürdeten, um verkäufliche Fürſten zu beſolden, die die Erſten ſind uns zu verlaſſen, wenn unſre Intereſſen nicht mit den ihrigen übereinſtimmen. Leider müſſen wir, in einer Reformkriſe in allen Zweigen der Staatsverwaltung begriffen, uns begnügen, den Vortritt in einem ſo ehrenvollen Unternehmen Frankreich zu laſſen, und dürfen es noch für ein Glück achten, daß unſre Verhältniſſe zu dieſem wiedergebornen Staate von der Art ſind, daß wir unſre Bemühungen mit den ſeinigen vereinen und Hand in Hand mit ihm dieſelben Prinzipien aufrecht halten können. Doch laßt uns auch in Ernſt und Ehre nicht hinter ihm zurückbleiben: ſchicken wir eine Flotte in das baltiſche Meer und in den Euxin, zeigen wir, daß Britannien nicht ſchläft, erinnern wir uns, daß Polen oft zum Schutze der Freiheit von Europa ſich waffnete, nie zu einem Angriff gegen dieſelbe; daß, hätte es zwanzig Jahre zuvor beſtanden, Napoleon weder in Moskau, noch Alexander in Paris eingezogen ſeyn würde. **)

Die Geſinnungen der britiſchen Regierung auf dem wiener

---

*) Man erinnert ſich, daß ein Engländer ſpricht.

**) Es braucht hier wohl nicht bemerkt zu werden, daß Frankreich hinter den ſanguiniſchen Hoffnungen unſers großmüthigen Engländers weit zurückgeblieben iſt. Hörte man nicht ſogar von Frankreichs Tribüne das Wort: „Polen iſt dem Untergang geweiht!“ ein Wort, das den frechen Leichtſinn des herzloſen Diplomaten, der es ausſprach, auf ewig in der Geſchichte brandmarken wird? Indeß, wenn unſer Verfaſſer ſich in ſeiner Zuverſicht auf die retrograde Regierung Ludwig Philipps verrechnete, in Bezug auf den Edelmuth des franzöſiſchen Volkes ſelbſt hat er ſich darum nicht getäuſcht. Bei dieſem hat der große Kampf der Polen in einer einmüthigen Begeiſterung Wiederhall gefunden, und ſo leiſe und ängſtlich die franzöſiſche Regierung gegen den ſogenannten nordiſchen Koloß auftreten mag, die franzöſiſche Nation hat laut und unverhohlen genug ihre Anſicht und ihr Gefühl bekannt. Zum Glück ſind in Frankreich großherzige Geſinnungen eine größere Wahrheit — als die Charte.

Digitized by Google

Kongreſſe waren allerdings ſo beſchaffen, daß ſie, wäre man darauf beharrt, dem Kabinete, das ſie ausſprach, zur Ehre gereichen mußten; aber die Schwäche, mit der man ſie auf die gebieteriſche Erklärung Rußlands aufgab, vernichtet wieder das Verdienſt ihrer Abſicht. Alexander ſelbſt erkannte ihre Gerechtigkeit, aber er fügte hinzu, ſie ſeyen mit ſeinen Anſichten unverträglich; und er war der Herr des Kongreſſes und ſeine Anſicht für die Andern Befehl. Indeß, um doch Etwas zu thun, verſprach er für ganz Polen, ſelbſt für die abgeriſſenen Provinzen, gemeinſchaftliche Nationalprivilegien, was er jedoch wieder dahin erläuteete, daß er jedem Ländertheil empfahl, es ſeinem neuen Herrn zu überlaſſen, da der König von Preußen erklärte, er gedenke ſeine weit auseinander zerſtreuten Provinzen ſo viel als möglich unter Eine Form zu bringen. Durch einen Zuſatzartikel der Charte behielt ſich überdieß der Kaiſer vor, ſie nach Maßgabe dee Umſtände zu modifizieen.

So entzog man ſich der wohlgemeinten Abſicht Englands, und die Beſieglung der Verfaſſungsurkunde ließ noch Raum genug, eine herrliche Nation einem Deſpotismus zu unterwerfen, der um ſo grauſamer wurde, je feiner er ausgedacht war. England wurde den Polen angerühmt als jene Macht, die am Meiſten auf ihee Wohlfahrt Bedacht genommen, während es im Grund genommen ſie den Händen Rußlands überlieferte; aber läßt ſich wohl annehmen, daß Englands Geſandter die Verhandlung durch ſeinen Beiteitt ſanktionirt haben würde, hätte er voraus ſehen können, welchen Gebrauch man von dieſem Zugeſtändniß machen würde? Seine Abſicht war darauf gerichtet, Polen frei, wenn auch nicht unabhängig zu machen, ſein hierin ausgeſprochener Wunſch ging nicht darauf aus, Rußland durch neue Provinzen zu vergrößern, ſondeen gegen daſſelbe eine Vormauer zu errichten. Freilich wäre es rathſamer geweſen, wenn die verbündeten Mächte im Einverſtändniß mit Polen eine Verfaſſung entworfen, und dann erſt ſeine Vereinigung mit Rußland zugegeben hätten. Jetzt ſehen wir, welchen Werth Rußland auf die brittiſche Diplomatik legt; zuerſt bediente es ſich ihrer als Werkzeug, dann hielt es ſie mit glatten Worten zum Beſten, endlich verhöhnte und verachtete es ſie.

Um wie viel beſſer wäre es geworden, hätte England ſeine Einwilligung zu irgend einer Anordnung in Betreff Polens nur unter dem Vorbehalt ſeiner völligen Wiederherſtellung ertheilt! Polen wäre dabei nicht ſchlimmer gefahren, und Englands Proteſtation würde es vor Dem bewahrt haben, was die Geſchichte mit feurigen Buchſtaben als eine politiſche Schmach aufzeichnen wird. Oeſterreich würde mit Freuden einer ſolchen Maßregel beigetreten ſeyn, wäre es nicht von Rußland mit in das Intereſſe gezogen woeden. Da es Rußland nie gelang ganz Polen für ſich zu behalten, ſo ſuchte es immer ſeine Nachbarn zu Genoſſen ſeines Raubes zu machen und köderte durch kleine Biſſen Oeſterreich und Preußen an ſeine Sache. Hätten ſich Rußland und Preußen allein in Polen getheilt; ſo wäre Oeſterreich frei geblieben und gern bereit geweſen, ihnen ſich zu widerſetzen; aber ſo hat es ſelbſt ſeinen Antheil genommen, und ſich an die ruſſiſche Politik ſchmieden laſſen.

Für England bleibt nur der tröſtliche Gedanke, daß eine kräftige Regierung bei günſtiger Gelegenheit die Entwürfe wieder aufnehmen wird, die von der Schwäche ihrer Vorgänger aufgegeben wurden. Daß ſeine gegenwärtige Regierung gegen Polen in ſchwerer Schuld ſteht, iſt nur allzu klar; das einzige Mittel, das jetzt in ihre Hand gegeben iſt, beſteht darin, durch zeitige Unterhandlungen auf die Erfüllung der Rechte einer unglücklichen Nation zu dringen, deren Sache England nur ergriffen zu haben ſcheint, um ſie unter den Fuß ihrer Unterdrücker zu werfen.

Regna sed non impera.

Die pariſer Dezember-Verſchwdeung vor den Aſſiſen.

Dritte Sitzung.

(Schluß.)

Der Zeuge Buchey: Unter der vorigen Regierung machte ich mit Cavaignac und Guinard eine Verſchwörung: wir haben die Carbonariegeſellſchaft (charbonnerie) geſtiftet. Es iſt daher auch wahrſcheinlich, daß wenn dieſe Herren ſich abermals hätten verſchwören wollen, ſie mich davon in Kenntniß geſetzt haben würden, und ich ſchwöre bei meiner Ehre, daß kein Gedanke an eine Verſchwörung war. Ich muß noch hinzuſetzen, daß eine traurige Erfahrung uns gelehrt hat, daß Verſchwörungen nie zu Etwas nützen. Eine Regierung wird nie geſtürzt, wenn nicht die Maſſe des Volkes bis auf's Aeußerſte verletzt iſt; allerdings werden Menſchen, die eine reizbare Organiſation haben, durch eine ſchlechte Regierung eher verletzt; aber ſie müſſen warten.

Der Artillerielieutenant Verillon: Ich traf in einem Kaffeehauſe Hrn. d'Herbinville; wir ſprachen von der Artillerie; er ſagte, man habe ihn zum Beitritte in eine Geſellſchaft eingeladen, die ſich zu republikaniſchen Anſichten bekenne.

Präſident: Hatte dieſe Geſellſchaft zum Zwecke, eine Republik zu gründen und die gegenwärtige Regierung umzuſtürzen, wie Sie im ſchriftlichen Verhöre angegeben haben?

Verillon: Dieſe Geſellſchaft hatte zum Zwecke, republikaniſche Inſtitutionen zu gründen. Ich hätte mich beſſer ausdrücken ſollen. Ich kannte nicht die Wichtigkeit des Ausdruckes, den man in das ſchriftliche Verhör aufnahm. *)

Präſident: D'Herbinville hatte Ihnen geſagt, daß man die Offiziere, die ſich widerſetzten, opfern müſſe? — Zeuge: Ja!

D'Herbinville: Wir plauderten über die Verſchiedenheit der Anſichten, die unter den Offizieren der Artillerie beſtehen könnte, und ich ſagte zu dem Zeugen, daß wenn dieſe fortdaure, man zuletzt wohl mit den Waffen an einander kommen würde. Ich wußte, daß Hr. Verillon am Wenigſten republikaniſch geſinnt war, und ich hätte ihm mein Geheimniß anvertrauen ſollen? Das wäre eine Albernheit geweſen. Ich wußte, daß Hr. Verillon ſein Vermögen verloren hatte und eine Anſtellung ſuchte.

Präſident: Erklären Sie ſich über die Zuſammenkunft, die, wie Sie ſagten, unter dem Brückenbogen Statt fand.

Verillon: Ich ſelbſt weiß Nichts davon; ich hörte es nur von einem gewiſſen Paul.

D'Herbinville: Habe ich mit Ihnen von einer Verſchwörung geſprochen, wozu man mich eingeladen? — Zeuge: Ja!

Der Advokat Glandaz: Warum haben Sie dieſes Komplot nicht angezeigt?

Verillon (nach einiger Zögerung): Dieſes Komplot ſchien mir nicht wichtig. (Allgemeines Erſtaunen.)

Glanday: Wie? man wollte die Offiziere erſchießen; man wollte Sie ſelbſt opfern, und Dieß war in Ihren Augen nicht wichtig?

Der Zeuge verſtummt.

Der Angeklagte Trelat fügt noch einige Worte über Verillon hinzu, die es ziemlich nahe legen, daß ſich dieſer in die Geſellſchaft der Volksfreunde aufnehmen laſſen, um über ſie anderwärts Anzeige zu machen, und Guinard und Cavaignac als Verſchwörer anzugeben.

Die Sitzung wird um halb ſechs Uhr aufgehoben.

---

*) Abermals ein in die Augen ſpringender Beweis von dem Nutzen der Oeffentlichkeit. Nie hätte wohl bei dem heimlichen Verfahren eine Erläuterung dieſer Art über eine gemachte Ausſage Statt gefunden; nie wäre Verillon's Ausſage und ſein zweideutiger Charakter als Zeuge (wie unten noch aus Trelat's Angaben hervorgehen wird) in der Gerichtsſtube ſo in's wahre Licht geſtellt worden.

Vierte Sitzung.

Das heute fortgeſetzte Zeugenverhör bietet außer den Erklärungen über das Benehmen des Hrn. von Rumigny wenig Erhebliches. Der Advokat Tonnet beſteht darauf, daß Hr. von Rumigny zu Jemand geſagt habe: „Nehmen Sie entſchloſſene Leute, an Geld ſoll es nicht fehlen; bei der erſten Bewegung werden Sie ſich des Geſchützes bemächtigen.“

Bicheroux, zu dem Dieß geſagt worden ſeyn ſoll, wird eingeführt. (Geſpannte Aufmerkſamkeit.) Er erklärt, daß er ein und vierzig Jahre alt und vor dem Monat Julius Uhrmacher geweſen ſey. Er habe in den Feldzügen, die er mitgemacht, achtzehn Wunden und zwei in dem Kampfe der Juliustage erhalten. Um dieſe Zeit erſt habe er die HH. Tonnet, Baſtide und Guinard als Mitglieder der Kommiſſion zur Vertheilung der Nationalbelohnungen kennen gelernt, die vergeblich ſich für ſein Geſuch verwendet hätten. Damals ſey Hr. Vaſſal zu ihm gekommen. Ich theilte ihm, fährt er fort, meine Forderungen mit, und er antwortete mir, er ſey ein Freund des Generals Rumigny, der ſich ein Vergnügen daraus machen würde, einem alten Soldaten einen Dienſt zu erweiſen; auch er habe gedient und liebe die alten Soldaten ungemein. Ich nahm es an, mich von Hrn. Vaſſal zu dem General führen zu laſſen; wir ſprachen von Spanien und Portugal, wo wir zuſammen geweſen waren, und Hr. von Rumigny verſprach, er wolle ſich für mich verwenden, und ich würde das mir während der hundert Tage verſprochene Ehrenkreuz erhalten. Später ſah ich den General noch zwei oder drei Mal; wir kamen in die erſten Tage des Dezembers. Hr. Vaſſal ſuchte mich auf und ſagte: „Ich habe mit Ihnen zu reden; man trägt ſich mit allerlei Gerüchten über die Artillerie der Nationalgarde; man behauptet, ſie ſey nicht mit der Nationalgarde einig und wolle ihr Geſchütz ausliefern.“ „Ha, Hr. Vaſſal, man hat ſehr Unrecht, ſolche Gerüchte zu verbreiten,“ ſagte ich; wenn man dieſe braven Leute kennte, ſo würde man ſie wohl dergleichen Handlungen nicht fähig halten; es ſind Ehrenmänner.“ Wir trennten uns; ein Paar Tage darnach kam Hr. Vaſſal wieder zu mir und ſagte: „Wenn die Artilleriſten den König angreifen wollten, würden Sie wohl einen Auftrag übernehmen?“ — „Ja, wenn es die Ehre leidet.“ — „Wenn man z. B. das Geſchütz gegen das Palais Royal wendete, würden Sie wohl Mannes genug ſeyn, mit einigen entſchloſſenen Leuten es zu vernageln?“ — „O ja, mit entſchloſſenen Leuten wie ich, und ſollte es auch ein Bein oder einen Arm koſten; aber dieſe Vorſicht iſt unnütz; die Artilleriſten denken wie ich.“ — Nach dieſer Unterhaltung beſuchte ich Hrn. Tonnet, dem ich Verbindlichkeiten ſchuldig war, und erzählte ihm davon. Er fragte mich, Wer mir den Antrag gemacht habe. Ich ſagte ihm, er komme von Hrn. von Rumigny. Nachher hatte ich auch Gelegenheit, den General zu ſprechen; er fragte mich, Was ich von Hrn. Baſtide und den übrigen halte, und ſagte, man habe die Kanonen mit Ketten angeſchloſſen. „Vortrefflich, mein General,“ ſagte ich, „ſo wird man damit nicht feuern können.“ (Man lacht.) Ich hatte gerade gehört, daß Hr. Guinard verhaftet worden ſey. „Was will man denn von dieſen braven Leuten?“ ſagte ich. „Ich weiß es nicht,“ ſagte der General, und ſprach mit vieler Achtung von dieſen Herren; „nur einen etwas heißen Kopf haben ſie,“ ſetzte er hinzu.

Hr. v. Rumigny: Wollen Sie wohl den Zeugen fragen, ob ich ihm Geld angeboten?

Bicheroux: General, für Geld — man hat mir keines angeboten, auch würde ich nie eines angenommen haben, weder vom Könige, noch von ſonſt Jemand; ich brauchte keines, um zu thun, Was ich für meine Pflicht hielt.

Der Präſident: Hr. Tonnet, Was haben Sie hierauf zu ſagen?

Tonnet: Es giebt Sachen, auf die ich nicht zurückkommen werde; aber mein Gedächtniß iſt zu treu. Hr. Bicheroux hat mir geſagt: „Nehmen Sie entſchloſſene Leute; an Geld ſoll es nicht fehlen.

Bicheroux: Ja, ja, ſo hat man mir geſagt.

Der Advokat Pierre Grand: Unter der vorigen Regierung gab es einen Pavillon Marſan; geſtern ſagte Hr. von Rumigny: „Ich erhielt vertrauliche Mittheilungen,“ und er ſetzte hinzu, daß er dergleichen von der Polizei erhalten habe. Wir kennen aber keine Polizei als die von dem Geſetze eingeführte; ich wünſchte, daß ſich Hr. von Rumigny hierüber erklären möchte.

Der Präſident: Wenn Sie ſich hierüber erklären wollen, ſo iſt Dieß nur Ihr freier Wille.

Hr. v. Rumigny: Zunächſt um den König, und zu ſeinem perſönlichen Dienſte beſtimmt, geſchieht es uns oft, daß Leute kommen, die uns vertrauliche Mittheilungen machen.

Der Präſident: Dieß genügt; es iſt erklärlich, daß Sie für die Sicherheit des Königs wachen, und alle guten Bürger werden Ihnen dafür Dank wiſſen. (Gemurmel unter den Zuhörern.)

Der Generaladvokat: Wenn dieß Gemurmel fortdauert, ſo werden wir uns genöthigt ſehen, die Verhandlungen auf eine andere Sitzung zu verſchieben.

Der Präſident: Ich erkläre, daß ich, wenn das Gemurmel fortdauert, die Ruheſtörer ſogleich verhaften und auf der Stelle vor den Gerichtshof ſtellen laſſen werde.

Hr. v. Rumigny: Ich nahm hinſichtlich der Geſchütze nur Vorſichtsmaßregeln. Was die andern Fragen betrifft, ſo muß ich erklären, daß wir jedes Mal, ſo oft uns vertrauliche Mittheilungen gemacht wurden, davon die Polizei unterrichteten, in deren Geſchäftskreis ſie gehörten. Für den Dienſt des Palais Royal beſteht nur ein Polizeikommiſſär, der ſeine Befehle unmittelbar von der Präfektur erhält; ich muß auch noch hinzufügen, daß wir gewöhnlich auf dergleichen Mittheilungen wenig Gewicht legen, und oft ſchon habe ich Anzeigen, auf welchen Perſonen angegeben wurden, in's Feuer geworfen.

Pierre Grand: Es giebt alſo keinen Pavillon Marſan?

Hr. v. Rumigny (lebhaft): Nein, mein Herr!

Man vernimmt außer mehreren andern Zeugen auch noch einen Hrn. Paul, von dem der Zeuge Verillon die Nachricht über die Zuſammenkunft unter dem Brückenbogen haben wollte.

„Das iſt eine große Abgeſchmacktheit,“ ſagt Hr. Paul, „die man mir auf den Rücken laden will. Ich ſagte, ich ſey einigen Artilleriſten bei dem Pont des Arts begegnet. Dieß lief dann von Munde zu Munde, und vergrößerte ſich zu einer ſolchen Geſchichte. Meine zu Protokoll gegebene Ausſage wird freilich anders lauten; aber das kommt daher: Der Unterſuchungsrichter las mir die Angaben eines vorausgegangenen Zeugen vor, in denen die Rede von einer Zuſammenkunft unter der Brücke war, und ohne Zweifel hat man mich eben Daſſelbe ausſagen laſſen. (Allgemeines Gemurmel.) — Dieſer vorausgegangene Zeuge war Verillon.

Noch mehrere Zeugen werden vernommen, unter ihnen Hr. von Corcelles, der auf ſein Ehrenwort erklärte, er habe an ſeinen alten Freunden Cavaignac und Guinard, mit denen er ſeit Jahren ſchon an allen Vorfällen Antheil genommen hatte, die Mehr oder Minder beitrugen, die öffentliche Meinung gegen die vormalige Regierung gerichtet zu erhalten, nicht das geringſte Zeichen von dem Vorhaben einer Verſchwörung bemerkt, vielmehr habe es ihm geſchienen, daß ſie aufrichtig der öffentlichen Ordnung zugethan geweſen, und zwar in einem größeren und hochherzigern Sinne, als man unglücklicher Weiſe gewöhnlich mit dieſem Worte verbinde.

Auch der Brigadier der zweiten Batterie, Genibert, der auf Guinard's Befehl am 21 eine Patrouille aus dem Louvre machte, wird vernommen. Guinard fragt ihn: Iſt der Zeuge in ſeiner politiſchen Meinung nicht ganz mir entgegen? — Genibert: Ja. — Guinard: Und doch iſt es eben die Patrouille, die ich Genibert auftrug, die eine der Hauptanklagen gegen mich bildet.

Um dem Gerichtshofe größere Weitläufigkeit zu erſparen, verzichten Guinard, Cavaignac und d'Herbinville auf noch mehrere Zeugen, die zu ihren Gunſten ausſagen könnten. Der Generaladvokat erklärt hierauf: er ſey überzeugt, daß die Vertheilung der Patronen öffentlich geſchehen und daß keine zweite erfolgt ſey; daß er folglich dieſen Anklagpunkt gegen Cavaignac, Guinard und d'Herbinville fallen laſſe.

Der General Gourgaud legt hierauf ein ſehr ehrenvolles Leumundszeugniß für Guilley ab. Hr. Royer Collard, Profeſſor an der Rechtsſchule, giebt gleichfalls Hrn. Sambuc ein vortheilhaftes Zeugniß über ſeine Aufführung, und Hr. Blondeau, Dekan der Rechtsſchule, ſagt aus: Hr. Sambuc ſey ihm nach den in den Vorleſungen des Hrn. Portels vorgefallenen Unruhen als Derjenige bezeichnet worden, der vorzüglich zur Wiederherſtellung der Ruhe beigetragen habe. Auch habe ihm Sambuc den Plan ſeiner Geſellſchaft mitgetheilt, den er, Zeuge, ſehr beifallswürdig, aber unausführbar gefunden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 130. 10 Mai 1831.

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

7. Geologiſche Ausbeute in den Umgebungen des Elbrus.

Wir können von dem Elbrus nicht ſcheiden, ohne einen Rückblick auf ſeine geologiſchen Formationen zu werfen. Der Trachyt, woraus ſein Gipfel beſteht, hält zwiſchen dem Feldſpath-Reſinit und dem porphyriſchen Obſidian die Mitte. Seine Maſſe, welche viel weiße glaſichte Feldſpathkryſtalle von 2 bis 3 Linien im Durchmeſſer einhüllt, iſt dunkelſchwarz, von rauhem Bruch, und glasartigem Ausſehen; an den Riſſen, die ſie nach allen Richtungen durchziehen, und in grobe Parallelepipeden theilen, hat ſie eine rothe Färbung, welche vermuthlich von der Oxydation des darin befindlichen halbverkalkten Eiſens herrührt. Kleine Flitter von ſchwarzer Hornblende, von ſchwarzem oder bronzenem Glimmer ſind in dieſe Maſſe dünn eingeſät. Ungeheure Blöcke dieſes Trachyts liegen auf einander gehäuft; Trümmer davon bedecken die Schluchten und Hochthäler und verhindern, indem ſie daſelbſt verwittern, die Entwicklung des Pflanzenlebens. Obgleich durchſchnitten von tauſend Bächen, welche vom ſchmelzenden Schneewaſſer ihre nie verſiegende Nahrung erhalten, iſt der Boden dürr, und ſtürzt dem Reiſenden krachend unter den Füßen ein. Die Geſteine, welche ich ſo zu ſagen in den Laufgräben des Elbrus, namentlich in den Betten der Malka und anderer Flüſſe, ſammelte, bieten mancherlei Variationen von Trachyten und Laven dar; man unterſcheidet z. B. eine Lava von grauer poröſer Feldſpathmaſſe mit weißen glaſichten Feldſpathkryſtallen und kleinen ſchwarzen Glimmerflittern, die ſomit, wenn man ihre größere Poroſität abrechnet, ganz dem Trachyt des Elbrus gleicht; überdieß zeigen die Schwülſte, welche ſie enthält, eine beſtimmte Verlängerung, und eine ſchichtenweiſe Anlage, ein charakteriſtiſches Merkmal, wie es ſcheint, aller gegoſſenen Maſſen. Manchmal verſchwindet dieſe Eigenthümlichkeit, die Maſſe wird kompakt, ihre Farbe dunkler; das Geſtein wird dann zu einem wirklichen Trachyt mit Obſidian als Baſis, ganz wie auf dem Gipfel des Elbrus. Bei andern Exemplaren iſt die Maſſe von einem ſchmutzigen Veilchenblau oder man ſieht wohl auch in dünnen Lagen den ſchwarzen Trachyt mit Obſidian als Baſis, und eine ſehr poröſe rothe Schlacke wechſeln. Daß dieſe poröſen Feldſpathlaven mit glaſichten Feldſpathkryſtallen Theile von Quarzglas einhüllen, iſt ſchon ein ſeltener Fall. Dieſe kleinen Stücke ſind ſehr durchſichtig und oft zerritzt, ſo daß ſie ſich, wenn man ſie mit der Spitze eines Federmeſſers berührt, in mehrere Körner zertheilen — in Körner, welche übrigens die Härte des Quarzes beibehalten. Dieſelben grauen Laven erlangen zuweilen einen ſolchen Grad von Poroſität, daß ſie ſehr leichte auf der Oberfläche verwitterte weiße Maſſen bilden, die wie der Bimsſtein ausſehen und ſich eben ſo rauh anfühlen. Ein eigenthümliches Geſtein, dem man auf dem Rückweg von dem Gipfel des Elbrus oft begegnet, darf nicht unerwähnt bleiben. Dieſes Geſtein mit ſeinem weißgrauen feldſpathiſchen Cement, ſeinen Körnern von Quarzglas und ſeinen kleinen Nadeln von Hornblende und ſchwarzen Glimmerflittern hat ganz die ſchichtenweiſe Struktur der Laven des Kaukaſus. Auch trifft man an den Ufern der obern Malka große Blöcke von rothem und grünem Jaspis, in den obigen ſchwarzen glaſichten Trachyt eingehüllt.

Granit habe ich in unſern Ausflügen in dem Kaukaſus nur in Flußgeſchieben gefunden; allein man weiß aus den Beobachtungen der HH. Engelhardt und Parrot, daß er in dem Thonſchiefer in eingeſchalteten Lagern vorkommt, und mir ſelbſt brachte man Granit- und Gneißſtücke, die von einem Felſen unfern der Quelle der Malka, am Fuß eines Waſſerfalls, den ſie daſelbſt macht, abgelöst waren. Nach den Nachforſchungen, die ich über die Lage dieſes Granits anſtellte, nimmt derſelbe ſtets den Boden der Thäler ein, wo er ſich dem Thonſchiefer beigeſellt; hoch hinauf erhebt er ſich nicht. Der Granit in den Flußgeſchieben, den ich in den Flußgeſchieben der obern Malka fand, iſt aus gewöhnlichem weißem Feldſpath, etwas Quarz und Glimmerſilber zuſammengeſetzt. Der Glimmer erſcheint darin in ziemlich breiten gut gezeichneten Plättchen, wodurch dieſer Granit Aehnlichkeit mit dem Gneiß gewinnt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſchon oben von Obriſt Lacerda die Rede geweſen, der von der portugieſiſchen Regierung den Befehl erhielt von Tete aus landeinwärts vorzudringen, aber auf dieſer Expedition ſtarb. Graf Linharez, portugieſiſcher Geſandter in Turin, hatte die Gefälligkeit

Digitized by Google

mir eine Abſchrift des lezten Berichts von Lacerda mitzutheilen, der an Don Rodrigo de Souza, damaligen Miniſter, gerichtet war. In dieſem Brief klagt der Obriſt über den Generalkapitän von Mozambique, der ihm alle Hülfe zur Ausführung ſeines Auftrags verweigere. Die Depeſche iſt datirt von Tete im März 1798, wo Lacerda im Mai mit 6 Offizieren und 50 Soldaten die Reiſe beginnen ſollte. Dabei war eine Ausſage von Gonſalvo Caetano Pereira eingeſchloſſen, einem Eingebornen von Goa, der lange in dieſem Theil von Afrika Goldhandel trieb und wegen ſeines entſchloſſenen und muthigen Betragens von den Negern den Namen „der Schrecken" bekam. Dieſer Abenteurer benüzte die Rückreiſe von 500 Moviza Handelsleuten, um ſeinen Sohn mit ihnen zu ſchiken, und ſo die Quellen, aus denen ſie das Gold zu ihrem Handel erhielten, zu entdecken. Der junge Pereira reiſte demnach von Maringa drei Tagreiſen nördlich von Tete, begleitet von verſchiedenen ſeiner Sklaven, im Mai 1796 ab. Zuerſt kamen ſie durch das Land der Maravis, das in die Bezirke von Bevevend, Mocende und Mazavamba zerfällt, wo ſie eine beträchtliche Menge von Zeugen erkauften; von da kamen ſie an das Ufer des reißenden Fluſſes Arovanga, der nach dem Bericht einiger Eingebornen mit dem Zambeſe in der Nähe von Zembo zuſammenfließt. So weit ging es ohne Schwierigkeiten und ohne daß ſie von den Maravis beunruhigt wurden, obgleich dieſe für Räuber von Handwerk gelten und den Handel mit Tete durch die Gewaltthätigkeiten, welche ſie gegen die Karawanen verüben, ſehr ſtören. Sollte der Hund eines Reiſenden auf dem Zug durch dieſes Land nur in ein Haus kommen, oder ein Huhn verfolgen, ſo wird es als ein Verbrechen betrachtet, und eine große Summe als Buße dafür verlangt. Mais und Wildpret ſind im Ueberfluß vorhanden, ebenſo ſchwarzes Hornvieh; dagegen weder Schafe noch Ziegen noch Schweine. Der junge Pereira ließ einige ſeiner Sklaven zurück, daß ſie an dem Fluß Handel trieben; er ſelbſt betrat das Gebiet der Movizas und gelangte nach 11 Tagen, wo man täglich 5 bis 6 Stunden machte, an einen andern Fluß, welchen die Movizas Zambeze nennen, der aber ſeiner Meinung nach nicht der Strom gleichen Namens bei Tete ſeyn kann, weil dieſer neue Zambeze in einer andern Richtung fließt und in einen andern Fluß mündet. Die Movizas beſchreibt er als ein gutmüthiges, friedliches und thätiges Volk, das hauptſächlich mit Zeugen handle. Die Hauptartikel des Tributs, den ſie dem Cazembe bezahlen, erhalten ſie von den Majaos, welche dieſelben in Zanguebar, oder wie Pereira ſchreibt, in Zinzebar holen. Alles Elfenbein dieſes Theils des Inlands geht durch die Hände der Movizas, die jedoch nur einen Theil davon in Mozambique verkaufen. Alle hatten gefeilte Zähne, wollten aber Pereira nicht erlauben ſie zu unterſuchen, als unter der Bedingung, daß einer ſeiner Sklaven ſich derſelben Operation unterwerfe. Er fügte noch die Bemerkung bei, daß ſie weniger barbariſch ſeyen als die übrigen Neger, die er getroffen, und daß ſie einen gewiſſen Grad von Civiliſation beſäßen, was ſich durch ihre Neigung zu Handelsverkehr leicht erklärt.

Auf dem andern Ufer des Zambeze fing das Gebiet des Cazembe an, das von ſeinem Vater dem König von Moropooa für dieſen erobert worden war. Sie brauchten 19 Tage von dem Fluß zu der Hauptſtadt, und mußten durch einige Wüſten, wo ſie reißende Thiere trafen; auch wateten ſie beinahe einen ganzen Tag durch einen großen See, deſſen Waſſer ihnen aber nicht über die Hüften ging, weil es durch zwei Kanäle abgeleitet wurde, wovon der eine mit dem neuen Zambeze zuſammenhing, und der andere mit einem ſehr breiten Strom, Murucuru, an deſſen Ufer die Hauptſtadt des Cazembe ſteht. Der Murucuru, der jenſeits der Gebirge von Murimba, gerade gegen Norden von Sena läuft, wird von einigen der Eingebornen Nanjapa-matope genannt, und von Andern Shire oder Kire, und nimmt den neuen Zambeze nicht weit unterhalb der Hauptſtadt auf. Pereira und ſeine Gefährten fuhren drei Tage auf dieſem Fluß nach der Hauptſtadt, und ſchliefen jede Nacht auf einer oder der andern der Inſeln, die in Menge im Fluſſe liegen.

Ihr Empfang am Hof des Cazembe konnte nicht ſchmeichelhafter ſeyn, und das Erſte, was der König that, war, ihnen einen Titel zu verleihen der ihre Perſonen heilig machte, und ſie vor Unbill und Beleidigung ſicher ſtellte. Dann wies er ihnen eine Pflanzung von reifem Manioc oder Caſſava zu ihrem Unterhalt an; überdieß wurden ſie zum Voraus von allen im Lande gebräuchlichen Strafen frei geſprochen, als da iſt Abſchneiden von Ohren, Händen oder andern Gliedern, je nach dem Grad der Schuld. Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurde ein Bote an den König von Moropooa geſchickt, um ihn zu benachrichtigen, daß, wenn er weiße Männer von Angola geſehen, ſo habe ſein Sohn der Cazembe einen gleichen Beſuch von Mozambique aus erhalten. Dieſer Fürſt, der mit großer Pracht lebt, hat viele Weiber; er kleidet ſich in einen ſeidenen Schlafrock mit ungeheuren Falten, und trägt auf ſeinem Kopf eine mit rothen Federn, Glasperlen und Gold- und Silberfranzen verzierte Müze. Er erſcheint ſelten öffentlich, außer an gewiſſen Audienztagen, wo er ſeinen Großen ein geiſtiges Getränk aus Mais vorſezen läßt: aber das Maß iſt beſtimmt und beſchränkt, denn Trunkenheit wird als ein ſo großes Vergehen angeſehen, daß eine eigene Behörde über Fälle entſcheidet, wo Jemand des Guten zu Viel thut. Der König hält ſo ſehr auf ſeine Würde, daß er ſelbſt beim Empfang fremder Gäſte wenigſtens hinter einem Vorhang bleibt, als ob ſeine erhabene Gegenwart eine Gunſt wäre, die von den wenigen Erleſenen nur von Zeit zu Zeit genoſſen werden könnte. Pereira erwähnt, daß die Truppen auffallend gut geübt waren, ſich ſehr anſtändig betrugen, und ihre Bewegungen nach Zeichen ausführten. Sie ſind alle mit langen Lanzen und kurzen im Lande verfertigten Meſſern von länglichter Form wie eine Guitarre bewaffnet. Die Schilde, die den ganzen Körper bedecken, ſind von Baumrinde, außen mit enggeflochtenem Rohr überzogen und natürlich ſehr leicht; vor dem Gebrauch werden ſie lange in's Waſſer gelegt. Bogen ſieht man bei ihnen nicht, hingegen bei den Movizas ihren Vaſallen; dieſe leztern fechten in der Schlacht immer in den vordern Gliedern, während die Truppen des Cazembe ihnen in drei Mann tiefen Reihen folgen. Die Hauptſtadt hat einige Meilen im Umfang, und iſt von einer hohen und dichten Hecke und von einem tiefen Graben umgeben, innerhalb deſſen alle Unterthanen des Cazembe im Anfang der Regierung wegen ſeiner beſtändigen Kriege zu wohnen genöthigt waren; ſeit der vollkommenen Anerkennung ſeiner Herrſchaft von Seite ſeiner Nachbarn iſt jedoch dieſe Verordnung nicht mehr in Ausübung. Die deſpotiſche Gewalt des Königs erſtreckt ſich ſo ſehr auf die Perſonen ſeiner Unterthanen, daß

Digitized by Google

ſeine Polizei ſogar die zu ihrem Schlaf und zu ihren Vergnügungen beſtimmten Stunden nach Willkür feſtſetzt. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß er den Handel mit Elfenbein und mit dem Ertrag ſeines Bergbaus in ſeinem Lande für ſich behielt, und ſeinen Großen nur einen unbedeutenden Theil davon einräumt. Die Bergwerke beſtehen in Eiſen und Kupfer, wiewohl letzteres ſich landeinwärts noch in größerer Menge findet. Es giebt kein Gold in den Staaten des Cazembe, und ſonderbarer Weiſe, es gab dort auch nur Ein Schwein, das ihm kurz zuvor von ſeinem Vater zum Geſchenk gemacht worden. Faſt alle Sklaven, welche der Cazembe und ſein Volk zuſammenbringen können, werden nach Moropooa und von da nach Angola und Benguela geſchickt. Pereira ſchildert die Bewohner dieſes Landes als ſehr verſchieden von denen auf der Küſte. Sie ſprachen wenig, waren ſehr höflich, kämmten ihr Haar ſehr rein, hatten einen Begriff von Harmonie in der Muſik, und tanzten ohne den Anſtand zu verlezen. Eine ihrer Eigenheiten war, daß ſie Staub von dem Boden aufnahmen und den Oberarm damit rieben, ehe ſie eine Unterredung begannen; der Grund dieſer Sitte wird nicht angegeben. Sie haben kleine Götzenbilder, welche hohl ſind, damit ſie ihre Arzneien daraus trinken können; aber ſie kennen weder Zauberer noch Prieſter, und wurden ſehr unwillig, wenn man ſie fragte, ob ſolche Perſonen Einfluß bei ihnen hätten. Sie gaben zu, daß ſie während eines ihrer langen und blutigen Krieges genöthigt geweſen Menſchenfleiſch zu eſſen; allein es geſchah nur ein Mal und in einem Fall der Noth. Vor ſeiner Abreiſe mußte Pereira dem Cazembe verſprechen, daß er und ſeine Landsleute ſein Reich wieder beſuchen wollten, wiedrigenfalls er ſie als Feinde betrachten würde.

Pereira litt auf dem Rückweg ſehr durch Mangel an Lebensmitteln, weil ſie den Weg verfehlten. Er wurde der Expedition unter Lacerda mitgegeben, und dieſer gedenkt in ſeinem Bericht an den Miniſter eines Geſandten des Cazembe, der ihm eine Reiſeroute angegeben habe, die ſüdlicher und gerader wäre als die Pereira's. *) Der Geſandte erkannte bei ſeiner Ankunft in Tete ſogleich die portugieſiſche Flagge, da er eine ähnliche in Angola geſehen, das in einer Entfernung von drei Monaten von ſeinem Lande liege, was die Zeit war, die er zu der Reiſe gebraucht hatte. Er verſicherte, daß der Fluß Lucala in den Coanza fließe, und daß Boote von Angola bis in die Nähe von Moreporra kämen. Er ſagte ferner, daß die Entfernung zwiſchen der Hauptſtadt des Cazembe und der von Moropooa eine zweimonatliche Reiſe erfordere, und daß man auf dem Wege vier Flüſſe antreffe, über die man auf Flößen ſetze, nämlich den Rooapoora, den Maſira, den Guarava und Roſoe, von denen jeder breiter als der Zambeze ſey. Doch finde ſich in dem ganzen Zwiſchenraum nur Ein Volk, nämlich die Waroondas, die an den Ufern dieſer Flüſſe wohnten, wo ſie Mais und Caſſava pflanzten. Der Cazembe, erklärte er, habe ihm dieſe Geſandtſchaft aufgetragen, um zu erfahren, was die portugieſiſchen oder eingebornen Handelsleute von zwiſchenliegenden Stämmen erlitten hätten, ſowie einen Plan in Betreff eines auf gemeinſchaftliche Koſten zu bahnenden Weges vorzuſchlagen, und den Wunſch auszudrücken, daß man eine Faktorei an dem Fluſſe Coango errichtete, und daß die Handelsleute künftig nur in zahlreichen Karawanen reiſen möchten. Oberſt Lacerda ſchloß ſeinem Berichte auch die kurze Ausſage eines Moorja bei, nach welcher die ganze Gegend von Tete bis an den Fluß Arowanga den Maravis, und der Bezirk von dieſem Fluß bis zu der Grenze der unmittelbaren Beſitzungen des Cazembe den Movizas angehören. Auch habe man unter Wegs große wüſte Strecken zu paſſiren, und nur an den Ufern der vier großen Flüſſe ſehe man Dorfſchaften.

(Fortſetzung folgt.)

*) 1 Tag. Muenapanda; 2 — 3 Tag unbewohnte Gegenden; 4 — 5 Tag Fluß Roëna; 6 Tag Cavonba; 7 Tag Marovvo; 8 Tag Capangara; 9 Tag zum Fuße eines Berges, der in der Nähe eines kleinen Fluſſes, genannt Mamuquenda, liegt; 10 Tag Shibela-Muvepo; 11 Tag Shipako; 12 Tag Chirameepe; 13 Tag Fluß Rokooro; 14 Tag Fluß Zambeſe; 15 Tag Moogronie; 16 Tag Camamgo; 17 Tag Sheera; 18 Tag Caramooga; 19 Tag Monguro; 20 Tag Macatupa; 21 Tag Paruſoka; 22 Tag Fluß Roanga; 23 Tag Capangara; 24 Tag Roomoolda; 25 Tag Mezamba; 26 Tag durch eine unbewohnte Gegend; 27 Tag der Stamm von Shikoon; 28 Tag der Stamm von Inharuanga; 29 Tag Capremera; 30 Tag durch eine unbewohnte Gegend; 31 Tag Fluß Ganza; 32 Tag Mucanba; 33 Tag Banichira; 34 Tag zu dem kleinen Fluß Booa; 35 Tag Stamm von Caravere; 36 Tag Fluß Rooivooi; 37 Tag Java, fünf Tagreiſen von Tete, auf der Nordſeite des Cuama.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Fünfte Sitzung.

In der geſtrigen Sitzung hatte der Bankier v. Rougemont, Artilleriſt bei der zweiten Batterie, ausgeſagt, er habe den Angeklagten Chauvin vor Tagesanbruch am Gitter des Louvre mit einigen übelgekleideten Leuten ſprechen ſehen, und Einer derſelben habe geſagt: „Wir hatten die ganze Nacht Dienſt und ſind müde; wir ſind beauftragt, dieſe Nacht die Vorſtädte aufzuregen, und wir zählen immer auf Euch. Iſt Der bei Euch?“ Chauvin hatte hierauf entgegnet, daß die Leute, mit denen er geſprochen, angeſehene Künſtler ſeyen, die im Verlaufe der Unterſuchung auftreten würden, um die Sache aufzuklären. Heute wurde Einer derſelben vernommen; es iſt Lefevre der Jüngere, ein ausgezeichneter Künſtler, der in ſehr ausgeſuchter Kleidung erſcheint. Er beklagt ſich, daß ihn Hr. Rougemont als ein ſchmutziges Subjekt geſchildert habe. Bei ihrem Geſpräche ſey von der Gefahr die Rede geweſen, die bei einem Aufſtande der Vorſtädte zu befürchten ſey.

Mehrere Zeugen werden über die Verhaftung Lebaſtard's gehört. Niemand will Etwas von den Worten: „Das iſt ein Fehlſtreich,“ die er bei ſeiner Verhaftung ausgerufen haben ſoll, vernommen haben. Ein Zeuge, der vor dem Unterſuchungsrichter den Haufen, unter welchem Lebaſtard verhaftet wurde, zwölfhundert Mann ſtark angegeben hatte, giebt ihn jetzt nur auf wenige Leute an, die ruhig mit einander gegangen ſeyen. Da ihn der Präſident auf dieſen Widerſpruch aufmerkſam macht, ſo erklärt er, ſeine Ausſage ſey entſtellt worden. Ein Gleiches behaupten mehr als dreißig andere Zeugen, und auch die Angeklagten. Es entſteht hierüber unter den Zuhörern ein großer Lärm, der nur durch die Drohung des Präſidenten, die Sitzung aufzuheben, geſtillt wird.

Der Zeuge Ricon hatte bei dem Unterſuchungsrichter ausgeſagt: Die Zuſammenrottung, bei der ſich Lebaſtard befand, habe ſo erſchrecklich ausgeſehen, daß ein Soldat des ein und dreißigſten Linienregiments beim Anblicke des Getümmels vom Schlage gerührt todt zu Boden geſunken. Heute erklärte er, die Verſammlung ſey ziemlich ruhig geweſen. Ein anderer Zeuge behauptet, er habe die Verſammlung geſehen, von der die Rede ſey; es ſey ganz friedlich dabei zugegangen; der Soldat ſey auf dem

Digitized by Google

Carrouſſelplatze vom Schlage getroffen worden, erſt lange nachdem bereits Lebaſtard verhaftet war.

Sechste Sitzung.

In der ſechsten Sitzung iſt der Gerichtshof beſchäftigt, einige Zeugen in Betreff der gegen Danton erhobenen Anklage zu vernehmen.

Der Buchhändler Leterrier, der im September zur Zeit, als die Auflöſung der Geſellſchaft der Volksfreunde Statt fand, auf der Wache war, hatte vor dem Unterſuchungsrichter bereits zwei Ausſagen über Danton niedergelegt, ohne ihn je geſehen zu haben. Bei den damals in der Straße Montmartre, wo die Volksfreunde ihre Sitzung hielten, vorgefallenen Verhaftungen hatte man dem Zeugen, einen blonden, blauäugigen, ungefähr ſiebenzehn Jahre alten Menſchen als den Enkel des großen Danton (man lacht) gezeigt, und wie erſtaunt er heute, als er den wirklichen Danton, einen ſchwarzen gegen dreißig Jahre alten Mann erblickte. Ein Nationalgardiſt Bertrand ſagt aus, daß Danton behauptet habe, die Nationalgarde habe kein Recht, Ludwig Philipp zum Könige zu ernennen. „Wir ſind es, das Volk, die ihn zu wählen haben.“ — Danton widerſpricht dieſer Angabe. Ein Advokat, der ſich unter den Zuſchauern befindet, tritt auf und bezeugt, daß Danton keine Rede in dieſem Sinne gehalten.

Der Weinwirth Barot, bei dem Danton und Lenoble auf ihrem angeblichen Spaziergange zu des Leztern Tante in der Vorſtadt St. Antoine eingekehrt, bezeugt, daß die Angeklagten ſich bei ihm eine halbe Flaſche Wein und für einen Sous Brod geben ließen, von der Verurtheilung der Miniſter und von der Konſtitution von 1791 und andern Luftſchlöſſern ſprachen, auf die er nicht Acht gegeben.

Der Präſident: Haben die Angeklagten von einer Republik geſprochen?

Barot: Ich weiß Nichts von einer Republik, eben ſo wenig von einer Konſtitution von 1791. Sehen Sie, mir iſt dieß Alles einerlei. Mir liegt wenig dran, Wer auf dem Throne ſitzt; mir kann Das ganz gleichgültig ſeyn. Wenn nur Handel und Wandel geht, Das liegt mir am Herzen. (Man lacht.)

Die Angeklagten leugnen nicht, von Dingen geſprochen zu haben, von denen damals die ganze Welt redete, und behaupten bloß, daß er ihre Worte abgeriſſen und nach ſeiner Begriffsfähigkeit aufgefaßt habe.

Der Zeuge Auguſt Faber macht für Danton noch folgende Erklärungen: Danton hat thätig und ruhmvoll an unſerer Revolution Theil genommen. Drei Tage lang befand er ſich im Kugel- und Kartätſchen-Regen immer ſo ruhig, wie wir ihn jezt ſehen; ohne Furcht für ſein Leben, bloß für ſeine Kameraden oder die verwundeten und gefangenen Feinde beſorgt. Er zeigte eben ſo viel Edelmuth und Menſchlichkeit als Tapferkeit.

Da die Angeklagten auf eine Menge anderer Zeugen, die zu ihren Gunſten Ausſagen zu machen bereit waren, verzichteten, ſo wurde hiemit das Zeugenverhör als geſchloſſen erklärt.

Siebente Sitzung.

Die tiefſte Stille herrſcht im ganzen Saale, als der Generaladvokat das Wort zur Unterſtützung der Anklage nimmt.

„Meine Herren,“ ſagt er, „wenn heftige Aufregung die Gemüther bewegt; wenn ſcheinbare oder wirkliche Gefahren die materiellen Intereſſen der Bürger bedrohen; wenn ernſtliche Unruhen den Kredit erſchüttern, den Handel und die Induſtrie lähmen: dann ruft man von allen Seiten den ſtrengen Vollzug der Geſetze, die ſchützende Gewalt der Obrigkeit an; aber wenn die Kriſe vorüber, wenn die Ruhe wieder hergeſtellt iſt, tritt das Intereſſe der Geſellſchaft in den Hintergrund zurück; Diejenigen, die ſich ſo weit verirrten, um der Strenge der Geſetze heimzufallen, erſcheinen nun als Schlachtopfer der Regierung, und der Vollzug der Geſetze wird als ein Mißbrauch der Gewalt, als eine ungerechte Verfolgung verſchrien. Darin beſteht wenigſtens die Taktik Derjenigen, die, von politiſchen Leidenſchaften hingeriſſen, leichtgläubige Gemüther oder leichtbewegliche Herzen beſtimmen, zum Voraus ſchon ſich dem ſo natürlichen Gefühle des Mitleids hinzugeben, das ſich immer dem Unglücke, ſogar dem ſelbſtverſchuldeten, zuneigt.

„Man hat uns vorgeworfen, daß wir gegen die wahren Freunde des Vaterlandes, gegen die Retter der Freiheit die Waffen kehren, die uns zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit in die Hand gegeben ſind. Noch hatte die Unterſuchung nicht die erſten Federſtriche gemacht, als man ſchon verkündigte, es fehle an jeder Art von Thatbeſtand zu einer gerichtlichen Verfolgung. Man ſchilderte das Miniſterium, als lächle es dem Augenblicke hoffnungsvoll entgegen, wo ihm vergönnt ſeyn würde, Blutgerüſte aufſteigen zu ſehen. Ich übertreibe nicht, meine Herren; ich wiederhole hier nur Ausdrücke, deren zu bedienen man ſich nicht geſcheut hat. Machten wir uns aber wirklich einer ungerechten Verfolgung ſchuldig? Konnten wir uns ihrer ſchuldig machen? In welcher Abſicht, zu welchen Zwecken hätten wir uns einem ſo gehäſſigen Vorwurfe bloßſtellen ſollen, der ewig auf unſerm Gewiſſen laſten würde? Etwa, um uns der Regierung gefällig zu erzeigen? Der hier zu Ihnen ſpricht, meine Herren, war ſtets nur Juriſt; er war Richter und nie etwas Anderes als Richter; er iſt daher weder mittelbar noch unmittelbar in die Politik der Regierung eingeweiht; er beurtheilt die Sache, wie Sie ſelbſt ſie beurtheilen würden, d. h. nur nach den Thatſachen.

„Wir beklagen es mehr als irgend Jemand (hier wendet ſich der Redner gegen die Angeklagten), auf dieſen Bänken ehrenwerthe Bürger zu ſehen, deren Privatleben Achtung zu gebieten ſchien; junge Männer, reich an edeln Geſinnungen und hochherziger Begeiſterung. Nicht wir ſind es, meine Herren, die Ihnen Ihre Anſprüche auf die öffentliche Achtung oder auf das Wohlwollen Ihrer Mitbürger, oder auf die Dienſte, die ſie dem Vaterlande geleiſtet haben, konnten entziehen wollen. Aber können Dienſte, die man dem Vaterlande leiſtete, ein Recht geben, es bis in ſeine unterſten Grundlagen zu erſchüttern, wenn es nicht nach Doktrinen regiert wird, die einer vielleicht erhizten Einbildungskraft vorſchweben? Wird Jugendhitze hinreichen, um Verſuche zu rechtfertigen, die alle guten Bürger in Beſtürzung ſetzen, alle Intereſſen verletzen? Sollen friedliche Menſchen das Opfer von ſchuldvollen Umtrieben Derer werden, die von Freiheit reden, indem ſie die Andern angreifen; die ſich rühmen, an der Wohlfahrt Frankreichs zu arbeiten, indem ſie alle ſeine geſellſchaftlichen Bande zerreißen?“

Nach dieſem Eingange verbreitet ſich der Generaladvokat über die Natur der Anklage überhaupt, indem er feſtſtellt, was das Geſetz unter einem Komplote begreift, worauf er die Diskuſſion über den Thatbeſtand eröffnet.

(Schluß folgt.)

Neue Parlamentswahl.

„Welchen Erfolg werden die Miniſter durch die Auflöſung des Parlaments gewinnen?“ — fragt der Globe und berechnet als Antwort auf dieſe Frage, daß das Miniſterium dadurch in dem neu gewählten Unterhauſe eine bedeutende Majorität erlangen muß. Als gewiß wäre nach dieſer Darſtellung anzunehmen, daß Arundel, Kent, Hampſhire, Shaftesbury, Cheſhire, Cheſter, Warwick, Worceſterſhire, Lewis, Glouceſterſhire, Monmouthſhire, Nottinghamſhire, Bedfordſhire und Cornwall dem Beiſpiele Southwark's folgen werden, das ſeinen gegen die Reform ſtimmenden Mandatar Sir R. Wilſon zum Austritt nöthigte. Es würden daraus ſechzehn Wechſelveränderungen eintreten und hiedurch 52 Mitglieder für die Bill in's Haus geſendet werden. Mit Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß an 24 andern Wahlorten gleichfalls die Wahl auf Reformfreunde fällt; ſo daß alſo im Ganzen England 56 für die Bill in's Parlament ſchicken würde, wozu noch 14 Mitglieder gerechnet werden müſſen, die von den Boroughs der Regierung zu wählen ſind. — Aus Ireland werden die Miniſter eine kräftige Unterſtützung erhalten. Denn mit Gewißheit iſt anzunehmen, daß dort 12 alte Mitglieder des Hauſes als Reformgegner ausgeſchloſſen bleiben und zu fünf weiteren kann man es ſich mit Wahrſcheinlichkeit verſehen; Ireland allein würde alſo 29 Stimmen mehr für die Bill ſenden. — Schottland bietet Mitglieder 27 gegen die Bill, 15 für dieſelbe und vier noch unentſchiedene; man ſchließt daraus auf eine wahrſcheinliche Vermehrung von 4 Stimmen für die Bill. Die Miniſter werden alſo durch Auflöſung des Parlaments gewinnen:

	gewiß	wahrſcheinlich.	Im Ganzen
In England	52	24	56
Regierungsboroughs	14	—	14
Ireland	24	5	29
Schottland	—	4	4
	90	33	103.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 131. 11 Mai 1831.

Kupffer's Reiſe nach dem Kaukaſus.

7. Geologiſche Ausbeute in den Umgebungen des Elbrus.

(Schluß.)

Der Charbis, welcher im Grund Nichts iſt, als eine Abplattung der umliegenden höhern Berge, bildet bei ſeinem Vortreten gegen den etliche hundert Fuß tiefer gelegenen Fluß, deſſen Namen er führt, und die Zentralkette einen Abſturz, wo die Gebirgsarten, aus denen er beſteht, zu Tage liegen. Man ſieht hier mehrere Fuß dicke horizontale Steinkohlenlager mit einem gelblichten quarzichten Sandſtein abwechſeln. In einiger Entfernung gegen Süden, noch vor der Zentralkette oder vielmehr dem dort in ſeiner ganzen Größe emporſteigenden Elbrus, erhebt ſich in Form eines gezackten Kammes ein ſehr ſteiler Berg von beträchtlicher Höhe, deſſen Seiten mit Felſentrümmern bedeckt ſind. Dieſer Berg, Yunguſché genannt, hat vollkommen die Phyſiognomie des trachytiſchen Zentralgebirgs, gehört aber einer beſondern mit jener parallellaufenden Kette an, die man überſteigen muß, um jenem ſich zu nähern, und welche die Schneemarkung berührt. Nachdem man die ſenkrecht der Zentralkette zugekehrten Mauern mehrerer Klüfte, welche jene Sandſtein- und Steinkohlenlager zeigen, umgangen, ſo kommt man bald in eine kleine Vertiefung hinab, welche den Yunguſché von dem Hochland ſcheidet, das ihn im Norden umgiebt, und ſteigt man darauf von Neuem bergauf, ſo gelangt man auf eine Höhe, die gegen Süden an ihn anſtößt und die man ſeine erſte Terraſſe nennen mag. Dieſe Höhe nun iſt aus einem — was die äußern Merkmale anbelangt — ähnlichen Sandſtein gebildet wie jener, der die Steinkohlenlager in ſich ſchließt, von dem er ſich aber durch ſeine ſtark geneigten faſt ſenkrechten Schichten unterſcheidet. Dieſe Schichten lehnen ſich an die gähen Felſen an, welche den Gipfel des Yunguſché umſtarren und die aus Thonſchiefer und einem Konglomerat von Quarz und ſchwarzem grünlichem Jaſpis beſtehen, nebſt einem Cement von einer talkartigen ſchmutzig grünen Subſtanz mit unordentlicher Schiefertextur, die ſich ölig anfühlt. Auf einigen Punkten bekommt dieſes Konglomerat mit Einem Male das Ausſehen des Pſammits — einer Formation, zu der man es ohne Zweifel zählen muß. Der Abhang des Bergs iſt ſo mit Fragmenten, worunter Serpentin und ſchieferartige Hornblende, überſchüttet, daß es ſchwer hält auf den Kern einzudringen, und ſein Gipfel iſt beinahe unzugänglich, da die eckigen Felstrümmer, die unter den Füßen wegrollen, keinen feſten Tritt erlauben. Seine Gebirgsart, ein Diorit, worin der kompakte Feldſpath vorherrſcht, iſt eine grauliche Maſſe, dünn durchſät mit kleinen Nadeln von Hornblende, die ſich mitunter in Knoten vereinigen oder das Innere kleiner Höhlungen überziehen. Es ſcheint eine innige Miſchung von Feldſpath und Hornblende zu ſeyn; in dem Feldſpath entdeckt man da und dort kryſtalliſirte Punkte, die weißer ſind als der Reſt, ſo daß man verſucht wird, das Geſtein für einen Porphyr zu halten; auch bemerkt man zuweilen mikroſkopiſche Theilchen von geſchwefeltem Eiſen.

Dieſe Konglomerate traf ich noch auf verſchiedenen Punkten auf der Grenze der Trachyt- und der ſekundären Gebirgsarten — ſo bei dem Waſſerfall des Tusluk-Schapap, eines Zufluſſes der Malka, den wir auf dem Rückweg nach unſerm Hauptlager an der Steinbrücke der Malka beſuchten. Der Katarakt erhebt ſich zu einer bedeutenden Höhe, ſenkrecht über der Malka; rieſenhafte Blöcke, die ſich von dieſen Felſen abgetrennt, füllen das Bett dieſes Fluſſes. Eben ſo beſteht die Steinbrücke des Kuban aus einem porphyrartigen Dirolt; die blaßgrüne dioritiſche Maſſe enthält weiße Feldſpathkryſtalle. Hier wie überall in dem Kaukaſus bilden dieſe amphiboliſchen Gebirgsarten ſehr ſteile mit Nadeln beſetzte Berge, deren ſeltſame Geſtalt und düſtere Farbe auffallend gegen die zerriſſenen flachen Sandſteinformationen abſtechen, die ihnen in der Ordnung der Ueberlagen folgen.

Wir haben die amphiboliſchen und dioritiſchen Geſteine als eine Reihe ſehr anſehnlicher Erhebungen zwiſchen der Zentralkette und der Kette der älteſten ſekundären Formationen geſehen. Sie ſcheinen durch einen Ausbruch, der in dem Gebiet des Thonſchiefers Statt gefunden, in's Daſeyn gerufen; zu dieſer Annahme berechtigt die ſeltſame Erſcheinung des Umgeſtürztſeyns dieſer leztern Gebirgsart, die offenbar von dem Konflikt mit dioritiſchen Geſteinen herrührt. Schieferhornblende (amphibole schisteux) und Thonſchiefer zumal vermengen ſich dergeſtalt und wechſeln meiſt nur in dünnen Schichten, welche zudem dieſelbe Farbe, beinahe dieſelbe Textur und dieſelbe Schmelzbarkeit haben, daß man ſie nur ſchwer von einander unterſcheidet. Eine fernere merkwürdige Erſcheinung auf der Seite des dioritiſchen Gebiets ſind die mit oxydirtem Eiſen und kohlenſaurem Kalk geſchwängerten Sauerbrunnen. So leitet der Tusluk-Schapap ſeinen Namen von einer der Quellen her, die am Fuß des Waſſerfalls entſpringt, und der Sauerbrunnen in der

Digitized by Google

Nähe des Yeſil=kol quillt aus einer ähnlichen Gebirgsart, wie die des Yunguſché. Letztere Quelle ſetzt eine ſolche Menge kohlenſauern Kalk ab, daß ſie den ganzen Abhang des Bergs damit bekruſtet. Ihr Waſſer iſt wegen des halbverkalkten Eiſens, das es enthält, ſehr zuſammenziehend (styptique.)

8. Das Thal des Kuban.

Trifft man auch in der Zentralkette des Kaukaſus genug ſenkrechte Felſenmaſſen, Schluchten und Abgründe, überhaupt alle Naturſpiele einer großen Erdrevolution, die, verbunden mit der anmuthigen Bewegung niederſtürzender Waſſerfälle, die Hauptelemente einer ſchönen Landſchaft bilden, ſo muß man doch geſtehen, daß der Kaukaſus an maleriſchen Partien bei Weitem nicht ſo reich iſt als die ſchweizer oder tyroler Alpen. Die ihm eigenthümliche Dürre und die Einförmigkeit ſeiner Formationen ſchließen jene Lebendigkeit der Farben, jene Mannigfaltigkeit der Umriſſe, jene Friſche aus, wodurch die lachenden Thäler der Schweiz einen ſo unwiderſtehlichen Reiz gewinnen. Das Auge des Wanderers forſcht umſonſt nach einer Wohnung, einem angebauten Felde; es erblickt Nichts als eine Wildniß von Felſen oder Steppen und durch die faſt beſtändigen Nebel wird ſelbſt dieſe Anſicht ihm verkümmert.

Am 25 Julius verließen wir, gefolgt von all unſeren Leuten und unſerm ganzen Gepäck, das Thal des Charbis, und traten den Rückweg nach dem Bermamût an, in deſſen Angeſicht, auf einer ungeheuren Wieſe, wir unſer Lager aufſchlugen. Wir machten nun noch einen Abſtecher zu dem Yeſil=kol (rothen Fluß) und dem eiſenhaltigen Sauerbrunnen an demſelben, und ſagten alsdann der Zentralkette des Kaukaſus für immer Lebewohl, indem wir längs den Sandſtein= und Kalkſteingebirgen hinzogen, die ſich in paralleler Richtung mit der Trachytkette bis an den Kuban ausdehnen. Der Weg führte ſtets weſtwärts, in der Tiefe eines langen und breiten Thales, am Fuß einer Reihe von ſchroffen ſeltſam geſtalteten Felſen hin, welche bald Mauern von blaßgelber Farbe vorſtellten, die aus wagrechten, ſehr regelmäßigen Schichten zuſammengeſetzt und von grünen Platten überragt waren, bald ſpitze Thürmchen, die auf ihren mit Trümmern bedeckten Fundamenten zuſammenzuſtürzen drohten. Hierauf ging es auf den Höhen über dem Thal des Eſchkakon fort; hier hatte der General voriges Jahr den Karatſchai ein Treffen geliefert; wir ſahen die Stätte, wo ſein Lager ſtand, und daſelbſt die Gräber zweier Brüder unſers Begleiters des Fürſten Ghernarduk, die damals im Kampfe für die Ruſſen den Tod fanden. Gegen Mittag hielten wir auf einer ſchönen Wieſe am Fuß des Pagun, wo es Waſſer und Holz in Ueberfluß gab; nicht weit von da haben der Podkumok und die Kuma ihre Quellen.

Am folgenden Tag, den 27, verfolgten wir unſern Zug in nordweſtlicher Richtung, immer noch jener Kette ſchroffer Felſen entlang, welche die Tſcherkeſſen Elmurza nennen. Die ganze Gegend iſt gut beholzt, und weit freundlicher als die Umgebungen des Elbrus. Nachdem wir am Fuß des Koſchghogha gefrühſtückt, ſtiegen wir in das Thal der Kamara hinab, eines kleinen Fluſſes, der ſich in den Kuban ergießt. Noch waren wir von jähen Bergen umſchloſſen, aber die unfruchtbaren Felſenwände wichen bewaldeten Abhängen, die ſpiegelhellen Fluthen der Kamara bewäſſerten üppige Raſengründe, und die Nebel, die uns bis jetzt meiſt umhüllten, blieben fern hinter uns auf den Höhen zurück. So erreichten wir das Thal des Kuban, das Ziel unſerer Reiſe; dieſen Fluß fanden wir nämlich vom Regen ſo angeſchwollen, daß man ihn nicht paſſiren konnte. Der tſcherkeſſiſche Fürſt Lôu war herübergeſchwommen und hatte, um dem General aufwarten zu können, von einem Koſaken Kleider borgen müſſen.

Die Ruinen von Kirchen und die Grabmäler, die man aller Orten trifft, laſſen nicht zweifeln, daß dieſes ſchöne Thal einſt eine zahlreiche Bevölkerung enthielt. Jetzt iſt es zur Verödung verdammt. Denn, um den Kuban als ein natürliches Bollwerk gegen die Einfälle der Tſcherkeſſen zu haben, hat die ruſſiſche Regierung dieſe nach ihrem letzten Aufſtand hinübergejagt, und ihnen verboten, ſich künftig auf dem rechten Ufer des Fluſſes wieder anzuſiedeln. Auf vielen theils horizontal, theils ſenkrecht gelegten Steinen, auf die wir ſtießen, entdeckten wir Spuren eines römiſchen Kreuzes; andere Steine, die von jüngerem Datum ſchienen, trugen arabiſche Inſchriften. Gleich gegenüber von unſerem Lager, auf der andern Seite des Kuban, erhoben ſich auf einem Felſen die Reſte einer Kirche; und nahe dabei, hieß es, ſtünden noch ähnliche Reſte. Gerne wären wir hinübergegangen, allein der ungeſtüme Fluß ließ es ohne die größte Gefahr nicht zu, und wir begnügten uns, mit unſern Fernröhren das Gebäude von Weitem zu betrachten. Die Ruinen, welche ſehr gut erhalten ſind, bilden ein Viereck mit zugerundeten Ecken, darüber eine Kuppel; der Eingang iſt gegen Weſten, die Länge des Schiffs gegen Oſten; auf dieſer letztern Seite befinden ſich drei Thürmchen, die vermuthlich drei Niſchen im Innern entſprachen, welche zur Aufſtellung von ſo viel Altären dienten. An demſelben Tag unternahmen wir noch einen Ausflug zu der „Steinbrücke" des Kuban, welche ein Dutzend Werſte oberhalb dieſer Ruinen liegt. Das Thal hat hier eine anſehnliche Breite und iſt hübſch beholzt: Buchen, wilde Reben, die ſich um Ulmen ſchlingen, Apfelbäume ſieht man überall. Die bald ſteil, bald leiterförmig aufſteigenden Felſen, welche in einiger Entfernung dem Laufe des Fluſſes folgen, ſind mit einem reichen Grün bekleidet; eine kräftige Vegetation erweitert mehr und mehr ihr Gebiet, bedeckt die Abſtürze mit Geſträuch, und umrankt die Felſenblöcke mit Epheu. Nicht lange ſo verengt ſich das Thal; man wandert eine Strecke auf einem ſchmalen Fußpfad zwiſchen einer ſenkrechten Felſenmauer und einem Abgrund, in deſſen Tiefe der Kuban ſchäumt; dann thut das Gebirg rechts und links ſich wieder auf zu einem Durchgange für zwei Flüſſe, die Mara und die Teberda, die ſich mit dem Kuban vereinigen. Man durchwatet die erſtere und gelangt bald an den Fuß mehrerer Felſen, die von einem ähnlichen dioritiſchen Geſtein ſind, wie das in den Seiten der Zentralkette. Ehe man die Steinbrücke erreicht, kommt man über eine mit Trümmern eines nogaiſchen Begräbnißplatzes bedeckte Fläche, wo vormals ein bedeutendes Dorf (a-oul) ſtand, das von den Truppen des Generals Yermolow, der hier einen blutigen Sieg über die Tſcherkeſſen erfocht, zerſtört wurde. Einer unſerer Koſaken, der dieſem Treffen beiwohnte, hatte auf dem Schlachtfeld einen Säbel gefunden, den er mir zeigte; die Waffe ſchien ſehr alt, und die Inſchrift Genoa war darauf zu leſen. Sollten ſich die Niederlaſſungen der Genueſen ſo weit erſtreckt haben? Doch ſie beſaßen ja ein Waarenlager an der Mündung des Don, woher manche Artikel ihres Gewerbfleißes

Digitized by Google

unter dieſe Gebirgsvölker gekommen ſeyn mögen! Mit einem Mal erhebt ſich jetzt das Thal und rieſenhafte Trachytblöcke beengen dermaßen den Fluß, daß man nur einige Balken brauchte, um ihn zu paſſiren. Allein hätten wir ohne unſer Geſchütz uns hinübergewagt, ſo hätten wir uns nur der Gefahr ausgeſetzt in Gefangenſchaft zu gerathen. Wir kehrten alſo in unſer Lager zurück.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Siebende Sitzung.

(Schluß.)

„Waren die Unruhen während der drei Dezembertage, „fährt der Generalprokurator fort,“ unvorbereitet? Waren ſie die Folgen einer augenblicklichen vorbedachtloſen Leidenſchaftlichkeit? Lange zuvor waren ſie auf den beſtimmten Tag angekündigt, und brachen auch an dem beſtimmten Tage aus. Wenn kein Komplott beſtand, Wer entwarf, Wer druckte, Wer heftete denn jene zahlreichen aufrühreriſchen Manifeſte an, die man an den Mauern der Hauptſtadt las? Manifeſte, in denen weniger von der Verurtheilung der Miniſter die Rede war, als daß man die Regierung anklagte, die Kammern angriff, ihre Handlungen entſtellte, ihre Abſichten verleumdete; in denen man Alles aufbot, um die Arbeitsleute gegen die Staatsgewalt zu bewaffnen, die Arbeitsleute — (hier erhob der Redner ſeine Stimme, indem er ſeinen Blick auf den Hintergrund der Zuhörer wirft), die nachher und bei einem neuerlichen Anlaſſe bewieſen haben, daß ſie eben ſo gut, wie man ſie an den Juliustagen uneigennützig und muthvoll die Freiheit verfechten ſah, auch aus eigenem Antriebe verbrecheriſche Anmuthungen zurückzuweiſen wiſſen, deren offenbare Folge iſt, allen materiellen Intereſſen zu ſchaden, indem die Arbeit vermindert und der Umſchwung der Induſtrie und des Handels gehemmt wird.“

Der Generaladvokat lieſt hierauf mehrere Stellen aus gedruckten und geſchriebenen Aufrufen vor, aus denen er das Beſtehen eines Komplottes im Allgemeinen darzuthun verſucht, ohne hiebei die gegenwärtigen Angeklagten als deren Verfaſſer bezeichnen zu wollen. Dann geht er auf die vorliegende Anklage insbeſondere über, die er in verſchiedene Abtheilungen ausſcheidet, und hiernach gerichtet wiſſen will: 1) gegen Sambuc, Audry, Rouhier, Penard und Chaparre, als Theilnehmer an der Geſellſchaft der Ordnung und des Fortſchreitens, die ganz verſchieden von der Geſellſchaft der Schulen den Zweck hatte, auf den Umſturz der gegenwärtigen Regierung eine Republik zu gründen. 2) Gegen Cavaignac und Guinard, Chauvin, Guilley und Pecheux d'Herbinville. In Betreff der beiden erſteren läßt er die Anklage wegen einer Verſchwörung unter der Artillerie der Nationalgarde gänzlich fallen, und glaubt, daß ihnen wohl auch wegen Verheimlichung des Verbrechens keine Schuld beigemeſſen werden könne; dagegen müſſe man Chauvin, Guilley und Herbinville zwar von der Hauptklage loszählen, aber ſie doch der Verheimlichung ſchuldig halten. 3) Gegen Lebaſtard und die Gebrüder Garnier. Dieſelben enthebt er zwar des Verbrechens, an einem Komplott Theil genommen, hält ſie aber für ſchuldig, durch Geſchrei und öffentliche Reden zu Rebellion und Ungehorſam gegen die Geſetze aufgemuntert zu haben; 4) gegen Danton und Lenoble beſteht er auf allen Anklagpunkten, mit Ausnahme Deſſen, der Danton verübter Thätlichkeiten gegen einen Offizier der Nationalgarden beſchuldigt. Nachdem er ſeine Anklage aus dem ſchriftlichen und mündlichen Verhöre zu begründen verſucht hat, ſtellt er ſchlüßlich das Anſuchen an den Gerichtshof: „Gegen Guinard, Cavaignac, Danton, Lenoble, Baſtard und die Brüder Garnier noch eine ſubſidiariſche Unterſuchung wegen Verheimlichung zu verfügen.“

Dieſen Antrag bekämpfen alle Vertheidiger der Angeklagten, ſelbſt die, deren Klienten der Generalprokurator in dieſer zweiten Unterſuchung nicht begriffen wiſſen will. Der Advokat Dupont namentlich äußert ſich hierüber in Folgendem:

„Die Nothwendigkeit einer ſubſidiariſchen Unterſuchung wechſelt in den Augen der Staatsanwaltſchaft, je nachdem es die Anklage erheiſcht. Weiß man ſich bei einer Unterſuchung der Köpfe der Angeklagten gewiß, ſo widerſetzt man ſich einer Unterſuchung wegen Verheimlichung; iſt man aber über den Erfolg der Anklage in Zweifel, ſo greift man ſchnell zu dieſer Unterſuchung, um die Angeklagten wenigſtens in's Gefängniß zu ſchicken. Unſere gerichtlichen Annalen ſind mit einem beklagenswerthen Vorfalle dieſer Art bezeichnet. In der Verſchwörungsgeſchichte von Rochelle waren Borries und ſeine unglücklichen Freunde des Komplottes angeklagt. Der ganze Verlauf des Prozeſſes ließ ihrer Verurtheilung entgegenſehen. Hr. Merilhou, ihr Vertheidiger, verſuchte es, ihre Köpfe dem Schaffotte zu entreißen, indem er auf die ſubſidiariſche Unterſuchung der Verheimlichung antrug; er verlangte ſie gleichſam als eine Gnade. Sein Geſuch wurde von dem Generaladvokaten Marchangy angefochten, weil er wußte, daß die Köpfe der Angeklagten ihm nicht entgehen würden.“ — Hr. Dupont ſchaltete hier einen Theil von Marchangy's Rede ein, worin dieſer damals die Rechtsgründe gegen eine ſubſidiariſche Unterſuchung geltend machte, und ſchloß mit den Worten:

„Wenn der Staatsanwalt die ſubſidiariſche Unterſuchung, die Borries und ſeine Unglücksgefährten vom Schaffotte retten konnte, zurückwies, ſo haben wir wohl auch dazu das Recht, wenn ſie darauf ausgeht, unſern Klienten Gefängnißſtrafe zuzuziehen.“

Die Frage wird endlich zur Entſcheidung an den Gerichtshof verwieſen, der ſich zurückzieht, und nach einer ſtundenlangen Berathung unter Anführung der hiefür ſprechenden Rechtsgründe der Ausſpruch ertheilt:

„Daß die ſubſidiariſche Unterſuchung wegen Verheimlichung des Verbrechens nicht zugelaſſen werden könne.“

Dieſe Entſcheidung wird von der Zuhörerverſammlung mit lautem Beifalle aufgenommen und die Sitzung hiemit geſchloſſen.

Achte Sitzung.

Hr. Bethmont, der Anwalt Sambuc's, hat das Wort:

„Von der Höhe der Tribune herab,“ beginnt der Redner, „verkündete eines Tages ein Deputirter Frankreich das Beſtehen einer Republikanerverſchwörung. Er legte ſich hiemit die Pflicht auf, dieſe feierliche Entdeckung zu erweiſen; daher ſeitdem Vorurtheile, ungerechter Argwohn gegen Feuerſeelen, ein blindes Vertrauen auf Einflüſterungen der Verleumdung; daher der Prozeß.

„Die verſprochene Verſchwörung mußte wie natürlich alle Elemente der Oppoſition enthalten, von der ſich eine Partei in dem Schwindel ihrer Furcht ſo entſetzliche Schreckbilder macht. Vier Studenten eines Hauſes in der Straße des Grès und der alte Kommiſſionär dieſes Hauſes ſtellen die Schulen vor. Die ganze Geſellſchaft der Volksfreunde muß ſich in ihrem Präſidenten perſonifiziren laſſen. Die Artillerie wird angeklagt in zwei ihrer jungen und würdigen Kapitäne und andern ungeſtümen Helden des Julius. Endlich wiſſen Sie, Wer die Schuld unſerer Straßentribunen bezahlen ſoll.“

„Für dieſes ungeheure Komplott brauchte man ein Bindemittel, ein Oberhaupt; man fand es in Sambuc, einem jungen Menſchen von unverdorbenen und reinen Sitten, von einer ohne Zweifel glänzenden Einbildungskraft, der aber noch ein Neuling in den Verhältniſſen des Lebens iſt; in Sambuc, der aus der Einſamkeit ſeiner Schweizerberge nach Paris mitten unter das politiſche Getümmel ſich verſetzt ſieht, und auf ein Mal von den tauſenderlei Eindrücken unſerer Volksaufſtände beſtürmt wird; in Sambuc, der jeden Abend eines unter unglaublicher Thätigkeit zugebrachten Tages ſich mit ſo viel Offenherzigkeit alle die Wunder ſeines neuen Lebens wiederholt; in ihm, der in einem Monate einem akademiſchen Prozeß ſich unterzogen ſieht, drei Geſellſchaften bildet, eine Flugſchrift ſchreibt, ein Journal gründet, es mit Arbeiten ſeiner Feder ausfüllt, hundert Briefe ſchreibt, tauſend Vorträge hält in der Rechtsſchule, im Pantheon, in der Sorbonne; dieſer Sambuc iſt es, den die Anklage ſich ausſucht, wie leicht begreiflich iſt: denn das gute Glück läßt nicht immer einen Verſchwörer finden, der das Haushaltbuch ſeiner Verſchwörung mit ſo gewiſſenhafter Genauigkeit hielt. Sambuc muß alſo das Haupt der Verſchwornen ſeyn.“

Hier unterſucht der Anwalt die aus dem Tagbuche Sambuc's von der Anklage hervorgehobenen Punkte, indem er dabei die klaren und beſtimmten Erläuterungen wiederholt, die von dem Angeklagten in ſeinem Verhöre gegeben wurden.

„Meine Herren,“ ſo ſchließt Hr. Bethmont ſeine Vertheidigung, „ich will nicht das düſtere Gemälde noch ein Mal vor Ihren Augen aufſtellen, das die anklagende Stimme mit ſo viel Wohlgefallen Ihnen vorgemalt hat; nicht die Anſchläge, die Brand und Plünderung in den Mauern der Haupt-

Digitized by Google

ſtadt drohten; nicht das aufrühreriſche Geſchrei; nicht die Volksaufſtände, die dieſe ungeheure Stadt in ein Arſenal verwandelten; nicht das Elend, das auf den Trümmern jener großen Reichthümer ſitzt, deren Gebäude der niedergeſchlagene Handelsverkehr in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen ſah. Die Partei, welche die Angeklagten mit ihrem Haſſe verfolgt, wird in ihnen immer dieſelben Verſchwornen finden. Ja, dieſer Sambuc mit ſeinem energiſchen Streben, die Jugend und das Alter einander näher zu bringen, den Reichen mit dem Armen zu verbinden, wird dem Volke die Lehren der Tugend, der Geduld und der Arbeitſamkeit geben, von denen ſeine Feder ſo fruchtbar iſt. Er wird ſich ſtets für Unterricht und Verbeſſerung verſchwören. Ja, dieſer Guinard und Cavaignac werden, wenn man die Freiheit der Bürger antaſtet, wenn man die Heiligkeit der Verſprechen vergißt, die Regierung daran mahnen, daß ſie auf den erſten Stufen des Meineides ſteht. Ja, mit ihnen werden Chauvin, Guilley, Pecheux d'Herbinville, ſobald der erſte Kriegsruf erſchallt, ſich beeilen, ihn zu erwiedern; ja, wir werden ſie die Blicke vom Rhein bis zu den Gipfeln der Pyrenäen richten ſehen, ungeduldig, die Ehre der franzöſiſchen Fahnen zu verfechten, wo immer ſich ein fremdes Banner dem Vaterlande zum Trotze entfalten würde. Laſſen wir ſie immerhin verſchwören! Laſſen wir, ſo lange der kalte Egoismus ohne Unterlaß und überall für die Erbärmlichkeiten ſeines Privatintereſſe's ſich verſchwört, auch den Patriotismus ſeine Verſchwörung bilden mit der Treue, dem Ruhme und dem Glücke Frankreichs, und mögen aus dieſem Bunde, der ſo fruchtbar ſeyn wird an Heldentugenden, viele Männer hervorgehen, die dieſen gleichen!" (Gemurmel des Beifalls unter den Zuhörern.)

Nach dem Redner nahmen die HH. Rouen und Bouſſy, die Vertheidiger der Angeklagten Aubry und Rouhier, das Wort. Der Anwalt Marie, ohne ſich auf eine Erörterung der Einzelnheiten der Anklage einzulaſſen, ſucht die Unruhe und Bewegung der Gemüther in den Dezembertagen überhaupt in einer ganz andern Quelle; nicht in dieſen Komploten, die man überall entdeckt haben will und nirgends finden kann. Die Urſachen davon liegen im Gange der Regierung ſelbſt, in ihrem Streben, die Reſtauration fortzuſetzen und die Verheißungen des Julius abzuleugnen. Der Vertheidiger, der mit der größten Aufmerkſamkeit und einer Art feierlichen Kirchenſtille angehört wurde, ſchloß ſeinen Vortrag mit folgenden Worten:

„Es giebt keinen kläglichern Anblick, meine Herren, als dieſe Anklage Stück für Stück herabfallen zu ſehen, bis zu einer Frage wegen Verheimlichung, die die Würde des Gerichtshofes zu ſtellen verweigert hat. Hoffentlich wird dieſer Prozeß den Geſchmack an jenen politiſchen Kunſtgriffen auf immer verleiden, die der Reſtauration angehören, die ſich unter einer deſpotiſchen Regierung anwenden laſſen, aber unter einer Repräſentativverfaſſung unanwendbar ſind, weil ſie unwahrſcheinlich ſind. Daß man ſich gegen einen Menſchen verſchwört, begreife ich; aber daß man ſich gegen eine Nation verſchwöre, um ihr eine Regierungsform gegen ihren Willen aufzunöthigen, dieß iſt kein Verbrechen, dieß iſt eine Thorheit, an die ich nicht glauben mag. Die Entwickelung der Intelligenz iſt zu weit verbreitet, als daß ſich eine Revolution aus dem Stegreife machen ließe. Der vernünftige und vorſichtige Menſch verſchwört ſich nicht; er wartet den Augenblick ab, um den Streich zu führen; er führt ihn, und unter ſeiner mächtigen Hand entrollt ſich die Gegenwart und Zukunft. So lieh Mirabeau einem unermeßlichen Hebel den Stützpunkt nicht in ſeiner individuellen Vernunft, ſondern in der öffentlichen Vernunft, die eine ganze Vergangenheit umfaßt. Als ſeine mächtige Stimme voll von Genie und Kühnheit im Angeſichte der Welt Frankreichs Wiedergeburt verkündigt, iſt er nicht ein Verſchwörer, den das Geſetz erreichen kann, er iſt ein Abgeſandter der Vorſehung; er iſt der Menſch, der in ſich den Willen Aller begriff; er iſt der Menſch, der im Wirkungskreiſe ſeiner Sendung von ſich ſagen kann: das Vaterland bin ich! — ich ſage im Wirkungskreiſe ſeiner Sendung, denn außer demſelben iſt er Nichts als eine Tagsfliege, deren hinſterbende Kraft alles Gold des Hofes nicht wieder aufleben machen kann.

„Duldung, meine Herren, für den republikaniſchen Glauben dieſer Männer, deren junge Einbildungskraft an die Republik glauben kann, weil ſie noch an die Tugend glaubt. Die Zeit wird ſie lehren, ob ſie auf dieſem Glauben beharren dürfen. Duldung für alle Meinungen! Ach, nur ſchon allzu Viel haben wir von der Reſtauration zu leihen genommen, laſſen wir ihr wenigſtens ihre blutigen Erinnerungen, ihre Verſchwörungen und Schaffotte."

Der ganze Vortrag des Hrn. Marie würde häufig von dem lebhafteſten Beifalle unterbrochen, der auch dem Schluſſe von allen Seiten folgte. Der Präſident mahnte vergebens, daß alle Zeichen des Beifalles oder der Mißbilligung unterſagt ſeyen.

Hierauf ſprachen noch die Anwälte Rittier für Chaparre, Briquet für Gourdin, und Plocque für Penard.

(Schluß folgt.)

Satiriſche Hohlſpiegelbilder des Auslands.

Der große Heinrich und der kleine Napoleon.

Während die Legitimität ihre betitelten, bekreuzten und bebänderten Spürhunde hinter den glanzvollen Erinnerungen Napoleons herhetzte, während man Alles vertilgte, was wie ein N ausſah, oder wie ein kleiner Hut und ein Ueberrock; während man die Veilchen als Bonapartiſten, die graue Farbe als aufrühreriſch, den Ruhm als Nationalfeind, die Freiheit als eine Anarchiſtin und den geſunden Menſchenverſtand als einen Republikaner in die Acht erklärte; während man große Schriftſteller ſehr theuer bezahlte, um in den Namen Bonaparte ein u einzuflicken, und ſo, indem man ihn Buonaparte nannte, ſeinen Ruhm und ſein Andenken auszulöſchen, während man alles Große und Edle als bonapartiſtiſch verfolgte, einkerkerte, verbannte und köpfte — während allem Dem gab es in Frankreich einen Verräther, den gewiß Niemand ſich hätte träumen laſſen.

Es war kein Napoleon; ſein großer Schatten kümmerte ſich wenig um das alberne Rabengeſchrei.

Es war — ſoll ich es ſagen? — Es war ein Bourbon; es war der beſte, der bourboniſchſte aller Bourbons; es war der Abgott der heiligen Familie, der Spar- und Schatzpfenning des ganzen Geſchlechtes, der Goldapfel des Stammes, der mit ſeinem Tugendglanz wie mit einem Sonnenwiederſchein alle grünen und dürren Zweige übergoldete. Denn wenn ein König von Frankreich ungerecht, argwöhniſch, grauſam, blödſinnig und tyranniſch war, ſo braucht man bloß zu ſagen: Heinrich IV war ein herrlicher Fürſt; wenn das Volk Hungers ſtarb, ſagte man: der gute Heinrich, er wollte, daß jeder ſeiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe; worauf denn freilich Niemand Etwas erwiedern konnte, als es ſey allerdings Viel, wenn ſich an einem ganzen Königsſtamme ein guter und geſunder Zweig finde; wenn daran mehr als einer gewachſen, ſo ſey dieß ein unerhörter Luxus; daß ſeine Nachfolger genug zu thun haben, wollen ſie das Gute wieder ausgleichen, was er geſtiftet hat, endlich, daß der Ruhm und die Tugenden Heinrichs IV ein ewiges Kapital ſind, von deſſen Zinſen ſeine ganze Familie alle Jahrhunderte hindurch zehren kann, und daß die Völker für das Gute, das ihnen einmal geworden, mit allem Recht zu ſeiner Zeit wieder Buße thun.

Und ſiehe da, eben dieſer Heinrich, auf ſeinem großen Pferde, mit ſeinem gutmüthigen Geſicht, eben dieſer Heinrich verräth die Legitimität, weßhalb vielleicht auch Einige auf ſeiner bronzenen Phyſiognomie ein ſpöttiſches Lächeln bemerkt haben wollen.

Und eben im rechten Arm dieſes rechten Arms der Reſtauration ſteckt der Verrath, nicht die Revolution, nicht das Comité directeur, ſondern der Uſurpator, der leibhaftige Uſurpator von Bronze, den man zwanzigmal in der Gallerie Vivienne konfiszirt zu haben glaubte.

Die Sache verhält ſich ſo. Hr. Mesnel, der mit dem Umguſſe der Statue Napoleons zu der Heinrichs IV beauftragt war und vergeblich zwanzigtauſend Centner anderes Gußmetall anbot, um Napoleon zu retten, Hr. Mesnel machte ſich den Spaß, in den rechten Arm Heinrichs IV ein Figürchen Napoleons zu verſtecken.

Und weiß man, was dieſes große Pferd im Bauche hat, vor dem alle Mitglieder des bourboniſchen Hauſes das Knie beugten und das die Legitimität faſt wie ihren Vetter behandelte! — Nichts Andres als Lieder zu Ehren Napoleons!

Nun ſage Einer, auf Wen ſoll man ſich noch verlaſſen? Heinrich IV ein ſolcher Diebshehler! — Gewiß, wenn man Dieß zu Holyrood erfährt, wird Heinrich V unverzüglich umgetauft. Sicherlich würde man ihn jetzt lieber Ludwig Philipp II nennen, als den Namen des Simons ſeines Geſchlechtes tragen laſſen.

Aber Ehre dem Hrn. Mesnel, er hat die größte Ironie und den beſten Spaß dieſes Zeitalters gemacht!

F.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 132. 12 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Fortſetzung.)

Eines Tages ſprachen wir, um zu übernachten, bei einem Tomogon ein, wie man die Fürſten des Landes nennt. Der kleine Freiherr kauerte auf einem Bambustiſch auf ſeinen Ferſen. Mein Führer warf ſich nach der Landesſitte vor ſeinem Häuptling nieder, und berührte zehn bis zwölf Mal mit der Stirn die Erde. Nachdem der Tomogon ſich nach der Urſache unſers Beſuchs erkundigt, ſtand er auf, nahm mich bei der Hand und führte mich an ſeinen Tiſch, wo er im Begriff war ſeinen Thee zu trinken. Er beſtellte gleich eine Portion für mich und ließ mich durch ſeinen Sohn bedienen. Nach dem Thee brachte man zwei Porzellantaſſen, worin man Kaffee einſchenkte. Während ich eine trank, wurde die andere wieder gefüllt und ſo ward ich genöthigt fünf zu leeren; was mich viel Selbſtüberwindung koſtete, da das Getränk mich wegen ſeiner unſaubern Zubereitung anekelte. Der Tomogon verſuchte zu wiederholten Malen ein direktes Geſpräch mit mir anzuknüpfen; aber ich verſtand kein Wort von Dem, was er ſagte, bis mein Führer, der ſeit unſrer Ankunft auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte kniete, die Rolle des Dolmetſchers übernahm. Bei jedem Wort, das er an den Tomogon richtete, erhob er zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht die gefalteten Hände an den Mund. Er erhielt auch eine Taſſe Kaffee. Wir ſaßen ungefähr eine Stunde beiſammen, als die Dame des Hauſes, die unterdeſſen mit dem Abendeſſen fertig geworden, mich nach einem Saal einlud, wo man für mich gedeckt hatte. Dieſer Saal war Nichts als eine aus einfach in einander geflochtenen Bambusrohren zuſammengeſetzte Hütte. Ich ſpeiſte mit dem Tomogon und ſeinem Sohn. Ein Eierkuchen, ein gebratenes oder vielmehr nur gedörrtes Geflügel, eine halbgebratene Hammelskeule und endlich Reis ſtatt Brod, welches letztere die Malaien nicht kennen, machten die Mahlzeit aus. Aus ſeiner Aufmerkſamkeit hatte man mir Gabel und Löffel hingelegt; da jedoch der Fürſt und ſein Erbprinz mit den Fingern aßen, ſo hielt ich es für eine Pflicht der Anſtändigkeit, mich nach ihrem Brauch zu bequemen. Nach Tiſch zeigte man mir mein Schlafzimmer; mein Bett beſtand aus einem von Palmriet (calamus) geflochtenen Sopha, worüber eine Matte und ein Teppich als Decke ausgebreitet lagen; ſogar Vorhänge (eine Art Moskitennetz) fehlten nicht. Als ich mich niederlegte, fand ich mein Lager und ſelbſt mein Kopfkiſſen mit weißem Jaſmin (pulmeria alba) beſtreut; da ich nicht daran dachte ihn zu entfernen, ſo verurſachte mir der ſtarke, obgleich angenehme Geruch der Blumen abſcheuliche Kopfſchmerzen. Dieſes Leiden und der Lärm von zwei Perſonen, die bei mir wachten und ſangen, ließen mich die ganze Nacht kein Auge zuthun. Dieſe Gewohnheit den Gäſten wachen zu laſſen, hat die gute Abſicht, daß ſie ſich nicht fürchten ſollen. Am Morgen bat ich den Tomogon, er möchte mir zu Transportmitteln für mein Gepäck behülflich ſeyn. Augenblicklich entſprach er meinem Anſinnen. Nach dem Kaffee ſtellte er eine Pirogue und vier ſeiner Domeſtiken zu meiner Verfügung, mit dem Befehl überall anzuhalten, wo ich auszuſteigen begehrte. Er hatte ein Federmeſſer und ein Bleiſtift bei mir geſehen, und ſeinen Wunſch ausgedrückt dieſelben zu beſitzen; mit Freuden gab ich ihm dieſen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit und wir ſchieden, nachdem er mich noch mit einigem Geflügel für die Reiſe beſchenkt hatte, freundſchaftlich. Seine Erlaubniß zu landen benutzte ich redlich und wir trafen mit einer noch reichlich vermehrten Ausbeute erſt am ſpäten Abend in Sourabaya ein.

Ich hatte Luſt die Inſel Madura zu beſuchen, die auf der andern Seite der Bai, gegenüber von Sourabaya liegt; da ſie eine üppigere Vegetation und ausgedehntere Waldungen enthält, ſo durfte ich daſelbſt auf eine ergiebige Ernte rechnen. Meine Erwartung ward nicht getäuſcht; namentlich fand ich Bombaxexemplare von der anſehnlichen Größe der Baobab adanſonia, wie ich ſie auf den grünen Vorgebirgsinſeln traf. Dieſe außerordentlichen Bäume waren mit ſehr großen rothen Blüthen bedeckt, aber hatten ihr Laubwerk verloren. Eben ſo gab es hier Erithrinen, deren herrliche Scharlachblüthe ich nicht genug bewundern konnte. Ueberhaupt ſchien mir der Boden von Madura weit vorzüglicher als der von Java.

Auf Madura hat der Großſultan, ein ſehr mächtiger Herr, ſeinen Sitz. Er lud die Offiziere der Expedition zu einem Gaſtmahl und Ball ein, welchem ſeine ſämmtlichen Miniſter und Großen beiwohnten. Einen Begriff von dem Reichthum dieſes indiſchen Fürſten kann man ſich daraus machen, daß er der Geſellſchaft über zwanzig meiſt vierſpännige Wägen und eine gute Anzahl Reitpferde mit einem Troß von Lakaien entgegenſchickte; der Empfang ſelbſt entſprach dieſem Vorſpiel. Unter den Bogenhallen und Säulen des Palaſtes wandelte man wie in einem Garten voll lieblich duftender Blumen. Die Mahlzeit wurde in einem geräumigen offenen Saal unter einem Palmendach aufgetragen; man ſpeiſte ganz auf Silber;

Digitized by Google

die Tafel ſeufzte unter der Laſt alles Köſtlichen, was der Orient darbietet, und eine angenehme Muſik belebte die Scene. Nachdem die Mahlzeit vorbei war, verfügte man ſich in den glänzend geſchmückten Ballſaal; jeder aber mochte ohne Zwang diejenige Unterhaltung wählen, die ihm vorzugsweiſe zuſagte. Man ging auf die Jagd; man ritt oder fuhr ſpazieren; man ſah die Töchter und Frauen des Sultans tanzen und hörte der Muſik zu, die wie der Ball bis zum nächſten Morgen dauerte. Als die Stunde kam, da man ſich trennte, ſtanden wieder die Equipagen bereit, welche uns bis ans Meer führten, wo unſere Schiffe uns erwarteten. Wir dachten lange an dieſes Zauberfeſt.

Die letzten Tage unſers Aufenthalts benutzte ich, um Sourabaya näher in Augenſchein zu nehmen. Ich begann mit dem chineſiſchen Quartier, welches eine Art Vorſtadt bildet und von der eigentlichen Stadt durch einen Fluß getrennt iſt, über den mehrere Brücken führen. Die chineſiſche Bevölkerung iſt ſehr zahlreich und meiſtentheils aus Ackerbauern, Gärtnern und Kaufleuten zuſammengeſetzt. Man weiß, wie die Chineſen ihr Hausgeräthe, ihre Thüren, ihre Wände ꝛc. bemalen, und was ihre Ortſchaften dadurch für ein ſeltſames Ausſehen gewinnen. Am Abend kommt Jung und Alt in einem großen gemeinſchaftlichen Lokal, das ſich ungefähr in der Mitte der Stadt befindet, zuſammen, und beluſtigt ſich mit Muſik. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente beſtehen bloß aus kupfernen Keſſeln von verſchiedener Dicke, die man nach ihrer Größe der Reihe nach aufſtellt, und wovon eine Perſon ſechs bis ſieben unter ihrem Kommando hat. Dieſe Art von Orgel wird mittelſt eines eiſernen Hammers geſpielt, indem man langſam einen Keſſel nach dem andern berührt und dadurch hohe oder niedere Töne hervorruft. Daß dieß ein ſchlechter Kunſtgenuß für europäiſche Ohren ſey, kann man ſich vorſtellen, wiewohl ſich nicht leugnen läßt, daß manche Weiſen ziemlich taktfeſt vorgetragen werden. Auf mich wirkte ein ſolches Konzert immer mehr einſchläfernd als aufheiternd; nichts deſto weniger iſt es noch dir lebhafteſte Unterhaltung der Chineſen, und ſie ſind dergeſtalt dafür eingenommen, daß ſie dieſelbe jeden Abend wiederholen und erſt ſpät damit aufhören. Es giebt auf Java Chineſen, welche unermeßliche Reichthümer beſitzen und prachtvoll wohnen. Man ſieht ſie ſelten zu Fuß ausgehen, wo ſie dann von einem Diener begleitet ſind, der ihnen einen Sonnenſchirm überhält; gewöhnlich, ſowohl auf Promenaden als auf Reiſen, bedienen ſich des bedeckten Palankin's. Die vornehme Klaſſe von ihnen trägt einen großen weißen oder vielfarbigen, mit Franzen beſetzten Mantel, den man auf den Boden ſchleppt; eine kleine reichverzirte Mütze; weiße oder vielfarbige Hoſen mit breiten Knieriemen; ein ſehr feines geſticktes Hemd ohne Kragen; hochſpitzige Schuhe mit Schnüren von Palmriet überflochten. Der Chineſe, der ſein Vaterland verläßt, bringt ſeine Sitten, Gebräuche und Religion mit ſich; aber er iſt nicht ſo blind, daß er nicht einſieht, daß man manche Dinge in Europa eben ſo gut und noch beſſer arbeitet als in China; er ſcheut ſich daher nicht, ſich des Beſſern belehren zu laſſen und es nachzuahmen. Trotz der Ungeſundheit Java's haben ſie ſich ſo ſchnell vermehrt, daß man ſich genöthigt fand, vielen von ihnen in dem Innern der Inſel ein Unterkommen zu verſchaffen. Ihre unermüdlichen Arme ſind es, denen die Zucker-, Kaffee- und überhaupt alle Pflanzungen den Erfolg verdanken. Auch mehrere Gewerbe wie die des Maurers, Zimmermanns, Tiſchlers, Schloſſers, Schneiders, Schuſters, Kutſchenmachers ꝛc. werden ausſchließlich von Chineſen getrieben; ſie ſind für die europäiſchen Koloniſten um ſo ſchätzbarer, als es den Malaien ſehr an Gewerbfleiß gebricht. Der gegenſeitige Haß dieſer beiden Hauptbeſtandtheile der Bevölkerung, der von Seite der letztern häufige Mordthaten veranlaßt, iſt eine der ſtärkſten Stützen der holländiſchen Herrſchaft.

Die holländiſche Stadt enthält ausgezeichnet ſchöne Gebäude, ſowohl was die Architektur als die Verzierungen betrifft. In den Salons herrſcht eine Eleganz und ein Luxus deren ſich die glänzendſten in Paris nicht zu ſchämen hätten. Alles bis auf die Magazine hinaus verkündigt eine reiche Stadt; die der Regierung gehörigen Schmids-, Tiſchlers-, Wagners- und Zimmermannswerkſtätten fallen wegen ihrer Geräumigkeit und der ungeheuren Anzahl der Arbeiter, die ſie beſchäftigen, auf. Kutſchen ſind ſo gewöhnlich als in irgend einer Stadt Europa's; faſt Jedermann fährt, und der Fremde kann ſich deren, zumal Kabriolets, monat- oder tagweiſe miethen, ſo viel er will; die Pferde ſind zwar klein und mager, aber von unglaublicher Geſchwindigkeit. Die Truppen der Garniſon, welche theils aus Weißen, theils aus Schwarzen und Eingebornen beſtehen, werden gut verpflegt und bezahlt. Sie verrichten einen ſehr regelmäßigen Dienſt, und von 9 Uhr Abends hört man wie in einer Feſtung das Wer da? rufen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Im 13 und 14 Bande des Inveſtigador Portuguez, einer periodiſchen Zeitſchrift, die jetzt aufgehört hat, ſind einige intereſſante hiſtoriſche Nachrichten über Mozambique und die Gegend in der Nähe von Sena und Tete. Der Verfaſſer, der ein alter Reſident in dieſen Gegenden war, ſagt, daß Baretto im Jahr 1570 eine Expedition in Sofala ausrüſtete, um durch das Land der Mongas zu den Goldminen von Manica vorzudringen, welche dem Quitevo oder König von Motapa gehörten, deſſen Beſitzungen ſich damals von Sofala zum Fluß Cuama oder Zambeze erſtreckten und zahlreiche Provinzen umfaßten. Der König von Chikanga, ein Mohammedaner und Feind des Quitevo, empfing Baretto höflich, und die Motapas, welche nach einigen Plänkeleien fanden, daß ſie den Portugieſen und ihren neuen Verbündeten nicht widerſtehen könnten, zogen ſich in die Gebirge zurück. Baretto, der in ſeiner Hoffnung die Minen zu finden ſich getäuſcht hatte, ſchloß einen Vertrag mit dem Quitevo, in dem er ſich anheiſchig machte, ihm jährlich 200 Stück Zeug für den freien Durchzug durch ſein Land zu liefern. Derſelbe unternehmende Abenteurer gründete die Niederlaſſung von Sena, und durchzog zum erſten Mal den Wald von Lupata, welcher den Gipfel einer Bergkette bedeckt, die bildlicher Weiſe „der Rückgrat der Welt" heißt. Nachher drang er bis Chicova vor, in der Hoffnung in dieſer Richtung Silberminen zu entdecken; allein da er auf keine traf, ſo kehrte er zurück, baute das Fort von Tete, und begnügte ſich mit dem ruhigen Beſitz der Küſte und Ufer des

Digitized by Google

Cuama. Man lernt aus demſelben Berichte, daß der erſte portugieſiſche Miſſionär da Silva im Jahr 1571 zwar günſtig am Hofe des Quitevo empfangen wurde, aber ſpäter als Opfer ſeines Eifers und der Intoleranz der Mohammedaner fiel. Manica, wo ein jährlicher Markt, der hauptſächlichſte für Gold, gehalten wird, liegt 20 Tagreiſen ſüdweſtlich von Sena. Im Anfang des 17 Jahrhunderts wurden an dieſem Platze jährlich für 100,000 Cruſaden Gold gewaſchen; da aber die Einwohner zu träge ſind, die Minen zu bearbeiten, ſo wird gegenwärtig nicht der dritte Theil dieſer Quantität mehr zu Markte gebracht. Die Gegend um Manica liegt hoch, iſt fruchtbar und reich an Vieh, jedoch Gewittern ſehr unterworfen, was von den Bewohnern den Metallen unter dem Boden beigeſchrieben wird. Die Portugieſen tauſchen hier Zeuge von Surat, grobe Seide und Eiſen gegen Gold, Elfenbein und Kupfer um.

Die Entfernung von Quilimane nach Sena beträgt 247 engl. Meilen oder 12 Tagreiſen, und von dem letztern Ort wird jährlich ein Tribut nach Zimbao, der alten Hauptſtadt des Quitevo, 15 Tagreiſen weſtlich von Sofala geſchickt. Der Fluß Reizigo, welcher aus der Gegend der Moravi herabſtrömt, fällt eine halbe Lieue unterhalb Tete in dem Cuama, und von Tete bis Sena iſt die Entfernung, die Windungen des Stroms eingerechnet, etwa 230 engl. Meilen. Gegen Nordoſten von dem Lupara-Gebirge liegt Jambara, ein von den Portugieſen völlig unabhängiges Land, reich an Lebensmitteln und Elfenbein. In großer Entfernung weſtlich von Chicova liegen zwei andere unabhängige Staaten, genannt Tipovi und Muſſangani. Zumbo, wo die Portugieſen eine Handelsniederlaſſung haben, liegt an dem Cuama, in einer Entfernung von 30 Tagreiſen von Tete; während der erſten 15 Tage geht der Reiſende zu Lande, bis er Chicova erreicht, um einen Waſſerfall, genannt Sacumbe, zu umgehen, der bis dahin die Schiffſahrt hindert, welche nachher ununterbrochen fortgeſetzt wird.

Es ſcheint nach einer intereſſanten Handſchrift über den Zuſtand des portugieſiſchen Handels in Mozambique, *) daß der Quitevo oder König von Motapa die Hälfte ſeiner Beſitzungen an König Sebaſtian für geleiſtete und künftige Hülfe abtrat, daß aber im Jahr 1759 ein bürgerlicher Krieg ausbrach, der die Folge hatte, daß das Reich ſich in kleine Staaten theilte, deren beſtändige Feindſeligkeiten gegen einander keine Hoffnung zu einer Wiederherſtellung der alten Regierung ließen. Dieß ſoll ein harter Schlag für die Portugieſen geweſen ſeyn, welche nun mit keiner großen Macht in dieſem Theile von Afrika in Verbindung ſtehen, ſo daß ihre Handelsverbindungen ſehr ungewiß und beſtändigen Plünderungen ausgeſetzt ſind. Ein Häuptling der Maravis, genannt der Changamera, benützte dieſe Unruhen, um den Titel des Quitevo anzunehmen; allein damit war dem Handel nicht aufgeholfen, da kein Vertrauen auf ſeine Regierung geſetzt werden konnte. Die unmittelbaren Unterthanen dieſes Fürſten ſind ihm ſehr zugethan, aber ſie bringen ihr Leben entweder in Unthätigkeit und ſinnlichem Genuß, oder auf Raubzügen zu. Ackerbau und Handel verachten ſie, halten ſich für einen beſondern, der übrigen Menſchheit überlegenen Schlag, und betrachten Arbeit als ſchimpflich. Raub iſt daher ihr einziger Zweck, und ſie erkaufen die Erlaubniß zu dieſem Gewerbe regelmäßig von ihrem Fürſten, für den es eine bedeutende Quelle von Einkünften bildet. Sechs bis ſieben ſolcher Banditen, Memhays d. h. Krieger, genannt, ſollen 600 Neger anderer Stämme in Schrecken ſetzen, und ſogar denen Furcht einflößen, die lange im Dienſte der Weißen waren. Dieſe Abenteurer haben den Changamera in Stand geſetzt ſeine Eroberungen zu machen, und die Bewohner ganzer Provinzen gezwungen ihre Wohnungen zu verlaſſen und zum nördlichen Ufer des Zambeze zu fliehen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Do estado, em qua ficavão os Negocios da Capitania do Mossambique no fin de Nov. 1789, escripta om 1790, par Jeronimo Jose Roqueira de Andrade.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Achte Sitzung.

(Schluß.)

Der Angeklagte Trelat erbittet ſich zu ſeiner eigenen Vertheidigung das Wort. Da es ihm, wie er ſagt, unmöglich iſt, auf eine Anklage zu antworten, die vom Anbeginne der Verhandlungen nicht die geringſte Schuld auf ihn übertragen konnte; ſo hält er es für Pflicht, den Geſchwornen frei und offen ſein politiſches Glaubensbekenntniß darzulegen. Hiebei findet er Anlaß, in weitläufige politiſche Betrachtungen einzugehen, wogegen zwar der Präſident Einwendungen macht; allein Trelat erwiedert, bei dem Mangel aller gravirenden Thatſachen müſſe es ihm erlaubt ſeyn, den Geſchwornen die Meinungen darzulegen, denen man jetzt den Prozeß mache. Hier der Schluß ſeiner Rede, die mit ungetheilter Aufmerkſamkeit angehört wurde:

„Weßhalb erhob ſich wohl die ganze Bevölkerung ſeit vierzig Jahren, und insbeſondere ſeit den fünfzehn letzten Jahren zu einem immerwährenden Kriege? Geſchah es etwa, um eine Civilliſte von 18 Millionen, 45 Millionen Kroneinkünfte, ein Budget von 1500 Millionen, um große Beſoldungen und Privilegien zu behalten?

„Die Reſtauration ließ ſich eine gewiſſe Anzahl von Menſchen gar wohl gefallen, und ſie wären mit ihr ganz ausgeſöhnt worden, hätte man ſie Theil nehmen laſſen an ihren Vortheilen. Dieſe Menſchen hatten der Nation durch eine augenblicklange Oppoſition gegen die Schritte der bourbon'ſchen Herrſchaft einiges Vertrauen eingeflößt; wiewohl unverblendete Augen ſie wohl zu durchſchauen wußten. Denn hatten ſie nicht ſeit fünfzehn Jahren ihre Liebe für die Legitimität betheuert und unſere erſte Revolution verläſtert? Hatten ſie ſich nicht den Wallfahrten von St. Acheul angeſchloſſen? Gewiß, man durfte ſie bloß zu Miniſtern machen, und ihre Oppoſition war zu Ende, ihr Friede fertig. Doch was ſage ich, hatte nicht eben ſie Karl X ſelbſt in den letzten Tagen ſeiner Herrſchaft zu Miniſtern ernannt? Woher kommt es nun, daß eine Regierung, die ſich auf den blutbefleckten Trümmern des Thrones von Karl X erhob, nichts Beſſeres zu thun wußte, als deſſen letzten Willen zu vollziehen? Der große Schlag war geſchehen und die Gefahr vorüber, als ſich dieſe Menſchen auf die Revolution ſtürzten um ſie zu verſchlingen. Kann man es anders nennen, wenn man zur Erfüllung der Revolution, die Karl X geſtürzt hatte, Leute an's Ruder der Gewalt kommen ſah, wie Guizot, den Abbé Louis, und vor Allen Talleyrand, den würdigen Genoſſen aller Verbrechen der heiligen Allianz? Unter den ältern Zweigen der Bourbons waren es die Jeſuiten, die Frankreichs Gegenwart und Zukunft gefährdeten; unter den jüngern ſind es die Doktrinäre des obern und untern Stockwerkes.

„Die Geſellſchaft der Volksfreunde, von dieſer Ueberzeugung durchdrungen und ſich bewußt geworden, daß ſie das in den Juliustagen begonnene Werk repräſentire, verfolgt ihre Beſtimmung. Sie verbreitet ſich über die Departemente und erhält von ihnen Beifall und Unterſtützung, nach dem Maße, als ſich dort ihre Zweige ausbreiten. Zum erſten Male verfolgt im Monate September auf die Verleumdungen des Miniſters Guizot; zum zweiten Male im Oktober in der Perſon ihres Präſidenten, Hubert, und zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, iſt ſie es auch heute, die

Digitized by Google

in der Perſon ihres gegenwärtigen Präſidenten vor Gericht gezogen wird. Man kann ſich darüber nicht täuſchen. Wenn Ihr die Anklagakte geleſen habt, ſo müßt Ihr Euch gefragt haben, warum ich mich auf der Bank der Angeklagten befinde. Nicht die geringſte Schuld kann gegen mich erhoben werden; es müßte denn eine ſeyn, daß ich Cavaignac's Freund bin, oder daß Sambuc mich einige Mal beſuchte; beſteht doch mein ganzes Verbrechen im Grunde genommen nur darin, daß meines Namens in dem Tagbuche dieſes Bürgers Erwähnung geſchah.

„Der Beweggrund zu der Anklage gegen mich iſt deutlich genug; die Geſellſchaft der Volksfreunde, wie ich eben ſagte, wollte man verfolgen, und da man Dieß nicht zum zweiten Male in Kraft des ſchmachvollen Artikels des Strafgeſetzbuches kann, der das Recht der Aſſoziation antaſtet, ſo hat man es für weit bequemer gehalten, den Präſidenten dieſer Geſellſchaft in ein Komplot zu verwickeln, der allerdings große Schuld zur Laſt fällt, wenn ſie an allen Uebeln Schuld iſt, die man ihr aufbürdet. Denn iſt ſie es nicht, die die Urſache der Stockung des Handels ſeyn mußte, ſo lange ihre Sitzungen noch öffentlich waren? Und dennoch, als ſie es aufhörte zu ſeyn, blieb der Verkehr ſo weit entfernt, ſich wieder zu beleben; die Fonds fielen, und das Vertrauen erwachte nicht wieder. Das macht, weil das Uebel anderswo ſeinen Sitz hat. Die Geſellſchaft der Volksfreunde, weit entfernt, die Urſache davon zu ſeyn, hatte vielmehr das Glück und den Schmerz, alle ihre Vorherſagungen in Erfüllung gehen zu ſehen.

„Wenn die Bürger ein Mal aus ihren liebſten Arbeiten, ihren Wohnungen und Familienverhältniſſen herausgeriſſen worden ſind, ſo bleibt in den Gemüthern eine Aufregung, ein Stachel zurück, der ſie fortreißt, verwirrt, ihrem gewöhnlichen Leben ferne hält. Was ſollte auch Jemand zu ſeiner gewohnten Beſchäftigung hinziehen, wenn er das Vaterland in Gefahr weiß? Dieß wäre die Gleichgültigkeit eines Menſchen, der ſtumpfſinnig genug wäre, bei der Tafel ſitzen zu bleiben, wenn ihm das Haus über dem Kopfe brennt. Wenn die Handwerksleute in Bewegung ſind; wenn die fleißigſten jungen Leute, wenn Männer, die den ernſteſten Studien nachhängen, ihre Arbeiten aufgeben; wenn Jeder unruhig und ſorgenvoll iſt: ſo wird man es ſicher getroffen haben, wenn man ſagt, daß eine ungewöhnliche und wichtige Sache den Staat in Unruhe ſetzt, aber ſtatt die Zeit damit zu verſchwenden, ein oder das andere Symptom des Uebels zu beſeitigen, forſcht lieber nach der Grundurſache, ohne die Ihr das Unheil nur noch ärger machen werdet. Die Grundurſache nun iſt die Gewaltthätigkeit, die Ihr der republikaniſchen Inſtitution entgegenſtellt, welche das Land fodert. Nicht ſtrenge Maßregeln, Züchtigungen, Verſchließung der Schulen, ſelbſt der Tod nicht, werden die Aufregung der Geſellſchaft dämpfen. Durch Widerſtand werdet Ihr bloß Eure Erhaltung unnütz auf's Spiel ſetzen; denn jeder Widerſtand wird gebrochen werden.

„Die Namen der Ankläger werden unzertrennlich von denen ihrer Opfer; man nennt Paul Louis und de Broë wie aus einem bittern Spotte neben einander. Wie man ſagt Sokrates und Anytus, wird man ſagen Berton und Mangin, Bories und Bellard, Beranger und Marchangy! Und dennoch wollt Ihr immer wieder in daſſelbe Tretrad der abgeſchmackten Verſchwörungen zurückkehren? Iſt denn dieſe Ausſicht ſo einladend, daß Ihr nicht darauf verzichten wollt? Und doch lag in dieſem Marchangy vielleicht unendlich mehr Ehrenhaftigkeit; er ſtarb vor Verdruß; er war ein blutdürſtiger Mann; aber er verließ nicht die Partei, die er ergriffen hatte; er hatte nicht die Angeklagten des 19 Auguſts 1828 und ihre Grundſätze vertheidigt, bevor er die blutige Arena betrat."

Auch dieſe Rede wurde von zahlreichem Beifalle begleitet. Die Sitzung wurde um halb ſechs Uhr aufgehoben.

Die vorjährige Kunſtausſtellung in Koppenhagen.

(Schluß.)

Hiſtoriſches Intereſſe hatte ein Stück vom Seelieutenant Normann, nämlich die Seeſchlacht gegen die engliſche Flotte auf der Rhede von Koppenhagen am 2 April 1801, wo die Dänen ſich ſo tapfer ſchlugen, daß die Engländer einen Waffenſtillſtand anboten, worauf Frieden geſchloſſen ward (alſo nicht zu verwechſeln mit dem ſpäteren Bombardement von Koppenhagen durch die Engländer vom 2 bis 5 September 1807). Derſelbe lieferte noch drei andere Seeſtücke. Von C. Morgenſtern aus Hamburg waren ſechs Landſchaften da, eine Harzgegend bei Iſſenburg mit dem Brocken, die übrigen faſt alle Berggegenden in Norwegen, z. B. ein Geſtück aus der Sammlung des Profeſſors Klingberg. Acht Seeſtücke von F. T. Kloſe, waren nicht weniger verdienſtlich, z. B. zwei ruſſiſche Kriegsſchiffe im Sunde an einem Sommermorgen, der Hafen bei Helſingöer und einige Strandpunkte. Ziemlich gelungen waren meiſt auch die Frucht- und Blumenſtücke in Kränzen, Feſtons und allen möglichen Geſtalten und Gruppen von den Damen Löwmand, Helleſen, Holm und Neergaard; von der letzteren auch eine Schweizer-Landſchaft, kopirt nach Link. Fräulein M. Sius malte zwei kleine Mädchen, beſchäftigt mit Seifenblaſen (twende Smaa piger, bläser en Saebeboble!). Eine ungenannte Dame lieferte eine norwegiſche Felſengegend nach einer Skizze vom Profeſſor Dahl in Dresden. Ein hiſtoriſches Bild von A. A. Müller gefiel ſehr, nämlich: Kleobis und Biton, zwei junge Griechen, die ihre Mutter nach dem Junotempel gezogen haben, ſind an den Stufen des Tempels eingeſchlummert; die Mutter fleht des Himmels Segen auf ſie herab (nach Herodot I. 31.) Sie ſtarben bekanntlich gleich darauf. Auch Cicero und Pauſanias erwähnen ſie (Tuscul. I. 47. Pauſan. II. 20.) — Die Arbeiten des Landſchaftsmalers Södring blieben nicht ohne Beifall, z. B. eine Partie aus dem Garten bei Charlottenborg als Studium nach der Natur; ein Proſpekt von Langebeksgard, im Hintergrunde die Inſeln Mön und Falſter (aus der Kunſtſammlung des Hrn. Agenten Södring) und eine nordiſche Gegend, eigene Kompoſition, aus der Privatſammlung des Oberkriegskommiſſärs Lorenzen. Der Porträtmaler Jungclauſen empfahl ſich durch eine Lucretia nach Guido Reni; Overgaard durch zwei Stillleben; Hornemann durch einen ruſſiſchen Fürſten in Paſtell kopirt; der Artillerielieutenant Paludan durch einen Proſpekt bei Aamodt und eine Gegend bei Arreſön; Marſtrand durch die Ausſicht aus einem Fenſter im Schloß Charlottenborg, und der Eleve Eckersberg durch eine Handzeichnung nach einem Gemälde in der Galerie der Grafen Moltke. Auch der Landſchaftskupferſtecher Peterſen lieferte vier Handzeichnungen, z. B. das Iſſenthal am Harz, Baumſtudien von Eichen und Buchen bei Friedensborg und andere Studien nach der Natur. Derſelbe lieferte auch zwei Kupferſtiche: ein Original von ihm ſelbſt, der Prinzeſſinhügel im Garten von Friedensborg, und eine Kopie, geſtochen nach einem Bilde von Prof. Möller, eine Partie bei Wemmeltoft. Unter den Werken der Bildhauerkunſt bewunderte man einen Taufſtein vom Ritter Albert Thorwaldſen, Staatsrath und Profeſſor der Akademie. Dieſes Taufbecken iſt beſtimmt für die Kirche zu Myklabye auf der Inſel Island. Thorwaldſens Vater war bekanntlich auf Island geboren; der Künſtler ſelbſt aber in Koppenhagen. Von Hrn. Freund, Profeſſor der Sculptur bei der Akademie, ſah man den Gott Thor trefflich gearbeitet, ein Werk, wodurch dieſer Künſtler die Aufnahme in die Akademie bewirkte. Simonſen hatte ein artiges Basrelief ausgeſtellt: Chriſtus heilt die Kranken, nach Matthäus 15 Cap. 29 — 30, wofür er von der Akademie die kleine goldene Preismedaille erhielt. Von ihm und dem Artiſten C. Chriſtenſen ſah man auch einige Büſten. Deßgleichen ſieben andere Büſten, vom Eleven Krohn z. B. die der beiden Dichter Oehlenſchläger und Ingemann, die des Prof. Joh. Boye in Lebensgröße, der Ritter Herholdt, Clemens, des Oberkammerherrn von Hauch und Direktor Hanſen. Eine von G. Borup nach der Natur modellirte Figur erhielt die von der Akademie ausgeſetzte Geldprämie. Im Fach der Baukunſt hatten die Architekten Bindesböll, Hanſen und Simonſen, auch die Eleven Keeny und Deintzer gelungene Arbeiten an Bauriſſen ausgeſtellt, die alle in Façaden und Profilanſichten großer öffentlicher Gebäude beſtanden. Alle fünf erhielten Preiſe: Hanſen die große, Bindesböll die kleine Goldmedaille, Simonſen die große, die zwei Andern die kleinere Silbermedaille. Im Fach der Ornamente erhielten Jbegenſen und Keeny die ausgeſetzte Geldprämie. Erſterer zeichnete den Fries vom Tempel des Antonin und der Fauſtina. Handwerksarbeiten: C. Tilly, Eleve der Akademie, malte eine Figur Grau in Grau und Ornamente in Leimfarbe; Damborg, Hofvergolder und Ornamentarbeiter, lieferte vergoldete Spiegelrahmen und Kronleuchter; Lödnitz eine Perkuſſionsbüchſe mit gravirten Stahlarbeiten auf Goldgrund; Meyer Schmidearbeiten, und Lehmann zwei Blumenvaſen von Blech und Meſſingkeſſel mit getriebener Arbeit.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 133. 13 Mai 1831.

Kupffers Reiſe nach dem Kaukaſus.

9. Rückkehr.

Am 30 Julius entfernten wir uns von dem Kuban und nahmen die Richtung nach Kislovodsk, d. i. den Sauerbrunnen, von wo man nur 40 Werſte nach Goretſchvodsk hat. Wir folgten im Ganzen der Militärlinie; von allen Seiten fanden die Offiziere der Poſten ſich ein, und der General unterrichtete ſich bei dieſer Gelegenheit über den ganzen Umfang der Vertheidigungsanſtalten. Am 31 machten wir nicht weit von der Redoute Achandukov an den Ufern der Kuma Halt und am 1 Auguſt, nachdem bei der Redoute Burguſtan am Zuſammenfluß des Eſchkakon und des Podkumok gefrühſtückt worden, trafen wir gegen Abend in Kislovodsk ein.

Kislovodsk iſt rings von Bergen mittlerer Höhe umſchloſſen, die den Einwohnern dieſer Kolonie des Anblicks der Zentralkette berauben, nichts deſto weniger aber fehlt es dem Ort nicht an maleriſchen Partien. Einige moderne Häuſer, beſtimmt, die Kranken zu beherbergen, welche in den letzten Monaten des Sommers dem Orte zuſtrömen, ſind ziemlich regelmäßig um ein Becken gereiht, auf deſſen Boden man in großen Blaſen ein klares, mit kohlenſaurem Gas geſchwängertes Waſſer aufgähren ſieht; die Temperatur dieſer Quelle beträgt zwar nicht über 12° R., aber die Menge des Gaſes, das ſie enthält und das ſich losmacht, bewirkt dieſes Kochen, worüber der Zuſchauer ſich verwundert. Von der Höhe unſers Lagers genoß man eine anmuthige Ausſicht auf den Narzan, wie die Tſcherkeſſen die Quelle nennen. Sie liegt an der Vereinigung zwei kleiner Flüſſe, der Beresovka und der Alkovka; in die erſtere ergießt ſie ihre Waſſerfülle. Mehrere Zelte und zwei bedeckte Gallerien, die zum Baden eingerichtet ſind, liegen unmittelbar an der Quelle; etwas weiter davon ein Speiſehaus und die Wohnungen der Patienten, und im Hintergrund die Hütten der Koſaken, welche die Garniſon des Poſtens bilden. Das Land ſteigt terraſſenförmig empor; von Fels zu Fels ſtürzt die Beresovka durch ine Ahorn- und Lindenallee nieder. Die Kohlenſäure iſt mit dem Waſſer des Narzan nur ſchwach verbunden und verflüchtigt ſich leicht, weßhalb man es nicht weit verführen kann, ſondern in den nächſten Umgebungen verkauft. Dieß kommt daher, daß die Quelle nur eine geringe Quantität aufgelöſten Salzes mit ſich führt, und gleichſam einfach und allein mit Kohlenſäure beladen iſt; man weiß aber daß pures Waſſer die Eigenſchaft, Gas bei einer ſo niedern Temperatur zurückzuhalten, nicht ſonderlich beſitzt.

Am 2 traten wir den Marſch nach Goretſchvodsk an. Eine gute Straße längs den Ufern des Podkumok erleichtert den Verkehr zwiſchen den warmen Bädern und dem Geſundbrunnen, und der Wachſamkeit des Generals Emanuel verdankt man es, daß man ſeit einiger Zeit ſelbſt ohne Bedeckung wenigſtens bei Tag hin und her reist. Viele tſcherkeſſiſchen Fürſten, worunter der alte Schankot, Krim-gherai, ein Abkömmling der letzten Sultane der Krim, und einer, der den perſiſchen Sonnenorden trug, begleiteten uns, und eine Menge junger Leute lockte die Neugierde herbei. Man ſchlug ein Kampfſpiel vor. Einer der Kämpfer ritt einige hundert Schritt voraus und warf ſein Baſchlik (tſcherkeſſiſche Mütze) zur Erde; alsbald ſtürzten ſeine Kameraden auf die Rennbahn, eilten im geſtreckten Galopp und mit verhängtem Zügel auf das Baſchlik los, und ſchoſſen im Vorbeireiten ihre Gewehre darauf ab, die faſt nie ermangelten es durch und durch zu bohren. Am Anfang des Rennens langt jeder mit einer Hand die Flinte aus dem Futteral, während er mit der andern des Pferdes Zügel hält; in der Nähe des Baſchliks angekommen, läßt er den Zügel fahren, faßt die Flinte mit beiden Händen, zielt und ſchießt. Tauſendmal ſtaunten wir über die Gewandtheit der Tſcherkeſſen, die Gelehrigkeit und Leichtigkeit ihrer Pferde; Reiter und Pferd ſcheinen von Einem Willen, Einem Eifer beſeelt; Nichts gleicht ihrem Ungeſtüm, wenn es ein feſtgeſetztes Ziel zu erreichen gilt.

Wir erreichten noch am nämlichen Tag Mittags 3 Uhr Goretſchvodsk. Hier endigte ſich unſere Reiſe im Kaukaſus, und wir beſchloſſen vierzehn Tage zu verweilen, um uns zu erholen, unſere Papiere in Ordnung zu bringen, und nachträglich manche nützliche Erkundigungen einzuziehen; wozu die intereſſante Geſellſchaft, welche der General bei ſich zu vereinigen pflegte, Gelegenheit darbot. In einem dieſer Zirkel ſah ich die Tſcherkeſſen ihren Nationaltanz aufführen. Sie hüpfen mit einer ſo außerordentlichen Geſchwindigkeit auf den bald aus- bald einwärts gekehrten Zehen, daß ſie das Gleichgewicht verlieren müßten, wenn ſie nicht jeden Augenblick die Stellung veränderten; ihre Tanzmuſik iſt ungemein raſch. Obgleich immer nach Herſtellung des Gleichgewichts ſtrebend wiſſen ſie eine anmuthige und freie Haltung zu behaupten. *)

*) In Goretſchvodsk trennten ſich die HH. Meyer und Ménétriés, um ihre Sammlungen in den Umgebungen des Kazbek zu vervoll-

Digitized by Google

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

Während noch die franzöſiſchen und belgiſchen Auftritte die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſeln, richten ſich die Blicke von ganz Europa auf die faſt beiſpiellos heldenmüthigen Anſtrengungen eines der tapferſten Völker, von welchem die Geſchichte in beinah jedem der letztern hundert Jahre Heldenthaten verkündet, welche nicht minder, ſobald die Kunde davon über den Ozean dringt, die Bewohner aller Welttheile mit Begeiſterung erfüllen werden, beſonders die hochherzigen Bürger jenes freien Amerika's, das ſich einſt, wenn auch unter minder ſchwierigen Verhältniſſen, von dem deſpotiſchen Mutterlande für immer losſagend, ſeine Selbſtſtändigkeit auf gleich heroiſche Weiſe zu erkämpfen den eiſernen Willen und Muth beſaß.

Ach! mit welcher aufrichtigen Wehmuth empfindet und beklagt nicht jeder wahrhaft edle, nur das Schöne, Große, Außerordentliche in's Auge faſſende Menſch das ſchreckliche Schickſal einer gewiß unter allen Beziehungen ſo achtungswerthen Nation! Wer kennt und bewundert nicht ihre Biederkeit, Treue, Gaſtfreundſchaft, ihre glühende Vaterlandsliebe! Wer ehrt nicht ihre Hingebung für ihrer Väter heilige Religion, ihre Achtung vor der angeſtammten Obrigkeit! Ja, ſo viele Tugenden und glänzende Eigenſchaften zeichnen das polniſche Volk aus, daß man in ſeiner Mitte einige Zeit gelebt haben muß, um ſelbe in ihrem ganzen Umfange nach Verdienſt würdigen zu können. Meine damalige Stellung brachte mich mit den höhern Ständen in vielfache Berührung, ſo daß ich häufig Gelegenheit hatte, ſie auch vom Standpunkt der Bildung aus nicht unrichtig zu beurtheilen. Gewiß ſtehen ſie auch in letzterer Beziehung keiner Nation nach. Die Jugend wird durchgehends bis zum Abgange zur Univerſität von Privatlehrern, meiſt Franzoſen und mitunter Deutſchfranzoſen, gebildet, und beſucht demnächſt vorzugsweiſe ausländiſche Univerſitäten. In Sprachkenntniſſen haben die vornehmern Polen es ganz vorzüglich weit gebracht. In jeder Familie wird das Franzöſiſche ſo geläufig geſprochen, daß man ſich mitten nach Frankreich verſetzt glaubt. Eben ſo findet man in allen bedeutenden adeligen Häuſern franzöſiſche Gouvernantinnen, die auch das ſchöne — hier mit Recht ſchöne — Geſchlecht in Allem, was zur Bildung deſſelben erforderlich iſt, gründlich unterrichten. Dieſe Gouvernantinnen ſowohl als auch die Hofmeiſter haben ein ſehr angenehmes Loos, weil man ſie in den Familien zuvorkommend artig behandelt, und ſie dabei eines anſehnlichen Gehaltes genießen. Die Mittel- oder Bürgerklaſſe ſchickt ihre Söhne auf die Gymnaſien, ſo aus Staatsmitteln größtentheils unterhalten werden und deren eine jede Woiwodſchaftsſtadt eins beſitzt. In Wilna, Lemberg, Warſchau ſind Univerſitäten, deren Profeſſoren, mitunter ſehr ausgezeichnete Gelehrte, viele Ausländer, Ruſſen, Deutſche, Franzoſen ꝛc., unter ſich zählen, äußerſt gute Beſoldungen beziehen, indem dieſe Univerſitäten mit Grundeigenthum bedeutend dotirt ſind, auch höchſt ſchätzbare Bibliotheken, koſtbare Apparate für Chirurgie, Sternkunde ꝛc. beſitzen, mithin den Anforderungen jeglicher gelehrten Ausbildung vollkommen entſprechen. Gleichwohl liebt der vornehme Pole ungemein das Ausländiſche, weßhalb ſie ihre Söhne ſehr häufig auf entferntere Fremduniverſitäten und Akademien, als Berlin, Wien, Petersburg, vornehmlich aber nach Paris ſchicken, in welchen Großſtädten man überdieß eine bedeutende Anzahl polniſcher Offiziere aller Grade, Edelleute, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute ꝛc. antrifft, die je nach ihren verſchiedenen Zwecken und Neigungen allda verweilen.

Meine längere Anweſenheit zu Warſchau, Berlin, Wien, Paris, Prag, ſo wie an den vorzüglichſten Badeorten Deutſchlands, Böhmens und Oeſterreichs, gab mir Gelegenheit zu bemerken, wie höchſt leidenſchaftlich der vornehme Pole und ſelbſt die Polin das Hasardſpiel lieben, welch ungeheure Summen ſie oft an einem einzigen Tage verlieren und gewinnen, und wie groß daher der Reichthum ſeyn müſſe, über welche ſie bloß beim Spiel zu verfügen im Stande ſind. Die Dienerſchaft dieſer vornehmen reiſenden Polen iſt ſehr zahlreich; ihre Equipagen ſind glänzend, die Pferde, meiſt von edler Raſſe, äußerſt ſchön; die Wirthe der erſten Gaſthöfe empfangen ſolche Herren mit wahrer Freude, da dieſe, weit entfernt, ſo filzig als die Herren Engländer zu ſeyn, meiſtens Beweiſe einer verſchwen-

---

ſtändigen. Lenz und Kupfer ſchlugen die Straße nach Taganrog und Nikolajev ein, wo ſie am 26 Auguſt anlangten. Dort blieb erſterer einige Wochen, um in Gemeinſchaft mit dem Direktor des aſtronomiſchen Obſervatoriums, Hrn. Knorr, Beobachtungen über die Länge des Sekundenpendels anzuſtellen; Kupffer reiste weiter und kam am 19 September in Petersburg an. Wir fügen nun noch das Reſultat ihrer verſchiedenen Meſſungen hinzu, wobei ſie ſich der laplace'ſchen Formel und der gauß'ſchen Tafeln bedienten:

Erhebung	von Novo-Tſcherkask .	96	Toiſen	576	F.
—	— Georgiewsk . . .	222	—	1,332	—
—	— Stavropol . .	295	—	1,768	—
—	des öſtlichen Gipfels des Elbrus	2,570	—	15,420	—
—	des Punktes, welchen Hr. Lenz erreichte . : .	2,470	—	14,820	—
—	des Punktes der HH. Meyer, Ménétriés, Bernadozzi u. Kupffer	2,262	—	13,572	—
—	der Grenze des ewigen Schnees	1,727	—	10,362	—
—	des Bermamutk . . .	1,302	—	7,812	—
—	des Punktes, wo die Kanonen und Kamele zurückblieben auf der Grenze des Sandſteins und Trachyts	1,282	—	7,695	—
—	des Lagers an der obern Malka am Fuß d. Elbrus	1,277	—	7,662	—
—	des Lagers am 17 Julius	1,165	—	6,990	—
—	des Charbis	1,101	—	6,606	—
—	eines Sandſteingebirgs in der Nähe des Lagers im Kaſſautthal . . .	997	—	5,970	—
—	des Lagers am Kaſſaut	718	—	4,311	—
—	— — an der Kirſchi Malka .	844	—	5,064	—
—	— — an d. Kamara (17 Julius)	475	—	2,857	—
—	— — an der Steinbrücke der Malka .	385	—	2,312	—
—	von Kislowodsk . . .	375	—	2,255	—
—	von Goretſchwodsk . .	220	—	1,317	—

Aus einer Vergleichung der Berechnung der Höhe des Elbrus von Hrn. Lenz und der Lage des azow'ſchen Meeres von Hrn. Mann in Taganrog geht hervor, daß die Erhebung des Elbrus über den Spiegel des ſchwarzen Meeres 15,460 F. beträgt.

Digitized by Google

deriſchen Freigebigkeit zurücklaſſen. Der gemeine Mann iſt eben ſo ſehr dem Spiel und dabei noch dem Trunke im höchſten Grade ergeben. Dieſes rührt aber, beſonders auf dem Lande, von der frühern Leibeigenſchaft her, die ſeit der Einführung der franzöſiſchen Geſetze und adminiſtrativen Verordnungen im Großherzogthum Warſchau, auf Veranlaſſung oder richtiger auf Befehl des unvergeßlichen Wohlthäters der Polen, des Kaiſers Napoleon, abgeſchafft worden iſt. Ein ſo unleidlicher Zuſtand mußte nothwendig das arme Landvolk demoraliſiren; denn von ſechs Tagen waren wenigſtens vier den Frohndienſten gewidmet, wofür der Bauer Wenig oder gar Nichts erhielt. Wäre der Boden in ganz Polen (mit Ausnahme des preußiſchen Großherzogthums Poſen mit einer Million Seelen) nicht größtentheils von der höchſten Fruchtbarkeit, ſo wäre der Zuſtand des Landmanns noch weit unglücklicher; ſo aber wird dieſer nicht ſelten durch die Freigebigkeit der Edelleute in dem Grade gemildert, als die Vorſehung Letztere mit einem in der Regel gefühlvollen Herzen ausgeſtattet hat, das ſie zu humaner Behandlung mehr oder minder antreibt.

In den Woiwodſchaftsſtädten, ſo wie in allen Städten erſter und zweiter Klaſſe, findet man tüchtige Bürgerſchulen, im Durchſchnitt ſo gut und zweckmäßig eingerichtet, als die in unſerm deutſchen Vaterlande. Dagegen iſt es auf dem flachen Lande, mit wenigen Ausnahmen, eine Seltenheit, irgend eine Schule zu finden, ausgenommen jedoch die den fürſtlichen Häuſern Poniatowsky, Czartorisky, Radziwill und Lubezky zugehörigen Dörfer, in denen Schulanſtalten vorhanden ſind. Dieſe fürſtlichen Familien, deren Name ſeit Jahrhunderten bei allen für Polen glorreichen Ereigniſſen mit Recht obenan ſtehen, beſitzen unermeßliches Grundeigenthum, und zwar nicht nur im vormaligen Großherzogthum Warſchau, nunmehr ſelbſtſtändigen Königreiche Polen, ſondern auch in den früher dazu gehörigen ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Antheilen des alten Polens. Zwei Drittheile dieſes ungeheuern Grundbeſitzes beſtehen noch immer, trotz der vorgeſchrittenen Kultur des Landes, in Waldungen. An Seen, Moräſten ꝛc. fehlt es eben ſo wenig. Da das Holz hier ſpottwohlfeil iſt, ſo bringen die Waldungen ihren Eigenthümern nur Wenig ein. Man kann dreiſt behaupten, daß in den ungeheuern Wäldern mehr Holz verfault, als in vielen Gegenden Deutſchlands und Frankreichs verbrannt wird. Daſſelbe würde noch weniger Werth haben, wenn es nicht zahlreiche Eiſenhämmer, Schmelzen, Fabriken und ähnliche Anſtalten gäbe, deren Betrieb Holzkohlen erforderlich macht. Fiſcherei und Jagd werden mit Erfolg ausgeübt. Die Häute des erlegten Wildprets, das in keinem Theile der bekannten Welt ſo äußerſt zahlreich ſeyn dürfte als in Polen, tragen jenen Fürſtenhäuſern große Summen ein. Man findet hier Wildpret- und Fiſchgattungen, die in faſt ganz Europa unbekannt ſind. Auch ſah ich häufig in der Entfernung ganze Heerden von Wölfen; ſie ſind beſonders im Winter, wenn die Erde gefroren oder mit tiefem Schnee bedeckt iſt, dem Menſchen ſehr gefährlich; ihr Geheul hat alsdann etwas Grauſenhaftes und Furchterregendes. Dieſe Ungeheuer griffen nicht ſelten unſre Kavallerieordonnanzen, nicht nur zur Nachtzeit, ſondern ſelbſt am hellen Tage an, zerriſſen Mann und Pferd und ſchmausten Beides rein auf. Mancher brave Krieger fand ſo, beſonders während des ſchrecklichen Winterrückzugs aus Rußland durch Polen, ſeinen Tod. Unter andern ſah ich einen unſrer Kavalleriſten zum Hauptpiket rückkehren, der, ſammt Pferd mit vielen Wunden bedeckt, ſechs Wölfe erlegt hatte; zur eignen Ueberzeugung begaben wir uns nach dem Schauplatze ſeiner That. Um der Gefahr der Vernichtung durch derlei Wolfsheerden zu entgehen, greift man die etwa einen guten Schritt an der Spitze voran marſchirende Wölfin an und tödtet ſie, worauf unverzüglich die ganze Heerde unter dem furchtbarſten Geheul und höchſt muthlos nach allen Richtungen hin ſich zerſtreut, und ſo die einzelnen Wölfe weit leichter erlegt werden können. Nicht minder gefährlich ſind die Bären verſchiedener Gattungen, welche die Wälder ebenfalls zahlreich bevölkern; auch ſie fraßen manche Soldaten auf. (Fortſetzung f.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Neunte Sitzung.

Der Gerichtshof fährt fort, die Vertheidigung der Angeklagten zu hören. Die Anwälte Glandoz und Baillet ſprechen, jener für d'Herbinville, dieſer für Guilley. Der Advokat Dupont erhebt ſich, um dem Präſidenten bemerkbar zu machen, daß Unordnungen im Werke ſeyen, um auf die Verhandlungen zum Nachtheile der Angeklagten einzuwirken; er verlangt, daß man dagegen Anſtalten treffe, jedoch dabei ſich nicht völlig auf die gewöhnliche Polizei verlaſſe.

Cavaignac nimmt für ſich das Wort. Es herrſcht das tiefſte Stillſchweigen.

Wir geben mit geringer Abkürzung ſeine Rede, die ein eben ſo klares Licht auf den Charakter der Angeklagten als auf die Stimmung der ſeit den letzten fünfzehn Jahren in Frankreich herangereiften Generation wirft, und eine hiſtoriſche Urkunde von hoher Bedeutung darſtellt. Welche Zukunft von unermeßlichen Folgen liegt im Schoße dieſer Gegenwart! Welch geſchichtliche Wunder werden aus dieſer Jugend heranreifen! —

„Mein Vater,“ ſagt Cavaignac nach einem kurzen Eingange ſeiner Rede, „war Einer von Denen, die im Nationalkonvente die Republik im Angeſichte des damals ſiegreichen Europa's verkündigten. Er vertheidigte ſie in den Reihen unſerer Heere. Deßhalb ſtarb er aber auch nach einer zwölfjährigen Verbannung in der Fremde, und während die Reſtauration ſich ſelbſt genöthigt ſah, Frankreich die Früchte einer Revolution zu laſſen, der er gedient hatte; während ſie mit ihrer Gunſt Diejenigen überhäufte, die aus der Revolution hervorgegangen waren, duldeten mein Vater und ſeine Leidensgefährten allein für die große Sache, die ſo viele Andere verriethen und brachten ſo die letzte Huldigung ihres entkräfteten Alters dem Vaterlande dar, das ſie in ihrer Jugend ſo kraftvoll vertheidigten. So bin ich durch Kindesgefühl als Sohn der heiligen Sache der Freiheit verbunden; ihre Grundſätze ſind mein Erbtheil. Die Studien befeſtigten noch mehr die natürliche Richtung meiner politiſchen Ideen, und heute, da ſich endlich hiezu die Gelegenheit dietet, beeile ich mich, ein Wort auszuſprechen, das von Andern geächtet wird; ich ſpreche es aus ohne Gefallſucht und Heuchelei, mit Herz und Seele: ich bin Republikaner.

„Aber es genügte mir nicht, dieſe Meinung anzunehmen etwa darum, weil mir die Republik die am Wenigſten unvollkommene Regierungsform ſchien; ich prüfte die Thatſachen, um zu ſehen, ob eine Republik nicht bloß ein ſchöner Traum wäre, und ich fand, daß ſie nicht allein ausführbar und möglich ſey, ſondern daß auch der ganze Gang der Geſchichte, die Geiſter wie die Ereigniſſe, nach ihr hingerichtet ſind. Ich ſchöpfte die Ueberzeugung, daß die Bewegung, die gegenwärtig durch die Welt geht, kein anderes Ziel als die Republik haben kann. Schon lange iſt dieſe Richtung bemerkbar geworden. Napoleon hat ſie erkannt; Hr. v. Chateaubriand mehr als ein Mal ſie ausgeſprochen, und doch wird man weder den Einen noch den Andern einer blinden Vorliebe für die Republik zeihen. Was ſage ich? Die gegenwärtige Regierung ſelbſt hat dieſe Richtung eingeſtanden; ſie hat Anfangs als eine Monarchie von republikaniſchen Inſtitutionen umgeben ſich angekündigt; und obgleich eine Verbindung dieſer Worte eine wahre Mißgeburt iſt, obgleich beide, wie man zu ſagen pflegt, ſo

Digitized by Google

nebeneinander in erſchrecklicher Diſſonanz aufſchreien, ſo glaubte man ſie doch in den Mauern des Hotel de Ville von den Kugeln eingegraben zu leſen.“ (Tiefer Eindruck.) (Fortſ. f.)

Mexiko und Zentralamerika.

Nachrichten aus Mexiko enthalten manches Anziehende über die innere und auswärtige Politik von einigen der neuen Staaten, das nicht mit Stillſchweigen übergangen zu werden verdient. Guatemala oder richtiger die Republik von Mittelamerika, ſo lange Zeit einem verheerenden Bürgerkriege preisgegeben, hat nicht nur wieder Ruhe gewonnen, ſondern ſcheint ſogar unter ſeiner gegenwärtigen Legislatur und Regierung den andern Staaten mit einem Beiſpiele voranzugehen, das die ſegensreichſten Folgen für jene Länder äußern kann. Auf den Grund, daß mit dem Sturze der alten Dynaſtie der Bourbone jede Gefahr von Intriken von Seite Frankreichs gegen die Unabhängigkeit der neuen Staaten gänzlich verſchwunden ſey, (die Staatsmänner in Mexiko hegten nämlich nicht ganz ohne Grund die Anſicht, daß nach der glücklichen Beendigung der Expedition von Algier das polignac'ſche Miniſterium eine Flotte nach der mexikaniſchen Küſte abgeſchickt hätte, um die Mexikaner wenigſtens zur Annahme eines ſpaniſchen Prinzen als Oberhaupts einzuladen), und ein neueröffneter Handelsverkehr mit den Beſitzungen Spaniens, der ohnehin nie ganz aufhörte und über franzöſiſche und nordamerikaniſche Häfen geführt worden war, für beide Theile ſehr vortheilhaft ſeyn würde, hat Zentralamerika am 12 November v. J. die Zulaſſung aller Produkte Spaniens in den Häfen der Republik beſchloſſen, und die Ertheilung von Päſſen an Eingeborne wie an Fremde nach allen ſpaniſchen Häfen erlaubt. Wirklich ſind auch ſchon mehrere Schiffe von dort nach der Inſel Cuba abgeſegelt. Dieſe Politik iſt von der höchſten Wichtigkeit für das ſchnelle Aufblühen jener Länder. Nicht nur geſchieht dadurch der Austauſch der gegenſeitigen Produkte auf eine weit minder koſtſpielige Weiſe, während er die öffentlichen Einnahmen ſehr vermehrt, ſondern es entſtehet hieraus eine Annäherung, die Ferdinand und ſeinen Rathgebern, wenn ſie nämlich der Vernunft Gehör geben wollen, endlich den Beweis liefern muß, daß die neuen Staaten keineswegs geſonnen ſind. Ihm Cuba durch feindſelige Mittel entreißen zu wollen, vielmehr ein beiden Theilen erſprießliches, freundſchaftliches Handelsverhältniß anzuknüpfen wünſchen. Die gegenwärtigen Gewalten in Mexiko ſind entſchieden für eine friedliche Politik geſtimmt, und ein ähnlicher Schritt wie der von Guatemala dürfte binnen nicht langer Zeit erwartet werden. In dieſem Falle würde auch eine Milderung des beſtehenden Verbannungsgeſetzes gegen alle gebornen Spanier eintreten. Dieſe Maßregel, von früheren Verhältniſſen unumgänglich geboten, hat ihrer Natur nach dem Lande einen momentanen großen Nachtheil zugefügt, wiewohl mit dem Abzuge der Spanier das Land zwar Kapitalien, aber keine Induſtrie verlor. Allein ſeitdem jede Furcht vor Frankreichs Einmiſchung aufgehört hat nnd der formelle Abſchluß eines Freundſchaftstraktats mit der Regierung des Königs Ludwig Philipp erfolgt iſt, können auch die Grenzen jenes Geſetzes enger gezogen werden. Am 1 Jannar wurde in Mexiko der vierte jährliche Kongreß eröffnet. Die Rede des Vicepräſidenten giebt erfreuliche Erwartungen für die Zukunft. Die Regierung gewinnt an Kraft, in demſelben Verhältniſſe, als ſie nach den wahren Grundſätzen eines Föderativfreiſtaates die öffentliche Leitung des Gemeinweſens handhabt. Die Finanzangelegenheiten beſſern ſich, das Bundesheer und die Beamten erhalten pünktliche Zahlung und die Republik kann auf ihre Treue gegen die Einflüſterungen der Guerreropartei rechnen, die auch ſchon einer gänzlichen Unſchädlichkeit nahe iſt. Alle Staaten verlangen Ruhe nnd Ordnung, und mit dem letzten Siege Bravo's über Guerrero ſelbſt hat auch die Anarchie ihre letzten Züge ausgehaucht. Die Bundesregierung verfährt aber nicht nur mit Milde gegen die Beſiegten der geringeren Grade, ſondern hatte auch gleich nach Eröffnung des Kongreſſes demſelben einen Geſetzvorſchlag wegen eines allgemeinen auch auf die Generale und Anführer ſich erſtreckenden Pardons vorgelegt. Alle Strafen gegen Perſonen wegen politiſcher Handlungen ſollen aufgehoben ſeyn; nur die oberſten Anführer, welche mehr als 500 Perſonen gegen die Republik zuſammengebracht haben, müſſen ſich nach der Unterwerfung, wozu ihnen eine beſtimmte Friſt anberaumt worden, auf ſechs Jahre aus dem Lande entfernen, und ſich nach einem von der Regierung ihnen angewieſenen Lande begeben; ſie beziehen jedoch im Auslande, und überhaupt für ihre ganze Lebensdauer, falls ſie keine Anſtellung wieder erhalten, die für den Grad ihres Militärranges feſtgeſetzte Penſion. Nach ihrem Abſterben gehen ihre diesfallſigen Gerechtſamen auf ihre Familien über. Alle anhängigen Kriminalunterſuchungen oder ausgeſprochenen Todesurtheile werden aufgehoben. Der Kongreßausſchuß ſchlug ſogar unter Anderm vor, das Exil ſolle nur drei Jahre dauern. Jeder Staatsſekretär, wie in Nordamerika, ſoll hinfür eine genaue und detaillirte Darſtellung über die geſchehenen Leiſtungen und Bedürfniſſe in ſeinem Departemente vorlegen; und ſchon diesmal ernannte, gleich nach der Eröffnung, jedes der beiden Häuſer vierzehn Ausſchüſſe von je drei Mitgliedern, deren Aufzählung als Beweis dienen mag, welchen Fortſchritten in der Kunſt der Staatsregierung Mexiko und nach ſeinem Beiſpiele hinwieder die andern Staaten entgegengehen; die Ausſchüſſe beſtehen aus den folgenden Kommiſſionen: 1) Verfaſſungsfragen. 2) Angelegenheiten der Föderativregierung. 3) Auswärtige Angelegenheiten. 4) Innere Angelegenheiten. 5) Finanzweſen. 6) Juſtizweſen. 7) Geiſtliche Angelegenheiten. 8) Militär- und Marineweſen. 9) Induſtrie. 10) Druckfreiheit. 11) Koloniſirung. 12) Die innere Polizei. 13) Petitionen. 14) Prozeß-Jury des Kongreſſes, aus 16 Mitgliedern beſtehend. Frankreich und Braſilien haben die Unabhängigkeit Mexikos bereits anerkannt. Dem mexikaniſchen Geſandten in England wurden gehörige Vollmachten zu Abſchließung eines Freundſchafts- und Handelsvertrags mit Frankreich zugeſchickt. Das Juſtizweſen, der Gewerbfleiß und die Verwaltung und Obhut Californiens ſind der Sorgfalt des Kongreſſes beſonders anempfohlen worden. Der innere Kredit hat ſich ſehr gehoben, die mit den Inhabern der europäiſchen Anleihen abgeſchloſſene Uebereinkunft zur Zahlung der Zinſen wird auf das Pünktlichſte beobachtet, und der Eingang der Gelder aus dem Ertrage der Seezölle erfolgt regelmäßig und wird mit jedem Packetboote nach England abgeſchickt. Die Kommiſſion des Innern hat auch bereits einen Vorſchlag zur allgemeinen Verbeſſerung und Anlegung öffentlicher Landſtraßen in allen Staaten der Union dem Kongreſſe vorgelegt. Sämmtliche rückſtändige Schulden der Staaten an die Bundesregierung bis zum Jahre 1830 will man auf die Hälfte reduziren und dieſe Hälfte ſelbſt ſollen dieſe Staaten für den öffentlichen Wegbau in ihren Gebieten verwenden dürfen. Auch der Bergbau, dieſe große Induſtriequelle des Landes, gedeiht ſichtbar, und gewährt endlich eine lohnende Ausbeute. Nach dem Berichte des Staatsſekretärs des Innern lieferte Guanaxuato im Jahre 1828 176,073 Mark 7½ Unzen Silber und 573 M. 5 Unzen Gold; in 1829 aber ſchon 255,574½ Mark Silber und 1177 Mark 4 Unzen Gold; im abgelaufenen Jahre war die Ausbeute noch ergiebiger. Im Staate Durango iſt noch ein großes Eiſenwerk angelegt worden, das viele Vortheile verſpricht; nnd im Allgemeinen lautet der Bericht über die Verbeſſerung der inneren Lage des Landes ſehr günſtig. Folgendes iſt der Beſchluß, welchen der Präſident der Föderativrepublik von Mittelamerika erlaſſen hat: In Betracht, daß nach dem Geſetz vom 3. Oktober 1829 alle Handelshäfen der Republik der ſpaniſchen Flagge ſo wie den Boden- und Kunſterzeugniſſen Spaniens, ſeiner Kolonien und Beſitzungen geſchloſſen wurden, die Regierung aber die Zurücknahme dieſes Geſetzes nunmehr aus öffentlichen beachtungswerthen Beweggründen in Berathung gezogen hat, wobei jedoch der Kriegszuſtand, in welchem wir uns gegen Spanien befinden, nicht aus dem Geſichtspunkte verloren werden darf, ſo lange jenes Land die Unabhängigkeit der Republik nicht anerkennt, ſo wird hiemit die vollziehende Gewalt ermächtigt: 1) jedem eingebornen Zentral-Amerikaner Päſſe nach allen der ſpaniſchen Regierung unterwürfigen Ländern zu ertheilen, welcher ſolche zum Zwecke von Handelsverbindungen zu erhalten wünſcht; 2) dieſe Bewilligungen auf alle in Zentral-Amerika nationaliſirten, aber in Spanien gebornen Perſonen zu erſtrecken, welche beſtimmte und glaubhafte Beweiſe ihrer Anhänglichkeit an die Nationalunabhängigkeit gegeben haben; ſo wie auf alle Ausländer, ſie mögen nationaliſirt ſeyn oder nicht, falls ſie darum anſuchen; 3) von den zufolge dieſer Erlaubniß aus den ſpaniſchen Gebieten in die Republik eingeführten Erzeugniſſen und Waaren die bereits feſtgeſetzten Zölle, oder ſolche, welche hinfür beſtimmt werden dürften, zu erheben. Dieſes Dekret bleibt ſo lange in Kraft, als Spanien keine beſondern Feindſeligkeiten gegen Zentral-Amerika beabſichtigt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 134. 14 Mai 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortſetzung.)

Nach jenen Fürſtenhäuſern folgen die ausgezeichnetern gräflichen Geſchlechter: die Oſtrowski, Malachowski, Woyczinski, Dombrowski, Klizki, Krukowiezki, Andrychiewicz, Potozki und viele andere weniger reiche Familien hoher Abkunſt. Der niedere Adel iſt wohl in keinem Lande Europa's verhältnißmäßig ſo zahlreich als hier. Manche unter ihnen beſitzen auch bedeutendes Vermögen; das Einkommen des ungleich beträchtlichern Theils deſſelben iſt aber ſehr beſchränkt, und Viele ſind, in Folge der ſteten Kriege, der Theilung und Zerſplitterung des Landes und Bodens, dermaßen mit Schulden überhäuft, und ſo arm, daß oft kein Stein eines Edelgutes des Beſitzers wirkliches Eigenthum iſt. Auch in dieſer mißlichen Lage zeigt ſich der Edelmann äußerſt ſtolz, thut ſich auf ſeine vielen Ahnen was zu gut, und will ſehr oft von königlichem Geblüte abſtammen; was übrigens leicht möglich ſeyn kann, da Polen bekanntlich früher ein Wahlreich war, worin der unterſte Edelmann zum Staatsoberhaupte, oder Könige gewählt werden konnte. Ein Solcher hält es demnach in jeder Beziehung unter ſeiner Würde, ſich, ſey die Noth auch noch ſo groß, zu einem bürgerlichen Gewerbe herab zu laſſen. Dagegen erblickt man häufig polniſche Edelleute, mit dem Degen an der Seite, hinterm Pfluge, wenn die Umſtände dieſes Handanlegen unumgänglich nöthig machen. Eine Hauptbeſchäftigung des polniſchen Großen und Edelmanns iſt die Jagd; das Reiten und den Soldatenſtand liebt er über Alles. Schon als Kind ſchwingt er ſich mit der Lanze auf's Pferd, und, ſo mit dieſem gleichſam aufwachſend, verſchafft er ſich in ſeiner Waffe jene Gewandtheit, die man unter andern Nationen vergebens ſuchen würde. Zu allen Zeiten haben ſich die polniſchen Lanziers mit großem Ruhme bedeckt. Sie ſitzen auf dem Pferde ſo feſt, als machten ſie, gleich den alten Centauren, mit demſelben Eins aus. Dem Feinde ſind ſie in geſchloſſenen Maſſen eben ſo fürchterlich als auch einzeln und in tiraillirender Ordnung. Einer meiner Freunde, früher Offizier im kaiſerlich franzöſiſchen Generalſtabe, der die Feldzüge in Spanien mitgemacht hat, verſicherte mir als Augenzeuge, daß in den Schlachten von Ocana und Talavera de la reina ein einziges polniſches Uhlanenregiment, im Angeſicht der franzöſiſchen Armee, drei Diviſionen engliſcher, in Carré formirter, und obendrein ſechs Mann tief aufgeſtellter Infanterie angegriffen, ſie durchbrochen, einen Theil derſelben niedergeſtreckt, den weit beträchtlichern aber zu Gefangenen gemacht habe. Eine eben herbeigeeilte franzöſiſche Kavalleriediviſion, aus zwei Regimentern Dragonern und zwei Regimentern Chaſſeurs zu Pferd beſtehend, habe dabei nichts Anders zu thun gehabt, als die zahlreichen Gefangenen in Empfang zu nehmen, und weiter zu transportiren. Derſelbe Offizier fügte hinzu, daß auch die übrigen polniſchen Waffengattungen, unter dem Oberbefehle der Diviſionsgenerale Czagonchek und Dombrowsky, und des Brigadegenerals Chlopizki, ſich in ſämmtlichen Schlachten und Gefechten mit Ruhm benommen hätten. Der Erſtere, unter Kaiſer Alexanders Regierung bis zu ſeinem Tode Polens Vizekönig, verlor in Spanien ein Bein.

Ich ſelbſt habe mich ſehr häufig von dem Heldenmuthe des polniſchen Kriegers und aller Truppentheile dieſer Nation, beſonders jener unerſchrockenen Lanziers, in Polen überzeugt. Sie griffen die ruſſiſchen, in dichten Vierecken ſtehenden Infanteriekolonnen mit ſolcher Entſchloſſenheit und Verwegenheit an, daß ſelbſt die älteſten franzöſiſchen und rheinbündiſchen Militäre, darüber in Erſtaunen geſetzt, eine ſo unerhörte Tapferkeit und deren Erfolg bewunderten. Dabei war es eine herzliche Freude, dieſe Soldaten mit den Koſaken ihr Spiel treiben zu ſehen. Oft ſah ich mehr denn tauſend dieſer doniſchen Wildreiter von einer einzigen und noch dazu ſehr ſchwachen Eskadron Polen in die ſchnellſte Flucht getrieben. Die Furcht dieſer Koſaken vor den Lanzenmännern war grenzenlos. Man muß Zeuge ſolcher Scenen geweſen ſeyn, um ſich einen richtigen Begriff davon machen zu können.

Die Ueberlegenheit, deren die polniſche Kavallerie über jede andere ſich rühmen darf, rührt hauptſächlich daher, daß das Land, größtentheils ganz flach, eine zahlloſe Menge der beſten Pferde zu ernähren vermag, indem die trefflichſten Wieſen im größten Ueberfluſſe vorhanden ſind, ſo Heu und Grummet der beſten Art und theilweiſe auch den jungen Pferden während der Hälfte des Jahres das grüne Futter liefern. Es ſind ſehr viele Familien, die mehrere tauſend Stück Pferde beſitzen. Sie koſten Wenig, da bis zum dritten Jahre an Stallfütterung faſt gar nicht gedacht wird. Die reichen Edelleute laſſen häufig in entfernten Ländern Hengſte der edelſten Zucht mit ungeheuren Koſten aufkaufen, um auf ihren bedeutenden Stutereien die für ſich ſchon ſo edeln Raſſen zu verbeſſern. Der Pole, ſlaviſchen Urſprungs, von kräftigem und mitunter athletiſchem Körperbau, dient weit lieber zu Pferde als zu Fuß, beſonders

Digitized by Google

die Edelleute ohne Ausnahme. Er beſitzt auch alle Eigenſchaften, ſo ihn ganz vorzüglich zu einer Waffe beſtimmen, wozu ein lebhafter Charakter, Gewandtheit des Körpers und jener ritterliche Sinn, verbunden mit der ausgezeichnetſten Tapferkeit und prägnanten phyſiſchen Kräften, allermeiſt erfordert werden. Da Polen ſeit undenklichen Zeiten von kriegeriſchen Nachbarn umgeben geweſen, allenthalben flach und eben, außer wenigen Feſtungen, als Modlin, Zamosc, Praga und Thorn, letzteres in Preußiſchpolen, ſämmtlich an der Weichſel liegend, lediglich auf ſeine freilich unermeßlichen Waldungen, Sümpfe, Seen und Moräſte, als von der Natur geſchaffene Vrtheidigungsmittel, wozu die Kunſt, wie geſagt, nur Wenig hinzugefügt, beſchränkt, mithin ein durchaus offnes Land iſt, ſo konnte daſſelbe von jeher nur in der Tapferkeit ſeiner Söhne, meiſt in erleſene Reiterſchaaren gebildet, ſeine Hülfe erblicken. Die vielen Forſtbeamten, theils im Staatsdienſt, häufiger aber im Dienſt der vornehmen Edelleute, mit zahlreichen Jagdgehülfen, ſämtlich treffliche Schützen, ſind eben ſo ſchätzbare Vertheidiger des Vaterlands, die das häufig durchſchnittene Terrain Schritt vor Schritt dem Feinde ſtreitig machen.

Polens herrſchende Religion iſt die katholiſche, zu welcher ſich ſechs Achtel der Einwohner bekennen. Dann folgen die Juden in eträcht licher Anzahl; die unirten und nicht unirten Griechen ſind minder zahlreich; ferner Reformirte, Lutheraner, Herrnhuter, Methodiſten, Quäker, auch etliche kleine Mohammedanerſtämme. Früher waren dieſe verſchiedene Glaubensgenoſſen ſehr gedrückt; ſeit der Einführung des Code Napoleon aber genießen ſie, wenigſtens in den zum vormaligen Großherzogthum Warſchau gehörigen Provinzen, mit den Katholiken gleiche Rechte. Die Erz- und Biſchofthümer von Warſchau, Gneſen und Poſen, von Lemberg, Krakau und Wilna, ſind ſehr reich in liegenden Gründen dotirt, ſo daß ihre Diener ein vom Staate ganz unabhängiges Einkommen genießen. Die Pfarrer in den Hauptſtädten haben auch mitunter ungemein bedeutende Einkünfte, ſo ihnen theils von liegenden Gründen, theils aus milden Stiftungsfonds, wozu noch der fromme Sinn der Bewohner ergiebig beiträgt, zufließen. Eben ſo ſind die Kirchengefälle von h. Meſſen, Anniverſarien, Begräbniſſen, Eheeinſegnungen, Kindtaufen ꝛc. äußerſt beträchtlich, weil die hohe und niedere Geiſtlichkeit bei dem Polen im höchſten Anſehen ſteht und ihre Dienſte folglich von ihm auf's Freigebigſte belohnt werden.

Ich war häufig bei Landpfarrern einquartirt. Sie ſind ſehr gutmüthige Männer und exemplariſch fromm, dabei aber oft ſo unwiſſend, daß ſie in die größte Verlegenheit gerathen, ſobald ſie in den Fall kommen, ſich mit einem gebildeten Mann auch nur wenige Minuten lang unterhalten zu müſſen, wobei ſie dann zu etlichen Brocken ihres Küchenlateins, oder zu einigen bei irgend einem Edelmann erhaſchten franzöſiſchen Wörtern und Phraſen ihre Zuflucht nehmen.

Unter den deutſchen Anſiedlern Polens finden ſich viele Proteſtanten, ſo unſtreitig zu den fleißigſten und gewerbreichſten Einwohnern des Landes gerechnet werden müſſen. In ihren Händen iſt der größere Theil der Fabriken; ihre Betriebskapitale ſind ſehr bedeutend, und werden meiſt durch angeſtrengten Fleiß, muſterhafte Thätigkeit und Sparſamkeit von Seite der Beſitzer zum höchſten Vortheil des Landes anſehnlich vermehrt, durch welche Sparſamkeit ſie beſonders mit den eigentlichen Polen ſo ungemein kontraſtiren. Die Geiſtlichkeit der verſchiedenen proteſtantiſchen Konfeſſionen zeichnet ſich durchgängig durch wahre Bildung und Humanität vortheilhaft aus. Was die pekuniären Verhältniſſe der Pfarrer betrifft, ſo muß man ihre Lage an manchen Orten, mit Ausnahme von Warſchau, leider bedauern, indem ſie größtentheils verheirathet ſind, und das Einkommen für den Unterhalt einer häufig zahlreichen Familie nur dürftig hinreicht. In neuern Zeiten hat aber die preußiſche Regierung im polniſchen Großherzogthum Poſen die Lage dieſer ſchätzbaren Geiſtlichen weſentlich verbeſſert. Auch das Schulweſen dieſer Provinz iſt von dieſer Regierung gehoben worden, welches ſchöne Beiſpiel in Polens übrigen Theilen um ſo dringender Nachahmung verdient, als ſie in der Volksbildung bisher noch gar vielen Ländern nachſtehen. Die Quäker und Wiedertäufer beſchäftigen ſich vorzüglich mit der Landwirthſchaft, und ſind mitunter bereits recht wohlhabende Leute. Sie haben ſchon ſehr weitläuftige Striche Wüſteneien urbar gemacht, Waldungen ausgerodet, Sümpfe ausgetrocknet ꝛc., wodurch ſie dem Lande, das ihr zweites Vaterland geworden, nicht allein ſehr nützlich ſind, ſondern auch für ſich und ihre Nachkommen unverſiegbare Quellen des Wohlſtandes eröffnet haben.

Man kann kühn behaupten, daß die Zahl der Juden in Polen mehr als eine halbe Million beträgt. Sie ſind eine wahre Peſt für das Land, weil ſie ſich, mit wenigen Ausnahmen, lediglich mit dem Schacher befaſſen. Ihre Betrügereien, ſo ſie ſich beſonders gegen den armen Landmann zu Schulden kommen laſſen, ſind grenzenlos. Sie bedienen ſich dazu aller nur erdenklichen Kniffe, Ränke und Schwänke, in deren Anwendung ſie wahre Meiſter ſind. Da dieſe verworfene Klaſſe in ununterbrochenem täglichem Verkehr mit dem Landmann ſteht, und letzterer ſehr häufig Schulden halber von ihnen völlig abhängig iſt, ſo können ſie nicht anders als einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Volks ausüben, deſſen Neigung zu Trunk und Spiel ſie Vorſchub leiſten. Dazu kommt noch, daß die Eigenthümer der Wirthshäuſer auf dem Lande Juden ſind, wornach alſo dieſes Verhältniß dem Fortkommen des ohnehin arg gedrückten Landmanns noch nachtheiliger erſcheint. Auffallend iſt es, daß dieſe Juden ohne Ausnahme ein freilich verdorbenes Deutſch ſprechen, was ich auch durchgängig bei den in geringer Anzahl in Frankreich wohnenden Bekennern der moſaiſchen Lehre bemerkt habe; ein Umſtand, der zu dem Irrthum führen könnte, als ſey unſer ſchönes Vaterland *) auch das dieſer mitunter mit Recht verachteten Menſchenklaſſe. In Warſchau, Lemberg, Poſen, Krakau und Wilna findet man ſehr bedeutend reiche jüdiſche Großhändler und Bankiers.

Beſonders beträchtlich iſt der Handel mit Pelzwerk, wovon das Land ſelbſt eine unermeßliche Menge liefert. Polens Wälder enthalten auch in großer Anzahl Elennthiere (?) und Auerochſen. Der Speditionshandel iſt anſehnlich, hauptſächlich jener nach Rußland, deßgleichen der Handel mit inländiſcher Wolle. Die in neuerer Zeit vorzüglich emporgekommenen Tuchfabriken liefern Rußland anſehnliche Quantitäten grober Wolltuchſorten. Von den Edelleuten

*) Dieß iſt kein Irrthum. A. d. R.

Digitized by Google

wird auf Vermehrung und Veredlung ihrer zahlreichen Schafherden eine unermüdliche Sorgfalt verwendet, um ſo immer mehr mit Sachſen und Oeſterreich wetteifern zu können. Die Regierung unterſtützt dieß Streben durch alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel.

Das weibliche Geſchlecht in Polen beſitzt ungewöhnliche Vorzüge. Der Körper, von edler Form und häufig mehr als Mittelgröße, iſt blendend weiß. Ein herrliches blondes Haar, feurige und doch zärtliche Augen, ein ausgezeichnetes Ebenmaß aller Glieder und jene im Norden ſo ſeltene Lebhaftigkeit und Gewandtheit, verbunden mit dem gutmüthigſten Charakter, ſo wie eine glühende Vaterlandsliebe ſind Eigenſchaften, ſo den Mann unwiderſtehlich feſſeln und eine gegenſeitige Liebe hervorrufen und nähren, die zu dem Ziele führt, das die Schöne aller Himmelsſtriche zu erreichen fortwährend bemüht iſt. Wenn nun ſo liebenswürdige Eigenſchaften ſchon im Allgemeinen dieß liebliche Weſen empfehlen, ſo ſind es bei der vornehmen Klaſſe ausgezeichnete Geiſtesbildung und all' die Kenntniſſe, welche die ſorgſamſte Erziehung nur immerhin zu gewähren vermag, und wodurch das ſchöne Geſchlecht jene von der Natur bereits empfangenen Vorzüge ſo bedeutend vermehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Neunte Sitzung.

(Fortſetzung.)

„Auf dieſe nahe Zukunft," fährt Cavaignac fort, „die ſelbſt Die erkennen, die ihr Geſicht von ihr abwenden, gründet ſich eben die republikaniſche Anſicht Derjenigen, die darüber nachdenken, und ſich ihr nicht mit der Begeiſterung der Schuljugend hingeben wollen. Sie bilden in ſich dieſe Anſicht immer weiter aus, weil jeder vernünftige Menſch ſich auf einen Erfolg vorbereitet, den er vorausſieht, von dem er Zeuge ſeyn wird, den er als unfehlbar erkennt. Sie ſind aber nicht Republikaner, die einen kindiſchen Traum von Roms oder Athens Herrlichkeit nachträumen; ſie ſind es nicht um der Vergangenheit, ſondern um der Zukunft willen. Aber eben deßhalb, weil ſie dieſer Zukunft gewiß ſind, werden ſie ſich nicht verſchwören. Wozu auch? Wenn es in Frankreich irgend eine Partei giebt, die keine Verſchwörung anſpinnt, ſo iſt es gewiß die republikaniſche, weil ſie die Ueberzeugung hegt, daß man bloß den Lauf der Dinge abzuwarten braucht. Die republikaniſche Partei müßte ſehr thöricht ſeyn, wenn ſie durch unnütze Verſuche eine Sache auf's Spiel ſetzte, deren Erfolg nicht ausbleiben wird. Man müßte doch von Wahnſinn hingeriſſen ſeyn, wenn man ſein Haupt dem Schwerte der Könige überliefern wollte, während man es auf dem Geſchicke der Völker ruhig ſchlummern laſſen kann.

„Wenn dieſe Partei ſich verſchwören wollte, ſo konnte ſie es. Sie konnte es in der großen Woche, bei hellem Tagesſcheine, auf offenem Markte. Sie konnte es, wie daraus zu beweiſen iſt, daß man mit ihr unterhandeln wollte; mein Vertheidiger (Voinvilliers) könnte Dieß im Nothfalle bezeugen. Auch wurden mehrere von uns, unter denen ſich auch Guinard und ich befanden, am 30 Julius zu dem Generallieutenant des Königreiches geführt. Und feierlich erkläre ich hiemit, man ſprach zu ihm mit derſelben Freimüthigkeit, deren ich mich hier bediene; man bekannte vor ihm dieſelben Anſichten, die ich hier bekenne; aber ungeachtet dieſer allzu großen Offenherzigkeit verlangte doch Niemand von ihm, die Republik ausrufen zu laſſen. Befragt die Nation, ſie allein hat das Recht, die Regierung zu beſtimmen; Dieß iſt Alles, was wir verlangen, Alles, was wir denken. Die Souveränität des Volkes iſt die Baſis unſerer Grundſätze, und wenn man uns beſchuldigt, wir wollten ihm eine Ordnung der Dinge aufnöthigen, die es allein zu beſtimmen befugt iſt, ſo lügt man.

„Meine Herren, mit Dem, was wir erwarten, läßt ſich leicht warten. Die Parteien, die eine Zukunft haben, haben auch Geduld; übrigens ſind wir jung, und die Welt geht in unſerer Zeit etwas beflügelten Schrittes. Um Alles zu ſagen, was wir denken, will ich hier wiederholen, Was ich manchmal zu Denen ſagte, die ſich beklagten, daß man im Julius nicht Alles gethan habe, was man hätte thun können. Man wird daraus am Beſten erſehen, wie ſehr uns jede Verſchwörung eine Thorheit ſchien.

„Einer Revolution, ſie mag noch ſo ſchön und leicht geweſen ſeyn, folgen jederzeit unermeßliche Schwierigkeiten. Die Monarchie bürdet ſich die ſchwere Arbeit auf, ſie zu beſeitigen, um ſo beſſer für uns; wenn es ihr dieß Mal nicht gelingt, iſt es um ſie geſchehen, und unſerer Ueberzeugung nach kann es ihr nicht gelingen; denn die Völker ſind von einem ſo tiefgewurzelten, unerklärbaren und verzehrenden Gifte durchwühlt; es kocht in der Geſellſchaft ein ſo mächtiges Auflöſungsmittel aller Waffen der Gewalt, daß dieſe davon gänzlich umgeſchmolzen zu werden im Begriffe ſteht; und in der That, wenn man die Bedürfniſſe betrachtet, die die Welt von Grund aus erſchüttern, ſo möchte man faſt glauben, es würde für einen Gott leichter ſeyn, ſie noch ein Mal von Neuem zu ſchaffen, als zu regieren." (Bewegung, die den Beifall der Zuhörer ausdrückt.) „Dieſe neue Kombination ſtellt viele Gemüther zufrieden: man rechnet darauf. Ihr hat ſich der General Lafayette mit der ganzen Uebermacht ſeiner unermeßlichen Popularität angeſchloſſen. Laſſen wir den Verſuch zu Ende führen; laſſen wir die Bürde Denen, die ſie auf ſich nehmen; laſſen wir die Menſchen und Syſteme ſich abnutzen. Wenn an Euch die Reihe kommt, werdet auch Ihr zu thun erhalten. In der reißenden Schnelligkeit, mit der die Geſellſchaft fortgeſchleudert wird, löſen Menſchen und Syſteme ſich ab, um ſie an's Ziel zu führen; die letzte Vorſpanne wird die ſeyn, die ſie an's Ziel führt. Und dieſe werdet Ihr ſeyn. Wir leben in dem Jahrhunderte der Regierungsſelbſtmorde. Die Monarchie wird unſere Arbeit thun; ſie wird ſich an Eurer Statt erſchöpfen; ſie wird ſich für Euch verſchwören."

Der Präſident: Sie werden einſehen, Hr. Cavaignac, daß ich ohne Pflichtverletzung ſolche Ausfälle auf die Regierung nicht dulden kann. Es erforderte meine ganze Achtung für die Vertheidigung, um bis jetzt Sie Ihre Rede fortſetzen zu laſſen. Ich fühle die Nothwendigkeit, gegen eine ſolche Vertheidigung Einſprache zu thun, und muß den HH. Geſchwornen bemerklich machen, daß ich dieſe Rede nicht geduldet hätte, wäre ſie nicht aus dem Munde eines Angeklagten gekommen.

Cavaignac: Und ich fühle die Nothwendigkeit, die HH. Geſchwornen gegen den Eindruck zu verwahren, den Ihre Bemerkung auf dieſelben gemacht haben kann. Sie ſehen wohl, meine Herren Geſchwornen, daß ich nur unſere Stellung im Julius darlegen will, um zu beweiſen, daß dieſes republikaniſche Komplot, auf das ſich dieſe Anklage ſtützt, Nichts als ein Phantom iſt, da es uns nie in Gedanken kommen konnte.

„Ja, meine Herren, von dieſer Seite faſſen wir unſere Stellung auf. Wir verſchwören uns nicht, wir ſtehen bloß in Bereitſchaft. In einer Zeit, wo die Völker durchgehends ſich mit Politik befaſſen, verſchwört man ſich nicht mehr. Dieß konnte in einer Zeit geſchehen, wo einige ſiegende und beſiegte Leute nach der Reihe ſich befehdeten, wo eine ganze Partei von der Hand eines Oberhauptes geleitet wurde. Heut zu Tage giebt es keinen Menſchen, deſſen Hand dazu groß und ſtark genug wäre; die öffentlichen Plätze allein ſind groß genug für dieſe Maſſen, die nach keines Menſchen Willen ſich bewegen; für dieſe Maſſen, denen man eben ſo wenig Anſtoß geben als Widerſtand leiſten kann. Seitdem man Revolutionen macht, ſind Verſchwörungen Kleinigkeiten. Wir wiſſen Dieß nur allzu gut, meine Herren; lange Zeit hatten wir uns gegen die Bourbons verſchworen. Wozu hat es geführt? Zu nichts Anderm, als daß einige Menſchen ohne Zweifel ſich täuſchten; daß man das Recht des Widerſtandes gegen Unterdrückung nicht verjähren ließ; daß man ſich verwahrte gegen die legitime Invaſion; aber Das war auch Alles, und zog die Flucht der Einen, das Verderben der Andern, den Tod Denen zu, die ihr Blut auf den Schaffoten vergoſſen, das reinſte Blut der Patrioten. Dann kam ein ſchöner, o ein ſchöner Tag. Das Volk, es hatte ſich nicht verſchworen, aber es ſtürzte ſich in die Straßen, es vollbrachte in wenig Stunden aus dem Stegreif die Befreiung, an der ſo lange vergeblich gearbeitet worden war.....

„Man beſchuldigt uns, wir wollen die Anarchie, den Bürgerkrieg, wir ſeyen von Ehrgeiz geblendet; kurz, man bemüht ſich, uns den Karliſten beizuordnen. Die Anarchie ſollen wir wollen? Wir ſind keine ſolche Thoren; die Anarchie hat noch nie zu etwas Anderm gedient, als Die zu verderben, die ſie herbeiführen, und die Sache, der ſie dienen wollten. Wenn die Gewalt in unſere Hände gegeben werden ſollte, ſo würden wir

Digitized by Google

ſie nur unter der Bedingung annehmen, daß ſie auch ſtark ſey; nur glauben wir, daß die Gewalt keine Stärke haben kann, wenn ſie nicht von der Nation ausgeht; die eigentlichen Anarchiſten ſind nur Die, welche durch ſich allein mächtig ſeyn wollen, gegen oder ohne das Volk. Wir ſind von Ehrgeiz verblendet? Es ſind die fettgemäſteten Pfründenträger des Ehrgeizes, die Dieſes ſagen; Leute, deren Leben aus einer Zuſammenhäufung von Stellen unter allen möglichen Regierungen beſteht; aus Eidſchwüren für alle Herren; Leute, die nicht ein Mal ehrgeizig, ſondern ehrgierig ſind, die Intrike und Eitelkeit für Wiſſenſchaft und Liebe zu den Staatsgeſchäften halten. Was uns betrifft, ſo können wir ſagen und beweiſen, daß man uns Anträge gemacht hat, die wir ausſchlugen. Wir brauchen keine Stellen, um zu leben oder nützlich zu ſeyn...." (Fortſ. f.)

Literariſche Chronik.

Reiſen auf dem Schauplatze des letzten griechiſch-ruſſiſch-türkiſchen Kriegs in Europa und Aſien.

(Schluß.)

Armſtrong, der zweite der engliſchen Reiſenden, deren Werke wir in dieſer Skizze zuſammengeſtellt haben, reiste in der Eigenſchaft eines Kabinetskuriers; auf Eleganz der Darſtellung machen daher ſeine flüchtigen Beobachtungen, wie er ſelbſt verſichert, keinen Anſpruch, nichts deſto weniger hat er aber verſtanden, Manches, was er ſah, mit kräftigen, lebendigen Pinſelſtrichen zu zeichnen.

Die erſte merkwürdige Gegend, die er berührte, war Krakau, deſſen Lage an dem Ufer der Weichſel er ungemein ſchön fand. „Als wir die Schiffsbrücke paſſirt hatten," erzählt er, „ſahen wir uns durch einen Haufen von Iſraeliten mit Anträgen uns Geld auszuwechſeln und Pferde zu vermiethen beſtürmt. Wir brauchten einige Zeit durch die ſehr unregelmäßigen Straßen der ſonderbaren alten Stadt. Acht Meilen von Krakau kamen wir in das kleine Dorf Wieliczka, das durch ſeine Salzbergwerke berühmt iſt. Mit Erlaubniß des Gouverneurs begaben wir uns am folgenden Tag nach einem anſehnlichen Gebäude in der Mitte des Dorfs, und traten in ein kleines Gemach, wo zehn bis fünfzehn Männer mit brennenden Lampen bereit ſtunden, uns die Wendeltreppen hinabzuführen. Das Erſte, was mir auffiel, waren ſechs Pferde an einer Maſchine, die ungeheure Salzblöcke emporſchafft; man ſagte mir, dieſe Thiere wären ſeit ſechzehn Jahren nicht an's Tageslicht gekommen; ſie ſchienen mir jedoch gut erhalten. Wir beſuchten mehrere in die Felſen gehauene Kammern; namentlich bot die Kapelle, als wir uns mit unſern Lichtern näherten, mit ihren durchſichtigen wohlausgeführten Statuen einen wahrhaft überraſchenden Anblick. Die erſte Station von hier wand ſich die Weichſel majeſtätiſch zu unſerer Linken durch eine herrliche Landſchaft; aber in den Dörfern herrſchte tiefes Elend, Schmutz und Armuth."

Nach Odeſſa ging der Weg durch eine der mühſeligen baumloſen Steppen Rußlands, wo der Reiſende ſeine Straße ſo weit ausdehnen kann, als er will. Sie begegneten einem Truppenzug, und als man die Offiziere fragte, wie lange ſie auf dem Marſch geweſen, war ihre Antwort: Eilf Wochen ununterbrochen. Ein Zug Heuſchrecken, die ſich in Millionen über die Ebene bewegten, vertrieb ihnen einiger Maßen die Langeweile dieſer Steppenpartie. Armſtrong fing einige, um ſie zu meſſen, ihre Länge betrug drei Zoll und ihre Breite von den Spitzen beider Flügel zwei Zoll. Sie hatten auf ihrer Bahn in wenig Tagen jede Spur von Vegetation zerſtört und alle Kornfelder wüſte gelegt. Die Araber, die von derſelben Landplage heimgeſucht werden, ſind weit beſſer daran als die Bewohner der Krim, da man jenen außer einigen Palmpflanzungen Nichts verderben kann. Der Empfang, der dieſen „lebendigen Wolken" in beiden Ländern zu Theil wird, iſt daher ganz verſchieden; in Arabien betrachtet man ſie eher für einen Segen, und macht eifrig auf ſie Jagd; man reißt ihnen bloß Kopf und Flügel weg, und ißt ſie roh oder in Butter gebraten, oder bewahrt ſie getrocknet auf. In der Krim dagegen bewaffnen ſich die Leute mit Schaufeln, Pfannen, Feuergewehren ꝛc., rücken unter einem furchtbaren Lärmen auf das Heuſchreckenheer los, und nöthigen es häufig vom Land ſeine Zuflucht nach dem Meer zu nehmen, wo Alles ertrinkt. Ein anderer Gegenſtand der Unterhaltung war die bekannte Luftſpiegelung, wenn die Sonne auf die von der Erde aufſteigenden Dünſte wirkt, wo dann alle Gegenſtände auf weite Entfernungen darin ſich abdrucken, und als Seen, Inſeln, Häuſer und Bäume erſcheinen.

Auf einem Abſtecher nach Warna bekam der Verfaſſer den Kaiſer Nikolaus zu Geſicht. „Er iſt," ſagt er, „ein ſchöner, großer Mann von ſoldatiſchem Ausſehen, hübſchen männlichen Zügen und einem leichten ungezwungenen Weſen; er grüßte ſeine Offiziere öfters freundlich. Er ging einfach gekleidet, er trug einen dunkelgrünen Frak mit rothem Kragen und rothen Aufſchlägen, eine Soldatenmütze von derſelben Farbe, und einem grauen Mantel, den er nachläſſig um ſich geworfen hatte."

Gegen Simferopol hin änderte ſich die Einförmigkeit der Scene; ein tiefes Thal, bedeckt mit Häuſern und Bäumen, und bewäſſert von einem hellen Strom, mußte nach der Steppenreiſe willkommen ſeyn. Sie langten in der Stadt an, als man gerade Wochenmarkt hielt, wo es neue Trachten und ſeltſame Fuhrwerke, und andere Dinge zu ſehen gab. Da fuhr ein Deutſcher mit einem Paar Ochſen und einem Leitgaul voraus; da ein Tatarr, der Dromedare vorgeſpannt hatte. Ein franzöſiſcher Arzt kutſchirte in einem zierlichen Phaeton mit einem Paar ungeheurer Kamele nach Theodoſia. Auf mehreren tatariſchen Begräbnißplätzen, an denen ſie vorbei mußten, bemerkten ſie weißgekleidete Weiber, die einen Leichnam beerdigten. Die tatariſchen wie ſpäter die georgiſchen Wohnungen fand er ſelten über dem Boden; das Dach iſt mit Baumäſten bedeckt, worüber eine Lage Erde geworfen wird, ſo daß ſie ſich vom Boden umher nicht immer leicht unterſcheiden laſſen. Es geſchieht daher nicht ſelten, daß, wenn die Eingebornen um das Feuer herumſitzen, das Bein eines unglücklichen Kamels oder einer Kuh durch das Kamin hereinbricht oder ein Lamm mitten in den Topf fällt, der über dem Herde hängt.

Einen ſehr großartigen Charakter nahm die Landſchaft in Eriwan an. An einem ſchönen kalten Morgen genoß der Verfaſſer des erhabenen Schauſpiels des großen und kleinen Ararat. Die Gipfel waren mit Schnee bedeckt; weite Gletſcher füllten die Schluchten aus, und unmittelbar unter einem derſelben zeigten die Einwohner eine Einſiedelei, welche die Wohnung Noah's nach der Fluth geweſen ſeyn ſoll. Löwen, Bären, Hyänen und Felſenſchlangen machen die Beſteigung des Gebirgs gefährlich. Perſien, ſo ſchön es durch die Natur iſt, hat, wie es ſcheint, durch das Elend des Volks und die Raubſucht der Kurden, allen Reiz für Reiſende verloren, und der Verfaſſer äußert ſich über ſeinen Ausflug nach Tehran aufs Ungünſtigſte. Doch fehlen auch hier einzelne anziehende Partien nicht. So muß der Urmi-See mit ſeinen zahlreichen Inſeln, der einen Umfang von 250 Meilen hat, und um den Alles wie ein Garten angepflanzt iſt, während die hohen Gebirge von Kurdiſtan den Horizont umſchließen, einen einzigen Eindruck machen, wäre es auch nur wegen des Kontraſts mit ſo manchen vernachläſſigten Gegenden. Der See ſoll übrigens ſo ſalzig ſeyn, daß keine Fiſche darin leben können.

In Armenien zu reiſen könnte Einem der Verfaſſer mehr Luſt erwecken als in Perſien — ein herrliches Klima, ein gutgeſinntes und oft ziemlich gebildetes Volk trifft man hier wenigſtens neben den Beſchwerden und Gefährlichkeiten. Welchen reichen Wechſel der Landſchaften bietet Armenien dar! Einige Schilderungen werden dieß am Beſten anſchaulich machen: „Eine Stunde umgaben uns Schneemaſſen, und eine andere wanderten wir wieder durch ſchöne Wälder, zu unſern Füßen in einiger Entfernung den Araxes; als wir hinabſtiegen, kamen wir in ein ſchönes Dorf am Saume einer unermeßlichen Ebene, wo wir einige Muſelmänner gewahrten, die auf einem Raſenplatz vor ihren Wohnungen ſtill betend knieten. Endlich erblickten wir die wohlgelegene Stadt Erſrum, und ich zählte dreißig Minarets und andere Thürme, die aus dieſer alten Hauptſtadt Armeniens ſich erhoben. Die Häuſer ſind mit Ziegeln bedeckt, was ihnen ein europäiſches Anſehen giebt; ihre Form erinnert an die Schweiz. — Heute früh legten wir ſieben Stunden zurück, und ſind jetzt in dem Teufelsthal (scheitan-dura); die Steine, auf denen wir ausruhten, bezeichnen die Grabſtätte von Perſonen, welche in dieſem furchtbaren Engpaß ermordet wurden. Die Erzählungen unſerer Führer machten es uns zu einem Thal des Grauens, und wir beflügelten unſere Schritte. Am nächſten Tag waren wir bereits wieder mitten in tiefen fruchtbaren, von brauſenden Bergflüſſen bewäſſerten, Thälern, üppigen mit Blumen geſchmückten, duftenden Waideplätzen, friſchen grünen Kornfeldern, während die Spitzen der Gebirge von Schnee erglänzten und ihre Seiten mit Wäldern bekleidet waren." Der einzige Fehler in dieſem guten Land ſcheint der Mangel an Herbergen; denn in den Caravanſerai's findet man Nichts als ein Obdach. Aber die Gaſtlichkeit der Einwohner erſetzt dieſen Mangel!

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 135. 15 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Fortſetzung.)

Sourabaya hat eine Menge Baſars. Auf allen freien Plätzen ſieht man Kaufleute, Männer und Weiber, welche Waaren aller Art feil haben. Der größte Markt iſt da, wo Lebensmittel, Gemüſe, Früchte, Zuckerrohr, Geflügel und rohes oder gekochtes Fleiſch verkauft werden — ein Geſchäft, das meiſt in den Händen der Chineſen iſt. Ein abſcheulicher Geruch macht dieſe Punkte faſt unbewohnbar. Eigene Marktplätze ſind einzig und allein zum Verkauf der Grasbündel beſtimmt, welche die Malayen zum Futtern der Pferde in die Stadt bringen. Jeden Augenblick begegnet man einem Bauern, mit zwei ungeheuren Grasbündeln, die er auf ſeinem 4 bis 5 Fuß langen und drei Zoll dicken Bambusrohr ſchultert. An jeder Spitze hängt ein Pack, und iſt er auf einer Schulter müd, ſo legt er die Laſt auf die andere; wird ihm zu heiß, ſo badet er ſich und ſetzt den Marſch fort; ſo wandern ſie aus bedeutender Entfernung her. In der Stadt angekommen, erfriſchen ſie ſich an Zuckerwein, und ſtillen ihren Appetit mit gekochtem Reis, gebackenen Bananen, Sardellen, Pataten, Früchten. Alle Lebensmittel ſind in Ueberfluß vorhanden, und nicht bloß an den Straßenecken, ſondern auch an jedem Haus findet man Buden mit Betel. Endlich giebt es auch mehrere Baſars, wo man Kupfermünze gegen Silbergeld wechſelt. Die größte Kupfermünze heißt Wuang. Im Ganzen lebt man auf Java theuer; alle Kleidungsſtücke zumal ſtehen in unverhältnißmäßigen Preiſen. Das Geld ſelber iſt einer der wohlfeilſten Artikel.

Von Sourabaya nach Batavia rechnet man gegen 80 Lieues. Da ich indeß lieber das Land als die Städte durchſtreifen wollte, ſo kam ich nicht dahin; von zwei franzöſiſchen Kaufleuten, bei denen ich in Sourabaya wohnte, verſchaffte ich mir aber mancherlei Aufſchlüſſe über jene Stadt, welche nach Calcutta für die zweite Hauptſtadt Indiens gilt. Durch ſeine Lage im Mittelpunkt des indiſchen Archipels, die Sicherheit ſeiner Rhede, die Leichtigkeit ſeines Verkehrs mit China und Japan iſt Batavia der Mittelpunkt des holländiſchen Handels und die Hauptniederlage der koſtbaren Spezereien der Molukken. Der Hafen von Batavia gewährt einen höchſt eigenthümlichen Anblick. Mitten in dieſem Walde von Maſten macht vor Allem die grobe koloſſale Bauart der chineſiſchen Junken einen ſeltſamen Kontraſt gegen die leichten eleganten Formen der europäiſchen Fahrzeuge. Die Verſchiedenheit der Bemalung, der Flaggen, das unaufhörliche Hin- und Herfahren der malayiſchen Praur, der europäiſchen Schaluppen und der chineſiſchen Nachen, das Laden und Abladen, bilden ein eben ſo mannichfaltiges als lebenvolles Schauſpiel. Aber kaum hat man die Stadt betreten, ſo wechſelt die Scene. Die Kaie ſind mit Kuli's bedeckt, welche die Waaren der Fremden aus den Booten in Empfang nehmen oder die Erzeugniſſe der Kolonie abliefern. Dieſe malayiſchen Laſtträger wandeln mit ſolcher Stetigkeit unter ihren Bürden einher, daß man verſicherte, bei einem Feſt in Batavia hätten einmal hundert von ihnen ſich unter das Gerüſt einer mehr als ſechzig Schuh hohen Pagode geſtellt, und ſeyen mit dieſem Tempel feſten Schrittes durch die Straßen gezogen. Da läßt der Araber unter ſeinen Augen die Muskatnuß, die Gewürznelke und die chineſiſche Seide an Bord bringen; da tauſcht der Amerikaner ſeine Dollars gegen javaniſchen Zucker und Kaffee um; da packen der Engländer und der Franzoſe die nützlichen Produkte ihres Gewerbfleißes aus. In langen Reihen ſtellt der Holländer die Wein- und Branntweinfäſſer aus, welche ihm Frankreich ſendet; der Javaneſe verſteigert die kräftigen Pferde, die er ſich gegen ſeine Waffen und die Webereien ſeiner Frauen in Byma angeſchafft hat; der Perſer verſteckt unter den ſorgfältigen Falten ſeiner Kaſchmire vor dem ſpähenden Auge der Zollbeamten das bei den Malaien ſo beliebte Opium. Alle Nationen der Welt, durch Verſchiedenheit der Farben, der Sitten, der Sprachen und der Intereſſen repräſentirt, ſcheinen hier verſammelt. Sieht man aber nach einiger Zeit die furchtbaren Verwüſtungen des ungeſunden Klimas, ſo verſchwinden dieſe glänzenden Täuſchungen, und man bedauert, daß das Verhängniß ſo reiche Gaben des Glücks in eine verpeſtete Atmosphäre verpflanzen mußte.

Batavia hat regelmäßige in der Mitte durch einen Kanal in zwei Theile geſchnittene Straßen. Ohne Zweifel ſind dieſe Kanäle von großem Nutzen; aber die unermeßliche Verſchiedenheit der klimatiſchen Verhältniſſe hätte die Bewohner abhalten ſollen, ihren holländiſchen Bauſtyl ſo weit zu erſtrecken. Da es dem Waſſer an dem nöthigen Fall gebricht, ſo entſtehen bald förmliche Sümpfe, aus denen durch die Wirkung der ſenkrechten Sonnenſtrahlen die gefährlichſten Dünſte ſich entwickeln. Daß die Europäer dieſe Wahrheit zuletzt wohl einſehen, beweist die neue von der Küſte mehr entfernte Stadt, die ſie ſich bauten und wohin ſie ihren Wohnſitz verlegten. Dieſes neue Batavia ſieht dem alten gar nicht gleich. Es liegt an einer faſt kreisförmigen Straße, welche an die beiden Enden der

Digitized by Google

Feſtungswerke der Altſtadt ſtößt. Dieſe Straße, welche dem Lauf des Fluſſes folgt, iſt auf beiden Seiten von ſtattlichen Alleen und prächtigen Häuſern beſetzt; die letztern ſind durch große Höfe oder Gärten von einander getrennt und von hübſchen ſteinernen Baluſtraden umgeben. Auf vielen Punkten führen ſchöne hölzerne Brücken über den Fluß. Die vielen zierlichen Kutſchen, denen man begegnet, die zahlreichen Kavalkaden, die Barken auf dem Fluß, die Haufen von Spaziergängern, die blendend weiße Stuckbekleidung der rothbedachten Häuſer, die zwiſchen dem dunklen Grün des Laubwerks hervorblicken, und im Hintergrund eine Kette hoher Berge — dieß Alles zuſammen erregt einen äußerſt freundlichen Eindruck. Die ganze weiße Bevölkerung, mit Ausnahme einiger alten Familien, wohnt hier. Leider entſpricht aber die Neuſtadt in Bezug auf die Geſundheit nicht ganz den gehegten Erwartungen. Der Begräbnißplatz der Chineſen, in deſſen unmittelbarer Nähe die Neuſtadt gebaut wurde, ſcheint eine Haupturſache der Krankheiten zu ſeyn, die daſelbſt herrſchen.

In einer Stadt, wo der Ab- und Zufluß von Fremden ſo bedeutend iſt, wie in Batavia, können begreiflicher Weiſe Volkszählungen nur unvollſtändige Reſultate geben. Indeſſen kann man mit Grund die Bevölkerung zu 300,000 Seelen ſchätzen, wovon auf die Europäer und Kreolen 10,000, auf die Chineſen 100,000 und der Reſt auf portugieſiſche Miſchlinge, einige Indier aus Bengalen ſo wie von den Küſten Malabar und Coromandel und auf die Malayen kommt. Die portugieſiſchen Abkömmlinge der Eroberer Indiens ſind ſehr entartet. Sie haben Kupferfarbe, ſind klein von Perſon und ſprechen ein verdorbenes Portugieſiſch, das aber nicht übel lautet. Die Holländer, ihre Beſchützer, gebrauchen ſie meiſt als Schreiber; faſt alle Stellen von Kommis bei den Kaufherren, Sekretären und Kanzliſten bei den Gerichtsbehörden, der Polizei oder Verwaltung werden von ihnen verſehen. Sie bekennen ſich mit Eifer zur katholiſchen Kirche; was ihren Charakter anbelangt, ſo gelten ſie für ſanfte, thätige, mäßige und verſtändige Leute. Die große öſtliche Vorſtadt iſt das portugieſiſche Quartier; die weſtliche Vorſtadt (kampong tschina) das chineſiſche. Die ſchönſten Häuſer der Altſtadt ſind das Eigenthum reicher Juden. Die Malayen, die ſich in Batavia befinden, dienen faſt alle als Domeſtiken; dazu nimmt man ſie ſehr gerne, weil bei ihrer nüchternen Lebensart ihr Unterhalt nicht viel koſtet und ſie mit großer Treue an ihrer Herrſchaft hängen. Beſonders werden ſie als vortreffliche Kutſcher gerühmt. Eine kleine Anzahl von ihnen beſchäftigt ſich mit der Uhrmacherkunſt. Das Einzige, wofür ſie ein entſcheidendes Talent beſitzen, iſt die Muſik. Viele Reiche haben daher aus ihrer zahlreichen Dienerſchaft vollſtändige Orcheſter gebildet, die mit ungemeiner Fertigkeit die ſchwerſten Symphonien ausführen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Fünfzig Lieues von Tete liegt Bambarari, wo früher ein beträchtlicher Markt gehalten wurde. Damals war es eine große und blühende Stadt, wie die gemauerten aber nun zerſtörten Wälle noch zeigen. Der Thurm der Kirche und ſogar die Uhr darin ſind noch vorhanden, aber das Hauptgebäude wurde von einem Vorfahren des Changamera bei der Eroberung der Stadt, welche die Entvölkerung von dieſer zur Folge hatte, zerſtört. Einige der kanariſchen Einwohner, wie die Portugieſen die Mulatten von Goa und ihre Nachkommen nennen, flohen nach Tete, andere nach Zumbo, welches zwar weder Befeſtigungen noch Landbau beſitzt, ſondern mit Wäldern umgeben, aber dennoch ein beſuchter Ort iſt wegen des Jahrmarktes, der dort gehalten wird. Es wird dahin nicht nur der größte Theil des Goldes der reichen Minen von Abutua, 120 Lieues weſtlich im Gebiete des Changamera, gebracht, ſondern auch das von den Minen von Pemba und Murusura, und, was ſonderbarer ſcheint, es kommen beträchtliche Ladungen Elfenbein vom Orangefluß dorthin. Außer dieſen koſtbaren Waaren findet man auch Rhinoceroshörner in Menge auf dem Markte von Zumbo. Das Klima in dieſem Theil des Innern iſt milde und geſund, aber die anſäſſigen portugieſiſchen Mulatten ſind Leute von ſchlechten Sitten, und, was ſchlimmer iſt, werden, wenn Andrade die Wahrheit ſagt, von den Miſſionären bei ihren Verbrechen und Räubereien geſchützt, und theilen den Gewinn mit ihnen. Es giebt in der Nähe von Zumbo Kupfer- und Eiſenminen, auch Lager von Kohlen, verſchiedene Arten von Kryſtallen, und einen Ueberfluß von vortrefflichem Bauholz.

Andrade verſichert, daß ſich an der Wirklichkeit der Silberminen in Chicova nicht zweifeln laſſe, ſo wenig als an ihrem Reichthum, der durch die maſſiven Leuchter in den Kirchen in der Nähe dieſer Niederlaſſungen bewieſen werde. Es ſcheint nach handſchriftlichen Urkunden, daß Diego de Conti zwiſchen den Jahren 1560 — 1570 in Mozambique eine Reihe von Verſuchen mit den Proben von Silberſtufen anſtellte, welche Vasco J. Homem von Chicova gebracht hatte, und daß er im Durchſchnitt zwei Theile Silber auf einen Theil Sandſtein in den Stufen fand. Kleine Goldſtangen kommen noch immer aus dem Innern nach Tete. An dieſem Orte wird viel Getraide gebaut, und jährlich etwa 6000 portugieſiſche Schäffel ausgeführt, wovon jedoch die Hälfte von den Maravis herrührt, welche es zum Verkauf bauen, und ihre eigenen Schaufeln aus dem Eiſen ihres Landes verfertigen. Auch Zucker wird in Tete fabrizirt, das Rohr iſt einheimiſch, und zwar ſo in Ueberfluß vorhanden, daß die ſechzehn Familien, welche im Jahre 1806 ſich mit dieſem Handelszweig beſchäftigten, 115 Arroben, d. h. 3300 Pf. weißen Zuckers und 569 Arroben (über 16000 Pf.) braunen Zuckers machten. Kaffee, Baumwolle und Indigo (letztere Pflanze ganz gewöhnlich) ſind ebenfalls einheimiſch. Tabak und Reis baut man in Quilimane in größerer Quantität, aber nicht in derſelben Vortrefflichkeit als in Sena. Caſſava wächſt wild, und wird nicht gepflanzt; dagegen aber Kohl, Spinat, Bohnen, Yams, Lattich, Erbſen, Kartoffeln und verſchiedene Oelpflanzen, beſonders Ricinus ſo wie eine Menge medizíniſcher Kräuter, wie Rhabarber, Jalappe, und Senna, ſo wie Farbkräuter ſowohl zum unmittelbaren Gebrauch als zur Ausfuhr. Honig und Wachs von wilden Bienen, Oel und Nilpferdszähne ſind auch Ausfuhrartikel. Kupfer kommt in Menge von Moviza, Zumbo und Inhambene. Salpeter, obgleich in den Domänen reichlich vorhanden, wird vernachläſſigt. Dieſe warfen

Digitized by Google

im Jahre 1806 in Tete, Quilimane und Sena ein jährliches Einkommen von 2,900,000 Reis ab; ſeitdem ſind dreizehn neue Bezirke durch Eroberung hinzugefügt worden; zehn davon wurden der Jazora oder Königin eines Landes im Gebiet der Maravis, nördlich vom Euama, und Einer dem Häuptling von Beve abgenommen, welcher ebenſo wie die Königin ſich dieſe Strafe durch Aufnahme flüchtiger Sklaven zugezogen. Dieſe neuen Ländereien, welche äußerſt fruchtbar ſind, hat man unter verſchiedene Familien vertheilt, wofür dieſelben eine jährliche Steuer an die Krone entrichten. Einen erhöhten Einfluß erhielt die portugieſiſche Bevölkerung in dieſem Theil des Innern durch die Anweiſung von Land an jede eingeborne Frau, die einen Portugieſen heurathet. Die Gegend am Zambeze wird durch einen täglich ſich erhebenden Südwind erfriſcht, welchem man es verdankt, daß hier keine einzige Krankheit von Bedeutung, außer einem Wechſelfieber herrſcht. Im Jahr 1806 waren nicht über 500 freie Einwohner chriſtlichen Glaubens in Quilimane, Tete, Zumbo und Manica, dagegen fanden ſich 10,867 flüchtige Sklaven und 10,960 Eingeborne, die in Sklaverei geboren waren. Dieſe Gegend enthält bedeutende Mittel zum Handel, und die Flüſſe Euama, Shirei, Reizigo und Arvanha ließen ſich für eine ausgedehnte Schifffahrt benützen.

Die bewaffnete Macht in den verſchiedenen Beſitzungen iſt wie folgt: in Tete zwei Kompagnien 96 Mann, in Sena Eine, 49 Mann; in Quilimane Eine, 72 Mann; in Zumbo Eine, 37 Mann; und in Manica Eine, von nur 12 Mann; in Allem 264 Mann. Ueberdieß ſollten fünf Regimenter Landwehr zu Fuß beſtehen, ſie ſind aber gegenwärtig unvollſtändig und ſchlecht geübt. Die militäriſchen Gouverneurs haben die Anordnung von Allem unter ſich, jedoch ſind ihnen die Richter in Civilſachen beigegeben, über welche der Generalauditor in Mozambique die Oberaufſicht ausübt.

Nach Andrade behalten in Folge des Schmuggelns mit Isle de France die portugieſiſchen Kolonien von einer Zahl von 4 — 5000 Sklaven, welche jährlich aus dem Innern kommen, nicht mehr als 600. Die Ausfuhrliſten von Quilimane von 1806 weiſen 1080 Sklaven für Mozambique und 404 für Isle de France aus. Im Jahre 1818 wurden 8164 Sklaven von Mozambique ausgeführt, und dafür 52,815,600 Reis Zoll bezahlt. Der Gehalt des Generalkapitäns von Mozambique beträgt 2,400,000 Reis, und der des Biſchofs, der ein Suffragan des Erzbiſchofs von Goa iſt, 1,600,000 Reis; die Beſatzung beſteht aus einem Bataillon Infanterie von etwa 200 Mann, 100 Mann Artillerie und 250 Sipoys, die in Moſſorul liegen, nebſt Landwehr. Die Bai und der Fluß von Mocambo, in der Provinz Jarcul, an der Grenze von Moſſorul, bilden einen weiten Hafen für große Schiffe, von dem aus die Wallfiſcherei mit großem Vortheil betrieben wird. Sofala iſt ein kleiner Hafen, der nur kleine Schiffe faßt, allein deſſenungeachtet iſt hier ein Gouverneur, ein Richter, ein Major, ein Adjutant und eine Kompagnie Soldaten. Inhambane iſt ein ſchöner Hafen, aber ohne alle Befeſtigungen, die Beamten und Beſatzung ſind dieſelben wie in Sofala; es gelang ihnen eine Verbindung mit Tete und der Bai von Lorenzo-Marques über Land zu eröffnen. Der letztgenannte Hafen iſt ſehr geräumig und ſicher, das Klima auffallend geſund, und die Gegend reich an Gold, Kupfer, Eiſen und Elfenbein; allein man ſagt, daß keine Sklaven dort gekauft werden können, da die Eingebornen dieſen Handel verabſcheuen. Auch dieſer Hafen iſt faſt ohne Vertheidigung gelaſſen, er hat nur eine ſchlechte Redoute, mit 40 Mann Beſatzung.

Die Statthalterſchaft Cabo del Gado umfaßt die Querimba-Inſeln, von denen eine, genannt Ibo, mit 150 Mann Beſatzung, und einem Finanzbeamten der Sitz des Gouverneurs iſt. Dieſe Inſeln waren früher ſehr fruchtbar, ſind aber durch die beſtändigen Räubereien der Jacalvas in Madagascar in eine Wüſte verwandelt worden.

Die Zölle und übrigen Einkünfte von Mozambique beliefen ſich im Jahr 1816, das ein Jahr gewöhnlichen Ertrags war, auf 46,408,263, die Koſten der Niederlaſſung auf 128,853,781 Reis, die Koſten der Truppen (27,471,134 Reis) und die der Zivilverwaltung und Geiſtlichkeit (19,231,362 Reis) eingeſchloſſen.

Durch Vicomte Santarem bekam ich die Berichte des Zollhauſes über die Ein- und Ausfuhr zwiſchen Liſſabon und den Kolonien von Weſtafrika zur Einſicht; allein da der Haupthandel zwiſchen Angola und Braſilien geführt wird, ſo giebt es natürlich darüber keinen Bericht in Liſſabon, und ſo haben wir kein Mittel den ganzen Betrag der Aus- und Einfuhr zu berechnen. *)

---

*) Die Ausfuhr von Liſſabon nach Angola betrug im Jahre 1803 . . . 480,789,012 Reis.
die — nach Cabo de Verd . . . 7,041,930 —
die — nach Benguela . . . . . . 346,231,870 —
dagegen betrug die Einfuhr
von Angola . . . . . . 2,336,000 —
von Cabo Verd . . . . 4,698,000 —
die von Benguela iſt unbekannt.
Dieſe Rechnung läßt eine Bilanz von 827,028,812 Reis, welche durch die entſetzliche Münze dieſes unglücklichen Landes durch Sklaven gedeckt werden mußte, die nach Braſilien verkauft wurden.
Im Jahr 1804 betrug die Ausfuhr von Liſſabon und Oporto nach Weſtafrika 904 Millionen Reis, die Einfuhr von dort 28 Millionen. Wieder eine Bilanz von 876 Millionen. R. gegen Afrika, welche auf die nämliche Weiſe ausgeglichen ward.

(Fortſetzung folgt.)

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Neunte Sitzung.

(Fortſetzung.)

„Man macht uns noch einen andern Vorwurf,“ fährt Cavaignac fort, „über den ich eigentlich Nichts ſagen ſollte, denn er berührt nur unſere Eigenliebe. Wir ſind, ſagt man, eine Art politiſcher Mondſüchtiger, Leute, die ſich in eitle Theorien, Schwärmereien und Chimären verſteigen. Meine Herren, ich denke nicht daran, Ihnen eine Abhandlung über die Vorzüge dieſer oder jener Regierungsform vorzutragen; aber fragen wollen wir nur jene Männer, die ſich poſitive Charaktere nennen, weil ſie unter allen Regierungen Etwas geweſen ſind, was bei uns ſo Viel heißt als weniger oder ſchlimmer denn Nichts; jene Männer, die ſich für mathematiſche Köpfe halten, weil ſie auszurechnen wiſſen, wie Viel eine Stelle im Monat und auf den Tag einträgt; fragen wollen wir ſie doch nur, ob es z. B. nicht eine außerordentliche Schwärmerei war, auf die Reſtauration die Freiheit Frankreichs begründen zu wollen; zu glauben, daß die Charte aufrichtigen Herzens verliehen worden ſey u. ſ. w. Nun, nicht wir ſind es, die an alles Dieß geglaubt haben; oder hätten ſie es geſagt ohne daran zu glauben; in dieſem Falle wären ſie noch etwas Schlimmeres als leichtgläubige Thoren; und doch ſind wir ſo ſehr geneigt, ſie für poſitive Menſchen zu halten. Sollten Das Doktrinäre ſeyn (ich

bediene mich dieſes Wortes, wie es der Gebrauch eingeführt hat) — Männer von Erfahrung und Praxis, welche glauben, daß die heilige Allianz es gut mit unſerer Revolution meine; welche glauben, die ſoziale Frage laſſe ſich mit einigen diplomatiſchen Noten und parlamentariſchen Intriken abhandeln; welche mit vornehmem Geſichte den Witz eines muthloſen Mannes von Geiſt nachbeten: „Das Volk hat ſeine Entlaſſung gegeben;“ die nie an die Revolution des Julius geglaubt haben, als bis das Siegsgeſchrei der Vorſtädte ſie zitternd an ihrem Fenſter traf, und die ſich jetzt damit erluſtigen, ernſthaft zu unterſuchen, ob es eine Revolution geweſen oder ſonſt Etwas; die die Geſchichte aus ihrem Moniteur ſtudiren und die Zukunft vorausſagen, indem ſie verſichern, Polen werde untergehen — mit Einem Worte, jene Leute, die ſich — o unbegreifliche Schwärmerei! — für gewandt und ſtark, die ſich für gemäßigt halten, und auf Einen Streich ſiebenzehn Köpfe fallen ſehen wollen — Männer endlich, die Ihnen zutrauen konnten, Sie würden dieſe an's Meſſer liefern.“ (Zahlreicher Beifall.)

„Man tadelt uns, daß wir uns der beſtehenden Regierung nicht anſchließen wollen. Aber Was ſehen wir ſeit dem Julius? Welches Intereſſe können junge und offenherzige Leute ernſtlich an all den alten Lumpen der Reſtauration nehmen, die man mit einigen mehr oder minder neuen Redensarten aufzuſtutzen ſich bemüht? Wir betrachten dieß Alles mit der größten Gleichgültigkeit; es iſt der letzte Verſuch, den man noch vor uns macht, und wir wiſſen, Was wir davon zu denken haben: um Nichts in der Welt kümmern wir uns weniger.“

Der Präſident unterbricht hier abermals den Angeklagten, indem er ihn auf die Grenzen der Vertheidigung verweist. Cavaignac fährt hierauf fort:

„Ich bin faſt zu Ende. Ich ſprach von dem gegenwärtigen Stande der Dinge, und ſagte, daß es Nichts gebe, um was wir uns ſo wenig kümmern. Der Grund davon iſt, weil wir wiſſen, daß das Schickſal unſers Landes nichts mit allem Dieſem zu thun hat; daß es Deſſen ungeachtet in Erfüllung gehen wird; der Grund davon iſt, weil wir eine richtige Idee von ſeiner Kraft, von ſeiner Beſtimmung, von ſeiner Zukunſt haben; weil wir unſer Vaterland betrachten, wie es die Natur haben wollte, die es nicht zum Herrn, ſondern zum Oberhaupte der civiliſirten Welt beſtimmte, über die es durch ſeine moraliſche Kraft die Univerſalherrſchaft erringen ſoll, von der der Ehrgeiz einiger großen Deſpoten träumte, und die das Genie dieſer großen freien Nation immer ausüben und behaupten wird, ungeachtet der kleinen Staatsmänner, die ſie beherrſchen.

„Deßhalb, meine Herrn, blicken wir voll Vertrauen in die Zukunft, und auf die Kraft unſers Vaterlandes, unbekümmert um die Ungewitter, die man um uns her aufthürmen läßt, und ich wage es, zu ſagen, wenn die Regierung nur Frankreich auf's Spiel ſetzte, ſo würden wir minder darum bangen; denn die Nation ſteht dafür ein, und wir glauben, je furchtbarer der Krieg ſeyn wird, deſto furchtbarer würde auch ſie ihm entgegentreten, unbeſiegbar, wie die Welt Frankreich geſehen hat, als es ſich dem ganzen bewaffneten Europa entgegenſtürzte und es beſiegte, weil nur zwiſchen Sieg oder Untergang die Wahl blieb.

„Aber wenn wir an die unterdrückten Völker denken, die auf uns zählten und die wir vernichten laſſen — dann blutet uns das Herz, denn ſie ſind ſchwach, ihnen hält die Revolution des Julius nicht Wort, und wir werden zu ſpät zu ihrer Rettung kommen. Deßhalb ſchließen wir uns dem Beſtehenden nicht an; denn dem Beſtehenden könnten wir uns nur unter der Bedingung anſchließen, daß es, wenn nicht unſere Anſichten als Partei, doch wenigſtens unſere Hoffnungen als Männer des Julius in Erfüllung brächte: den Untergang des Deſpotismus in Europa.

„Es muß, wie uns dünkt, immer ein großes Prinzip die Politik eines Staates leiten; in England iſt es der Egoismus, und ſeine Regierung hat wenigſtens das Verdienſt, deſſen ſich bewußt geworden zu ſeyn. Frankreich hingegen wird um ſo größer ſeyn, je mehr es für die übrigen Völker wohlthätig wird; ſeine Freiheit beruht in ihrer Freiheit, ſein Uebergewicht in ihrer Entfeſſelung; hierin liegt ſeine Aufgabe, die ſo herrlich und gebieteriſch iſt, daß ſie wohl verdiente, von den poſitiven Männern beachtet zu werden; aber was ſage ich Aufgabe — es iſt die einzige Beſtimmung — die unermeßliche glorreiche Beſtimmung, die Frankreich unter allen Völkern auszeichnet, die aus unſerm Lande die Mutter aller freien Menſchen macht; eine geſegnete Mutterſchaft, die die Völker mit Achtung, die Könige mit Schrecken erfüllt. Und alles Dieſes giebt man auf, um ſich zu Erbärmlichkeiten zu flüchten; man thut Nicht, was der Vernunft der Einen, was dem Herzen der Andern genügen könnte; ſo betrachten auch Dieſe wie Jene Alles mit Geringſchätzung und harren. Wenn die Gefahr kommen wird, wenn endlich die Entwürfe der Fremden zur Reiſe gediehen ſeyn werden: dann wird man ſehen, ob wir utopiſche Träumer oder thatkräftige Menſchen ſind, und vielleicht haben wir es ſchon bewieſen; dann wird man ſehen, ob wir noch gleichgültig bleiben, ob wir die Hände auf den Rücken legen werden, die unſerm Vaterlande dienen können (Beifall), für das wir den letzten Tropfen Blutes willig hingeben werden, das Ihr jetzt auf dem Schaffote vergießen wollt — dieſes Blut, das nicht uns gehört, ſondern unſerm Vaterlande; unſerm Vaterlande, das wir lieben, weil es die Liebe ſeiner Kinder verdient; weil es uns frei gemacht hat; weil es groß iſt; weil es der übrigen Welt theuer, nützlich, furchtbar iſt. Das Vaterland iſt es, dem wir uns geweiht haben; geweiht mit Leib und Seele, nicht als Schwärmer, die ſich in einem Worte berauſchen, ſondern als Menſchen, deren Herz ſich glücklich fühlt, auf dieſer Welt Etwas gefunden zu haben, dem mit Leib und Leben anzugehören edel, ſüß und gerecht iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Der arme Chineſe Hoo-Loo, von deſſen unglücklichem Ende in Guy's-Hoſpital neulich in dieſen Blättern Erwähnung geſchah, war ein Arbeiter in der Faktorei der oſtindiſchen Kompagnie in Canton. Die dortigen Wundärzte weigerten ſich, die Operation vorzunehmen, weil nach den chineſiſchen Geſetzen der Arzt bei dem Tode des Patienten das Leben verwirkt haben würde. Bei der Leichenöffnung zeigte ſich nichts Beſonderes außer einer großen Anzahl von Würmern, die den gewöhnlichen Gartenwürmern glichen und von ungeheurer Größe waren. Es zeigte ſich keine Spur von organiſchem Leiden, außer dem, welches von ſeinem Gewächſe herkam. Die Blutgefäße, die aus dieſem hervorgingen, waren von ungewöhnlicher Größe. Einige dieſer Adern hatten einen halben Zoll im Durchmeſſer. Am Tage vor der Operation ließ man den Deutſchen, von deſſen Leib der Arzt A. Cooper vor eilf Jahren eine ähnliche Geſchwulſt geſchnitten hatte, in's Spital kommen, wo er mit Hoo-Loo über dieſen Gegenſtand mittelſt Dolmetſcher eine lange Unterredung hatte, woraus der Chineſe große Hoffnung ſchöpfte, als ein geſunder Mann wieder in ſeine Heimath zurückkehren zu können. Der Auswuchs ſelbſt hat viele Aehnlichkeit mit einem Kuheuter und beſteht aus einem häutigen Zellengewebe. Man hat es ſeit dem Mißlingen der Operation ſehr bedauert, daß kein Landsmann des Patienten ihr beiwohnte, auch Niemand, der Chineſiſch ſprechen konnte, um mit ihm während derſelben in ſeiner Mutterſprache zu reden, die er allein verſtand. Dieß hätte vielleicht viel beigetragen, ihn zu ermuntern und zu ermuthigen. Einer der Anweſenden, der Chineſiſch verſtand, überſetzte ſeine Ausrufe, die er ausſtieß, kurz bevor er in Ohnmacht ſank und das Hautgewächs vollends abgelöſt war. „Laßt mich los, laßt mich los, Waſſer, Hülfe, Waſſer, laßt mich,“ rief er. Die letzten artikulirten Laute, die er ausſprach, waren: „laßt es bleiben. Ich kann es nicht mehr aushalten. Laßt mich los.“ Hoo-Loo's ſanfte und höfliche Art machte ihm Alle, die ihn kannten, zu Freunden, und die Wärter und Kranken im Spital vergoſſen Thränen bei dem unglücklichen Ausgang der Operation. Auch Proben der engliſchen Wunderlichkeit und Liebhaberei an barocken Dingen kamen bei dieſer Gelegenheit wieder zum Vorſchein; Einer bot für den Hut zwei Guineen und ein Anderer wollte für ſein Schleppgewand die doppelte Summe geben. Die Spitalverwaltung verbot jedoch Etwas von ſeinen Sachen zu veräußern.

*

Es iſt bekannt, daß in England ungeheure Summen verwendet werden, um eine Parlamentswahl durchzuſetzen. Als unerhört in den Annalen der engliſchen Wahlen wurde als Beleg hiefür das Beiſpiel des Hrn. Ewart's angeführt, dem ſeine Wahl zu Liverpool nicht weniger als 90,000 Pfund koſtete. Indeß weiß man, daß Lord Milton für ſeine Wahl in Yorkſhire im J. 1807 eine Ausgabe von 100,000 Pfd. machte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 136. 16 Mai 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Graf Linharey theilte mir eine Handſchrift d'Anvilles mit, die alle Berichte enthält, welche die portugieſiſche Regierung ihm durch ihren Geſandten am franzöſiſchen Hofe M. da Cunha zugeſandt hatte, damit er eine genaue Karte von dieſem Theil von Afrika entwerfen könnte. Die folgenden Auszüge geben das Wichtigſte aus dieſer Schrift; nur muß man ſich erinnern, daß damals das Königreich Motapa noch nicht zerſplittert war.

Man hat gefunden, daß in den Monaten März, April und Mai die Strömung von Kap Lopez gegen Süden läuft, ſo daß man mit Leichtigkeit an dieſer Küſte hinabfährt; da aber die Strömung in den übrigen Monaten gegen Norden geht, während der Wind das Meer in der entgegengeſetzten Richtung bewegt, ſo kann dann die Fahrt nach Süden nur gegen Wind und Fluth geſchehen. Es giebt zwei Regenzeiten, die große dauert fünf Monate, nämlich vom April bis zum Auguſt, während welcher es faſt täglich regnet — der Winter dieſer Gegenden; während der Monate September und Oktober iſt der Regen weniger häufig, und dieſe Zeit kann für den Frühling gelten; von da bis Ende März fällt nie Regen.

Das Königreich Loando iſt ſehr ausgedehnt, und die Eingebornen behaupten. daß ihre Voreltern Bramas hießen. Von andern Eingebornen hören wir, daß das Land früher unter verſchiedenen Stämmen getheilt geweſen, welche wie ihre Nachbarn im Innern ſämmtlich Menſchenfreſſer waren, und in beſtändiger Feindſchaft unter einander lebten. Nach einem langen Kriege zwiſchen den verſchiedenen Häuptlingen gewann endlich Mani-Loango, (d. h. Prinz Loango) die Oberherrſchaft, und unterwarf die übrigen ſeiner Gewalt. Zwiſchen Kap Sette und Kap Lopez ſind die Provinzen Gobbi und Camma; von jener, die ſehr von Seen und Moräſten durchſchnitten iſt, liegt die Hauptſtadt eine Tagreiſe von dem Meer. Zunächſt an Majumba ſtößt die große und wichtige Provinz Calungo. Zwei Lieues ſüdlich von den Gebirgen von Loando läuft der Fluß Quila, der, nachdem er ſich durch eine ſehr fruchtbare Gegend gewunden hat, ſich mit großem Geräuſch in die See ergießt. Er bildet die Grenze zwiſchen Calungo und der Provinz Loango mit der Hauptſtadt des Königreichs Loando, welche von den Negern Boarie genannt wird, aber gewöhnlich Loango heißt. Die Stadt liegt unter 4½° ſüdl. Br. und 1¼ Lieues vom Meer, iſt groß und der Sitz des Königs. Die übrigen Provinzen von Loando ſind Piri, ebenfalls ein bedeutender Landſtrich, und Loando Mogo, außerdem grenzt noch eine Provinz an die letztern, welche mehreren kleinen Häuptlingen gehört, die den König von Loango als ihren Oberherrn anerkennen. Dieſe Neger handeln mit Elfenbein, Kupfer, Zinn, Blei und Eiſen, welche ſie von Minen in einiger Entfernung beziehen; das Kupfer kommt aus den Gebirgen von Sundy, einem von Congo abhängigen Lande. Das Elfenbein, das ſehr ſchön iſt, verſchaffen ſie ſich in Pakameala, oder Bokkemale, aus einer Entfernung von 150 Lieues öſtlich oder nordöſtlich von der Küſte. Der Handel zwiſchen Loando und Pombo, Sundy und Mouſol, der Hauptſtadt des Anzicaino, würde weit blühender ſeyn, wenn nicht die Jagas, welche Räuber und Menſchenfreſſer ſind, die Wege unſicher machten.

Das Klima iſt ſo ungeſund in Pombo, daß, wenn ein Fremder bei Mondſchein reist, ſein Kopf beträchtlich aufſchwillt. Die Einwohner führen einen anſehnlichen Handel mit verſchiedenen Ländern und in weite Ferne. Sie kaufen Sklaven und Matomba-Zeuge, in Jungeno, einem dem Staat von Maceeoi tributbaren Königreich, im Oſten von Cundi und Ocango, wohin auch die Einwohner des großen Staates von Niniamai zum Behuf des Handels reiſen. Die Portugieſen ſchicken ihre Pomberos zum Ankauf von Sklaven und Elfenbein nach Anzico und Mouſol, von denen das erſtere als ein mächtiges Reich im Norden des Zaire jenſeits Loango und Congo beſchrieben wird. Der große Strom, der ſeine Quelle in Manica hat, iſt ſchiffbar, und die Eingebornen der Umgegend bringen auf ihm ihre Waaren in dieſes Land, das etwa 70 Lieues am obern Laufe des Fluſſes, nur zwei Tagreiſen von der Grenze von Manica liegt. Die Stadt, wo der Quitevo, oder König des Fluſſes und des Landes Sofala wohnt, wird Zimbao genannt, mit welchem Namen in dieſen Ländern alle Hauptſtädte, wo ein König ſeinen Hof hat, benennt werden. Die Portugieſen halten zur Erleichterung des Handels zwei Jahrmärkte in Manica, wohin die Kaufleute von Sena und Sofala ihre Waaren bringen, oder wo ſie, wie man ſich ausdrückt, „Gold kaufen.“ An den Ufern des letztgenannten Stroms liegen zwei Staaten, von denen der eine, der ſich von dem Meer aus an beiden Ufern hin in eine große Entfernung erſtreckt, Botonga, der andere, nördlich und öſtlich vom Strom, Bororo heißt; die größte Inſel im Zambeze, nahe bei Sena, heißt Imbragona;

Digitized by Google

ihre ſtärkſte Länge beträgt $10\frac{1}{2}$ und ihre ſtärkſte Breite $1\frac{1}{2}$ Lieues; ſie iſt ſehr fruchtbar, aber Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Sena liegt 40 bis 50 Lieues von dem Königreich Manica, und wird von dieſem durch die Königreiche Baroe und Macumbe getrennt. Auf dem andern Ufer des Zambeze, 7 — 8 Lieues landeinwärts, liegt ein ſehr hohes, aber fruchtbares und wohlbebautes Gebirg, genannt Ching, an deſſen Fuß ein ſchöner Fluß hinſtrömt, der ein Arm des Snabo ſeyn ſoll, eines in dieſen Gegenden ſehr berühmten Stroms, auf dem die Kaffern und die Portugieſen in Sena Handel treiben. Dieſer Fluß fällt 10 Lieues unterhalb Sena in den Zambeze. Von dem Fort von Tete rechnet man 60 Lieues nach Sena; etwa halbwegs bricht der Zamteze durch eine hohe 4 — 5 Meilen breite Gebirgskette, die ſich in großer Länge hindehnt, was der Grund iſt, daß die Kaffern ihr den Namen Lupata oder Rückgrat der Welt gegeben haben. An dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes wird Sena von dem unbedeutenden Strom der Mongas begrenzt, deren König ſich jedoch immer von dem Reiche Motapa unabhängig erhalten hat. Gegenüber von dieſem Staat liegt an dem Fuße der Gebirge im Oſten des Fluſſes ein See, von den Kaffern Rufumbo genannt; er hat drei Lieues im Umkreis und in ſeiner Mitte liegt eine hohe und ſteile Inſel.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Java.

(Schluß.)

Da den Europäern Alles daran liegt, gegenüber den Eingebornen in einem glänzenden Licht zu erſcheinen, ſo haben ſie die Gewohnheit angenommen, alle Handarbeit als unter ihrer Würde zu betrachten; der Handel iſt daher der einzige Gegenſtand, mit dem ſie ſich befaſſen, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſich darauf verſtehen, denſelben ſo gewinnreich als möglich zu machen. So können ſie denn auch in ihren Equipagen, ihren häuslichen Einrichtungen und ihren Tafelgenüſſen einen Luxus zur Schau ſtellen, von dem man keinen Begriff hat. Nachdem mit Butterbrod und Thee gefrühſtückt worden, laſſen die reichen Kaufherren ihre Kutſchen anſpannen, und fahren nach ihren Komptoiren in der Hauptſtraße der Altſtadt. In vier Stunden ſind ſie mit allen Geſchäften fertig, worauf ſie nach ihren Hotels zurückkehren, wo das Mittagsmahl ihrer wartet. Nach Tiſch macht man die Toilette, und die wegen der tödtlichen Hitze bis jetzt unzugänglichen Promenaden verwandeln ſich in das belebteſte Panorama. Da iſt ein allgemeines Aufgebot von Pracht, Eleganz und Koketterie; der ſtolze „Edle" fährt mit langſamer Würde einher, von vier reich geſchirrten Paradepferden gezogen; blitzſchnell eilt neben dieſer ſchweren Maſchine die zierliche Kaleſche des engliſchen Kaufmanns mit acht kleinen Bymapferden vorüber; hinter ihm folgt, etwas weniger raſch, ein phlegmatiſcher Holländer, mit behaglicher Nachläſſigkeit im Wagen ausgeſtreckt, noch die Pfeife ſchmauchend, welche er beim Deſert anſteckte, während ſein wachſamer Diener bereit ſteht, mit der langen Lunte, welche an der Kutſchenachſe hängt, alle die Pfeifen anzuzünden, welche jener während ſeiner Spazierfahrt noch rauchen wird; da und dort bemerkt man artige Cavalcaden und leichte ein- oder zweiſpännige Kabrioletten, in welchen junge Herren mit erſtaunenswerther Gewandtheit das Gedränge durchſchneiden. Iſt die Promenade vorbei, ſo geht man nach Hauſe, die Damen ſchenken in ſilbernen oder vergoldeten Taſſen abwechſelnd Thee und Kaffee ein; die männliche Geſellſchaft ſetzt ſich um die mit Bier, Liqueur und verſchiedenen Weinſorten beladene Tafel und bläst den Damen die Tabakswolken ins Geſicht. Der folgende Tag bringt die nämlichen Beſchäftigungen und die nämlichen Vergnügungen, und in dieſem ewigen Einerlei lebt man das ganze Jahr. Auf dem gleichen Fuß treiben es die Kreolen. Dieſe Klaſſe hat eine ſehr dunkelbraune Geſichtsfarbe und die malayiſchen Züge ihrer Mütter *) verleugnen ſich nicht. Uebrigens ſind ſie gut gewachſen, und ihre Phyſiognomie iſt zuweilen eines ſehr geiſtvollen Ausdrucks fähig. Aber in der Erziehung völlig vernachläſſigt, und von Jugend auf von einem Troß gefälliger Sklaven umgeben, die allen ihren Leidenſchaften entgegenkommen, ſind ſie faſt insgeſammt in tiefe Sittenloſigkeit verſunken. Mädchen aus den erſten Familien kennen oft nicht einmal die einfachſten Anfangsgründe des Unterrichts. Man darf deßwegen auch bei den Damen in Batavia, ob ſie es gleich an Putz nicht fehlen laſſen, nicht die Reize ſuchen, welche der feingebildeten Europäerin einen ſo mächtigen Zauber verleihen; ſie fühlen Dieß auch, und eine ſolche mag ſich vor ihrem Haß wohl hüten. Man behauptet, daß viele Perſonen, die in Batavia vermeintlich an den Folgen des Klima's ſterben, ihr Schickſal lediglich weiblicher Eiferſucht verdanken, die ſie gereizt haben, und die ſich nun an ihnen mit Gift rächt.

Die Entwicklung der Mannbarkeit iſt auf Java ſo frühzeitig, daß Ehen, wo die Frau erſt ſieben bis acht Jahr alt iſt, unter den Malayen nicht ſelten ſind. Wenn ein junger Malaye um ein Mädchen ſich bewirbt, und ihrer Neigung ſich verſichert hat, ſo begiebt er ſich zu ihrem Vater, und hält um ihre Hand an. Daß dieſer ſich, ehe er ſeine Einwilligung ertheilt, zuerſt erkundigt, ob ſein künftiger Eidam ſo viel Vermögen beſitze, um eine Frau zu ernähren, verſteht ſich von ſelbſt, und die malayiſchen Geſetze lauten in dieſer Beziehung beſtimmt. Hat der junge Mann, der höchſtens ſechzehn oder achtzehn Jahre zählt, die Einwilligung der Eltern, ſo ſetzt er ſeine Verwandten davon in Kenntniß, die ſich ſofort verſammeln. Es wird Muſik beſtellt, wobei zwei oder drei Hoboiſten die Hauptrolle ſpielen, und mit dieſer an der Spitze hält man einen feſtlichen Umzug durch den Ort. Dieſer Zug kann aus fünfzig Perſonen, Männern und Weibern, beſtehen, und jede der letztern — Mutter, Schweſtern, Baſen und Freundinnen tragen Körbe mit Kuchen, Früchten und Zuckerwerk. Der Bräutigam ſelbſt, eine unbeſtilpte ſchackoförmige Pappendeckelmütze auf dem Kopf und Nichts am Leib als Hoſen, reitet auf einem wilden Renner, einen Anſtreicher mit Farbentopf und Pinſel als Stallmeiſter neben ſich, der, ehe man das Haus verläßt, alle Theile des Leibes, die nicht von den Hoſen bedeckt ſind, gelb bemalt, und keinen Augenblick verliert, die Farbe, wo ſie ſich verwiſcht, wieder herzuſtellen. Der Zug, der Morgens aufbricht, kehrt nicht vor Abend heim und hält nur an,

*) Die Malayen zeichnen ſich durch breite, platte Naſen, großen Mund, etwas chineſiſche Augen, lange ſchlichte Haare und röthlich dunkle Geſichtsfarbe aus.

Digitized by Google

wenn man Erfriſchungen nehmen will; der Bräutigam ſteigt faſt nie vom Pferde und läßt ſich von ſeinem nächſten Verwandten füttern Mit Einbruch der Nacht langt man in ſeinem Haus an, wo ein Bankett anfängt; die Braut iſt bei dem ganzen Verlauf nicht anweſend. Am folgenden Tag wird die nämliche Ceremonie mit ihr durchgeführt, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht reitet, ſondern in einem Palankin ſitzt, und auch der Anſtreicher fehlt; jetzt erſt gilt die Hochzeit als vollendet.

So burlesk und luſtig eine ſolche Brautfahrt ſcheinen mag, ſo iſt doch der Charakter der Malayen bei aller Sinnlichkeit mehr finſter und in ſich gekehrt, und Nichts geht ihnen daher über das Vergnügen ſich mit Betel oder Opium zu berauſchen. Manche bringen ganze Nächte mit Einathmen dieſer betäubenden Dünſte zu und müſſen dieſe Unmäßigkeit oft theuer büßen. Das Opium wirkt zuweilen ſo ſtark auf die Nerven, daß ſie in einen augenblicklichen Wahnſinn gerathen, den Kris in der Hand durch die Straßen rennen und Jeden niederſtechen, der es wagt ihnen in den Weg zu treten und ſie aufzuhalten. Die Malayen nennen Dieß ein Amok; in einem ſolchen Fall bewaffnet ſich Jedermann, um auf den Berauſchten, wie auf einen wüthenden Wolf oder Hund, Jagd zu machen, und der arme Malaye kommt faſt immer um. *)

*) Am 15 Oktober 1819 ging Hr. Perrottet nach Manilla unter Segel.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Neunte Sitzung.

(Fortſetzung.)

„Dieß, „fährt Cavaignac fort,“ ſind unſere Gefühle, Dieß unſere Grundſätze; denn wir trennen Beide nicht von einander. Und dennoch befinden wir uns hier auf dieſer Bank, wo mehrere von unſern Brüdern ihr Todesurtheil im Namen Ludwigs XVIII verkündigen hörten. Wenn ich umherblicke und an den Soldaten, die uns bewachen, die dreifarbige Kokarde ſehe, die wir ihnen zurückgegeben haben, ſo kann ich kaum meinen Augen trauen. Man ſtelle dorthin doch Schweizer, Soldaten der königlichen Leibgarde, und ich will es begreifen; wir könnten uns dann in die Zeit unſers theuern und unglücklichen Bories zurückverſetzt glauben; glauben, daß noch Karl X regiere, und uns nicht darüber betroffen fühlen, daß er auch uns mit dem Henkerbeile treffen wolle, wie er Jenen vor acht Monaten getroffen hat (Bewegung unter den Zuhörern). Ich kann es nicht verſchweigen, meine Herren, mit einem Gefühle tiefen Unwillens ſehe ich unſere Gefährten, lauter Waffenbrüder des Julius: den tapfern Guilley, der aus der trefflichen Schule von Unteroffizieren hervorgegangen iſt, von denen ſich Frankreichs Heer eine ſo mächtige Zukunft verſprechen darf; d'Herbinville, den noch geſtern erſt ein Soldat unſerer Wache mit Thränen umarmte, weil er ihm an den Juliustagen das Leben rettete; Trelat, der mit ſo milden Sitten eine ſo feſte Sinnesart verbindet; und vor Allen ihn, Guinard, meinen beſten Freund, den ich ſtets zuerſt auf der Breſche ſah; der mit Verſchwendung Opfer brachte; der ſeinen ſennigen Arm in den Gefechten des Julius ermüdete, und dann, jederzeit um ſeine eigenen Angelegenheiten am Wenigſten beſorgt, ſich ganz dem Dienſte unſerer braven Pariſer weihte, der thätig, wo immer er nur den Armen hülfreich ſeyn konnte, ſelbſt die Liebe und Achtung Derer vermehrte, die ihn am Meiſten liebten und achteten Und Dieß ſind die Männer, die zur öffentlichen Rache bezeichnet ſind, und von Wem? Doch nein, zu ſolchen Männern will ich nicht ſolche Namen fügen; überliefern wir dieſe Namen der Schande, mit der wir ſie ſchon bedeckt haben; übergeben wir ſie der öffentlichen Meinung, die ſie gegen uns aufrief, und je ſtrenger dieſe ſie richten wird, deſto gerechter wird ſie ſeyn.“

„Doch nicht die Regierung klagen wir der Undankbarkeit an: wir haben niemals Etwas für ſie gethan; nicht um ihrer willen haben wir in den Juliustagen gefochten; nein — wir klagen ſie nicht des Undankes an, aber der Ungerechtigkeit. Man hat damit angefangen, uns den ſchmachvollen Ränken einer außergeſetzlichen Polizei in die Hände zu liefern, einem organiſirten Syſtem von Verleumdungen; man hat unſere Mitbürger, unſere Waffengefährten gegen uns aufgewiegelt, um endlich dieſe ſchöne pariſer Artillerie aufzulöſen, von der man ſich Alles verſprechen durfte. Dann verweigerte man unſern dringendſten Forderungen eine Unterſuchung, die dieſem Prozeß vorgebeugt haben würde, und endlich beraubte man uns unſerer Freiheit, um auf Thatſachen, deren Werth Sie jetzt zu würdigen im Stande ſind, eine Anklage auf Leben und Tod zu bauen. So haben Die, welche in dem Miniſterprozeſſe gegen die Anwendung der Todesſtrafe ſich erhoben, dieſe gegen uns aufgerufen! So würde dieſes Hotel de Ville, wo die Männer des Julius kämpften, noch ein Mal einige derſelben ſterben geſehen haben, während die Regierung alle ihre Mittel und Kräfte aufbot, jene Miniſter davon fern zu halten, die in dem Blute der Pariſer badeten!

„Dieſe Begünſtigung ſcheint vielleicht unerklärlich; doch wir können dazu leicht den Schlüſſel finden. Die Miniſter Karls X haben in den Augen gewiſſer Leute nur ein Unrecht begangen — daß ihr Verſuch mißrieth; wir haben ein großes Verbrechen begangen, weil wir ihnen daran hinderlich waren. Uebrigens durch ihre Verdammung hätte man ihren Brüdern von der heiligen Allianz mißfallen; durch unſere Verfolgung macht man ihnen Vergnügen. In der That, wenn man, wie wir oft unter einander ſagten, dem Auslande den Beweis geben wollte, daß man gar nicht des Sinnes ſey, mit den Juliusmännern Brüderſchaft zu machen, ſo war dieſer Prozeß ganz verſtändig und erreichte auf dieſer Seite völlig ſein Ziel; wenn man ihn einleitete, um zu zeigen, daß man vielmehr Nichts lieber wünſche, als ſie zu treffen, und daß hierzu der frivolſte Anlaß hinreiche, ſo hat man ſeine Abſicht bewunderungswürdig durchgeſetzt.

„Die Ariſtokratie von Europa verabſcheut die Männer des Julius; als Preis eines trügeriſchen Friedens hat ſie ſchon lange gefordert, daß man unter ihnen ein Dutzend herausnehmen und ſchlachten ſolle; Das ſind Gefälligkeiten, die gute Nachbarn wohl von einander verlangen dürfen.

„Man hat Ihnen, meine Herren, zu verſtehen gegeben, wir ſeyen ſo anmaßend, in uns die letzte Revolution perſonifizirt darſtellen zu wollen: wahrlich, hiezu müßten wir doch recht große Narren geweſen ſeyn. Nein, wir halten uns durchaus nicht für die einzigen Stützen der Freiheit, wie man geſtern ſagte. Dank dem Himmel, wir verlieren uns in dem anſpruchloſen Haufen der guten Bürger, die ſich um ſie herdrängen. Sie hätten uns umkommen laſſen können, ohne dadurch das Mindeſte zu gewinnen, nicht ein Mal unſere Abweſenheit würde bemerkt worden ſeyn. Die Revolution iſt die ganze Nation; unſer Vaterland iſt es, welches das Befreiungswerk vollbringt, wozu es von der Vorſehung der Völker beſtimmt iſt; ganz Frankreich iſt es, das gegen dieſe ſeine Pflicht erfüllt hat. Wir haben nur gegen Frankreich unſere Pflicht erfüllt, und ſo oft es unſer bedarf, wird es uns finden, Was es verlangt, erhalten.“

Lange andauernder Beifall folgte dieſer Rede, die mit großer Würde und Energie vorgetragen wurde.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner der britiſchen Inſeln. *)

In England, deſſen Bevölkerung aus Sachſen, Walliſern und andern beſteht, herrſcht der ſächſiſche, in Schottland, wo die Pikten und die Celten den Hauptſtamm bilden, im Ganzen der piktiſche, in Irland, deſſen Beſtandtheile eine Miſchung von Celten und Mileſiern ſind, der celtiſche Charakter vor. Ueberall giebt die Mehrzahl dem Volke das Hauptgepräge.

1. Die Engländer.

Beinahe in uranfänglicher Reinheit ſind die engliſchen Sachſen noch

*) Blackwood's Edinburgh Magazine.

Digitized by Google

an der Oſtküſte vorhanden, verbreiten ſich durch das ganze Land, und kommen vielleicht der Geſammtzahl der übrigen Bevölkerung Englands gleich.

Der engliſche Sachſe, oder der Engländer ſchlechtweg, unterſcheidet ſich von den anderen Stämmen durch einen kleinen Körperbau, kurzen Hals, kurze Glieder, ſtarken Rumpf und große Lebensorgane, eine helle Farbe der Augenbraunen und des Haupthaars, durch ein breites Geſicht, große Stirn, runden und kleinern Hinterkopf.

Wenn der Engländer geht, ſo wälzt er ſich gleichſam auf ſeinem Schwerpunkte fort, indem er zuerſt die eine, dann die andere Seite vorwärts ſchiebt. Seine Geiſteskräfte ſind nicht ausgezeichnet; aber von einer völligen Leidenſchaftloſigkeit unterſtützt, bilden ſie einen Charakter, der ſich gleich ſehr durch Einfalt, wie durch praktiſchen Gehalt empfiehlt. Der Grundton desſelben iſt ruhige Beobachtung, Geradheit und Beharrlichkeit. Sein kalter Beobachtungsſinn dient anderen zwar untergeordneten, aber deßhalb nicht unwichtigen Zügen zur Baſis. Eine der hervorſtechendſten unter dieſen iſt jene Wißbegierde, die gerne forſcht, aber Nichts als ein Wunder anſtaunt. Das Nil admirari gilt ihm als Geſetz; hiezu kommt noch jene Zurückhaltung, welche den Engländer nicht weniger auszeichnet. Aus ſeiner Geiſteseinfalt geht die ihm eigenthümliche Schlichtheit und Ungeſchlachtheit hervor, die ihn ſo tüchtig für die Geſchäfte des Lebens macht, und ihm als Handelsmann Geltung giebt. Er haßt (wenn er überhaupt des Haſſes fähig iſt) alle Winkelzüge, und findet für ſich ſelbſt die unlautern Artigkeiten der Umgangsetikette unbehaglich. Daher auch eine Stätigkeit und Sicherheit in ſeinem Benehmen gegen Alle, die mit ihm zu thun haben, wie man ſie ſelten trifft. Nichtgrübeln iſt Prinzip ſeiner Moral, das Herkommen, nicht die Gerechtigkeit das ſeiner Rechtspflege: daher, wenn ſeine Rechte angetaſtet ſind, jenes Brummen, welches, deutlich vernommen, ſie wirkſam ſchützt. Daher jener Gemeinſinn, welcher ihn zur Stunde der Gefahr gleich ſeinen übrigen Landsleuten beſeelt und Reſultate hervorruft, welche das Erſtaunen und die Bewunderung der Völker um ihn her erwecken. Die erſte dieſer Grundeigenſchaften ſtößt den Ausländer von ihm ab, ſein Stätthun und Anſichhalten erſcheint ungeſellig, iſt aber von ſolchen Charakteren unzertrennlich, und zeugt nicht ſowohl von Stolz als von jener Achtung der eigenen Anſicht, zu der er ſich berechtigt glaubt, und die er ſelbſt in Andern ehrt. Selten iſt er gegen Untergebene übermüthig, oder furchtſam gegen Obere. Er wird von keiner Muſik hingeriſſen, lacht nicht in dem Luſtſpiel, ſchreit nicht in der Tragödie, giebt kein Zeichen von Freude oder Leid bei den Begegniſſen des Lebens, er hat keinen genauen Begriff von Schmerz oder Elend, weiß Nichts von Extaſe, hat aber einen ſcharfen Blick für das Lächerliche. Auch in häuslichen, geſelligen und politiſchen Bezügen leitet ihn mehr Pflichtgefühl als Neigung. Zum Belege der ſittlichen Höhe, die ein ſolcher Charakter erreichen kann, erinnere man ſich der einfachen und hochſinnigen Ermahnung, welche Nelſon ſeiner Flotte vor dem Sieg von Trafalgar gab: England erwartet, daß Jeder ſeine Pflicht erfüllt! Wo finden wir ein Seitenſtück ſelbſt in den ausgeſchmückten Berichten aus der glorreichſten Römerzeit? Glücklicherweiſe iſt dem Engländer ein Uebermaß von Haß wie von Liebe unbekannt. Rache verabſcheuet ſeine Natur. Selbſt der Klopffechter ſchüttelt dem Gegner die Hand, bevor er den Kampf beginnt; er führt keinen Streich, wenn dieſer zu Boden liegt, der Sieg giebt keinen Triumph, die Niederlage keine Schmach.

Der außerordentliche Werth eines ſolchen Charakters liegt am Tag. Ihm verdankt England ſeine Freiheit, ſeinen Handel; weder der Schotte noch der Ire hätten ſie errungen. Wenn der Engländer aber auch keine hervorragenden Geiſtesgaben beſitzt, ſo hat er dagegen auch keine heftigen Leidenſchaften. Dieſe ohne jene würden ihn zu Grunde richten.

Jede fremde Charakterzumiſchung durch Zwiſchenheirathen iſt deßhalb ein ſehr zweifelhafter Gewinn für ihn. Betrachten wir die Vermiſchung der Sachſen mit den ſie umgebenden Volksſtämmen. Unvermiſcht mit den Nachkommen der immer noch unterſcheidbaren Eindringlinge finden wir auf den engliſchen und ſchottiſchen Küſten noch Volksmaſſen, deren Charakter dem der Bevölkerungen auf dem gegenüberliegenden Feſtlande genau entſpricht. Im Weſten dagegen vermiſchten ſich die Sachſen mit den Walliſern, ohne dadurch zu gewinnen, da dieſe ihnen Leidenſchaft, aber nicht höhere Geiſteskraft mittheilten. Die Walliſer ſind in der That bereits ein Amalgam von Celten und Sachſen, wie ihre Geſichtsbildung und Sprache verräth. Hier erzeugt die wilde Phantaſie und Leidenſchaftlichkeit der erſtern mit der Beharrlichkeit der letztern jenen dumpfen Myſticismus und finſtern Ingrimm, der oft zu den furchtbarſten Folgen führt. Im Süden vermiſchten ſich die Sachſen mit den Franzoſen, wie man aus der dunklern Geſichtsfarbe der Südländer erkennt; hier finden ſich Spuren franzöſiſchen Scharfſinns und größere Liebenswürdigkeit des Charakters, im Norden mit den Pikten, wie man aus den ſchlankern Geſtalten der Yorkſhirer und Lancaſhirer, und der nördlichen Bevölkerung überhaupt erſieht; daher auch das höhere Geiſtesvermögen, das ſich in der erfinderiſchen Induſtrie zu Mancheſter, Sheffield, Leeds u. ſ. w. zu Tage legt.

Obgleich nun England ſelbſt wenige Elemente zur Veredlung des Sachſenſtammes enthält, ſo hat dieſer doch ſo viel eigenen Gehalt, und wirddurch die leichte Beimiſchung der entferntern Pikten, der ſkandinaviſchen und däniſchen Geſchlechter ſo vortheilhaft aufgefriſcht und verbeſſert, daß er ſeinen Urſtamm auf den Gegenküſten Frieslands u. ſ. w. bei Weitem übertrifft. Zugleich iſt er ſo ſehr über das ganze Land verbreitet, daß alle andern Volksarten Englands vor ihm verſchwinden. Wie verrückt der dumpfe Myſticismus, wie abſcheulich die finſtere Leidenſchaft von Wales neben dem hellen Verſtande und der leidenſchaftloſen Beſonnenheit Englands erſcheinen, wie beſchämt ſich der Walliſer unter dem zahlreichern, durch ſchlichten Verſtand, aufrichtige Unparteilichkeit wie durch Geſittung und Wohlſtand vor ihm ausgezeichneten Sachſen fühlen muß, läßt ſich begreifen. Eben ſo augenfällig iſt, wie gemein der verſchmitzte Scharfſinn, wie ſchlangenartig die beugſame Zuvorkommenheit des Schotten — wie boshaft ſein Parteigeiſt ſelbſt in dem Heiligthum der Wiſſenſchaft — wie ſataniſch ſein konſequenter Verfolgungsgeiſt — wie argliſtig ſeine lauernde Berechnung, wie unrechtlich der durch ſo unheilige Mittel aufgehäufte Mammon in dem guten Alt-England erſcheinen muß; während ſelbſt der überlegene Verſtand vor dem ruhigen Blicke des ehrlichen, zuverſichtlichen Engländers zurückſchreckt. Ebenſo läßt ſich denken, wie höchſt werthlos und verächtlich in England der Irländer bei ſeinem gänzlichen Mangel an Beſonnenheit, Grundſätzen und Induſtrie und wie wohlverdient das iriſche Elend erſcheinen muß; und es iſt nur gar zu ſehr zu fürchten, daß die natürliche Wirkung dieſer unvermeidlichen Verachtung den Intereſſen Irelands nachtheilig werde.

Vermiſchte Nachrichten.

Das ſogenannte harlemer Meer exiſtirt erſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert. Es war das Reſultat einer großen Kataſtrophe, in welcher mehrere Dörfer von den Fluthen begraben wurden. Seit dieſem furchtbaren Ereigniß hat der Ozean eine große Landſtrecke überſchwemmt, und bedroht unaufhörlich mit neuen Einbrüchen. Kaum ſind es zwei Jahrhunderte, als die Kirchen der Dörfer Alsmeer und Leymuiden nah 1700 Ellen von dem harlemer Meer entfernt lagen. Jetzt beträgt die Entfernung noch 100, und ohne einen Damm wären ſie längſt nicht mehr. Der Andrang der Waſſer nimmt von Tag zu Tag zu, und die Unterhaltung der Dämme wird dadurch immer koſtſpieliger; gegenwärtig koſtet ſie jährlich 30.000 Gulden, und wie man berechnet, ſteigt die Summe, welche ſie vom Anfang an dem Staat 6.640 gekoſtet hat, auf 6.640.000 Gulden. Aus vielfachen und genauen Sondirungen weiß man, daß die mittlere Tiefe des Sees ſich nicht über 12 bis 15 Fuß beläuft, und daß der Grund aus einem vortrefflichen Boden beſteht, der aus ungleichen Schichten Torf, Pflanzenerde und Thon zuſammengeſetzt iſt, und, trocken gelegt, zu Waldung und Ackerland ſich gut eignen würde. Hr. v. Stappers hat daher, unter der Bedingung, daß man ihm den See mit den benachbarten Sümpfen als Eigenthum überließe, der Regierung einen Plan zur Austrocknung vorgelegt. Kommt dieſes wirklich rieſenhafte Unternehmen, das durch eine Aktiengeſellſchaft mittelſt eines Kapitals von 6.000.000 (in 12.000 Aktien zu je 50 fl.) begonnen werden ſoll, und zu deſſen Behuf Hr. v. Stappers mehrere Schöpfmaſchinen erfunden hat, zu Stande, ſo gewinnt ganz Nordholland ein neues Anſehen.

Ueber die Verheerungen der Brechruhr in Aſien lauten die Nachrichten betrübend. In Calcutta hatte im Oktober die Seuche namentlich auch unter den Europäern zahlreiche Opfer weggerafft. In Dſcheſſer wüthete ſie dagegen mehr unter den Eingebornen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 137. 17 Mai 1831.

Ueber die Lage der hottentotiſchen Bevölkerung auf dem Kap. *)

Die jetzigen Hottentoten und Buſchmänner ſind Nachkommen der verſchieden benannten Horden, welche von den erſten holländiſchen Anſiedlern auf der Süd- und Südweſtgrenze des afrikaniſchen Feſtlandes angetroffen wurden, und deren Gebiet die ungeheure Länderſtrecke zwiſchen dem Elephantenfluß im Norden, und dem indiſchen Ozean umfaßte. Derjenige Stamm, deſſen in den Berichten der holländiſchen Regierung nach der bleibenden Niederlaſſung an der Tafel-Bai im J. 1651 zum erſten Mal Erwähnung geſchieht, waren die Saddanah's; mit dieſen knüpften die Diener der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie den erſten Verkehr an, der in einem Austauſch von Eiſen- und Kupferartikeln gegen Schafe und Rinder beſtand. Ungeachtet der Abſicht der Kompagnie, dieſen Verkehr auf die Verproviantirung ihrer Schiffe zu beſchränken, ſcheint derſelbe ſich bald durch Privattheilnehmer bis zu den Horden am Brudefluß ausgedehnt zu haben, und alle Anſtrengungen der Regierung, die Wilden gegen die Folgen eines betrügeriſchen und ungleichen Handels zu ſchützen, wurden von den Koloniſten vereitelt, die ſich zuletzt nicht entblödeten ſelbſt zu Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen, und in Streifparteien ausziehen, um ſich des Viehes der wehrloſen Eingebornen zu bemächtigen. Die durch die Weißen verübten Frevel, wovon endlich die Kunde die Kompagnie in Holland erreichte, waren ſo zahlreich und allgemein, daß die Direktoren es für unpolitiſch erachteten, die Sache zur Unterſuchung zu bringen, und nach einer ſchwachen Drohung, eine ſcharfe Ahndung im Wiederholungsfall dieſer Unbilden eintreten zu laſſen, den Viehhandel frei erklärten.

Die Vertheilung des Landes unter die holländiſchen Anſiedler, während die Horden noch über daſſelbe zerſtreut waren, ſetzte die Einwanderer natürlich der Rache und den Plünderungen der Buſchmänner aus, und die amtlichen Meldungen aus jener Zeit gedenken daher häufiger Expeditionen, die, um jenen Feindſeligkeiten Einhalt zu thun, unternommen wurden, und in einem Fall geradezu unbarmherziger Weiſe die Ausrottung des ganzen Volks bezweckten. Ward dieſer Plan auch nicht zur Ausführung gebracht, ſo mußte doch die Vertreibung der Buſchmänner von den Ländereien, die ſie als Weideplätze benützten, und ihre Verweiſung in waſſerleere Gegenden, ſo wie der fortwährende Vertilgungskrieg der Koloniſten, die nach Laune in den benachbarten Kraals Einfälle machten, und gewöhnlich Alles niedermetzelten, die eingeborne Bevölkerung ſehr vermindern.

Dieſe den Grundbeſitz der Hottentoten beſchränkende Maßregel war indeſſen nicht bloß eine Folge der Fortſchritte der Koloniſation — ſie ſollte auch ein Mittel werden, den Geſchmack am Wanderleben ihnen abzugewöhnen; wirklich erließ die Kolonialregierung im J. 1787 ein förmliches Dekret, worin ſie ihnen verbot, ihren Aufenthaltsort zu verändern und ſich mit Päſſen zu verſehen befahl. Dadurch ſollten die Hottentoten in eine unmittelbare Abhängigkeit von den Koloniſten verſetzt werden; von einem Gefühl des ihnen geſchehenen Unrechts geleitet bedrohte aber die Regierung zugleich in einer Proklamation mit körperlicher Züchtigung und Vermögenskonfiskation jeden Koloniſten, der es wagen würde, einen von ihnen zu mißhandeln, oder von ihren Weibern und Kindern gewaltſam zu trennen. Dieſelbe Strafe wurde Jedem angekündigt, der die Flüſſe Baviaan's oder Tarka überſchritte, oder Waffen und Munition an Eingeborne veräußerte. Allein die holländiſchen Koloniſten auf den Grenzen ließen ſich ihre alte Gewohnheit die Eingebornen zu verfolgen nicht ſo leicht nehmen, und ein Landdroſt in dem Diſtrikt Graaff Reynett verſichert aus eigener Erfahrung, der Charakter der Feldkommandanten, unter denen die bewaffneten Aufgebote der Bauern ſtanden, machten ſie nur zu geneigt, manchen Mißbräuchen freien Spielraum zu geſtatten. Als er verſuchte, ein friedlicheres Verhältniß nach Außen zu begründen, ſo erklärten ihm die Koloniſten geradezu, er verlange eine Unmöglichkeit. Glücklicher war er in ſeinen Bemühungen, den Zuſtand der inländiſchen Buſchmänner zu verbeſſern; mehrere Einwohner unterſtützten ihn hierin und äußerten ihre Bereitwilligkeit zum Unterhalt der bedürftigſten Familien Rindvieh und Schafe beizuſteuern. Dieſe humanere Politik erhielt den ungetheilten Beifall des Gouverneurs Macartney, der damit eine Anerkennung von Autorität in der Perſon ihrer Häuptlinge verband, die Zuweiſung hinreichender Ländereien an die Stämme verfügte, und ihr Eigenthum und ihre Kinder unter den Schutz der Geſetze ſtellte.

Die wohlthätigen Folgen dieſer veränderten Behandlung der Buſchmänner zeigten ſich in dem Aufhören ihrer räuberiſchen Angriffe und in dem Umſtand, daß ſie in einem Augenblick ruhig blie-

*) Nach dem auf Befehl des britiſchen Parlaments am 1 Julius v. J. gedruckten Berichte des Hrn. John Thomas Bigge.

Digitized by Google

ben, als die Kaffern, aufgereizt und ermuthigt durch unzufriedene europäiſche Anſiedler, über den Fiſchfluß vorrückten, mit den Hottentoten in Uitenhage ſich vereinigten und gegen die Einwohner dieſes Diſtrikts wie gegen die von Graaff Reynett einen verderblichen Krieg eröffneten. Die Schwierigkeit, einer ſo anſehnlichen Maſſe mit Erfolg Widerſtand zu leiſten, fühlte der Befehlshaber der brittiſchen Truppen ſehr wohl, und es wurde die Hauptaufgabe des Generalmajors Dundas den Bund der Hottentoten und Kaffern aufzulöſen. In einem Brief, welchen er zu dem Ende an den Kommiſſär der Grenzdiſtrikte, Hrn. Maynier, ſchrieb, ermahnt er ihn vor allen Dingen ſein Augenmerk auf die Hottentoten am Sonntagsfluß gerichtet zu halten, und alle Maßregeln zu ergreifen, um dieſe Niederlaſſung in guten Stand zu ſetzen, damit hier alle, die des Dienſts auf den Meiereien überdrüſſig wären, ein Unterkommen fänden. Auch bekam Hr. Maynier den Auftrag, ein Verzeichniß von ſämmtlichen noch unbeſetzten Grundſtücken einzuſenden, wo Hottentoten untergebracht werden könnten. Solche Grundſtücke, die ſich in Zwartebergen und am Kleinfluß fanden, wurden zwei Häuptlingen zugetheilt; eine Zahl Hottentoten aber, die ſich mit dem Bauerndienſt nicht befreunden wollten, nebſt einigen, die ſich nach Graaff Reynett geflüchtet, wurden an einem Ort zwiſchen Uitenhage und der Algoa-Bai, der jetzt Bethelsdorp heißt, verſammelt und der Obhut des Dr. Van der Kemp und zwei anderer Miſſionäre übergeben.

Dieſe hottentotiſche Pflanzſchule, ſo wie eine andere, welche die mähriſchen Brüder in dem Diſtrikt Stellenbosch errichteten, empfahl General Dundas, als er im J. 1803 die Kolonie verließ, dem Wohlwollen der wiedereingeſetzten bataviſchen Regierung, die auch nicht ermangelte, wie man aus einem Erlaß an den Landdroſt von Schwellendam erſieht, die Anſprüche der Hottentoten und der farbigen Klaſſen auf Freiheit, Sicherheit und Lebensunterhalt in einem Land zu würdigen, das nach dem emphatiſchen Ausdruck des Generals Janſens urſprünglich ihr ausſchließliches Eigenthum war. Der General erklärte, daß Perſonen, welche Hottentoten in ihren Dienſten hielten, kein Recht hätten, dieſelben zu beſtrafen und verlangte, daß alle dahin einſchlagenden Kontrakte ſchriftlich und in geſetzlicher Form abgefaßt ſeyn ſollten. Bei dieſer Erklärung ſcheint es aber ſein Bewenden gehabt zu haben. Man führte an, die erſten Koloniſationsverſuche, welche Dr. Van der Kemp mit den Hottentoten anſtellte, ſeyen mißlungen; allein bei der Kürze der Zeit und unter den ungünſtigen Verhältniſſen, unter welchen das Unternehmen begonnen worden, konnte ein ſolches theilweiſes Mißlingen rückſichtlich der Ausführbarkeit deſſelben noch Nichts entſcheiden, und es war gewiß auch nicht der Grund, warum die holländiſchen Behörden dem Miſſionsweſen ihre Unterſtützung entziehen zu müſſen glaubten. Offenbar waren ſie jeder Veränderung in der bürgerlichen Lage der Hottentoten abgeneigt. Als der Kommiſſär de Miſt den Plan zu einer kirchlichen Organiſation entwarf, that er es mit ausdrücklichem Vorbehalt des Rechtes des Gouverneurs die Zahl und den Ort der Miſſionen zu beſtimmen, machte den Miſſionären bei ihren apoſtoliſchen Wanderungen die Einholung einer beſondern Erlaubniß zur Bedingung und bedeutete ihnen, ſich in die weltlichen Angelegenheiten der Hottentoten nicht zu miſchen. Später hieß General Janſens in einer Proklamation die Bemühungen eigens bevollmächtigter Perſonen ihre heidniſchen Brüder jenſeits der Grenze zu civiliſiren und zu unterrichten zwar gut, und verſprach ihnen ſogar den Beiſtand der Regierung, verordnete aber, daß Dieß in einer Entfernung geſchehen müſſe, in welcher kein täglicher Verkehr mit den Hottentoten der Kolonie Statt haben könne. Indem er hierauf die Exiſtenz der mähriſchen Miſſion in Bavianns Kloof, der des Hrn. Kitcherer (eines Geiſtlichen von der holländiſch-reformirten Kirche) am Sackfluß und der von Dr. Van der Kemp in Bethelsdorp genehmigte, ſchärfte er den Miſſionären zugleich ein, daß ſie ſich nicht unterſtünden, einen Hottentoten oder Baſtard aus dem Dienſt der Koloniſten in ihre Inſtitute einzuladen, und verbot namentlich dem Dr. Van der Kemp und ſeinen Kollegen ſich ohne Zuſtimmung des Landdroſten von Uitenhage über die Grenze zu begeben, oder einen Hottentoten, der in den letzten zwölf Monaten bei Bauern gedient, in Bethelsdorp aufzunehmen. Ueberdieß meinte der Gouverneur, es möchte wohl unnöthig ſeyn, ſie ſchreiben zu lehren und man könne ſich damit begnügen, daß man ihnen, ſo weit ihre geiſtigen Fähigkeiten es erlaubten, die einfachſten Grundſätze der geſellſchaftlichen Ordnung einpräge, wie ſie von der holländiſchen Regierung aufgeſtellt würden. Was auch die Gründe geweſen ſeyn mögen, aus welchen die holländiſchen Behörden den Hottentoten das Recht über ſich ſelbſt zu verfügen und ſich den Miſſionären anzuſchließen beſtritten, ſo Viel iſt gewiß, daß während der kurzen Dauer der bataviſchen Herrſchaft in der Lage der Eingebornen Wenig oder Nichts beſſer wurde. Die von General Janſens den Landdroſten zugekommenen Verhaltungsregeln vermochten jenen weder Sicherheit der Perſon noch des Eigenthums zu verbürgen, ſtets blieben ſie der eigennützigen Willkür der Koloniſten Preis gegeben, die ſie ſo ziemlich als Sklaven betrachteten; in dieſer Lage der Dinge befand ſich die einheimiſche Bevölkerung, als die Briten im J. 1806 das Kap zum zweiten Mal eroberten.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortſetzung.)

Von Tete wenden wir uns gegen das Innere von Motapa, und finden zuerſt das Königreich Munhai, welches den Erbtheil des Kronprinzen bildet. Die entfernteren Theile von Motapa werden unter dem allgemeinen Namen Mocararpa begriffen, mit Ausnahme des Theils am Ufer des Fluſſes, der Botonga heißt. Mocararpa erſtreckt ſich über die Königreiche Manica, Sofala und Sabia, welche abgeriſſene Theile des Reiches Motapa ſind, und früher alle mit Mocararpa vereinigt waren, bis der König ſich entſchloß, ſie für ſeine drei jüngern Söhne zu abgeſonderten Staaten zu erheben, und die Namen der Prinzen, welche dieſe Königreiche gründeten, ſollen von ihren Nachkommen beibehalten worden ſeyn. Von zwei Märkten, welche jetzt nicht mehr gehalten werden, war der eine in Luanza etwa 35 Lieues ſüdlich von Tete, zwiſchen zwei kleinen Flüſſen, die dort ſich vereinigen und in den Manzora fallen, welcher ſeinerſeits ſich in den Zambeze ergießt; der andere in Bocuto, 13 Lieues in gerader Linie jenſeits Luanza, gleichfalls zwiſchen zwei Flüſſen,

Digitized by Google

welche ſich mit dem Manzora etwa eine halbe Meile von der Stadt vereinigen. An beiden Orten fand man früher Gold und Lebensmittel in Menge, und in beiden hatten die Dominikaner einſt Kirchen. In der Entfernung von 50 Lieues von Tete, 10 von Bocuto, und eine halbe Tagreiſe von Motapa, ſteht das Dorf Maſſapa, welches einſt der hauptſächlichſte Marktplatz der Portugieſen war, und obgleich es aufgehört hat Dieß zu ſeyn, ſo iſt doch noch wegen der gegenüber liegenden Goldminen ein portugieſiſcher Offizier mit dem Titel Hafenkapitän dort aufgeſtellt. In der Nähe liegt das große Gebirg Fura, welches ſo goldreich iſt, daß viele darin Ophir erkennen wollten, aus dem Salomo ſeinen Reichthum bezog. Wie Dem auch ſeyn mag, ſo muß bemerkt werden, daß man bis auf den heutigen Tag behauene Steine in dieſem Gebirg findet, welche früher mit großer Kunſt und ohne Kitt auf einander gebaut waren; was in dem Innern des Kafferlandes um ſo auffallender erſcheint, als in dieſen Gegenden alle Gebäude, ſelbſt die Paläſte in Motapa nicht ausgenommen, nur von Holz und Lehm ſind. Offenbar war daher dieſes Gebirge in einer längſt verfloſſenen Zeit, wahrſcheinlich lange ehe es den Arabern in Quiloa und Mozambique, den Vorgängern der Portugieſen im Handel, bekannt wurde, im Beſitz mächtigerer und kunſtreicherer Völker als die gegenwärtigen Bewohner. Von dem Gebirge von Fura ſtrömt der Fluß Mazaras, welcher in ſeinem Laufe Gold mit Sand vermiſcht mit ſich führt. Fünfunddreiſſig Lieues von Maſſapa iſt der ehemalige Goldmarkt Dambarari, und vier Tagreiſen jenſeits gegen Norden ein anderer verlaſſener Marktplatz, genannt Logoe. Dieſe zwei Orte wurden im November 1693 von einem Kafferanführer Namens Changamera zerſtört. Jenſeits des Minenbezirks befindet ſich das Königreich Chicova, welches an Lebensmitteln Ueberfluß hat, aber wegen der Ausdehnung der Reisfelder und der Viehwaiden an Holz Mangel leidet. Im Weſten dieſes Landes liegen Rupande und Shangra, welche an das große Königreich Abutua grenzen. Wenn man von Tete den Zambeze aufwärts verfolgt, ſo trifft man in einiger Entfernung von dieſem Platze, und auf demſelben Ufer das Dorf Empango, weiter hinauf das Königreich Jamube, wo die Jeſuiten eine Kirche haben ſollen. In dieſem Theil des Fluſſes, etwa 30 Lieues oberhalb Tete, unterbricht ein Felſen, der den Strom quer durchſchneidet, die Schifffahrt; ähnliche Hinderniſſe erſtrecken ſich über 20 Lieues. In Chicova wird der Fluß wieder ſchiffbar, aber man weiß nicht, wie weit, und vermuthet nur, daß ſeine Quelle ſehr entfernt ſey. Das Königreich Chicova, nordweſtlich von Motapa am Zambeze, hat berühmte Silberminen, obgleich Baretto, der die erſte Niederlaſſung dort gründete, ſie nicht entdecken konnte. Ein anſehnliches Reich auf der Seite des Fluſſes, wo Materam liegt, iſt Motapa, allein es ſteht doch Abutua, das bis an die Grenzen von Angola reichen ſoll, an Macht nach. In dieſem Königreich fließt ein großer Strom, wahrſcheinlich der Cumene, welcher aus dem Oſten von Benguela kommt, und die weſtlichen Neger, welche man für Bewohner von dieſer Gegend oder von Angola hält, befahren ihn.

(Schluß folgt.)

Die Inſel Aſcenſion.

Auf dem Rückweg von Indien ſegeln alle Schiffe an einer kleinen Inſel vorbei, die, nachdem ſie lange unbeachtet geblieben, jetzt als Beweis dienen kann, wie viel ein gutes beharrlich durchgeführtes Verwaltungsſyſtem ſelbſt in Bezug auf Gegenden vermag, die des Anbaus gar nicht fähig erſchienen — wir meinen die Inſel Aſcenſion. In der That, wenn man an's Land geſtiegen und die breite weiße Sandfläche des Strandes überſchritten hat, erblickt man, ſo weit das Auge reicht, Nichts als einen vulkaniſchen Boden, durchſchnitten von hohen Spitzbergen, worauf der Naturforſcher allein Spuren des Pflanzenlebens zu entdecken vermag. Ueberall wandert man auf Laven und Schlacken, welche auf den Ebenen das Seltſame in ihrer Erſcheinung haben, daß ſie unregelmäßige Erhebungen bilden, als ob ſie von Menſchenhand aufgeworfen wären, damit der leichte röthliche Boden in ihren Zwiſchenräumen angebaut werden könnte. Der höchſte Berg befindet ſich ſo ziemlich in der Mitte der Inſel. Durch die Wolken, welche er anzieht und an ſeinem Gipfel feſthält, wurden daſelbſt die vulkaniſchen Subſtanzen aufgelöst, und ſo erzeugte ſich eine gute Erde, ſo daß dieß jetzt die einzige Gegend iſt, wo eine tüchtige Vegetation ſich zu regen beginnt. Von hier aus hat man das geologiſche Totalbild der Inſel vor ſich, und man bemerkt, wie alle dieſe mehr oder wenig hohen Spitzberge umher Mittelpunkte einer vulkaniſchen Thätigkeit waren, als noch die ganze Inſel im Brand ſtand. Mehrere von ihnen zeigen noch den Kraterausſchnitt ziemlich gut erhalten; einer dieſer Krater, welchen die Engländer den Teufelscirkus nennen, ſieht wie eine ungeheure Reitſchule aus; er iſt von nicht beträchtlicher Tiefe, und ſeine Seiten ſind vollkommen abgerundet; ja man gewahrt ſogar den Unterſchied der koncentriſchen Linien. Offenbar enthielt er einſt Regenwaſſer, das nach und nach verdünſtete und dieſe Spuren hinterließ. Wenn man jedoch hineinſteigt, ſoll man dieſe Regelmäßigkeit wegen der Größe ſeiner Verhältniſſe nicht ſo wahrnehmen können. Von dort herab giebt man ſich auch von jenen Schlackenhaufen Rechenſchaft. Sie ſind nichts Anderes als die Reſte von vulkaniſchen Auswürfen, welche nach ſpäteren Ausbrüchen, wodurch die Thäler ausgefüllt und eben gemacht wurden, übrig blieben. Die Spitze des Centralpiks durchaus und ein Theil ſeiner Seiten beſtehen aus ſolchen Conglomeraten von leichten Schlacken, Bimsſteinen und kleinen Obſidianen, kurz aus Dem, was die Italiener lapilli nennen. Man gräbt mit größter Leichtigkeit in dieſe Maſſen Wege und Höhlen ein, in welchen die Einwohner ſich ein augenblickliches Unterkommen ſchaffen. In den zu dieſem Ende gemachten Einſchnitten gewahrt man verſchiedene in's Braune oder Schwarze ſpielende Farben, und manchmal Obſidianadern, die einige Linien dick ſind und wie geſchmolzenes Glas auf Sand hindurchzulaufen ſcheinen. An einigen Orten trifft man auch große ſchwarze Obſidianblöcke. So gezackt die Umriſſe der Inſel ſind, ſo giebt es doch keine eigentlichen Häfen, und man ankert bloß unter dem Wind. Der Sand am Geſtade iſt ausſchließlich aus dünnen Fragmenten von Muſcheln und Sternkorallen zuſammengeſetzt; mit Ausnahme hin und wieder von Stellen, wo wahrſcheinlich einſt Bäche ſich in's Meer ergoſſen, und wo man bankförmige Agglomerate von dieſem Sand findet, welche weiße, leicht zu behauende Bauſteine liefern. Die Sternkorallen, die zur Bildung dieſer Steine beitragen, exiſtiren nicht mehr lebend; ſie wurden durch die Ausbrüche verſchüttet, und ihre pulveriſirten Reſte bezeichnen nun den weißen Strand, an welchem die Schildkröten ihre Eier liegen. Dieſe Thiere ſind es, welche die Inſel den Seefahrern ſo nützlich machten.

Die Koloniſation der Inſel ſchreibt ſich vom Jahre 1815 her, als Napoleon nach St. Helena kam. Die Engländer ſchickten damals einen Schiffslieutenant mit 25 Mann hin, um zu verhindern, daß ſich ſonſt Jemand daſelbſt niederließe, um vielleicht die Entführung Napoleons aus ſeinem Gefängniß zu verſuchen. Wäre Dieß wirklich die Veranlaſſung dieſer Koloniſation, ſo müßte man ſich über eine Kleinmüthigkeit wundern, welche die furchtbaren Befeſtigungen von St. Helena für keine hinlängliche Gewahrſam gehalten hätte. Doch wie Dem auch ſey, allmählich mehrte ſich die Bevölkerung, und man zählt jetzt 280 Männer mit ihren Familien. Es ſind dieß meiſt Marineſoldaten, die zum Theil in Afrika angeworben wurden, mit acht bis zehn Offizieren und dem Gouverneur, welcher ein Kapitän iſt. Alles Baumaterial, die Steine ausgenommen, ward aus England oder vom Kap gebracht, eben ſo ging es lange Zeit mit den Lebensmitteln. Noch gegenwärtig, ob es gleich viel Ziegen, Geflügel und

Digitized by Google

andere Thiere auf der Inſel giebt, iſt man im Fall, eingeſalzenes Fleiſch kommen zu laſſen. Die einzigen friſchen Nahrungsmittel, die zu Gebot ſtehen, ſind Schildkröten, Fiſche und Gemüſe. Die erſte und beträchtlichſte Anſiedlung, welche das Haus des Gouverneurs und ſeiner Offiziere, einige Privatwohnungen und geräumige gut gebaute Magazine in ſich begreift, liegt am Ufer des Meeres, mitten unter den Schlackenhügeln auf dem unfruchtbarſten Boden, den man ſich denken kann. Unglücklicher Weiſe mangelt es hier völlig an ſüßem Waſſer, und man muß deßhalb nach dem zwei Lieues entfernten Centralpik ſchicken, und es auf Maulthieren hertragen laſſen. Wie ſchon erwähnt worden, iſt die Spitze dieſes Bergs mit einer tiefen ſtets feuchten Pflanzenerde bedeckt. Die Engländer benutzen den Platz, um die meiſten europäiſchen Gartengewächſe anzubauen; auch hat man mit Pflanzung von Bäumen, deren die Natur hier keine von freien Stücken hervorbrachte, einen Anfang gemacht. In der Mitte dieſer Felder ſind Stallungen für Ochſen und etwas tiefer, doch immer in der Wolkenregion, ein Landhaus nebſt Zugehör für den Gouverneur und ſeine Offiziere. So gelangt man in raſchem Uebergang aus der brennenden Sandwüſte des Ufers mitten in eine blumige Aue mit lieblich kühler *) Temperatur. Das Schauſpiel unten zeichnet ſich durch ſeine wilde Scenerie aus — Nichts als ausgelöſchte Krater, Abgründe, röthliche Piks, ſchwarze Felſen. Wie überall, wo die Engländer ſich anſiedeln, ſo haben ſie auch hier alsbald nicht minder dauerhafte als bequeme Straßen angelegt, wohl wiſſend, daß Dieß ein unentbehrliches Bedürfniß und zugleich ein mächtiges Förderniß des Wohlſtandes einer Kolonie iſt. Derlei Straßen gehen nicht bloß in die Berge, ſondern eine geht ſogar, was man bei der jetzigen Lage der Dinge noch Luxus nennen möchte, um den größern Theil der Inſel herum. Ein zweiter Hauptgegenſtand, womit man ſich beſchäftigte, war das Waſſer, welches man während acht Monaten des Jahres auf drei bis vier Punkten tropfenweiſe ſammeln muß. Zu dieſem Behuf wurde eine große Anzahl Fäſſer, die durch Röhren mit einander zuſammenhängen, in die Erde eingeſenkt. Dieſes Waſſer iſt friſch, geſund, und beſſer als das in St. Helena, welches von dem Boden, über den es fließt, einen übeln Beigeſchmack erhält. Der Gouverneur, Kapitän Bate **), hat im Sinn an dem Abhang des Berges einen großen in Stein gehauenen Behälter zur Aufbewahrung eines Reſervevorraths anzulegen, der theils der Beſatzung, theils anlandenden Schiffen zu gut kommen ſoll. Für jetzt kann ein Schiff auf zehn Tonnen rechnen. Das für die Thiere beſtimmte Waſſer wird von dem mit gefirnißter Leinwand bezogenen Dach des Ochſenſtalls gewonnen, auf welchem die Wolken ſich verdichten, und damit die Tauben, Hühner, Trut- und Perlhühner, die wild geworden ſind, nicht Durſt leiden, ſo hat man für ſie an einſamen Orten beſondere Tränken angebracht. Dieß mögen Kleinigkeiten ſeyn; allein ſie beweiſen, mit welcher Umſicht man verfährt.

Die Schildkröten (testudo viridis), dieſes reichſte Produkt der Inſel, nahmen die Aufmerkſamkeit der Koloniſten beſonders in Anſpruch. Man weiß, daß die Seefahrer Ascenſion früher bloß wegen dieſer Amphibien heimſuchten, und daß die Matroſen deren oft eine weit größere Anzahl auf den Rücken legten, als ſie brauchten, die dann elend zu Grunde gingen. Die Engländer haben ſich jetzt das Geſchäft zugeeignet, die Schiffe mit Schildkröten zu verſehen, und ein natürliches Becken, das bei jeder Fluth ſeine Waſſer erneut, und das gegen hundert dieſer Thiere faßt, iſt deßwegen von ihnen erweitert worden. Sechs Monate des Jahres ſcheinen die Schildkröten aus allen Gebieten des atlantiſchen Oceans ſich nach Ascenſion zu begeben, um dort ihre Eier zu legen. Hiezu wählen ſie vorzugsweiſe die Nacht. Verſteckte Schildwachen melden alsdann ihre Ankunft und mit Hebebäumen bewaffnete Männer werfen ſie um und tragen ſie in das Becken. Da dieß bloß Weibchen ſind, ſo wartet man, um die Gattung nicht zu ſchnell auszurotten, bis ein Theil ihrer Eier gelegt iſt, ehe man ſie ſchlachtet. Man vermeidet Alles, was ſie am Landen hindern könnte; daher grüßen z. B. Schiffer nicht, weil man beobachtet haben will, der Kanonendonner ſey ihnen zuwider; ſelbſt das Tabakrauchen am Ufer iſt verboten, da man behauptet, daß dieſer Geruch ſie entferne. Dieſe Schildkröten ſind von der allergrößten Art, und wiegen insgemein 4 bis 500, oft bis 800 Pfund. Achthundert Stücke werden jährlich verzehrt. Gut zubereitet hat ihr Fleiſch große Aehnlichkeit mit jungem Ochſenfleiſch. Man genießt in der Regel bloß das Fleiſch an den beweglichen Theilen (les chairs qui meuvent les membres), oder auch die reifern Eier, die man in dem Bauch findet, ſo daß im Verhältniß zur ganzen Maſſe Wenig benutzt wird; doch kann man auch das Innere eben ſo gut gebrauchen. Wenn man Schildkröten an Bord nimmt, ſo hat man Nichts zu thun, als ſie von Zeit zu Zeit mit Seewaſſer zu benetzen, namentlich ſie gegen die Sonne zu ſchützen, die ſie austrocknet und tödtet.

*) Die Temperatur des Gebirgs weicht von jener der Niederungen um 10 bis 12° ab. In der Regenzeit iſt das Minimum des fahrenheitſchen Thermometers am Strand 70° und im Gebirg 59°. In dieſer Periode ſammelt man einen Tag in den andern 900 Gallonen Waſſer. In den andern Jahreszeiten beträgt das Maximum der Hitze an der Küſte 92° und im Gebirg 80°; folglich gefriert es nie. Auch hat man nie einen Windſtoß verſpürt.

**) Der erſte Gouverneur, der Schiffslieutenant Cuppaje, kam im Jahre 1815 mit 25 Mann hin; Major Campbell löste ihn im September 1821 mit 39 Mann ab, und wurde im März 1824 von Obriſt Nicolls mit 222 Mann abgelöst und Kapitän Bate folgte dieſem im November 1828 mit 280 Mann.

Vermiſchte Nachrichten.

Aus offiziellen Mittheilungen geht hervor, daß im Jahre 1830 die Zahl der britiſchen Schiffe, die ſich mit dem Einfuhrhandel beſchäftigten, ſich auf 13,548 belief. Dieſe führten 2,180,042 Tonnen und 122,105 Mann Schiffsvolk. Von fremden Schiffen, welche mit Einfuhren befrachtet waren, zählte man 5559; ihre Ladung betrug 758,828 Tonnen; ihre Schiffsmannſchaft beſtand aus 41,670 Mann. — Die Ausfuhr andrerſeits beſchäftigte 12,707 britiſche Schiffe, mit 2,102,147 Tonnen Laſt und 122,025 Mann Schiffsvolk; fremde Schiffe 5158 mit 758,568 Tonnen Laſt und 39,769 Mann.

*

Nach Nachrichten aus Hobarttown vom 11 September v. J. machten die Koloniſten Anſtalten zu einem allgemeinen Angriff auf die ſchwarzen Eingebornen, deren Gewaltthätigkeiten immer drohender wurden. Auf den 7 Oktober war eine allgemeine Bewaffnung feſtgeſetzt. Nichtsdeſtoweniger befindet ſich die Kolonie in einem blühenden Zuſtand, wie aus dem Finanzbericht des Lieutenant-Gouverneurs erhellt. Ungerechnet einen Ueberſchuß von 3,756 Pfd. St. 1 Sch. 4½ D., vom Jahre 1828, betrugen die Einnahmen vom J. 1829 60,427 Pfd. 12 Sch. 4½ D., die Ausgaben dagegen nur 44,146 Pfd. 18 Sch. 1¾ D., ſo daß für das Jahr 1830 ein Aktivreſt von 20,016 Pfd. St. 15 S. 7½ D. blieb. Die Einwanderung dauerte fort. Das Schiff Nimrod hatte damals eine Anzahl Chineſen, ſämmtlich Zimmerleute, in Launceſton an's Land geſetzt, und da das Schiff Bombay zu Anknüpfung eines regelmäßigen Verkehrs mit Indien angekauft worden, ſo hoffte man von dort aus auf einen bedeutenden Zuwachs der Einwohnerſchaft. Die Abſchaffung des Wuchergeſetzes durch den Kolonialrath, welches den Kapitaliſten einen höhern Zins als 8 und den Banken als 10 pCt. verbot, erregte vielfache Beſorgniſſe im Publikum, und veranlaßte die Abſendung einer Bittſchrift nach England, worin gegen dieſe bedenkliche Maßregel Einſprache geſchah. Von ſonſtigen Merkwürdigkeiten der Tagesgeſchichte gedenken die dortigen Zeitungen einer Fehde, die zwiſchen der Preſſe und der Geiſtlichkeit ausgebrochen war, weil der hochwürdige Macarthur auf der Kanzel ſich über Perſonen beklagt hatte, welche lieber das Gewäſch der Zeitungen läſen, als den Gottesdienſt beſuchten.

*

An dem weſtlichen Ufer des Miſſuri, etliche Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit der Yelow-Stone (gegen 48° Br.) bieten die Abhänge und Gipfel der 500 F. über den Waſſerſpiegel des Fluſſes aufſteigenden Berge eine merkwürdige Erſcheinung dar. Die Oberfläche iſt mit Stämmen, Wurzeln und Aeſten verſteinerter Bäume bedeckt. Ein Theil dieſer Bäume ſcheint an der Wurzel, ein Theil einige Fuß über dem Boden abgebrochen zu ſeyn. Die HH. Grosmann und Gale, Offiziere in der Armee der vereinigten Staaten, maßen einen Stamm, der über 15 F. im Umfang hatte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 138. 18 Mai 1831.

London und die Reformfrage.

Paris beherrſcht das öffentliche Leben in Frankreich, London ſteht hierin hinter den Provinzen zurück. Seit Menſchengedenken kann man ſich wohl keiner politiſchen Bewegung von nur einiger Wichtigkeit in der Hauptſtadt erinnern. Auch für die Reformfrage war London ſo gut als abgeſtorben, während die Grafſchaften noch vor den drei Tagen von Paris bereits die alten Torymitglieder des Hauſes ausſtießen, und an ihre Stelle Reformfreunde wählten. Als jene Flugſchrift erſchien, die man Brougham zuſchrieb, gerieth ganz London vor Erſtaunen außer ſich, als es aus ihr erfuhr, das nächſte Parlament werde ſich mit der Reform beſchäftigen. Als Frankreich ſeine eidvergeſſene Dynaſtie und ſeine Boroughmongers verjagte, ließ ſich in London Wenig von der Sympathie des engliſchen Volkes für die Sache der allgemeinen Freiheit verſpüren. Die Verſammlungen in der Hauptſtadt, um dem tapfern Volk von Paris Glück zu wünſchen, waren verhältnißmäßig an Geiſt und Zahl armſelig zu nennen, während die Volksmaſſen, die man in Schottland Lancaſhire, Warwickſhire und Dublin verſammelt ſah, durch raſchen Zuſammentritt, Anzahl und glühenden Eifer eine gebieteriſche Haltung gewannen. Selbſt Swing — freilich trug bei ihm böſe That gute Frucht, aber eines Tages erſt wird kund werden, was er für Reform wirkte — ſelbſt Swing war vom Lande, der wahre „kühne Bauer,“ auf deſſen Fauſt die Boroughmäckler immer zählten, um ihren alten Feinden, den „rauchgedörrten londner Radikalen“ den Daumen auf's Auge zu halten. Die politiſche Union von Birmingham verbreitete Beſtürzung durch ihre kühnen Schritte und weckte den Geiſt nicht der Unzufriedenheit, ſondern nur des Widerſtandes im Norden Englands und einem großen Theil von Schottland, während die londner politiſche Union in ihrem Namen ſchon einen Widerſpruch enthielt. Der londner Kümmeltürke liebt das Geld und das Vergnügen und die Lebensluſt, die man in London nur mit Geld erkaufen kann; politiſchen Enthuſiasmus und andre dergleichen Thorheiten überläßt er gern den Provinzen. Während in dem Unterhauſe die Reformfrage und man kann wohl ſagen mit ihr Englands künftiges Wohl oder Wehe und die Freiheit der Welt verhandelt wurde, ſchien die Stimme der Stephanskapelle in den getümmelvollen Straßen „der großen Babylon“ ungehört zu verhallen; indeß in entlegenen Städten und Dörfern das Volk zuſammenlief, um die Poſt zu erwarten und den Erfolg einer oder der andern wichtigen Debatte zu erfahren. Kein Zeichen der Freude wurde bei der zweiten Verleſung der Bill in London laut; in den Provinzen, ſelbſt bis zu den fernſten Winkeln von Schottland und Cornwall, verkündeten Glockenſchall und Freudenfeuer und Beleuchtungen die einmüthige Geſinnung des Volkes. Und auf dreißig Meilen in die Runde von London erſtreckt ſich dieſe politiſche Erſtarrung — es iſt der unfruchtbare Krater eines Vulkans, deſſen abgelegene Seiten von einer wuchernden Schöpfung überkleidet ſind. Innerhalb dieſes Umkreiſes ſchien alle Theilnahme an der wichtigſten Angelegenheit des Landes erſtorben. Als London erfuhr, General Gascoyne gehe mit der Abſicht um, die Bill zu verändern, wurde es vielleicht ein Wenig traurig, aber es blieb ſtill und lautlos. Das rührige Birmingham dagegen wiederholte ſogleich das kühne Wort, das es kurz zuvor ausgeſprochen: „es ſey bereit mit hundert tauſend Bewaffneten dem König zu Hülfe zu eilen gegen die Boroughmäckler;“ ganz ſo wie vordem Weſt-Kent und Oſt-Suſſex gedroht hatten, unter dem Obriſt Evans aufzubrechen zur Unterſtützung Sr. Majeſtät, und ſeiner patriotiſchen Miniſter. Als Hunt den arbeitenden Klaſſen lügenhaft andichtete, ſie ſeyen der Reform abhold, rührte ſich in London kein einziger Handwerksmann, während die Arbeiter in Leeds, Sheffield, Birmingham, Mancheſter ſich verſammelten, um Hunt Lügen zu ſtrafen, deſſen Bild das Volk von Mancheſter auf dem Feld von Peterloo feierlich verbrannte. Während die Hauptſtadt ſo in Todesſchlaf verſunken ſchien, als ob eine Auflöſung des Parlaments zu den Unmöglichkeiten gehörte, waren die Provinzen voll muntrer Thätigkeit, hielten Verſammlungen, bereiteten die Wahl künftiger Abgeordneten vor, und eröffneten Subſkriptionen im Fall einer neuen Parlamentswahl, die alle Reformfreunde für eine unabweisbare Nothwendigkeit hielten. Die patriotiſchen Wahlſubſkriptionen von Lancaſhire, Leiceſterſhire, Nottinghamſhire und Cornwall waren noch vor der Auflöſung des reformgegneriſchen Parlamentes ſchon bis zu 25,000 Pf. geſtiegen.

Unzählige Thatſachen könnten hier noch zum Beweiſe angeführt werden, daß London im Vergleich zu den Provinzen ohne politiſches Leben iſt, wiewohl hiemit nicht geſagt werden ſoll, London ſey allen politiſchen Intereſſen fremd und unzugänglich.

Es iſt hier von der politiſchen Erregbarkeit Londons nur in Vergleich mit dem übrigen britiſchen Inſelvolk die Rede, woraus hervorgeht, daß die Hauptſtadt nur dem Anſtoß der Provinzen folgt und zwar nur langſamen und kraftloſen Schrittes. Dieſe Erſchei-

Digitized by Google

nung verdient näher unterſucht zu werden. Da in der Hauptſtadt alle Radien des Reichthums und der Intelligenz ihren Brennpunkt finden, da ſie der Sitz der Legislatur, das eigentliche Herz des Staatskörpers iſt, ſo ſollte man denken, es müſſe hier in gewaltigen Schlägen die politiſche Lebenskraft des Staates ſich verkünden, und in den fernen Theilen nur in leiſen Pulſen geſpürt werden, wie es in Frankreich in der That der Fall iſt. Aber es giebt Krankheiten, die zuerſt das Herz befallen, und nur langſam die übrigen Glieder beſchleichen, die noch lange ihrer vollen Geſundheit genießen, während der edelſte Theil des Leibes bereits ſiech geworden iſt. Ungefähr in dieſem Zuſtand befindet ſich England.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugieſen im Innern von Angola und Mozambique.

(Schluß.)

Nachdem wir einen Umriß von dem Reiche von Motapa, auf der linken Seite des Zambeze (vom Meer aus), gegeben haben, ſo gehen wir zu dem von Bororo auf das rechte Ufer über. Auf dieſem Ufer des Zambeze liegen gegenüber von Sena und Tete zwei beträchtliche Staaten, der eine iſt der der Zimbas oder Mazimbas welche beträchtliche Beſitzungen beſonders gegen Norden haben; der andere iſt das Königreich Mumbo, das gegen Weſten liegt; eines der Dörfer von Mumbo heißt Chiceringo. In einer großen Entfernung nordöſtlich von Tete fließt ein beträchtlicher Strom, Mangaja, der durch eine Salzquelle, welche ſich mit ihm vereinigt, merkwürdig iſt. Das Reich von Bororo ſcheint aus verſchiedenen kleinen Staaten zu beſtehen, deren größter, einer neuern Nachricht zufolge, nach dem Namen ſeiner etwas mehr als 60 Lieues nördlich von Tete gelegenen Hauptſtadt Maravi heißt. Eine halbe Meile von dieſer Stadt liegt ein See, gegen Nord-nord-oſten der 4 — 5 Lieues und darüber in der Breite mißt und eine noch viel bedeutendere Länge hat, da man weiß, daß er ſich bis Mombaca und wahrſcheinlich noch weiter ausdehnt.

Die Neger auf der Küſte Melinda ſprechen von einem großen See, deſſen Lage ziemlich genau mit der des erwähnten übereinſtimmt. Mehrere jeſuitiſche Miſſionäre vermutheten, daß er ſich bis Abyſſinien erſtrecke. P. Luis Marianna, ein Jeſuite, der vormals in Tete lebte, empfahl die Unternehmung einer Entdeckungsreiſe auf dieſem See in einem Briefe an die Regierung in Goa, der noch in den Archiven dieſer Stadt aufbewahrt wird, und worin er, um die Möglichkeit einer Expedition zu beweiſen, anführt, der See ſey voll von Fiſchen und ſeine Ufer hätten einen Reichthum von Hirſe und andern Produkten, auch könne man ſich leicht der Boote bedienen, da die Tiefe gewöhnlich 8 bis 10 Faden betrage, nur müſſe die Expedition 5 bis 6 Ballen Zeuge und eine Quantität von Glasperlen mit ſich führen; 40 Perſonen, halb Weiße halb Neger, ſeyen hinreichend. Endlich wäre es gut, wenn man im März, April oder Mai aufbräche; denn in dieſer Jahreszeit herrſchten die Weſtwinde auf dem See, ſo wie auf der Küſte Mozambique vor. Er meldet noch, daß eine Menge unbewohnter Inſeln in dem See liegen, welche gelegentlich dem Reiſenden Schutz gewähren könnten. Ein anderer merkwürdiger Umſtand bei dieſem See iſt, daß er den Kaufleuten von Pombo do Congo, dem äuſſerſten Theil von Congo, in Weſtafrika bekannt war. Nach ihrer Ausſage kamen ſie nach 60tägiger Reiſe von Hauſe aus gerade gegen Oſten an eine große Waſſerfläche mit einer unzähligen Menge von Inſeln, deren Negerbevölkerung ſie mit den braunen Männern aus dem Oſten im Handel begriffen vorſtellten. Sie ſetzten hinzu, dieſer große See liege öſtlich von dem Königreich Ninean, deſſen König, der ſich Maan-Emugi nenne, ein Nachbar von Macoco ſey. Fünfzehn Tagreiſen von Maravi iſt das Königreich Maſſy, und fünfzehn Tagreiſen jenſeits dieſes und in der Nähe der Höhen von Mombuca iſt das Königreich Ruengas.

Zum Beſchluß einige Bemerkungen über die Bunda-Sprache, Man ſagt, dieſe Sprache *), welche in Angola die gebräuchlichſte iſt, habe ihren Urſprung in Caſſange, und ſey ſpäter von Eroberern in die Provinzen Ambaca, Quilungo, Icolo und Bengo eingeführt worden. Dieſe Sage ſcheint ſich dadurch zu beſtätigen, daß ihr Gebiet ſo weit im Innern ſich an der Küſte, nur etwa über 40 bis 50 Lieues, ausdehnt, nämlich vom Fluß Lifune bis an den Coanza. Auch ihr Name ſcheint es zu beſtätigen, da Abundo, oder Bundo einen Eroberer ſowohl in der Sprache von Congo, als in der von Angola bezeichnet, während das Land, in der Nähe der Küſte, wo ſie einheimiſch iſt, Dongo heißt, und die Einwohner von Congo, die nach ihrer Verſicherung die Nation ſind, die aus dieſen Gegenden vertrieben wurde, nennen ſich noch immer Mucha Congo, oder Acha Congo, was in ihrer Sprache Herrſcher oder Erben bedeutet. Angola war der Name eines Vaſallen des Königs von Congo, der zuerſt Dongo zu einem unabhängigen Staate erhob, dem er den zuſammengeſetzten Namen Dongo-Angola gab. Loanda, oder eigentlich Luanda heißt Tribut, weil das Volk dort die Zimbos oder Muſcheln fiſchte, in welchen früher der jährliche Tribut an den König von Congo bezahlt werden mußte. Die berühmte Königin Ginga, oder Gongo Amena, wie ihre Unterthanen ſie nennen, herrſchte in Mattempa, das gegen Oſten an den See Zembra grenzt; das Volk und die Gegend haben von den Portugieſen den Namen Ginga erhalten, da der Name dieſer Königin und ihre Thaten ihnen ſo wohlbekannt waren. Die Bundaſprache, welche ebenfalls in Mattempa und Caſſange geſprochen wird, hat einige Verwandtſchaft mit der von Mahunga, einem Staat im Inland, nordöſtlich von Caſſange, oder zwiſchen Caſſange und Hocanga. Mahunga wird auch bisweilen Cacongo, d. h. kleines Königreich genannt. Die Bundaſprache iſt auch mit der von Congo nahe verwandt, namentlich mit dem Dialekt in dem Bezirk von Souho. Die Congoſprache iſt einheimiſch vom Fluß Lifune bis zum Cap Catharine, nördlich von Loango, in welchem letztern Land dieſe Sprache überall geſprochen wird, wie ſich die Portugieſen in ihrer Expedition zu Land nach Cabonida im J. 1784 überzeugten. Cannecattim hörte auf ſeiner Miſſion nach Mahunga, wo er die Köni-

---

*) Colleçoas de Observasoes Grammaticaes Sobre a Lingua Bonda ou Angolense, Lisboa 1805 kl. 4° 148 u. 70 p. — Diccionario da lingua Bonda ou Angolense por Fr. Cannecattim, Prefeito das Missoes de Angola e Congo. Lisboa 180, kl. 4° 720 p.

Digitized by Google

gin Quiſſequi und ihre ganze Familie bekehrte, von mehreren ausgedehnten Seen, und tiefen Strömen im Lande Moolooa, welche von dem Volk im nordöſtlichen Theile dieſes Reichs befahren werden; ebenſo erfuhr er, daß Mouſſol, die Hauptſtadt von Macoco, (bisweilen Anzico nach dem Könige benennet) etwa 500 Lieues von der Küſte entfernt ſey. Die Entfernung von St. Paul nach Cahenda, der letzten portugieſiſchen Miſſion landeinwärts, an der Südgränze von Mahunga, berechnete er zu 180 Lieues; aber er ſetzt hinzu, daß ſie noch eine Faktorei in Caſſange 500 Lieues weiter beſitzen. Wie allgemein verſichert und geglaubt wurde, wären zwei Soldaten von der Beſatzung von Benguela entlaufen, und über Land nach Mozambique gekommen. Da die Sklaven aus Moolooa, deſſen Lage durch Graf Saldanha's Geſandtſchaft berichtigt worden, die Bundaſprache faſt unmittelbar nach ihrer Ankunft in Angola erlernen, ſo kann kein Zweifel an der Verwandtſchaft der beiden Sprachen ſeyn. Die Bundaſprache iſt auch die von Libolo, aber die Quiſamas ſprechen die von Benguela, welche, wenn auch verſchieden von der Bundaſprache, doch eine Miſchung von Bundaworten enthält; ſo bedeutet z. B. Benguela im Bunda: Vertheidigung. Libolo und Quiſama waren früher Ein Reich unter dem Namen Matamas.

Die pariſer Dezember-Verſchwörung vor den Aſſiſen.

Neunte Sitzung.

(Schluß.)

Guinard nimmt das Wort, wobei er ſeine Hand auf die Schulter ſeines Freundes Cavaignac legt. Er beginnt ſeine Rede mit einer kurzen Rechtfertigung der Artillerie der Nationalgarde, die, zuſammengeſetzt aus alten Soldaten, die in ſo vielen Schlachten ihr Blut für das Vaterland vergoſſen — aus Bürgern, die ſeit zehn Jahren ihr Leben der Freiheit und dem Wohle Frankreichs geweiht — aus jungen Männern, wie d'Herbinville, deren erſtaunenswürdige Tapferkeit und Hingebung nur von einer blinden oder böswilligen Regierung verkannt werden könne — das Ziel der grundloſeſten und ungerechteſten Verdächtigungen geworden ſey.

„Doch nach den Verhandlungen," ſo ſchließt er ſeinen Vortrag, „die Sie, meine Herren Geſchwornen, gehört, brauche ich Nichts mehr beizufügen; Sie werden ſich vollkommen überzeugt haben, daß die Staatsgewalt gegen uns blindlings eine durchaus haltloſe Anklage erhoben hat. Auch würde ich hierüber gänzlich geſchwiegen haben (denn nur allzu lange ſchon beſchäftigt den Gerichtshof dieſe bedauernswürdige Sache), wenn ich nicht unſere politiſchen Meinungen allein in Anklageſtand verſetzt und hierin die Nothwendigkeit geſehen hätte, für uns, die man dem Lande als ſchlechte Bürger zu ſchildern bemüht war, das Wort zu nehmen und laut vor aller Welt unſere Meinungen auszuſprechen, die der Regierung ſo gefährlich ſchienen, daß dieſelbe dafür unſere Köpfe verlangen zu müſſen glaubte.

„Obgleich noch jung, als die Reſtauration uns durch die fremden Waffen aufgedrungen wurde, fühlten wir doch tief die dem Vaterlande widerfahrne Schmach. Seitdem waren alle unſere Kräfte darauf gerichtet, das für Frankreich ſo unheilvolle Geſchlecht der Bourbone zu ſtürzen, und ſtolz bin ich, es ſagen zu können, zu keiner Zeit, ſelbſt nicht, als dieſe Familie am Feſteſten zu ſtehen ſchien, haben wir uns ihr angeſchloſſen; wir lebten mitten unter dem Volke; wir zählten uns zu ihm; wir waren Eins mit ihm in Meinungen und Gefühlen, und gegen die Anſicht der politiſchen Schriftgelehrten, die ſich damals als die weiſeſten prieſen, beſchleunigten wir den Tag ſeines Wiedererwachens, überzeugt, daß dieſer Tag von Frankreichs Boden dieſe Dynaſtie verſchwinden ſehen würde, die ihm ſo ſchmachvoll aufgezwungen worden war.

„Oftmals ſtanden bei dieſem Streben unſere Köpfe auf dem Spiele; unſere Jugend opferten wir in jenen blutigen Kämpfen, die unſere theuern Bories, Caron, Vallée und den heldenmüthigen Berthon verſchlangen (die Stimme des Angeklagten verräth bei dieſen Namen eine tiefe Rührung). Die ſo theuer erkaufte Erfahrung lehrte uns die Fruchtloſigkeit der Verſchwörungen, die indeß doch die nützliche Folge hatten, daß ſie dem Vaterlande Bürger von geprüfter und unbedingter Ergebenheit erzogen. Die öffentliche Meinung, beſſer begriffen und auf allen Seiten von Männern geleitet, die in einer ſo harten Schule gebildet worden, machte reißendſchnelle Fortſchritte, und auch wir, ſtets unermüdet, unabläſſig in den vorderſten Reihen, haben vielleicht dazu beigetragen, die Revolution des Julius herbeizuführen, in der das Volk mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen die herrſchende Dynaſtie alle die zerſtörenden Elemente hervorbrechen ließ, die in ſo langer Gährung thätig geweſen waren. Als die Sonne des Julius aufging, ſah man uns in den Reihen der Bürger, die an dieſen Tagen alle Pflichten erfüllten; man ſah, wie leicht eine Gewalt zertrümmert wurde, die ſich nicht auf die Intereſſen Aller ſtützen wollte.

„Die Belgier, die Polen, die Italiener, eben ſo wie wir und zu gleicher Zeit mit uns von der heiligen Allianz mißhandelt, folgten unſerm Beiſpiele. Gewiß, der gleichzeitige Widerſtand aller von ihr unterdrückten Völker enthält eine große geſchichtliche Offenbarung — die Offenbarung eines politiſchen Syſtems, welches Diejenigen nicht anerkennen wollten, die das Staatsruder in die Hand nahmen. Dieſe allgemeine Bewegung nach einer höheren Civiliſation hin entbehrte Nichts als eine Leitung. Unſer theures Frankreich war von Europa zu dieſer Hegemonie beſtimmt — Frankreich, das jetzt wie immer Allen mit ſeinem Beiſpiele voranging, und einer ſtrafbaren Schuld machen ſich Jene theilhaftig, die, in ihrer Unmacht, es zu leiten oder ihm zu folgen, ſeiner wunderbaren Beſtimmung Halt gebieten wollen.

„Die Reſtauration iſt im Julius noch nicht vollſtändig beſiegt worden; die Gewalt blieb in den Händen von Menſchen, die mit ihr im Bunde ſtanden; die von ihr Vortheil gezogen, mit in alle ihre Intereſſen verflochten und in alle Entwürfe gegen die Intereſſen des Volkes eingeweiht waren. So ging die Frucht der Revolution verloren. Die Regierung vergaß allzuſchnell, oder vielmehr, ſie erinnerte ſich allzu gut, daß das Volk allein Alles gethan hatte, und daß ſie keinem einzelnen Menſchen Verbindlichkeiten ſchuldig war. Sie wiſſen es, meine Herren, Anführer und Oberhäupter erhielt das Volk erſt, als der Sieg bereits entſchieden war, und es ſprach die Namen „ſeiner Erretter" nur aus, um ſie zu verwünſchen; denn ohne ihm beſſer ſeine materiellen Intereſſen zu ſichern, ſprachen ſie ſeinem Glauben Hohn und entrückten ihm eine beſſere Zukunft."

„Ein unbekannter Kämpfer in den Juliustagen, wurde ich von meinen Waffenbrüdern gewählt, dem Vaterlande diejenigen ſeiner Söhne zu bezeichnen, die auf ſeine Erkenntlichkeit Anſpruch haben; ich habe das Volk in der Nähe geſehen; ich habe ſeine Tugenden, ſeine Leiden in der Nähe geſehen; ſie ſind groß, aber ſeine Reſignation iſt noch größer. Für ſo viele Opfer verlangt es Nichts als den Ruhm Frankreichs, weil es weiß, daß an dieſen neuen Ruhm die Befreiung und ein langes und dauerhaftes Glück aller Völker geknüpft iſt. Vor Allem aber ſtößt es Euch von ſich, Politiker, die Ihr mit Thränen im Auge eine Familie in Schutz nahmt, die an all ſeinem Unglücke Schuld iſt, und nicht von Euch verlangt es in dem neuen beginnenden Kampfe vertheidigt zu werden.

„Sie haben nun, meine Herren," ſo ſchließt der Angeklagte ſeine Rede, „uns kennen gelernt; Sie haben aus dieſen langen und betrübenden Verhandlungen ohne Zweifel ſchon bei ſich über eine Anklage entſchieden, die von Menſchen gegen uns gerichtet wurde, welche die Ehre unſers Frankreichs antaſten ließen, ſein Geſchick auf's Spiel ſetzten, ſeiner großen und ſchönen Beſtimmung ſich in den Weg ſtellten, und die Hoffnung hegten, durch Sie die immer gefährliche Bahn politiſcher Metzeleien eröffnet zu ſehen. Dieſe Hoffnung werden Sie, meine Herren Geſchwornen, mit Unwillen von ſich zurückweiſen."

Ein lang anhaltender Beifall folgte dieſen Worten. Der Gerichtshof hob nach Anhörung der übrigen Vertheidigungsreden die Sitzung auf.

Zehnte und letzte Sitzung.

Bei Eröffnung der zehnten Sitzung verlangte Sambuc das Wort, um ſeinen abweſenden Freund Francfort zu vertheidigen; er beſchließt ſeine Rede, indem er ſeinen Mitangeklagten dafür dankt, daß ſie ihn durch

Digitized by Google

keinerlei Art von Klage über ihre lange Verhaftung, an der er freilich gegen ſeine Abſicht Schuld geweſen, irgend einen Vorwurf machten.

Der Generaladvokat, der hierauf das Wort erhält, verzichtet auf die Replik und ſtellt es dem Präſidenten anheim, die Verhandlungen zu reſumiren.

„Vielleicht," ſo ſchließt dieſer ſeinen Vortrag, in welchem er in Kürze die Anklagpunkte gegen die einzelnen Angeklagten und ihre darauf gegebene Vertheidigung zuſammenfaßt — „vielleicht haben Sie im Verlaufe dieſer Verhandlungen, die nicht ihres Gleichen haben, das Schickſal der jungen Männer beklagt, die mit ihren Herzen voll edelmüthiger Gefühle nicht geboren ſcheinen, auf dieſen Bänken die Erniedrigung angeklagter Verbrecher zu erfahren. Aber Sie haben gewiß auch mit Ueberraſchung den ärgerlichen Mißbrauch geſehen, der mit der Vertheidigung und mit den Worten Vaterlandsliebe, Volkswillen und Freiheit getrieben worden iſt. Allein in der Zeit politiſcher Aufregung führen die Leidenſchaften ſelbſt die edelſte Geſinnung irre und ſchweifen über jedes Maß der Rede hinaus. An Ihnen iſt es nun, meine Herren Geſchwornen, Allem und Jedem ſeine gebührende Stelle anzuweiſen. Als Bürger kennen Sie den Willen der Nation, und werden als Richter die Strafbarren mit Strenge treffen. Wenn Sie hingegen in dieſer Sache als Väter nur jugendliche Unerfahrenheit und unbeſonnenen Enthuſiasmus erblicken, ſo werden Sie auch loszuſprechen wiſſen."

Auf dieſe parteiloſe und gemäßigte Anrede des Präſidenten erſchallte von vielen Seiten des Saales lebhafter Beifall. Die Geſchwornen zogen ſich nun zurück, und nach einer dritthalbſtündigen Berathung trat der Präſident der Geſchwornen hervor und ſprach, die Hand auf das Herz gelegt, mit lauter Stimme:

„Auf meine Ehre und mein Gewiſſen, vor Gott und den Menſchen, der Ausſpruch der Geſchwornen iſt: nicht ſchuldig!"

Ein Ausruf der Freude bricht bei dieſen Worten aus der ängſtlich beklommenen Bruſt aller Zuſchauer hervor. Dann aber erfüllt ein ungeſtümer Lärm des Beifalls den ganzen Saal. Nur mit Mühe ſtellt der Präſident die Ruhe wieder her. Die Angeklagten werden hierauf in den Saal geführt, um die Entſcheidung der Geſchwornen zu vernehmen. Kaum haben die Richter ihre Sitze verlaſſen, als das Händeklatſchen und Beifallgeſchrei ſich erneuert. Eine Menge Advokaten und junge Leute, die Freunde und Verwandten der Angeklagten ſtürzen herbei, umarmen und überhäufen ſie mit Zeichen der Freude und Rührung. Frauen liegen in ihren Armen und vergießen Ströme von Thränen; man bemerkt die Mutter und Schweſter Cavaignac's, die Gemahlin Trelat's mit ihrem kleinen Sohne. Nur mit Mühe gelingt es ihnen, die Bänke zu verlaſſen, auf denen ſie noch wenige Augenblicke zuvor auf Leib und Leben angeklagt geſeſſen hatten. Guinard und Cavaignac entziehen ſich zuerſt dem freudigen Gedränge. Trelat wird auf dem Heimwege in einem Wagen, den er mit ſeiner Frau beſtiegen hat, nicht ſobald erkannt, als man die Pferde ausſpannt und mit den Händen ihn bis an ſeine Wohnung zieht. Eine zahlreiche Volksmenge ſchließt ſich einer dreifarbigen Fahne an, die man dem Wagen voraus trägt. Auch Chanvin, Pecheux d'Herbinville und Guilley werden auf der Straße erkannt und mit Jubel nach Hauſe begleitet.

Vermiſchte Nachrichten.

Mit der Nachricht von den Entdeckungen des Kapitän Graah an der Oſtküſte von Grönland ſchickte der Direktor der Kolonie Julianeshaab, Mathieſen, unterm 24 Auguſt v. J. einen Stein mit einer alten Runeninſchrift an Dr. Rafn, Präſident der k. Alterthumsgeſellſchaft in Kopenhagen. Ein Eingeborner, Namens Chriſtian, hatte in der Nähe von Igalikko, öſtlich von Julianeshaab (61° Br.) unter den Ruinen einer alten Kirche dieſes Denkmal entdeckt. Der Stein iſt ungefähr 1 Elle 14½ Z. (däniſch) lang und 14 Z. breit, aber unterhalb der Inſchrift zerbrochen. Die Inſchrift lautet in isländiſcher Sprache alſo: „Vigdis, M. D. hvilir hèr; gledò gud sart hennar!" Vigdisa, filia (dottir) Magni, requiescit hic; exhilare Deus animam ejus! Da bereits auch Runen in Kingiktorſoak entdeckt ſind, ſo hat man nunmehr ein ſchriftliches Denkmal aus der Zeit, wo Grönland von den alten Skandinaviern bevölkert wurde, ſowohl von dem ſüdlichen als von dem nördlichen Theil der Weſtküſte.

Zu Dublin haben 500 ſehr angeſehene Perſonen eine Urkunde unterzeichnet und in dem anatomiſchen Muſeum des Dreieinigkeitskollegiums niedergelegt, worin ſie ihren Willen ausdrücken, „nach dem Tode nicht beerdigt, ſondern der Anatomie übergeben zu werden, um eine ſo wichtige Wiſſenſchaft, ohne die eine gründliche Arzneikunde unmöglich iſt, fördern zu helfen, indem ſie vielleicht durch ihr Beiſpiel dazu beitragen, die Irrthümer und Vorurtheile zu zerſtreuen, die man in England gewöhnlich gegen die Zergliederung der Leichname hegt."

Die Bevölkerung der Hauptſtädte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſtellt ſich nach den beiden neueſten Zählungen folgender Maaßen dar:

Namen		Cenſus	
der Städte	der Staaten	v. 1820	v. 1830.
Portland . .	Maine . . .	8,581	12,512
Portsmouth . .	New-Hampſhire	7,317	8,055
Dover . . .	ebend.	2,871	5,461
Concord . .	ebend.	2,838	5,062
Boſton . . .	Maſſachuſetts .	43,298	61,381
Salem . . .	ebend.	12,751	15,886
Springfield . .	ebend.	5,914	6,779
Lowell . . .	ebend.		6,477
Cambridge . .	ebend.	5,295	6,071
Marblehead . .	ebend.	5,630	5,152
Providence . .	Rhode-Island .	17,767	17,000*)
New-Haven . .	Connecticut .	7,147	10,655
Hartford . .	ebend.	6,901	9,617
New-York . .	New-York .	123,706	200,942**)
Albany . .	ebend.	12,650	24,216
Troy . . .	ebend.	5,264	11,405
Utica . . .	ebend.	2,972	8,324
Rocheſter . .	ebend.	1,502	8,320
Auburn . .	ebend.	2,025	7,195
Philadelphia . .	Penſylvanien .	108,116	167,688
Lancaſter . .	ebend.	6,663	7,684
Reading . .	ebend.	4,332	5,631
Harrisburg . .	ebend.	2,990	4,307
Wilmington . .	Delaware . .	5,268	6,628
Baltimore . .	Maryland . .	62,738	80,526
Annapolis . .	ebend.	2,260	2,615
Waſhington . .	Colombia . .	13,247	18,835
Georgetown . .	ebend.	5,360	8,441
Alexandria . .	ebend.	8,218	8,221
Richmond . .	Virginien . .	12,046	16,057
Norfolk . .	ebend.	8,478	9,816
Petersburg . .	ebend.	6,690	8,300
Wheeling . .	ebend.		5,211
Newburn . .	Nordcarolina .	3,563	3,762
Fayetteville . .	ebend.	3,532	2,875
Charleston . .	Südcarolina .	24,780	30,289
Mobile . .	Alabama . .		3,062
New-Orleans .	Louiſiana . .	27,186	
Naſhville . .	Tenneſſee . .		5,566
Lexington . .	Kentucky . .	5,267	5,699
Cincinnati . .	Ohio . . .	9,642	26,515
Saint-Louis . .	Miſſouri . .	4,598	5,852

Man ſieht, daß die nördlichen Staaten noch immer das Uebergewicht über die ſüdlichen und weſtlichen behaupten.

*) Dieſe Zahl iſt nach einer bloßen Schätzung.

**) Dieſe Zahl nach einem Cenſus in 9 Stadtvierteln (yards) und einer Schätzung in den fünf übrigen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 139. 19 Mai 1831.

Buenos Ayres.

Der Rio de la Plata (oder Paranagazu, abgekürzt Parana, wie die Eingebornen dieſen Strom nennen) iſt Buenos Ayres gegenüber gegen 12 Stunden breit, aber im Ganzen ſeicht und voll Untiefen, welche die Schifffahrt ſchwierig und gefährlich machen. Nach einem heftigen Pampero wird der Fluß durch das Ungeſtüm des Orkans auf eine beträchtliche Entfernung vom Ufer trocken gelegt. Major Gilleſpie, der die engliſche Expedition unter Sir Home Popham und General Beresford im J. 1806 gegen Buenos Ayres begleitete, erzählt, daß die Juſtinia von 26 Kanonen, nachdem ſie die Bewegungen der Truppen, die in den Straßen fochten, längs der Küſte unterſtützte, am 12 Auguſt wegen eines plötzlichen Falls

*) Sketches of Buenos Ayres and Chile. By Samuel Haigh. London 1829. Rough notes taken during some rapid Journeys across the Pampas and among the Andes. By Capt. F. B. Head 1827. Die Hauptſtadt am La Plata wurde im J. 1555 von Pedro de Mendoza unter dem Namen Nueſtra Sennora de Buenos Ayres gegründet, aber im J. 1538 verlaſſen und ihre Einwohner nach Aſſumption in Paraguay verpflanzt. Ihre Wiederherſtellung erfolgte im J. 1580 durch den Statthalter von Paraguay, Garay, der ihren Namen mit ſchnöder Vernachläſſigung der heiligen Jungfrau in la Trinidad de Buenos Ayres verwandelte. Allein lange Titel werden immer durch den geſunden Sinn des Publikums abgekürzt, und ſo heißt jezt die Stadt ſchlechtweg Buenos Ayres. Garay ward bald darauf von Indianern erſchlagen; indeß gedeihte die neugegründete Stadt fort, und das Schiff, das im J. 1580 die erſte Kunde von ihr nach Europa brachte, nahm auch die erſte Ladung der ſeitdem ſo berühmt gewordenen Wildhäute an Bord. Im J. 1586 erſchienen die Jeſuiten zum erſten Mal am La Plata, und im J. 1609 erhielt Pater Torrez von dem Gouverneur der Provinz die Erlaubniß, die bekehrten Indianer in Städte zu vereinigen, die von den ſpaniſchen Niederlaſſungen unabhängig ſeyn ſollten. Es gelang dem Orden eine ungeheure Menge von indianiſchen Gemeinden zu errichten. Leider machten die Portugieſen unaufhörliche Einfälle auf das benachbarte Gebiet, und man ſpricht von 200,000 Indianern, die im Verlauf von hundert und dreißig Jahren durch die Mameluken oder Pauliſten Braſiliens (ſ. Nicolas del Teche's Geſchichte von Paraguay, Tucuman und Buenos Ayres, Churchill's Reiſen, Southey's Geſchichte von Braſilien und Muratori's Bericht über die Miſſionen von Paraguay) getödtet oder in Sklaverei geſchleppt, und von vierhundert Städten, die von ihnen zerſtört ſeyn ſollen. Um ſich gegen dieſen Raubkrieg zu vertheidigen, wirkten die Väter im J. 1639 ſich von Spanien Vollmacht aus die Indianer zu bewaffnen. Im J. 1668 ließen ſie Santa Fé wieder herſtellen, und im folgenden Jahr beſchäftigten ſie fünfhundert ihrer Leute mit dem Aufbau von Buenos Ayres. Troz den Anfechtungen des Neides und der Eiferſucht, womit ſie zu kämpfen hatten, wurden ihre Privilegien im J. 1745 beſtätigt. Aber bald darauf ſank ihre Macht, und auf die Verbannung des Ordens aus Spanien im J. 1767 folgte der Sturz ihres Reichs in Amerika. Ihre Beſizungen wurden zu Paraguay geſchlagen, und nur ihr Viehſtand belief ſich auf 1,000,000 Rinder, 100,000 Pferde und 500,000 Schafe. Alle Schriftſteller ſtimmen in Bewunderung des trefflichen Benehmens der Jeſuiten gegen die Indianer Südamerika's überein, und ſollte man ſich nicht freuen, die alten Vertheidiger des göttlichen und menſchlichen Deſpotismus einmal auf der Seite der Freiheit zu erblicken? Außer dieſer glänzenden Epiſode bietet die Geſchichte des ſpaniſchen Amerika's von Anfang bis zu Ende Nichts als eine fortlaufende Reihe von Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten dar. Bis zum J. 1811 waren die Amerikaner ſelbſt bei den Cortes in Cadix nicht repräſentirt, und von 160 Vicekönigen, welche Amerika regierten, nannten nur 4 daſſelbe ihr Vaterland, und von 602 Generalkapitänen waren, 14 ausgenommen alle Spanier, und von 550 Biſchöfen bloß 55 Eingeborne. Deſſenungeachtet blieb die Anhänglichkeit der Amerikaner an die ſpaniſche Monarchie noch in den erſten Jahren der franzöſiſchen Invaſion unerſchüttert; gegen 9,000,000 Piaſter wurden nach der Halbinſel geſchickt, und viele Amerikaner ſtellten ſich unter die Fahnen des gefangenen Ferdinand. Sogar als keine Nationalregierung in Spanien mehr beſtand, und die Kolonien vom Mutterland ſich ſelbſt überlaſſen fanden, erklärten ſich die Junten, die ſich bildeten, bloß für proviſoriſch. Die lezt verſtorbene Königin von Portugal (preiswürdigen Andenkens) machte einen Verſuch in den amerikaniſchen Beſizungen Spaniens, die Stelle ihres Bruders einzunehmen und erließ zu dem Ende durch ganz Südamerika ein Manifeſt, worin ſie die Bewohner zu Anerkennung ihrer vermeintlichen Rechte aufforderte. Sie ſchickte ſich bereits an, in Buenos Ayres ihre Reſidenz aufzuſchlagen, als die Ankunft des Vicekönigs Ciſneros im Mai 1809 ihre Umtriebe vereitelte. Da dieſer Vicekönig troz der veränderten Lage der Dinge in dem Syſtem altſpaniſcher Tyrannei fortfuhr, ſo wurde er im folgenden Jahr ſeiner Würde entſezt, und am 25 Mai trat eine aus neun Perſonen beſtehende Regierungsjunta (junta gubernativa) zuſammen. Dieſes Datum bezeichnet den Anfangspunkt der Revolution; aber noch lange nicht die Losreißung von Spanien. Am 23 September 1811 löste ſich dieſe Regierungsjunta auf, und die oberſte Gewalt ging in die Hände eines Triumvirats über, welches Don Manoel Sarratea, Chidana und Dr. Juan José Pazo bildeten. Im Oktober 1812 wechſelte die Regierung durch militäriſche Einmiſchung abermals ihre Geſtalt. Eine Oberregierung (gobierno superior) entſtand in der Perſon der HH. Penna, Pazo und Jonte. Dieſe beriefen eine Nationalverſammlung, welche ſich als ſouveräner Kongreß konſtituirte, und am 30

Digitized by Google

des Waſſers an der Stelle, wo ſie 48 Stunden zuvor beſtens vor Anker lag, von einem Kavalleriekorps weggenommen wurde. *)

Buenos Ayres, auf der Weſtſeite des la Plata erbaut, erinnert an Philadelphia, das auf der Weſtſeite des Delaware liegt. Beide Städte ſind für den Handel ſchlecht gelegen, und bloß der Umſtand ſcheint die Gründer zur Wahl ihrer Lage veranlaßt zu haben, daß ſonſt längs dem ganzen Ufer kein erhöhter Grund iſt; ihre Entfernung vom Meer iſt ziemlich gleich. Nach dem urſprünglichen Plan Philadelphia's hätte ſollen ein freier Raum bleiben; unglücklicher Weiſe wurde Dieß verabſäumt. Dagegen geſchah es in Buenos Ayres, wodurch dieſe Stadt nicht bloß in Bezug auf Erleichterung des Verkehrs, ſondern auch in Bezug auf gefälliges Aeußeres ungemein gewinnt. Von der Hauptpromenade, der Alameda, aus, ſieht man hier einen Wald von Maſten auf der innern und äußern Rhede ſich erheben, und eine zahlloſe Menge von Eingebornen und Ausländern, die zur Erholung oder Geſchäfte halber jeder Zeit längs dem Geſtade wogt.

(Fortſetzung folgt.)

London und die Reformfrage.

(Schluß.)

London iſt die Burg der Monopolien, der unerſchöpfliche Born verderblicher Einflüſſe; hier herrſcht die Ariſtokratie des Reichthums und der großen Welt mit einer Alles erdrückenden Tyrannei. Der Arme iſt in London ſo verachtet, und deßhalb von einer ſolchen Gier beſeelt, reich zu werden, daß ſeine Seele nicht mehr ihm angehört, ſondern Dem, der ihm den heißen Durſt nach Golde löſchen kann. Der ſogenannte „gute Mann" iſt es nicht an ſich und ſeiner eigenen Vorzüge willen, ſondern nur in ſofern ihn ſein Bankier als einen ſolchen anerkennt; ſo daß im Grund genommen ein „guter Mann" nicht mehr und nicht minder iſt, als eine gute Börſe. Aber auch der gute Mann, oder was eben ſo viel heißt, der reiche Mann, beſonders wenn er jung und ehrgeizig iſt, verkauft ſeine Seele um dort Zugang zu finden, was man „die beſte Geſellſchaft" nennt, und worunter er die zunächſt über ihm ſtehenden Rangſtufen begreift. In London beſtehen tauſend Ariſtokratien, große und kleine, von denen jede ſich auf ein Monopol, auf Abſtufungen des Ranges gründet, die den Menſchen zwingen, zu kriechen oder zu klimmen, ſtatt mit geſunder Vernunft zu denken und gewiſſenhaft zu handeln. Nur darauf bedacht, ſich emporzuarbeiten auf der unendlichen Leiter der Verhältniſſe ſucht Jeder nur ſeinen Vormann wegzudrängen, unbekümmert ob er mit ſeinen Ferſen den Kopf des Nachmannes zertritt oder nicht. Dieſe Selbſtſucht, die alle jene zarten Bande zerreißt, durch die in einem kleinern Kreiſe der Menſch zum Menſchen ſich hingezogen fühlt, muß nothwendig auch die Sympathie für die Angelegenheiten des Ganzen zerſtören. Wie in eine ungeheure Brandung hineingeriſſen, denkt Jeder in entſetzlicher Todesangſt nur an ſeine eigene Rettung, und vergißt Hand anzulegen, um gemeinſam die gemeinſame Gefahr zu bekämpfen. So innig hat die Natur an die kleinen Regungen des menſchlichen Herzens die erhabenen Gefühle und Tugenden des Bürgers geknüpft, daß jene nicht erſtickt werden dürfen, ohne mit ihnen die heilige Flamme der geſellſchaftlichen Begeiſterung auszulöſchen, durch die allein ein Staat groß und glücklich werden kann. Wo der Einzelne Nichts mehr gilt, gilt auch dem Einzelnen das Ganze Nichts mehr.

Was in London Jeden, der es zum erſten Male betritt, am Meiſten auffällt, iſt die völlige Unbedeutenheit des einzelnen Menſchen und des einzelnen Dinges; hier iſt dem Individuum keine Stelle gegönnt, auf die es ſich hinausretten könnte aus dem ungeheuren Strudel, die Strömung erfaßt Einen, und reißt ihn fort mit oder gegen ſeinen Willen. In einer Provinzſtadt rennt das Volk nach allen Richtungen hin, und treibt ein und daſſelbe Geſchäft wie ein Ballſpiel; in London iſt es gerade umgekehrt, viele Menſchen verfolgen einen und denſelben Weg, aber Jeder iſt in ſeine eigene Spekulation vertieft, und ſo wie er die Perſon nicht kennt, die ihm den Ellbogen in die Seite ſtößt, ſo denkt er auch nicht daran, ihm ſeine eigene Angelegenheit mitzutheilen oder dem Andern die ſeinige abzufragen. Die unabläſſige Sorge, die in London Jedermann ſeinem eigenen Geſchäft zuwendet, die Gewohnheit alle Gedanken und Gefühle nur auf ſich ſelbſt gerichtet zu halten, was ſeinen Grund darin hat, daß man unaufhörlich mit Menſchen in Berührung kommt, die man weder kennt noch um die man ſich weiter bekümmert, wenn es nicht das eigene Geſchäft betrifft, erkältet allmählich die kleinen Regungen des Herzens, die man in minder zahlreichen Menſchenvereinen thätig findet. Allerdings werden in dieſem großen Getriebe die rauhen Ecken des Aeußern abgeſchliffen, aber mit ihnen auch die ſchimmernden Facetten zerſtört, aus denen uns der Charakter in mannigfaltiger Strahlenbrechung entgegenleuchtet.

Hier iſt Süßigkeit des Genuſſes in aller Fülle zu finden, wie ſie ein Herz nur verlangen mag; aber während aller Zauber des Ueberfluſſes, alle Sättigung des thieriſchen Bedürfniſſes in überſchwänglichem Reichthum ausſtrömt, liegt das Herz todt, kalt und überhäutet, und unter allem Uebermaß von Vergnügen und Genuß findet man nirgends Das, was den Menſchen zum Menſchen, das Leben zum Leben macht. In einer kleinern Stadt gehört der einzelne Menſch ſich ſelbſt mehr an, er iſt Etwas, er hängt mit der Geſchichte ſeines Geburtsortes zuſammen, ſein Charakter und ſeine Handlungsweiſe ſind ſein Eigenthum, das ſich nach ſeinem Tode in Erinnerungen vererbt, er mag ſich während ſeines Lebens durch Tugenden oder Laſter, durch Talente oder Thorheiten bemerkbar ge-

---

Januar 1813 die ſpaniſche Flagge und Kokarde abſchaffte und die zweifarbige (blau und weiß) einführte. Die Münze trug fortan den republikaniſchen Stempel. Am 31 December d. J. wurde die Oberregierung geſtürzt, Sennor Poſadas zum Oberdirektor erwählt und ihm ein Rath von ſieben Mitgliedern beigegeben. Im J. 1815 ſah ſich Poſadas gezwungen abzudanken, und bald darauf auch General Alvear, der ihn in ſeiner Würde ablöste. Am 16 April 1816 folgte Rondeau und eine Junta nahm die Stelle der ſouveränen konſtituirenden Verſammlung ein. Eine aus dem ganzen Volk gewählte Nationalrepräſentation verſammelte ſich jetzt, und zwar nicht in Buenos Ayres, ſondern um alle Provinzialeiferſucht zu beſeitigen in Tucuman, und am 19 Julius verkündigte ſie endlich feierlich die Unabhängigkeit der Provinzen des Rio de la Plata. An denſelben Tag ward General Juan Martin Pueyrredon als Oberdirektor ausgerufen.

*) Gleanings and Remarks concerning Buenos Ayres pp. 35. 94.

Digitized by Google

macht haben; nach ſeinem Hinſcheiden bleibt ſeine Stelle eine Zeit lang unbeſetzt, ſeine Mitbürger wünſchen ihn zurück, oder preiſen ſich glücklich, ſeiner los geworden zu ſeyn. In London gilt keine Individualität, ſie mag ſo ausgezeichnet oder ſo unbedeutend ſeyn als ſie will; ein Jeder fühlt, daß er nur ein Theil von Etwas ſey, von Etwas, das ſo unermeßlich größer als er iſt, daß er ſich völlig darin verliert, und er fühlt ſich daher auch fortgetrieben, nur auf Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und ſeines Verlangens Bedacht zu nehmen, da er hierin allein den einzigen Genuß findet, den ihm das Leben bieten kann. Aengſtlich haſcht er nach jedem Genuß und ſchwelgt, wo immer ſich einer ihm darbietet, weil er weiß, daß morgen ſchon ſeine Stelle wieder ausgefüllt ſeyn wird, wenn heute der Tod ihn abfordert, und daß ehe die Sonne zwei Mal die Welt umkreiſt hat, Alles was er war, auf Ewig ſpurlos erloſchen ſeyn wird.

Es bedarf wohl nur dieſes flüchtigen Blickes auf die „große Babel," um ihre politiſche Kraftloſigkeit und Feigheit zu erklären. Um Aufrichtigkeit des Entſchluſſes, erhabene Anſichten, hochherzige Vaterlandsliebe, Muth, Uneigennützigkeit, Einmüthigkeit und Kraft zu finden, muß man hinwandern, wo man die Zinnen von St. Paul nicht mehr erblickt. Paris beherrſcht das öffentliche Leben in Frankreich, London ſteht hierin hinter der Provinz zurück. Reform wird in dieſen wie in vielen andern Dingen eine große Umgeſtaltung zur Folge haben — und es iſt hohe Zeit, ſoll das Herz des Staatskörpers nicht in unheilbarer Erſtarrung abſterben. Man hat ſchon oft die großen Hauptſtädte und namentlich Paris angeklagt, daß ſie auf das Land einen allzu gebieteriſchen Einfluß ausüben; man hat dabei außer Acht gelaſſen, wie wohlthätig ſie auf der andern Seite für die Freiheit gegen die Eingriffe des Despotismus wirken, wenn ſie nicht wie London zur politiſchen Herzloſigkeit herabſinken. Iſt es doch, als hätte die Vorſehung zum Schutze der Freiheit der Völker es ſo gefügt, daß die Könige ihren Stolz darin finden, die Stätte ihrer Wohnſitze in's Unermeßliche zu vergrößern, und ſo ſich ſelbſt ein Gefängniß bauen, in welchem ſie von einer ungeheuren Bevölkerung bewacht bei jeder Gewaltthat durch den Aufſtand der Maſſen erdrückt werden können. Hätte London nur halb ſo viel politiſche Energie entwickelt als Cornwall, oder Birmingham oder die in Hungersnoth hinſterbende Grafſchaft Clare im Jahre 1828 die Reformbill würde mit großer Majorität im Hauſe der Gemeinen — und eben ſo im Hauſe der Lords durchgegangen ſeyn.

Eine franzöſiſche Stimme über die militäriſchen Anordnungen des deutſchen Bundes.

Die öffentlichen Blätter widerhallen eine geraume Zeit von den Rüſtungen, welche der deutſche Bund in Betreff Luxemburgs macht. Es wäre das erſte Mal ſeit 15 Jahren, daß dieſer ſo mühſam gepflegte Verein ein Zeichen ſeiner inneren harmoniſchen Kraft, ſeines wirklichen Lebens und Beſtandes geben ſollte. Wenigſtens wäre dieſe gemeinſame militäriſche Operation ein ſchlagender Beweis für alle Gegner der wiener Kongreßakte, die da glauben, daß in den heterogenen Regierungsprinzipien der einzelnen deutſchen Staaten der Keim der Auflöſung verborgen liege, und eine andauernde Zuſammenwirkung der Glieder zu einem beſtimmten Zweck und Ganzen unmöglich werde. In wie ferne die Franzoſen dieſe Anſicht theilen, leſen wir in dem neueſten Heft des Spectateur militaire (März 1831), wo einer ihrer bekannteſten militäriſchen Schriftſteller, der Bataillonschef Langermann, ſich alſo über die Rüſtungen des deutſchen Bundes vernehmen läßt:

„Da wir durch die Journale erfahren, daß ein deutſches Bundeskorps an unſere Gränzen rücken ſoll, ſo hält der Spectateur es für angemeſſen, ſeine Leſer mit der unförmlichen Organiſation dieſer verſchiedenen Staaten bekannt zu machen, deren Entſtehung von ſo zufälligen Urſachen herrührt, und deren militäriſcher Wirkſamkeit ſich überdieß noch Hinderniſſe jeder Art entgegenſtellen. Die Verletzung allgemeiner und beſonderer Intereſſen erzeugten vom Beginn dieſes Bündniſſes bereits eine ſtets wachſende Erkältung. Bis zum Ueberdruß hat man in der neueren Zeit in Frankreich geſagt und geſchrieben, und die Fremden trugen große Sorgfalt, dieſe Meinung zu bekräftigen, daß die militäriſchen Ausrüſtungen in dieſem Augenblick ganz außerordentlich wären, daß Preußen für den Nothfall allein 500.000 Mann marſchfertig habe, und mit Beiziehung ſeines Landſturms eine Million Menſchen zur Vertheidigung ſeines Gebiets aufſtellen könne. Wäre nun wirklich die Kraft dieſes Staats mit 11 Millionen Seelen und den nicht bedeutenden pekuniären Mitteln ſo beſchaffen, ſo dürfte man es wohl keine Uebertreibung nennen, wenn man die waffenfähige Anzahl des dreimal mehr bevölkerten Frankreichs auf 4 Millionen angäbe. Die preußiſche Monarchie, es iſt wahr, gleicht, wie weiland Rom, einem großen Lager; Preußens Inſtitutionen ſind bloß für den Krieg gemodelt. Indeſſen theilt nach Angabe aller Publiciſten die Maſſe des Volks keineswegs den kriegeriſchen Sinn ſeiner Adelskaſte, die 1831 wie vor dem Jahre 1806 alle Zugänge zur Macht beſetzt hält, und allein im Beſitz der einträglichſten Staatsämter iſt. Im Jahre 1815 vereinte Ein Zweck alle Klaſſen — das Abwerfen des fremden Joches. Jeder Stand war damals zu den höheren Würden und zur Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen. Seitdem aber wurde ein entgegengeſetztes Syſtem im Kabinette vorherrſchend. Der Einfluß der Grundſätze der hl. Allianz fing an fühlbar zu werden. Die Begierde, ſich bloß auf materielle Kräfte zu ſtützen, wurde der Grund, alle intellektuellen Fähigkeiten zu vernachläſſigen. Die Bürgerlichen, ausgeſchloſſen und zurückgeſtoßen, machen kaum ein Zwölftheil bei der Beförderung in den Offiziersgraden aus. Auf dieſe Art durch konventionelle Bevorzugung einer Kaſte erniedrigt, müſſen jene nothwendig einem Militärſyſteme abgeneigt ſeyn, von dem ſie alle Laſten tragen, ohne deſſen Begünſtigungen zu genießen. Der König zwar iſt allgemein geliebt und verehrt. Die Sanftmuth ſeines Charakters, ſeine Tugenden, vielleicht auch die Erinnerung an ſeine früheren traurigen Erfahrungen, haben ihm alle Herzen gewonnen. Doch ſeine Regierung, welche noch den Irrthümern eines vergangenen Zeitalters folgt, iſt der Gegenſtand bitteren Tadels, und keineswegs ſo populär, wie der Herrſcher, in deſſen Namen ſie geſchieht. Zu dieſen beſonderen Umſtänden geſellen ſich noch andere eben ſo wichtige Intereſſen — die lang verſprochenen und noch nicht bewilligten Inſtitutionen. Wer kennt nicht die geographiſche Lage dieſes Staates? Welche Verſchiedenheit des Charakters und der Sitten beſteht nicht zwiſchen dem Bewohner von Memel und Saar-Louis, dem von Poſen und Köln, zwiſchen jenem von Königsberg und Trier! Die Katholiken beſchweren ſich mit Grund über die Ausſchließung von allen höheren Stellen. In keinem Staate, mit Ausnahme Schottlands, ſind die Vorbereitungsſchulen höher gediehen; in ganz Europa nehmen an den Gemeindeberathungen nicht ſo viele Bürger wie hier Theil; doch nirgends drückt auch die Militäraristokratie ſtärker, als gerade in Preußen. Nach den beſtehenden Verordnungen kann Jeder, wenn er ſich der Prüfung unterwirft, Anſpruch auf einen Grad in der Armee machen, und deſſen ungeachtet werden die nicht privilegirten Klaſſen entfernt gehalten. Die Kraft eines Staates iſt daher nicht nach ſeinen materiellen Mitteln allein zu ſchätzen, und wenn man von den Militärinſtitutionen Preußens ſpricht, muß man auch ſeine inneren Verhältniſſe und die verſchiedenen Intereſſen erwägen, welche jene moraliſche Kraft paralyſiren, über die es in einer anderen Zeit gebieten konnte; 250 bis 500.000 Streiter iſt die äußerſte Anſtrengung, welche dieſe Macht aufbieten kann.

„Oeſterreichs Verfaſſung iſt ebenfalls vollkommen militäriſch. Die weſentlichſten Elemente dieſes Reichs, die Vorzüge und Nachtheile ſeiner Territorialverhältniſſe, ſeine bürgerlichen Einrichtungen kennt die Welt. Von 30 Millionen Unterthanen kommen nur 5½ auf ſeine Erbſtaaten. Den Kern der Bevölkerung bilden 4 Millionen Ungern. Der Reſt dieſer unzuſam-

Digitized by Google

menhängenden Agglomeration bilden Illyrier, Kärnthner, Krainer, Böhmen, Mährer, Siebenbürger, Kroaten, Gallizier, Polen, Lombarden, Venetianer, Dalmatiner ꝛc. Die bloße Aufzählung dieſer Volksſtämme ſo verſchiedenen Urſprungs, nun unter Einem Szepter verſammelt, genügt an den Unterſchied ihrer Religion und Sitten, ihrer Sprachen, Intereſſen und Bedürfniſſe zugleich zu erinnern. Wenn auch die Erfahrungen der verfloſſenen Zeit gegen unſere Bemerkungen ſprechen, bleibt es doch nicht minder wahr, daß dieſe Macht keine ſolide Grundlage darbietet, und ihre Exiſtenz immer eine ephemere und problematiſche bleibt. Es finden ſich in ihrer Zuſammenſetzung keine natürlichen Beziehungen der Intereſſen und Lokalitäten, wodurch aus den einzelnen Theilen je ein Ganzes erwachſen könnte. In der That welche Ergebenheit kann das Haus Habsburg von 4½ Millionen Italienern, 4 Mill. Slaven, Polen und Galliziern erwarten? Die Ungern, die unter der Benennung Inſurrektionsarmee mit 60,000 Reitern den wankenden Thron Maria-Thereſia's wieder feſtſtellten, begehren heute, daß ihre Regimenter nicht mehr von Deutſchen befehligt, und ihre Offiziere auch aus ihrem eignen Lande genommen werden ſollen. Der Hofkriegsrath, deſſen künftige Entſcheidungen man aus ſeinen früheren entnehmen kann, iſt unbeweglich in ſeiner Politik wie in ſeinen Verwaltungsprinzipien. Jetzt wie früher ſchickt er die Polen nach Deutſchland und Italien, die Italiener nach Gallizien und Ungern, die Deutſchen in die Ebenen der Lombardei zur Beſatzung. Seine Soldaten ſind immer dieſelben trägen Werkzeuge der früheren Zeit. Die beſtehenden Inſtitutionen hemmen die allſeitige Entwickelung der Geiſtes- und Verſtandeskräfte. Paſſiver Gehorſam und Kriegszucht ſind die charakteriſirenden Merkmale des nordiſchen Soldaten; mit dieſen Eigenſchaften glänzt er in den Garniſonsplätzen und Luſtlagern. Der erſte Feldzug erſchlafft dieſe Bande, und ein fortwährender Krieg zerſtört dieſe Stützen vollends; während der vernunftgemäße Gehorſam, der verſtändige Muth, und die angeborne Tapferkeit, Eigenſchaften, welche die ſüdlichen Völker auszeichnen, mit der Gefahr ſich ſteigern, und dem Soldaten zur anderen Natur ſelbſt in jenen Momenten werden, wo das feindliche Feuer ſeine Reihen lichtet. Oeſterreich hat 271,000 regulirte Truppen, die es auf dem Kriegsfuß leicht auf 400,000 erhöhen kann. Nie hat es gewagt, eine vollkommene Landwehrverfaſſung zu begründen; (die 55,000 Mann, welche unter dieſem Namen beſtehen, können wohl nicht für das Ganze gelten). Bei jedem Kriege wird es gezwungen ſeyn, den größten Theil ſeiner Macht zur Hut der Feſtungen und ſeiner Völker im Innern zu verwenden. Wenn wir alſo in den offiziellen Liſten den Kriegsſtand dieſer Macht mit 750,404 Köpfen bezeichnet ſehen, ſo wird der unbedingte Glaube hier nicht zum Geſetze, und bevor man ſeine Anſicht darüber feſtſtellt, muß man den inneren Mechanismus ſeiner Armeen, ſeine geographiſche Lage, die Unvollkommenheit der Grundſätze ſeiner Regierung, die Urſachen des Mißvergnügens, welches ſeine Volksſtämme ſcheidet, ſeine Schulden, den Verfall ſeiner Finanzen, und noch viele andere Keime der Schwäche und Auflöſung, die es enthält, wohl berückſichtigen.

„Die übrigen Mächte des deutſchen Bundes bewegen ſich nach allen gemachten Erfahrungen bloß in der Planetenbahn der Staaten erſten Rangs. Auch zeigt uns die Geſchichte, daß trotz allen Familienbündniſſen fortwährender Zwieſpalt unter ihnen herrſcht, auf deſſen breitem Felde die Diplomatie ſich wacker herumtummelt; und daß wenn auch im Kriegsfall Hannover und Braunſchweig gezwungener Weiſe Englands Leitung folgen, die verwandtſchaftlichen Bande, welche Würtemberg, Baden und Oldenburg an die Romanzoffs ketten, dieſen ihrer geographiſchen Lage wegen nie erlauben der ruſſiſchen Politik ſich anzuſchließen. Die Truppen in Bayern, Würtemberg, Baden und Heſſen ſind vollkommen organiſirt, unterrichtet und disziplinirt. Ein Beurlaubungsſyſtem, welches in einem weiſen Verhältniß zu den Bedürfniſſen des Dienſtes, des Ackerbaues und der Induſtrie ſteht, erlaubt dieſen Mächten eine größere Anzahl Soldaten zu unterhalten, als ihr Kontingent beträgt. Der Geiſt dieſer Völker bildet ein Mittel zwiſchen der Stumpfheit der Soldaten des Nordens und der Excentrizität jener des Südens. Die franzöſiſche Armee zählt dort viele Anhänger. Manche alte Offiziere dieſer Armeen betrachten als den ſchönſten Titel ihres Ruhms unter Napoleon, dem größten Feldherrn der neueren Zeit, gedient zu haben."

Das franzöſiſche Original giebt nun im Auszuge die organiſchen Beſtimmungen der Eintheilung und Aufſtellung des Bundesheeres, und ſchließt mit dem Satze: „Aus dem Vorerwähnten läßt ſich folgern, daß dieſe ſchriftlichen Dispoſitionen und ſtipulirten Verträge nicht ſo leicht auszuführen als zu entwerfen ſind. Wenn nicht ein großes und mächtiges Motiv auf dieſe Maſſen wirkt, ſo iſt es nicht denkbar, wie eine Armee, aus 39 verſchiedenen Stämmen zuſammengeſetzt, ſich wie eine aus gleichen Elementen und nach demſelben Typus organiſirte Kraft bewegen laſſe."

Vermiſchte Nachrichten.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika beſitzen jetzt ſieben Schiffswerfte: 1) Zu Portsmouth, im Staat New-Hampſhire; es liegt auf einer Inſel, die ungefähr 58 Morgen begreift, am ſüdlichen Ufer der Piscataqua und hat 5500 Doll. gekoſtet; 2) zu Charlestown, im Staat Maſſachuſetts, am nördlichen Ufer des Charlesfluſſes, auf einer Landſpitze öſtlich von der Stadt; es nimmt einen Raum von 54 Morgen ein; die Koſten betrugen 39,214 Doll.; 3) an der Wallabout-Bay, auf der Inſel Longue, gegenüber von New-York, wozu 40 Morgen Landes gehören, und das mit einem Aufwand von 40,000 Doll. errichtet wurde; 4) zu Philadelphia, am weſtlichen Ufer des Delaware, in dem Diſtrikt Southwark; Flächenraum 11 Morgen; Koſten 37,000 Doll.; 5) zu Waſhington, in dem Diſtrikt Kolumbia, am öſtlichen Zufluß des Potomak; Flächenraum 37 Morgen; Koſten 4000 Doll.; 6) zu Gosport, am ſüdlichen Zufluß des Eliſabethfluſſes, unſern Portsmouth im Staat Virginien; Flächenraum 16 Morgen; Koſten 12,000 Doll.; 7) zu Penſacola in Florida. Die Marine der Republik beſteht in 7 Linienſchiffen, Independence, Franklin, Waſhington, Columbus, Ohio, North-Carolina, Delaware zu je 74 K.; aus 7 Fregatten erſter Klaſſe, United-States, Konſtitution, Guerriere, Java, Potomac, Brandwine, Hudſon, zu je 44 K.; aus 3 Fregatten zweiter Klaſſe, Kongreß, Konſtellation, Mazedonierin zu je 36 K.; aus 15 Sloops, John Adams, Evane zu je 24, Erie zu 18, Ontario, Peacock, Boſton, Lexington, Vincennes, Warren, Natchez, Falmouth, Fairfield, Vandalia, Saint-Lewis, Concorde, zu je 18 K.; aus 7 Schoonern und andern Fahrzeugen, Dolphin, Grampus, Porpoiſe, Shark, zu je 12; Fox, Alert, Sea-Gull, zu je 3 K. Hiebei darf nicht vergeſſen werden, daß es Maxime der Amerikaner iſt, ihren Schiffen insgemein eine größere Anzahl Geſchütze zu geben, als ihr Name bezeichnet. Hiezu kommen noch 51 Kriegsplätze und 10 Arſenale, welche die Republik beſitzt. Dieſe bedeutenden Streitkräfte mehren ſich mit jedem Jahr und entſprechen der Defenſivpolitik der vereinigten Staaten vollkommen. Man hat neuerer Zeit von manchen Seiten das Streben nach politiſchen Verbeſſerungen aus dem Geſichtspunkt der Koſtſpieligkeit der Revolutionen beſtritten. Es iſt wahr, Nordamerika hat auch ſeine Unabhängigkeit nicht wohlfeil bekommen; der Revolutionskrieg hat das Land, wenn wir die während des Kriegs aufgenommene Schuld mit 251,477,956 Fr. beſonders rechnen, im Jahre 1775/76 108,690,485, im Jahre 1777 135,427,527, im J. 1778 151,647,954, im J. 1779 58,260,995, im J. 1780 16,260,000, im J. 1781 10,528,150, im J. 1782 19,689,485, im J. 1783 17,487,980 und im J. 1784 2,973,012, im Ganzen 732,749,870 Fr. gekoſtet; allein nach einer Menſchengeneration waren alle dieſe Opfer verſchmerzt, und dafür genießen ſie jetzt die wohlfeilſte Staatsform. *)

*

Schon mehrere Naturforſcher bemerkten, daß ſich in den innern Theilen des Pflanzengewebes zuweilen Kryſtalle fänden, aber bis jetzt wurde noch nichts Gewiſſes und Beſtimmtes über dieſen Gegenſtand zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Hr. Turpin hat jetzt in dem Zellengewebe eines alten Stammes des Cereus Peruvianus im Pflanzengarten zu Paris, wo der Baum ſich ſeit 150 Jahren befand, eine große Menge Agglomerate von Kryſtallen von kleeſaurem Kalk entdeckt; ſie befanden ſich im Zellengewebe des Markes und der Borke. Sie ſind weiß, durchſichtig, vierſeitige Prismen mit pyramidaliſchen Ausläufen und in ſtrahlenförmigen Gruppen beiſammen.

*) Der Präſident empfängt einen Jahresgehalt von 135,000, die Staatsſekretäre des Innern, der Finanzen, der Marine, des Kriegs und der Generaldirektor der Poſten, je von 32,520, der Vicepräſident und Großrichter je 27,100, jeder Richter in zweiter Inſtanz 24,390, die Richter in den verſchiedenen Staaten von 5420 bis 8130 Fr.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 140. 20 Mai 1831.

Buenos Ayres.

(Fortſetzung.)

Die Straßen in Buenos Ayres ſind wie in Philadelphia gezogen; die öſtlichen und weſtlichen durchſchneiden die nördlichen und ſüdlichen in rechten Winkeln. Aber damit hört die Aehnlichkeit auf, und das übrige Gemälde enthält nur fremdartige Züge. Die niedern Häuſer, die vielen Thürmchen über den flachen Dächern (azoteas), der düſtere, halb militäriſche, halb mönchiſche Bauſtyl und das hinfällige Ausſehen der Gebäude, welches von dem ſchlechten zerbröckelnden Material herrührt — dieß Alles erregt einen etwas unbehaglichen Eindruck, welcher die übrige lebendige Scenerie vergeſſen läßt, und auch bei näherer Bekanntſchaft ſich nicht verwiſcht. Die Häuſer ſind von Backſteinen, außerordentlich geräumig, weißgetüncht, viereckig, mit weiten Höfen (patios) in der Mitte, letztere gepflaſtert mit Ziegeln oder Flieſen, zuweilen moſaikartig ausgelegt. In dieſen Hof tritt man von der Straße durch ein hohes gothiſches Portal, die vergitterten Fenſter vor ſich, ſo daß man in ein Gefängniß zu kommen glaubt. Aus dem erſten geht es durch einen finſtern Bogengang in einen zweiten Hof, und dann meiſt noch in einen dritten, welch beide letztere ſich von dem erſtern nur etwa dadurch unterſcheiden, daß ſie mehr für das häusliche Treiben und Thun beſtimmt, daher weniger verziert und ſauber gehalten ſind. Iſt ſchon die Außenſeite abſtoßend, ſo iſt das Innere im höchſten Grade uneinladend und unwohnlich; — die Wände ſind wegen der Feuchtigkeit des Klima's mit Schimmel bedeckt, die Fußböden mit großen Ziegeln gepflaſtert, die unter den Füßen zerſtäuben, die Zimmerdecken ohne Vertäfelung und die Sparren und Querbalken mit der ungehinderten Weberei zahlloſer Spinnen überwirkt. Mit den Kirchen iſt es ungefähr eben ſo. Dieſe großen, trübſelig anzuſchauenden Gebäude ſind in ihrem Ruin ſprechende Zeugen der ſinkenden Größe des Katholicismus. Als die Revolution der politiſchen Blindheit den Staar ſtach, da konnten die mannichfaltigen Mißbräuche des Kirchenthums, die ſie in ihrer frommen Einfalt nie ahneten, ihnen nicht länger verborgen bleiben, und als ihnen dort einmal die Schuppen von den Augen fielen, war der Uebergang von politiſcher zu religiöſer Freidenkerei leicht. Die Glorie des Katholicismus iſt nun dahin, ſeine Muskeln ſind erſchlafft, und dieſe weiland ſo mächtige Religion zeigt nur noch das Skelett vormaliger Herrlichkeit. Die Kirchen während der langwährenden Revolutionskämpfe des Gold- und Silberſchmucks, von dem ſie unter der ſpaniſchen Herrſchaft ſtrotzten, trotz den prieſterlichen Anathemen, entkleidet, glänzen zwar noch, aber nur von Flittern — meiſt ſehen ſie ſehr alterthümlich aus, was von ihren bemoosten und mit langen Gräſern bewachſenen Mauern herrührt. Selbſt mit Früchten behangene Pfirſichbäume erblickt man auf den Giebeln einiger dieſer Gotteshäuſer, auf Punkten, wo nur die befiederten Bewohner der Luft hinkönnen. Die ungeheuren Dunſtwolken, die im Sommer beſtändig die Atmoſphäre füllen, verwandeln nämlich die Plattformen mit der Vegetation auf den Gebäuden im Verlauf der Zeit in förmliche Beete, und es dürfen dann nur Tauben oder andere tempelbewohnende Vögel einen Kern auf dieſen Boden fallen laſſen, ſo wachſen Stauden und Bäume empor.

Die beſondere Aufmerkſamkeit des Fremden verdient die Recoletakirche, nicht bloß wegen ihrer ausgezeichneten Pracht, ſondern hauptſächlich wegen der ausgedehnten Ländereien, welche zu dieſem Kloſter früher gehörten, und die heut zu Tag als Gottesacker benützt werden. Dieſer Begräbnißplatz iſt einer der intereſſanteſten Punkte in und um Buenos Ayres. Er iſt von ſehr großem Umfang, in weiten und ſchönen Gängen angelegt, mit Bäumen verziert und von einer hohen Mauer umgeben; man kann ihn wohl den Père la Chaiſe von Buenos Ayres nennen.

Wenn man unter den zahlloſen Grabmälern in dieſem weiten Gebiete des Todes wandelt, und liest die niedlichen, emphatiſchen und feierlichen Inſchriften, die alle mit den Worten: aqui yace (hier liegt) anfangen, ſo verweilt man gewiß länger vor dem Denkſtein eines jungen Mannes, Namens Alvarez, worauf eingegraben ſteht: „asſassinado por sus tres amigos (ermordet durch ſeine drei Freunde.) Es iſt eine traurige Geſchichte, die man in Buenos Ayres noch lange erzählen wird. Alzaga, Ariaga und Marcet, ſo hießen drei junge Männer aus den beſten Familien von Buenos Ayres, die auf hohem Fuß leichtſinnig und verſchwenderiſch lebten. Alvarez wurde mit ihnen vertraut, nicht wegen ſeines Rangs in der Geſellſchaft, ſondern weil er ſich durch den Handel ein anſehnliches Vermögen erworben hatte, das ihn in den Stand ſetzte, es ihnen im Aufwand gleich zu thun. Durch ſie wurde er in die vornehme Welt eingeführt und in deren Genüſſe eingeweiht. Durch Spiel und Ausſchweifungen verwickelten ſich jene bald in immer tiefere Verlegenheiten, und ſo geriethen ſie auf den Gedanken, ihren Gefährten Alvarez, den ſie im Beſitz einer bedeutenden Geld-

Digitized by Google

ſumme wußten, zu ermorden. Mehrere Monate verfloſſen zwiſchen der Zeit des Entwurfs und der Ausführung dieſes Frevels, während deren der tägliche Umgang mit ihrem Schlachtopfer fortdauerte. Mittler Weile hatten ſie in einem abgelegenen Theil der Stadt ein Haus gemiethet, dahin luden ſie eines Abends unter irgend einem Vorwand ihren Freund ein. Dieſer, arglos, begab ſich, von Ariaga begleitet, nach dem Ort. Angekommen vor dem Haus befrembete es ihn, als er Alles finſter und ſtill traf; er weigerte ſich weiter zu gehen, und nur als er die Stimme ſeines Freundes Marcet hörte, an dem er ſehr hing, ließ er ſich bewegen, die Treppe hinaufzuſteigen. Kaum war er in das von einer Kerze ſpärlich beleuchtete Gemach eingetreten, ſchloß Alzaga die Thür und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Der furchtbarſte Verdacht erwachte jetzt in ſeiner Seele; doch er ſollte nicht lange im Ungewiſſen bleiben, denn bald wurde ihm angekündigt, daß er den Schlüſſel zu ſeinem Geld abzugeben und ſich gefaßt zu halten habe, von ihren Händen augenblicklich den Tod zu empfangen. Da fiel er auf die Knie und flehte ſie, in der Angſt ſeines Herzens, ſie möchten nur ſeines Lebens ſchonen; er würde ihnen ja Alles gerne geben, was er in der Welt beſitze; die feierlichſten Eide ſollten das gräßliche Geheimniß in ſeiner Bruſt verſchließen, er ſelbſt wolle fliehen, wohin ſie verlangten, und den Reſt ſeiner Tage in ewiger Verbannung von der Heimath zubringen. Marcet ließ ſich durch ſein Flehen rühren; er beſchwor ſeine Gefährten, das Gräßliche nicht zu vollenden. Allein die Ungeheuer Alzaga und Ariaga waren unerbittlich; ſie bedrohten Marcet ſelbſt mit dem Tod, wenn er ſeine Fürſprache nicht unterließe. Der unglückliche Alvarez ſank in eine Ohnmacht. In dieſem Zuſtand der Bewußtloſigkeit ward ſein Nacken von einem Ohr zum andern durchſchnitten und das Blut in einem Becken aufgefangen, womit ſie ſich zu dem Ende verſehen hatten. Hierauf legten ſie den Leichnam auf einen Wagen und führten ihn nach einem Landſitz (quinta), der Ariaga's Vater gehörte; hier warfen ſie ihn in einen Brunnen, kehrten nach der Stadt zurück und bemächtigten ſich des Geldes. Marcet wurde von einer tiefen Schwermuth befallen. Die beiden Andern aber ſetzten ihren vorigen Lebenswandel fort und verpraßten in neuen Wüſtlingsgenüſſen den Gewinn ihrer gräßlichen Miſſethat. Doch die Stunde der Vergeltung ſchlug; eine Spur des Verdachts führte bald zur Entdeckung, und Ariaga und Marcet wurden zum Tod verurtheilt. Sie wurden auf dem öffentlichen Platz erſchoſſen, und ihre Leichname an den Galgen gehängt. Alzaga's Schickſal iſt noch furchtbarer. Er entfloh nach Santa Fe, wo er wahnſinnig ward und noch im Lande umherirren ſoll — ein furchtbarer Zeuge menſchlicher Verruchtheit und der Strafe des Himmels.

Noch in den letzten Jahren begrub man nur wenige der vornehmſten Einwohner in einem Sarg; gewöhnlich läßt man bloß den ſchwarzen Trauerwagen kommen, auf welchem ein feſter Sarg angebracht iſt; in dieſen thut man den Todten, galoppirt mit ihm davon und legt ihn in der Vorhalle der Recoleta ab. Den Trauerwagen für Kinder könnte man für ein Gauklersfuhrwerk halten. Es iſt ein leichter offener Kaſten mit weiß angeſtrichenen Rädern, mit hellblauſeidenen Tüchern und von einem in Scharlach gekleideten Burſch kutſchirt, der einen ungeheuren weißen Federbuſch auf der Mütze trägt. „Ich ritt eines Tages nach Haus,“ erzählt Head, „als mir der Karren, dießmal ohne Tücher, begegnete; der Leichnam eines ſchwarzen faſt ganz nackten Knaben lag darin. Ich galoppirte neben her; der Knabe, durch die raſche Bewegung des Wagens, tanzte bald auf dem Rücken, bald auf dem Geſicht, bald ſtreckte er einen Arm oder ein Bein über den Kaſten heraus, bald glaubte ich, er würde ganz herausfallen. Als man an die Recoleta gelangte, händigte der Kutſcher dem Todtengräber einen Zettel ein, langte das Kind heraus und gab es dem Mann, der es nur an einem Arm faßte und auf den Gottesacker hineintrug. Hier machte er ein Loch nicht ſo tief als eine Furche; inzwiſchen lag der Knabe, nur mit einem ſchmutzigen Stück Tuch die Mitte des Leibes umbunden, auf dem Boden; während der Mann ſich mit mir unterhielt, legte er die Leiche in das Grab, drückte ihr die Arme mit dem Spaten an die Seiten und warf ſo viel Erde darauf, daß das Tuch noch herausſah. Damit war der Begräbnißakt fertig.“

Der Hauptplatz von Buenos Ayres iſt groß und ſchön, hat einen Obelisk in der Mitte und wird auf der Flußſeite durch ein Fort vertheidigt, das zwar nicht beſonders feſt, aber hübſch gelegen iſt und urſprünglich als Bollwerk der Stadt gegen die Pampasindianer diente. Dieſe Plaza nimmt ungefähr den Raum von zwei Marktplätzen in Philadelphia und das Fort halb ſo viel Raum als die Plaza ein. Die Plaza iſt durch eine ungeheure Arkade, die parallel dem Fort läuft, in zwei Abſchnitte getheilt; in dem untern Theil der Arkade ſind die Kleiderbuden; das Ganze macht als Bauwerk einen vortheilhaften Eindruck. Neben dem Fort ſtehen noch mehrere öffentliche Gebäude, mit der Façade der Plaza zugekehrt, das Cabildo (Capitel), die Caſa de juſticia, die Policia und die große noch unvollendete Kathedrale mit ihren zwölf Apoſtelſäulen von der doriſchen Ordnung und ihren gigantiſchen Verhältniſſen. Hier werden die Truppen gemuſtert, die Verbrecher erſchoſſen, und oft floß hier auch das Blut der Bürger, die in den heimiſchen Fehden oder vom Dolch der Meuchelmörder fielen. Acht der Hauptſtraßen münden, gleich Arterien, in die Plaza, die man deßwegen das Herz der Stadt nennen kann. Während der Revolution wurden bei jedem Lärmſignal die Zugänge der Straßen mit Artillerie beſetzt, und die bewaffneten Bürger drängten ſich ſtürmiſch auf dem Forum. Das Fort kann ſeine 4 bis 5000 Mann faſſen und iſt mit allem Kriegsbedarf reichlich verſehen. Der Gouverneur und die erſten Staatsbeamten haben darauf ihren Sitz; wie denn überhaupt in Buenos Ayres Alles ein militäriſches und folglich unrepublikaniſches Gewand trägt, ob man gleich ſich gerne mit Republikanismus brüſtet und es den Vereinigten Staaten von Nordamerika nachzuthun ſucht. Manche der verſtändigen Bürger betrachten das Fort nicht bloß als das Scheinbild, ſondern als die wirkliche Zwingfeſte des Deſpotismus. Immer war es auch in den blutigen Bürgerkriegen, wovon die Geſchichte dieſes Freiſtaats voll iſt, der Streitpunkt aller Parteien, und wir ſehen die Zügel der Macht mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Hand in die andere wandern, ſo oft es einem Ehrgeizigen gelang, durch Liſt oder Gewalt ſich deſſelben zu bemeiſtern. War die Beſitznahme in Richtigkeit, ſo befand ſich die obſiegende Partei zugleich in einem Zuſtand der Feindſeligkeit gegen die übrigen Parteien, und dieſe uſurpirte Autorität behauptete ſich durch unnachſichtige Strenge, bis eine neue Faktion auf die Bühne trat und das alte Lied wiederholte. Daß man in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten in den Kirchen, in den Theatern,

Digitized by Google

in den Hallen der Geſetzgeber, keine Soldaten poſtire, daß dort der Präſident nicht in Uniform erſcheine, daß man von einem Ende des Landes zum andern ohne Paß reiſen könne — wird man in Buenos Ayres ſo bald noch nicht begreifen.

Es giebt noch mehrere öffentliche Plätze in der Stadt und den Vorſtädten, welche als Baſars benützt werden. Ochſenfleiſch iſt der große Proviantartikel der Einwohner; die Wohlfeilheit deſſelben in guten Zeiten iſt erſtaunenswerth. Man giebt den täglichen Verbrauch an Rindern zu 4 bis 500 Stück an. Die Buenos Ayrier ſind im vollen Sinn des Worts ein fleiſchfreſſendes Geſchlecht. Merkwürdig anzuſehen iſt, wie das Militär ſeine Rationen Ochſenfleiſch bekommt, die in ungeheuren Fetzen beſtehen, und die es oft ohne Brod, Gemüs oder ſogar Salz ſpeiſt. Carne con cuero, d. h. Ochſenfleiſch in der Haut, gilt für einen beſondern Luxus. Man nimmt das Fleiſch längs dem ganzen Rückgrat und zu deſſen beiden Seiten und läßt ſo Viel von der Haut daran, daß es in dieſe feſt eingenäht und ſo in der heißen Aſche gedämpft werden kann. Kalbfleiſch trifft man nirgends, da man das Vieh wegen der Haut nicht eher ſchlachtet, als bis es ſeine volle Größe hat. Ein zubereitetes Fell gilt vier Mal ſo Viel als ein lebendes Rind, weil man dabei die Ausgabe für das Schlachten und die Mühe des Trocknens rechnet. Noch vor wenigen Jahren hielt man Schaffleiſch nicht für genießbar und erſt ſeit manche Engländer, Nordamerikaner und andere Fremde in Buenos Ayres leben, iſt es auch auf dem Markt zu haben. Schafe waren damals ſo werthlos, daß man ſie nicht ſelten, ohne ſie vorher nur zu tödten, als Brennmaterial in den Ofen warf; dieſer barbariſche Gebrauch hörte jedoch auf, als ihr Fleiſch ein Conſumtionsgegenſtand wurde. Schweinefleiſch iſt, da man dieſe Thiere mit Eingeweiden von Ochſen füttert, abſcheulich; auch das Geflügel und ſelbſt die Eyer haben aus dieſer nehmlichen Urſache einen übeln Beigeſchmack. Fiſche ſind rar und theuer. Von Wildpret begegnet man mancherlei Arten: geſchätzt werden der Iguana oder die große Eidechſe und der Strauß. Gemüſe und Früchte ſind reichlich und mannichfaltig vorhanden. In den öffentlichen Gaſthäuſern, Fondas und Paſodas, kann man verſchiedene Suppen und Gerichte nach Belieben aus der ſpaniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Küche ſich beſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Gaſtmahl des Polenvereines zu Paris.

Der zur Unterſtützung der Polen gebildete Verein zu Paris verſammelte ſich am 10 März d J. unter dem Vorſitze des Generals Lafayette zu einem feierlichen Mahle im Saale der Vandanges de Bourgogne, von deſſen Decke die franzöſiſchen und polniſchen Fahnen ſich über eine Trophäe herabſenkten, die aus dem Bildniſſe Czartoriski's, des Präſidenten der polniſchen Nationalregierung, und den Abbildungen der berühmteſten Bürger der neuern Zeit, Waſhington, Koſciuszko und Lafayette, gebildet war. An den Wänden des Saales hingen noch andere Bildniſſe ausgezeichneter Polen umher: Kaſimir Pulaski's, Dombrowski's, Kniazielwicz's, Jablonowski's, Stanislaus Malachowski's, Präſidenten der berühmten konſtituirenden Verſammlung, Thomas Oſtrowski's, Präſidenten des Senates von 1815 und Vater des ruhmwürdigen Wladislas Oſtrowski's, gegenwärtigen Reichstagsmarſchalls. Die Wappen des Königreiches, der weiße Adler und der bewaffnete Ritter Lithauens, prangten in der Mitte dieſer Gallerie.

Der General Lafayette, in der Uniform des erſten Grenadiers der polniſchen Nationalgarde, hatte an ſeiner Seite den General Kniaziewicz und den Senator Kaſtellan Ludwig Plater, beide Repräſentanten der polniſchen Nation zu Paris; ihm gegenüber ſaßen gleichfalls in der Uniform der polniſchen Nationalgarde Adam Gurowski, der auf den Schlachtfeldern von Grochow in den ruhmreichen Tagen des Februars mitgefochten, Theodor Morawski, Mitglied der polniſchen Geſandtſchaft, und Leonhard Chodzko, der an dem Kampfe der Juliustage rühmlichen Antheil genommen. Alle Mitglieder des Vereines und noch mehrere andere Polen wohnten dieſem Mahle bei. Gegen Ende deſſelben erhob ſich General Lafayette und mit ihm alle Gäſte. Der General hielt mit dem Ausdrucke tiefer Bewegung folgende Rede:

„Meine Herren Repräſentanten der polniſchen Regierung, und Sie, meine Kameraden der warſchauer Nationalgarde, und Sie, andere würdige Bürger des glorreichen Bollwerkes der europäiſchen Freiheit! Der Verein, in welchem ich den Vorſitz zu führen die Ehre habe, konnte es kaum erwarten, ſich mit Ihnen vereinigt zu ſehen, nicht bei einem prunkvollen Gaſtgelage, das ſich den Entbehrungen, Gefahren und patriotiſchen Beſorgniſſen Ihres heldenmüthigen Volkes gegenüber wenig geſchickt haben würde, ſondern bei einem einfachen brüderlichen Mahle, bei dem wir Ihrer Nationalgeſandtſchaft in Frankreich durch unſere Huldigung die gebührende Anerkennung erweiſen, und zugleich gemeinſchaftlich unſere Wünſche, unſere Hoffnungen, unſere Sympathie und unſern Stolz ausſprechen könnten. Ja, dieſer Stolz iſt ein Gefühl, das wir mit Ihnen theilen, meine Herren, und das Kleid, das ich, Dank Ihrer Güte, zu tragen die Ehre habe, giebt mir hiezu ein doppeltes Recht. Aber von ſo ſchnellem glücklichen Erfolge wurde Ihre Unternehmung gekrönt, daß auf die geſtern eingetroffenen Nachrichten dieſes beſcheidene Mahl ſich in ein Triumphfeſt gegenſeitiger Glückwünſche verwandelt hat. Die freiwillige Beleuchtung unſerer Hauptſtadt mag Ihnen beweiſen, von welchem Gefühle Paris elektriſirt wird; dieſes Gefühl wird ganz Frankreich und die andern Staaten, und vor allen jene polniſchen Provinzen wie ein Wetterſtrahl durchzücken, die, durch Gewaltthätigkeit und Treubruch der benachbarten Höfe von dem Mutterlande abgeriſſen, unter dem Zurufe Europa's ſich erheben werden.

„Meine Herren, der Beginn des polniſchen Ruhmes verliert ſich in die graue Vorzeit; ihm war Ihr Volk ſtets mit Herz und Arm zugethan; aber als unſere freudigſte Erinnerung bewahren wir die neue Zeit Ihres Ruhmes, der unter der dreifarbigen Fahne errungen ward. Wir feiern das Andenken jenes Dombrowski, der den republikaniſchen Sieger von Fleurus aufſuchte, um mit ihm einen neuen Bund zwiſchen beiden Nationen zu beſiegeln; wir feiern das jenes Poniatowski, der ſich lieber in die Wogen ſtürzen als der Knechtſchaft des Erbfeindes ſeines Vaterlandes unterwerfen wollte. Für mich ſelbſt bewahre ich ein theures Andenken für den verklärten Koſciuszko, meinen Gefährten in der politiſchen Schule der Vereinigten Staaten, meinen Waffenbruder in der Kriegsſchule Waſhington's; für ihn, den man im ſchlichten Gewande des polniſchen Landmannes als Feldherrn von Polens glorreichem, aber nur allzukurzem Aufſtande ſah; für ihn, den ich ſpäter die Verſprechungen und Anerbietungen zweier mächtiger Kaiſer, die im höchſten Glanze ihres Glückes ſtanden, nach einander mit Verachtung zurückweiſen ſah, weil er darin keine zureichende Bürgſchaft für die Freiheit ſeines Vaterlandes erkannte.

„Aber die ganze Vergangenheit hat Nichts aufzuweiſen, was mit den Großthaten verglichen werden könnte, die in dieſem Augenblicke die Bewunderung der ganzen Welt Polen zuwenden. Umringt von mächtigen Feinden, die Polen als Beute getheilt haben; fern von einem natürlichen Bundesgenoſſen, begannt Ihr Eure kühne Unternehmung; Eure Feinde und Eure Freunde ſtanden bereit, jene auf Euerm Grabe zu jubeln, dieſe es mit ihren Thränen zu benetzen. Wenn es noch einige Herzen gab, die, für Hoffnungen zu ſchlagen gewohnt, einen glücklichen Ausgang zu weiſſagen wagten, ſo blieben ſie doch weit hinter dem wirklichen Erfolge zurück, durch den Ihr Euch aus dem vermeintlichen Grabe erhobt, um die Welt durch die glorreich ſtrahlende Auferſtehung der Unabhängigkeit Eures Vaterlandes zu blenden. Sie, meine Herren, die Sie unter uns verweilen, können ſich überzeugen von der Sympathie, von der Bewunderung, die alle Franzoſen erfüllt. Ueberall, in den Provinzen wie in der Hauptſtadt, in den Dörfern wie in den Städten, geht

Digitized by Google

von Munde zu Munde der Preis Eurer Tugenden, Eures Ruhmes, des hochachtbaren Oberhauptes Eurer Regierung, und des ruhmverklärten Feldherrn, der um ſeiner Talente willen auf dem Schlachtfelde ſelbſt von den Generalen gewählt wurde, die über ihm im Range ſtanden. Unſere Veteranen ſind Eure Brüder; ſie ſind Polen. Aber auch unſere Jugend erglühe nicht minder von Enthuſiasmus für Eure Sache.

„Die pariſer Nationalgarde fühlte eine innige Bewegung bei der ehrenvollen Adreſſe ihrer warſchauer Brüder; Dieß würde ihr Oberbefehlshaber hier ausgeſprochen haben, wenn ihn nicht heute Dienſtespflichten bei dem Könige zurückgehalten hätten; weßhalb an ſeiner Stelle einer der ausgezeichnetſten Offiziere der Nationalgarde es thun wird. Dieſes Gefühl für Polens Sache erfüllt auch unſere Linientruppen mit hoher Begeiſterung; unſere jungen Soldaten theilen es mit den Veteranen des Heeres, und bedauern nur, daß ihnen nicht vergönnt iſt, für Euch ihr Blut zu vergießen, wie das Eurige ſo großmüthig für Frankreich gefloſſen iſt. Unſere Comité-Berichte geben uns hievon täglich die rührendſten Züge. Ganz Frankreich bewundert Euer Volk und Euer Heer, und jene polniſchen Frauen, deren Schönheit und Liebreiz ſeit langher in Europa zum Sprichworte geworden ſind, und die jezt Proben von patriotiſcher Aufopferung geben, die der Bewunderung der ganzen Welt würdig ſind.

„Durchdrungen von dieſen Gefühlen, von tiefer Rührung ergriffen, bringe ich im Namen des Vereines folgenden Toaſt aus: „Auf Polens Heil! Auf ſeinen Ruhm! Auf ſeine Freiheit! Auf ſeine Unabhängigkeit! Seinem heldenmüthigen Heere! Den polniſchen Frauen!“‟

Der General Kniazievicz erwiederte hierauf einige Worte des Dankes für die Theilnahme und das Wohlwollen, die Polen in Frankreich gefunden hat, und ſchloß mit dem Toaſte: „Es lebe die franzöſiſche Nation! Es lebe Philipp, ſein konſtitutioneller König!“

(Schluß folgt.)

Rammohun Roy.

Die engliſchen Blätter haben kürzlich die Ankunft eines indiſchen Braminen in England gemeldet. Hören wir, was die calcuttaer Regierungszeitung vom 18 November über dieſen merkwürdigen Mann äußert: „Die meiſten unſerer Leſer wiſſen wahrſcheinlich, daß Babu Rammohun Roy ſich an Bord des Albion nach England eingeſchifft hat. Rammohun Roy iſt in gewiſſer Beziehung ein Reformator, und gehört zu denjenigen Männern, welche, über die Vorurtheile ihres Zeitalters und ihres Standes ſich erhebend, keine Autorität anerkennen, die nicht eine ſcharfe Prüfung aushält. Mit geiſtigen Fähigkeiten von nicht gewöhnlichem Schlage ausgerüſtet, konnte Rammohun Roy auf der gemeinen Bahn braminiſcher Thätigkeit nicht ſtilleſtehen: das Bewußtſeyn ſeiner Kraft erweckte in ihm das Streben, ſich ſo auszubilden, wie er in ſeiner Lage der Welt am Nüzlichſten werden könnte. Zuerſt ging ſeine Aufmerkſamkeit wie natürlich auf die heiligen Bücher der Hindu's — auf die mancherlei Entſtellungen, die ſie in Bezug auf ihren urſprünglichen Zweck im Laufe der Zeit erlitten — auf die Zuſäze des Aberglaubens, die aus dieſer Verderbniß des Textes entſprangen, und von denen manche einen grauſamen und entſittlichenden Charakter an ſich tragen. Endlich griff er einen dieſer Irrthümer in ſeiner Veſte an, und in einer Reihe von Sendſchreiben zeigte er ſeinen Landsleuten, daß der Brauch der Selbſtverbrennung im göttlichen Geſeze nicht geſchrieben ſey. Wäre ein gelehrter Bramine mit einem ſolchen Beweiſe in ſeiner Mutterſprache aufgetreten, ſo möchte Dieß ſchon für eine auffallende Erſcheinung gelten; aber Rammohun, der mit größter Leichtigkeit ſich im Engliſchen auszudrücken gelernt hatte, wollte, daß auch ſeine europäiſchen Freunde ſähen, wie es ſich mit der Sache eigentlich verhielte, und gab deßhalb mehrere Abhandlungen in engliſcher Sprache heraus, worin die Unſtatthaftigkeit jenes Brauches aus den Schaſter's dargethan iſt. Nach ihm war die Hindu-Religion ein reintheiſtiſches Syſtem, das aber allmählich ausartete, und daſſelbe wo möglich in ſeiner anfänglichen Lauterkeit herzuſtellen machte er ſich zur Aufgabe. Das Feld ſeiner Forſchungen erweiterte ſich mehr und mehr, und bald trat er auch als polemiſcher Schriftſteller über das Chriſtenthum auf. Was aber immer das Weſen ſeiner religiöſen Ueberzeugung ſeyn mag — Rammohun Roy's Name gewann eine bedeutende Berühmtheit ſowohl unter Einheimiſchen als Ausländern, und begreiflich iſt, daß, wer die Ausbreitung des Chriſtenthums als eine gebieteriſche Pflicht und deſſen Einführung als eine der höchſten Segnungen der Civiliſation betrachtet, ſeine Augen auf ihn richtete. Seine Talente, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Kenntniß der europäiſchen Sprachen, die Gelegenheit, durch ihn über Indien ſich genauer zu unterrichten, ſeine einnehmenden Manieren zogen viele Europäer zu ihm hin und veranlaßten einen freundſchaftlichen Verkehr, ſo weit ſeine ſtrenge Beobachtung alles Deſſen, was er für echt hinduiſch hielt, denſelben erlaubte. Mittler Weile pflichteten viele ſeiner Landsleute ſeinen Anſichten bei; von noch mehreren jedoch iſt zu vermuthen, daß ſie mit abholder, wo nicht feindſeliger Geſinnung dem Gange des Braminen von ferne folgten; wie es denn den gewiſſenhafteſten Menſchenfreunden und Reformatoren nur gar zu leicht zu ergehen pflegt. Schon vor mehreren Jahren hatte Rammohun Roy den Gedanken geäußert, den Durſt ſeines Wiſſens durch eine Reiſe in fremde Länder zu ſtillen, um dort namentlich Werke aufzuſuchen, die er bis jezt bloß vom Hörenſagen kannte; dieſer Gedanke iſt nun zur Reife gediehen. Wie wir hören, nimmt der Bramine ſeine indiſchen Diener mit ſich, und wird während der Reiſe wie während ſeines Aufenthaltes in England nach den Regeln ſeiner Kaſte leben, überzeugt, daß die Reiſe an und für ſich ſelbſt ſich wohl damit verträgt. In Calcutta will die Sache manchen Hindu's bedenklich vorkommen, und man hört Muthmaßungen aller Art. Wir wünſchen, daß für ihn und Andere erſprießliche Folgen aus dieſer Unternehmung erwachſen mögen. Wenn der Bramine, wie wir hoffen, wohl und geſund zurückkehrt, ſo wird er im Stande ſeyn, ſeine Hindu's mit einem Werke in ihrer Sprache zu beſchenken (denn an ſeiner Fähigkeit und ſeinem guten Willen zweifeln wir nicht), und dieſes Werk wird den Kreis ihrer Kenntniſſe ausdehnen, ihre Vorurtheile zerſtreuen, und Manche veranlaſſen, es ihm nachzuthun. Von Herzen alſo eine glückliche Reiſe!“

Vermiſchte Nachrichten.

Dem Herausgeber des New Edinburgh philoſ. Journal, Profeſſor Jameſon, wurde vom Oberſt Lindſay eine Quantität vulkaniſcher Aſche geſendet, mit der Bemerkung, daß man dieſe Subſtanz in dem Theil von Neuſeeland gefunden habe, der Weiß-Eiland genannt wird, wo ſie von einem Berg komme, der ſchon lange für einen Vulkan gelte, und ſich jezt in Thätigkeit befinde. Der Berg hat ungefähr drei (engl.) Meilen im Umkreis und liegt der Plenty Bay gegenüber, zwiſchen dem Fluß Thames und dem Oſtcap, 20 bis 30 Meilen vom Feſtland von Neuſeeland. Als dieſe Inſel zulezt beſucht wurde, boten der Rauch und die Flammen ihres Vulkans ein furchtbares Schauſpiel dar. Am Fuße des Berges, auf dem der Vulkan liegt, floß ein See von ſiedendem Schwefel, und weit um dieſen See war der Boden mit einer Schwefelkruſte bedeckt. Die Eingebornen ſagten, der Vulkan ſtröme unter der See und breche im Innern von Neuſeeland ungefähr 20 Meilen vom Ufer aus und zwar an einem Ort, wo ſich ein großer See mit heißem Waſſer befindet, in welchem die Eingebornen ihre Nahrung kochen.

Der Dichter Southey, ein großer Alterthümler und hiſtoriſcher Anekdotenjäger hat die Entdeckung gemacht, daß die engliſche Konſtitution ſeit ihrem Beſtehen bei Weitem nicht ſo große Veränderungen erlitten hat, als — der Plum-Pudding, auf den die Engländer vielleicht nicht minder ſtolz ſind als auf ihre Charta magna. Der Chevalier d'Arvieux, der im Jahre 1658 eine Reiſe auf einer engliſchen Fregatte machte, äußert ſich nämlich, wie Southey irgendwo fand, über dieſes köſtliche Nationalgericht in Folgendem: „Ihr Pudding iſt etwas Abſcheuliches; es iſt ein Miſchmaſch von geſtampftem Zwieback oder Mehl, Speck, Roſinen, Salz und Pfeffer, woraus man einen Teigklumpen macht, den man in ein Tuch oder einen Strumpf einſchlägt und ſo in einem Topf mit Fleiſchbrühe kochen läßt; dann ſchüttet man ihn auf eine Schüſſel und reibt alten Käs darauf, der ihm einen unerträglichen Geruch giebt. Ohne Käſe iſt indeß das Ding ſo übel nicht“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 141. 21 Mai 1831.

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Von G. L. P. Sievers.)

Ich weiß nicht, ob es eine eigentliche Geſchichte der Tapetenwirkerei giebt; aber ſo Viel iſt mir bekannt, daß wenn eine geſchrieben werden ſollte, Rom derjenige Ort wäre, wo ſie ſich wenn auch nicht aus gedruckten Quellen doch aus den Werken ſelbſt am Zweckmäßigſten abfaſſen ließe. Ein hieſiger Tapezier hat mich verſichert, es gebe hier mehr denn zehntauſend groſe Tapeten, deren mittlere Größe in der Breite etwa zehn und in der Höhe acht Fuß betrüge, die ſchmälern nicht mitgerechnet. Sey dieſe Angabe auch übertrieben, ſo läßt ſich dennoch aus der Menge, welche am Frohnleichnamsfeſte bloß im Bezirke der Peterskirche aufgehängt werden, und von denen ich ſelbſt, ohne bei Weitem zu Ende gekommen zu ſeyn, oft mehr denn tauſend gezählt habe, die ungefähre Zahl auf wenigſtens fünftauſend anſchlagen. Die meiſten davon befinden ſich im Beſitze der ſogenannten Banderari oder Festaruoli *), der Tapeziere, welche an den Feſttagen die Kirchen verzieren. Da man in Rom nicht allein mehr Kirchenfeſte zählt als Tage im Jahre, und daher auf Einen Tag drei und mehrere fallen, ſo iſt die Anzahl der Tapeziere bedeutend und ihr Gewerbe ein Nahrungszweig, von dem man in dem Maße außer Rom keinen Begriff hat. Diejenigen, welche bei den Kirchen in feſtem Gehalte ſtehen und dafür alle Tücher und Tapeten, die zu Ausſchmückung derſelben erfordert werden, liefern müſſen, haben das Recht vor ihrem Hauſe das Wappen der Kirche aufzuhängen. Selbſt die drei größeren Kathedralen, die Peters-, Johannis- und St. Mariamaggiorekirche, beſitzen von den nöthigen Tuch- und Seide-Geräthſchaften bei Weitem nicht das Nothwendige. Der Grund liegt nicht ſowohl in einer übertriebenen Sparſamkeit, als vielmehr in der Beſchwerlichkeit der Aufbewahrung und Reinhaltung ſo vieler und groſer Stücke Zeuge. Da ohnehin die Kirchen zur Aufhängung derſelben, welches ein eigenes und höchſt beſchwerliches Geſchäft iſt und beſonders erlernt werden muß, der Tapeziere bedarf, ſo hat man es bequemer gefunden, von dieſen zugleich auch ſämmtliche Zuthaten liefern zu laſſen. Einen größern Theil beſitzt der Vatican, einen kleinern Theil Privatperſonen, unter dieſen beſonders die groſen Familien Borgheſe, Colonna ꝛc. Der einzige Gebrauch, welchen man davon macht, beſteht darin, am Frohnleichnamsfeſte die Außenſeite der Häuſer damit auszuſchmücken. An andern Feſttagen werden ſie nicht gebraucht.

Es iſt zu bedauern, daß die Sitte, die Jahrszahl und den Namen des Malers oder des Zeichners unter die Tapeten zu ſetzen, erſt gegen das Ende der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen zu ſeyn ſcheint. Unter den mehrern Tauſenden, welche hier in Rom vorhanden ſind, giebt es vielleicht kaum ein Paar Hundert, welche jene Bezeichnungen aufzuweiſen haben, und unter dieſen wieder keine einzige, welche höher als bis zum Jahre 1730 hinaufreicht. Aus dieſer Epoche ſind die meiſten nach Zeichnungen oder Gemälden von einem Künſtler verfertigt, der Audran heißt. Aus der Verſchiedenheit der Jahreszahlen, welche von 1733 bis 1759 gehen, beſonders aus dem Umſtande, daß der Name Audran nur ein Paar Mal die Vornamen C. G. enthält, ſonſt aber allein ſteht, möchte ich ſchließen, es habe mehrere Künſtler dieſes Namens gegeben. Wer übrigens dieſer Audran oder dieſe Audrans geweſen ſind, iſt mir unbekannt. In der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hat es einen franzöſiſchen Maler Gérard Audran gegeben, der ſich beſonders als Kupferſtecher ausgezeichnet und viele Werke von Lebrun geſtochen hat. Wahrſcheinlich iſt dieſes ein Vorgänger des genannten Audran. Nach dieſen finden ſich die Namen Cozette, Reſtout, Franchois van den Hecke (ſo!), Reydans am Häufigſten. Ueber keinen dieſer Künſtler iſt es mie gelungen, irgendwo eine nähere Auskunft zu finden; ja, ich muß faſt ſchließen, daß einige derſelben, beſonders die drei letzten, welche ſich auf den Tapeten unten auf der linken Seite des Beſchauers befinden, wo ſonſt nur die Zeichen und Initialen der Fabriken zu ſtehen pflegen, die Namen der Wirker ſind; oder man müßte annehmen, daß hier nicht immer dieſelbe Regel beobachtet worden wäre. So zum Beiſpiel liest man auf einigen derſelben unten im rechten Winkel den Namen Cozette, und im linken ein verſchlungenes JR (heißt, wie ſich aus einigen andern ergiebt, J. R), Reſtout. Auf denen, wo nur Ein Name ſteht, befindet ſich dieſer immer an der rechten Seite, iſt alſo der Name des Malers, oder der des Verfaſſers des Cartons. Dagegen ſtreitet wieder der Name Franchois van den Hecke, der oft auf der linken Seite ſteht, ob ich

*) Für die deutſch-italieniſchen Sprachpuriſten merke ich hier an, daß die toskaniſche Sylbe jo ſtatt ro in Rom durchaus nicht gebräuchlich iſt, ja ſogar als Affectation mit Fleiß vermieden wird. So ſagt und ſchreibt hier Jedermann: notaro, libraro, paro, und folglich auch banderaro, festaruolo, und nicht banderajo, festajuolo u. ſ. w.

Digitized by Google

ihm gleich irgendwo als Maler erwähnt, oder den Namen ſonſt unter irgend einem Bilde gefunden zu haben, mich dunkel erinnere. Zuweilen ſtehen rechts zwei B und dazwiſchen ein rothes Herz, links der Name H. Reydans; letzterer iſt alſo offenbar der Maler. Daß die franzöſiſchen Figurentapeten (Gobelins) an der linken Seite den Namen des Malers haben, an der rechten aber ganz ohne Zeichen ſind, iſt bekannt.

Man hat der flamändiſchen Schule (einer und derſelben mit der holländiſchen, trotz der materiellen Nüance, welche zwar beide von einander trennt, aber nicht wirkſam genug war, auch eine innere geiſtige Verſchiedenheit hervorzubringen) den Vorwurf einer mangelhaften Zeichnung gemacht; Andere, dieß Urtheil mildernd, haben der Zeichnung individuelle Wahrheit zugeſtanden, aber ihr das Ideal abgeſprochen. Ich weiß nicht, wie lange wir uns noch von dem äſthetiſchen Irrwiſche, den man mit dieſen Namen benennt, in der Irre herum führen laſſen wollen. Keiner der großen Meiſter, der antiken ſowohl als der modernen, hat nach einem ſogenannten Ideale gehaſcht. Der vatikaniſche Apollo und die mediceiſche Venus ſind Geſtalten, wie ſie damals zu Tauſenden vorhanden geweſen ſeyn mögen, und wie noch jetzt die Originale zu der Schweſter des Beſeſſenen auf der Transfiguration, zu der tizianiſchen Venus mit der Stumpfnaſe, oder deſſen Magdalena mit den erbſengroßen Thränen auf den Wangen, zu deſſen heiligem Sebaſtian, zu der Gerechtigkeit von Giacomo della Porta auf dem Grabmale Pauls III in der Peterskirche u. ſ. w. in Italien, beſonders in Rom, unter allen Ständen gefunden werden. Daß die niederländiſchen Künſtler die Geſtalten gezeichnet haben, wie ſie ihnen vorgekommen ſind, daran haben ſie wohl beſſer als daran gethan, den Formen bloß den Ausdruck der materiellen Individualität zu geben, ohne den Geſichtern den Ausdruck geiſtiger Charakteriſtik aufzudringen; denn ſcharf gezeichnet Phyſiognomik iſt eben ſo wenig ein Erbtheil der Niederländer, als der Engländer; die niederländiſchen Künſtler haben, mit Einem Worte, Individuen aus ihrer Nation, und nicht aus dem Monde zeichnen und malen wollen, und deßwegen erfreuen wir uns an ihren Geſtalten, eben weil wir ſelbſt Menſchen und keine Schattenbilder aus der Laterna magica ſind. Damit habe ich immer noch nicht geſagt, daß jene Flachheit der Phyſiognomien das letzte Ziel der Malerkunſt ausmachen und, ſtatt Individualität der niederländiſchen Figuren zu bleiben, ſich zur Allgemeinheit erheben und Geſetz für alle Phyſiognomik werden ſolle.

(Fortſetzung folgt.)

Buenos Ayres.

(Fortſetzung.)

Die Buenos-Ayrier, iſt zu bemerken, wie ſie überhaupt etwas träger Natur ſind, denken ſo wenig daran, die Qualität ihrer Produkte zu veredeln, daß ſie ſich damit begnügen, ſie nur marktbar zu wiſſen. Daher kommt es, daß z. B. ihre Pferde, deren man eines von den beſten um 3 bis 5 Dollars kauft, ſo wilde Beſtien ſind, daß ſie ohne die furchtbaren Gebiſſe, die man ihnen anlegt, ganz und gar unlenkſam wären; dieſe Sorgloſigkeit hatte in der Revolution oft die Folge, daß ein allgemeiner Mangel eintrat, und man zu den ungeſundeſten Nahrungsmitteln ſeine Zuflucht nehmen mußte, wodurch Seuchen entſtanden, die viele Leute ins Grab brachten; bei der Belagerung der Stadt namentlich, als die Montoneros die Zufuhr abſchnitten, waren die Märkte völlig leer, und man konnte in den Wirthshäuſern um keinen Preis auch nur einen friſchen Biſſen auftreiben. In Friedenszeit iſt es dagegen unterhaltend, die jungen Montoneros und Gauchos mit ihren rothen Mützen und grotesken Trachten nach der Stadt galoppiren zu ſehen, wohin ſie Milch, Eier, Früchte ꝛc. liefern. Die Milch hängt in blechernen Büchſen oder irdenen Gefäßen in Körben, die ſie mittelſt lederner Riemen am Sattelknopf befeſtigen. Heim reiten ſie gemächlich in Gruppen, ſeitwärts ſitzend und mit einander über die Gewinnſte des Morgens plaudernd. Derjenige öffentliche Platz, auf welchem das Schlachten vor ſich geht, hat ungefähr 4 oder 5 Morgen im Umfang und iſt ganz graslos; an einem Ende davon iſt ein großer mit tüchtigen Pfoſten eingeſchloſſener Raum, der wieder in mehrere abgeſonderte Hürden zerfällt, deren jede ſich durch ein eigenes Thor öffnet. In dieſen Behältern wird das zur Schlachtung beſtimmte Vieh aufbewahrt. Am frühen Morgen ſtehen eine Anzahl Pferde mit den Laſſos am Sattel ſcheinbar leblos umher; die Fleiſcher (Mataderos) ſitzen oder liegen auf dem Boden neben den Hürden, und rauchen ihre Cigarren; ſo wie aber die Glocke der Recoleta ertönt, ſchwingen ſie ſich zu Pferd, die Thore der Zellen gehen auf, und in wenig Augenblicken verwandelt ſich das Ganze in eine unbeſchreibliche Scene der Verwirrung. Jeder wirft nach einem wilden Stier ſeinen Laſſo; einige dieſer Thiere rennen vor den Pferden davon, andere gehen auf die Pferde los; einige brüllen, andere mit abgeſchnittenen Kniefleckſen ſtürzen zuſammen, andere bäumen ſich auf ihren Stümmeln empor; einige werden getödtet und abgehäutet, während andere ſich vom Laſſo losreißen. Der Zuſchauer bei dieſem ſeltſamen Schauſpiel darf wohl auf der Hut ſeyn, daß er fein ſauber aus dieſem Gedränge wieder herauskommt: denn er befindet ſich zwiſchen Scylla und Charybdis. Schaaren weißer Vögel (guls) bedecken jetzt rings den Boden, picken die Blutlachen auf, oder wiegen ſich auf ihren Zehenſpitzen mit den Flügeln klappend, als ob ſie ſich in Erwartung des Mahls Bewegung machen wollten, um beſſer Appetit zu bekommen. Jede Blutlache bezeichnet die Stätte, wo ein Ochs fiel; bald verſchwindet auch dieſe Spur.

Die Straßen von Buenos Ayres ſind eng, unreinlich und ungepflaſtert; die Trottoirs ſo ſchmal, daß kaum zwei Perſonen neben einander gehen können, und ſelbſt dieſer Raum wird noch durch die Ausſtellung von Waaren vor den Ladenthüren unterbrochen. Jeden Schmutz wirft man auf die Straße, die ſo zu einem wahren Kloak wird. Dazu kommt noch, daß nach jedem Regen in dem weichen Thonboden überall Pfützen (pantanas) ſich bilden, weßhalb man ſich bei jeder Art von Fuhrwerk ungeheurer Räder bedient, weil Wägen nach ſonſtiger Form unfehlbar ſtecken blieben. Die Geſpanne ſind meiſt aus Ochſen zuſammengeſetzt. Das Vorderpaar geht an 30 bis 40 Fuß langen Strängen, ſo daß es, nachdem es ſich frei durch den Koth durchgearbeitet, auf der andern Seite, wo der Boden wieder feſt iſt, ſeine Zuglaſt deſto leichter durchwindet. Ohne ſolche Maßregeln wären die Wege ſchlechterdings unfahrbar. Während der Revolution, wo oft aller Verkehr mit dem Lande abgeſchnitten war, kamen Tauſende von Pferden aus Futtermangel um, und der

Digitized by Google

Anblick von Cadavern, der überhaupt jeder Zeit zu den nicht ungewöhnlichen Dingen gehört, bot ſich in allen Theilen der Stadt dar. Wenn ein Pferd ſich noch zum Dienſt eignete, ſo wurde es von der Regierung aufgegriffen, und dem Heer zugeſandt; die übrigen ſchleppten ſich dann wohl noch eine Zeit lang mit ihrem Elend, bis ſie zu guter Letzt die Beute klapperdürrer Hunde wurden, die Tag und Nacht heulend umherſtrichen. Man weiß, daß der Hunger Manche aus den untern Ständen trieb, dieſe ekelhaften Mahlzeiten zu theilen. Eine Polizei, die dafür Sorge trüge, daß Leichname von Thieren irgend einer Art nicht auf den Straßen vermodern, gab es nie; man muß aber auch ſagen, daß Verweſung hier zu Land nicht jene Verpeſtung der Atmoſphäre mit ſich führt, wie ſonſt, ſondern daß alle todten Körper ſchnell trocknen und geruchlos werden.

Die Bevölkerung von Buenos Ayres, die man auf 100,000 Einwohner anſchlägt, enthält ein Viertheil Neger. In der Armee beſteht das Fußvolk ganz aus Schwarzen. Dieſe Regimenter haben ſich immer in der Schlacht durch ihre Standhaftigkeit und ihren Muth ausgezeichnet; ſie werden unter einer ſtrengen Zucht gehalten, und von weißen Offizieren befehligt. Die Schaaren vo Militärperſonen, die in ihren ſchimmernden Uniformen einherſtolziren; die dunkeln fantaſtiſchen Gewänder der Prieſter und Mönche; die buntfarbigen Trachten der Eingebornen; das Gedränge von Fremden, Seeoffizieren und Matroſen, von Kaufleuten, Supercargo's und Reiſenden aus allen Nationen; die reichen Anzüge der Damen; die lumpigen Gruppen zudringlicher Bettler; die ſeltſamen vorbeijagenden Reitergeſtalten, und die ungeſchlachten Wagenmaſchinen, die ſich knarrend auf ihren hohen Gerüſten fortbewegen; dieß Alles, zuſammen mit dem tauſendfachen Gelärm dieſer rührigen Maſſe und dem unaufhörlichen Klingklang der Kirchenglocken, bringt einen babyloniſchen Wirrwarr hervor, den keine Sprache zu ſchildern vermag.

Für den Sommer iſt Buenos Ayres mit dieſen unermeßlichen Wolken von Staub, die wegen ihrer Feinheit in die kleinſte Oeffnung eindringen, die Einem den Athem hemmen, Ohren und Augen füllen, Geſicht, Haare und Kleider pudern, ein wirklich abſcheulicher Aufenthaltsort. Es iſt keine Uebertreibung, daß, wenn man ein Buch lieſt, man oft, ehe man das Blatt umkehrt, eine ganze Schichte wegblaſen muß. Der Menge und vor Allem der ſchädlichen Beſchaffenheit dieſes Staubs — die von dem Vorhandenſeyn des Salpeters herrührt, wovon der Boden reichlich geſchwängert iſt — hat man es zuzuſchreiben, daß es in Buenos Ayres ſo viele Blinde giebt. Kein Wunder, wenn bei der ohnehin in jedem Fach des Hausweſens herrſchenden Nachläſſigkeit alle Arten von Ungeziefer überhand nehmen, wie Mäuſe, Ratten, Schnecken, Skorpione, Spinnen, Flöhe, Wanzen, Fliegen, Moskiten, Ameiſen, Roßkäfer, Vampyre ꝛc., die in Myriaden durch die Wohnungen der Reichen wie der Armen ſchwärmen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Gaſtmahl des Polenvereines zu Paris.

(Schluß.)

Nach Lafayette nimmt Alexander Delaborde das Wort:

„Meine Herren Bevollmächtigte der polniſchen Nation, unſere gefeierten Gäſte, unſere Brüder! Die Gefühle, von denen wir Alle für Sie beſeelt ſind, haben den würdigſten Ausdruck in dem Munde Deſſen gefunden, den Polen zum erſten Grenadiere der Nationalgarde ernannt hat, den Frankreich ſeit fünfzehn Jahren als ſeinen erſten Bürger verehrt. Doch ſelbſt den Reihen der Nationalgarde von Paris, der Narodowa unſerer Hauptſtadt angehörig, fühle ich mich gedrungen, noch insbeſondere unſere Bewunderung gegen Eure hochherzige Nation auszuſprechen.

„Wir gingen mit dem Beiſpiele des Widerſtandes gegen die Unterdrückung voran; doch blieben wir weit hinter Euch zurück. Wir errichteten Barrikaden in unſern Straßen; Ihr habt eine Barrikade in Europa aufgeworfen gegen den Deſpotismus und die Barbarei. Ihr ſeyet dem Untergange geweiht, ſagte man, und ſolltet nur in dem Andenken der Menſchen fortleben — nein. Ihr werdet leben in Mitte der Völker, die Euch bewundern, um die Frucht Eurer Triumphe zu genießen. Der Ruhm, edelmüthiger als die Politik, nimmt ſeine Kinder in Schutz, und Ihr wart von jeher ſeine älteſten Söhne. Er wird Euch erhalten zum Stolze der Welt, zur Liebe aller hochherzigen Seelen. Dieſe Liebe biete ich Euch im Namen der Nationalgarde von Paris, und ich fürchte nicht, daß Einer meiner tapfern Waffenbrüder nicht mit Herz und Munde dazu einſtimmen werde."

Dieß die Antwort Morawski's:

„Der Donner des Geſchützes, der von den Ufern der Weichſel bis zu uns das Echo des Ruhmes herüberträgt, verkündigt lauter, als ſchwache Worte es vermögen, die erhabene Anhänglichkeit der Polen an die Sache der Menſchheit und insbeſondere an die ihrer alten Verbündeten, der großen, edelmüthigen franzöſiſchen Nation. Dieß zu erklären bedarf es keiner andern Zunge mehr. Ich werde mir bloß die Freiheit nehmen, da an mir die Reihe iſt, einen Toaſt auf die Nationalgarde von Paris auszubringen. Noch hat ſie zwar nicht auf die Adreſſe geantwortet, die wir die Ehre hatten, ihr im Namen unſerer Waffenbrüder zu überreichen; allein die kraftvollen Worte, die wir aus dem Munde ihres beredten Repräſentanten vernahmen, bürgen den Polen für die Geſinnung dieſer glanzvollen Waffenſchaar. Wir zweifeln nicht, daß ſie die hochherzige Sympathie des übrigen franzöſiſchen Volkes für Polen theilt. Möchte auch ihre Regierung der Welt beweiſen, daß ſie dieſe Gefühle theilt, oder möchte ſie vielmehr, wie es ihre Pflicht iſt, die hochherzige, die wahre Meinung der großen Nation ausſprechen! Möchte ſie nie vergeſſen, daß ſie der edle Ausfluß der glorreichen Tage des Julius iſt! Möchte ihr endlich die Nachwelt nicht den Vorwurf machen dürfen, daß das ritterlichſte unter den Völkern theilnahmsloſer Zeuge des glorreichen Kampfes für die Civiliſation, vielleicht, denn immer ſchwanken die Looſe des Krieges, vielleicht der Vertilgung einer Nation geblieben ſey, die ihr treueſter Bundesgenoſſe war. Dem franzöſiſchen Volke und der Bürgergarde!"

Der Senator Ludwig Plater nimmt hierauf das Wort:

„Es ſey mir vergönnt, hier eine geſchichtliche Erinnerung aufzufriſchen, die eine überraſchende Aehnlichkeit mit der Politik dieſer Tage bietet. In der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1585, als ein Prinz von franzöſiſchem Geblüte, nachdem er eine kurze Zeit auf Polens Thron geſeſſen, es plötzlich verließ, drückten die Stände des Reiches ihre dringende Bitte um ſeine Rückkehr ungefähr in folgenden Worten aus: „„Wir können der Gegenwart eines Oberhauptes, eines Feldherrn nicht entbehren; wir ſind eine Nation von Reitern, die wachthabende Vorhut des civiliſirten Europa; unſer Muth, unſere Mühſal, unſere Wachen ſichern die Ruhe des übrigen Kontinentes, und auf daß die andern Nationen ihre Geſetze vervollkommnen, ihre Civiliſation entwickeln, und in Frieden der Wohlthat erleuchteter Einſichten genießen können, leben wir ewig im Bivouak, ewig im Kampfe gegen die Horden Aſiens, und dürfen auf keinen anderen Ruhm hoffen, als den der Schlachten.""

„Dieſes lebendige Bollwerk iſt umgeſtürzt; aber die Nationen, deren Schutz es war, blicken noch mit Schmerz auf ſeine Trümmer; können ihm noch ihre Theilnahme zuwenden. So lange ein Frankreich beſteht, wird Polen nie aufhören, darauf zu hoffen."

Digitized by Google

Der General Fabvier brachte hierauf folgenden Toaſt aus:

„Heute iſt der Jahrestag der Schlacht von Toulouſe; ſie ward ohne Zweifel ſehr illegal geliefert; Deſſen ungeachtet bringe ich die Geſundheit Derer aus, die ſich für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes ſchlagen, auch ohne Erlaubniß.“

Zum Schluſſe trug Caſimir Delavigne ſeine ſchöne Varſovienne mit einem Feuer und einer Rührung vor, die ſich der ganzen Verſammlung mittheilte.

Vermiſchte Nachrichten.

Von den neulich wegen der angeblichen Verſchwörung im Dezember vor die Aſſiſen geſtellten Angeklagten lieſt man gegenwärtig die Namen Cavaignac, Chauvin, Guinard, Pecheux d'Herbinville, Trelat, Guilley auf dem Verzeichniſſe Derer, die die Dekoration des Juliuskreuzes erhalten haben. — Die vormalige zweite Batterie der Nationalgarde, mit der ſich eine große Anzahl von Artilleriſten der andern Batterien vereinigte, gab ihren ehemaligen Hauptleuten Cavaignac und Guinard und deren Mitangeklagten zu Ehren in den Vandanges de Bourgogne ein feierliches Gaſtmahl, dem gegen hundert und ſechzig Perſonen beiwohnten. Auch die Offiziere des Geniekorps und der Artillerie, die von Metz zurückgerufen wurden, weil ſie die Aſſociation des Moſeldepartements unterzeichnet hatten, waren dazu eingeladen. Der Kapitän des Geniekorps, Eugen Cavaignac, Bruder des Angeklagten, richtete hierbei einige Worte an die Verſammlung und ſchloß mit dem Toaſte: „Meine Herren, ich bringe die Geſundheit einer Kranken aus: die Emanzipation der Armee!“

General Guerrero, durch Verrath in die Hände ſeines Feindes Buſtamente geliefert, wurde am 14 Februar d. J. in dem Dorfe Cuilapan, zwei Meilen von Oaraca, auf den Spruch eines dazu ernannten Kriegsgerichtes, erſchoſſen. Man erlaubte dem General weder vor ſeinen Richtern zu erſcheinen, noch ſeine Vertheidigung zu führen. Das Kriegsgericht, das unter dem Vorſitz eines Obriſtlieutenants aus ſubalternen Offizieren zuſammengeſetzt war, ſtützte ſeinen Urtheilsſpruch auf das alte ſpaniſche Militärgeſetzbuch, verfuhr aber ſelbſt nach dieſem ungeſetzlich, da es vorſchreibt, daß nur Stabsoffiziere über einen General zu Gericht ſitzen können. Allein Buſtamente und die Miniſter Alaman und Facio wollten ſich um jeden Preis eines Feindes entledigen, durch deſſen Fall ſie der demokratiſchen Partei den Todesſtreich zu verſetzen hofften. In dieſer Abſicht trugen ſie auch keine Scheu, einen verrätheriſchen Anſchlag mit dem Kapitän der ſardiniſchen Brigg Colombo, Francisco Pitaluga, einzugehen, der den in tiefer Zurückgezogenheit zu Acapulco lebenden General auf ſein Schiff lockte und ihn mit Primo, Tapia, Pita und Tavalita zu Hantuico, einem kleinen Hafen des Staates Oajaca, an's Land ſetzte, wo alle Vorbereitungen getroffen waren, ihn ſicher in die Hände der mexikaniſchen Gewalthaber zu überliefern. Der Miniſterrath zu Mexiko verſammelte ſich zwar auf die Nachricht von Guerrero's Verhaftung, um zu berathen, ob der Gefangene zur Aburtheilung vor den Kongreß geſtellt werden ſollte; allein man beſchloß, ihm kein beſonderes Vorrecht vor jedem andern Verbrecher zu gönnen, und Buſtamente, als man bei ihm eine Fürbitte für Guerrero's Leben einlegte, antwortete: „Als ich mein Schwert gegen die Revolutionäre zog, warf ich die Scheide weg, bis ſie völlig vernichtet ſeyn werden. Wer hatte mehr ein Recht auf Mexiko's Dankbarkeit als Senor Iturbide, der zu ſeiner Erhaltung nicht einen einzigen Tropfen mexikaniſchen Blutes vergießen ließ? Und ſollte dieſer Negro (Guerrero) darauf Anſpruch haben, um deſſen Willen in der Republik ſo viel Blut fließen mußte?“

Nach dem Canton-Regiſter vom 2 Auguſt hatten in dieſer Stadt ſämmtliche Beamte vom Gouverneur abwärts allen Schauſpielen, Luſtpartien und andern ähnlichen Geldverſchwendungen entſagt, und zwar in Folge eines ſtrengen kaiſerlichen Beſchluſſes, der gegen den Oberbefehlshaber zu Mougden, weil derſelbe in ſeiner Staatswohnung Theater ſpielen ließ, ergangen war. Auch war von Sr. Maj. gegen einen Offizier auf Degradation erkannt worden, weil dieſer einem Berauſchten eine Geldbuße zum Beſten des Theaters auferlegt hatte. In Kaſchgar ſcheinen neue Unruhen ausgebrochen zu ſeyn. Wenigſtens iſt in einem kaiſerlichen Dekret von einer Räuberbande die Rede, durch welche die öffentlichen Magazine und Kaſſen geplündert worden ſeyen. Dieſe Räuber werden auch Rebellen genannt. Aeltere Nachrichten aus Canton (vom 1 Mai v. J.) klagen über Mangel an Regen, weßhalb die Regierung öffentliche Gebete und Faſten anzuordnen für nöthig fand. Eine andere Klage, wo die Polizei einſchreiten mußte, betraf das Ueberhandnehmen der Quackſalber, die alle Mauern mit ihren Plakaten beklebten, worin ſie dem Publikum ihre Stimulantien anprieſen, ſo daß, wer durch die Straßen von Canton wanderte, glauben konnte, er ſey in einem ungeheuern Bordell. Damals war über 10,500 Perſonen im Reiche das Todesurtheil gefällt, auf Befehl des Kaiſers die Vollziehung der Strafe aber aufgeſchoben worden, damit Se. Maj. Gnade für Recht ergehen laſſen könnte. Auch der Koch des Kaiſers war in Unterſuchung gekommen, weil er ſeinen Küchenzettel zu ſpät überreichte; der Souverän begnadigte den Miſſethäter. Als eine merkwürdige Erſcheinung in Canton wird die Ankunft einiger Miaotſe oder Gebirgsbewohner aus dem Innern erwähnt. Ihre Sprache iſt von der chineſiſchen völlig verſchieden; in Canton bedienten ſie ſich der Mandarinenſprache, in welcher ſie ſich jedoch ſehr unvollkommen ausdrückten; ſie beſitzen weder Schrift noch Bücher, weder Tempel noch Prieſter, noch irgend eine äußere Form der Religion. Den Kopf haben ſie nicht, wie die Mandſchu's und Chineſen, geſchoren, ſondern ſie tragen die Haare auf dem Scheitel geflochten nach Art der chineſiſchen Frauen. Sie waren nach Canton, wohin ſie auf dem weſtlichen Fluſſe auf kleinen mit Oel beladenen Kähnen kamen, etwa einen Monat unterwegs; ſie wünſchten Betel, Opium und andere Artikel einzukaufen. Einige Chineſen bemerkten, dieſe Leute gehörten zu einem Volke, das ſich der kaiſerlichen Regierung nicht unterwerfe.

Folgende intereſſante Beobachtungen über die Temperatur in einigen Minen von Cornwallis wurden von Hrn. Robert Were Fox Esq. der königl. geologiſchen Geſellſchaft in Cornwallis vorgelegt: In der Kupfermine Tingtang im Kirchſpiel Gwennap hatte das Waſſer auf dem 178 Faden tiefen Grund des in Killas*) gegrabenen Kunſtſchachtes eine Temperatur von 82° Fahr. Im Jahre 1820, als dieſer Schacht nur eine Tiefe von 105 Faden hatte, war die Temperatur des Waſſers 68°, mithin ergiebt ſich auf 73 Faden Tiefe eine Temperaturerhöhung von 14°, alſo ein Verhältniß von 1° auf je 5 Faden Tiefe. In der Zinnmine Huel Vos bei Helſton, deren Tiefe im Jahre 1819 239 Faden betrug, hatte das Waſſer auf dem Grunde 69°; jetzt iſt dieſe Mine 209 Faden tief und die Temperatur auf 79° geſtiegen, was ein Verhältniß von 1° auf je 7 Faden Tiefe giebt. Der höchſte Grad von Temperatur des Waſſers fand ſich mit 80° auf dem Grund der Kupfer- und Zinnmine Poldice im Kirchſpiel Gwennap, deren Tiefe im Jahre 1820 144 Faden betrug; jetzt hat dieſe Mine 176 Faden Tiefe mit einer Temperatur von 99° und in einem Stollen, der 20 Faden nördlich geht, 100°. Die beiden letzten Temperaturgrade ſind die höchſten, die man bis jetzt in den Minen von Cornwallis beobachtete, und das Verhältniß iſt im erſten Falle 19°, im andern 20° auf je 32 Faden Tiefe, oder 1° auf 1⅔ Faden. Das aus dieſen Minen binnen 24 Stunden ausgepumpte Waſſer ſchätzte man auf 1,800,000 Gallonen und fand es mit einer beträchtlichen Menge aufgelösten, gemeinen Salzes geſchwängert.

Man hat den Namen der edinburger Dame vergeſſen, die vor ungefähr 50 Jahren eine Büchſe mit chineſiſchem Thee zum Geſchenke erhielt und denſelben, weil ſie nicht wußte, was ſie damit anfangen ſollte, als Gemüſe kochen ließ. Heut zu Tage iſt der Thee kein Luxusartikel mehr, ſondern eines der erſten Bedürfniſſe; in dem elendeſten Dorf von Schottland trinkt man täglich zwei Mal Thee, wie im übrigen England. Man hat berechnet, daß eine Familie von fünf Köpfen aus der untern Volksklaſſe jährlich für 7 Pfd. 12 Schilling Thee braucht, was gerade die Hälfte von dem Preis ihres Brodbedarfes ausmacht. Großbritannien verzehrt im Ganzen jährlich für 24 Millionen Pfd. Sterl. von dieſer chineſiſchen Blätterbrühe.

---

*) Killas nennt man in den Bergwerken von Cornwallis eine Art grau, weißlicher Erde von der Härte des Schiefers; ſie findet ſich in 2, 3 bis 4 Fuß dicken Schichten, neben welchen oft Adern von Zinn und andern Erzen laufen. In andern engliſchen Provinzen bezeichnen die Bergleute mit dieſem Namen den gewöhnlichen Schiefer.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 142. 22 Mai 1831.

Buenos Ayres.

(Fortſetzung.)

Alle Plagen Egyptens ſcheinen nach den Niederungen von Südamerika verpflanzt. Der Vampyr, von der Größe einer Taube, iſt für die Gegenden, die er befehdet, ein ſo großer Fluch, als die Harpyie der Fabel. Weder Menſch noch Thier iſt vor ihm ſicher. Die Theile des Menſchen, welche er angreift, ſind der Daumen, die Naſe, vor Allem aber die große Zehe; man wacht an ſeinem Biß nicht auf, und das Ungethüm läßt nicht ab, als bis es ſich wie ein Blutegel, vollgeſoffen. Umſonſt verſucht man zahlreiche Zecken von jeder Größe von ſich abzuwehren, umſonſt legt man ſich unter Moskitennetzen nieder; die Segnungen des Schlafs kann man in den heißen Monaten nur in fieberhaften Pauſen genießen; und erhebt man ſich von dieſem unruhigen Lager, ſo darf man darauf rechnen, daß man am ganzen Leib roth und blaugeſtochen ausſieht. Legt ſich Einer im Freien nieder, und wählt er auch einen ſcheinbar reinen Raſen zu ſeiner Stätte — ſchwarz von Flöhen ſteht er wieder auf. Die fliegende Wanze (vinchuca) iſt gefährlicher daheim als draußen. Die Bremſen und Weſpen martern Pferde und Maulthiere; aber bei Weitem der ſchlimmſte Feind für Menſchen und Vieh ſind die gemeinen Fliegen. Sie kriechen in Naſen und Ohren und legen ihre Brut hinein; und wird nicht ſchleunigſt Hülfe geſchafft, ſo freſſen ſich die Maden in den Kopf hinein, und verurſachen furchtbare Schmerzen und den Tod. Den Winter dagegen macht die naßkalte Luft nicht minder unangenehm; Zucker und Salz befinden ſich dann in einem immerwährenden Zuſtande des Schmelzens; die Familie ſitzt um ein Kohlenfeuer herum, das in der Mitte des Zimmers auf einem kleinen Roſte (brasero) brennt. So lang man die Kohlen anzündet oder wenn man nachſchürt, ſetzt man die Feuerpfanne vor die Thüre, bis das kohlenſaure Gas weg iſt. Erſt in wenigen Häuſern trifft man ſeit neuerer Zeit Oefen an. So verhält es ſich auch mit andern Gegenſtänden der Bequemlichkeit; man kann in ein Haus treten, und es liegt vielleicht ein herrlicher brüſſeler Teppich auf dem backſteinernen Flur, ein Kronleuchter hängt von der geſparrten Decke herab, und an der feuchten weißen Wand ſtehen einige flitterhafte nordamerikaniſche Seſſel, oder es kommt wohl auch ein engliſches Pianoforte zum Vorſchein oder einige marmorne Vaſen — lauter Gegenſtände, die ein gut Stück Geld gekoſtet haben mögen — aber von wirklich wohnlicher und geſchmackvoller Einrichtung iſt keine Spur.

Die Damen von Buenos Ayres erfreuen ſich eines hohen Rufes von Schönheit. Feine Bildung, Gefühl, Takt und geſelliges Talent ſind ihnen eigen. In ihrem Anzug zeichnet ſich beſonders ihr geſchmackvoller Kopfputz und die prächtigen Kämme von außerordentlichen Dimenſionen aus, welche ſie im Haar tragen. In Hüten ſieht man ſie nie; man wird es an ihnen aber bald gewöhnt, und beginnt einen Hut als ein ſchwerfälliges Anhängſel weiblichen Staats zu betrachten. Die anmuthsvolle Ungeziertheit ihres Benehmens, ihre zuvorkommende Artigkeit gegen Fremde, ihr eifriges Streben zu gefallen, worin ſie wegen ihres Verſtandes und ihrer Liebenswürdigkeit ſehr glücklich zu ſeyn pflegen, haben bösartige Schriftſteller zu übeln Deutungen benützt; jeder Unbefangene jedoch, der ſie genauer kennt, wird nicht in Abrede ziehen, daß dieß gehäſſige grundloſe Verleumdungen ſeyen; wofür auch der Umſtand ſpricht, daß viele achtbare fremde Kaufleute und Reſidenten, die in Buenos Ayres eheliche Verbindungen ſchloſſen, die treue Anhänglichkeit und den häuslichen Sinn ihrer Gattinnen nicht genug zu rühmen wiſſen. Die Abendpartien (tertulias) ſind köſtlich. Es werden Walzer, Menuette und ſpaniſche Tänze getanzt; man plaudert, muſicirt (Fortepiano und Guitarre) und ſingt. Die Damen gehen ſelten den Tag über aus, außer in die Kirche und an hohen Feſten; der Abend dagegen iſt die Promenadezeit; die Kaufläden werden prächtig beleuchtet und ſind bei ſchönem Wetter von ſchönen Kundinnen gefüllt. Nicht vergeſſen dürfen wir ihrer ausſchweifenden Liebhaberei für Konfekte (dulces), ſo wie der Blumen, womit ſie ihr Haar ſchmücken, und wovon ſie, was für ein Zeichen beſonderer Aufmerkſamkeit gilt, etwa dem Gaſt einen Strauß binden. Ein unentbehrlicher Artikel für Damen iſt endlich der Fächer, und in der Handhabung deſſelben legt die Buenos Ayrierin, wie die Spanierin, eine Geſchicklichkeit an den Tag, die man wirklich bewundern muß. Was den Fremden an buenos-ayriſcher Sitte Anfangs mißfällt, iſt, daß wenn man in einer Wohnung einen Beſuch abſtattet, nie ein Frauenzimmer von ihrem Stuhl ſich erhebt.

Die kreoliſche Bevölkerung der Plataprovinzen beſitzt ganz die Lebhaftigkeit des Charakters und das geiſtvolle Weſen der Andaluſier, von denen ſie größten Theils abſtammt, nebſt einem leichten Anflug von Bigotterie, der ſich aber bei einiger Erziehung ziemlich verliert. Nur Hang zur Trägheit kann man den Kreolen in hohem Grad zur Laſt legen. Freilich fühlt ſich der Menſch in einem

Digitized by Google

Land, wo ihm die Mittel ſeines Unterhaltes ſo leicht werden, nicht ſonderlich zur Thätigkeit angeſpornt; und ehe künftige Bedürfniſſe dieſe Wirkung haben können, muß der geſellſchaftliche Zuſtand eines Volkes im Allgemeinen weiter vorgeſchritten ſeyn. Männer von Stand treten in der Regel frühzeitig in die Armee, wobei natürlich ihre Geiſtesbildung nicht weit gedeiht; ſie ſind ſtolz, tapfer, tüchtige Reiter, Freunde von Politik, Theater, Kaffeehäuſern und Hahnenkämpfen, Verſchwenden, und ziehen den Spieltiſch Modezirkeln vor. Ihre Ruhmredigkeit iſt in Amerika faſt ſprüchwörtlich, allein ſie geht mitunter aus dem Bewußtſeyn von Kraft hervor. Keiner der ſüdamerikaniſchen Staaten hat zum Sturz der ſpaniſchen Zwingherrſchaft ſo Viel beigetragen als Buenos Ayres. Bei einer neuern Veranlaſſung ſcheinen ſie ihre Gaskonaden faſt zu weit getrieben zu haben. Die Stadt war durch eine lange Belagerung aufs Aeußerſte bedrängt, ſo daß man ihrer Eroberung durch die Montoneros ſtündlich entgegenſah und ein Streit zwiſchen der Regierung und dem franzöſiſchen Konſul, in Folge deſſen der letztere ohne Umſtände fortgejagt wurde, hatte einen offnen Bruch mit dem Befehlshaber des franzöſiſchen Geſchwaders veranlaßt, der die ganze buenos-ayriſche Flotte wegnahm oder verbrannte; als nun der franzöſiſche Admiral Vorſchläge zu einer Ausgleichung machte, ſo erwiderte der Kriegsminiſter, der dieſelben nicht annehmbar glaubte, in pomphaftem Ton: „Wir ſind mit den Altſpaniern und den Engländern fertig geworden; was liegt uns an einem franzöſiſchen Krieg?“ Bald fand man indeſſen für paſſend, die Saiten etwas herabzuſtimmen; man kam über wechſelſeitige Zugeſtändniſſe überein. Hr. Mandeville, der Konſul, ward in ſeine Befugniſſe wieder eingeſetzt, und die buenos-ayriſche Flotte, obgleich ein Wenig verſtümmelt, der Republik zurückgegeben.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Fortſetzung.)

Daß in der Regel auf den meiſten hieſigen Tapeten ſtatt dieſer Flachheit mehr oder weniger die geiſtreichſte vortrefflichſte Charakteriſtik der Phyſiognomien herrſcht, dieß iſt es eben, was ſie ſo anziehend macht, und in mir die Muthmaßung erzeugt, daß die Zeichnungen, beſonders der ältern, d. h. derjenigen, auf welchen weder Name noch Jahrzahl ſteht, von nicht flamänniſchen Künſtlern herrühren. Auf einigen wollen hieſige Maler, von einer alten Sage geleitet, Cartons von Albrecht Dürer erkennen. Unzählige Male habe ich mich bei Allen, von welchen ich Aufſchluß erwarten durfte, nach dieſen Stücken erkundigt und eine beſtimmte Bezeichnung derſelben zu erhalten geſucht, abee immer vergebens; der Eine nannte dieß, der Andere jenes, ja Einige gaben ſogar Tapeten an, von welchen kein hieſiger Tapezier etwas wiſſen, noch je gehört haben wollte. Diejenigen Stücke, welche Jahrzahl und Namen haben und wahrſcheinlich als die letzten betrachtet werden müſſen, welche ſeit 1730 nach Rom kamen, ſind ohne Zweifel nach Zeichnungen von franzöſiſchen, aber in den Niederlanden anſäſſigen Künſtlern verfertigt worden. Unter dieſen ſtehen die obengenannten Audran, Cazotte, Reſtout ꝛc. oben an. Die Formen ſind weniger überladen und korrekter gezeichnet als die niederländiſchen, aber gezwungen, und die Phyſiognomien markirt, aber manierirt; das feanzöſiſche Machen ſticht überall hervor; die Kompoſition verräth mehr Reflexion und Haſchen nach materieller Zweckmäßigkeit als natürliche Inſpiration.

Unter den Stücken, welche, ohne zu den älteſten zu gehören, doch offenbar in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinaufreichen, weil ſie bloße Initialen, ohne völlig ausgeſchriebene Namen enthalten, giebt es einige, auf welchen ſich eine Zwitterzeichnung, ich meine eine halb von flamänniſcher und halb von ausländiſcher (wahrſcheinlich) italieniſcher Hand, nicht verkennen läßt. Sollte die Zeichnung wider mein Vermuthen, von einem und eben demſelben Künſtler herrühren, ſo muß es Bewunderung erregen, wie es dieſem hat gelingen können, ſich zwei durchaus entgegengeſetzte Style bis zu dem Grade eigen zu machen, daß ſie zwei verſchiedenen Künſtlern anzugehören ſcheinen. Dann aber entſteht die Frage: Wozu hat dieſer baſtaebartige Ausdruck dienen ſollen, und iſt er zufällig oder abſichtlich entſtanden? Da eine genügende Antwort ſehr ſchwer, vielleicht ganz unmöglich fallen dürfte, es ſey denn man nehme an, der Künſtler habe dem phyſiognomiſchen Ausdrucke noch eine ſatyriſche Tendenz beimiſchen wollen, ſo wäre ich geneigt, dieſe und ähnliche Zeichnungen für Arbeiten zwei verſchiedener Künſtler zu halten. Eins der vorzüglichſten Stücke dieſer Gattung, überhaupt der beſten der ganzen Sammlung, trotz dem Widerſpruche im Plane der Kompoſition, iſt eine Tapete von der oben angegegenen größten Dimenſion mit folgenden links ſtehenden Initialen, die alſo wahrſcheinlich die Fabeik und nicht den Künſtler bezeichnen. I. V. P. B., und der chacakteriſtiſchen Unterſchrift: Augustus regiam Nili Syrenem, cera prudentiae aure obserata, contemnit (Auguſt weiſt, das Ohr mit dem Wachſe der Klugheit verſtopft, die königliche Syrene des Nils zurück.) Auguſt ſitzt links auf einem Thronſeſſel, von ſeinen Kriegern;umgeben, vor ihm ſteht in demüthig bittender Stellung Cleopatra und neben dieſer rechts ihre Frauen. Wer wird hier nicht, auch ohne die Tapete vor Augen zu haben, die Handlung derſelben errathen zu können glauben? Auguſt mit imponirender Würde, auf ſeinem Geſichte die Ueberlegenheit des Geiſtes ausgedrückt, mit welcher er die Plane der verſchmitzten Buhlerin durchſchaut, Cleopatra in demüthiger, aber doch gehaltener Stellung und in ihren Mienen den Sinn der wohl ausſtudirten Rede, mit welcher ſie den römiſchen Imperator, gleich ſeinem Vorgänger zu bethören ſtrebt, darlegend, und endlich um die Handlung nicht zu überladen, beider Gefolge theilnahmlos, vielleicht bloß mit dem paſſiven Ausdrucke der materiellen Neugierde daſtehend. Von allem Dem iſt auf dem Bilde nichts ausgedrückt; im Gegentheile ſcheint der Künſtler die Züge des Auguſt durchaus nach der Schilderung des Suetonius: Vultu erat, vel in sermone, vel tacitus, adeo tranquillo serenoque etc. aufgefaßt und eben durch dieſe Rube die Gleichgültigkeit ausdrücken gewollt zu haben, welche ſeinen vom Beſitze der ſchönſten Weiber und Mädchen verwöhnten Sinnen die keineswegs mehr jungfräulichen Reize der Cleopatra einflößten. Die Ruhe, welche über das ganze Weſen des Auguſt verbreitet iſt, geht ſo weit, daß man ihn nicht für künſtlich, ſondern für wirklich taub halten ſollte. Statt des beredten Ausdrucks, den wir in der Hal-

Digitized by Google

tung der Cleopatra vorausſetzen, zeigt ſich in ihr Nichts, denn eine formenreiche niederländiſche Schöne, deren Körper mehr ſagt, als er ſollte, deren Mund aber ſchweigt, ob ſie ihn gleich geöffnet hat. Die römiſchen Krieger ſehen dem Ganzen noch gleichgültiger zu als ihr Gebieter. Dieß die Hauptperſonen des Gemäldes. Man wird fragen, wem denn, wenn die Hauptperſonen als bloße Comparſen erſcheinen, die eigentliche Handlung zugetheilt worden ſey? Hier iſt es eben, wo ſich der Kunſtgriff zeigt, den der Maler angewandt hat, um die Kompoſition, wie mich wenigſtens dünkt, auf eine ſatyriſche Spitze zu ſtellen. Denn wem, glauben die Leſer, hat er die Verſchmitztheit in den Mund oder auf das Geſicht gelegt, welche wir in Cleopatra vergebens ſuchen? Einem alten Weibe mit einer Kupplerin-Phyſiognomie, wie ſie allein jene Courtiſanenkunſt, in welcher Cleopatra an ihrem Hofe durch Lehre und Beiſpiel als vollendete Meiſterin glänzte, geſchaffen zu werden vermochte. Alles an dieſer Alten iſt intereſſant und charakteriſtiſch, bis auf die ſchwarzen, magern, verknöcherten Füße herab, an welchen ſich die vielen Wege und Stege zeigen, welche ſie im Dienſte der Gebieterin hat machen müſſen. Man glaube nicht, daß dieſe Charakterfigur Karrikatur ſey; im Gegentheile hat ihre ganze Haltung ſo viele anſprechende Wahrheit und in ihrem Geſichte ſpiegelt ſich jene antike Lieblichkeit, welche den Weibern dieſer Klaſſe in den ſpätern Jahren als ſtereotype Form früherer Eindrücke übrig bleibt, mit ſo viel Ausdruck, daß man ihr auf den erſten Blick gewogen wird.

2. Nach der Cleopatra nimmt unter den ſatyriſchen Tapeten (ich wiederhole, daß mir dieſe Gattung ſo ſcheint ohne behaupten zu wollen, daß ſie auch wirklich vom Künſtler ſo gemeint worden iſt) eine andere Tapete, gleichfalls ohne Namen des Künſtlers, aber mit den Initialbuchſtaben der Fabrik (zwei B in der Mitte ein rothes Feld, oder Schild oder Herz), Scipio vorſtellend, wie er die celtiberiſche Gefangene frei giebt, ohne ſie berührt zu haben, den nächſten Platz ein. Der Inhalt iſt, wie man ſieht, derſelbe, wie bei der Cleopatra, nur mit dem Unterſchiede, daß Auguſt aus Verachtung oder aus Politik, oder gar aus boshaft intereſſirtem Eigennutze (Sueton ſagt, er habe die Cleopatra im Triumphe aufführen wollen), Scipio dagegen aus Edelmuth entſagt. Dieſe geiſtige Aehnlichkeit hat die äußere Aehnlichkeit, daß Scipio's Geſicht eben ſo apathiſch erſcheint, wie wir es oben bei Auguſt geſehen haben. Die Handlung ruht hier nicht auf einer Nebenperſon, ſondern auf der Hauptfigur, nämlich auf der Jungfrau. Sey auch die Zeichnung ihres Geſichtes noch ſo flach, das Kolorit noch ſo verbleicht, immer bleibt ſo viel Ausdruck in den Zügen übrig, daß man in den aufgeworfenen Lippen, in der gerümpften Naſe, und in der zu brüsken Ueberlehnung des Kopfes nach vorn, einen verbiſſenen Schmerz liest, gleichfalls als wollte ſie zu Scipio ſagen: „Tropf, ich möchte lieber dich, den gefeierten Feldherrn der Beherrſcher der Völker, als meinen verlobten Alluciue, der über hundert Mann kommandirt.“ So viel von den Tapeten mit ſatyriſcher Tendenz.

(Schluß folgt.)

Ueber den Kolonial-Waarenhandel Großbritanniens im Jahre 1830 in ſeinen Hauptartikeln.

Die Beilage Nr. 56 der Allgemeinen Zeitung des vorigen Jahres lieferte eine gedrängte Ueberſicht des britiſchen Kolonial-Waarenhandels für das Jahr 1829. Hoffentlich wird auch manchem Leſer eine ähnliche Darſtellung für das verfloſſene Jahr nicht unwillkommen ſeyn, um ſo mehr, da die mannichfaltigen vom Handel durchlaufenen Stadien ſo innig mit den Weltereigniſſen und der innern Kraftentwickelung der Völker verbunden ſind, daß die verſchiedenartigen Zuſtände politiſcher Aufregungen eine ihnen entſprechende Vermehrung oder Abnahme menſchlicher Gewerbsthätigkeit bedingen; ein Axiom einer frühern Zeit kaum erkannt, und nur in unſern Tagen beachtet und in ſeiner ganzen Wichtigkeit von manchen Staatsmännern gewürdigt, deren Händen das Glück und die Leiden der Völker anvertraut ſind. Die Wahrheit dieſes Satzes beurkundet auch England ſchon in der kurzen ſeit dem großen Momente verfloſſenen Zeit, der dem Feſtlande von Europa auch ſein 1688 gab. Der Anfang des Jahres 1830 bezeichnet in England ein Erſchlaffen für alle nützliche Unternehmung in Gewerbe und Handel, die jeden Aufſchwung der Regſamkeit zu lähmen ſchien. Niemand glaubte mehr an eine zukünftige Belebung ſeines Geſchäftes; „es wird zu Viel produzirt,“ war die allgemeine, oft ſo unbeſonnen ausgeſprochene Klage; dafür allgemeines Mißtrauen gegen alle Natur- und Kunſterzeugniſſe menſchlicher Gewerbsthätigkeit; nur Ein Produkt ſchien noch nicht in hinlänglicher Menge fabrizirt worden zu ſeyn — die Staatspapiere. Dem Geſchäftsmanne und kaufmänniſchen Kapitaliſten war daher die Verpfändung der Arbeit künftiger Geſchlechter eine feſtere Gewähr als das hervorgebrachte Erzeugniß verbrauchter Arbeit, und während die Produkte aller Klimate und Zonen allmählich, aber ſtetig in ihrem Geldwerthe ſanken, ſtiegen die Staatspapiere in denſelben Verhältniſſen. Doch die großen politiſchen Ereigniſſe, welche dem Jahre 1830 eine hohe Stelle in den Annalen der Geſchichte einräumen, haben auch jenes Verhältniß verrückt, und die Lagen wechſeln laſſen. Die Staatspapiere, deren Inhalt Zukunft heißt, ſanken, und das Reale — die Thätigkeit ſelbſt — ward lohnender. Indem wir uns aber hier bloß auf den Handel Großbritanniens beſchränken, darf freilich die gar günſtige Lage dieſes Landes vor allen andern europäiſchen Staaten nicht außer Acht gelaſſen werden. Schon ſeine völlige Sicherheit vor allen Durchzügen freundlicher und feindlicher Heere giebt ihm Vortheile, die auch dem freieſten konſtitutionellen Staate des feſten Landes noch lange unerreichbar bleiben werden. Das geſellſchaftliche Gebäude der europäiſchen Völker mag noch ſo ſehr aus ſeinen Grundfeſten geriſſen ſeyn, und jedes Gemüth mit banger Beſorgniß für die Zukunft erfüllen, ſo fällt es dem britiſchen Kaufmanne, dem Gutsbeſitzer oder Fabrikherrn dennoch nicht ein, die materielle Stabilität ſeiner Schöpfungen in Zweifel zu ziehen. Was ſeinen Unternehmungsgeiſt in demſelben Grade erhöhet, als entgegengeſetzte Urſachen den Muth des Feſtländers ſchwächen. Ferner ragt das Betriebskapital der Nation ſo ſehr über das aller andern europäiſchen Staaten hervor, daß die Regierung in dem einzigen vorigen Jahre ſich trauen durfte, drei und eine halbe Million Pfund Sterling davon, ohne den geringſten Nachtheil für die Landeseinnahme aufzuheben; eine Summe, welche der Hälfte ſämmtlicher Staatseinnahmen der preußiſchen Monarchie gleichkommt. Einen andern unermeßlichen Vorſprung erreichte auch die Nation im vorigen Jahre durch die Ausführung großer Eiſenbahnen, die in den nächſten drei Jahren alle Hauptſtraßen des Landes durchkreuzen werden, um Englands Induſtrie auf lange Zeit hinaus einen großen Sieg zu ſichern. Gehen wir nun auf die einzelnen Gegenſtände des vorjährigen Handels ſelbſt über; und hier ſey es vergönnt, den mächtigſten Zweig des britiſchen Handels und der Induſtrie zu berühren, da derſelbe unaufhaltſam im Wachsthum fortſchreitet und allein hinreicht, das gewohnte Staunen über die Größe der Induſtrie Englands noch fortdauernd zu erhöhen. Wohl läßt ſich von England ſagen, in Kraftäußerung übertreffe das Land ſich ſelbſt; Niemand ahnte ein ſo glänzendes Induſtriejahr wie das verfloſſene; es ſteht an der Spitze aller früheren Zeiten, und ſchon darf man dreiſt behaupten, daß das gegenwärtige Jahr 1831 jenes weit überragen und in den Hintergrund ſtellen werde. Als der verſtorbene Huskiſſon im Jahre 1824 dem Parlamente verkündigte, daß der Werth der verarbeiteten Baumwolle ſich auf 33½ Million Pf. St. belaufe, da fand die Bewunderung

Digitized by Google

keine genügenden Worte, über eine ſolche Thatſache eine Aeußerung zu wagen. Lebte der große Mann noch, er würde im vorigen Jahre den wundervollen Betrieb dieſes Gewerbzweiges auf 54 Millionen in dem nur kurzen Zeitraume von ſechs Jahren heranwachſen geſehen haben. Gehen wir auf frühere Zeiträume zurück, ſo findet ſich, daß im Jahre 1781 5,198.778 Pf., 1791 28.706.675 Pf., 1801 56,004,305 Pf. und 1811 91.662,344 Pfd. Baumwolle eingeführt worden. Von dieſer Zeit an begannen die ſtatiſtiſchen Angaben ausführlicher und ſomit wichtiger zu werden.

Es betrugen ſchon im Jahre	die Einfuhr Pf.	Verarbeitung.	Ernte in Nordamerika Pf.	Durchſchnittspreis in England £.
1821	126.420,000	126,420.000	110,940.000	9⅝
1824	147,420.000	174,174,000	152.850.000	6⅞
1827	264.330.000	211.167,000	285,120.000	6⅛
1830	259.856,000	246.465.375	292.040,000	6⅞

Die Durchſchnittspreiſe der letzten fünf Jahre waren: im Jahre 1826 6⅝ £., 1827 6⅛, 1828 6¾, 1829 5¼ und 1830 6⅞. Mithin iſt bei einem Steigen der Preiſe des rohen Materials von 20 Proz. dennoch die Verarbeitung von 221.676,000 Pf. im Jahre 1829, auf 246,465.000 Pf. im Jahre 1830 geſtiegen. Von dieſen verbrauchten 246.465.375 Pf. (oder 832,250 Ballen) verſpann England 196.570.551 Pf., und Schottland 22.924.955 Pf., zuſammen 219.495,506 Pf. (26.967,869 Pf. gehen hievon als Verluſt von 1¾ Unzen per Pf. im Spinnen ab). Im Jahre 1829 verſpann aber erſteres Land 164,626,399 Pf., und letzteres 19,836,965 Pf.; folglich hat der Betriebsumſatz im Jahre 1830 ſelbſt bei einer Preiserhöhung des rohen Materials von einem Fünftheil ſich um noch ein Fünftheil gegen 1829 vermehrt. Fragen wir, wie jene in England im Jahre 1830 geſponnenen 196.570.551 Pf. (Schottland nicht eingerechnet) vertheilt wurden, ſo ergiebt ſich nach den Zollregiſtern folgendes Ergebniß:

Ausgeführt aus den engl. Häfen im Laufe des Jahres

an Twiſtgarn	62,694.502	Pf.
an Nähgarn	1,074,951	—
an Manufakturen	77,272.820	—
an dito halb Baumwollenwaaren	8.000.000	—
Twiſtgarn nach Schottland und Irland geſendet	5.000,005	—
für den innern Verbrauch und auf den Lagern	42.528.498	—
von ganz Großbritannien	196,570.551	—

Im Jahre 1821 war die Ausfuhr der Twiſt- und Nähgarne von ganz Großbritannien nur 21.526.369 Pf.; im Jahre 1824 33,605.510; im Jahre 1827 44,878.774; im Jahre 1828 47,730,200; im Jahre 1829 60.544,045; wogegen im Jahre 1830 von England allein, nämlich aus den Häfen von London, Liverpool, Hull und Goole 65,769,235 Pf. ausgeführt wurden. Werfen wir noch einen Blick auf die Länder, welche im vorigen Jahre Schottland und England mit dem rohen Produkt verſahen, und die, welche dem letztern Lande ſeine Twiſte und Manufakturen abnahmen, ſo zeigt ſich eine Einfuhr

aus	von Ballen	der Ballen zu Pf.
Nordamerika	618,177	335
Braſilien	192,406	180
Weſtindien	12,509	300
Egypten	15.608	250
Oſtindien	35,200	330
Zuſammen	871,900	

Auf den Lagern fanden ſich am 1 Januar 1830 289,570 Ballen; die Ausfuhr im Laufe des Jahres betrug nur 35,800 Ballen; aufgeſponnen wurden 805,250 B.; mithin blieben am 31 Dezember 1830 im Lande noch unverarbeitet 320,220 Ballen, oder ein Vorrath von neunzehn Wochen nach dem Verhältniß von 17,000 Ballen per Woche, wie ſich die Konſumtion in dieſem Jahre auf das Geringſte ſtellen wird. *)

Von dieſen Quantitäten führte Nordamerika die außerordentliche Anzahl von 156,187 Ballen, und Braſilien 33,440 Ballen mehr ein als im Jahre 1829. Dagegen lieferten Weſtindien 9600 Ballen; Egypten 9850, und Oſtindien 45,200 Ballen weniger. Die Geſammteinfuhr vermehrte ſich demnach auf 125,000 Ballen im Jahre 1830. Unter den Ländern, welche Großbritannien Linnen, ſeine Twiſte und Kattune, weiße und gedruckte, im Jahre 1829 und 1830 abnahmen, wollen wir folgende anführen (alle andern Artikel übergehen wir):

	Twiſte. Pfunde. 1828.	Twiſte. Pfunde. 1830.	Kattune. Yards. 1829.	Kattune. Yards. 1830.
Nach den Häfen von Deutſchland	22,677,765	21.987.950	30,974,017	26,494,070
den Niederlanden	7,652.805	7,596,106	7,256,494	6,215,292
Frankreich	13,600	4.368	361,076	26,396
Italien	2,150,096	2.744.932	20,768,442	12,273,413
Unteritalien	1,581,284	2,812.918	4,555.425	7,440,067
Neapel und Sicilien	2,240,038	5.274.616	6,000.754	4.988,847
Spanien	21,792	2,650	7,557,007	7,918,648
Gibraltar	456,052	48,720	8,929.929	3,692.447
Portugal	174.505	208.952	22,991,209	18.771,557
Braſilien	6,358	6.360	51,585.178	33,031,719
Buenos Ayres	6,660	8.250	13,449.490	9.982.907
Chili und Peru	2,879	7,848	18,661,004	17,083,649
Mexico	66.679	548,840	6.042.225	26,227,505
Britiſch-Nordamerika	51,747	161,776	5,592.811	7,207.559
den Vereinigt. Staaten	65,989	29.756	29.501,240	44,445.019
Britiſch-Weſtindien	2,855	4.907	14,987,637	8.932.787
der Türkei und Levante	645,238	1,785,680	8,869.085	24.253.137
Indien und China	1.819,068	3,585,536	22,900.849	30,372,820
Rußland	16,775.551	17,431.558	483.264	1,285.911

Aus dieſer Tabelle ergiebt ſich, daß Deutſchland ſowohl an Twiſten als verarbeiteten Zeugen im vorigen Jahre weniger als im Jahre 1829 einführte; daß das geſammte Italien dagegen eine ſehr große Quantität Twiſte mehr als früher abnahm, was auf eine kräftigere Induſtrie hinweiſt; daß beinahe alle europäiſchen Staaten außer Italien im Jahre 1830 geringere Quantitäten verarbeiteter Zeuge als im Jahre 1820 einführten; daß aber auch die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, dem britiſchen Nordamerika, Mexico insbeſondere, ſo wie nach Indien, China und der Türkei, auf eine außerordentliche Weiſe ſich vermehrte, und den britiſchen Aktivhandel nach dieſen Weltgegenden in dieſer Stapelmanufaktur vollkommen für den Ausfall auf den europäiſchen Märkten entſchädigte. Blicken wir auf das Kontinent, ſo verſpann dieſes im vorigen Jahre circa 118,500.000 Pf. Baumwolle, wovon Frankreich 75 Million (4 Millionen weniger als im Jahre 1829), und der Reſt von Europa nur 43½ Mill. verbrauchte. Da nun jene 75,000,000 Pfund 250.000 Ballen ausmachen, während Großbritannien 806.000 Ballen verzehrte, ſo ergiebt ſich für letzteres ein Vortheil der Verarbeitungskraft in dieſem Zweige von 556.000 Ballen; oder mit andern Worten: England verarbeitete in einem Jahre eine Quantität, für welche Frankreich 3⅓ Jahre bedürfen würde.

(Schluß folgt.)

Antikenfund.

Einige bei den Befeſtigungsarbeiten von Soiſſons beſchäftigte Tagwerker fanden bei Aufwerfung eines Grabens ein antikes Skulpturwerk von weißem Marmor, einen Mann vorſtellend, der einem Kinde die Treppe hinaufſteigen hilft. Köpfe und Arme daran ſind zerbrochen; die ganze Gruppe wiegt 2000 Kilogr. und iſt auf höhern Befehl einſtweilen in dem Saale der Stadtbibliothek von Soiſſons aufgeſtellt worden.

*) Einſender Dieſes ſchätzt dieſe Konſumtion nur nach einem mäßigen Anſchlag; er hat aber gegründete Urſache zu glauben, daß ſie ſich auf 17,500 bis 18,000 B ſtellen wird, da aus allen die Baumwolle erzeugenden Walddiſtrikten günſtige Berichte über die Ernte derſelben einlaufen, und die vermehrte Produktion ſchon eine vermehrte Verarbeitung veranlaßt; im Jahre 1829 verbrauchte England und Schottland wöchentlich 13,654 Ballen; im Jahre 1830: 16,314 Ballen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

CHLOPICKI.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 143. 23 Mai 1831.

Chlopizki.

(Hiezu das Bildniß des Diktators als Beilage.)

In dieſem Augenblicke, wo Chlopizki, der Geneſung von ſeinen ehrenvollen Wunden nahe, beſtimmt ſcheint, das mißgünſtige Schlachten-loos wieder gut zu machen, das auf Sierawski's und Dwernizki's Schaaren gefallen iſt, wird es vielleicht unſern Leſern nicht unerwünſcht ſeyn, den Helden des ruhmvollen Tages von Grochow aus beigefügter Abbildung von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Chlopizki's Feldherrntalent und Heldenmuth in den erſten Kämpfen Polens ſtehen noch in zu friſchen Farben vor uns, als daß hier ihr Andenken erneuert zu werden brauchte. Was auch immer der ſabalkanskiſche Graf in ſeinen prahleriſchen Schlachtberichten über die ewig denkwürdigen Tage vor Praga's Wällen vorgeben mag, die unbeſtechliche Geſchichte wird es durch alle Zeiten verkünden, daß er ſeine jungen Lorbeern auf Grochows Gefilden an den überlegenen Feldherrngeiſt Chlopizki's verlor. So viel liegt bereits ein für allemal am Tage, daß Diebitſch ſeinen Feldzugsplan an dem Löwenmuthe der Polen und ihrer Feldherren ſcheitern geſehen, und nach dem Rückzug des polniſchen Heeres auf Praga von ſo ſchweren Streichen getroffen ſeyn mußte, daß er es weder verfolgen noch den beabſichtigten Uebergang über die Weichſel in kürzeſter Zeit bewerkſtelligen, noch hindern konnte, daß durch Skrzynezki's geniale Kombinationen zwei ſeiner Generale geſchlagen, und er ſelbſt auf die Defenſive zurückgebracht wurde. Alle dieſe wichtigen Folgen knüpften ſich an die glorreichen Tage von Grochow, und wenn man nicht Chlopizki allein das Verdienſt zuſchreiben will, den alten Ruhm Polens, das Bollwerk europäiſcher Civiliſation zu ſeyn, ſo herrlich als je in den Tataren- und Türkenſchlachten erneuert zu haben, ſo muß ihm doch unter den Rettern ſeines Vaterlandes unbeſtritten eine der erſten Bürgerkronen zuerkannt werden.

Mancherlei böſe Nachrede wurde gegen Chlopizki's Diktatur erhoben. Man glaubte in der Mäßigung, die er bei Uebernahme der höchſten Gewalt blicken ließ, zaghafte Unſchlüſſigkeit zu ſehen, in ſeinen bedachtſam abgemeſſenen Schritten Schwäche, in ſeiner Abneigung gegen jede parteiliche Leidenſchaftlichkeit unpatriotiſche Kälte. Man warf ihm vor, er habe den nationalen Aufſchwung nicht begriffen, das patriotiſche Feuer durch ſeine kaltblütige Soldatenſtrenge abgekühlt und durch allzu große Nachgiebigkeit in ſeinen Unterhandlungen mit dem ruſſiſchen Autokraten auf die Würde Polens allzuwenig Bedacht genommen. Polniſche Journale, wie das exaltirte „Neue Polen" entblödeten ſich ſogar nicht, ihn als einen Verräther des Vaterlandes zu bezeichnen, oder wenigſtens mit Geringſchätzung von ihm zu ſprechen. Indeß gegen ſo ungerechte Anfeindung nahmen bereits würdige Männer, wie Graf Bruno Kicinski, den Diktator öffentlich in Schutz. „Daß der Aufſtand ſo wenig Blut koſtete, ſagt der letztgenannte Graf in ſeiner Vertheidigung Chlopizki's gegen das neue Polen, daß es keine konvulſiven Erſchütterungen gab, haben wir nur Chlopizki zu danken. Wer weiß, was aus der polniſchen Angelegenheit geworden wäre, wenn er nicht in den erſten Augenblicken mit kräftiger Hand das verlaſſene Ruder des Staats ergriffen hätte. Wenigſtens hat er uns vor Faktionen und unheilvoller Zwietracht bewahrt." Aber wenn auch wirklich Chlopizki Mißgriffe in politiſchen Unterhandlungen beging, wenn er die diplomatiſche Feder minder gut als den Feldherrnſtab zu führen verſtand, hat er nicht vollwiegenden Erſatz dafür gegeben durch ſeine uneigennützige Hingebung im Dienſte des Vaterlandes auf den Schlachtfeldern, wo er Anfangs als gemeiner Soldat den Reihen des Heeres folgte, wo ſein Rath und ſeine Entſchloſſenheit dem überlegenen Feinde den unbedingt gehofften Sieg entriß, wo er mit dem Beiſpiele des kühnſten Muthes die Truppen anfeuerte, wo er für die theure Sache der Freiheit ſein Blut vergoß? Wer möchte den der Zaghaftigkeit anklagen, der die Pflicht des gemeinen Soldaten und des Feldherrn gleich gut erfüllt, der mit dem Degen in der Fauſt unter feindlichem Kugelregen die Bataillone zum Angriffe führt und zugleich mit beſonnener Faſſung die Bewegung des mörderiſchſten Treffens in der neuern Kriegsgeſchichte lenkt, der drei Mal von feindlichen Kugeln mit dem Pferde zu Boden geworfen, nur das Schlachtfeld verläßt, als er auf den Tod verwundet iſt? Oder wer möchte Zweifel ſetzen in den reinen Patriotismus deſſen, der jetzt, wo er ſeiner Geneſung entgegengeht, wie Augenzeugen verſichern, in ächt antiker Einfachheit bei Tiſche nur blecherner Löffel ſich bedient? Es giebt Männer, deren Auge in der Schreibſtube blöd und verwirrt iſt und mit Adlersſchärfe klar und ſicher in den Blitz der Geſchütze, in den donnernden Rachen des Todes ſchaut; es giebt Männer, in deren Händen die Feder zittert, die nur für das Schwert geſchaffen ſind. Und war Chlopizki nicht ſeiner Stellung gewachſen, wer drängte ihm das Ruder der oberſten Leitung auf in einem Sturme der Ereigniſſe, der ſelbſt den geübteſten Staatsmann ſchwindeln machen konnte? Wirft man ihm Zögerung und Unſchlüſſigkeit vor? Als er

Digitized by Google

die Diktatur nur mit Widerſtreben annahm, vermochte da ein menſchliches Auge voraus zu ſehen, daß die Nation mit ſolcher Begeiſterung der Revolution beitreten würde? Mußte nicht eine vieljährige, mit Geduld ertragene Knechtſchaft ein Mißtrauen in den Muth des Volkes rechtfertigen? Standen nicht noch friſch vor Augen die warnenden Beiſpiele Spaniens und Neapels? Ganz Europa zitterte vor dem nordiſchen Koloß und beugte ſich ſeit fünfzehn Jahren in ſchweigender Unterwürfigkeit der gebieteriſchen Ukaſenſprache ruſſiſcher Diplomatik — und Chlopizki ſollte nicht zagen mit einer Handvoll Truppen, mit den Trümmern eines ſo oft ungeſtraft mißhandelten Volkes der Macht eines unermeßlichen Reiches, dem erbarmungsloſen Zorn eines Deſpoten gegenüber zu treten, der, wie er fürchten mußte, um ſo unerbittlicher in ſeiner Rache ſeyn würde, als er an blinde Unterwürfigkeit gewohnt war. Mußten nicht warnend vor ihm aufſteigen die Gräuel, unter den rauchenden Trümmern Praga's verübt, die blutigen Manen der auf deſſen Brandſtätte von Suwarow's Horden geſchlachteten Greiſe und Kinder, und das Wehgeſchrei der geſchändeten Frauen und der entſetzliche Gedanke an den endlichen und völligen Untergang ſeines Volkes, das der ruſſiſche Deſpotismus von der Wurzel aus vertilgen muß, will er ſich vor den immer erneuerten Empörungen einer Nation ſicher ſtellen, die zu edel und gebildet iſt, um je geduldig die Schmach knechtiſcher Erniedrigung zu ertragen, um je die Freiheit vergeſſen zu können? Weſſen Arm wäre von ſo eiſernen Sennen geweſen, um bei ſolchen Bildern nicht zu zittern, wenn er die Hand ausſtreckte nach den verhängnißvollen Würfeln, mit denen um das politiſche Daſeyn eines Volkes geſpielt werden ſollte? Freilich ſchien die ſpäter erfolgte glorreiche Waffenthat des polniſchen Heeres jene ſanguiniſchen Anforderungen zu rechtfertigen: Chlopizki hätte ſich auf den Enthuſiasmus der Nation ſtützen, einen Einfall in Lithauen verſuchen und den Krieg auf feindlichen Boden verſetzen ſollen. Allein der Enthuſiasmus mußte damals außerhalb Warſchau's erſt noch geweckt, es mußte abgewartet werden, ob das Beiſpiel der Hauptſtadt auch das übrige Land entflammen würde; es mußte eine allgemeine Landesbewaffnung mit den geringſten Mitteln erſt geſchaffen werden, um dem Heere Rückhalt und Verſtärkung zu ſichern. Ueberdieß gab es für das polniſche Heer nur unter Praga's Wällen, auf den ſumpf- und walddurchſchnittenen Feldern von Grochow eine ſichere Aufſtellung gegen die ſo weit überlegenen feindlichen Streitkräfte. Sollte man durch einen Einfall in die ruſſiſchen Provinzen, in der unſichern Hoffnung auf den Beitritt Lithauens, das Heer, die einzige Zuverſicht des Vaterlandes, den Kern, um den allein eine nachdrückliche Landesvertheidigung ſich anſchließen konnte, auf's Spiel ſetzen, um bei Annäherung eines ruſſiſchen Heeres die inſurgirten Provinzen der Rache eines ergrimmten Feindes doch wieder überlaſſen zu müſſen, und vielleicht für immer ſie gegen ihre angeblichen Befreier zu erbittern? Die ſchwache Unterſtützung, die Dwernizki in Volhonien fand, rechtfertigt nur allzu ſehr die kluge Langſamkeit des Diktators. Wie hätte Chlopizki bei einem ähnlichen Unfall ſeiner Waffen, der mit Einem Schlag Alles ins Verderben geſtürzt haben würde, die frevelhafte Unbeſonnenheit entſchuldigen können, mit dem Verluſt des Heeres das Vaterland nackt und waffenlos den Streichen der Barbaren Preis gegeben zu haben? Doch kaum wird es nöthig ſeyn, den Diktator gegen ſo haltloſe Vorwürfe einer geringſchätzig aburtheilenden Ueberſpannung in Schutz zu nehmen. Wer dem Gang der Ereigniſſe in Polen von ihrem Anbeginn an aufmerkſamen Blickes gefolgt iſt, wird geſtehen müſſen, daß des Diktators beſonnene Haltung nicht allein den Grund zu dem gegenwärtigen kraftvollen und nachhaltigen Widerſtand gelegt, ſondern auch auf eine des polniſchen Charakters würdige Weiſe Polens Sache dem autokratiſchen Uebermuthe des ruſſiſchen Kaiſers gegenüber vertreten habe. Man darf ſagen, daß die Männlichkeit und Würde der polniſchen Revolution, die ſie ſo hoch über alle andern gleichzeitigen Bewegungen ſtellt, mit Chlopizki's Diktatur begonnen habe. Nirgends wurde in dieſer theuren Sache eine leichtſinnige Uebereilung, ein keckes Selbſtvertrauen, eine prahleriſche Selbſtüberſchätzung ſichtbar; hingegen zeigte ſich überall eine feyerliche Ruhe und ernſte Entſchloſſenheit, wie ſie einem Volke ziemt, das mit ſpartaniſcher Ritterlichkeit dem Tode ſich geweiht und ſeinen Beruf begriffen hat, für die europäiſche Freiheit gegen den Xerxes des Nordens zu ſiegen oder unterzugehen.

Es ſey hier erlaubt, dieſen Betrachtungen einige Notizen aus dem Leben Chlopizki's beizufügen, die, in polniſchen und deutſchen Blättern zerſtreut, hier kurz zuſammengefaßt eine Stelle finden mögen.

Als die tapfern Polen nach der Theilung ihres Vaterlandes mit dem Schwert in der Hand, mit Hoffnung und Verzweiflung im Herzen, in allen Welttheilen, in allen Schlachten Rettung für ihr verlornes Vaterland ſuchten, war Saragoſſa, durch den hartnäckigen Heldenmuth der Belagerer und Belagerten ganz Europa in Erſtaunen ſetzend, der Herold ritterlicher Tugenden, und auch derer der polniſchen Truppen. Bei einem gegen dieſe ewig denkwürdige Stadt unternommenen Sturm drang eine kleine Abtheilung von Polen durch die Sturmlücke und ſtürzte ins Kloſter Engracia. Ein Kugelregen von den Straßen, Fenſtern und Dächern ſtrömte auf dieſe Schaar, und die Minen drohten jeden Augenblick aufzuſliegen. Die Gefahr war groß, die Schaar klein, und der racheſchnaubende Feind drängte ſich ins Kloſter. Die jenſeits der Breſche zurückgebliebenen Polen brennen vom Entſchluß, ihren Brüdern zu helfen. Ein tapferer Obriſt ſtellt ſich an ihre Spitze, bricht durch die Sturmlücke, beſteht ein doppeltes Feuer, ſchlägt die Spanier von dem Kloſter zurück; mit ſeltenem Scharfblick erſpäht er eine günſtige Stellung auf der anſtoßenden Straße; wirft ſich auf die donnernden Feuerſchlünde, erobert eine Batterie, wendet ſie gegen den Feind, und in der Mitte der Stadt, errichtet er einen Waffenplatz für die Seinigen. Der Marſchall Lannes ernennt ſogleich den tapfern Obriſt zum Anführer des Angriffs im mittlern Theile der Stadt. Damals näherte ſich ein franzöſiſcher Grenadier, von der Heldenthat der Polen und ihres Anführers begeiſtert, den Tapfern, mit den Worten: „Gott! wie war es möglich, daß euer Polen untergehen konnte.“

Dieſer tapfere Obriſt war Chlopizki. — Derſelbe Chlopizki, in deſſen Hände in unſern Tagen Polen ſeine Macht, ſeine Ehre und alle Hoffnungen niederlegte; nicht mittelſt Verträge, Berechnungen, Zwang, ſondern in Folge dieſes raſchen, natürlichen Willens, dieſer Stimme des Volkes, welche die Stimme Gottes iſt.

Für Polen kämpfen, war der Beruf Chlopizki's ſchon ſeit ſeiner frühesten Jugend. Nachdem er einmal die Waffen für dieſe heilige

Digitized by Google

Sache ergriffen, wurde er in allen überwiegenden Epochen ſeines Vaterlandes bemerkt. Er kämpfte für daſſelbe, als es in der edlen letzten Kraftaufopferung fiel, als wieder auf ſeinem zeitlichen Grabe ein Rettungsſtrahl erblitzte. Er kämpfte für daſſelbe auf den Alpen, auf den Pyrenäen, vor Moskau; als Polen nur noch in den ſichern Herzen ſeiner Kinder lebte.

Die erſte Spur des jungen Chlopizki finden wir im Jahre 1792; als Stanislaus Auguſt nach ſeiner Beitretung zur Targowitziſchen Konföderation die Operationen der polniſchen Armee hemmte. Mit zerriſſenem Herzen legte der Fürſt Poniatowski den Feldherrnſtab nieder. Das Heer, gleich ihm von Wehmuth und Entrüſtung ergriffen, bot ihm als Andenken der ungetheilten Gefühle der Dankbarkeit eine Denkmünze an, mit der Aufſchrift „Miles imperatori." Eine hiemit verbundene Denkſchrift war von Militärperſonen verſchiedenen Ranges unterzeichnet. Unter den Unterſchriften, an deren Spitze der Name Kosciuszko prangte, befand ſich auch die eines Fähnrichs aus dem ilinkiſchen Bataillon, die des Chlopizki.

Im Jahre 1798 befand er ſich unter den polniſchen Legionen in Italien, die mit für Frankreichs Freiheit kämpften, als Major im zweiten Bataillon der 1ſten Ehrenlegion, unter dem Chef Foreſtier. Als der Feldzug nach Egypten die römiſche Republik von den franzöſiſchen Heeren befreiete, und eine unzufriedene Partei mit einem Aufruhr drohte, beorderte man nach Angara, um den Ausbruch zu hindern, den Chef des dritten Bataillons Seidlitz und Chlopizki.

Im folgenden Jahr wurde er vom General Dombrowski zum Bataillonschef befördert. Er focht in den für die Franzoſen unglücklichen Schlachten an der Trebia im Juni 1799 mit, und war bei der Belagerung von Peschiera. Am 16 Januar 1800 gelang es ihm, die Oeſterreicher aus ihrem Standquartier in Caſa-Bianca zu vertreiben. Nach dem Frieden von Luneville kehrte er mit den polniſchen Truppen im Jahr 1801 in ſein Vaterland zurück. In dem Feldzuge von 1807 befehligte er das erſte Weichſelregiment, und dieſes nebſt zwei andern Infanterieregimentern und einem Regiment Uhlanen wurde im Jahr 1808 von Napoleon nach Spanien entſendet, um dort die Unabhängigkeit eines Volkes zu bekämpfen, um deren willen doch Polen ſelbſt unter Frankreichs Fahnen das Blut ſeiner Söhne vergoß. Hier begann der Feldzug mit der Belagerung von Saragoſſa durch General Lefebre, der den Obriſt Chlopizki häufig zu beſondern Streifzügen und Expeditionen beorderte. Auf einem derſelben ſchlugen die Polen den General Palafox bei Epila am 23 Juni und nahmen ihm vier Stücke Geſchütz ab. Chlopizki und der Lieutenant Chajenski, die ſich in dieſem Gefecht beſonders ausgezeichnet hatten, erhielten das Kreuz der Ehrenlegion. Am 2 Juli bemächtigte ſich Chlopizki des Kloſters St. Joſeph bei Saragoſſa, und wurde bei dem blutigen Sturm, der am 4 Auguſt in der Stadt ſelbſt unternommen wurde, verwundet. Nach Ankunft des Marſchalls Lannes wurde die Belagerung rüſtiger fortgeſetzt, in deren Verlauf Chlopizki mit ſeinen Polen, ſich am 8 Februar durch die oben erwähnte Waffenthat auszeichnete, die viel zu der am 20 Februar erfolgten Einnahme der Stadt beitrug. Unter dem Marſchall Suchet, der den Krieg in Arragonien, Katalonien und Valencia fortſetzte, wohnte Chlopizki den ſiegreichen Gefechten bei Maria am 15 und bei Belchite am 18 Juni bei, und wurde nach demſelben zum Brigadegeneral der Diviſion Laval ernannt. Als Befehlshaber des vierten Linien- und des zweiten Weichſelregimentes ſchlug er am 16 Februar 1810 die Spanier unter dem General Villacampa auf dem rechten Ufer des Ebro. Im Jahre 1811, als Mina die Franzoſen in Arragonien bedrohte, ließ Marſchall Suchet den General Chlopizki zur Behauptung der Poſition am rechten Ufer des Ebro zurück. Nicht lange nachher rief Napoleon die polniſchen Truppen aus Spanien zurück, um ihn auf ſeinem unheilvollen Feldzuge gegen Rußland zu unterſtützen. Marſchall Suchet ſchreibt bei dieſer Gelegenheit in ſeinen Memoiren: „Le départ du Général Chlopiaki priva l' armée d'un officier de mérite fait pour s'élever au premier rang." Im Januar verließ Chlopizki Spanien, im Dezember wurde er als Brigadegeneral in der Garde Napoleons bei Smolensk ſchwer verwundet. Erſt im Jahre 1814 kehrte er nach Polen zurück, als Napoleons Glücksſtern völlig untergegangen war. Kaiſer Alexander beförderte ihn zum Diviſionsgeneral; bald darauf bat er jedoch um ſeinen Abſchied, den er auch erhielt. Von dort an lebte er in tiefer Zurückgezogenheit bis zu den neuen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes, die ihn noch ein Mal in die Reihen des Heeres riefen, mit dem er endlich, wie alle Völker von Herzen wünſchen müſſen, die langerſehnte Unabhängigkeit Polens erringen möge.

Die Verſammlung der Julisritter zu Paris.

Am 7 Mai verſammelten ſich aus Anlaß der königlichen Ordonnanz vom 30 April d. J. Diejenigen, denen für ihre muthvolle Theilnahme an den Kämpfen der Julistage ein Ehrenzeichen *) zugedacht war, in dem Saale der Grande-Chaumière zu Paris, um über die Annahme der von der Regierung geſtellten Bedingungen zu berathen. Die Verſammlung war 1.528 Köpfe ſtark; vierhundert Andere, die gleichfalls das Julius-Ehrenzeichen zu tragen benannt ſind, waren meiſtens unter den Regimentern in der Provinz abweſend. So ſtanden mit einem Male die entſchloſſenen Männer wieder nebeneinander, die in den Julistagen durch die gemeinſchaftliche Gefahr vereint ſich der eiſernen Gewalt des Deſpotismus entgegengeworfen hatten.

Den Vorſitz in dieſer Verſammlung führte als Präſident Hr. Garnier-Pagès; ihm beigegeben waren als Vicepräſident Cavaignac; als Sekretär Stephan Arrago, und als Ausſchuß die HH. Julius Baſtide, Trelat, Raspail, Hygonnet, Lamoure, Mouſſette, Bavoux, Alexander Dumas, Villeret, Greaux. Der Präſident ſagte unter Anderm in ſeiner Anrede an die Verſammlung:

„Kameraden des Julius. Ihr habt Euch verſammelt, um zu erklären, ob Ihr eine Nationalbelohnung in eine königliche Gnadenverleihung verwandeln laſſen wollt; Ihr werdet auch entſcheiden, ob Ihr Euch verbunden erachtet, einen Eid abzulegen, der durch die Ordonnanz gefordert wird, aber nicht von dem Geſetze beſtimmt iſt. Was das Band betrifft, ſo können Männer, und beſonders Männer des Julius, auf die Farbe deſſelben

---

*) Die königliche Ordonnanz beſtimmte als Denkzeichen der Julistage einen Stern von weißem Email mit drei ſilbernen Strahlen und darüber eine ſilberne Mauerkrone. Die Mitte deſſelben gleichfalls aus drei emaillirten Strahlen in den Nationalfarben beſtehend, und von einem Eichenlaubkranze umgeben, ſollte auf der Vorderſeite die Worte tragen: „Der 27, 28, 29 Julius 1830," mit der Umſchrift: „von dem Könige der Franzoſen gegeben;" auf der Kehrſeite ſollte der galliſche Hahn in Gold mit der Randſchrift: „Vaterland und Freiheit," zu ſehen ſeyn. Dieſes Ehrenkreuz ſollte an einem himmelblauen Bande mit rother Einfaſſung getragen werden. Alle dieſe königlichen Beſtimmungen waren den Anträgen der Kommiſſion für die Nationalbelohnungen geradezu entgegen.

Digitized by Google

keinen Werth legen. Nehmen wir das blaue Band an, die Regierung iſt bei ſeiner Beſtimmung nicht ungeſetzlich verfahren. Kameraden, der Ausſchuß hielt es für zweckdienlich, Euch die über dieſen Gegenſtand in den Journalen von verſchiedener Farbe enthaltenen Artikel vorzuleſen. Auf dieſe Weiſe glaubt der Ausſchuß, Euch mehr die öffentliche Meinung als ſeine eigene Anſicht vorzulegen."

Nach Verleſung der verſchiedenen Aufſätze über die Ordonnanz vom 30 April, unter denen mehrere wie die des National und des Temps mit lebhaftem Beifalle begleitet wurden, las der Sekretär den von dem Ausſchuſſe gemachten Antrag vor, des Inhaltes:

„In Betracht, daß der Eid in Frankreich nur in Folge eines Geſetzes verlangt werden darf — daß kein Artikel des Geſetzes vom 13 Dezember 1830, durch das die Dekoration des Julius beſtimmt wurde, einen Eid vorſchreibt — daß der Regierung die Befugniß zugeſtehen, irgend eine außer dem Geſetze liegende Bedingung vorzuſchreiben, eben ſo Viel wäre, als ihr zugeſtehen, daß ſie dieſes Geſetz willkürlich abändere und dem zufolge die verdiente Dekoration verweigere oder ohne Beiziehung der Kommiſſion neue austheilen könne — in Betracht ferner, daß der König zwar als Repräſentant der Nation den Trägern des Julinsdenkzeichens den Stern mit eigener Hand überreichen, aber ihn nicht in ſeinem Namen verleihen könne — daß die Worte: „vom Könige gegeben" die Natur der Belohnung verändern, und dieſe aus einer Nationalerkenntlichkeit eine königliche Gnade werden würde — daß die Urſache, deren wegen die Dekoration beſtimmt wurde, früher iſt, als der Beſtand der Regierung des Königs ſelbſt — daß der abgeforderte Eid in dieſem Falle eben ſo Viel wäre, als einer für die Prinzipien, gegen die man im Julius die Waffen ergriff, und in deren Folge die Dekoration des Julius geſtiftet wurde — aus dieſen Gründen beſchloſſen die anweſenden Bürger, ſich der Bedingung des Eides, als ungeſetzlich, nicht zu unterwerfen, und machen ſich anheiſchig, unmittelbar nach gefaßtem Beſchluſſe der Verſammlung die Dekoration zu tragen, wie ſie von der Kommiſſion der Nationalbelohnungen angenommen worden iſt."

Die Frage hinſichtlich des Bandes wird von der Verſammlung faſt einſtimmig dahin entſchieden, daß man bei dem von der Regierung gewählten Bande es bewenden laſſen wolle.

In dem Augenblicke, wo die Beſtimmungen hinſichtlich des Eides zur Abſtimmung gebracht werden ſollen, macht man bemerklich, daß ein Bürger, der die Dekoration der Baſtille trage, das Wort verlange. Ein tiefes Stillſchweigen und geſpannte Erwartung verbreitet ſich über die Verſammlung.

Hr. Décombis, der an den zwei glorreichen Epochen von 1789 und 1830 thätigen Antheil genommen, beſteigt die Tribune und ſagt:

„Bürger, ich hatte das Glück, an der Einnahme der Baſtille Theil zu nehmen; ich habe die Dekoration dieſes denkwürdigen Ereigniſſes erhalten; man hat aber von mir nie einen andern Eid verlangt, als den Eid an den dritten Stand, d. h. an das Volk."

Bei dieſen Worten erſchallt der ganze Saal von einmüthigem und lang anhaltendem Beifalle. Die Ruhe ſtellt ſich nur langſam wieder her.

Der Präſident: Ich ſchlage vor, den Bürger der Baſtille, der ſo eben geſprochen hat, unſerm Ausſchuſſe beizugeben. Seine Gegenwart kann kräftig dazu mitwirken, die Ruhe und den Ernſt zu erhalten, der bei unſern Arbeiten vorherrſchen muß. (Allgemeiner Beifall.)

Zwei Mitglieder des Ausſchuſſes ſteigen von der Tribune herab, um den Bürger Décombis aus der Mitte der Verſammlung unter den Ausſchuß zu führen.

Der Präſident: Meine Herren, im Namen von 1789 und 1830 verſammelt, entfernen wir uns nicht von der Würde, die uns gebührt. (Lang anhaltender Beifall.)

Der Artikel in Betreff der Ungeſetzlichkeit des Eides wird zur Abſtimmung gebracht und einſtimmig angenommen, deßgleichen der Antrag des Ausſchuſſes in Bezug der Worte: „vom Könige gegeben."

Einer aus der Verſammlung: Einſtimmig bis auf eine Stimme!

Ein Anderer verlangt das Wort und beſteigt die Tribune, wo er ſich in Folgendem äußert: „Man hat geſagt, der fragliche Artikel ſey einſtimmig bis auf Eine Stimme angenommen worden; ich erkläre aber, daß er mit ungetheilter Einſtimmigkeit durchgegangen iſt; denn ich bin Derjenige, der nicht damit einverſtanden ſchien. Nun aber betheure ich, daß ich die Frage nicht verſtanden hatte, und daß ich, ſobald man ſie mir erklärte, die ſchon aufgehobene Hand zurück nahm." (Allgemeiner Beifall.)

Der Präſident: Nach den gefaßten Beſchlüſſen iſt es von Wichtigkeit, die Thatſache feſtzuſtellen, daß alle von der Geſammtheit der Träger des Juliusdenkzeichens einſtimmig gefaßt worden ſind.

Der Präſident kündigt hierauf an, daß das blaue Band mit rother Einfaſſung von dem Bürger der Baſtille, dem Patrioten von 1789 und 1830, unter die Anweſenden vertheilt werden ſolle.

Die Sitzung wird hiemit aufgehoben; Niemand aber entfernt ſich; Jeder bleibt noch, um aus Décombis Hand das Ehrenzeichen zu empfangen. Eine halbe Stunde darnach wird die Anzeige gemacht, daß nur ein geringer Vorrath von Bändern fertig ſey. Jeder will davon haben; man drängt ſich von allen Seiten um den Bürger der Baſtille; der Eine will ihm die Hand drücken, der Andere ſeine Medaille beſehen; endlich ſtellt ſich die Ordnung wieder her, und Décombis heftet mit eigener Hand Einigen ein Paar Bandſtreifen in das Knopfloch.

Während Dieß geſchieht, faßt man den Beſchluß, daß unverzüglich im National, Courrier, in der Tribune und Revolution eine Subſcription eröffnet werden ſoll, um jenen tapfern Männern des Julius die Dekoration ertheilen zu können, die ihrem häuslichen Bedarfe nicht die geringſte Summe entziehen können. Die ganze Feierlichkeit wird mit einer Sammlung zum Beſten der politiſchen Verhafteten beſchloſſen, die dreihundert Franken eintrâgt.

Seit langer Zeit ſah man keine Verſammlung, die ſo große und rührende Erinnerungen darbot, und durch die völlige Einmüthigkeit in allen ihren Beſchlüſſen das Andenken der großen Woche ſo lebhaft erneuerte. „Wie ſchön! Wie bewunderungswürdig!" — hörte man von allen Seiten rufen. Acht Fragen werden von einer ſchnell zuſammenberufenen Verſammlung von mehr als tauſend Köpfen in kürzeſter Zeit ohne die geringſte Verſchiedenheit der Meinung entſchieden, und hiemit der Regierung abermals eine Lehre gegeben, die deutlich genug iſt, wenn man Ohren hat, zu hören.

Vermiſchte Nachrichten.

Die in Indien eingeleitete Unterſuchung wegen des Sklavenhandels (vergl. Ausl. S. 320) ſcheint allerhand Dinge an's Licht zu bringen. Nicht nur iſt die Thatſache ſo ziemlich außer Zweifel geſetzt, daß es ſeit einer Reihe von Jahren nicht ungewöhnlich war, die Schiffsmannſchaften mit Sklaven von der afrikaniſchen Küſte zu rekrutiren, ſondern ein Reiſender, der kürzlich Arabien und Perſien durchwandert hat, verſichert auch, die brittiſche Faktorei in Baſſora ſtehe wegen Sklaven mit den Türken und Arabern im förmlichen Verkehre, ja in Arabien ſeyen es die Chriſten allein, welchen mit dieſem Geſchäfte ſich zu befaſſen erlaubt ſey. Auch wird bei dieſer Gelegenheit in Erinnerung gebracht, daß vor einigen Jahren 150 Eunuchen in Calcutta zum Verkaufe eingeführt wurden; eben ſo kam im Jahre 1826 ein Türke mit einer Griechin und zwei jungen Negerinnen, die er in dieſer Hauptſtadt verkaufen wollte. Man habe, bemerkt die India Gazette vom 30 Auguſt, damals vorgegeben, die ganze Geſchichte ſey eine Erfindung, um auf die Regierung ein gehäſſiges Licht zu werfen; allein die Griechin ſey als ein lebender Zeuge noch vorhanden, und erſt vor zwei Monaten habe der König von Oude ſich wieder mit einer Partie Abyſſinier verſehen. Wie ſollen nun dieſe aber nach Lucknow gelangt ſeyn, wenn nicht die Diener der Kompagnie beim Durchzuge durch das britiſche Gebiet ein Auge zugedrückt hätten?

•

Die Sidney Gazette vom 6 Oktober v. J. will wiſſen, daß eine franzöſiſche Korvette an den Ufern des New-Thames auf Neuſeeland angekommen ſey, um daſelbſt eine Kolonie anzulegen. Nach demſelben Blatte vom 11 September war der Flachshandel mit dieſer Inſel in's Stocken gerathen, und das Schiff Argo hatte unverrichteter Dinge wieder heimfahren müſſen. Die Eingebornen kümmerten ſich Nichts um den Handel, und zeigten ſich ſelbſt, vermuthlich weil ſie damit verſehen waren, gegen Flinten und Schießpulver gleichgültig.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 144. 24 Mai 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortſetzung.)

Die Landhäuſer der reichern Edelleute laſſen Nichts zu wünſchen übrig; ſie ſind, was die neuern betrifft, von gefälliger, ja reizender Bauart. Manche könnte man mit Recht Paläſte nennen. Das Innere iſt eben ſo geſchmackvoll eingerichtet. Koſtbares Geräthe zeichnet die Gemächer aus, und man findet darin Alles, was die Franzoſen in ihren Landhäuſern dem Auge Glanzvolles darbieten. Dieſe herrlichen engliſchen Parke, dieſe wunderſchönen Blumen-, Obſt- und Gemüſegärten mit vorzüglichen Treibhäuſern, ſind dem Fremden mitten in den Wildniſſen der Wälder um ſo überraſchender, wozu die Waſſerkünſte ſehr oft noch das Ihrige beitragen. Auch für gymnaſtiſche Uebungen, die ſehr beliebt ſind, enthalten die Landhäuſer die zweckmäßigſten Vorkehrungen. Eine treffliche Bibliothek nebſt Billard gewährt gleichfalls angenehme Beſchäftigung. Schöne und zweckmäßig eingerichtete Badeſtuben, häufig mit marmornen Badewannen, ſind nicht weniger einladend.

Bekanntlich folgten die polniſchen Legionen Napoleon ſchon in ſeinen erſten Feldzügen nach Italien. Sie trugen zu ſeinen dortigen Siegen bedeutend bei. Zu Lodi, Arcole zeigten ſie der Welt, was der Pole vermag, der, noch immer von ſeiner Väter Heldenſinne beſeelt, durch neue Thaten die alten faſt verdunkelte. Als dann Italiens Eroberer von einer mächtigen Faktion, welcher ſeine ans Wunderbare grenzenden Siege Furcht und Mißgunſt einflößten, abberufen, die Beſtimmung erhielt, nach Afrika überzuſchiffen und Egypten zu erobern, begleiteten ihn abermals viele Polen. Im Angeſichte der viertauſendjährigen Pyramiden, bei Kairo und Aleſſandria, fochten ſie mit Löwenmuth und halfen Siege erkämpfen, die die Welt neuerdings in Erſtaunen ſetzten. Ihrer Wenige nur kehrten mit dem franzöſiſchen Obergeneral nach Frankreich zurück; der größte Theil fand in Egypten ſein Grab. Als nun Bonaparte, zum zweiten Mal ſeines Vaterlandes Retter, nach dem Sturze des berüchtigten Direktoriums zum erſten Konſul erwählt ward, und mit einer bei Dijon geſammelten Armee unter faſt unglaublichen Anſtrengungen die hohen Alpenpunkte des Gotthards und Bernhards paſſirt, wiederum ziehen polniſche Abtheilungen mit ihm, die mitunter die Kanonen mittelſt von den Felſen heruntergelaſſener Seile heraufziehen, und gleich nachher zu dem glänzenden Siege bei Marengo weſentlich beitragen. Als nach dieſer Schlacht, worin fünfundzwanzigtauſend Todte die Wahlſtatt bedeckten, der erſte Konſul nach Frankreich rückkehrte, begleiteten ihn ſeine braven Polen nach Paris, von denen er eine große Anzahl zu ſeiner Leibwache erwählt. Bei der gleich darauf auf dem Marsfelde vorgenommenen Vertheilung der Ehrenſäbel und Flinten an des Heeres Tapferſte werden auch Polens Krieger nicht übergangen. Vielen von ihnen wird dieſe Auszeichnung zu Theil, die einen um ſo größern Werth für ſie hat, da eben derjenige Heerführer ſie ihnen zuerkennt, auf deſſen ſchimmernde Thaten die Blicke von ganz Europa gerichtet ſind. Im Monat Junius 1804 machte Napoleon mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach dem nunmehr mit Frankreich vereinigten linken Rheinufer, und ich ſah den Kaiſer zuerſt in Remagen, auf der von Köln nach Mainz führenden Heerſtraße, und in ſeinem Gefolge die vornehmſten polniſchen Offiziere. Bei vielen nahm ich Narben wahr, die jene impoſanten, wirklich martialiſchen Geſtalten noch intereſſanter machten.

Als der Sieger in ſo vielen Schlachten, in welchen ſeine ihn vorzugsweiſe als Leibgarde umgebenden Polen an ſeiner Seite kämpften, nun zum zweitenmale, im Oktober 1811, mit ſeiner jungen Gemahlin, der kaiſerlichen Prinzeſſin Marie Louiſe von Oeſterreich, die Rheinlande mit ſeiner Gegenwart beehrte, hatte ich in Köln, wo er mehrere Tage verweilte, neuerdings das überraſchende Vergnügen, den gewaltigen Beherrſcher von fünfzig Millionen der gebildetſten Unterthanen der bekannten Welt zu bewundern. Auch hier ſah ich ihn von den herrlichen polniſchen Garde-Lanziers umgeben, deren Bruſt er häufig als Belohnung einer ſo ſeltnen Hingebung und Anhänglichkeit, verbunden mit der höchſten Tapferkeit, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückt hatte.

Endlich, im Sommer 1812, auf Lithauens unermeßlichen Ebenen und zu Wilna, ward mir das wahrhaft impoſante kriegeriſche Schauſpiel zu Theil, unter mehrern hunderttauſend erleſenen Kriegern, Frankreichs, Deutſchlands und Italiens Blüthe, auch zwanzigtauſend Polen aller Waffengattungen, unter des Fürſten Poniatowſky Oberbefehl, vor Napoleon die Revue paſſiren zu ſehn. Der Kaiſer hielt vom Pferde herab an die Polen in franzöſiſcher Sprache eine Anrede, die Fürſt Poniatowſky ſofort dem Armeekorps in der vaterländiſchen Sprache vortrug, und die alſo lautete: „Polniſche Krieger! Seit undenklichen Zeiten haben eure Altvordern ſich mit unſterblichem Ruhme bedeckt, indem ſie nicht allein in heldenmüthiger Hingebung für König und Vaterland, ſondern auch ſtets ihr Blut zum Heile der Menſchheit und des Chriſtenthums verſpritzten. Die

Digitized by Google

Schickſale, die ſeit vierzig Jahren Euer unglückliches Vaterland trafen, haben mein Herz ſtets mit Wehmuth erfüllt. Seit vielen Jahren war ich bemüht, Euer Loos, ſo viel es in meinen Kräften ſtand, zu mildern. Ihr werdet Dieß anerkennen! Aber noch weit mehr ſoll und wird für Euch geſchehen.“ (Bei dieſen Worten richteten alle Blicke ſich auf den Fürſten Poniatowsky). „Der Augenblick iſt gekommen, wo ich mehr als je für Euch zu thun den Willen und die Macht habe. Polniſche Krieger! In ſo vielen Schlachten kämpftet Ihr an meiner Seite, ja bis jenſeits des Ozeans folgten mir mehrere unter Euch. Ich weiß Dieß zu ſchätzen. Heute nun ſehe ich Euch zahlreicher als jemals um mich verſammelt. Ihr brennt vor Begierde, euch abermals mit dem Feinde zu meſſen, zu deſſen Niederlage Ihr ſchon ſo oft mitwirktet. - So folgt mir denn, um neue Lorbeern einzuernten, und für immer werden wir dieſe Ruſſen in ihre Wälder verbannen, und ihnen ſo die Luſt benehmen, Euer ſchönes Vaterland nach gewohnter Weiſe zu verheeren.“ Dieſe Anrede, mit Kraft und Würde geſprochen, machte ſichtbar einen unbeſchreiblichen Eindruck, nicht allein auf jedes polniſche Herz, ſondern auf jeden gefühlvollen Menſchen, ohne Rückſicht auf Stand und Nation. In der höchſten Begeiſterung riefen Alle: Ja, wir folgen! Es lebe der Kaiſer! Es lebe unſer Wohlthäter, unſer Vater!

In dem heißen, mörderiſchen Kampfe zu Smolensk, in jener denkwürdigen Hauptſchlacht beim Dorfe Moſaisk, an dem Flüßchen Moskwa, die am 7 September 1812, etwa ſieben Stunden von der ruſſiſchen Czaren-Hauptſtadt geliefert ward, und werin die Ruſſen, aller Anſtrengungen ungeachtet, eine völlige Niederlage erlitten, entſprach das brave polniſche Armeekorps dem ihm bewieſenen Zutrauen im höchſten Grade. Der Kaiſer erkannte ſolches öffentlich an. Bei Smolensk und an der Moskwa verloren die Polen mindeſtens ein Drittel ihres Korps; viele ihrer ausgezeichnetſten Offiziere fanden hier den Tod. Der kaum aus Spanien zurückberufene und von Napoleon an die Spitze einer ſeiner Gardebrigaden geſtellte General Chlopizki wurde bei Smolensk's Erſtürmung ſchwer verwundet.

Beim Vorrücken der großen Armee in's ruſſiſche Gebiet leiſteten die Polen durch ihre Bekanntſchaft mit den Grenzprovinzen jenes unermeßlichen Reiches dem Heere weſentliche Dienſte; ihre mit der ruſſiſchen nahe verwandte Sprache verſchaffte ihnen wichtige Vortheile. Die vornehmern und reichern Polen, die Fabrikanten und Kaufleute ſtehen auch häufig mit dem Innern Rußlands im Verkehr, weßhalb ſie ſeit geraumen Zeiten ſelbes zu bereiſen pflegen. Daher ſah ich denn bei den Generalſtäben der großen Armee viele wackere polniſche Offiziere angeſtellt, deren Dienſte, weil ſie mit mancherlei Kenntniſſen jene der franzöſiſchen Sprache verbanden, um ſo wirkſamer waren.

Da die polniſchen Provinzen, zufolge ihrer geographiſchen Lage, im Jahr 1812 zu Sammelplätzen der verſchiedenen Armeekorps, aus denen das franzöſiſche und allirte Heer damals beſtand, beſtimmt wurden, ſo kamen dadurch ſehr bedeutende Summen in einem an und für ſich geldarmen Lande in Umlauf. Freilich mußte das Land auch, von der andern Seite betrachtet, ungemein leiden. Man fand indeß die Gegenwart nicht ſo drückend, als ſie wirklich war, weil Polen, in die Zukunft blickend, ſeine Selbſtſtändigkeit durch Wiedervereinigung ſämmtlicher Provinzen mit Zuverſicht erwarten durfte. Kein Opfer ſchien ihm daher zu groß, in ſofern es darauf berechnet ſeyn konnte, jenes würdige Ziel erreichen zu helfen. Ein ungeheurer Schwarm polniſcher Juden, folgte der Armee als Marketender, und bereicherte ſich dadurch. Als dieſe Schurken aber die erſten Unfälle des Herres wahrnahmen, ſchlichen ſie ſich heimlich fort. Ihre geſammelten Schätze fielen größtentheils den Koſaken in die Hände, und nicht ſelten wurden ſie ſelbſt von Franzoſen und Polen erſchlagen, die dann das früher Geraubte wieder in Empfang nahmen.

(Fortſetzung folgt.)

Buenos Ayres.

(Fortſetzung.)

Montoneros heißen die Einwohner in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt. Viehzucht, Ackerbau, Unterhaltung von Gemüſegärten für den Gebrauch der Stadt, Roßhandel ꝛc. ſind ihre Beſchäftigungen. Beſonders legen ſie ſich auf das Anpflanzen von Pfirſichbäumen, welche den doppelten Vortheil haben, daß ſie ſchnell wachſen und nach fünf Jahren zur Feuerung gebraucht werden können, woran bekanntlich Buenos Ayres ſehr Mangel leidet, und in der Zwiſchenzeit einen nicht unbeträchtlichen Theil der Nahrung liefern. Sie bilden eine Mittelklaſſe zwiſchen den Städtern (portennos) und den Gauchos, den Bewohnern der pfadloſen Pampas. Begabt mit großer phyſiſcher Kraft und unbeugſamem Muth, dabei grauſam und unerbittlich gegen ihre Feinde waren die Montoneros während des letzten Bürgerkriegs ein furchtbarer Name, mit welchem man alle die zahlreichen Horden bezeichnete, welche Blutdurſt oder Raubſucht zur Belagerung der Stadt herbeizog. Eine einzige Thatſache zur Schilderung ihres Charakters mag hinreichen. Ungefähr eine Stunde unterhalb Buenos Ayres mündet ſich ein kleiner Fluß in den Rio de la Plata, tief genug um kleinen Fahrzeugen, welche der Ausbeſſerung bedürfen, zum Ankerplatz zu dienen. Um für etliche entmaſtete Schiffe, die ſich daſelbſt befanden, bei der Annäherung einer feindlichen Streifpartei Sicherheitsmaßregeln zu treffen, verfügten ſich einige Offiziere und andere Perſonen, eilf an der Zahl, nach dieſem Ort. Ein undurchdringlicher Nebel lag über dem Land ausgebreitet, und da die Geſellſchaft unter dem Schutz deſſelben keinen Angriff beſorgte, ſo hatten ſie ihre Waffen abgelegt. Da brach plötzlich eine Schaar Montoneros hervor, und nicht genug, daß ſie ohne Schonung Alles niedermachten, ſie erlaubten ſich ſogar die ausgeſuchteſten Grauſamkeiten gegen ihre Schlachtopfer, und am folgenden Tag ſah man die Leichname, mit ausgeriſſenen Augen, vom Rumpf getrennten Köpfen, und auf andere Art verſtümmelt, auf einem öffentlichen Platz zur Schau ausgeſtellt.

Ehe wir von dem übrigen Theil der Bevölkerung der Provinzen des Rio de la Plata, den Gauchos und Indianern, reden, müſſen wir zuvor einen Blick auf das große Thal dieſes Stromes werfen, das in Betracht ſeiner Größe und der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeines Bodens, eines der außerordentlichſten Thäler der Erde iſt. Nirgend in der Welt trifft man eine ſo weite gleichförmige Ebene als die Pampas — wie man dieſe Niederung am Rio de la Plata heißt, die ſich gegen 1500 engliſche Meilen von Nor-

Digitized by Google

den nach Süden, und gegen 500 von Oſten nach Weſten erſtreckt, und ein Trapez von 100,000 Quadratmeilen bildet. Auf dieſem unermeßlichen Flächenraum erblickt das Auge kaum einen Baum, oder einen Strauch, oder nur eine perennirende Pflanze. Wie jedoch Baldawin und Bonpland, die Gefährten Humboldts behaupten, müßten ſich mit unzweifelhaftem Erfolg Waldungen daſelbſt anlegen laſſen, denn der Grund beſteht aus einer fruchtbaren ſchwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies mit einer Unterlage von Thon, worauf erſt eine Kiesſchichte folgt. Das Ganze iſt eine üppige Wieſe, wo Millionen Menſchen hinverſetzt werden könnten, die, um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, Nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Waide zu treiben, oder die nächſte beſte Stelle umzupflügen, und einzuſäen. Man verſichert, daß zwei bis drei Millionen Stück Hornvieh, drei bis vier Millionen Pferde nebſt unzähligen Schaaren von Maulthieren, Schafen auf den endloſen Savannen der Pampas herumſchweifen, ungerechnet die Tauſende von Hirſchen, Straußen, Löwen, *) Tigern und wilden Hunden, die in dieſem reichen Jagdrevier hauſen. Auf einer Reiſe durch die Pampas hat man ſich ſehr vor den ſogenannten Pamperos zu fürchten — Orkanen, die mit ungehemmter Wuth zwiſchen den Andes und dem Meer raſen, und Alles vor ſich niederſtürzen. Einer andern Vorkommenheit thut Head Erwähnung, die wo nicht gefährlich, immerhin, wofern er anders die Sache nicht übertreibt, höchſt unangenehm ſeyn muß. Um die Zeit nämlich, wann der Klee welkt, ſchießen mit Einem Male ungeheure, zehn bis zwölf Fuß hohe Diſteln auf, und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. „Das plötzliche Wachſen dieſer Pflanzen,“ ſagt unſer Gewährsmann, „iſt in der That zum Verwundern; ſo außerordentlich der Fall in der Kriegsgeſchichte wäre, ſo wäre er doch wohl möglich, daß eine Invaſionsarmee, welche das Land nicht kennte, ſich von dieſen Diſteln eingeſchloſſen fände, ehe ſie Zeit hätte zu fliehen.“ Noch ein Wort über die Art, wenn man in den Pampas reist. Man bedient ſich dazu ſehr großer unförmlicher Wägen, wozu kein Eiſen kommt, und die mit ſechs Paar Ochſen beſpannt, und zum Schutz gegen die Witterung mit einem Strohdach oder einer Blache von Leder verſehen ſind. Karawanen von dreißig bis vierzig ſolcher Wägen, wovon jeder 400 Zentner ladet, fahren zuſammen; an Wirthshäuſer, wo man einkehrt, iſt nicht zu denken; jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochſen graſen, und Jeder bereitet ſich ſein Mahl; auf dieſe Weiſe legt man den Weg nach Mendoza oder Tucuman, welcher gegen 900 M. beträgt, in 30 Tagen zurück; 1 bis 1½ Doll. die Laſt zahlt man Fracht.

*) Der amerikaniſche Löwe oder Cuguar hat die Größe und Wildheit des afrikaniſchen bei Weitem nicht; dagegen ſteht der dortige Tiger oder Jaguar dem bengaliſchen kaum in irgend einer Hinſicht nach; er iſt geſprenkelt wie ein Leopard, und findet ſich häufig an den Ufern des La Plata. Von geflügeltem Geſchlecht giebt es namentlich viele Schwäne, Gänſe, Enten, Schnepfen, Rebhühner, Wachteln, Eulen, Tauben, Papagaie und eine Menge kleinerer Arten.

(Schluß folgt.)

Papiere von Bolivar.

Als Bolivar den Entſchluß gefaßt hatte, ſich aus ſeinem undankbaren Vaterlande zu verbannen, ſo wollte er ſich in Verſailles niederlaſſen, und dort die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Zeit ſchreiben: Er hatte dazu acht große Kiſten mit Papieren nach Paris vorausgeſchickt, welche die Materialien dazu bildeten. Man hatte gehofft, daß ſie nach ſeinem Tode in den Archiven irgend eines Reichs deponirt werden würden; allein unglücklicher Weiſe hinterließ er in ſeinem Teſtament den Befehl, alle dieſe Papiere zu vernichten. Sein Beweggrund war reiner Patriotismus, da er fürchtete, daß ihre Bekanntmachung den Frieden von Amerika ſtören, und das Vertrauen auf die Männer ſchwächen könnte, welchen nach ſeinem Tode der Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zufallen mußte. Es war um ſo großmüthiger von ihm: da ſich darunter die Originale von Papieren befanden, welche die Verläumdungen ſeiner Feinde in ihr wahres Licht geſtellt und bewieſen hätten, daß die: welche am Bitterſten gegen ſeinen Ehrgeiz ſchrieen, und ihm am Lauteſten geheimer Plane auf Errichtung eines Königthums anklagten, eben Leute waren, die ihm ſelbſt die Krone wiederholt angeboten und ſich zu ſeinen Hofdienſten gemeldet hatten. Man hätte hoffen können, daß die Exekutoren des Teſtaments ſich mit der Geheimhaltung dieſer unſchätzbaren Papiere während einer gewiſſen Reihe von Jahren begnügen würden, wie es in ſolchen Fällen oft genug geſchehen iſt; allein ſie haben ſich nicht für dazu berechtigt gehalten, und dem gegenwärtigen Beſitzer den Befehl gegeben, ſie alle zu verbrennen, was, wie man verſichert, in Kurzem und vollſtändig ausgeführt werden wird, zu ewigem Schaden der Geſchichte von Amerika.

Die franzöſiſchen Antillen. *)

Nach einer vierwöchentlichen Ueberfahrt von Breſt befanden wir uns im Angeſicht von Guadaloupe. Die erſte Erſcheinung dieſer Kolonie überſtieg weit meine Erwartung. Dieſe hohen grünen Berge, deren manchfache Schattirungen mit dem Blau des Himmels verſchmolzen, dieſe kleinen Thäler, bewäſſert von zahlreichen Bächen, die ſich in das Meer warfen, dieſe rings umher zerſtreuten Landhäuſer, überraſchten mich. Aber als wir vor Baſſe-Terre vor Anker gingen, änderte ſich die Scene. Welch ſchmerzlichen Eindruck machte der Anblick dieſer mit Trümmern bedeckten Stadt, das vollkommene Bild der Verwüſtung! Ich überzeugte mich jetzt, daß man die traurigen Folgen des Orkans vom 26 Julius 1825 nicht übertrieben hatte.

Wir ſtiegen an's Land, und indem wir um einige Häuſer bogen, welche unmittelbar am Meer lagen, waren wir ſchon auf der öffentlichen Promenade. Dieſe Promenade iſt mit einer langen Allee von ſtattlichen Tamarinden beſetzt. Die Häuſer, welche den Platz umgeben, ſind hübſch; mehrere davon ſind neu gebaut; unter den vielen Magazinen und Buden, die man ſieht, zeichnen ſich beſonders die prachtvollen Apotheken aus. Der eigenthümliche Bauſtil, die Mulatten- und Negerbevölkerung, die Frauen in ihren langen buntfarbigen Kleidern, die nackten Kinder — Alles war mir neu und ſeltſam. Die Neger ſchienen mir wohlauf, ein munterer und kräftiger Menſchenſchlag; nur haben ſie etwas dünne Beine; ihre Luſtigkeit befremdete mich; wie Leute, die in der Sklaverei leben, mit ihrem Loos zufrieden ſeyn können, begriff ich nicht.

Ich ſchlug die erſte beſte Straße ein, die ſich mir darbot, und bald zeigte ſich das Schauſpiel der Ruinen, die uns von der Rhede aus aufſielen, von Neuem. Da lag Alles voll von eingeſtürzten Häuſern, abgeriſſenen Dächern, entwurzelten Bäumen; die Hauptkirche war beinahe völlig zerſtört, und ein Waldſtrom hatte eine ganze Straße entführt. Von dem geprieſenen Luxus der Pflanzer fand ich keine Spur. Ob es vielleicht einſt anders geweſen, weiß ich nicht.

Ich ging vor die Stadt hinaus, um die Reſidenz des Statthalters zu ſehen. Ein Soldat, den ich fragte, wies mir ein elendes hölzernes Haus; von dem Palaſt hatte der Sturm keinen Stein auf dem andern gelaſſen. Die Heftigkeit der Wuth dieſes Orkans überſteigt wirklich alle Vorſtellungskraft. Ein eiſernes Gatter mit ſeinen ungeheuren Aufſätzen wurde in den Garten geſchleudert, die Eiſenſtangen gekrümmt und zerbrochen; die kürzlich erbauten Kaſernen und andere öffentliche Gebäude von Grund aus zerſtört.

Einer der erſten Koloniſten hatte mir eine Einladung zum Eſſen zu

*) Revue des deux Mondes, Oktober-, November- und Dezemberheft. Der Verfaſſer Eugen Sue beſuchte die Kolonie im J. 1826.

Digitized by Google

geſandt. Die Geſellſchaft traf ich bereits in einem großen Saal verſammelt. Man kündigte der Dame des Hauſes an, daß die Tafel gedeckt ſey; die Geſellſchaft verfügte ſich ſofort in ein ſehr kühles Speiſezimmer. Wegen der herrſchenden Hitze hat man keine Gläſer an den Fenſtern. Die Hausordnung iſt ziemlich engliſch; doch war, außer Schildkrötenſuppe und Pudding die Küche franzöſiſch. Die Unterhaltung kam auf die Kolonie, und der Wirth nahm ſich die Mühe, mich von ihrem Zuſtande und ihren Merkwürdigkeiten zu unterrichten.

Guadaloupe beſteht aus zwei Theilen, die durch einem von Süden nach Norden laufenden Meeresarm von einander getrennt ſind. Der öſtliche Theil heißt Grande Terre; er iſt zwar von geringerer Ausdehnung als der weſtliche, aber um ſo fruchtbarer und der Hauptort Point-à-Pitre iſt eine artige Stadt von 16.000 Einwohnern, die ſich ſeit acht Jahren eines zunehmenden Wachsthums erfreut. Den weſtlichen Theil bildet das eigentliche Guadaloupe mit unſerem Baſſe-Terre als Hauptort (15° 59″ n. Br., 64° 8″ w. L. von Par.), worin jedoch die Einwohnerſchaft ſich nur auf 6000 beläuft. Hohe durch tiefe Schluchten von einander getrennte Berge bedecken das Innere der Inſel; in der Mitte gegen Süden ſieht man die Soufriere, die ſich hoch über ihre Nachbarberge erhebt; ſie führt ihren Namen von einem Loch, das von Zeit zu Zeit einen ſchwarzen ſtinkenden Rauch aushaucht. Auf ihrem Gipfel genießt man eine der ſchönſten Ausſichten von der Welt; rings eine wundervolle Pflanzenwelt, jungfräuliche Wälder mit ewigem Blätterwerk, und in der Ferne die Inſeln, Deſirade, Dominico, Martinique, Marie-Galante, Antigua, Montſerrat, die aus dem Meer auftauchen. Dritthalb Lieues vom Strand, auf einem mehr als 300 Klafter über dem Meer gelegenen Hochland findet man einen See, der fünfviertel Lieues im Umfang hat, und mehreren Flüſſen das Daſeyn giebt, die dieſen Theil der Inſel bewäſſern. Grande-Terre würde faſt ganz der Kultur gewonnen, wenn der projektirte Kanal bei Gripyon zur Ausführung käme. Dort ſoll auch ein Dorf angelegt werden, das man Bordeaux nennen will.

Das eigentliche Guadaloupe erzeugt nur halb ſo viel Zucker als Grande-Terre; die Abhänge der Berge und die ſchönſten Flächen auf den Höhen ſind noch unbebaut; der Mangel an Kapitalien iſt Schuld, daß viele Wohnungen verlaſſen ſtehen. Nichts deſto weniger bringt die Kolonie jährlich 66.000.000 Pfund Zucker, 8.000.000 Syrup, 800.000 Litres Zuckerbranntwein (tafia), 5,000,000 Pfund Kaffee, 400.000 Pfund Baumwolle hervor. Auch Cacao, Kaſſia, Manioc, Mais werden gepflanzt; die beiden leztern jedoch nicht in hinlänglicher Quantität, ſo daß man jährlich noch 12 bis 15.000 Tonnen von Außen beziehen muß; Gartengewächſe und Früchte giebt es in Ueberfluß. Hornvieh wird wenig gehalten; Schlachtochſen und kleine Pferde liefert Porto-Rico; Luxuspferde Frankreich. Die ſchwarze Bevölkerung ſchäzt man zu 90,000, die farbige zu 12,000, und die weiße zu 10,000 Seelen. Man rechnet, daß zweihundert franzöſiſche Fahrzeuge jedes Jahr für 22,000.000 Fr. Fabrikate aus dem Mutterland bringen, und dafür Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere Kolonialartikel holen. Eben ſo viele fremde Schiffe laufen mit Gegenſtänden der Nothdurft im Betrag von 3.000.000 Fr. ein und laden als Rückfracht Syrup und franzöſiſche Waaren. Dazu kommen noch dreihundert einheimiſche Küſtenfahrer, welche für 1,000.000 Fr. franzöſiſche Waaren aus- und für eine eben ſo ſtarke Summe Bedürfniſſe einführen.

Die oberſte Gewalt iſt einem königlichen Statthalter anvertraut, unter dem der Befehlshaber der 2000 Mann ſtarken Beſazung, der Oberkommiſſär der Marine, der Generaldirektor des Innern und der Generalprokurator des k. Gerichtshofes ſtehen. Die Ausgaben für die Civilverwaltung betragen 120.000 Fr. Wenn man mit dieſer verhältnißmäßig unbedeutenden Summe diejenige vergleicht, welche jährlich im Handel umgeſezt wird, ſo widerlegt ſich leicht die Meinung, die man oft ſchon in Frankreich gehört hat, daß es ſich nicht verlohne, Kolonien zu halten. Allerdings koſten Anfangs alle Kolonien Mehr als ſie eintragen; aber die Vortheile, die ſie gewähren und die Prämien, die man ausſezt, um den Handel nach einer Niederlaſſung zu heben, muß man als einen Theil des Kapitals betrachten, das man in die erſte Einrichtung ſteckt, und das in der Quelle von Nationalreichthum, die ſich eröffnet, reichlich verzinst wird.

Ueberſicht des franzöſiſchen Handels nach Martinique und Guadaloupe:

Einfuhr franzöſiſcher Waaren nach		Verſendungskoſten.		Werth der Waaren bei ihrer Ankunft in der Kolonie	Koſten in der Kolonie und Preisaufſchlag.	
Martinique . . .	17,000.000	Ladung . .	700.000	57.280,000	Ausladung, Magazinirung ꝛc. .	800.000
Guadaloupe . . .	15,000.000	Spedition .	640.000		Eingangszoll	400,000
	32,000,000	Fracht für .	66,000 Tonnen		Preisaufſchlag	6,400,000
			5.300,000		Kommiſſionsverdienſt . . .	1.550 000
		Aſſekuranz .	640.000			8,950,600
			5,280,000			

So erhalten alſo die Waaren, die in Frankreich 32 Millionen werth ſind, in den Kolonien einen Werth von 46.250.600 Fr., und die Kaufleute des Mutterlandes und ihre Agenten machen ſomit daran einen reinen Gewinn von 14,250,000 Fr. Ein nicht minder günſtiges Reſultat gewährt die Einfuhr der Kolonialwaaren nach Frankreich:

Martinique	Zucker	50,000 Cent.	Guadaloupe	66,000	zu 50 Fr.	40 760.000
	Kaffee	2,000 —		3,090	zu 100 Fr.	
	Baumwolle .	400 —		400	zu 120 Fr.	
	Verſchiedene Artikel	1,200 —		600	— —	2.000.000
						42,760,000

Nun kann man aber die Verſendungskoſten (Ausgangszoll 427,600, Ladung 4,000,000, Kommiſſionsgebühren und Fracht 2.158,000, Aſſekuranz 865,200) zu 10.956,800 Fr. und Ausladungskoſten, Mäcklerei ꝛc. zu 4,670.000 Fr. anſchlagen, ſo daß 15.626,800 Fr. an jenen 42,760,000 rein verdient werden; dabei darf man nicht vergeſſen, daß der Pflanzer ſelten den Preis von 30 Fr. für den Centner Zucker bekommt, deſſen er ſicher wäre, wenn er ſich in der Lage befände, ſein Produkt ſelbſt zu verführen. Steht nun in Frankreich der Zucker auf 74 bis 75 Fr., ſo verdient der Kaufmann noch außerdem wohl 4 Fr. am Centner, da er ihm mit allen Abgaben, die darauf laſten, höchſtens auf 70 Fr. kommt. Und in demſelben Verhältniß bei den übrigen Kolonialwaaren.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 145. 25 Mai 1831.

Polniſche Nationallieder.

Der dritte Mai.

Das polniſche Volkslied, das hier in nachſtehender deutſcher Ueberſetzung gegeben wird, iſt von dem Grafen Bruno Kicinſki zur Feier des dritten Mais (an dieſem Tage gab ſich Polen 1791 ſeine Verfaſſung) gedichtet, nach der Melodie des berühmten patriotiſchen Liedes Nienawidze was próżniaki (Nicht die Müßiggänger neid' ich). Der Ertrag davon (es wurden 6000 Exemplare im Preis von 10 polniſchen Groſchen jedes gedruckt) iſt für die vor dem Feind fliehenden Landleute des rechten Weichſelufers beſtimmt.

Brüder, laßt uns gehn zuſammen
In des Frühlings Blumenhaine;
Laſſet unſre Herzen flammen
Hier im innigen Vereine!
Lieber Mai, holder Mai,
Winters Herrſchaft iſt vorbei!
Lieber Mai, ꝛc. ꝛc.

Einſt, in ſolchen Maientagen,
Ward ein Kleinod uns geſchenket,
Muß das Herz nicht feurig ſchlagen,
Wenn es jener Zeit gedenket?
Gott verleih', Gott verleih',
Daß uns blühe ſolch ein Mai!
Gott verleih', ꝛc. ꝛc.

Ach, es haben Feindes Mächte
Dieſes Kleinod uns geraubet,
Von dem theuerſten der Rechte
Kaum zu ſprechen uns erlaubet!
Trüber Mai, trüber Mai,
Wenn ein Volk nicht froh, nicht frei!
Trüber Mai, ꝛc. ꝛc.

Doch nun wehen unſre Fahnen
In den weiten, freien Lüften,
Und der Ruhm der theuren Ahnen
Strahlt uns Sieg aus heil'gen Grüften.
Komm herbei, komm herbei,
Du erſehnter Freiheits-Mai!
Komm herbei, ꝛc. ꝛc.

Ja, er iſt herbeigekommen
In der Freiheit Sonnenglanze,
Alter Muth iſt neu erglommen,
Lorbeer grünt zum friſchen Kranze.
Tyrannei iſt vorbei,
Sey willkommen ſel'ger Mai!
Tyrannei ꝛc. ꝛc.

Buenos Ayres.

(Schluß.)

Die Bewohner der vorgenannten Pampas ſind die Gauchos und die Indianer. Ein freieres unabhängigeres Weſen als ein Gaucho giebt es nicht in der Welt. Sein Hauptgewand beſteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat ihrer Weiber. Der Poncho iſt indianiſchen Urſprungs, und eigentlich Nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, wo der Kopf durch kann; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen ſie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel, ſtets aber brauchen ſie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben ſchön durchwoben. Außerdem tragen ſie eine Jacke von grobem Tuch, Boy oder Mancheſter (velveteen); ihre an den Knien offenen Hoſen, ſind von dem gleichen Stoff. Bruſt und Knie pflegen ſie mit einer Maſſe ſilberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben ſie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloßlaſſen. Ihre Sporen ſind von Eiſen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfang, und mit ſcharfen Spitzen; ein Strohhut und ein baumwollenes Halstuch um das Geſicht vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recado) iſt ein einfaches mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel feſt zu machen, bedienen ſie ſich keiner Schnallen, ſondern bloß eines Gurts von dünnen Streifen, mit einem eiſernen oder hölzernen Ring, den man mittelſt eines Riemens an einem andern kleinen Ring an dem Sattel anknüpft. Der Steigbügel iſt von Holz oder Silber — im

Digitized by Google

erſtern Fall nur ſo groß, daß die große Zehe darin einen Halt hat, im letztern Fall etwas größer und bequemer. Die Schabrake ihrer Sättel läßt ſie nie wegen eines Betts in Verlegenheit gerathen. Jederzeit führt der Gaucho den Laſſo, eine etwa 35 Fuß lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit ſich, welche ſehr leicht und beugſam iſt; an einem Ende derſelben macht er eine Schleife, die er mit unirrbarer Sicherheit jedem Thier, auf das er es abſieht, über den Kopf wirft; ehe er den Laſſo entſendet, legt er ihn vorher wie ein Schiffsſeil in einen Kreis zuſammen, und verfehlt dann nie ſeines Ziels. Eben ſo führt er die Bolas, d. h. drei hölzerne oder eiſerne Kugeln mit ſich, deren jede an einem beſondern ſechs Fuß langen Riemen ſich befindet, welche Riemen an einander gebunden ſind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Laſſo geſchleudert werden. Nach dem er ſie drei bis vier Mal um den Kopf geſchwungen, fliegen dieſe drei Kugeln — in der Luft ein Dreieck bildend — mit bewundernswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenſtand. Manchmal zerſchmettert er damit einem Thier den Kopf, und ſchlägt ihm die Beine entzwei. Hiezu noch ein 14 Zoll langes Vorſchneidemeſſer, das in einer ledernen Scheide im Gürtel ſteckt, und die Rüſtung des Gaucho iſt fertig. Der Löwe und der Tiger, der wilde Bullen und das Pferd, der Hirſch und der Strauß fürchten ihn; er erkennt keinen Gebieter, baut keinen Boden, weiß kaum was Regierung bedeutet, in ſeinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt beſucht, nie einen Berg oder einen See geſehen. Man kann ſich kein ſchöneres Bild der Unabhängigkeit denken als einen Gaucho zu Pferd, wenn im Sommer der Wind über das hohe Gras bläst, und es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer menſchlichen Wohnung oder eines menſchlichen Weſens gewahrt — wenn nun plötzlich am Horizont die wilde und maleriſche Geſtalt des Gaucho auftaucht, und ſein ſcharlachner Poncho ihn umflattert, und ſeine Kugeln um ſein Haupt fliegen, und er ſich gegen ſeine Beute vorbeugt, und ſein Pferd mit Anſtrengung jeder Muskel blitzſchnell dahin rennt. Vor ihm iſt der Strauß, den er verfolgt; bald erſcheinen ſie einander näher, bald wieder ferner, oft verſchwindet das Pferd unter dem Horizont, und man erblickt nur noch den Kopf des Reiters; der Strauß aber mit vorgeſtrecktem Hals eilt in prachtvollem Lauf über die Ebene. Dieſe Jagd iſt mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von den Viscachas unterwühlten Boden nicht ſelten Löcher giebt, in welche man ſtürzen kann. Bricht der Gaucho in einem ſolchen Sturz ein Bein, ſo galoppirt ſein Pferd wahrſcheinlich davon, und er bleibt in dem langen Gras liegen, bis ihn Jemand aufſucht und ihm zu Hülfe kommt. Wird er nicht gefunden, ſo iſt ihm Nichts übrig, als nach dem Himmel zu ſchauen, und die Adler von ſich abzuwehren, die gleich bereit ſind, jedes gefallene Thier anzugreifen. Da ſeine Nahrung einzig aus Ochſenfleiſch und Waſſer beſteht, ſo beſitzt er eine ausnehmend ſtarke Leibesbeſchaffenheit, welche ihn in Stand ſetzt, die größten Strapazen auszudauern, und unglaublich weite Entfernungen ununterbrochen zu Pferd zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden und ihren Strohdächern ſind in keinerlei Hinſicht beſſer als die Wigwam's der Indianer, mit welchen ſie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdköpfen dienen als Seſſel; ein kleiner Tiſch, anderthalb Fuß über dem Boden, zum Kartenſpielen, und ein Crucifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmuck der Stube; Schaffelle, worauf Weiber und Kinder ſchlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herd ſind der einzige Luxus. Iſt der Gaucho daheim, ſo ſchläft oder ſpielt er. Haigh hielt ſelten an einer Hütte, wo Männer beiſammen waren, die nicht dieſem Zeitvertreib oblagen; da und dort nahm auch ein Kloſterbruder in ſchmutziger Kutte eifrig Antheil. Bei Regenwetter verſammelte ſich die ganze Familie mit Gäſten, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmuthiger Miſchung in der Hütte, und wenn der Rauch von dem naſſen Holz die Hälfte des Gemachs anfüllte, ſo mochten Einen dieſe Geſtalten, durch die düſtere Atmoſphäre erblickt, wohl an Oſſians Nebelgeiſter erinnern. Einige wenige Obſtbäume umgeben meiſt eine Hütte. Die Weiber beſchäftigen ſich mit dem Anbau des wenigen indianiſchen Korns, woraus ſie ihr Brod backen; auch pflanzen ſie Waſſermelonen und Zwiebeln, und weben grobe Zeuge zu Ponchos. Sie tragen Hemden von Baumwolle, und Röcke von Boy oder blauem Tuch; Arme und Nacken ſind bloß; wenn ſie ausreiten (ſie gelten für ſo geſchickt in der Reitkunſt als die Männer), haben ſie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy um, und Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks iſt beiden Geſchlechtern gemein; ſie rauchen ihn in Form von Cigarren, indem ſie ihn in ein Papier oder in ein Maisblatt wickeln.

Jenſeits der Grenzen der Gauchos wohnen die Indianer — ein freies, furchtloſes und wildes Geſchlecht, das in einem immerwährenden Vertilgungskrieg mit den Gauchos begriffen Pardon weder giebt noch nimmt. Dem Klima, das im Sommer brennt und im Winter erſtarren macht, zum Trotz, gehen dieſe Naturſöhne, die nie unterjocht wurden, völlig nackt. Sie leben in Horden unter Kaziken, haben aber keine feſten Sitze. Ohne Brod, Früchte oder Pflanzenkoſt, nähren ſie ſich einzig vom Fleiſch der Stuten, die ſie nie reiten. Die ſtolzeſte Haltung des Menſchen, erklären ſie, ſey, wenn er gegen ſeinen Feind reite. Die Hauptwaffe, welche ſie führen, iſt eine 18 Fuß lange Lanze; dieſe handhaben ſie mit großer Geſchicklichkeit, und oft haben ſie damit ihren europäiſchen Widerſachern das Schwert aus der Hand geſchlagen. Da die Indianer faſt immer reiten, fällt ihnen das Fußgehen ſehr ſchwer. Wenn ſie ſich verſammeln, entweder um ihre Feinde zu überfallen, oder das Land der Chriſten zu überziehen, treiben ſie große Heerden von Hengſten und Stuten zuſammen, worauf ſie — das wilde Kriegsgeſchrei erhebend — im Galopp losſtürmen. Sind ihre Thiere müd, ſo ſchwingen ſie ſich auf den bloßen Rücken neuer Roſſe, und ihre beſten ſparen ſie auf, bis ſie im Angeſicht des Feindes ſind. Waide bietet das Land allenthalben dar, und ſo haben ſie Nichts zu thun, als hie und da Halt zu machen und einige Stuten zu ſchlachten. Von Kindesbeinen an auf der Erde zu ſchlafen gewohnt, brauchen ſie ſich nicht mit Gepäck zu belaſten, und mit leichtem Sinn ziehen ſie in den Kampf. Die Gauchos, obwohl ſelbſt treffliche Reiter, geſtehen, daß es unmöglich ſey, mit Indianern in die Wette zu reiten, nicht bloß weil dieſelben beſſer beritten wären, ſondern auch weil ſie durch ihre Stimme und durch eine beſondere Bewegung des Körpers, die Pferde ſo anzutreiben wüßten, daß man, wenn man auch wechsle, ihnen doch nicht nachkomme. Nicht ſelten ſollen die Indianer ſogar ohne Zaum zum Angriff jagen, und zuweilen ſehe

Digitized by Google

man ſie, wie ſie ſich den Pferden unter den Bauch hingen, und dabei ein ſo gräßliches Geſchrei ausſtießen, daß die Pferde des Gegners ſcheu geworden. Das Gewerb des Indianers iſt Krieg, und ſein Körper iſt ſo abgehärtet, daß er ohne Beſchwerde oder Furcht vor Verkältung nackt auf der Ebene, wo er ſchlief, aufſtehen und ſtolz den Abdruck ſeiner Perſon in dem weißen Froſt betrachten kann. Die Indianer glauben an einen künftigen Zuſtand, in welchen der Menſch, wenn er ſtirbt, übergeht. Dort, erwarten ſie, wird gezecht und gejagt, und wenn ſie daher bei Nacht über die Ebene galoppiren, weiſen ſie mit den Lanzen nach den Geſtirnen; denn Dieß, ſagen ſie, ſeyen die Geſtalten ihrer Voreltern, die dort am Firmament auf Pferden ſchneller als der Wind dahin brausten und Strauße jagten.

Nekrolog.

(Aus dem Meſſager polonais.)

Julius Graf Malachowski.

Die polniſche Nation beklagt das frühe Ende eines ihrer tapferſten jungen Patrioten. Julius Graf Malachowski fiel in dem unglücklichen Gefechte Sierawski's gegen die ſeinem kleinen Heerhaufen fünffach überlegenen ruſſiſchen Maſſen.

Der Name Malachowski ſteht ſchon von langher ruhmvoll in den Annalen Polens aufgezeichnet. In jeder Epoche, wo die polniſche Nation ihre Ketten zu brechen den Verſuch machte, fand man einen Malachowski, der durch Muth oder Beredſamkeit auf die Bewegung zu Gunſten der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes einwirkte. Auch der junge Held, der mit ſeinem Blute Zeugniß gab von der Anhänglichkeit ſeiner Familie an die Sache des Vaterlandes, wird in der Geſchichte eine ruhmvolle Stelle neben ſeinen Ahnen einnehmen.

Der Graf Julius Malachowski war geboren im Jahre 1801. Nach einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, England und Italien kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er mit gleicher Liebe die Pflichten eines guten Sohnes, eines guten Bruders und eines guten Bürgers erfüllte. Nur ſelten beſuchte er die Hauptſtadt, wo der Anblick von Polens Unterjochern ſeine patriotiſche Seele mit Schmerz erfüllen mußte; er brachte ſeine meiſte Zeit auf dem Lande zu, wo er einſam, Wald und Flur durchſtreifend, ſich im Traume der glorreichen Vergangenheit Polens verlor und ſeine gegenwärtige Schmach und Erniedrigung beklagte.

Er ergriff die Sache der Revolution mit all dem hochherzigen Enthuſiasmus, deſſen die Jugend fähig iſt. Seit dem 2 Dezember, wo er zum Schwerte gegriffen hatte, organiſirte er die Nationalgarde zu Konskie und rüſtete ſpäterhin auf ſeine Koſten zwei Bataillone Jäger aus. Nur der Tod konnte ihn von der Nationalfahne trennen. Die Thaten ſeiner kurzen, aber ruhmvollen militäriſchen Laufbahn ſind dem ganzen polniſchen Heere bekannt. Die Einnahme Pulawy's, die Vernichtung eines Dragonerregimentes, das er mit der Senſe in der Fauſt in den Häuſern angriff, wo es ſich verſchanzt hatte und mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte; eine Standarte und eine reiche Feldkapelle waren die Trophäen eines einzigen Tages, an welchem man aus ſeiner Tapferkeit und der Gewandtheit, in dem entſcheidenden Momente die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, die Hoffnung ſchöpfte, daß er dereinſt als Feldherr ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten würde.

Der Generaliſſimus, der ſein Verdienſt zu würdigen wußte, hatte ihm bereits eine höhere und ſeinen Talenten angemeſſenere Stelle zugedacht, als ihn der Tod mitten auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn erreichte. Von ſeinen treuen Jägern umgeben, hatte er von General Sierawski den Auftrag erhalten, den Rückzug zu decken. Von allen Seiten angegriffen, ſtürzte er ſich an der Spitze eines Senſenträgerbataillons mit Ungeſtüm auf den Feind. Bei dieſem Angriffe fiel er von Kugeln durchbohrt; er verlor das Leben, als auch der Sieg verloren war. Die Feinde ſelbſt zollten ſeiner Tapferkeit den ſchuldigen Tribut, indem ſie ſeine Leiche mit allen Ehrenbezeigungen zur Erde beſtatteten, die die Umſtände erlaubten.

Ueber den Kolonial-Waarenhandel Großbritanniens im Jahre 1830 in ſeinen Hauptartikeln.

(Schluß.)

Kaffee. Dieſer Artikel bleibt noch immer nicht nur einer der wichtigſten Handelszweige in Europa, ſondern ſeine Konſumtion verbreitet ſich auch ſeit der neueſten Zeit auf eine erſtaunenswürdige Weiſe in den Ländern jenſeits des atlantiſchen Meeres, und England ſah im Jahre 1830 zum erſten Male das Schauſpiel, wie die Amerikaner mehrere beträchtliche Schiffsladungen Kaffee aus unſern Häfen zur Konſumtion nach Nordamerika zurückführten. Nicht minder merkwürdig iſt es, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Konſumtion ſtärker als die Produktion ſich ſtellt; ein Verhältniß, das bekanntlich nicht lange dauern kann. Es betrugen nämlich im Jahre 1830:

Die Ausfuhr aus	Pfund.	Die Konſumtion in	Pfund.
der Inſel Java .	42.560,000	Großbritannien .	21.728.000
Sumatra und Oſtindien . . .	15.440,000	den Niederlanden, Holland, Deutſchland und den Oſtſeeländern . . .	161.728.000
Braſilien*) . .	62.720.000	Frankreich, Spanien, Portugal und den andern Ländern des mittelländ. Meeres	63.840.000
dem Feſtlande vom vormaligen ſpaniſchen Südamerika	8.960,000	den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . .	27.800.000
St. Domingo .	33.600,000	Zuſammen	275.096.000
Cuba	31.560.000		
den britiſchen Kolonien in Weſtindien	27.800,000		
den holländiſchen dito	11.200,000		
den franzöſiſchen dito u. der Inſel Bourbon	17.920.000		
Zuſammen . .	249.560,000		

Von dieſer Konſumtion ſchreibt ſich der fünfte Theil ungefähr, nämlich der von Großbritannien und Nordamerika, faſt aus der neueſten Zeit her, da der Verbrauch dieſes Produkts in beiden Ländern früher unbedeutend war; in erſterm Lande iſt es die Herabſetzung der Acciſſteuer von 1 Sch. auf 6 Pence, welche die Konſumtion von 8,288.000 Pf. im Jahre 1824, auf 21.728,000 Pf. im vorigen Jahre, folglich auf das Dreifache erhöhete. In Amerika hat ſich dieſes Reſultat auf einem andern Wege gefunden, nämlich durch die erſtaunliche Verbindung der bewundernswürdigen Temperance Society in ſämmtlichen Staaten unter allen Klaſſen der Amerikaner; ein Prinzip, das bei den aufwachſenden Geſchlechtern allen Hang zum Genuſſe der Branntweine und anderer ſchädlichen deſtillirten Getränke zerſtört — und ſchneller zum Ziele einer allgemeinen ſittlichen und moraliſchen Vervollkommnung der civiliſirten Geſellſchaft führen wird als ſämmtliche Inſtitutionen, welche europäiſche Philanthropie zur Erreichung des großen Zweckes bisher erſonnen hat; im Jahre 1821 betrug die Konſumtion in den Vereinigten Staaten 14.963,000 Pf.; das Jahr 1830 ſieht dieſe Quantität ſchon verdoppelt. (Auch die Konſumtion von Thee und Kakao hat aus derſelben Urſache beträchtlich zugenommen, ohne im Verhältniſſe mit der Vermehrung der Bevölkerung zu ſtehen.)

Eine Ueberſicht der Einfuhr dieſes wichtigen Handelsartikels in ſämmtliche europäiſche Länder, ſo wie der noch unregulirt gebliebenen Quantitäten am Schluſſe der beiden Jahre 1829 und 1830, giebt mit einem Blicke das Reſultat der Anwendung ſelbſt.

*) Unter allen tropiſchen Ländern ragt jetzt Braſilien in der Kultur dieſer Bohne hervor, und 1821 führte es nur 16,800,000 Pfund aus; im Jahre 1830 das Vierfache; indeſſen hat das Aufhören des Sklavenhandels im Februar v. J. die Arbeit ſchon um dreißig Prozent erhöht, was nicht ohne Einfluß auf die Produktion bleiben kann.

Digitized by Google

Total. die Tonne zu 2240 Pfd.	Es waren nämlich die Einfuhren, als in Großbritannien.	Antwerpen.	Hamburg.	Bremen.	Amſterdam.	Rotterdam.	Frankfurt.	den Ländern des Mittelmeeres.	St. Petersburg.	Kopenhagen.
	Tonnen.									
im J. 1829: 104,560	17,450	20,950	17,460	5,600	9,500	6,000	14,500	10,500	700	900
— — 1830: 106,895	18,265	21,200	20,250	4 960	9,000	4,500	15,000	12,100	500	1,100
Total.	**Auf den Lagern blieben:**									
im J. 1829: 56,750	14,220	8,600	10,500	2,250	6,800	6,000	5,000	2,500	800	580
— — 1830: 49,770	15,420	4,000	10,700	2,000	5,800	5,600	5,300	4,500	300	350

Aus dieſer Tabelle ergiebt ſich ein Kaffeelager in Europa am 1 Januar 1830 von 56.750 Tonnen; eingeführt wurden im Laufe des vorigen Jahres 106,895 Tonnen; es befanden ſich unverzehrt am Ende des Jahres 49.770 Tonnen; die Konſumtion belief ſich demnach auf 113,875 Tonnen oder ungefähr 255 Millionen Pfund. *) Nach dem Auslande führte Großbritannien im Jahre 1830 21,035.000 Pfund oder 5,270.000 Pfd. weniger als im Jahre 1820 aus. Die Durchſchnittspreiſe waren dagegen ſechs Prozent höher am Ende des Jahres von 1830 als am Ende des Jahres von 1829.

Zucker. Folgt an Wichtigkeit für Großbritannien im Range nach Baumwolle, ſowohl in Hinſicht auf die innere Konſumtion als die ſehr beträchtliche Ausfuhr deſſelben in raffinirtem Zuſtande. Sehr charakteriſtiſch und nicht ohne Bedeutung iſt die ſeit den letzten drei Jahren eingetretene allmähliche Abnahme der Produktion dieſes Artikels in den britiſch-weſtindiſchen Kolonien. Die Wichtigkeit und Größe dieſes Induſtriezweiges erweiſt ſich aber ſchon aus der Thatſache, daß die Zuckerkultur in den britiſchen Kolonien allein die Arbeit von einer Million Dollars bei einem Kapital von hundert Millionen Pfund Sterling erfordert, die dem Staate jährlich eine direkte Einnahme von fünf Millionen Pf. St. liefern. Die Geſammteinfuhr in Großbritannien war nämlich:

Aus	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.	Im Jahre 1830.
	Tonnen.		
den britiſch-weſtindiſchen Kolonien	198,400	195,230	185,560
Mauritius oder Isle de France .	18,570	14,580	25,740
Oſtindien	6,635	8,700	10,180
Siam, Java und Manilla . . .	1,475	1,600	5,600
Cuba	1,900	5,300	6,060
Braſilien	4,940	4,680	5,480
An Melaſſen	13,010	9,950	5,620
Zuſammen	244,630	240,030	252,340

Die britiſch-weſtindiſchen Inſeln ſchickten demnach an's Mutterland im Jahre 1830 an Zucker 12,740 Tonnen, und an Melaſſen 7,390 Tonnen, zuſammen 20,130 Tonnen oder circa 45 Millionen Pfund weniger als im Jahre 1828; wo hingegen der Betrieb der Koloniſten auf Mauritius, ſeit die Abgabe auf ihren Zucker der von Weſtindien gleichgeſtellt worden, ſich auf eine außerordentliche Weiſe gehoben hat. Im Jahre 1825 führte dieſe Kolonie nach England nur 4,630 Tonnen aus; im Jahre 1826 10.950; im Jahre 1827 10.220; im Jahre 1828 18.570; im Jahre 1829 14.580, und im Jahre 1830 25.740 Tonnen. Nichts beweist wohl entſchiedener die Wichtigkeit dieſes Handels für Großbritannien als die Thatſache, daß die Einfuhr in dieſem Lande allein der im ganzen übrigen Europa gleichkommt. Es führten nämlich ein:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.	Im Jahre 1830.
	Tonnen.		
Frankreich	93,500	102,500	100,000
die deutſchen Häfen u. die Oſtſeeländer	57.000	70.000	80 000
die Niederlande und Holland . .	35.000	44,000	33.000
die Länder des Mittelmeeres . .	19.000	23,000	28 000
Zuſammen	204 500	239.500	241.000

*) Dieſe Zahl enthält auch das von England nach Nordamerika gelieferte Quantum.

Die innere Konſumtion nahm wie auf dem Kontinente (beſonders in Deutſchland und den Oſtſeeländern) ſehr zu, und iſt bei einer fernern Herabſetzung der Accisabgaben noch einer beträchtlichen Vermehrung fähig; ſie betrug die Jahre 1795 66,811 Tonnen; 1805 103,805 Tonnen; 1815 94,418 Tonnen; 1825 132,798 Tonnen, und 1830 ſogar 179,270 T. Von den im letzten Jahre eingeführten Quantitäten von 242,340 Tonnen oder 542,842,000 Pfund kamen auf die innere Konſumtion 179,270 und auf den Verbrauch mehrentheils im Gewerbsbetriebe für das Ausland, beſonders Deutſchland, 66,550 Tonnen, was mehr als ein Viertheil der ganzen Einfuhr ausmacht, und den Beleg giebt, wie höchſt wichtig dieſer Handelszweig für England iſt, deſſen Zuckerpreiſe daher gar ſehr vom Kontinente abhängig ſind, da von jenen ausgeführten 66,550 Tonnen 50.000 Tonnen oder 132,000,000 Pfund in einem raffinirten Zuſtande waren!

Indigo. Nächſt Zucker darf man den Indigo als den größten Stapelartikel Englands anſehen; ſchon aus der Urſache, weil ganz Europa ihm für dieſen Artikel faſt zinsbar iſt; und hier zeigt ſich wieder die Energie der Briten in großem Glanze, die über die Nachtheile einer monopoliſtiſchen, auf ihre eigenen Landsleute eiferſüchtigen Kompagnie zu ſiegen verſtand, und dem Boden Indiens mit jedem Jahre eine größere Menge dieſes wichtigen Produktes abzugewinnen im Stande war. Im Jahre 1811/12 gab die Ernte in Bengalen einen Ertrag von 19.500 Kiſten; 1820/21 25,500 K., und 1829/30 40,000 Kiſten. Hievon kamen nach Großbritannien im Jahre 1812 17,200 Kiſten; im Jahre 1821 15,000, und im Jahre 1830 32,120. Von dieſen war die Konſumtion im Lande: im Jahre 1821 6.500, im J. 1830 8,250 Kiſten; die Ausfuhr nach dem Feſtlande im J. 1821 10,800, 1830 17,450 Kiſten. Die letzte Ernte (1829/30) von 141,000 Maunds oder 40,000 Kiſten war die reichſte, die man ſeit der Kultur der Indigopflanze in Bengalen kannte; daher war auch das hieſige Lager am Schluſſe des vorigen Jahres 37.600 Kiſten; eine Quantität, die den jährlichen Verbrauch dieſes Artikels in Europa, Amerika und den Ländern dießſeits des perſiſchen Meerbuſens um 4,000 Kiſten überſteigt; das Feſtland von Europa erhielt nämlich ſeit 1826 von England jährlich im Durchſchnitte 17.500 Kiſten; ſeine Zufuhren unmittelbar aus Indien betrugen jährlich 5,000 Kiſten; die der Amerikaner nach ihrem eignen Lande 1.500 Kiſten. Rechnet man den Bedarf für die Häfen des perſiſchen Meerbuſens auf 1,500, und den Durchſchnitt des Verbrauches in Großbritannien auf 8,200 Kiſten, ſo ergiebt ſich eine Geſammtkonſumtion von 33,700 K. unter dieſen ſeit den letzten vier Jahren beſtehenden Verhältniſſen zwiſchen Erzeugung und Verbrauch mußten die Preiſe nothwendiger Weiſe ſinken und hinwieder auf die Produktion zurückwirken. Dieß iſt auch eingetroffen, da die Pflanzer in Weſtindien den britiſchen Handelsſtand von ihrem Entſchluſſe in Kenntniß ſetzten, die Indigokultur vermindern zu wollen. Der weiſe Schritt der Regierung, die Abgaben auf gefärbte Kattune aufzuheben, wird jedoch die Konſumtion des Indigo im hieſigen Lande ſehr vermehren; wogegen aber die politiſchen Ereigniſſe auf dem Kontinente leider eine ſtarke Verminderung des Verbrauches vorausſehen laſſen.

Lamarque's Ehrenſäbel.

Die Offiziere und Legionäre der hundert Tage haben einen Ehrenſäbel verfertigen laſſen, auf deſſen Klinge die Inſchrift zu leſen iſt: „dem Generallieutenant Lamarque, Deputirten von Landes, die Offiziere und Legionäre der hundert Tage; Sitzungen vom 26 Februar und 2 April 1831.“ Dieſer Säbel wurde dem General Lamarque am 1 Mai überreicht.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 146. 26 Mai 1831.

Neapel und ſein König.

Die Erbfolge der Kronen iſt für die Völker die Jakobsleiter, auf der ſie die Träume ihrer Hoffnungen auf- und abſteigen ſehen. Mit jedem Todesfall auf einem Throne leben tauſend eingeſchüchterte Wünſche und Erwartungen wieder auf. Jeder neue Regent wird als die Feuerſäule begrüßt, die endlich das Volk aus der egyptiſchen Dienſtbarkeit ins gelobte Land führen ſoll. Generationen ſterben, gleich den Juden in der Wüſte, darüber aus; aber ſo tief wohnt in den Völkern das feſte Vertrauen auf ihre Fürſten, daß unzählige Täuſchungen es nicht zu erſchüttern vermögen, und mit jeder neuen Regierung ſich ihre Zuverſicht erneuert.

Der junge König von Neapel hatte nicht ſobald das Zepter ergriffen, als um die Stufen ſeines Thrones ſich dieſelben freudigen Hoffnungen drängten, die vielleicht auch die Thronbeſteigung ſeines Vaters und Großvaters als das Geburtsfeſt des Glückes feierten. Wirklich hörte man auch von den zeitgemäßen Verbeſſerungen, die der junge König in der Verwaltung ſeiner Staaten einzuführen geſonnen ſey, von ſeinen erleuchteten Einſichten, und ſeinen milden und verſöhnlichen Geſinnungen, wiewohl diejenigen, die ſich über die krummen Wege des neapolitaniſchen Hofes, über ſeine deſpotiſchen Angewöhnungen und die jeſuitiſche Erziehung der Prinzen für beſſer unterrichtet hielten, darüber ungläubig die Köpfe ſchüttelten, und wenig auf die Rathſchläge eines Jeſuiten bauten.

Seit ſeiner Gelangung zum Throne handelte Ferdinand II unter dem unmittelbaren Einfluſſe ſeines Erziehers Monſignor's Olivieri. Von dieſem geleitet, nahm er auch in der That einige heilſame Reformen in dem Staatshaushalte des Königreichs vor. Er ſetzte die übermäßigen Beſoldungen der höhern Staatsdiener herab, und führte in ſeinen eigenen Ausgaben weſentliche Erſparungen ein. So lobenswürdig dieſe Maßregeln an ſich ſind, ſo muß man doch auch bedenken, daß ſie unvermeidlich waren und dringend geboten wurden durch die Beſorgniß, den ganzen Kredit des Königreiches zu Grunde gerichtet zu ſehn. Neapel leidet unter einem hoffnungsloſen Drucke. Seine Schuld, die mit jedem Jahre durch Verſchleuderung und ungeheure Ausgaben anſchwillt, laſtet auf ihm mit eiſerner Schwere. Die Auflagen, obgleich übermäßig, reichten nicht mehr hin, nur die Intereſſen zu bezahlen, und wenn man ſich in dieſer Hinſicht zu Erſparungen verſtand, ſo wurde man hiezu doch wohl am meiſten durch den Drang der Umſtände fortgeſtoßen, da es ſich hier um die eigene Exiſtenz handelte.

Eine andere ſehr gerühmte Maßregel der neuen Regierung war die Verheißung einer Amneſtie zu Gunſten der politiſchen Verurtheilten. Eine Amneſtie iſt weder großmüthig noch heilſam, wenn ſie nicht vollſtändig gegeben wird. Dieß war in Neapel nicht im Mindeſten der Fall. Verurtheilungen auf Lebenszeit wurden auf fünfzehn Jahre, die übrigen auf fünf Jahre herabgeſetzt. Wer kann Dieß eine Amneſtie nennen? Wer weiß was in fünfzehn Jahren, wer weiß was in fünf Jahren aus Italien, aus ganz Europa geworden iſt? Ueberdieß wurden die Namen von mehrern Hunderten nicht aus der Proſcriptionsliſte geſtrichen; dieſe werden auch fernerhin unter der Ungerechtigkeit einer willkürlichen Beſtrafung zu leiden haben. Es giebt unter den neapolitaniſchen Verbannten eine große Anzahl, die es nicht in Folge gerichtlicher Unterſuchung iſt. Die vorige Regierung hatte ſie bloß erſucht, das Königreich zu verlaſſen; eine Menge Bürger wurden auf dieſe Weiſe ihres Vaterlandes durch ungeſetzliche Eigenmächtigkeit beraubt, und leben in Afrika und Europa zerſtreut. Auch ſie wurden nicht zurück gerufen. Im Gegentheile konnte der König nicht ſchnell genug den Intendanten de Matheis begnadigen, deſſen Prozeß Italien mit Abſcheu erfüllte. Dieſer grimmige Mann hat an ſeinen Untergebenen in Calabrien alle Verbrechen begangen, die menſchliche Geſetze mit dem Tode beſtrafen; ſeine Verurtheilung war eine verſteckte Freiſprechung, die jetzt durch die Rücknahme ſeiner Verbannung vollſtändig gemacht wird. Man fürchtet ſogar, daß er wieder in den Staatsdienſt aufgenommen werden dürfte. Ein anderer Mann, der General Carreto, hat ſich in den Unruhen der Provinz Salerno im Jahr 1828 ein blutiges Andenken erworben. Von dem verſtorbenen König beauftragt, dort die Empörung zu unterdrücken, verbrannte er Dörfer, die unglücklichen Flüchtlingen ein Aſyl gewährt hatten, und ließ die auf den Schaffoten gefallenen Köpfe in eiſernen Käfigen aufhängen. Der Sohn, als wollte er die verabſäumte Erkenntlichkeit des Vaters gegen ſo wichtige Dienſte einbringen, hat Carreto zum Polizeiminiſter ernannt, und ihm den Befehl über die Gendarmerie des Königreiches übertragen.

Sein Vorgänger, der Marquis Intonti, wurde gleichfalls nicht vergeſſen. Man glaubt eine hohe diplomatiſche Sendung werde ihn für ſeine Ergebenheit an das blutdürſtige Syſtem der neapolitaniſchen Inquiſition belohnen. Der ſchwachſinnige Marquis

Digitized by Google

Tommaſi wurde zum Präſidenten des Staatsrathes ernannt. Dieß die erſten Schritte des Königs von Neapel, die allerdings geeignet ſcheinen, das Mißtrauen gegen ſeine aufrichtige Geſinnung für das Wohl ſeines Landes zu rechtfertigen.

Ein Blick auf die Verhältniſſe Neapels zeigt, daß die Unzufriedenheit der Bevölkerung von einer Art iſt, die ganz andere Maßregeln erheiſcht hätte. Die Calabreſen, ein rüſtiger und muthiger Menſchenſchlag, dulden murrend; Sicilien fordert unabläſſig ſeine Parlamente, ſeine Freiheiten und ſeine Unabhängigkeit, die ihm im J. 1816 entriſſen wurden; alle Provinzen durch maßloſe Auflagen erſchöpft, zu Grund gerichtet durch die Stockung des Handels, durch Hemmung des Verkehrs, durch den völligen Mangel aller Induſtrie und die ungeſchickteſte Verwaltung, bieten in dem reichſten Lande der Welt das Bild des größten Elendes, und ſehnen ſich einer neuen Ordnung der Dinge entgegen.

Monſignor Olivieri, der den Wiederhall der Kanonenſchüſſe des Julius in dieſen unglücklichen Provinzen fürchten mochte, hielt es ohne Zweifel für klug, die Neapolitaner von der gemeinſchaftlichen Sache Italiens ferne zu halten, und ſie durch einige Hoffnungen einzuſchläfern, wobei er wohl einſehen mochte, daß man nicht zu viel auf's Spiel ſetze, wenn man mit der einen Hand gäbe, was man mit der andern wieder nehmen konnte. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo von einer Anſteckung des benachbarten Freiheitsſchwindels nichts mehr zu befürchten iſt, wo die Schlüſſel Petri durch den kaiſerlichen Adler wieder ſiegreich erhoben die Fahne der Freiheit von den Thürmen der Romagna und der Marken verdrängt haben, konnte auch die angenommene Maske wieder abgelegt werden. Die verheißenen Verbeſſerungen bleiben aus, die königliche Milde hat nachgelaſſen, Strenge herrſcht wieder in dem Staatsrathe, und Beſtürzung im Lande.

Eine bedeutende Anzahl der römiſchen Patrioten, die ſich vor der Verfolgung der Oeſterreicher in die Abruzzen geflüchtet, leben dort verborgen in den Gebirgen, wo ſie bei den Einwohnern Theilnahme und Gaſtfreundſchaft gefunden haben. In dieſen Grenzprovinzen von Neapel, die die Vormauer des Königreiches bilden, iſt überhaupt der öffentliche Geiſt weiter ausgebildet, als im Innern des Landes. Die Bewohner der Abruzzen, ein gutes lebendiges Volk, waren gezwungen, ihrem undankbaren Boden durch harte Arbeit ſeine Früchte abzunöthigen. An Entbehrungen gewöhnt ſind ſie kräftig und abgehärtet. Den Sommer über kämpfen ſie gegen die Unfruchtbarkeit ihrer Felſen, im Winter ſteigen ſie von ihren ſchneebedeckten Gebirgen an die römiſchen und toskaniſchen Seegeſtade herab, und vermiethen dort ihren Fleiß und ihre Gewerbsthätigkeit, und bringen aus ihrer Wanderſchaft die neuen Ideen in ihre Heimath zurück. Die Bevölkerung in den Städten iſt aufgeklärt. Sulmona, Aquila, Chieti, Teramo haben Männer aufzuweiſen, die in Wiſſenſchaft und Politik ausgezeichnet ſind; voll Liebe zur italieniſchen Freiheit würden dieſe ſich gern an ihre Nachbarn angeſchloſſen, und als Vermittler zwiſchen beiden Ländern gedient haben. Die Regierung wird inzwiſchen dorthin ihre Schweizer ſchicken, um auf der Spitze der Bajonette die guten Grundſätze aufrecht zu erhalten, und die Flüchtlinge auszutreiben, die man aus nachbarlicher Freundſchaft wahrſcheinlich der Militärkommiſſion überliefern wird.

Wenn übrigens Ferdinand II die Bedürfniſſe ſeines Volkes ſo wenig zu beurtheilen weiß, als er den Zuſtand von Frankreich zu kennen ſcheint; ſo darf ſich das Königreich Neapel wenig von der neuen Regierung verſprechen. Bei dem Ausbruche der Juliusrevolution ſoll nämlich der Prinz zu ſeinem auf dem Todbett liegenden Vater geſagt haben: „Sire, ſtellen Sie mich an die Spitze Ihres Heeres, und ich werde mich aufmachen, die Rebellen von Paris zu züchtigen.“ Einen Augenblick glaubte Italien, auf ihn andere Hoffnungen bauen zu dürfen, und in der That, dem jungen Könige ſtand die ruhmwürdigſte Laufbahn geöffnet. Seiner Hand ſchien es beſtimmt, das Banner der Unabhängigkeit Italiens zu erheben, und endlich unter ein gemeinſchaftliches Geſetz, dieſes unglückliche, zertrümmerte und erniedrigte Italien zu vereinigen.

Neapel braucht nur eine von ſeinem Könige oktroyirte Konſtitution. Mit einer Charte, ſelbſt mit der beſten, würde es in Neapel derſelbe Fall ſeyn wie mit dem Gerichtsweſen, wo die Geſetze, auch noch ſo gut in der Theorie, in der Anwendung abſcheulich mißbraucht werden, weil die Tribunale verkäuflich und in den Händen der Gewalt ſind. Der Zuſtand des Landes iſt von der Art, daß eine gute Obrigkeit dort dem beſten Geſetz vorzuziehen iſt, und ſolange der König nicht das Perſonal der Magiſtratur und der Verwaltungsſtellen von der Wurzel aus umgeſtaltet, wird das Königreich auf der Bahn der Verbeſſerungen keinen gedeihlichen Schritt vorwärts machen können.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortſetzung.)

In dem Grade als beim Vorrücken der großen Armee die Begeiſterung zugenommen hatte, in demſelben Maße nahm ſie nun bei den ſchrecklichen Unfällen derſelben wieder ab. Der gebildetere Theil der Nation glaubte, daß Napoleon gleich anfangs, ohne Rückhalt, Polen als Königreich, unter ausdrücklichem Vorbehalt der Vereinigung ſämmtlicher Provinzen, ohne Rückſicht auf den dermaligen Beſitzer, habe proklamiren und die Krone auf das Haupt des ſo allgemein verehrten Fürſten Poniatowsky habe ſetzen müſſen. Dieſe Anſicht war damals zu Warſchau, wo ich faſt einen Monat mich aufzuhalten genöthigt fand, allgemein vorherrſchend; bei gründlicher Unterſuchung ſchien ſie auch die einzig richtige. Der Fürſt Joſeph Poniatowsky, der Freund Napoleons, in ſo manchen Schlachten ſein Gefährte, beſaß ſo kriegeriſche Talente, mitunter von dem Kaiſer ſelbſt ausgebildet und gepflegt, daß er allerdings würdig ſchien, daß ſein Haupt mit der Königskrone geſchmückt würde. Die fürſtliche Familie Poniatowsky, eine der ausgezeichnetſten und reichſten des Landes, knüpfte nicht minder glorreiche Erinnerungen an ihren Namen, denn ſchon ein Mal hatte ein Glied derſelben den polniſchen Thron beſtiegen. Der vornehme Klerus, der mächtige Adel, der Soldatenſtand, der Bürger und Landmann, kurz Alle ſahen in dieſer Wahl ihre heißeſten Wünſche vereinigt. Ich habe dieſen Fürſten mehrmals geſehen, deſſen Aeußeres nicht minder feſſelte. In der Blüthe des Alters, und durch hervorragende Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes ſchien er zu dieſer höchſten Stelle durchaus geſchaffen. Schon im Jahre 1809 hatte Napoleon, bei dem aber-

Digitized by Google

maligen Ausbruche eines mörderiſchen Krieges mit Oeſterreich, den Fürſten Poniatowsky an die Spitze der polniſchen Armee geſtellt, um die unter dem Oberbefehl des kaiſerlichen Prinzen, Erzherzogs Ferdinand, in Gallizien vereinigte öſterreichiſche Armee von 80,000 Mann zu bekämpfen. Dazu ſtanden ihm höchſtens nur 30,000 Polen zu Gebot. Und dennoch führte er ſeine Aufträge auf das Genügendſte aus. Er deckte durch die trefflichſten Anordnungen nicht allein ſein Vaterland, das Großherzogthum Warſchau, vor plötzlichen Ueberfällen, ſondern ging endlich aus der Defenſive zur Offenſive über, griff die Oeſterreicher unter dem talentvollen und tapfern Erzherzog Ferdinand raſch an, beſiegte ſie mehrmals und würde ohne Zweifel noch glänzendere Siege über den Feind errungen haben, hätte nicht der mit demſelben zu Presburg von Seiten Napoleons abgeſchloſſene Friede den Krieg beendet. Der Fürſt kehrte nun in Polens Hauptſtadt zurück, und erhielt von Napoleon zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte das Großkreuz der Ehrenlegion.

Als in Warſchau die Nachricht ſich verbreitete, der Kaiſer ſey auf einem elenden Schlitten, nach kurzer Unterhaltung mit ſeinem Geſandten de Pradt, eiligſt durchpaſſirt, entſtand eine allgemeine Trauer. Mit düſterm Blicke ſchritten die Bewohner dieſer ſchönen Hauptſtadt einher, ſich miteinander über jene ſchreckliche Nachricht beſprechend, und all das Elend vorausſehend, daß jetzt über ihr theueres Vaterland, das noch vor wenig Monaten über Napoleons erſtaunenswürdige Triumphe ſiegestrunken war, furchtbar hereinbrechen würde. Faſt jede Familie hatte den Verluſt eines oder ſehr häufig mehrerer ihrer Angehörigen zu bedauern. Oft erblickte ich auf öffentlicher Straße Mütter, mitunter Wittwen, in einen Zuſtand von Wahnſinn verſunken, mit fliegenden Haaren, die Hände emporhebend, und gegen Napoleon die ſchrecklichſten Verwünſchungen ausſtoßend. Schon das berüchtigte 29 Bulletin hatte den Einſichtsvollern in Polens Hauptſtadt die Augen geöffnet, und ſie gleichſam auf alles Dasjenige vorbereitet, was ſich nun unverzüglich unter ihnen ereignen ſollte. Viele höchſt aufgeklärte und umſichtige Männer, die vermöge ihrer Stellung im Staate die Dinge gründlich zu beurtheilen vermochten, verſicherten mir, daß ſo entſetzliche Folgen, die ſich jeden Tag fürchterlicher entwickelten, dergeſtalt daß ganz Warſchau in ein Lazareth umgeſchaffen, und ein Vereinigungspunkt des herzzerreißendſten Jammers und Elends wurde, von ihnen nicht hätte geahnt werden können.

Der Pole, vermöge ſeiner Leibeskonſtitution vorzugsweiſe zu den Beſchwerden eines Krieges im Norden geeignet, konnte natürlich weit eher der furchtbaren Kälte widerſtehen, als die Franzoſen und Italiener. Letztere wurden weit ſchneller hinweggerafft, und erblickten auf ſolche Art den Todesengel früher als den Feind ſelbſt, welcher letztere ſie doch eigentlich erſt mit dieſem Ungeheuer bekannt zu machen beſtimmt war. Die königlich neapolitaniſche Garde, die ſehr ſpät und in dem Augenblicke an der ruſſiſch-polniſchen Grenze eintraf, wo der entſetzliche Rückzug längſt begonnen, und die Trümmer der großen Armee Lithauens Gefilde bereits wieder erreicht hatten, ſah ſich ſchon auf ein Drittheil ihrer Anzahl durch Kälte, Hunger und Elend aller Art beim Einrücken in Wilna reduzirt. Nichts bot dem Beobachter ein abſchreckenderes Schauſpiel dar, als dieſe größtentheils in Lumpen und Fetzen alter Pelze, in denen ſchon die Motten ſichtbare Spuren der Verwüſtung zurückgelaſſen, eingemummten halb erſtarrten und häufig verſtümmelten italieniſchen Nobili. Das gewöhnlich zu Warſchau und Wilna in großer Menge und Auswahl vorhandene Pelzwerk war auf einer dermaßen hohen, den ordinären faſt ums Sechsfache überſteigenden Preis getrieben, daß ſogar endlich der Offizier dieſe zur Erhaltung des Körpers unumgänglich nöthigen Bekleidungsgegenſtände nicht mehr zu bezahlen vermochte; oft konnte man ſich ſelbe zu den übertriebenſten Preiſen nicht mehr verſchaffen. Oft ſah ich Generale und höhere Offiziere verſchiedener Nationen dergeſtalt in Pelze eingehüllt, daß man außer den Augen Nichts mehr an ihnen wahrnehmen konnte, über welchen Anblick der gemeine Pole, ſelbſt im größten Elend, in ein entſetzliches, dem Thiergeheul ähnliches Gelächter ausbrach.

(Fortſetzung folgt.)

Die Cholera Morbus in Polen.

Nicht ohne Grund fürchtete man gleich bei dem Ausbruch des ruſſiſch-polniſchen Krieges, daß mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit gefährliche Seuchen, die ohnehin immer im Gefolge großer Heeresmaſſen ziehen, das unglückliche Polen heimſuchen würden, wo, wie ſich vorausſehen ließ, die feindlichen Armeen auf ſo engen Raum zuſammengedrängt, auf einem ohnehin ſterilen Boden die Verwüſtungen des Kampfes in Kürze Mangel an Lebensmitteln und jede Art von Entbehrung herbeiführen mußten. In der That ſind dieſe Befürchtungen im gegenwärtigen Augenblicke nur allzuwahr geworden, und die ruſſiſchen Heere haben über Polen nicht bloß die gewöhnlichen Uebel des Krieges gebracht, ſondern auch die Peſt der neuern Zeit — die Cholera Morbus. Die von dem polniſchen Comité zu Paris nach Warſchau geſendeten Aerzte Brières de Boismont und Legallois haben unterm 19 April an die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften über ihre in Bezug auf dieſe Krankheit angeſtellten Beobachtungen einen Bericht erſtattet, der in der akademiſchen Sitzung am 2 Mai verleſen wurde.

Die beiden franzöſiſchen Aerzte erhielten nach ihrer Ankunft zu Warſchau den Auftrag, ſich in's polniſche Lager zu begeben und eine Krankheit zu unterſuchen, die von einem Comité polniſcher Aerzte für die ſporadiſche Cholera mit dem Beiſatze erklärt worden war, daß dieſelbe nur in Folge eines übermäßig angeſtrengten Marſches, unregelmäßiger Lebensweiſe und insbeſondere durch den Genuß kalten und ſchlammigen Waſſers entſtanden ſey.

Am folgenden Tage (15 April) begaben ſich die franzöſiſchen Aerzte in das Lager und beſuchten mit den polniſchen Aerzten Kraczkowsky und Kowsky, das Spital zu Mienie, das am Abend zuvor zur Aufnahme verdächtiger Kranken angelegt worden war. Es fanden ſich hier 33 Individuen, die an dem Kampfe des 10 Aprils Theil genommen hatten und eben deßhalb an dem von der ärztlichen Kommiſſion oben bezeichneten ſporadiſchen Uebel leiden ſollten. An allen Kranken zeigten ſich mehr oder minder folgende Symptome: große Geſichtserhitzung, Erweiterung der Pupillen, Kälte an den Extremitäten, kleiner oder völlig ausſetzender Puls, ſchmerzliche Krämpfe in den Gliedern, weißliche und zuweilen gallichte, zuweilen blutige Erbrechungen und Ausleerungen. Die Kranken waren drei, zwei, einen Tag, einige ſogar erſt ſeit einigen Stunden von dem Uebel befallen und zwar Alle in einem Augenblick, wo ſie noch vollkommen ſich geſund fühlten, von einem plötzlichen und heftigen Schmerz im Unterleibe, dem ſogleich Erbrechen und faſt unaufhörlicher Durchfall folgte. Der Unterleib fühlte Schmerz bei Berührung.

Fünf Kranke waren in der Nacht geſtorben. Die fünf Leichname zeigten eine ſehr große Erſtarrung, die ſich auf gleiche Weiſe an allen Individuen bemerken ließ, die dieſem Uebel unterlagen. Zwei der Leichname wurden geöffnet und gaben folgende Wahrnehmung: Die Milz war klein und weich, die Leber im gewöhnlichen Zuſtand, ein ſchwärzliches und ſehr flüſſiges Blut ergoß ſich in Fülle aus den Bauchgefäßen. Die Eingeweide waren ſehr geröthet; der Magen zeigte inwendig ſchwarzblaue Flecken und ſtreifenweiſe Anſchwellungen von derſelben Farbe.

Digitized by Google

Seine wollichte Membrane löste ſich leicht ab; ein dichter zäher Schleim von weißgelblicher Farbe füllte die Magenhöhle und das kleine Gedärme. Je weiter man ihn darin verfolgte, deſto weißer und zäher wurde der Schleim, zuweilen nahm er eine gelbliche Färbung an. In dem großen Gedärme war er dichter und zäher, und hatte an manchen Stellen ein eiteriges Ausſehen; die Quantität deſſelben war ſehr bedeutend. Die Blaſe zeigte eine leichte Anſchwellung der Blutgefäße und gleichfalls einen weißlichen Schleim, der ſich auch in den Naſenhöhlen und im Schlunde vorfand; die Lunge war gewöhnlich aufgeſchwollen; das Gehirn von Blut unterlaufen und weicher als im gewöhnlichen Zuſtand. Die Wirbelſäule konnte aus Mangel eines Inſtrumentes nicht geöffnet werden.

Aus den oben angezeigten Symptomen und dem Ergebniß der Sektion konnten die Aerzte die Natur der Krankheit unmöglich verkennen; es war die Cholera Morbus Indiens, die Cholera Rußlands. Als ſie den Anatomieriſch verließen, wurden ſie außerdem noch Zeugen einer Szene, die allen etwaigen Zweifel hierüber noch beſeitigt haben würde. Vier Kranke kamen ſo eben an; alle vier hatten ſich Abends zuvor in vollem Wohlſeyn niedergelegt und erwachten an dieſem Tage mit einem Gefühl allgemeiner Schwäche; bald darauf zeigten ſich Erbrechungen und Durchfälle von furchtbaren Schmerzen im Unterleibe und in den Gliedern begleitet; man hatte ihnen zur Ader gelaſſen, aber kein Blut erhalten, eine Erſcheinung, die ſich auch bei andern Individuen wiederholt zeigte. In einigen Stunden hatte die Krankheit mit reißender Schnelligkeit überhand genommen, ſo daß einer von den Kranken ſchon im Sterben lag und ein anderer, nachdem er in guter franzöſiſcher Sprache den Hergang ſeiner Krankheit erzählt hatte, gleichfalls in Agonie verfiel. Opium, Kalomel, Blutentziehungen, Sinapism auf dem Unterleib waren ſchon mit Erfolg angewendet worden und mehrere Kranke bereits geneſen. Beſonders zeigte ſich das Opium gegen die allzu häufigen Entleerungen wirkſam. Nachdem die franzöſiſchen Aerzte eine Unterredung mit dem Obergeneral gehabt hatten, kehrten ſie nach Warſchau zurück, wo ſie zu einigen Mitgliedern der Regierung berufen ihre Meinung über das Weſen der Krankheit darlegten, aber zahlreichen Widerſpruch fanden. In das Lazareth von Praga geſendet, fanden ſie 400 Kranke und an den meiſten derſelben die im Spital zu Miente beobachteten Symptome; von Neuem überzeugten ſie ſich durch Augenſchein von denſelben Reſultaten, die ſie im Lager gewonnen hatten. Die Krankheit zeigte ſich nachher auch in mehreren Spitälern von Warſchau, und man ſah ſich endlich genöthigt, die Meinung aufzugeben, daß nur die Soldaten, die an den Gefechten des 10ten Theil genommen hatten, von der Cholera befallen ſeyen.

„Wir befragten, ſo ſchließen die genannten Aerzte ihren Bericht, ruſſiſche Gefangene und erfuhren von ihnen, daß die Cholera unter ihrem Heere herrſche, daß ſie auch zu Brzesc ſey, wie man aus dem Befehle ſchließen kann, den die ruſſiſchen Truppen erhielten, durch die Stadt ohne Aufenthalt zu ziehen. Ein ruſſiſcher Arzt ſagte uns, man fürchte, daß ſie auch zu Biala und Siedlce ausgebrochen ſey. So werden die Ruſſen, nicht zufrieden Polen zu verheeren, es auch noch durch die Cholera dezimiren. Wann endlich wird Europa dieſem barbariſchen Gräuel ein Ziel ſetzen?“

Die von der Cholera befallenen Kranken ſind in ein abgeſondertes Spital gebracht worden, das der Aufſicht Brières und Legallois untergeben wurde. Beide Aerzte ſind auch Mitglieder einer Sanitätskommiſſion, die man ſeit dem 18 April errichtet hat.

Vermiſchte Nachrichten.

Vor dem Aſſiſenhofe der Seine wurde jüngſt ein gewiſſer Charles Coudé, ein und zwanzig Jahre alt, angeklagt, folgende Verſe geſchrieben und durch ein Fenſter in den Kaſernenhof der Munizipalgarde geworfen zu haben:

D'Orléans, roi rénaud, citoyen hypocrite,
Tu recevras bientôt le prix que ta mérite;
La guillotine est soeur de dame Liberté;
Demande-la plutôt au père Egalité!

Das Papier, auf dem die Verſe ſtanden, war wie ein Brief gefaltet, und hatte die Aufſchrift: Réveille-toi, peuple de Paris! Der Angeklagte erklärte, daß er die Verſe verfertigt und daß ſie den Ausdruck ſeiner innigſten Ueberzeugung ausmachten. Sein Advokat ſuchte, ohne ſeine Mißbilligung über dieſe Verſe zu verhehlen, bloß darzuthun, daß ſie nicht als eine öffentliche Aufforderung zur Empörung oder Verachtung des Königes angeſehen werden könnte. In dieſem Sinne ſprachen auch die Geſchwornen den Angeklagten frei.

•

Die pekinger Zeitungen vom 26 und 29 Junius bringen die offizielle Meldung von ſehr zerſtörenden Erdbeben, welche einige Tage zuvor an den Grenzen der Provinzen Petſcheli und Honan Statt gefunden hatten. Auf du Halde's oder Danville's Karte findet man unter 36½° Breite Tayningfou im Süden der erſtern und unter 36° Tſchangtefou im Norden der letztern Provinz. Dort war der Schauplatz der Erdbeben. Die Ausdehnung von O nach W und von N nach S beträgt gegen 100 engl. Meilen. Die Stöße dauerten mehrere Tage. Weiter geben die offiziellen Berichte keine Einzelnheiten. Se. k. Majeſtät drückt das tiefe Bedauern über den dabei vorgekommenen Verluſt von Menſchenleben aus und fordert alle Behörden zu wirkſamem Beiſtand auf. Ein Dutzend Städte ſollen untergegangen ſeyn und der Kaiſer Thränen vergoſſen haben. Zu gleicher Zeit war in Tſchingtingfou (38° 20′ n. Br.) und der Nachbarſchaft ein ſchreckliches Hagelwetter und der zwiſchen dieſer Region und jener des Erdbebens gelegene Landſtrich wurde von einer Ueberſchwemmung heimgeſucht. In Kanton ſprach man von 500,000 bis 1,000,000 Menſchen, welche umgekommen ſeyen. Alle dieſe Ereigniſſe begaben ſich 200 bis 700 engl. Meilen von dem Golf Petſcheli oder dem Gelben Meer. Tayningfou liegt 60 M. nördlich von dem gelben Fluß.*)

•

Zu dem, was bereits in Blättern über die ungeheuren Gehaltsbezüge aus Sinecuren der engliſchen Ariſtokratie mitgetheilt wurde, kann noch Folgendes gefügt werden: Man berechnet, daß der Herzog von Wellington unter dem Titel Nationalbelohnungen nach und nach die Summe von 700,000 Pfd. erhalten hat. Gegenwärtig bezieht er für die verſchiedenen Stellen, die er bekleidet, ein jährliches Einkommen von 14,000 Pfd. Sein Bruder, der Lord Maryborough, hat in der Eigenſchaft als Master of the buck-hounds (Großjägermeiſter) 3000 Pfd. — Lord Cowley, gleichfalls ein Bruder des Herzogs 12,000 Pfd.; der Marquis von Wellesley, ein anderer Bruder des Herzogs 4000 Pfd.; außerdem erhält letzterer noch eine Penſion für das Schatzmeiſteramt von Irland, das für ſeinen natürlichen Sohn aufgehoben bleibt, der bereits davon 1200 Pfd. zieht. Lady Mornington (eine Baſe des Herzogs) genießt eine Penſion von 1000 Pfd. Lady Anna Smith (ſeine Schweſter) 1200; Lord Burghers (ſein Neffe) 4000; Sir Charles Bagot (ſein Neffe) 12,000; Lord Fitzroy Somerſet (ſein Neffe) 2000. Die ganze Familie Wellington bezieht demnach allein 62,000 Pfd. Die Beſoldung des Lord Bathurſt beträgt 13,000 Pfd. Lord Melville genießt ein Einkommen von 6000 Pfd. und eine Sinecureſtelle von 4000 Pfd., außerdem noch freie Wohnung im Admiralitätspalaſte. Die durch ihre Abenteuerlichkeit berühmte Lady Eſther Stanhope bezieht einen Gehalt von 1200 Pfd.

•

General Zucchi, der jetzt vor einer öſterreichiſchen Militärkommiſſion ſeinem Schickſale entgegen ſieht, iſt im Jahre 1770 zu Reggio geboren. Er betrat ſeine Laufbahn in der napoleon'ſchen Schule, wohnte allen Feldzügen Bonaparte's in Italien bei, wurde Obriſtlieutenant im Jahre 1805, Obriſt des erſten italieniſchen Linienregimentes im Jahre 1807, Brigadegeneral im Jahre 1809, und erhielt das Kommando einer Diviſion im Jahre 1812. Zur Belohnung für ſeine ausgezeichneten Dienſte ertheilte ihm Napoleon mehrere Orden und erhob ihn zum Baron des franzöſiſchen Reiches. In der Folge erhielt er unter dem gegenwärtigen Vicekönige des venetianiſch-lombardiſchen Königreiches eine Anſtellung, und befand ſich noch im wirklichen Dienſte, als er plötzlich aus Mailand verſchwand und dann als Oberbefehlshaber der bolognesiſchen Truppen wieder zum Vorſcheine kam. Daß er nach ſeiner Flucht aus Ancona von einer öſterreichiſchen Brigg auf dem Meere eingeholt und mit mehreren andern ſeiner Gefährten gefangen zurückgebracht wurde, iſt aus den Zeitungen bekannt.

---

*) Am 26 April v. J. war auch in Awa eine ſtarke Erderſchütterung.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 147. 27 Mai 1831.

Van Maanen.

(Mittheilung aus Amſterdam.)

In der Allgemeinen Zeitung *) war unlängſt eine Folge von Artikeln über den Juſtizminiſter van Maanen zu leſen, an deren Verfaſſer, wäre er uns nicht als ein im Haag angeſtellter deutſcher Gelehrter bekannt, das Gepräge des Ausländers unverkennbar auffallen mußte. Als ſolchen bezeichneten ihn verſchiedene Unrichtigkeiten in Bezug auf die innere Geſchichte unſres Vaterlandes, wenn ich mich ſo ausdrücken darf — dann was den Juſtizminiſter van Maanen betraf ein Urtheil, das, wie ich mir wohl zu behaupten getraue, aller Meinungsverſchiedenheit ungeachtet kein Holländer unbedingt unterſchreiben würde; endlich überhaupt ein Geiſt der Schmeichelei und ſchmiegſamen Wohldienerei, welcher dem Charakter einer Nation völlig fremd iſt, die nach dem Ausſpruche des Verfaſſers ſelbſt ſtets eine ſtarke Färbung von Republikanismus trägt. Ich werde hier nicht auf die erſterwähnten Unrichtigkeiten eingehen, ich werde ſogar einige Irrthümer in Bezug auf Hrn. van Maanen ſelbſt unberührt laſſen, deſſen öffentliche Rolle merkwürdig genug war, als daß ihr nicht auf den Tafeln der Geſchichte eine Stelle eingeräumt werden ſollte. Eine Biographie deſſelben würde einerſeits die Grenzen eines Journals überſchreiten, andrerſeits muß Dieß der Nachwelt, der einzigen billigen Richterin, die den Leidenſchaften und Vorurtheilen der Zeitgenoſſen Stillſchweigen auferlegen kann, überlaſſen bleiben. Indeß iſt es immer von Wichtigkeit, gleich jetzt einige Behauptungen zu berichtigen, deren Falſchheit, aus was immer für einer Quelle ſie auch gefloſſen ſeyn möge, allzu augenfällig iſt, und die uns wie alle Holländer verletzen müſſen.

Vorläufig will ich nur noch bemerken, daß meine Andeutungen ſich nicht über das Privatleben des Hrn. van Maanen verbreiten werden; ich verabſcheue dieſen übel angebrachten Vorwitz, der in der Abſicht uns das Bild eines Mannes von öffentlicher Stellung mit deſto kenntlichern Zügen zu entwerfen, in das Innere ſeines Haushaltes eindringt, und uns meiſtentheils noch dazu mit böſem Willen, die Geheimniſſe eines Aſyles nackt und bloß vor Augen legt, das unverletzlich und heilig geachtet werden ſollte. Uebrigens halte ich mich für verpflichtet zu erklären — was ich mit wahrer Ueberzeugung thue — daß ich von dieſer Seite Hrn. van Maanen alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, und bereitwillig ihm alle häuslichen Tugenden zuerkenne, die in der höhern Geſellſchaft der holländiſchen Nation vielleicht ein gewöhnlicheres Erbtheil ſind als bei irgend einem andern civiliſirten Volke. Und weil hier gerade von unſrer höhern Geſellſchaft die Rede iſt, ſo will ich nur im Vorbeigehen bemerken, daß der praktiſche Liberalismus, der uns ſo kräftig aufgeprägt iſt, uns weit leichter über die Schranken wegſehen läßt, die anderswo die verſchiedenen Stände von einander abſondern; ferner, daß bei uns heut zu Tage noch wie zu Zeiten der Republik der Name Bürger als der ſchönſte Titel gilt, und daß Verdienſt und Erziehung faſt die einzigen Eigenſchaften ſind, die man braucht, um überall Zutritt und Aufnahme zu finden. So würden die boshaften Anſpielungen, die man ſich über die plebejiſche Abkunft des Hrn. van Maanen zu Zeiten erlaubte, ſpurlos vorübergegangen und ſchon längſt vergeſſen ſeyn, wenn dieſer Miniſter, der übrigens nicht niedriger geboren iſt, als mehrere unſrer ausgezeichnetſten Staatmänner der gegenwärtigen und vergangenen Zeit, gerade auf dieſer Seite eine Empfindlichkeit gezeigt hätte, die als durchaus ungewöhnlich auffiel, und wahrhaft bis an's Lächerliche ſtreifte. Dieſe Bemerkungen ſeyen, wie geſagt, nur im Vorbeigehen gemacht, und zwar nur deßhalb, weil der Verfaſſer der in Rede ſtehenden Artikel darauf zu ſprechen gekommen iſt.

Es iſt hier eben ſo wenig der Ort dazu, das wiſſenſchaftliche und ſchriftſtelleriſche Verdienſt des Hrn. van Maanen zu würdigen; ich beſchränke mich bloß auf ſein öffentliches Leben, und beſcheide mich daher zu ſagen, daß zwar ſeine verſchiedenen richterlichen Funktionen weder eine glänzende Wiſſenſchaftlichkeit noch eine ſehr umfaſſende und ausgebreitete Gelehrſamkeit erkennen ließen, daß ſich aber in ihnen eine große Redlichkeit des Urtheils, eine ſehr ausgezeichnete Beredſamkeit und eine vollkommene Unparteilichkeit kund gab, die den ſchönſten Schmuck eines Richters ausmacht. Ich ſpreche hier nicht von politiſchen Prozeſſen. Dieſe Prozeſſe ſind, Dank dem Geiſte der Nation, bei uns äußerſt ſelten, und Hr. van Maanen wurde, ſo viel ich weiß, nie als Richter dazu berufen. Was die famoſe Anklage betrifft, in der er als Organ des Miniſteriums auftrat, um den Kopf eines Mannes zu fordern, den er ſpäter unter ſeine Freunde aufnahm, ſo wurde zwar ſeine Klagſtellung durch die Mäßigung unſrer republikaniſchen Gerichtsinſtitute einſtimmig verworfen; allein ſo groß iſt die billige Geſinnung der Holländer, daß man über ihn nicht den Stab brach, weil er, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, auf ſein Wiſſen und Gewiſſen hin im Namen des Geſetzes die grauſame Strenge des Geſetzes

*) S. Allg. Zeit. Außerord. Beil. Nr. 47. 51. 52. 53. 54. 56.

Digitized by Google

angerufen hatte. Man würde ſogar, obgleich die nationale Schroffheit unſres Gefühls in dieſer Beziehung ſich dagegen zu ſträuben ſcheint, ihm verziehen haben, daß er damals wie ſpäterhin je nach dem Wechſel der Staatsgewalt ſich zur Handhabung der entgegengeſetzteſten und widerſprechendſten Geſetze hergab. Die holländiſche Nation, gerecht in ihrem Urtheil, und in van Maanen nur den Staatsbeamten erblickend, ſah daher, wenn auch nicht mit Freude, doch wenigſtens nicht mit Unzufriedenheit ihn von dem König an der Spitze des Apellgerichtshofes im Haag beibehalten, an dem er ſich bei Wiederherſtellung unſerer Unabhängigkeit fand; ſie erkannte darin im Gegentheil einen glänzenden Beweis der Unpartheilichkeit oder vielmehr der Großmuth des Monarchen, und eine von allen auswärtigen Rückſichtsnahmen unabhängige Anerkennung des Verdienſtes.

(Fortſetzung folgt)

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortſetzung.)

Warſchau, Hauptſtadt in der polniſchen Provinz Maſovien und die ehemalige Reſidenz des Königs von Polen, liegt an der Weichſel, ſchon ſeit Sigismund's III Zeiten eine große, ſchöne und volkreiche Stadt, vierzig Meilen von Poſen und vierundvierzig von Krakau entfernt. In der ſogenannten Altſtadt ſteht die Haupt- oder Kollegiatkirche zu St. Johannes, das 1781 in ein impoſantes Arſenal verwandelte Kollegium des aufgehobenen Jeſuitenordens, und ein Auguſtinermönchskloſter. Die eigentliche Stadt iſt unbeträchtlich; die großen Vorſtädte aber, worunter die Krakauer und die Neuſtadt die vornehmſten ſind, machen Warſchau mit ſeiner Menge prächtiger Gebäude, Paläſte, Kirchen und Klöſter, nebſt verſchiedenen breiten und reinen Straßen zu einer anſehnlichen Hauptſtadt. Der Umfang der Gräben, von einem Ende der Weichſel bis zum andern, wird auf 19,793 polniſche Ellen geſchätzt, innerhalb welcher vier Ausfahrten ſind. Ferner zählt Warſchau 190 anſehnliche Straßen, die nach franzöſiſcher Weiſe an den Ecken auf Täfelchen genannt, und bereits ſeit 1772 theilweiſe, und jetzt ſämmtlich des Nachts erleuchtet werden. Ferner giebt es 7 Marktplätze, 17 Brunnen, 31 Kirchen, 8 Hoſpitäler, 3 Kirchen zur Strafe, 1 Zuchthaus, eine Univerſität, 3 Gymnaſien, 2 höhere Bürger- und 12 niedere Schulen, worin arme und verwaiſte Kinder auf Staatskoſten, alſo unentgeltlich, unterrichtet werden. Vor dem krakauer Thor ſteht die Bildſäule König Sigismunds III. An die krakauer Vorſtadt ſtößt noch eine andere, die neue Welt geheißen. Beide zuſammen ſind wohl eine halbe Stunde lang. Der ſächſiſche, brühl'ſche und andere Paläſte, die kaſimirſchen Kaſernen, worin König Stanislaus Auguſt 1766 eine Ritterakademie mit Kadettenkorps errichtete, ſo wie viele Kirchen und Klöſter zieren dieſe Vorſtädte. Hinter den gedachten Kaſernen zieht ſich der ſogenannte Miſtberg gegen das königliche Schloß hinab, welcher Berg aus dem Pferdemiſt der Kaſernen entſtanden und gegenwärtig bebaut iſt. Die Neuſtadt iſt ebenfalls ſehr ſchön, und ſoll in frühern Jahren durch die in geringer Entfernung liegenden Kaſernen der vormaligen Krongarden noch lebhafter geweſen ſeyn. Von der krakauer Vorſtadt hinunter nach der Weichſel liegt noch eine Art Vorſtadt, Szolec, gemeiniglich Schulitz genannt, wo ſehr gutes Bier, in Polen eine Seltenheit, gebraut wird. Deſto häufiger findet man dagegen den aus dem reichlich vorhandenen Honig trefflich zubereiteten Meth. Die Bielina, woſelbſt die lutheriſche Kirche ſteht, und die ſogenannte Löſche, Leſchno, mehrentheils von Deutſchen bewohnt, ſind minder bedeutend. Die öffentliche Bibliothek, welche die Nation zweien Biſchöfen aus der zaluskiſchen Familie verdankt, enthält eine ſehr vollſtändige Sammlung von Handſchriften über die polniſche Geſchichte. Die Stadt und ganze Umgebung bekam während der Zeit der beiden ſächſiſchen Könige, viele Verſchönerungen. Alle Vorſtädte ſind jetzt gepflaſtert, wodurch viele Unannehmlichkeiten beſeitigt worden. Auch ſind bei den ſächſiſchen und brühl'ſchen Paläſten reizende Gärten, die jenen der erſten Hauptſtädte Europa's nichts nachgeben. Das alte königliche Schloß iſt ein altes weitläuftiges Gebäude, das unter der jetzigen Regierung zweckmäßiger eingerichtet und geſchmackvoller meublirt worden iſt. Außer den königlichen Gemächern ſind vorhaupts der Senatorenſaal und jener der Landbotenkammer, ſo wie die Behälter des Reichsarchivs, vormaligen glorreichen Andenkens, bemerkenswerth. Die zwei nächſt vorhergehenden Könige reſidirten nicht auf dieſem Schloſſe, ſondern in dem ſächſiſchen Palaſt. Gegen Morgen, jenſeits der Weichſel, liegt der anſehnliche Flecken Praga, der bisweilen zu Warſchau's Vorſtädten gezählt wird. Hier wurde auf Napoleons Befehl im Jahre 1807 ein ſtarker Brückenkopf angelegt, welcher Polens Hauptſtadt gegen Rußland hin vor einem plötzlichen Ueberfall ſichert, indem er die Weichſel beherrſcht, welcher Strom ſelbſt einer tapfern Nation ſchon bedeutende Vertheidigungsmittel gewährt. Im Jahre 1812 wurden Praga's Befeſtigungen von den Franzoſen noch ſehr verſtärkt.

Die Stadt Warſchau, früher auch ziemlich befeſtigt, iſt mehrmals belagert und erobert worden. In den Jahren 1655 und 1656 eroberte ſie König Karl Guſtav von Schweden, und 1702 König Karl XII. Im November 1793 ward Praga von den Ruſſen mit ſtürmender Hand genommen, wobei viele tauſend Polen niedergehauen, eine nicht minder große Anzahl zu Gefangenen gemacht und in Rußlands Steppen transportirt worden ſind. Etliche Tage ſpäter mußte Warſchau kapituliren, wodurch die damalige polniſche Inſurrektion völlig entkräftet ward. Außerdem iſt Praga berühmt durch die von König Karl Guſtav von Schweden, und Friedrich Wilhelm, Kurfürſten von Brandenburg, den Polen gelieferte dreitägige, äußerſt mörderiſche Schlacht, worin letztere gänzlich geſchlagen wurden. Nicht weit von Praga liegt der ſchöne Flecken Willanow, mit ſeinen herrlichen Gebäuden. Gegen Abend, eine kleine Stunde von Warſchau, iſt das Dorf Wola, wo die Königswahlen vor ſich gingen. Dieſes Dorf gehörte früher der brühl'ſchen Familie; es hat ein prächtiges Schloß. Gegen Mitternacht liegt Mariemont und der Wolfsgarten. Hieran ſtößt der durch die Entführung des letzten polniſchen Königs aus dem ſächſiſchen Hauſe berühmt gewordene pillauer Wald, worin ein hübſches Karthäuſerkloſter. Das ſogenannte Marlewill oder Marienville, hinter dem ſächſiſchen Palaſt, iſt der Name eines Theils der Stadt, und einer ganzen Straße, worin ſich ein weltlich-adeliges Fräuleinkloſter, die zaluskiſche Bibliothek und eine Menge merkwürdiger Gebäude befinden.

Zur Zeit eines Reichstages war Warſchau doppelt lebhaft, und

Digitized by Google

es ging alsdann in dieſer Stadt Alles auf großem Fuß. Der dritte Theil der Einwohner beſteht dermal in Ausländern, hauptſächlich Deutſchen und Franzoſen. Wenn früher in dieſer Haupt- und Reſidenzſtadt ein Reichstag gehalten wurde, vermehrte ſich die Anzahl der Menſchen zuſehends dergeſtalt, daß ein großer Theil derſelben ſich des Nachts außerhalb der Thore unter Zelten aufhalten mußte Im Jahre 1787 fanden ſich in Warſchau und in den Vorſtädten, Praga mit begriffen, in nur 1341 Häuſern 96,143 Seelen; im Jahr 1812 ſtieg deren Zahl zu 110,000, und voriges Jahr zu bereits 130,000 Seelen. Warſchau's Lage iſt angenehm und etwas erhaben, ſo daß nur ein kleinerer Theil unterhalb des königlichen Schloſſes den Weichſelüberſchwemmungen ausgeſetzt bleibt. Dieſer Strom iſt breit, und gewährt der Stadt ein herrliches Anſehn, Nutzen und Vergnügen. Jährlich ſind drei Hauptſchiffahrten darauf: Die erſte im Frühjahr, die zweite im Sommer und die dritte zur Herbſtzeit, weil bei niedrigem Waſſerſtande die im Strome befindlichen vielen Sandbänke die Schiffahrt erſchweren. Um Johannis erwartet man, wegen des in den Gebirgen ſchmelzenden Schnees, das ſogenannte Johanniswaſſer, das ſehr oft gefährlicher als der Eisgang ſelbſt iſt. Bei ſolchen Schiffahrtsperioden fuhren früher viele hundert Schiffe mit Landesprodukten an der Stadt vorbei nach Danzig. Die Weichſel iſt fiſchreich und liefert in Menge „Welſe" von 60 bis 100 Pfund. Warſchau's Vorſtädte ſind von allen Seiten offen und haben, außer im Kriege, keine Wachen. Die Mannfakturen waren früher unbeträchtlich, hoben ſich aber in neuern Zeiten bedeutend. Der Spekulationshandel nach Rußland, Oeſterreich, der Türkei, Deutſchland und Frankreich iſt ſehr anſehnlich. Außer der königlichen ſah man vormals bei öffentlichen Feierlichkeiten wenig Karoſſen; alle Großen des Reiches waren mit ihrem zahlreichen Gefolge in koſtbarem Anzuge zu Pferde. Die Polizei war einſt nicht die beſte; ſie beſtand nur aus dreißig Mann, die Ungerwache genannt, die ihre Wache und die Gefängniſſe für Verbrecher unter dem neuſtädter Thor hatte. Der Straßenbeleuchtung ungeachtet verurſachte die Weitläuftigkeit der Stadt, die Menge der damals privilegirten Paläſte, Kirchen und Klöſter, wohin ſich die Verbrecher flüchteten und Sicherheit fanden, daß zahlreiche Frevel, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten ungeſtraft verübt wurden. Dieß alles hat ſich jetzt außerordentlich gebeſſert. Eine tüchtige Gendarmerie, nach dem Vorbilde der franzöſiſchen organiſirt, verbürgt hinlängliche Sicherheit. Auch gab es in Warſchau ehemals ſogenannte Schlingenfänger, die den Fußgängern Schlingen über den Kopf warfen, ſie in die Häuſer zogen, plünderten und mordeten; die Leichname der Unglücklichen warfen ſie in die Weichſel. Das Gebäude, worin vor Alters Warſchau's Staroſta die ordentlichen Civilgerichte abhielt, heißt der Grod. Die Prozeſſe wurden in lateiniſcher Sprache verhandelt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bewohner der britiſchen Inſeln.

3. Der Schotte.

In Schottland herrſcht kein Charakter der Maſſen vor. Der Celte behauptet auf dem Hochland, wie auf dem Niederland der Pikte die Majorität. Die Verſchmelzung beider giebt den Nationalcharakter. Die Pikten oder Nordmänner haben ſich in faſt urſprünglicher Reinheit auf der Oſtküſte erhalten, und ſind bei Weitem zahlreicher als die übrige niederſchottiſche Bevölkerung. Den Niederländer erkennt man ſogleich an ſeinem ſchlanken ſehnigen Körperbau, an der hellen Farbe der Brauen und des Haupthaars, und ſeinem länglichen Geſicht. Wenn er geht, ſo ſpreizt er ſeine langen Beine ſtark aus, ſchiebt nicht wie der Engländer die eine Seite nach der andern vor, noch bewegt er ſich mit der Springkraft des Hochländers, ſondern ſchreitet mit geradem, ſtätem und feſtem Tritte einher. Seine Geiſteskräfte ſind ausgezeichnet; er iſt gefühlvoll, ſcharfſinnig, klug. Seine Reizbarkeit iſt die Quelle ſeiner beſten und ſchlimmſten Eigenſchaften — ſeines Wohlwollens, wie ſeines Stolzes und ſeiner Rachſucht. Sein Wohlwollen ſteht jedoch zu ſehr unter der Kontrole der Klugheit, als daß es ſich durch Geldopfer bethätigte; oft aber opfert er, was ihm noch höher zu ſtehen kommt, ſeine Zeit, ſeine Mühe, ſein Intereſſe mit einem Eifer, der all ſeinen Scharfſinn in Anſpruch nimmt. Manche andere Seiten ſeines Charakters beweiſen die allgemeine Erregbarkeit ſeines Gefühls; ſelbſt der Ton ſeiner Sprache weicht gar ſehr von der kurzen, ſchnurrigen Rede des Engländers und ſelbſt dem munteren und nachläſſigern Tone des Irländers ab, und zeichnet ſich durch eine ſanfte, klagende Modulation aus. Noch mehr aber zeigt ſich dieß in ſeinen gefälligen Manieren, wodurch er ſich vortheilhaft vor dem Engländer unterſcheidet und dem Irländer ähnlicher iſt. Der Scharfblick des Niederſchotten legt ſich ſowohl durch ſeine abſtrakten und philoſophiſchen Forſchungen, als durch ſein umſichtiges Benehmen in den Verhältniſſen des Alltagslebens zu Tage. In erſterer Hinſicht ſteht man in Schottland — einem Land von zwei Millionen — zum Mindeſten eben ſo hoch als in England mit zwölf und in Frankreich mit dreißig Millionen; und in Bezug auf Erziehung, welche die Geiſteskräfte der heranwachſenden Geſchlechter ſteigert, ſchreitet Schottland allen andern Völkern vor. Leider würdigen einerſeits Stolz und Selbſtſucht die Wiſſenſchaft in Schottland nur zu oft zur Sophiſterei herab, und es entſteht jene Erwerbgier, welche gern das Mittel zum Zwecke macht, jene lächerliche Bedenklichkeit, etwas Gutes zu thun, aus Furcht, es könnte ein Uebel daraus entſtehen, jener engherzige Argwohn, der dem Argwöhner ein größerer Fluch als dem Beargwohnten iſt, jene Ueberſchätzung der Glücksgüter und der Intereſſen, die den Menſchen ſo erniedrigt; auf der andern Seite entſpringt daraus aber auch die Quelle jenes Thätigkeitstriebs, jener Sparſamkeit, jener Verbrechensloſigkeit, wodurch ſich Schottland vor England und Irland ſo hervorthut.

Iſt nun das beſte Erbtheil des Niederſchotten ſeine außerordentliche Verſtandesſchärfe, ſo gebricht es ihm dagegen vor Allem an Phantaſie und Leidenſchaft. Glücklicher höchſt glücklicher Weiſe erſetzen ihm dieſe die Celten des Hochlandes, mit denen die Niederländer durch Wechſelheirathen ſich ſchnell vermiſchen; eine Verbindung, die nicht ſcientiviſcher gewählt werden könnte; und die ein Geſchlecht von der höchſten geiſtigen Organiſation erzeugt. Vergleichen wir die hochländiſchen Celten mit den Niederländern, und beide mit den ſächſiſchen Engländern und andern Stämmen, ſo ergiebt ſich, wie eine Verſchmelzung der Charaktere der erſtern über dieſe den Sieg davon tragen muß.

Die Celten findet man noch in ihrer größten Reinheit in den weſtlichen Diſtrikten und ihre Bevölkerung kommt der des übrigen Hochlandes, auf die ſie ihre Sitten, Sprache und Tracht übertrugen, vielleicht gleich. Dieſe Hochländer ſind von mittlerer Körpergröße, ein wohlgebildeter kräftiger Menſchenſchlag von brauner Geſichtsfarbe, mit grauen Augenbrauen, dunklem Haar, breitem Geſicht, niedriger aber gutmarkirter Stirn. Der Hochländer hat vermöge ſeiner ſtarken Glieder einen ſchnell kräftigen Gang, an dem man ihn leicht erkennt. Er beſitzt vorzügliche Geiſtesfähigkeiten, Gefühl, Phantaſie, Leidenſchaft; ſein intellektueller Charakter, obgleich dem des Engländers direkt entgegengeſetzt, iſt nicht weniger bewogen und einfach. Der Niederländer ſteht gewiſſer Maaßen zwiſchen beiden. Das tiefe Gemüth des Hochländers iſt es, das ſich nicht bloß in ſeiner Sprache, ſeiner Dichtung, ſeiner Muſik, ſondern auch in allen Handlungen des Lebens herausſtellt. Die Einbildungskraft ſchafft ſeine Poeſie — ſie ſchuf jenen hohen Schwung, den eine hochländiſche Mutter Byron mittheilte und der faſt alle widerſinnigen Förmlichkeiten der engliſchen Dichtkunſt austrieb — jenen Genius, der kühn und wild über alle hemmenden Versſchranken dahin brauſt. Daher auch jener Sinn für Abenteuerlichkeit, der den Hochländer in alle Regionen der Erde trägt.

Digitized by Google

Die Leidenſchaft des Hochländers erſcheint gleich hoch in aufopfernder Liebe, wie in der Kriegswuth. Die unbeſiegbaren Franken, die ſie in den Sandwüſten Egyptens erſchlugen, die Mauern der Veſten Spaniens, die ſie erſtiegen, als wären es ihre Heimathfelſen, die Schlachtlinien Waterloo's, die ſie mit der Loſung „Schottland für immer!“ durchbrachen, ſind Zeugen ihres Heldenmuths. Ganz Europa hat des Hochſchotten Kühnheit angeſtaunt, ſelbſt der Feind ihm ſeine Bewunderung nicht verſagt. Höflichkeit, Wärme, Gaſtfreundſchaft zeichnen ihn noch beſonders aus.

Leicht erſieht man, wie die Charaktere des ſchottiſchen Hoch- und Niederlands einander ergänzen; jeder bedarf der Hülfe des andern, um vereint über alle andern Stämme zu triumphiren. Unter ſolch einer Bevölkerung wird das breite, runde Geſicht des Engländers, wie er mit ſeinem ſtarken Rumpfe, dem tiefern Ton ſeiner Stimme, ſich mehr nach dem Centrum des Magens als des Kopfes, mit einem Blicke des Wohlbehagens über den Zuſtand des erſtern, ohne jede Spur eines höheren Gedankens daher bewegt, von jedem Kind auf der Straße herausgefunden, und büßt ſo den Widerwillen, ja die Furcht, womit man den Schotten nicht ſelten in England empfängt. Ueber das fade Geſchwätz eines Engländers, ſein kaltes, phantaſie- und leidenſchaftloſes Weſen, ſeine ſaft- und kraftloſe Unterhaltung ſelbſt über Gegenſtände der Wiſſenſchaft — ſeine Wahl der Worte, die laute, zuverſichtliche, nachdrückliche Sprache, die er führt, und wobei am Ende Nichts herauskommt — ſeine Scheu, etwas Ungewöhnliches, noch nie zuvor Geſagtes zu ſagen — ſeine Gewohnheit über jede Kleinigkeit ſtarke, formelle, langſame und ernſtliche Erklärungen von ſich zu geben, z. B. über das ganz außerordentliche Vergnügen, das er genoß in dem ganz ungemein vortrefflichen und wirklich bewundernswürdigen Klub, wo er den und jenen Herrn zu treffen die Ehre hatte ꝛc., oder ſeine gleich ſtarken, pathetiſchen Ausdrücke, worin er ſich über die Güte eines Weines, über eine Heirath, den Betrag des Vermögens einer Partie äußert — über all Das würde man in Schottland nur lachen. Wie glücklich aber dieſes ſchottiſche Amalgam mit dem einfachern engliſchen Charakter ſich vermähle, unterliegt keinem Zweifel. Das geräumigere Vorderhaupt und der ruhigere Beobachtungsſinn des letztern nimmt den höheren Verſtand, die Phantaſie und die Leidenſchaft des erſtern in ſich auf.

3. Der Irländer.

Den iriſchen Charakter haben wir zum Theil ſchon in dem celtiſchen beſchrieben — da die Celten Irelands in phyſiſcher und geiſtiger Organiſation, Verſtand, Sprache ꝛc. derſelbe, nur minder reine Stamm der hochländiſchen Celten ſind. Sie zeichnen ſich durch die gleiche Reizbarkeit, Einbildungskraft und Leidenſchaft aus. Nur wird das Vorherrſchen des celtiſchen in dem iriſchen Charakter durch den der Mileſier modifizirt, deren großes, ſchwarzes Auge, hohe, ſcharfe Naſe, dünne Lippen, linienförmiger Mund ihren ſüdlichen Urſprung mehr noch als die iriſche Geſchichte oder Sage beweiſen. So fügte der Mileſier die Lebhaftigkeit, den Witz, die Prachtliebe, den Mangel an Geſchmack, die Wollüſtigkeit und die Leichtfertigkeit des Südens zu der Reizbarkeit der Phantaſie und der Leidenſchaftlichkeit der Urbevölkerung Irelands. Die wilde, großartige, melancholiſche Celtenmuſik der ſchottiſchen Hochlande iſt in Ireland munterer und wollüſtiger geworden. Es läßt ſich kaum eine nachtheiligere Querverbindung denken, als die der Celten und Mileſier. Die geiſtige Anlage des iriſchen Volks hat viel mehr von dem des ſüdlichen, als des nördlichen Europa's; Phantaſie und Leidenſchaft überwiegen bei Weitem Verſtand und Urtheilskraft. Kein Wunder, wenn ein ſolches Volk viel weniger durch richtigen Unterſchied zwiſchen Gut und Schlecht, als durch Liebe zu den Freunden und Haß gegen Feinde, durch die aufopferndſte Hingebung für die Sache ſich auszeichnet, für die es ſich entſchieden hat. Um Ireland zu regieren, bedarf man voller Kenntniß dieſer Eigenthümlichkeiten. Der iriſche Charakter iſt im Augenblicke zur That elektriſirt, fragt nicht lange, ob gut oder böſe — ein glänzendes Schauſpiel, das aber häufiger zerſtört, als es das trägere Leben zur Entwicklung ruft. Wenn ſich durch ſächſiſche oder ſkandinaviſche Wechſelheirathen die kältere Beobachtung und Urtheilskraft zu dieſen genialen Fähigkeiten geſellt, ſo kommen Individualitäten zum Vorſchein, wie ſie Ireland hin und wieder aufweiſt. Aber eben ſo gewiß iſt, daß ſolche Erſcheinungen vergleichsweiſe ſelten ſind, und daß die Maſſe des Volks der krasſeſten Barbarei und der abergläubigſten Bigotterie anheim fällt.

Ueberblicken wir die Engländer, die Schotten und die Iren nach dieſen Haupteigenthümlichkeiten, ſo loben wir am Engländer die Geradheit und den Freiheitsſinn, an dem Schotten die Intelligenz und Sagacität, an dem Iren die heitere Ritterlichkeit, aber der Freiheitsſinn des Engländers artet gern in Rohheit und Brutalität, die Sagacität des Schotten in Verſchmitztheit und Zeitdienerei, die Leichtmüthigkeit des Iren in Flatterſinn und Treuloſigkeit aus. Der engliſche Freiſinn, die ſchottiſche Klugheit und die iriſche Ritterlichkeit in Eins verſchmolzen gäbe einen Gott, die Brutalität des erſten, die Verſchmitztheit des zweiten, und die Argliſt des dritten einen Teufel.

Vermiſchte Nachrichten.

Das Court Journal theilt folgende biographiſche Notizen über die jüngſt verlebte Gemahlin des Herzogs von Wellington mit: Die Geſundheit der Herzogin war ſchon ſeit geraumer Zeit ſehr in Abnahme; indeß wurde ihr Tod doch noch nicht ſo frühzeitig erwartet. Katharina Herzogin von Wellington war die Tochter des verſtorbenen Lord Longford und Schweſter des gegenwärtigen Earls Longford, und im Jahre 1772 geboren. Man ſagt, der Herzog habe ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Indien um ihre Hand angehalten, und nach Rückkehr von ſeiner glänzenden Laufbahn in Oſtindien ſeine Bewerbung erneuert, in Folge deren er am 10 April 1806 mit Miß Pakenham (ſo hieß damals die verlebte Herzogin) vermählt wurde. Der Lord ſtand damals in ſeinem ſieben und dreißigſten und ſeine Braut im vier und dreißigſten Jahre. Aus ihrer Ehe entſprangen zwei Söhne, Arthur Marquis von Douro, Major in der britiſchen Armee (geb. am 3 Februar 1807) und Lord Charles Wellesley, Kapitän in einer Scharfſchützenbrigade (geb. den 16 Februar 1808). Brüder der verlebten Herzogin waren der Generalmajor Edward Pakenham, der am 8 Januar 1815 in einem Gefechte bei Neu-Orleans um's Leben kam, und Kapitän William Pakenham, der auf dem königlichen Schiffe Saldanha, bei Lough Swilly, am 4 Dezember 1811 Schiffbruch litt. Außerdem hat die Herzogin noch zwei Brüder und zwei Schweſtern.

*

Madame Catalani, die jetzt ihren Wohnſitz zu Florenz aufgeſchlagen hat, hat unlängſt eine Schule geſtiftet, in der junge Mädchen im Geſange Unterricht erhalten ſollen. Während ihrer Lehrzeit wird von dieſer Anſtalt für alle ihre Bedürfniſſe geſorgt, und ſpäterhin auch für ihre weitere Unterkunft. Dafür ſind aber dieſe Sängerinnen gehalten, ihrem Familiennamen den der Catalani anzuhängen.

*

In der letzten Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften las Hr. Beltrami eine Abhandlung über eine zweiköpfige und fünffüßige Eidechſe, die fünf Monate gelebt hatte. Das Thierchen wurde in kurzer Zeit mit ſeinem Herrn vertraut, und wußte ſich ihm über ſeine Bedürfniſſe verſtändlich zu machen; hatte es Durſt, und man reichte ihm ein Inſekt zum Verſpeiſen dar, ſo begnügte es ſich, daſſelbe zu belecken; hatte es Hunger, und man ſtellte ihm zu trinken vor, ſo ſchlug es das Waſſer mit dem Schweife. Wenn man den beiden Köpfen ein Inſekt vorhielt, ſo wollten beide ſeiner ſich bemächtigen, und der Nichts erhalten hatte, ſuchte dem andern ſeine Beute zu entreißen. War aber der eine ſatt, ſo nahm auch der andere Nichts mehr an; nicht ſo war es beim Trinken: der eine Kopf trank noch, wenn der andere bereits ſeinen Durſt geſtillt hatte. Beide Köpfe waren vollkommen ausgebildet, von ganz gleicher Größe und ohne die mindeſte Unförmlichkeit. Das Thier hatte außer den vier Füßen der übrigen Eidechſen zur Bewegung noch einen fünften, der neun völlig ausgebildete Zehen zeigte, und an den Vereinigungspunkten der beiden Köpfe angebracht war. Dieſes Pfötchens bediente ſich das Thier, um ſich zu reinigen und den Köpfen einem um dem andern Nahrung zu reichen. Dieſer Arm gab niemals nacheinander einem und demſelben Kopfe zu eſſen, und man bemerkte, daß wenn er bei dem rechten angefangen hatte, er bei dem linken aufhörte. Das Thierchen befand ſich im Beſitze des Apothekers Rigal zu Argellon, der es im Winter 1829 auf 1830, um es vor Kälte zu ſchützen, mit in's Bette nahm, wo es eines Morgens erſtickt gefunden wurde.

*

Bei einer Verſteigerung zu Nottingham wurde unlängſt eine Locke von Napoleons Haaren um ſiebenzehn Schilling verkauft.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 148. 28 Mai 1831.

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Schluß.)

Unter denen, welche ſo gemeint, wie ſie gewirkt ſind, ſteht eine durchaus niederländiſche Kompoſition, ihrer ungemeinen materiellen Wahrheit wegen, oben an. Sie führt den Namen Audran, die Jahrzahl 1759 und die Unterſchrift: Zelus domus tuae comedit me. Der Inhalt iſt: Chriſtus jagt die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel. Iſt dieſer Audran ein Niederländer, ſo hat ſich in ihm dennoch ein Reſt der Kunſtbildung ſeiner Vorfahren (ich ſetze nämlich voraus, daß er von jenem Audran, dem Schüler Lebrun's, abſtammt) erhalten: eine gewiſſe manierirte Korrektheit der Zeichnung ſchimmert allenthalben durch die natürliche Derbheit der Maſſen durch. Glücklicher Weiſe iſt das Vieh nicht davon angeſteckt, und ſomit ſehen wir einen wunderſchönen Ochſen, auch vortreffliche Schafe. Sonderbar genug, giebt es auch hier wieder zwei vortreffliche alte Weiber, aber ohne Ironie: im Gegentheile iſt die Wuth, mit welcher ſie im Fortgehen den Herrn Jeſum Chriſtum anblicken, ſo ernſtlich gemeint und ihr Blick nach den Steinen, welche auf dem Boden liegen, ſo ſehnſüchtig, daß man nicht weiß, wie die Sache ablaufen würde, wenn ſie nicht von ihren vernünftigern, aber doch ſcheelſüchtig genug ausſehenden Männern von Hinten nachgetrieben würden. Von demſelben Audran, ohne Vornamen, ſind noch zwei andere ſehr verdienſtvolle Stücke, Petri Fiſchzug, mit der Unterſchrift: Quia dominus est, und die Auferweckung des Lazarus, mit der Unterſchrift: Lazare, veni foras, höchſt verſtändige Kompoſitionen, in welchen Alles zweckmäßig und natürlich behandelt iſt, ohne dem Beſchauer weder in der Hauptſache, noch in den Nebendingen Anſtoß zu geben. Auf erſterem ſind wieder die Fiſche von der täuſchendſten Wahrheit, doch ſo, daß man immer noch gewirkte und keine wirkliche Fiſche zu ſehen glaubt. Schade, daß das Kolorit etwas verbleicht oder wenigſtens zu hell gewoben iſt. Eine Kopie des Abendmahls von Leonardo, vom Jahre 1733, eins der größten Stücke (es iſt eilf mittlere Schritte lang), ebenfalls von Audran, dürfte vielleicht nur im Vergleiche mit dem Originale, deſſen unerreichte Meiſterſchaft weder im Kolorit, noch in der Zeichnung, ſondern in jenem Etwas beſteht, welches wir in Ermangelung einer erſchöpfenden Benennung übereingekommen ſind, mit dem Worte Ausdruck zu bezeichnen, verfehlt erſcheinen, in Hinſicht der Wirkerei aber eins der beſten hieſigen Stücke ſeyn. Ein anderes, gleichfalls den Namen Audran führend, ohne Jahrzahl, mit der Unterſchrift: Languores tulit et curavit (Jeſus heilt die Lahmen und Gichtbrüchigen), iſt wahrſcheinlich nicht von dem oben erwähnten Audran, ſondern von einem andern gleiches Namens, aber mit dem Vornamen C. G., und mit der Jahrzahl 1755. Von Letzterem iſt noch eine Fußſalbung, mit der Unterſchrift: Multum dilexit. Von Cozette und Neſtoul (der erſte Name ſteht rechts, der zweite links) giebt es zwei vortreffliche Stücke: Chriſtus von Johannes getauft, mit der Unterſchrift: Christus a Iohanne baptizatur, und die Jahrzahl 1758, und eine Fußwaſche, mit der Unterſchrift: Exemplum dedi vobis, und der Jahrzahl 1764. Endlich finden ſich noch ein paar ſehr gute Stücke, römiſche Sujets vorſtellend, von Franz van den Hecke und eins von H. Reydams vor, alle drei aus der Fabrik, welche die oben erwähnten zwei B mit einem rothen Herzen in der Mitte zu Merkzeichen haben.

Die anonymen Tapeten, deren Zahl bei Weitem die größere iſt, ſcheinen mir, wie ſchon geſagt, viel älter, und meiſtens nach Kartons von ausländiſchen, beſonders italieniſchen Meiſtern gearbeitet zu ſeyn. Für dieſe Meinung bieten ſich mehrere Gründe dar. Abgerechnet, daß ſie ſämmtlich weit abgenutzter und verbleichter ſind, als die mit Namen, giebt es zwei überwiegende aus der Kunſt ſelbſt hervorgehende Beweiſe: die Zeichnung iſt weder niederländiſch noch franzöſiſch, und die Sujets enthalten vorzugsweiſe Mythen des Mariadienſtes. Letzterer, ſchon gegen das vierte Jahrhundert entſtanden, aber von den Dominikanern gehemmt, und bis unmittelbar vor der Reformation beſonders außerhalb Italien ziemlich ſaumſelig betrieben, war gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts durch die Jeſuiten, welche den Franziskanern hierin zu Hülfe kamen, von Neuem zu großem Anſehen gebracht worden. So finden wir von dieſer Zeit an auch in den Niederlanden die meiſten und vorzüglichſten Malerwerke der Maria gewidmet; und ſo kommt es, daß wir von Hemeling, Johann van Eyk u. ſ. w. von allen niederländiſchen Künſtlern, welche bereits am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blühten, weniger Marienbilder, nämlich ſolche, auf welchen Maria unmittelbar als Mutter des Heilandes, alſo als Hauptperſon, und nicht bloß als Nebenperſon neben dem Heilande ſelbſt erſcheint, beſitzen, als von Mabuſe, Schoreel ꝛc. Man nenne hier nicht, um mich zu widerlegen, die ſieben Freuden und ſieben Leiden von Hemeling; auf dieſem Werke iſt, trotz dem Titel, Chriſtus die Hauptperſon und der Eindruck, den ſein Schickſal auf Marien macht,

Digitized by Google

rein acceſſoriſch, überdem auch abſolut menſchlich. Dagegen tritt in der ſterbenden Marie von Schoreel dieſe ſchon als Hauptperſon hervor, ja wer weiß, ob der Künſtler nicht auch eine Himmelfahrt derſelben hätte folgen laſſen, wenn er bis näher ans Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gelebt hätte; vielleicht hat er wirklich eine gemalt, die aber verloren gegangen oder ſonſt zerſtört worden iſt? Wie Schoreel gerade nur in dieſer Epoche der von Neuem belebten Anregung des Mariendienſtes ſeine Werke hervorbringen konnte, ſo iſt dieſelbe Epoche allein im Stande geweſen, in Italien den Saſſoferrato zu ſchaffen. Als endlich durch feſtere Begründung des Proteſtantismus in den ſieben vereinigten Provinzen der Mariadienſt von Neuem zu ſchwinden begann, da nahmen auch die niederländiſchen (oder holländiſchen) Maler für ihre religiöſen Darſtellungen wieder zu der Geſchichte Jeſus und der Apoſtel ihre Zuflucht. Unter den ältern Tapeten, welche mir aus der Maria-Epoche zu ſeyn ſcheinen, befindet ſich ein vortreffliches Stück, Maria vorſtellend, wie ſie das Kind hält und das Kreuz, in der Geſtalt eines Spießes, auf den Kopf der ihr zu Füßen liegenden Schlange ſetzt. Es iſt unmöglich eine ſchönere, würde- und ausdrucksvollere Marie, in natürlicher, nicht vernebelter Verklärtheit zu ſehen; eben ſo hat das Jeſuskind keine niederländiſchen Formen, es iſt kein ruben'ſches, ſondern ein raphael'ſches, oder vielmehr (wie alle raphaeliſchen Geſtalten keine narrentheidigen Idealhaſchereien ſind, ſondern, ganz beſonders ſeine Kinder, dem römiſchen Pöbel angehören) ein römiſches Kind. Eben dieſer Formen wegen möchte ich die Zeichnung für italieniſch halten. Zu den alleräIteſten Tapeten gehören noch, ebenfalls wahrſcheinlich nach italieniſchen Kartons, eine Beſchneidung, wo ebenfalls wieder die Marie und das Kind von reizender Wahrheit ſind, eine Auferſtehung Chriſti (vielleicht das älteſte Stück der hieſigen Tapeten) und eine Kreuzesabnahme mit Gott und dem heiligen Geiſte darüber, letzteres unſtreitig ſowohl dem Karton als der Arbeit nach unter allen die vortrefflichſte Tapete, kaum vielleicht den raphaelſchen nachſtehend.

Seit drei Jahren wird neben den genannten Tapeten, unter dem (von der Kirche aus) linken, bedeckten Porticus, ein ächter franzöſiſcher Gobelin, die bekannte Reinigung des h. Stephan von Abel de Pujol, welche in der Kunſtausſtellung von 1817 einen ſo ausgezeichneten Beifall erhielt, aufgehängt. Er gehört der Regierung, welcher ihn 1817 der franzöſiſche Hof ſchenkte. Der Beſchauer wird durch ihn in den Stand geſetzt, Vergleichungen zwiſchen den neuen Gobelins und den alten niederländiſchen Tapeten anzuſtellen. Man kann nicht läugnen, daß die pariſer Manufaktur, ich möchte ſagen, mit jedem Tage größere Fortſchritte im Kolorit macht; die Gewänder ſind ſo ausnehmend natürlich, daß ſie leicht zu Täuſchungen führen könnten, wie ſie von alten und neuern Schriftſtellern gefabelt werden, zum Beiſpiele vom gemalten Vorhange, den Zeuxis wegziehen will, von den Vögeln, welche auf die von Parrhaſius gemalten Weintrauben fliegen, von den Hofleuten, welche vor den von Tizian gemalten Bildniſſen Karls V, und des Papſtes Paul III den Hut abnehmen, von Philipp II, der ſich vor dem Bilde des Erſtern hinſetzt, um mit ihm von Geſchäften zu reden, *) ohne der ſo gerühmten Aehnlichkeit der Porträte Apelles zu gedenken; aber wahr iſt es auch, daß dieſe gar zu weit getriebene grobſinnliche Täuſchung alle Kunſttäuſchung gewaltſam zerſtört, daß ſelbſt der rohe Haufen damit nicht zurecht zu kommen weiß, davon bin ich vielfältig Augen- und Ohrenzeuge geweſen: ſo groß die Eile iſt, womit die Menge, die Tapete von fern erblickend, herbeiläuft, ſich davor hinſtellt und ſie mit offenem Munde anſtaunt, mit nicht minderer Gleichgültigkeit verläßt ſie ſie eben ſo geſchwind wieder, in den, ohne Kommentar zu deutenden Mienen und Geſten ſprechend: „Wenn wir wirklichen wollenen Zeug, oder ſeidnen Stoff ſehen wollen, ſo hat der Kaufmann welchen, und dieſer iſt doch noch natürlicher," und eilt zu der nebenhängenden Tapete, um auf Petri Fiſchzug die Fiſcher und die Fiſche, oder auf der Verjagung der Wechsler und Taubenkrämer die Viehhändler und den Ochſen, je nachdem ſie es zu verſtehen glauben, zu tadeln oder zu loben, folglich ſich durch Vergleichung ergötzen; denn was auch die frühere Nebelkritik von einem unmittelbaren Kunſtgenuſſe geträumt hat, alles Gefallen an einem Kunſtwerke beſteht in dem Vergleiche, den der Beſchauer zwiſchen dieſem und dem Originale (der lebenden, oder der lebloſen Natur) anſtellt.

*) Fr. Zuccaris Idea della Pittura, Scultura ed Architettura Cap. VI.

Die raphaelſchen Tapeten ſind zu weltberühmt, als daß ich ihrer zu erwähnen brauchte. Ohnedem werden ſie, obgleich urſprünglich dazu beſtimmt und gebraucht, jetzt nicht mehr öffentlich ausgehängt, ſondern bleiben in den ihnen beſtimmten Zimmern, auf dem Vatican ungeſtört an ihrem Orte. Eines dieſe Tapeten betreffenden Umſtandes, der in jeder Hinſicht von der höchſten Wichtigkeit und dennoch, ſo viel ich weiß, noch von Niemand zur Sprache gebracht worden iſt, kann ich jedoch bei dieſer Gelegenheit nicht mit Stillſchweigen übergehen. Bekanntlich werden in den Beſchreibungen der dresdner Kunſtſammlungen (auch im Artikel dieſes Namens in der ſechsten Ausgabe des Konverſationslexikons) ſechs raphaelſche Tapeten, als dort im johanniſchen Palaſte vorhanden, aufgeführt; man erzählt, ſie ſeyen als Geſchenke Leo's X nach Dresden gekommen, dann verloren gegangen, und endlich in der neuern Zeit wieder aufgefunden worden. Darunter werden die Predigt des Apoſtels Paulus, Petri Fiſchzug, Chriſtus händigt Petrus die Schlüſſel ein, und Petrus und Johannes im Tempel genannt. Nun aber befinden ſich vier Stücke des nämlichen Inhalts unter der raphaelſchen Tapetenſammlung im Vatikan. Wie reimt ſich Beides mit einander? Daß das Daſeyn der dresdner Tapeten eine Fabel wäre, iſt nicht glaubbar; dennoch wollen weder die hieſigen Antiquare, noch die Tapeziere etwas davon wiſſen. Da die in Rom befindlichen Stücke ohne allen Zweifel die Originale ſind, ſo laſſen ſich in denen zu Dresden höchſtens die Kopien derſelben vermuthen. Aber wer hat dieſe verfertigen laſſen? Leo X? Möglich; doch ſicher nicht in der Abſicht ſie nach Dresden zu verſchenken! Auch kann Dieß keiner ſeiner Nachfolger gethan haben, es müßte denn am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchehen ſeyn, nachdem Friedrich Auguſt I 1697 die katholiſche Religion angenommen hatte. Aber nirgends iſt eine Nachricht vorhanden, welche eines ſolchen Geſchenkes, das doch in Kunſt und pekuniärer Hinſicht, von nicht geringer Wichtigkeit geweſen wäre, gedächte; eben ſo wenig findet ſich in einer der römiſchen Kunſtbeſchreibungen eine Hindeutung angegeben, daß je von den raphaelſchen Tapeten Kopien gemacht worden wären. Was läßt ſich, unter ſolchen Umſtänden, von den dresdner Teppichen halten?

Digitized by Google

(Die raphaelſchen Tapeten ſollen beinahe anderthalb Millionen Franken [70,000 Scudi d'oro] zu wirken gekoſtet haben.)

Van Maanen.

(Fortſetzung.)

Zum Unglück für den Ruhm van Maanen's, und noch mehr zum Unglück für das Schickſal der Nation blieb unſer würdiger König nicht hiebei ſtehen. Erhoben zu den höchſten Funktionen des Reiches, und mehr als irgend einer unſrer Miniſter im Genuſſe des vollen Vertrauens ſeines Monarchen, wurde an ihm von Neuem die alte Erfahrung beſtätigt gefunden, daß „Einer, der im zweiten Range glänzt, im erſten ſich verdunkelt.“

Seine unheilbringenden Rathſchläge, ſeine von allen jenen kleinlichen Eitelkeiten ſtrotzende Verwaltung, die ſehr wohl mit der Rechtſchaffenheit eines Richters verträglich ſind, aber durchaus das Talent eines Miniſters ausſchließen; ſeine von aller Vorausſicht verlaſſene und hochmüthige Unklugheit, und Das, was eigentlich vor Allen genannt werden ſollte, und was die unerbittliche Nachwelt ihm am wenigſten verzeihen wird, ſeine Liebe zur Herrſchaft, die ihn eigennützig Alles opfern hieß, Alles bis auf den König, über den er öffentlich mit den Worten ſich brüſtete, er ſey Nichts als der erſte Diener; der verhängnißvolle Einfluß ſeines Glücksſternes, um es mit einem Wort zu ſagen, welcher dieſem Könige, der ſo ſehr die Liebe ſeiner Unterthanen verdient, die eines Theiles derſelben entfremdete, — ſchloſſen zuletzt damit, daß ſie die Hälfte ſeines ſchönen Königreiches ihm entriſſen. Dieſe ohne Zweifel harte, aber nichts deſto minder wahre Behauptung zu erweiſen, liegt mir nun ob.

Die Gleichförmigkeit und Einheit in der Geſetzgebung wurde jederzeit als der feſteſte Grundpfeiler jedes Staates betrachtet. Sie war es auch, die zur Zeit der Errichtung des Königreichs der Niederlande ausdrücklich durch das Staatsgrundgeſetz ausgeſprochen wurde, wie denn dieſe Beſtimmung auch niemals, ſo viel ich weiß, einen Angriff erfahren hat. Erklären wir uns näher. Allerdings begegnete der Gedanke neue Geſetzbücher zu ſchaffen, wie es durch das Grundgeſetz geboten ſchien, vielfachen und zuweilen heftigen Widerſprüchen. Jede Veränderung in der Legislatur, ſagte man, iſt ein Uebel, zu dem nur im äußerſten Nothfall geſchritten werden darf, und niemals ohne die ſicherſte Ueberzeugung, daß dieſer Schritt unvermeidlich iſt. Allein man war nicht ſowohl über das Prinzip uneinig, das im Grunde auch nicht wohl anzufechten iſt, als über die Ausnahme von demſelben, und über die Nothwendigkeit einer Veränderung im vorliegenden Fall. Die beſtehenden franzöſiſchen Geſetzbücher ſchienen den Einen in ihrem ganzen Umfang beibehalten oder wenigſtens als Baſis den mehr oder minder bedeutenden Verbeſſerungen zum Grund gelegt werden zu müſſen. Auf der andern Seite forderten die Andern ihre völlige Abſchaffung, und als Erſatz derſelben, eine von Grund aus neue Geſetzgebung. Die letztere Anſicht herrſchte vorzüglich in den nördlichen Provinzen vor, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil das franzöſiſche Geſetzbuch dort erſt ganz neulich, und noch dazu in Folge der empörendſten Beſitznahme eingeführt worden war. Die Belgier hingegen hatten nicht allein gleichen Antheil an der Verfertigung dieſer Geſetzbücher mit den übrigen franzöſiſchen Unterthanen, ſondern kannten ſie auch, wie dieſe, aus einer vieljährigen Erfahrung; deßhalb war die Mehrzahl derſelben für die Aufrechthaltung der beſtehenden Geſetzgebung geſtimmt. In dieſen Widerſtreit der Meinungen ſchien indeß eine Anſicht dazwiſchen zu treten, die die Mehrheit der Stimmen für ſich zu vereinigen ſchien; an das beſtehende Recht dürfe nur mit unendlicher Behutſamkeit Hand gelegt werden, und ſeine legislative Prüfung erheiſche all den umſichtigen Bedacht, den ein Werk von ſo großer Wichtigkeit erforderlich mache.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Chronik.

L'Hôtel-Dieu de Paris en Juillet et Août 1830. Par M. Prosper Ménière, Docteur en médecine et témoin oculaire. Paris 1831.

In der Geſchichte der ewig denkwürdigen Julinstage vermißte man bis jetzt authentiſche Angaben über die Zahl der in den Straßengefechten von Paris gefallenen und verwundeten Bürger. Die bisherigen Berichte trugen größtentheils das Gepräge der Unzuverläſſigkeit und leidenſchaftlicher Uebertreibung. Ohne Zweifel glaubte man mit der Zahl der Leichen den Ruhm des Tages zu vermindern, als ob die hiſtoriſche Bedeutung dieſes Ereigniſſes in dem mehr oder minder blutigen Ausgang des Kampfes geſucht werden müſſe, und als ob dieſer nicht bereits entſchieden geweſen wäre, als die Waffengewalt gegen die Pflaſterſteine die letzte Anſtrengung des brutalen Deſpotismus verſuchte. Zwei todtfeindliche Prinzipien waren aufeinander geſtoßen und eines erlegen in dem Augenblicke, wo der Wille des Volkes in ſeiner ſouveränen Gewalt ſich gegen die Ordonnanzen ausſprach. Blut war nunmehr nur noch das rothe Siegel, das zur Vollgültigkeit dem ewigen Scheidebrief zwiſchen Legitimität und Volk aufgedrückt wurde.

Die zuverläſſigſten Angaben über die Opfer der Julinstage konnten ohne Zweifel aus den Liſten der Spitäler geſchöpft werden, wohin das Volk ſeine Verwundeten mitten aus dem Kugelregen wegtrug. In den erſten Stunden des Kampfes boten die Höfe der Spitäler ein trauriges, aber maleriſches Schauſpiel dar. Mit Staub und Blut bedeckt, brachten hier einige einen verwundeten Freund auf ihren Armen, dort ſetzte man auf einer Bahre eine Leiche nieder, die unterwegs verblichen war, ein Lorbeerkranz mit dreifarbigen Bändern, den man aus einem Fenſter ihr zugeworfen, lag auf ihrer Bruſt, dort Jammer und Thränen und Wuth auf den erhitzten Geſichtern und Rachgeſchrei; hier mit entblößtem Haupt kniet das Volk um einen Verwundeten, deſſen erkaltende Hände es mit Küſſen bedeckt, dazwiſchen bewegen ſich die geſchäftigen Wundärzte umher, unterſuchen die Verwundeten und vertheilen ſie in die Krankenſäle. Von Vielen, die bereits entſeelt in die Spitäler gebracht wurden, kannte man weder Namen noch Wohnort. Man findet deßhalb in den Verzeichniſſen oft bloß bemerkt: „Ein Unbekannter, ungefähr dreißig Jahre alt. Eine große Oeffnung im Hirnſchädel. Todt auf der Bahre angekommen. Am 28 Juli. — Eine unbekannte Frau, ungefähr fünfzig Jahre alt. Der Leib von einer Kugel zerriſſen. Auf der Stelle todt geblieben. u. ſ. w.“

Die Schrift des Doktor Ménière iſt die erſte, die neben pittoresken Schilderungen der Szenen im Spital Hotel-Dieu nach dem Julinskampf authentiſche Angaben enthält. Dieſes Spital in der Mitte von Paris zunächſt dem Greveplatz und den Quais gelegen, wo der Kampf ſehr blutig war, hatte zum Glück, als die berüchtigten Ordonnanzen erſchienen, Raum genug, um eine Menge von Verwundeten aufzunehmen. Ungeachtet der bedeutenden Anzahl derſelben, die am 29 Juli Abends dahin gebracht wurden, blieben doch noch mehr als 250 Bettſtellen unbeſetzt. Die weniger ſchwer verwundeten Bürger, ſelbſt die ärmſten, beeilten ſich gleich nach erhaltenem Verbande, nach Hauſe zu gehen, um den von ſchwerern Wunden getroffenen nicht den Platz wegzunehmen. Uebrigens ſuchte man von allen Seiten der Hauptſtadt die Wundärzte zu unterſtützen, indem man Leinwand und Charpie in Ueberfluß ſendete. Auch das Hauptmagazin der Ambulancen der Armee wurde zu dieſem Zweck geöffnet. Der Wundarzt Breſchet eilte auf die Nachricht, daß das Volk den erzbiſchöf-

Digitized by Google

lichen Palaſt erſtürmt habe, in ſeinem chirurgiſchen Ueberwurfe dahin und bewirkte, daß man die dort vorgefundene Leinwand des Erzbiſchofs nach dem Hotel-Dieu brachte, wo ſie von tauſend Händen ſogleich zu Compreſſen und Bandagen verſchnitten wurde.

Die meiſten Verwundeten waren ganz aus der Nähe getroffen worden und trugen daher furchtbare Verletzungen. Von 110 Verwundeten, die am 28 Julius in das Hotel-Dieu gebracht wurden, waren gegen Mitternacht ſiebenzehn geſtorben, und die andern in großer Lebensgefahr. Die Aerzte hatten hier Gelegenheit, an Leuten aus der unterſten Volksklaſſe Züge eines wahrhaft ſtoiſchen Muthes zu bewundern. Einem Pappe-Arbeiter, Vater mehrerer unmündiger Kinder, war bei den Tuilerien durch einen Flintenſchuß das Handgelenk zerſchmettert worden. Man ſchlug ihm die Amputation als das einzige Rettungsmittel vor. „Wer wird meine Kinder ernähren, ſeufzte er, wenn ich dieſe Hand einbüße? und nach einem Augenblick Bedenkens ſetzte er hinzu: „Wohlan ſchneiden Sie, vielleicht wird das Vaterland für ſie ſorgen.“ Ein Anderer, dem der Wundarzt den rechten Arm abnehmen wollte, ſagte, indem er einen Blick auf die Zubereitung warf: „Nun, wenn ich mein Brod betteln muß, ſo will ich dazu ſchreiben: am Louvre 1830! und vielleicht hat man Mitleid mit mir!“ — Mit unvergleichlicher Standhaftigkeit hielt Hr. Hamot, Schreiber eines Advokaten, die Amputation des linken Armes aus. „Ein Arm, ſagte er, der Verluſt eines Armes, welch geringer Preis für eine ſo ſchöne Sache!“

Die meiſten dieſer tapfern Leute empfanden natürlich im Spitale erſt den heftigſten Schmerz; daher ſich das Gerücht verbreitete, die Soldaten hätten mit gehacktem Blei und eigens zubereiteten oder gar vergifteten Kugeln geſchoſſen. Dieß fand ſich völlig grundlos; im Gegentheil bediente man ſich, nach Ausſage der Aerzte, des ungewöhnlichſten Schießbedarfes auf Seite des Volkes, das ſich in der Eile bewaffnen und daher marmorner Kugeln, Nägelköpfe, Schrot, Bleiſtücke anſtatt der bleiernen Kugeln bedienen mußte. Die gefährlichſten Wunden brachten die Schweizer bei, die ſehr niedrig feuerten und deren Kugeln daher auf dem Pflaſter abſprangen, ſich platteten und die untern Gliedmaßen furchtbar zerriſſen. Ueberall wo man ſich daher mit den Rothröcken ſchlug, waren die Verwundungen am Knie oder im Unterleibe. Die Kavallerie der Garde, Küraſſiere und Lanziers machten einige Stunden lang in der Straße St. Antoine blutige Angriffe auf das Volk, daher man von dort die meiſten von Säbelhieben und Lanzenſtichen verwundet in's Spital brachte; bis endlich die Bürger ergrimmt aus allen Fenſtern einen Hagel von Pflaſterſteinen, Ziegeln und Holzblöcken auf beide Regimenter herabſchütteten, der in weniger als zehn Minuten die ganze Straße mit Leichen bedeckte.

An andern Orten verurſachte die Unerfahrenheit der Kämpfenden Gefahren und Wunden. Einige Tapfere, die ſich auf dem Greveplatz einer Kanone bemächtigt hatten, wollten dieſelbe auf den Feind richten. In der Eile ſie zu laden, wurde die Kugel vor der Stückpatrone geladen, was man erſt bemerkte, als man losbrennen wollte. Man mußte alſo die Ladung wieder herausnehmen, was bei dem Mangel an nothwendigen Werkzeugen nur dadurch möglich wurde, daß man den Kanonenlauf abwärts richtete; ſo wurde von dem Pulver verſchüttet und als gleich darauf die Kugel nachrollte und auf das Pflaſter fiel, ſchlug ſie einen Funken, der das Pulver entzündete und hiedurch fünf bis ſechs Menſchen, die umher ſtanden, verwundete. Ein junger Menſch, der ſeine Taſchen voll von Patronen hatte, verbrannte ſich vom Kopf bis zu den Füßen, da durch die Ungeſchicklichkeit eines zunächſt Stehenden die Patronen Feuer fingen.

Indeß geht aus allen Berichten der Aerzte die einſtimmige Ausſage hervor, daß der Kampf nur von dem Volke unter Anführung der Jugend aus den Schulen unterhalten wurde. Man lieſt auf den Verzeichniſſen der Spitäler nur die beſcheidenen Namen von Maurern, Taglöhnern, Seilern, Küfern, Tiſchlern, Schneidern. Die Göttin der Freiheit wollte, wie es ſchien, auch einmal im Stalle geboren werden. Die höheren Stände wurden in dieſem Kampfe nur von den Studenten und Zöglingen der polytechniſchen Schule repräſentirt. Die Schriftgelehrten und Kriegshauptleute, die den Widerſtand des Pöbels gegen ſo wohl exerzirte königliche Truppen wahrſcheinlich für die unſinnigſte Raſerei hielten, kamen zwar erſt zum Vorſchein, als das Wetter ſich aufgeklärt hatte, aber immer noch zeitig genug, um ſich vor der Naſe des Volkes auf das hohe Pferd der Vaterlandsrettung zu ſetzen. Was hätte ein Maſaniello, der in dieſer Stunde erſchienen wäre, aus dieſem glühenden Lavaguß der Pariſer Bevölkerung machen können!

Im Verlauf der Schlachttage nahm das Hotel-Dieu 590 Verwundete auf, von denen 122 ſtarben. In der Charité ſtarben von 165 Verwundeten 50, im Spital des hl. Ludwig von 152 Verwundeten 39; in der Pitié von 108 Verwundeten 9; in Beaujon von 89 Verwundeten 31; im Spital St. Antoine von 77 Verwundeten 15; im Hoſpiz Necker von 57 Verwundeten 15; bei den Unheilbaren von 34 Verwundeten 4; unter dieſen der junge Banneau, Zögling der polytechniſchen Schule, deſſen Kopf von einer Kugel durchbohrt war; im Kloſter St. Méry zählte man unter 52 Verwundeten 14 Todte. Die Spitäler von Paris hatten alſo im Ganzen ungefähr 1200 Verwundete aufgenommen, von denen 304, etwas mehr als der vierte Theil, das Leben verloren. Alle, die mit dem Leben davon kamen, blieben mehr oder minder ſchreckbar verſtümmelt. Hiezu muß man noch gegen 800 Verwundete zählen, die in Wohnungen verpflegt wurden, ſo daß ſich alſo die Summe im Ganzen auf 2000 erhebt, worin die verwundeten Soldaten nicht mit begriffen ſind, deren man etwa 500 rechnen kann. Die Sterblichkeit in den verſchiedenen Spitälern richtet ſich nach den mehr oder minder gefährlichen Wunden; die Amputation eines Gliedes war immer mit der größern Gefahr verbunden.

Der Doktor Ménière ſchließt ſeine Schrift mit folgender Ueberſicht der Todten, die wir hier wörtlich wiedergeben: Auf der Morgue wurden ausgeſtellt 125 Leichname; begraben wurden vor der Kolonnade des Louvre 85; am Ende der Straße Fromenteau 25; in den Grüften von St. Euſtache beigeſetzt 45; unter den Gewölben des Quai von Gevres 34; im Hotel Larochefoucault 8; auf dem Markt des Innocens beerdigt 80; im Ganzen 390, die mit den in den Spitälern Verſtorbenen 700 ausmachen.

Vermiſchte Nachrichten.

In Paris wurde während Paganini's Anweſenheit eine lithographirte Abbildung deſſelben verkauft, die den Künſtler im Gefängniß darſtellte und auf die über ihn verbreitete Sage anſpielte, er ſey früher wegen eines Verbrechens eingekerkert worden und in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes habe ſich ſein großes Talent entwickelt und ausgebildet. Paganini, dem dieſe Lithographie zu Geſichte kam, beklagte ſich darüber in einem Schreiben, das in der Revue musicale erſchien und worin es heißt: „ſeitdem er ſeine Künſtlerlaufbahn betreten, ſey er von einem verläumderiſchen Gerüchte verfolgt worden, daß ihn einen Nebenbuhler in ſeiner Kunſt oder aus Eiferſucht ſeine eigene Gemahlin habe umbringen laſſen. Er könne ſich die Entſtehung dieſer Nachrede nur aus folgendem Vorfalle erklären. Ein Violinſpieler, Namens D . . . . i, der um das Jahr 1798 zu Mailand lebte, ließ ſich in ein Einverſtändniß mit zwei Wüſtlingen ein, die in ihrer Geldnoth den Anſchlag gemacht hatten, einen Pfarrer auf einem benachbarten Dorfe, der eine bedeutende Summe Geldes in Beſitz haben ſollte, zu ermorden. Glücklicher Weiſe trieb einen der Mitſchuldigen das Gewiſſen, noch vor vollbrachter That der Obrigkeit davon die Anzeige zu machen. Die Gendarmerie begab ſich dem zufolge an Ort und Stelle und nahm D . . . . i und ſeine Genoſſen in dem Augenblicke, wo ſie bei dem Pfarrer einbrechen wollten, in Verhaft. Beide wurden zu zwanzigjähriger Kettenſtrafe verurtheilt. General Menou, der ſpäter Gouverneur von Mailand wurde, ließ ſich jedoch bewegen, dem gefangenen Künſtler nach zweijähriger Haft die Freiheit zu ſchenken. „Sollte man wohl glauben,“ fügt Paganini hinzu, „daß man auf dieſe Thatſache eine ſolche Erfindung gegen mich bilden konnte? Es handelt ſich von einem Violinſpieler auf i, und Paganini mußte dieß geweſen ſeyn.“

*

Das engliſche Blatt „John Bull“ bemerkt als eine merkwürdige hiſtoriſche Thatſache, daß zur Zeit der Hinrichtung Ludwigs XVI, auf deren Nachricht das ganze Haus der Gemeinen in Trauerkleidern erſchien, nur ein einziges Mitglied deſſelben in ſeiner gewöhnlichen Kleidung geſehen wurde, und dieſes Mitglied ſey — der jetzige Graf Grey geweſen.

In Erwartung der demnächſt erfolgenden Ankunft Paganini's in London ſind die Logenplätze im Opernhauſe bereits mit drei Guineen für das erſte Konzert genommen. Der Eintrittspreis in das Parterre wird eine Guinee und auf die Gallerie eine halbe Guinee ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 149. 29 Mai 1831.

Van Maanen.

(Fortſetzung.)

Keiner der Angriffe jedoch, von denen ich ſprach, war auf die Einheit der richterlichen Gewalt gerichtet, die gleichfalls durch das Grundgeſetz ausgeſprochen war. Einer gemeinſchaftlichen Einigung aller Tribunale und aller Gerichtshöfe, mittelſt eines oberſten regulativen Gerichtshofes (Haute - Cour), der durch Aufrechthaltung der Einförmigkeit im Rechtsverfahren die unvermeidlichen Geſetzlücken ausfüllen und ein wahrhaft nationales Syſtem zur Vollendung bringen ſollte, das unabhängig von jedem fremden Einfluſſe für alle Einwohner des Königreiches verbindliche Kraft gewänne — einer ſolchen Inſtitution verweigerte Niemand ſeinen Beifall, oder ſagen wir vielmehr: jeder Rechtsgelehrte, jeder Staatsmann hielt ſie für unumgänglich nothwendig. Dieſer oberſte Gerichtshof mußte, indem er das Recht befeſtigte und von Schlacken reinigte, zur Sicherheit und zum Glücke der Bürger beitragen; er mußte, indem er auf legale, und daher unabhängige Weiſe die möglichen Fehltritte der Magiſtratur zurechtwies, die königliche Autorität zwar nur allmählich, aber ſicher und dauerhaft befeſtigen; er mußte jene Nationalität ſchaffen, die für die Dauer eines jeden Staates die Grundbedingung ausmacht. Man mußte ſich daher aber auch beeilen ein Bindungsmittel von ſo einleuchtendem Nutzen herzuſtellen; man mußte ſich beeilen, von der weiſen Beſtimmung des Fundamentalgeſetzes Vortheil zu ziehen. Dieſe Wahrheit war unmöglich zu verkennen. Deßhalb fand auch die Schrift, die unſer berühmter Mitbürger Hr. Meyer „über die Nothwendigkeit der Errichtung eines proviſoriſchen oberſten Gerichtshofes“ im Jahre 1815 herausgab, allgemeinen Anklang.

Ich erinnere mich des warmen Eifers, mit dem der verklärte Schimmelpenninck, damals zwar ſchon ſeines Augenlichtes beraubt, aber nie von ſeinem großen politiſchen Scharfblick verlaſſen, dieſe Idee aufgriff, deren ganzen Umfang er überſchaute, und die ihm ſein Patriotismus der Staatsgewalt bemerklich machen, und empfehlen hieß. Vergebens, man verkannte die Wichtigkeit einer Maßregel, von der allein vielleicht die Rettung des Staates abhing — von ihr allein, ſage ich. Sicherlich hätte die edle Unabhängigkeit, die einen hervorſtechenden Charakterzug der holländiſchen Magiſtratur bildet, in dieſem Falle und nachher ihren heilſamen Einfluß über die Magiſtratur des ganzen Königreiches verbreitet. Der unwiderſtehlich überwiegende Einfluß unſrer alten parlamentariſchen Kraft würde die ärgerlichen Prozeſſe, von denen die mittäglichen Provinzen wiederhallten, abgewehrt oder vielmehr vor ihrer Geburt erſtickt haben. Ja die Tribunale dieſer Provinzen, deren unglückliche Zuſammenſetzung ſich noch von früheren Epochen und Urſachen herſchrieb, aber deren damaliger Gang ſo gewaltig dazu beitrug, Belgien ins Unglück zu ſtürzen, und dort den würdigſten Fürſten verhaßt zu machen — eben dieſe Tribunale würden dieſen Fürſten in ſeiner Autorität befeſtigt, und ihm außerdem die ſo wohl verdiente Liebe ſeiner Unterthanen erworben haben.

Ich bin weit entfernt, die feige Servilität der belgiſchen Tribunale geradezu Hrn. van Maanen aufzubürden. Ich habe es bereits ausgeſprochen, und mit wahrhafter Ueberzeugung ausgeſprochen: ſchon lange her hatte er ſich als einen unabhängigen Richter bewieſen. Auch iſt es möglich — und ich entſcheide mich gern in zweifelhaften Fällen für die beſſere Meinung — auch iſt es möglich, daß er durchaus nicht all die Schändlichkeiten erfuhr, deren indirekte Urſache er war. Aber wenn ich ihn auch freiſpreche von einem allzu ſchmachvollen Einverſtändniß, von einem ſtrafbaren Einfluß ſelbſt — mit wenigen Ausnahmen — bei den politiſchen Prozeſſen; ſo muß ich andrerſeits gegen ihn laut meine Stimme erheben in Betreff der nationalen Inſtitutionen, die er ins Leben rufen ſollte, die von der Charte ihre Weihe erhalten hatten; die aber leider ſeinen perſönlichen An- und Abſichten den Weg verlegten. Ihm allein — ich behaupte es hier auf das Nachdrücklichſte — ihm allein muß es zur Laſt gelegt werden, daß im Verlaufe von vielen Jahren der oberſte Gerichtshof nicht errichtet wurde; ihm allein müſſen zur Laſt gelegt werden jene Ausflüchte, jene geheimen und finſtern Schleichwege bei allen Schritten, wo es darauf ankam, die nationalen Geſetze zu verwirklichen; was zu der witzigen Bemerkung Anlaß gab, man gehe bei uns mit den Geſetzbüchern zu Werke, wie anderwärts mit den Verſchwörungen.“ Van Maanens Panegyriſt hat eine ſehr wahre Bemerkung gemacht, wenn er ſich dahin ausſpricht, daß durch die Errichtung eines oberſten Gerichtshofes, wie ihn das Fundamentalgeſetz verlangt, das Miniſterium der Juſtiz faſt entbehrlich geworden ſeyn würde. Eben ſo wahr iſt, was er hinzufügt, der König würde der allgemeinen Meinung nach, Hrn. van Maanen zum Präſidenten dieſes Gerichtshofes ernannt haben. Ich gehe noch weiter, und beziehe mich auf

Digitized by Google

das was ich ſchon oben vorausſchickte: die öffentliche Meinung würde ſogar die Wahl des Königs gebilligt haben, und ich für meinen Theil würde dieſer Meinung von ganzem Herzen beigetreten ſeyn. Indem ich jedoch auch dieſes auf das Zuverſichtlichſte behaupte, will ich es immer auf die Epoche zurückbezogen wiſſen, wo man den oberſten Gerichtshof einführen konnte und ſollte, ich meine die erſten Jahre der Errichtung des Königreiches. Damals — und dieſe Bemerkung, die von Niemand widerſprochen werden wird, der ſich in einer Stellung befand, um darüber urtheilen zu können, iſt an ſich ſchon wichtig — damals würde die Einführung des oberſten Gerichtshofes in den nördlichen Provinzen, der in der letzten Zeit ſo viel Widerſpruch erfahren mußte, unendlich weniger Schwierigkeiten gefunden haben. Ueber die Angemeſſenheit des Ortes, wo dieſer Gerichtshof niedergeſetzt wurde, bin ich mit dem Apologiſten völlig einverſtanden; er ſchien mir ſogar durchaus nothwendig aus Rückſicht auf jene Unabhängigkeit, durch die ſich, wie ſchon oben bemerkt wurde, unſere Magiſtratur ſo vortheilhaft vor der belgiſchen ausgezeichnet, und die nach unſrer obigen Hypotheſe viel leichter ihren Einfluß weiter verbreitet haben würde, als wenn der oberſte Gerichtshof ſeinen Sitz in Belgien genommen hätte.

Aber wie kommt es, wird man fragen, daß van Maanen einer Inſtitution ſeine Beiſtimmung verſagte, die ihn an die Spitze der richterlichen Gewalt geſtellt hätte? Kann erwieſen werden, daß ihm der zu ſo großem Unheil verſchobene Vollzug der Beſtimmungen des Staatsgrundgeſetzes zur Laſt fällt? Es läßt ſich daran nicht zweifeln. Ich pflichte nicht den gemeinen Beweggründen bei, die man ihm im Norden wie im Süden unterſchiebt; ich halte ihn für erhaben über niedere Habgier. Der unermeßliche Abſtand, der zwiſchen der politiſchen Macht eines Premierminiſters (und van Maanen war dieſes, wenn er auch nicht den Namen trug) und der Gewalt beſteht, die unſere Charte dem Präſidenten des oberſten Gerichtshofes beilegt — dieſer Abſtand allein ſcheint mir hinreichend, die Handlungsweiſe eines Mannes zu erklären, deſſen unerſättlicher Ehrgeiz bei jedem Schritte, mit dem man ihm näher tritt, um ſo deutlicher in die Augen fällt. Dieſer Grund, was immer übrigens van Maanen's Schritte geleitet haben mag, iſt ſo allgemein angenommen, daß man auf dieſen Fall wohl das Sprüchwort anwenden darf vox populi — vox Dei.

Und wie dürfte man auch nur einen Augenblick daran zweifeln, wenn man die Richtung verfolgt, die van Maanen als Miniſter eingeſchlagen hat? Wird man ſich über dieſe nicht mehr als genug beſtärkt finden, wenn man ſieht, wie ängſtlich er an ſeiner Gewalt hing, wie er ſie umklammert hielt, gleichviel mit welchen Mitteln, in unerſchütterlicher Hartnäckigkeit? Werfen wir einen flüchtigen Blick auf dieſe Handlungsweiſe, indem wir dabei das, was auf das Departement der Juſtiz insbeſondere Bezug hat, von der Leitung der Staatsangelegenheiten überhaupt ausſcheiden.

Wenn man auch (wie ſchon oben angedeutet wurde) über die Abſicht van Maanens, in politiſchen Beziehungen einen ungeſetzlichen Einfluß auf die Tribunale auszuüben, verſchiedener Meinung ſeyn kann, ſo iſt doch dieſer Einfluß ſelbſt als Thatſache nur allzu gewiß. Die leidenſchaftliche Heftigkeit van Maanens, ich laſſe es unentſchieden, ob wahr oder nur angenommen, ließ ihn gewöhnlich ſeine perſönliche Meinung ausſprechen, bevor noch der richterliche Ausſpruch gegeben war; allein dieſe Unſchicklichkeit, um es auf's Gelindeſte zu ſagen, erregte bei den würdigen Behörden in Holland nur ein Lächeln, und man wurde ihrer bald überdrüſſig. Ganz anders jedoch war es hiemit in Belgien. Dort verlegte man ſich darauf, dem Miniſterium ſeine Wünſche abzulauſchen, ihnen bereitwillig nachzukommen, kurz ſich als würdige Schildknappen deſſelben zu beweiſen; worüber man ſich nicht wundern wird, wenn man weiß, daß die Anarchie der Sanskulotte und des Deſpotismus Bonaparte's kurz zuvor dort gleich dienſtfertige Handreichung gefunden hatten. Während nun die franzöſiſche Regierung faſt immer und in allen ihren Uebergängen auf gleiche Weiſe tyranniſch zu Werk gehend bei den Belgiern die Oppoſition gegen die richterliche Gewalt, wie überhaupt jede Oppoſition unterdrückt hatte; ſo mußte hierin eine unermeßliche Veränderung unter der Regierung des Königs der Niederlande eintreten, der, ſelbſt liberal, in ſeinen wohlthätigen Abſichten auf eine würdige Weiſe von mehrern ſeiner andern Miniſter unterſtützt wurde. Indem man alſo von der in Belgien ganz neuen Sprech- und Preßfreiheit Gebrauch machte, fing man ſogleich damit an, nur allzu gegründete Klagen gegen die Magiſtratur zu erheben, in die ſich bald leidenſchaftliche Uebertreibung miſchte, wodurch die Oppoſition von beiden Seiten ſich zu gleich verwerflichen Extremen hinreißen ließ. Man ging immer weiter, der Kampfplatz gewann mehr und mehr an Umfang, der Streit verbreitete ſich mit immer zunehmender Erbitterung über faſt alle ſozialen Intereſſen ohne Ausnahme, und entbrannte mit neuer Kraft, als gerade die friedfertigſten und verſöhnlichſten Gemüther über verſchiedene Punkte zwiſchen die ſtreitenden Parteien des Königreichs ſich mit einer von beiden abweichenden Anſicht in die Mitte ſtellen zu müſſen glaubten. Immer bleibt es aber eine ausgemachte Sache, daß der Kampf uranfänglich ſich auf einem Felde entſpann, das am Wenigſten Boden zu Zank und Streit gewährte, am Wenigſten einen, der hätte gefährlich werden ſollen, auf dem Felde der Geſetzgebung, wo die alte Unabhängigkeit der holländiſchen Tribunale und Advokaten, ihr muthiger Trotz, verbunden mit beſonnener Ruhe und geziemender Unterwürfigkeit gegen die legitime Autorität, wo Tugend allein hingereicht haben würde, alle Stürme zu beſchwören und das Glück der Bürger dauerhaft zu befeſtigen. Welche furchtbare Verantwortlichkeit laſtet aber auf dem Mann, der, von ſeinem Privatintereſſe allein geleitet durch ſeinen Einfluß, die von der Wohlfahrt des Staates ſo dringend gebotene definitive Organiſation hinausſchob, und dadurch mit unverzeihlicher Kurzſichtigkeit das ohnhin ſchwache Gebäude eines proviſoriſchen Zuſtandes noch mehr erſchütterte. Ich entwarf das Bild von dem Gange der Dinge mit den mildeſten Farben, und ich wage zu glauben, daß Niemand mich einer Uebertreibung zeihen werde; Niemand wird wenigſtens dem eben Geſagten ſeine Beiſtimmung verſagen.

Die lichtvollen Einſichten van Maanens, die man ihm, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht abſprechen kann, dieſe lichtvollen Einſichten ſelbſt ſchienen ſich zu verdunkeln, oder er ſtellte ſie ſelbſt in den Hintergrund, ſobald ſein eigenes Intereſſe Dieß ihm als eine Nothwendigkeit zu gebieten ſchien. Führen wir hiezu als Beleg ein Beiſpiel an. Die richterliche Gewalt hatte in der Konſtitution eine breite und wahrhaft liberale Grundlage erhalten. Van Maanen ſelbſt hatte bei einer feierlichen Gelegenheit mit Würde und Bered-

Digitized by Google

ſamkeit die Vortheile des Sakramentalgeſetzes hervorgehoben. Allerdings hatte dieſes Geſetz, zwar nicht ausdrücklich, aber in einer Art, die keinen vernünftigen Zweifel darüber beſtehen ließ, die antiliberale Theorie der richterlichen Konflikte durchaus verworfen. Hr. van Maanen ſelbſt iſt ein allzu tüchtiger Rechtsgelehrter, als daß er nicht in ſeinem innern Wiſſen und Gewiſſen dem Prinzip unſrer Konſtitution hätte beipflichten ſollen. Noch mehr: dieſes Prinzip war ſeit der Morgenröthe unſrer glorreichen Wiedergeburt ausgeſprochen, es hatte durch das Staatsgrundgeſetz der vereinigten Niederlande von 1814 ſeine Weihe empfangen, und an Hr. van Maanen war es nun, ſich für deſſen förmliche Sanktion unſern vollen Dank zu verdienen. Wirklich begann auch van Maanen, als zum erſten Male und nur nach Verlauf von mehreren Jahren, während welcher, wie Niemand zweifelte, die widerliche Mißgeburt der alten franzöſiſchen Doktrin zu Grunde gegangen ſeyn ſollte, als, ſage ich, Erinnerungen an das franzöſiſche Kaiſerreich, und vielleicht das Verlangen nach abſoluter Herrſchaft dieſe veraltete Doktrin wieder ins Leben zu rufen verſuchten, und ein Miniſter des Königs ſie unter ſeinen Schutz nahm — da begann van Maanen mit glänzendem Scharfſinn die unbedingt wahre und konſtitutionelle Doktrin ins Licht zu ſetzen. Die Majorität des Staatsrathes dachte hierüber anders; der König ſchien ſich dieſer anzuſchließen. Sogleich ſah man den Miniſter, ihn, der ausdrücklich den Beruf hatte die richterliche Gewalt unangetaſtet zu bewahren, die Fahne ſeiner Pflicht verlaſſen und gegen ſein Gewiſſen und ſeine Ueberzeugung eine königliche Entſchließung bekannt machen, welche den alten Mißbrauch der Konflikte wieder aufleben, oder vielmehr vervielfältigen half. Ex uno disce omnes.

Es gehörten nur die ungeſchickten Mißgriffe unſrer Machthaber dazu, um aus der Einführung der holländiſchen Sprache in den Gerichtsverhandlungen (ein Gegenſtand, der nach ſeinem wahren Werthe bemeſſen von untergeordneter Bedeutung war) eine der vorzüglichſten und unmittelbarſten Urſachen an dem Verderben des Königreiches zu machen. Dieſe Sache iſt ſo vielſeitig und bis zum Ueberdruß beſprochen worden, daß wir jedes Wort darüber für überflüſſig halten und uns nur darauf beſchränken wollen, auf Thatſachen hinzuweiſen. Hr. van Maanen iſt es, dem wir mehr als jedem Andern jene königliche Verordnung zuzuſchreiben haben, die zu ſo vielen Klagen Anlaß gegeben hat; in dem Kreiſe ſeines Miniſteriums war es, wo eine ſtrenge Anwendung ihre Härte erſt recht fühlbar machte und hiedurch auch die Klagen vervielfältigte. Fügen wir hiezu noch die Bemerkung, daß es an dieſem Miniſter doppelt ſtrafbar erſcheint, weil er durch eine ſchnelle und definitive Juſtizorganiſation wie ſie von dem Staatsgrundgeſetz vorgeſchrieben war, längſt und auf geſetzlichem Wege das Ziel hätte erreichen können, an das man durch verzögernde und unwillkürliche und vor Allem durch höchſt unpolitiſche Maßregeln zu gelangen ſtrebte.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch auf St. Helena im Januar 1827. *)

Es war noch ſehr früh am Tage, als wir vom Verdecke St. Helena gewahrten. Wie ein ſchwarzer Punkt erſchien es am Horizont; allmählich aber nahm es beſtimmtere Formen an, und in wenig Stunden ſegelten wir bis auf eine halbe Meile an ſeine Küſte heran. Die Inſel, wenn man ſich ihr ſüdwärts nähert, zeigt ein Ufer von aufgethürmten Felſen, die ſich in einer Höhe von achthundert Fuß ſenkrecht über den Ozean erheben. Nur die tiefeingeriſſenen Felſenſpalten gewähren hier und dort einige Abwechslung an dieſem einförmigen Felsklumpen, auf dem kein Grashalm oder Baum zu erblicken iſt, und deſſen vulkaniſchen Urſprung klar die verſchiedenen Lavaſchichten bezeugen. Die Farbe derſelben iſt röthlich braun, und dieſer düſtere Anſchein wurde bei unſerer Annäherung noch durch eine dunkle Wolke vermehrt, die den ganzen Umkreis bedeckte, und ſich in Regenſtrömen auf die Thäler, oder beſſer Klüfte, ergoß, die wir im innern Lande erblickten. Auf den höchſten Punkten und Spitzen waren Wachtthürme und Batterien erbaut, und jeder Fels mit zahlreichen Geſchützen beſetzt, die jedem Angriffe Trotz boten. Wahrlich der vereinigten Natur und Kunſt wäre es unmöglich geweſen, einen geeignetern Verbannungsort als dieſen für Napoleon ausfindig zu machen.

Die kleine Stadt, im Jamesthal erbaut, das ſich zwiſchen zwei ſteilen unfruchtbaren Hügeln öffnet, bot unſerm Auge einige Entſchädigung für den kahlen Anblick der Außenſeite der Inſel. Die Kirche, das Regierungsgebäude und ein Paar grüne Bäume machen am Ankerplatze, der nicht weit vom Ufer iſt, einen ſehr angenehmen Eindruck. Die Dächer einiger andern Wohnungen blicken aus dem Thale hervor, und auf dem Gipfel eines Hügels ſteht eine dünne Pflanzung von Zwergföhren, und giebt wenigſtens dem Eilande eine Spur von Vegetation, die man am Geſtade des Meeres nicht findet. Unſer Aufenthalt auf St. Helena ſollte ſich nur auf einige Stunden beſchränken: doch würden wir uns einer unverzeihlichen Barbarei ſchuldig gemacht haben, hätten wir nicht dieſe wenigen Augenblicke benutzt, einen ſo klaſſiſchen Boden zu betreten, und Longwood und das Grab Napoleons zu ſehen. Fünf von uns landeten, mit den dringendſten Aufträgen Jener verſehen, die aus Mangel an Geſchmack oder Neugierde vorzogen, an Bord zu bleiben, Andenken der Weiden mitzubringen, die über dem Grabe welken.

Wir verſahen uns ſogleich nach der Landung in dem Gaſthauſe von James Town mit Pferden, und unſer Wirth verſchaffte uns eine Weiſung von dem Gouverneur, die den Wächter ermächtigte, uns die Einfaſſung des Grabmales zu öffnen, und Zweige von den einfaſſenden Bäumen abſchneiden zu laſſen. Mit dieſem legalen Befehle beſtiegen wir unſere kleinen Thiere, und durchritten die einzige Straße der Stadt bergaufwärts, unſerm Ziele zu.

So zogen wir ruhig unſers Weges, ſinnend über die Ereigniſſe, die St. Helena ſo berühmt machten, und während wir in unſerm Gedächtniſſe uns die Erzählungen der Tagbücher des Las Cases und der übrigen Gefährten Napoleons zurückriefen, hatten wir die Stadt weit hinter uns im Thale liegen, und erreichten auf einer Anhöhe einen kleinen Wiesgrund, den der Rinnſal eines Bergbaches ernährte. Es waren die Gebäude von Briars, die Napoleon zuerſt nach ſeiner Landung bewohnte; eine niedere Behauſung, die dem Anſcheine nach nur wenige Zimmer enthalten konnte. Die kurze Zeit erlaubte uns nicht, das Innere zu beſichtigen, und nachdem wir ein anmuthiges niedriges Tannenwäldchen durchzogen hatten, erweiterte ſich die Ausſicht auf die Thäler und Hügel der weſtlichen Inſelſeite. Hier wurde die Szenerie wahrhaft großartig; die ſteilen Berge und tiefen Gründe, welche die Gegend geſtalteten, lagen im ſchroffeſten Gegenſatze vor unſern Blicken. Die letztern, mit einer anmuthigen Vegetation längs der ſie durchſchlängelnden Bäche waren durch Felsmaſſen eingefaßt, die ihre luftigen Häupter zu den Wolken erhoben, und nur verſengte unfruchtbare Oberflächen zeigten. Hier und da ſtürzte eine Quelle ſich die Felſen herab, grüne Streifen waren dazwiſchen ſichtbar, und in den Thälern ſchimmerten die Schiefer- oder auch rothen Ziegeldächer kleiner wohlgeordneter weißer Häuſer, mit glänzend-grünen Fenſterläden. Das Ganze ſchien ein wohlgelungener Proſpekt in der Nachahmung ſtädtiſchen Geſchmackes, der

---

*) Aus dem „United Service Journal.

Digitized by Google

aus den wildmaleriſchen Formen der Umgebung um ſo augenfälliger hervortrat, und mich unwillkürlich an die kleinen hölzernen Häuschen erinnerte, die ich in meinen Kinderjahren zur Unterhaltung in den Spielzeugbuden kaufte. Durch die Bergſpalten glänzte der Ozean, der ſich auf groſe Entfernung in einen Nebel verlor, ſo daß wir den Horizont nicht unterſcheiden konnten, und die Schiffe im Hafen uns nur in der Größe von Fiſcherbooten erſchienen.

Wir waren nicht weit mehr von dem Ziele unſerer Pilgerfahrt. Jemand, der uns begegnete, lenkte unſere Schritte auf ein Haus, das auf einem grünen Platze ungefähr eine Meile von uns lag; und nachdem wir ein Gatter paſſirt hatten, ſahen wir bald die weit berühmten Weiden, denen wir haſtig zueilten. Ein kleines Pförtchen führte uns zu einem Blumengarten, wo wir abſtiegen, und einen Veteranen-Korporal des 58ſten Regiments trafen, der zum Wächter des Grabes beſtellt war. Eine niedliche Geranium-Hecke in rother Blüthe bepflanzte den Pfad, der zu der geweihten Stelle führt. Viele Hügel ſteigen ringsum empor und bilden einen tiefen Keſſel, mit einer einzigen Oeffnung ſüdlich, die den Ausgang zu dem Thale bietet. Ein zierlich grünes Geländer von 50 Fuß Durchmeſſer umgürtet einen ſchönen grünen Raſenfleck, und in der Mitte dieſes unter dem wohlverdienten Schatten einiger ehrwürdiger Thränenweiden ſteht das viereckige Eiſengitter, welches die irdiſchen Ueberreſte des groſen Welterſchütterers umſchließt. Der alte Soldat, der uns nun als Cicerone diente, nachdem er ſich von der Erlaubniß unſerer Einführung überzeugt, hub im ſchleppenden Tone und ohne ſich durch irgend Etwas irre machen zu laſſen, ſeine Erzählung an, die er ohne Zweifel mit denſelben Worten bei den Hunderten von Beſuchen, welche uns vorausgegangen, bereits vorgetragen hatte: „Hier, Sir, hat der Kaiſer gewünſcht, nach ſeinem Tode begraben zu werden, wenn man ſeine Gebeine nicht nach Frankreich führen laſſen wollte. Erlaubte ſeine Geſundheit einen Spaziergang, ſo ſaß er unter dieſer Weide im Geſpräche mit der Gräfin Bertrand. Von dieſer Quelle (indem er auf einen dünnen Waſſerfaden zeigte, der an der Seite des Hügels herabrieſelte) wurde des Kaiſers Trinkwaſſer genommen. Wenn es E. Gnaden gefällt, hier iſt ein Gefäß (er präſentirte uns ein altes zinnernes Geſchirr, mit dem Einige ſich ein Paar Tropfen ſchöpften), und dort, Sir, unterhalb dieſer Weiden, unter den drei breiten Schwertlilien, iſt Napoleons Leichnam gelegt; das Haupt jenen kleinen ſpitzigen Neſſeln zugewendet. Sie ſehen, Gentleman, den kleinen Raum Erde, ſechs Zoll breit zwiſchen dem Geländer und der Platte; die Gräfin Bertrand hatte ihn nach des Kaiſers Tode rundum mit Jelängerjelieber bepflanzt, und pflegte ſie ſorgfältig; aber jetzt ſind ſie alle verwelkt. O, es war eine feine Frau, Gott ſegne ſie! Doch, Gentleman, vielleicht wünſchen Sie innerhalb des Gitters zu ſteigen; hier läßt ſich eine der Stangen herausnehmen, und wenn Sie nicht zu dick ſind, können Sie wohl durchſchlüpfen. Es iſt noch nicht lange her, daß ein alter fetter General aus Bombay hier war, der um hinein zu gelangen alle ſeine Kleidungsſtücke ablegte.“ Wir folgten des Veteranen Weiſung, zwängten uns durch die Oeffnung und ſtanden nun auf der Erdſcholle, die ſich mit den modernden Gebeinen des groſen Kaiſers miſchte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber gleichzeitig nahmen wir insgeſammt unſere Hüte ab; wir fühlten Alle jene Ehrfurcht und Verehrung, die wir ihm ausgedrückt haben würden, wäre er lebendig vor uns geſtanden. Eine Gruppe britiſcher Offiziere auf dem Grabe ihres überwundenen Feindes! Gewiß wäre ſeiner ſtolzen Seele dieſer Gedanke unerträglich geweſen! Keine ſchwärmeriſche Empfindſamkeit rief dieſes Gefühl in uns hervor (Einer meiner Gefährten war auf der Flotte von Trafalgar, und dann zwei Jahre kriegsgefangen in Frankreich; ein Anderer hatte ſeit ſeiner früheſten Jugend auf der Halbinſel gegen die Armeen des Mannes gefochten, deſſen Staub jetzt unter unſern Füßen lag), wohl aber die Ehrerbietung, welche man ſtets dem Andenken Jener zollt, deren überwiegende Talente und Geiſteskräfte ſie weit über ihre Zeitgenoſſen erheben. Weder eine Inſchrift, noch der Name Napoleons war auf dieſen Steinen eingegraben. Doch ſolcher Ruhm bedarf keiner glänzenderen Erinnerung als das Bedauern Frankreichs, und die Geſchichtstafel jener hohen Waffenthaten, die die franzöſiſchen Heere errungen, als Dieſer, der nun fern von ſeinem Vaterlande modert, ſie zum Siege und Ruhme führte.

Während wir beſchäftigt waren, einige Zweige der Myrthen und Thränenweiden abzuſchneiden, umzog ein dichter Nebel allmählich den Hügel, der uns faſt gänzlich einhüllte und in einem Regenguſſe ſich endigte. Ein Hausbeſitzer in der Nähe bot uns freundlich ein Obdach an, wohin ſich meine Gefährten auch flüchteten, während ich, ungeachtet des Regens, eine Zeichnung entwarf. Da mir unſer Veteran ſehr anhänglich an Napoleon ſchien, ſo ſchloß ich, daß mehrere ſeiner Kameraden vielleicht dieſe Gefühle getheilt hatten, und fragte ihn, welche Soldaten der verſchiedenen Regimenter den Todesfall am Meiſten bedauert hätten. „Ei, Sir,“ erwiederte er, „ich weiß Das nicht; wir hatten immer ſtrengen Dienſt und waren beſtändig auf Wacht und Poſten.“ Ich drückte ihm eine halbe Guinee in die Hand; wir beſtiegen unſere Pferde, und in kurzem Galoppe ging es Longwood zu, das ungefähr anderthalb Meilen entfernt lag.

Ehe wir das Haus erreichten, das auf der Höhe eines ſchmalen Hügels erbaut iſt, durchritten wir ein dünnes Wäldchen kränkelnder Bäume, und ſtiegen an der Thüre, die zum Billardzimmer in Longwood führte, ab. — Das Gebäude hat ein Erdgeſchoß mit äußerſt niederm Dache. Die wenigen Zimmer ſind enge, düſter und feucht, und überdauerten kaum den Aufenthalt des Kaiſers. Sie mögen wohl bei ihrer Erbauung nicht anders geweſen ſeyn. Jetzt iſt das Haus gänzlich verfallen. In dem Zimmer, wo Napoleon ſeinen letzten Athemzug aushauchte, iſt eine Dreſchmaſchine aufgeſtellt; ſein Wohnzimmer iſt in einen Kornboden umgewandelt; ſeine Bibliothek, wo er den größten Theil ſeiner Zeit zubrachte und die Memoiren diktirte, welche er der Welt als Vermächtniß hinterließ, iſt zum Hühnerhauſe umgeſchaffen. Das Schlafzimmer iſt zum Stalle eingerichtet, und die Nebengebäude, einſt von ſeinen treuen Generalen Gourgaud und Montholon bewohnt, ſind zu ähnlichem Zwecke verwendet. Ich habe die Dachkammer beſtiegen, wo der junge Las Caſes ſchlief, und konnte nicht aufrecht darin ſtehen. Es bleibt kein Wunder, wie Napoleon ſich über ſchlechte Behandlung beklagen konnte, da die ihm angewieſene Reſidenz ſo erbärmlich war, daß man ſie jetzt nur für ein Magazin geeignet hält. Die neue Wohnung, welche die britiſche Regierung errichten ließ, war behaglich, geräumig und zierlich. Sie wurde eben ſo ſchön eingerichtet; doch der Kaiſer hat nie davon Gebrauch gemacht; ſeine Geſundheit war bereits ſo zerrüttet, als die neue Reſidenz endlich fertig wurde, daß er in keine Verlegung mehr eingehen wollte.

Während ich ſo Longwood mit dem Intereſſe durchwandelte, das Jeder, der von Napoleon gehört, hier fühlen wird, bemerkte ich einem meiner Gefährten, welch ein Unglück es für England war, das Gehäſſige von Napoleons Gefangenſchaft zu übernehmen, da gerade es unter allen Nationen allein durch dieſe Haft Nichts gewann. Ein junger Mann, der ſich zu uns geſellt hatte, bloß um einen Zeitvertreib während des Rittes zu haben, und von Napoleon nicht Mehr wußte, als daß ein General dieſes Namens bei Waterloo geſchlagen wurde, ſagte mir, nachdem er einige Zeit umhergegafft hatte: „Das iſt ein artiges Haus, wie nennt man es?“ Mit Unwillen wendete ich mich ab und beſtieg mein Pferd. Zwei Mal war ich dieſen Tag entzückt durch die Erinnerungen einer herrlichen Vergangenheit, und war nun verurtheilt, mich durch die Albernheit eines ſolchen Unwiſſenden recht derb an die Nichtigkeit aller menſchlichen Größe erinnert zu fühlen, hätten nicht an ſich ſchon dieſe melancholiſchen Umgebungen laut genug davon gepredigt.

Wir beeilten unſern Rückzug nach James Town und in wenig Stunden durchpflügten wir das Meer unſerm herrlichen Alt-England entgegen, höchlich erfreut über unſern kurzen, aber werthvollen Beſuch der Inſel des Oceans.

Vermiſchte Nachrichten.

Man will berechnet haben, daß ſich in Rußland 580,000 Adelige befinden; Oeſterreich ſollen deren 239,000 zählen. Spanien that ſich im Jahre 1785 etwas darauf zu gut, 479,000 Edelleute zu beſitzen und in Frankreich rechnete man vor der erſten Revolution 365,000 adelige Familien, von denen 4120 zu dem älteſten Adel des Landes gehören wollten.

*

Zu Neulondon in den vereinigten Staaten iſt gegenwärtig die größte Schildkröte zu ſehen, die man noch gefunden hat. Dieſelbe wiegt 890 Pfund, und hat vom Kopf bis zum Schwanz gemeſſen 8 Fuß Länge und 7 Fuß Dicke.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 150. 30 Mai 1831.

Van Maanen.

(Schluß.)

Unpolitiſch — dieſen Beiſatz verdienen van Maanen's Maßregeln nur allzuſehr. Die parteiloſe Geſchichte wird unſern Enkeln all die unheilvollen Folgen berichten, die aus der Verfügung über die Sprache hervorgingen, aus der auf die unnöthigſte Weiſe ſo viel Haß erzeugt, und eine wahre Brandfakel von Unordnungen wurde. Wenn das Departement der Juſtiz, das ſich unmittelbar unter van Maanens Aufſicht befand, ganz beſonders die Wirkung dieſer Ordonnanzen fühlte, ſo erſtreckte ſich dieſelbe ſtets auch auf die übrigen Zweige der Verwaltung, ſo daß in dieſem Betracht Hr. van Maanen eines allgemeinen Einfluſſes auf alle Verwaltungszweige ſich rühmen kann.

Es wäre eine minder ſchwierige als verdrießliche Aufgabe, das lange Gemälde all der Mißgriffe aufzurollen, in die dieſer Mann die Regierung verſtrickte. Wir wiederholen hier nur, was ſchon oben geſagt worden, daß keiner unſrer Miniſter ſich des Vertrauens ſeines Souveräns in dem Grade zu bemächtigen verſtanden hat; doch unterlaſſen wir nicht, obgleich wir es gleichfalls ſchon bemerkt haben, mit der Unparteilichkeit, die jeder redliche Mann ſich ſelbſt ſchuldig iſt, hinzuzufügen, indem wir darin zugleich eine mächtige Entſchuldigung für den König finden — daß van Maanen in ſeinem Fache eines großen Rufes genoß, und daß vielleicht gerade dieſes Fach es war, in welchem der König am Wenigſten von ſeiner eigenen Einſicht ſich leiten laſſen konnte. Man braucht ſich deßhalb auch bei dem Urtheile, welches Hrn. van Maanen all die zahlreichen Verſtöße unſrer Regierung gegen die Geſetzlichkeit zur Laſt legt, nicht bloß auf die Grundſätze der konſtitutionellen Regierung zu berufen, ſondern nur auf den gewöhnlichen geſunden Menſchenverſtand. Selbſt den Charakter dieſes leicht aufgebrachten jähzornigen Mannes glaubt man in dieſer oder jener allgemeinen Maßregel zu erkennen; und ſelten wird man ſich, wenn man die Quelle derſelben aufſucht, in dieſer Anſicht getäuſcht finden.

Doch entſchlagen wir uns hier einer ſo traurigen Unterſuchung, um auf die königliche Botſchaft vom 11 Dezember 1829 unſeligen Andenkens zu kommen. In dieſer Botſchaft glaubte man damals ſchon van Maanens Werk zu erblicken, wie es denn auch jetzt ſein Panegyriſt beſtätigt hat.

Ich laſſe einem lebhaften, gedrungenen und beredten Style alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber welche Doktrinen! Iſt Dieß wohl eine holländiſche Stimme, die von Geburtsrechten ſpricht, die vor der Konſtitution dageweſen und von ihr unabhängig ſind? Wie oft mußten wir andern alten Patrioten dieſe Theorie der Legitimität und des göttlichen Rechtes belächeln, jene Erfindung der düſtern und pedantiſchen Tyrannei der Stuarts, die von unſern geiſtreichen franzöſiſchen Nachbarn verjüngt und verſchönert worden iſt! Und nun finden wir eben dieſe Theorie im Munde unſers Königs, oder beſſer geſagt unter der Feder des Hrn. van Maanen wieder! Warum ſollen wir uns hierüber nicht mit voller Freimüthigkeit ausſprechen? — Gegen ſolche Doktrinen ſträubt ſich unſer derber, geſunder Sinn; ſie ſind unſrer unwürdig. Doch wenn es ſich von Grundſätzen handelt, die von einer innigen Ueberzeugung ausgeſprochen werden, ſo ſind nur ſie es, die man haſſen kann; ihn, der ſie ausſpricht, müſſen wir fern allem gehäſſigen Gefühle nach dem Gebot der chriſtlichen Liebe bemitleiden; aber iſt Dieß auch der Fall, wenn unredliche Geſinnung dabei im Spiele iſt, wenn man den Mann der Doktrinen wie eines Spielzeuges ſich bedienen ſieht, wenn man ihn ſie wechſeln ſieht, wie die Kleider mit den Jahrszeiten? Es iſt uns nicht erlaubt, irgend einen Menſchen zu haſſen, ſelbſt den verworfenſten nicht. Sollte es aber auch verwehrt ſeyn, mit unſrer Verachtung den Mann zu bedecken, der ſich verachtungswürdig gezeigt hat? Und giebt es etwas Verworfeneres als den, der mit den heiligſten und unwandelbarſten Grundſätzen ſpielt, und der ſein Glaubensbekenntniß nur nach der Bouſole ſeines Eigennutzes einrichtet?

Doch bleiben wir bei den Thatſachen ſtehen. Seit ſeiner Revolution im Jahre 1795 wechſelte Holland, das den verſchiedenen Stadien folgte, welche die franzöſiſche Revolution durchlief, zu verſchiedenen Malen ſeine Regierungsform, die nach einem mehr oder minder ſtreng gehaltenen Republikanismus in eine Monarchie auslief. Indeß blieben alle dieſe Veränderungen mit dem Gepräge der Mäßigung der holländiſchen Sinnesart bezeichnet. Mehr vielleicht als irgend ein anderes Volk wußte ſich das holländiſche eben ſo vor demagogiſchen Ausſchweifungen, und den Gräueln der Geſetzloſigkeit zu bewahren, als, einem König unterthan geworden, ſeine Würde zu behaupten und Erniedrigung zu vermeiden. Und welche Rolle ſpielte Hr. van Maanen unter dieſem Wechſel der Verhältniſſe? Sein Panegyriſt ſelbſt ruft uns das unedle Poſſenſpiel ins Gedächtniß, wie er durch Mißhandlung der Büſte des vertriebenen Statt-

Digitized by Google

halters ſein republikaniſches Meiſterſtück abzulegen vermeinte; doch vergißt er weislich beizufügen, daß jener übelangebrachte Scherz, der in Holland zur Genüge bekannt wurde, dort allgemeinen Unwillen auf ſich lud; *) er vergißt beizufügen, daß van Maanen zu der äußerſt geringen Anzahl von Holländern gehörte, die ſich zu den antiſocialen Doktrinen der Jakobiner bekannten, was bei ſeinen Talenten, und ſeiner hohen Stellung in der Verwaltung um ſo gefährlicher werden konnte. Man pflegte damals zu ſagen: *wenn Holland ſeinen Robespierre hervorbringen würde, ſo ſey ſein Fougier-Tinvile ſchon fertig.* Glücklicherweiſe war die franzöſiſche Republik, deren Einfluß auf unſer Vaterland ſich nicht verkennen läßt, bereits zu gemäßigteren Prinzipien zurückgekommen; ſtets wieſen die Holländer, dieſe älteſten Söhne der neueren Freiheit, damals die Anarchie von ſich zurück, wie ſpäterhin den Despotismus.

Van Maanen, unabläſſig das ſpähende Auge auf den Geiſt der Tagesſtimmung gerichtet, dem er ſich mit einer bewunderungswürdigen Schmiegſamkeit anzufügen verſtand, wußte ſtets die herrſchende Farbe auszuhängen, und dieſelbe ſogar noch ſtärker aufzutragen. Er befand ſich unter der ſehr geringen Anzahl unſrer Mitbürger, deren Mund ſich im Jahre 1810 durch die Lobpreiſungen der fremden Tyrannei beſudelte. Als drei Jahre ſpäter die edlen und hochherzigen Gemüther aller Parteien ſich aneinanderſchloſſen, um uns zu befreien, und die Nationalunabhängigkeit wieder zu erringen — da hatte man Gelegenheit genug in dieſem kühnen Kampfe die unendlichkluge Vorſicht van Maanen's zu bewundern, der unter den lockerſten Vorwänden ſich verbarg, und, beſchäftigt zu errathen, welcher Theil den Sieg davon tragen würde, in Bereitſchaft ſtand, Jedwelchem zu dienen, doch was ſage ich ihm zu dienen, Jedwelchen ſeinem perſönlichen Ehrgeize dienen zu laſſen. Daß er es nur allzu glücklich zu treffen wußte, haben wir geſehen und ſehen es noch.

Die legitimſten Beweggründe gebieten uns über neuere Ereigniſſe jede nähere Erörterung zurückzuhalten. Dieſe Beweggründe, die in der heiligen und in unſren Gefühlen unzertrennlichen Liebe für Vaterland und König ihre Quelle haben, würden uns das unbedingteſte Stillſchweigen auferlegen, wenn wir nicht einen wahren Herzensdrang empfänden, wenn wir es nicht als eine unverweigerliche Schuld anſähen, hier laut auszuſprechen, was eines Tages wenn es möglich und vor Allem, wenn es erlaubt ſeyn wird, gänzlich den Schleier zu lüften, die Nachwelt mit einmüthiger Uebereinſtimmung dankbar anerkennen wird — wenn wir uns nicht, ſage ich, verbunden erachteten, einſtweilen unſren Enkeln in dem gerechten Zoll des Lobes vorzugreifen, den ſie einſt der kindlichen Liebe und dem ritterlichen Edelſinn des künftigen Thronerben ſpenden werden. Dann wird auch die Stunde ſchlagen, wo ſich völlig nicht bloß die Strafbarkeit van Maanens (denn dieſe liegt allzu klar am Tage, als daß es Deſſen noch bedürfte) enthüllen muß, ſondern auch die ungeheure Maſſe von Uebeln, die er auf das Königreich gewälzt hat.

Wir ſchließen mit einer wichtigen Bemerkung, aus der die Ehre der Nation, der wir anzugehören uns rühmen, in ihrem vollſten Glanze hervortreten wird. Nach einem augenblicklichen Rücktritt, den man freiwillig nannte, ſah ſich der König bewogen, van Maanen wieder in ſeinen Staatsrath zu berufen, und von Neuem ihm das Juſtizminiſterium anzuvertrauen. Nur ſehr wenige Stimmen ließen ſich gegen dieſen Entſchluß des Königs vernehmen. So hätte ich mich alſo in Allem getäuſcht, was ich bis jetzt geſagt? So wäre alſo die Anſicht Hollands von der meinigen verſchieden? Weder das Eine, noch das Andere. Meine Mitbürger ſind zu hellſehend, als daß ſie ihre Augen gegen die anſchauliche Gewißheit verſchließen und die ungeheuren Fehler, die van Maanen begangen, und deren verderbliche Folgen nicht erkennen ſollten. Insbeſondere aber ſind ſie von einem allzu lebendigen Gefühle der Gewiſſenhaftigkeit durchdrungen, als daß ſie nicht ihre unbedingte Verachtung über einen Mann ausſprechen ſollten, der ſtets ſeine Prinzipien ſeinem Intereſſe unterordnete. Dieſes Gefühl bildet einen ſo tiefgewurzelten Zug des holländiſchen Charakters, daß ein eigenes Wort, wofür ich in keiner andern Sprache ein gleichbedeutendes kenne, in der unſrigen dazu geſchaffen iſt, Menſchen dieſes Schlages zu brandmarken. Aber warum ſchweigt denn noch die Nation? Warum ſitzen noch immer ſo viele achtungswerthe Männer, ſeine Amtsgenoſſen aus früherer Zeit in demſelben Staatsrath neben van Maanen? Warum nahmen Männer, die der König neuerdings darein berufen hat, und die mit vollem Recht der allgemeinen Achtung genießen, an van Maanens Seite ihren Sitz? Die Antwort auf dieſe Frage liegt auf flacher Hand. Alles Dieß iſt nur die nothwendige Folge von Dem, was ich ſchon weiter oben bemerkte; und findet ſeinen Grund eben ſo in der Natur Deſſen, was ſich ereignete, als in dem Charakter meiner Landsleute.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß ſich in Belgien neben der gerechten und gegründeten Klage gegen van Maanen auch Klagen von ausſchweifender Uebertreibung erhoben. Außerdem geht aus Dem, was ich bereits in Bezug auf ihn vorausgeſchickt habe, ſo wie aus der gerechten Anerkennung, die ich ihm in vielerlei Rückſicht angedeihen ließ, deutlich genug hervor, daß manche Angriffe, die man ſich gegen ihn erlaubte, außer ihrer Unſchicklichkeit auch jeder Begründung ermangelten. Dieſe Unſchicklichkeit, die Unredlichkeit und ſelbſt die Lächerlichkeit einiger von dieſen Angriffen brachten nur allzu oft Männer, die am Meiſten ſein politiſches Betragen verachteten und zu denen auch ich mich zähle, dahin, empört über ſolche Schändlichkeiten ſeine Vertheidigung zu übernehmen. Als endlich die Wuth der Frömmler und Demagogen die Belgier zu einer Erbitterung entflammt hatte, die ſich durch alle Mißgriffe van Maanens und alle Fehler der Regierung (denn es wurden deren einige begangen, von denen man durchaus den Miniſter freiſprechen muß) nicht entſchuldigen läßt — da ergriff ein edler Unwille meine Mitbürger; ſie boten ein Schauſpiel würdig ihrer Vorfahren, ſie reihten ſich um den König, den ſie vor Kurzem erſt ſich gewählt hatten, als ſie das Joch Frankreichs abſchüttelten; ſie erkannten, wie wenig es jetzt an der Zeit ſey, Klagen zu erheben, die, ſo gerecht ſie auch ſeyn

*) Bei einem patriotiſchen Feſte in einem der damaligen Klubs war das Holz ausgegangen, und die Geſellſchaft in großer Verlegenheit wie das Feuer unterhalten werden ſollte; van Maanen, der ſich gegenwärtig befand, warf bei dieſem Anlaß das Standbild des Stadthouders in das Kamin, mit dem Ausruf: „der Dicke da wird uns warm geben.“ S. Allg. Zeit. Außerord. Beil. Nro. 47.

Digitized by Google

mochten, die Harmonie ſtören konnten, deren man ſo ſehr bedurfte, um dem ſtrafbaren Feinde gegenüber eine feſte und impoſante Haltung anzunehmen. Unter ſolchen Konjunkturen erſchien ihnen die Rückkehr van Maanens in das Miniſterium als eine Maßregel, die vielleicht unter einer oder der andern Rückſicht zu entſchuldigen, wenigſtens nur mit ehrerbietigem Stillſchweigen zu mißbilligen war, und Dieß um ſo mehr, als ſeine Entlaſſung von den Belgiern verlangt worden, und auf ihre Forderungen bewilligt zu ſeyn ſchien — auf Forderungen, deren Unart, Haltloſigkeit und Unvernunft in Betreff mancher anderer Gegenſtände ſelbſt auf Diejenigen Einfluß haben mußte, die wie bei dem vorliegenden Fall der Regierung begründete Vorwürfe zu machen hatten — Forderungen, die durch ihre Form, wie durch die wahrhaft ſchändlichen Folgen, von denen ſie begleitet wurden, nothwendig unſern Nationalſtolz verwunden mußten. Auf der andern Seite — wie ich ſchon oben bemerkte — hatte ſich van Maanen's bösartiger und für Belgien verderblicher Einfluß an der Ruhe und Würde der holländiſchen Magiſtratur gebrochen. Wenn hier gleich ſein Wille derſelbe war, ſo waren doch die Folgen nicht dieſelben. Alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen rechtfertigen zur Genüge das gegenwärtige Benehmen meiner Mitbürger, oder vielleicht ſie rechtfertigen ſie nicht nur, ſondern gereichen ihnen auch zum vorzüglichen Lobe. Ihre Meinung über van Maanen, dieſe Meinung, die ich hier ausgeſprochen habe, iſt deßhalb nicht umgewandelt worden; ſondern ihr geſunder Sinn ließ ſie bloß erkennen, daß eine Maßregel an ſich gut ſeyn, aber doch zur unrechten Zeit getroffen werden kann, und daß vielleicht die unmittelbare Entlaſſung van Maanens unter dieſe Kategorie zu rechnen ſey, wiewohl auch hierin, was ich jedoch unentſchieden laſſen will, die Anſichten getheilt ſchienen. Aber dieſe Entlaſſung wird dennoch früher oder ſpäter erfolgen. Die öffentliche Verachtung heftet ſich mehr und mehr an ein politiſches Betragen, das eben ſo erbärmlich in ſeinem Zweck und ſeinen Mitteln, als unheilvoll in ſeinen Folgen war. Der Nachwelt aber bleibe es überlaſſen, an ihm die volle Strenge der Gerechtigkeit zu vollziehn.

Die türkiſchen Frauen. *)

Als ich in das Zimmer trat, deſſen Wände ein großes Viereck bildeten, und deſſen Eingang von einem Vorhange bedeckt wurde, fielen mir drei weibliche Geſtalten ins Auge, die auf reichgewirkten Polſtern ſaßen, unter denen ſich durch das ganze Gemach hin prachtvolle Teppiche ausbreiteten. Eine der Frauen rauchte aus einer ſchönen Pfeiſe, während eine andere mit der Auswahl buntgeſtickter und golddurchwirkter Tücher beſchäftigt war. Sie ſtanden bei meinem Eintritte nicht auf, ſondern luden mich durch freundliche Winke ein, neben ihnen Platz zu nehmen. Hierauf wendeten ſie ſich an eine Dienerin, die mich eingeführt hatte, und in ehrfurchtvoller Erwartung an der Thüre ſtehen geblieben war, und ließen mir durch ſie ihren Wunſch zu erkennen geben, ich möchte meine obern Kleidungsſtücke ausziehen, damit ſie ſich einen Begriff von unſerer europäiſchen Tracht machen könnten. Ich that Dieß mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit, was auf ihren ernſthaften muſelmänniſchen Geſichtern ein leiſes Lächeln erweckte. Die drei Frauen hatten ihr Antlitz unverſchleiert. Als ich mich neben ihnen niederließ und mit meinen Blicken im Gemache umherſchweifte, bemerkte ich mir gegenüber eine ſchwarze Amme, die auf einem Teppiche ſaß und ein Kind ſäugte, das ſeltſam eingewindelt, aber von großer Schönheit war. Um die Amme ſtand eine Gruppe von vier oder fünf Weibern, die zwar nur weiß gekleidet, aber von ſtattlichem Anſehen waren; es waren Dienerinnen. Das Gemach, in dem wir uns befanden, war von einem andern nur durch einen Vorhang geſchieden, hinter welchem fünf andere Frauen hervorkamen, von denen nur eine unverſchleiert ging, die andern vier ſchienen es für unſchicklich zu halten, ihr Geſicht vor meinen Augen zu enthüllen, und ohne eine Frage an mich zu richten, ſchweigſam bloß das meinige zu betrachten. Dieſe Unfreundlichkeit erklärte ich mir aus ihrem Vorurtheile gegen mich als Chriſtin, und ohne mich deßhalb weiter um ſie zu bekümmern, unterhielt ich mich mit denen, deren Auge mir ein freundliches Wohlwollen zu bezeugen ſchien, indem ich alle ihre Fragen lebhaft und artig beantwortete. Als mir ſpäterhin Kaffee und eine Pfeiſe angeboten wurde, hielt ich es für nöthig, ihnen auseinander zu ſetzen, daß bei uns das Rauchen nicht üblich ſey; denn der Kaffee wird bloß als eine Höflichkeitsbezeigung angeſehen, die Pfeiſe hingegen mußte ich als Beweis einer beſondern Achtung annehmen, die ſie mir zu erkennen geben wollten. Der Kaffee wurde von ſehr jungen Mädchen gereicht, die beſſer als die andern Dienerinnen gekleidet und unverſchleiert waren. Ich ließ durch meine Führerin bitten, mir einige ihrer Kleider zu zeigen, worauf ſogleich ein Haufe von Weibern erſchien, die eine Menge bunter Gewänder hereinbrachten, wobei jede mir die Anzüge ihrer Gebieterin vorzeigte, alle meiſt von demſelben Muſter, aber aus verſchiedenen Stoffen und außerordentlich reich und prächtig.

Der Anzug der türkiſchen Frauen iſt allerliebſt und eben ſo zierlich als der der Griechinnen unanſtändig, ſo wie die Tracht der Weiber in der Levante in Geſchmack, Eleganz und Sittſamkeit abſcheulich dagegen abſticht. Indeß ſieht man es einem ſolchen Gewande leicht an, daß es nur für Perſonen gemacht iſt, die ihre Zeit auf Polſtern und mit Nichts als Schlafen, Kaffeetrinken und Tabakrauchen zubringen. Die türkiſchen Frauen beſchäftigen ſich, einige Stickerei abgerechnet, mit gar Nichts, und ſelbſt darauf, wie mir meine Führerin ſagte, verſtehen ſich nur wenige.

Jede Dienerin hatte mittlerweile gegen zehn verſchiedene Gewänder hereingebracht, alle ſehr reich, außerdem noch franzöſiſche Stickereien, Lyoner Steine, goldene und ſilberne Schmucke, Stoffe, Gaze-Hemden von ſechzig Franken Werth, Pantoffeln mit großen Diamanten beſetzt, und prächtig gewirkte Shawls von Alexandrien. Die Kaſchemire, die ich ſah, waren nur von ganz gewöhnlicher Art.

Die drei Damen, die ſich kein Bedenken daraus machten, mir den Anblick ihres Geſichtes zu gönnen, waren kaum ſechzehn oder ſiebzehn Jahre alt, und beſaßen mehr den dieſem Alter eigenthümlichen Reiz als beſonders ausgezeichnet ſchöne Züge. Sie hatten alle ſehr ſchöne Augen, eine zarte Haut und eine gleichmäßige Färbung; nur ihr etwas zu ſtarkes Embonpoint würde ihrer Schönheit in europäiſchen Augen geſchadet haben. Ueberhaupt kann man Anmuth und Eleganz, zwei Eigenſchaften, die man uns in Betracht unſerer Haltung, unſers Benehmens und unſers körperlichen Ebenmaßes beilegt, den türkiſchen, griechiſchen und levantiſchen Frauen nicht zuſchreiben. Die Frauen des Harems, in deren Geſellſchaft ich mich nun befand, zeigten ein großes Verlangen, meine Kleidung Stück für Stück durchmuſtern zu dürfen. Ich machte ihnen bemerklich, daß ich mich nicht entkleiden könne, aber ihnen einen vollſtändigen Anzug ſenden wolle, den ſie nach Herzensluſt beſichtigen könnten. Man antwortete mir mit einem höflichen „taieb, taieb“ (gut, gut).

Die vier verſchleierten Frauen hatten indeß wenig Theil an der Unterhaltung genommen, und ich hätte faſt nicht mehr an ſie gedacht, wäre nicht in dieſem Augenblicke eine Platte mit eingemachten Früchten und Zuckerwerk hereingebracht worden. Letzteres war äußerſt auserleſen, und beſonders eine Art deſſelben aus Roſenblättern bereitet, ſchien mir das Köſtlichſte, was noch für einen leckern Gaumen erfunden worden. Was mich dabei beſonders Wunder nahm, war, daß man in die Runde herum ſich eines und deſſelben kleinen ſilbernen und vergoldeten Löffels bediente.

Mein Beſuch hatte lange genug gedauert, und ich ſtand auf, um Abſchied zu nehmen. Die jüngſte der drei unverſchleierten Frauen gab einen Wink, auf welchen eine Dienerin drei ſehr ſchöne Tücher und viele Fläſchchen mit Roſenwaſſer hereinbrachte. Eine ihrer Gebieterinnen überreichte mir dieſelben zwar nicht mit unſerer franzöſiſchen Anmuth, aber

---

*) Dieſe Skizze aus dem Innern eines Harems iſt aus der Feder einer franzöſiſchen Dame.

Digitized by Google

doch mit einem gutmüthigen Lächeln und einem Blicke, welcher zu ſagen ſchien: Dieß zum freundſchaftlichen Andenken. Es bedurfte wirklich dieſes Blickes, um mich zur Annahme eines ſo koſtbaren Geſchenkes zu ermuthigen, denn die Tücher waren ausnehmend reich und ſchön. Ich fand hiebei Gelegenheit, zu erklären, welchen Gebrauch man in Europa von den Taſchentüchern mache. Meine Führerin zögerte ein Wenig, es zu überſetzen; kaum hatte ſie es aber gethan, ſo brachen zwei der Frauen in ein unaufhaltſames Gelächter aus, während die Verſchleierten ſich erhoben, und ohne ein Wort oder einen Gruß das Gemach verließen. Eine der Verſchleierten gab zur Antwort: „Die Franken ſind ein einfältiges Volk.“ Eine andere fügte hinzu, Tücher dieſer Art ſeyen Geſchenke eines Bruders an ſeine Schweſter oder eines Freundes an einen andern, oder unter Verwandten. „Wenn ſie zu dem Gebrauche beſtimmt ſind, den Du meinſt,“ ſagte die Dritte, „ſo wird keine Muſelmännin einer Chriſtin eines ſchenken.“ Dieſe Bemerkung war zwar nicht höflich, aber herzlich gemeint und freimüthig, und gefiel mir beſſer als alle unſere gezierte Wohlrednerei. Wir begrüßten uns hierauf nach türkiſcher Sitte, was von Seite der Frauen mit einer unbeſchreiblichen Anmuth geſchieht. Ich verließ meine türkiſchen Freundinnen, ſehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme; aber auch völlig im Reinen über die vielerlei Erdichtungen, die ich bis dahin über Serails, Harems und orientaliſche Frauen gehört und geleſen hatte.

Die Erſparungskaſſen in England, Wallis und Ireland.

(Aus der History of savings banks by John Tidd Pratt.)

In England beſtanden am 20 November 1829 dreihundert ein und ſiebenzig Erſparungskaſſen (drei neue wurden ſeitdem errichtet) acht haben keine Rechnungsablage geſtellt, die andern gaben folgende Reſultate:

	Einleger	Einlage	
Unter 20 Pfd.	179,989	1,309,117	Pf. St.
— 50 —	96,609	5,062,012	—
— 100 —	48,218	5,436,144	—
— 150 —	16,602	2,000,045	—
— 200 —	7,114	1,200,826	—
Ueber 200 —	4,755	1,155,694	—
Im Ganzen	556,286	12,161,857	Pf. St.
Die Geſellſchaften der Freunde	4,217	700,418	—
Wohlthätige Geſellſchaften	1,549	122,557	—
Im Ganzen	561,952	12,984,592	Pf. St.

In Wallis beſtanden in derſelben Zeit 32 Erſparungskaſſen, von denen vier ihre Depoſiten nicht angegeben hatten. In den übrigen zählte man

Einleger	15,926	496,758	Pf. St.
Die Geſellſchaft der Freunde	200	54,156	—
Wohlthätige Geſellſchaften	48	6,586	—
Im Ganzen	16,174	557,460	Pf. St.

In Ireland zählte man in gleicher Zeit 65 Erſparungskaſſen (ſechs neue wurden ſeitdem noch errichtet); von ſieben hatte man keine Berichte erhalten. Die übrigen ergaben folgendes Reſultat:

Einleger	51,530	864,854	Pf. St.
Geſellſchaft der Freunde	132	12,671	—
Wohlthätige Geſellſchaften	287	55,444	—
Im Ganzen	51,949	912,869	Pf. St.

Es fanden ſich alſo in England, Wallis und Ireland in gedachter Zeit 468 Erſparungskaſſen, in denen 409,975 Depoſiten eine Summe von 14,454,921 Pf. St. ausmachten, ſo daß alſo im Durchſchnitt auf jede einzelne Kaſſe 645 Pf. St. kommen.

Vermiſchte Nachrichten.

Hr. Capelle, der als Miniſter Karls X in dem Vorſpiel zur Tragödie der drei Juliustage eine Rolle übernommen hatte, in der er erbärmlich durchfiel, ſpielte früher noch mancherlei andere Rollen, in denen es ihm vielleicht nicht beſſer ergangen ſeyn mochte — als herumziehender Schauſpieler. Die kugelrunde Laune des Stücks fügte es, daß er zu einer Zeit als Unterpräfekt von Genf angeſtellt wurde; aber kaum hatte er ſeine neue Rolle ein Wenig einſtudirt, als dieſelbe rappelköpfige Grille des Zufalles einige wandernde Söhne des Theſpis dahin führte, welche demüthig bei einer hohen Obrigkeit um die Erlaubniß nachſuchten den Cid aufführen zu dürfen. Die Antwort lautete abſchlägig. Allein die fahrenden Künſtler beſtanden darauf, bei dem Hrn. Unterpräfekten vorgelaſſen zu werden, in der Hoffnung bei ihm ein menſchlicheres Herz zu finden. Man ſagte ihnen, dieſer habe einen wahren Abſcheu vor allen Theaterſtücken. Indeß da ein ſtandhafter Schauſpieler nicht ſo leicht ſein Spiel verloren giebt, ſetzten ſie es endlich doch durch, ihre Bitte dem Hrn. Unterpräfekten ſelbſt vortragen zu dürfen. Aber wie erſtaunte dieſer, als der Direktor der Truppe bei ſeinem Anblick die Arme ausbreitete und mit den Worten: „Theurer Capelle! Mein Oreſtes!“ auf ihn zu ſtürzte. „Schweig,“ rief ihm dieſer zu, „Ihr ſollt die Erlaubniß zu ſpielen haben, doch laß den Vorhang über dieſe Szene fallen. Man muß nicht alle ſeine Erinnerungen zu Markte tragen.“

Offizielle Berichte geben die Bevölkerung von Neapel, wie folgt, an: Im Jahre 1830 wurden 14,267 Individuen geboren, darunter 7462 männlichen und 6805 weiblichen Geſchlechts. Die Geſammtbevölkerung von Neapel betrug am 1 Januar 1831 357,405 Seelen, worunter man 167,835 Männer und 189,568 Weiber zählte. Hiebei iſt die Beſatzung nicht in Rechnung gebracht, die ſich auf 15 bis 18,000 Mann beläuft. Es wurden dort 2447 Ehen geſchloſſen. Von den Geburten rechnete man 1189 auf den Monat und 39 auf den Tag. Die zahlreichſten Geburten fanden im Januar, März und Dezember ſtatt. Selbſtmorde zählte man 20, darunter 11 Neapolitaner und 9 Ausländer; 505 Perſonen ſtarben am Schlagfluß. Findlinge zählte man 1874, und 1309 derſelben in der Stadt Neapel; 538 in der Provinz Neapel, 497 in den übrigen Provinzen. Im Laufe des Jahres 1830 kamen in Neapel 22,452 Fremde an. Die Bevölkerung Neapels beſteht aus 10,778 Civil- und Militärangeſtellten, aus 1595 vom Staate beſoldeten Lehrern, aus 2721 zum Unterricht geſetzlich Befugten, aus 1298 Aerzten und Wundärzten, aus 1800 Geiſtlichen, Mönchen von allen Orden, 974 Großhändlern, 1221 Künſtlern, 58,539 Verkäufern der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, 68,057 Kaufleuten; 232,222 Individuen treiben gar keine beſtimmte Beſchäftigung.

Der Republikaner Prudhomme hinterließ ſechs Bände Denkwürdigkeiten, von denen zwei aus einem alphabetiſchen Verzeichniſſe aller Verurtheilten beſtehen, die während der Schreckensregierung in Frankreich hingerichtet wurden. Man findet darin Namen, Alter, Geburtsort, Beſchäftigung, Wohnort, Grund der Verurtheilung, Tag und Ort der Hinrichtung. Der Guillotinirten werden darin 18,613 aufgezählt, die ſich auf folgende Weiſe vertheilen: Adelige 1,278; dergleichen Weiber 750; Weiber von Arbeitern und Künſtlern 1,467; Nonnen 350; Geiſtliche 1,135; Unadelige von verſchiedenen Ständen 13,633.

Weiber, die an frühzeitigen Geburten ſtarben, giebt dieſes Verzeichniß 3,400 an; Weiber, die ſchwanger und im Kindbette umkamen, 348; Weiber, die in der Vendee umkamen, 15,000; deßgleichen Kinder 22,000; überhaupt in der Vendee umgekommen 900,000. Die unter Carrier's Prokonſulat zu Nantes hingerichteten Schlachtopfer werden auf 32,000 angeſchlagen, unter dieſen erſchoſſene Kinder 500, ertränkte 1,500; erſchoſſene Weiber 264, ertränkte 500; erſchoſſene Geiſtliche 300, ertränkte 460; ertränkte Adelige 1,400; deßgleichen Künſtler und Handwerker 5,300. Die zu Lyon Hingerichteten werden auf 31,000 angeſchlagen. — Hiebei ſind nicht in Rechnung gebracht die zu Verſailles, bei den Karmeliten, in der Abtei, in den Eiskellern von Avignon bei Gelegenheit von Volksaufſtänden ermordet wurden; deßgleichen nicht die nach der Einnahme von Toulon und Marſeille Umgekommenen, und das kleine Städtchen Bedoin in der Provence, deſſen ganze Einwohnerſchaft niedergemetzelt wurde (Chateaubriand, Études historiques).

Auch in England bildet ſich nach dem Muſter der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher ein Verein von engliſchen Gelehrten, deren erſte Verſammlung im Julius oder Auguſt d. J. zu York Statt finden und acht Tage dauern wird.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 151. 31 Mai 1831.

Neu-Schottland. *)

1. Die Südküſte Neu-Schottlands — Geologie derſelben — Hafen, Halbinſel und Stadt Halifax — Klima.

Die Oberfläche Neu-Schottlands bietet einem an europäiſche Gebirgsformationen gewohnten Auge einen ſeltſamen und unerfreulichen Anblick dar. Die europäiſchen Gebirge und Hügel gehen meiſt von einem mehr oder minder ſpitzigen Gipfel aus, der zuerſt in breiten und kühnen Schwingungen nach Unten auseinanderläuft; dann in unendliche, nach Beſchaffenheit der Lager, aus denen ſie beſtehen, verſchiedene Arme und Verzweigungen ſich vertheilt, und endlich ſich zu Thälern und Ebenen abſtuft, zu jenen anmuthigen Abhängen, die allein die Hand des Schöpfers bilden konnte. In Neu-Schottland und überhaupt in ganz Amerika ſtellen ſich die Hauptzüge des Landes in parallellaufenden Bergreihen dar, deren Höhe, eben ſo monoton wie ihre Ueberkleidung, nicht halb ſo viel Reiz gewährt, als jener unaufhörliche Wechſel unſrer Heimathberge. An dieſer Monotonie ſind freilich auch zum Theile die unberührten Wälder Schuld, die den Hintergrund des Landſchaftgemäldes bilden, und vielleicht gewähren ſie, einzeln betrachtet, Stellen, die durch ihre Mannichfaltigkeit das Auge ergötzen mögen; aber immer fehlen die wechſelvollen Abſtufungen, die in Europa ihre zahlloſen kleinen Verſchiedenheiten dem Blick zu *einem* großen Bilde vereinigt darſtellen, und ſelbſt einer öden und unfruchtbaren Gegend noch einen gewiſſen Reiz verleihen.

Die unzählige Menge von Seen (worunter man freilich Teiche von jeder Größe verſtehen muß) und die ſie untereinander verbindenden Flüßchen, die man zwiſchen dieſen Bergwänden trifft, ſind mit wenigen Ausnahmen leider nicht groß genug, um dem Lande den Vortheil von weitverzweigten Waſſerſtraßen zu gewähren. Indeß haben ſie doch die erſten Niederlaſſungen beſtimmt, und eine Karte, auf welcher der allmähliche Anbau des Landes angedeutet werden ſollte, würde auf den erſten Blick zeigen, daß die Kultur urſprünglich von den Geſtaden und Buchten ausging, und ſich längs des Ufers der Flüſſe und Ströme hinaufbewegte, wo der Boden durch größere Fruchtbarkeit oder weil er leichter zugänglich war, und die mühſame Arbeit des erſten Anbaues zu erleichtern verſprach, die Ankömmlinge einlud, ihre Wohnſitze aufzuſchlagen.

Die ganze ſüdöſtliche Seite Neu-Schottlands vom Kap Canſo bis zum Vorgebirge Sable kann eine Küſte mit einer Eiſenwand genannt werden. Unermeßliche Felſenpfeiler, meiſt von Granit, aus großen und kleinen Stücken auf einander gehäuft, erſtrecken ſich von der Küſte im Durchſchnitt genommen in einer Tiefe von zwanzig Meilen landeinwärts und ſcheinen die Hypotheſe zu begründen, das atlantiſche Meer habe im Folgelauf von Jahrhunderten auf ſeinen ungeheuren Strömungen die durch gewaltige Umwälzungen unter dem Meere losgeriſſenen Trümmer der Granitberge hier abgelagert, die ſeine Bodenfläche bilden. Doch dieſer breite Gürtel iſt nicht ohne Unterbrechung. An manchen Stellen, wie in der Gegend von Lünenburg, erſtreckt ſich ein weiter Strich fruchtbaren Bodens aus dem Innern des Landes bis an die Küſte, und die meiſten Ströme zeigen längs ihrer Ufer ähnliche Einſchnitte. An letztern läßt ſich faſt durchgehends eine und dieſelbe Formation wahrnehmen: ein Streifen Landes, völlig flach, erhebt ſich nur wenige Fuß über das gewöhnliche Niveau des Fluſſes, und läuft ſo auf beiden Seiten deſſelben oft bis an ſeine Quelle hin fort, wobei es in ſeiner Breite von einer Viertel-Meile bis zu einigen Morgen Landes wechſelt. Wo dieſe Bodenfläche aufhört, erhebt ſich das höher gelegene Land, meiſt jäh aufſteigend, und nirgends in jener ſanften Abdachung, durch die man in Europa gewöhnlich Thal und Hochland ſich verſchmelzen ſieht. Auch zahlloſe Becken und Arme des Meeres haben ſich in dieſen Felſendamm eingefreſſen, und bilden Buchten und Häfen, die Schiffen jeder Größe Einlauf und Schutz gewähren.

Die Umgegend von Halifax auf der weſtlichen Seite bietet vielleicht den drohendſten Anblick auf der ganzen Küſte dar. Unermeßliche Granitmaſſen von den verſchiedenartigſten Geſtaltungen, doch meiſt, wie durch unausgeſetzte Wirkung des Waſſers, ſchön gerundet, bilden dicht auf einander gelagerte Hügel; auf den Spitzen der meiſten von ihnen liegen große Felsklötze von derſelben Formation, deren einige nur durch das Gleichgewicht ſchwebend erhalten zu werden ſcheinen; man nennt ſie deßhalb auch ſchwebende Steine. Einer der größten mochte im Ueberſchlag berechnet an zwei hundert Tonnen wiegen, und ſchien ſich mittelſt eines dicken Blockes zu halten, der als Hebel diente, wobei der Stein einen Bogen von fünf oder ſechs

*) Lettres from Nova Scotia comprising sketches of a young country by Captain W. Moorsom. London 1830.

Digitized by Google

Zoll beſchreiben, und der Radius neun Fuß betragen konnte. Doch dieſe ſeltſame Felſenanhäufung findet ſich nur auf der gegen das atlantiſche Meer zugewendeten Seite des Landes; andere Formationen erblickt man auf der andern Seite der Halbinſel, worauf wir ſpäter zurückkommen werden.

Nur Wenige werden in den Hafen von Halifax an einem heitern Sommermorgen eingelaufen ſeyn, die überſatt des ewigen Himmels und Meeres nicht ein Gefühl ungemiſchter Wonne empfunden haben werden, wenn ſie ihre Blicke auf die Schönheiten der Umgebung umherſchweifen ließen. Die angebauten Stellen zwiſchen dem breiten Blätterdach der Bäume, die Felder um die Stadt, die Abdachung der verſchiedenen Batterien — Alles iſt mit einem ungewöhnlich friſchen Grün überkleidet, und die Wälder, die ſich an den ſchmalen Feldſtreifen hin ausbreiten, und jeden fernen Berggipfel verdecken, umhüllen auch die Felſenmaſſen, zwiſchen welchen ſie aufgeſchoſſen ſind, und geben der Gegend den Anſchein von einer Ueppigkeit der Vegetation, die ſie im Grunde nicht beſitzt. Eine vertrautere Bekanntſchaft läßt die Landſchaft in einem ganz andern Licht erblicken; das Auge ermüdet von dem ewigen Anblicke von Wäldern auf Wäldern, wo anſtatt der mannichfaltigen Forſte die verſchiedenen Tannengattungen von ſchwachem Wuchs, mit jungen Birken, oder Erlenbüſchen untermiſcht, ein einförmiges Laubwerk darbieten, das die ſchrofferen Seiten der Hügel abrundet, und die ermüdende Monotonie des Ganzen noch vermehren hilft.

Der Hafen von Halifax iſt einer der ſchönſten Einſchnitte an der ganzen amerikaniſchen Küſte, wiewohl das Einlaufen in denſelben nicht ohne Gefahr iſt wegen der häufig herrſchenden Nebel oder der heftigen NW Winde, die zuweilen ein Schiff völlig von der Küſte wieder entfernen, während es das Ziel ſeiner Beſtimmung ſchon vor Augen liegen ſieht. Der Seezugang könnte, wenn es nöthig ſchiene, außerordentlich befeſtigt werden. Die Breite des Hafens, der Stadt gegenüber, wo gewöhnlich die Schiffe ſich vor Anker legen, iſt ungefähr eine Meile und indem er ſich weiter einwärts noch bis auf weniger als ein Viertheil dieſer Breite verengert, öffnet er ſich auf ein Mal zu einem prächtigen Becken, das die ganze britiſche Flotte aufzunehmen im Stande wäre. Man erzählt, eine franzöſiſche Fregatte ſey, noch vor der Erbauung der Stadt Halifax und bevor man noch die Einfahrt ausfindig gemacht hatte, von einem engliſchen Geſchwader verfolgt, kühn durch dieſen Engpaß eingedrungen, habe ſich hinter einer kleinen Inſel in einem der Einſchnitte des Hafens verborgen, ſeine Topmaſte mit Baumzweigen verdeckt, und ſey ſo ſeinen Verfolgern beſtens entkommen. Ein nicht weit von dieſer Stelle entlegenes Vorgebirg heißt noch heutigen Tags Geldſpitz (Money-Point), und verſchiedene Gruben und Auswürfe lockerer Erde bezeugen die Leichtgläubigkeit, durch die zu verſchiedenen Zeiten die Anſiedler ſich verleiten ließen, nach Schätzen zu ſuchen, die hier vergraben liegen ſollten.

Ein ſchmaler Arm dieſes Hafens, der ſich im Hintergrund des Beckens noch tiefer landeinwärts erſtreckt, bildet die Halbinſel Halifax, die im Kleinen die Form der großen Halbinſel Neu-Schottland darſtellt und nach der Landſeite hin von einem moraſtigen Boden gedeckt wird, der hinlänglich beſetzt einen weit überlegeneren Feind abhalten würde, als es wohl jemals vor der Hand einer bedrohen wird. Ueber das Flachland dieſer Halbinſel ſind Meierhöfe ausgeſäet, die von der Nähe des Marktes ermuthigt wurden, einem Boden Ertrag abzuzwingen, den nur eine dünne Schichte von Felſenabfällen und vermoderter Vegetation überkleidet. Die Abhänge, die ſich zunächſt dem Waſſer abſenken, ſind umſäumt an manchen Stellen von den oben beſchriebenen Tannenbäumen, die mit Birken und Ahornen wechſeln, von denen die Umgegend bedeckt iſt. Der innere Boden der Halbinſel, der aus blauem Thonſchiefer beſteht, iſt mehr oder minder mit Eiſen geſchwängert, und Dieß zwar an einigen Stellen ſo ſtark, daß ich die Magnetnadel zwei bis drei Grade abweichen ſah.

Die Oberfläche dieſer Unterlagen iſt ſonderbar: Parallellinien ſtreichen in unregelmäßigen Abſtänden von NO nach SW, an manchen Stellen quer durch die ganze Halbinſel mit einem ſenkrechten Abfall von dreißig Fuß bis zu wenigen Zoll, gegen SO, während ſie in eine ſanftere Abdachung gegen NW auslaufen. An manchen Stellen liegt der nackte Fels am Tage und iſt dann gleichfalls mit Rinnen oder Furchen von verſchiedener Länge durchzogen, deren Richtung nordweſtlich und ſüdöſtlich läuft und die Linien der Schichtenlagerung quer durchſchneidet. Dieſe wellenförmige Geſtaltung der Oberfläche läßt ſich da, wo der Wald gelichtet iſt, noch in ihrer ganzen urſprünglichen Unregelmäßigkeit, bald heranlaufend, bald zurückweichend, bald in einanderübergehend wie das Wogen eines vom Winde bewegten Meeres erkennen. Erdreich liegt noch auf den Gipfeln und den Hochlanden, während die Niederungen und Höhlen nicht wie in Europa mit Alluvialniederſchlag oder ſchwerer Dammerde angefüllt ſind, ſondern mit weiten Lagern großen Geſteines, die in prachtvoller Unordnung übereinander geſtürzt und zuweilen mit vegetabiliſchem Schlamm leicht überkleidet ſind. Nach der ganzen Länge der Einfahrt von Halifax gewahrt man eine deutliche Scheidelinie geologiſcher Formation; die weſtliche Küſte thürmt ſich in kühnen Granitmaſſen auf, und die zunächſt gegen Oſten gelegene beſteht aus rothen Klippen von Sand und Thon von mäßiger Höhe, mit ſteinigen Ufern und Untieſen wechſelnd. Die Stadt Halifax wurde unter den Auſpizien des Earl von Halifax von dem Obriſt Cornwallis im Jahre 1749 gegründet und zu gleicher Zeit eine kleinere Niederlaſſung zu Dortmonth der jetzigen Stadt gegenüber, wo ein Thal mit einer Neigung gegen Süden Schutz gegen die nördlichen Windſtöße und eine minder rauhe Oberfläche darzubieten ſchien. Aber kaum hatte dieſe Anſiedlung begonnen, als die Indianer, die damals durch ihre überlegene Anzahl der vertheidigungsloſen jungen Niederlaſſung furchtbar waren, ſich längs des Shubanakadie-Stromgebietes ſammelten und mit ihren Canoes auf der Kette ſchiffbarer Seen, die der Shubanakadie-Strom mit dem Meere bei Dortmonth verbindet, plötzlich aus dem Innern des Landes hervorbrachen, die Anſiedlung bei Nacht überfielen, und Alle bis auf Einen oder Zwei, die der Metzelei entgingen, niedermachten. Aus dieſem Anlaß wurde das Geſtade von Dortmonth verlaſſen und die gegenwärtige Stadt, die durch ihre Lage weniger ſolchen Angriffen ausgeſetzt war, zur Niederlaſſung auserſehen. Einer von Jenen, die der erwähnten Mordnacht entkamen, lebte noch im Jahre 1828 als ein alter geachteter Bürger dieſer Stadt. Er war damals noch Kind und verkroch ſich, als die Indianer in die Hütte ſeines Vaters eindrangen und ſeine Eltern mit dem Tomahawk erſchlugen, unter das Bett, wodurch er ihrer Mordgier entging. Seit der Gründung der Stadt

Digitized by Google

an ihrer jetzigen Stelle im Jahre 1749 iſt die Bevölkerung bis faſt zu 14,000 Seelen angewachſen.

Wer die erſten Straßen von Halifax betritt und ſonſt ſchon eine europäiſche Seeſtadt geſehen, wird freilich zwiſchen beiden einen himmelweiten Unterſchied finden. Hier iſt Nichts zu ſehen von jener bunten Geſchäftigkeit am Strande, vom lärmenden Getümmel in den Straßen, nicht ein Mal Etwas von dem rührigen Leben einer gewöhnlichen Handelsſtadt. Hier ſteht der ſtarkgebaute ſchlanke Landmann, die Arme über der Bruſt gekreuzt, faſt durchgehends in derſelben Tracht in Jacke und Matroſenhoſen von lichtblauem Wollenzeug, das einige Aehnlichkeit mit den Tartantüchern hat, und mit Wellingtonſtiefeln ſtatt des ſchwerfällig einherwandelnden ehrlichen Bauers in Kittel und ſchwerbenagelten Schuhen, wie man ihn bei uns ſieht. Dieſe Straße hinab zieht ein Trupp Neger — die Männer und Knaben in Lumpen gehüllt, die Weiber bunt und mit Flitterſtaat verzierte Tücher um den Kopf gewunden — ſie bringen Erdbeeren zum Verkauf, die ſie in den Wäldern geſammelt haben, wo ſich ihre Niederlaſſungen befinden. Hier und dort ſieht man den franzöſiſchen Acadier *) mit der rothen Mütze und den Geſichtszügen und allen andern Kennzeichen, die er von dem Volkstypus auf der Küſte von Bretagne ererbt hat — er iſt eben beſchäftigt mit einem Kleinhändler einen Verkauf von Seewaaren abzuſchließen, während ſeine „Bonne,“ mit noch bei Weitem unverkennbaren Spuren ihrer urſprünglichen Heimath, die wenigen engliſchen Redensarten, die ſie kennt, gebrochen vorbringt, um den zu Markt gebrachten Ueberſchuß ihres Geflügelhofes und Milchhauſes herauszuſtreichen. Noch weiter unten faullenzen in die Sonne hingeſtreckt einige ſeltſame Geſchöpfe — Ureinwohner des Landes, während einige andere derſelben gleichgültig daſitzen und in ihren Händen wie zum Verkauf Körbe und Spielzeug halten, wunderlich mit bunten Farben bemalt. Die Hitze und die Myriaden Fliegen in den tiefer gelegenen Straßen beflügeln den Schritt des Wandrers, um in die obere Stadt zu gelangen. Wenige Schritte den Hügel hinan, an deſſen Abhang die Stadt gebaut iſt, geben ſchon ein günſtigeres Bild ſtädtiſchen Lebens. Doch darf man dabei nicht denken, daß man vielleicht auf die gepflaſterte Straße einer europäiſchen Stadt verſetzt wird, wo Aug und Ohr gleich verwirrt werden, jenes durch die unabſehbaren Häuſerreihen von Stein und Ziegeln, dieſes durch das unaufhörliche Getümmel von Geſchäften und Fröhlichkeit, wobei ein beſcheidener Fußgänger alle fünf Sinne zuſammen nehmen muß, um hier nicht über den Haufen gerannt zu werden, oder dort ein Hey und Ho der unbarmherzig dahin raſſelnden Karoſſen zu überhören. Man ſtelle ſich lieber macadamiſirte Straßen vor, die mit größtentheils hölzernen Gebäuden von jeder Größe und Form von einem bis zu drei Stockwerken beſetzt ſind; einige ſind jedoch auch von Ziegelſteinen oder Quadern, die einen artig übermalt, während andere keinen beſonders günſtigen Schluß auf die Meiſterhaftigkeit des Pinſels machen laſſen; hier eine Reihe von Buden oder wie man ſie auf der weſtlichen Hemiſphäre großſtädtiſch nennt — von Gewölben, die ſich in einer einzigen Zeile guter Wohnhäuſer fortſetzen; dann Zwiſchenräume, ein Garten, oder das vorſpringende Dach einer Schmiede; ein ſchönes ſteinernes Gebäude, das abgeſondert von den übrigen ſteht und offenbar eine öffentliche Beſtimmung hat; auf der andern Seite eine niedere hölzerne Barake, die alle Vorſchriften der Perſpektive zu Schanden macht und ihrem prächtigen Nachbarn gegenüber vor Scham in die Erde zu ſinken ſcheint. Halifax erhält durch ſeine Garniſon, die im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung ſehr ſtark iſt (ſie beträgt den achten Theil derſelben) und durch den Aufenthalt der am Regierungsſitze angeſtellten Beamten zu Zeiten eine Lebendigkeit, wie man ſie ſelbſt nicht in engliſchen Städten von gleicher Größe findet. An einem ſchönen Tage gewähren die beſſern Straßen der Stadt einen ſchönen Anblick durch das bunte Gewühl von Wagen, Reitern und Fußgängern durch einander; obgleich letztere minder zahlreich ſind, da es in Neu-Schottland nicht ſehr in der Mode iſt, bloß des Vergnügens oder der Körperbewegung wegen zu Fuß zu gehen.

Zur Sommerszeit ſind die angeſeheneren Einwohner auf ihren Landſitzen, wenigſtens wird es ſo angenommen, und dort entgehen ſie außer den in jeder Stadt gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Sommers auch noch der beſonders an dieſer Küſte herrſchenden eines Sommernebels. In den erſten vierzehn Tagen nach meiner Ankunft befand ich mich in einer Atmoſphäre, die ich bloß mit einem Dampfbad vergleichen kann; die Hitze war erſtickend, wenn eine Hitze von täglich 85° fahr. Therm. ſo genannt werden darf, und der Nebel zwar nicht ſo dicht, wie der gelbgefärbte rauchige eines londner Novemberabends, von dem alle Fußgänger und Kutſcher irre geführt werden, aber doch dicht genug, um ihn für das kondenſirte Produkt einer Dampfmaſchine zu halten. Indeß halten ihn die Einwohner von Halifax als eine ſalzige Ausdünſtung für geſund, und wenn man ſich wundert, das ſchöne Geſchlecht um dieſe Zeit ſo häufig auf der Straße zu ſehen, ſo flüſtert man Einem ins Ohr, um eine ſchöne Hauptfarbe zu erhalten oder zu erlangen, gebe es in der Welt nichts Zuträglicheres als dieſen Nebelqualm.

*) Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig führten früher den gemeinſchaftlichen Namen Acadia. Frankreich war vom Jahre 1632 bis 1655 und von 1667 bis 1690 im Beſitz Neu-Schottlands, und verlor es beide Male wieder an England.

Das Parlamentshaus zu Edinburg.

Ein Fremder, der nach Edinburg kommt, darf das Parlamentshaus (the Parliament-house (ſo heißt das Gebäude, wo der oberſte Gerichtshof von Schottland ſeine Sitzungen hält) nicht unbeſucht laſſen, will er anders nicht ein höchſt lebendiges und anziehendes Schauſpiel verſäumen. Man gelangt bei dem Eintritte in dieſen Tempel der kaledoniſchen Themis zuerſt in einen großen und hohen Saal, der nur von einem trüben Dämmerlichte erhellt wird, das gebrochen auf einer Seitenwand durch eine Reihe ſchmaler Fenſter hereinfällt, und ganz am unterſten Ende des Saales durch ein großes Fenſter, deſſen trübe Scheiben eine wohl oder übel gemalte Juſtitia mit ihren klaſſiſchen Symbolen, Wage und Schwert, darſtellen. Dieſes Glasgemälde befindet ſich gerade ober dem Kamine, der es mit ſeinen ewigen Rauchgewölken umdüſtert. An dem entgegengeſetzten Ende des Saales befindet ſich eine koloſſale Statue von weißem Marmor auf einem mehr als ſechs Fuß hohen Geſtelle: die Bildſäule des verſtorbenen Lords Melville.

In dem weiten Raume dieſes Saales bewegen ſich lebendige Weſen durch einander, von denen die einen in ſchwarze Gerichtsroben und Perrücken gehüllt ſind, die andern in Gewänder von allen erdenklichen Farben und Zuſchnitten; das Ganze wimmelt in dem dämmernden Zwielichte geſchäftig durch einander, daß es aus der gehörigen Vogelperſpektive geſehen den Anblick eines ungeheuern Ameiſenhaufens gewähren müßte. Die Luft iſt

Digitized by Google

dumpf und ſtaubig; man hört ein unaufhörliches Getrappel, vermiſcht mit dem eintönigen Gemurmel von tauſend Stimmen, über die ſich von Zeit zu Zeit eine Fiſtelſtimme mit einigen Worten erhebt, die aber gleich darauf wieder in dem allgemeinen Geſumme untergeht. Nur einen Schritt weiter findet man ſich wie in einen Waſſerwirbel hineingeriſſen, in dem man gedrängt, gekneipt, getreten, in die Rippen geſtoßen und ohne die mindeſten Umſtände von einer Seite auf die andere geſtumpt wird. Jeder iſt da im Eifer ſeines eigenen Geſchäftes, und blickt in der Haſt, an's Ziel zu kommen, weder links noch rechts. Nur allmählich gewinnt man endlich feſten Grund und gelangt inſtinktartig zu einer Elaſtizität oder Gelenkigkeit, durch die es Einem möglich wird, ſeinen Platz zu behaupten, wie eine Waſſerpflanze, die ſich mit jeder Woge hebt und ſenkt. Nun erſt kann man bemerken, daß die Richter in ihren rothen und blauen Roben auf Bänken ſitzen, die in einer Art von Mauerniſche angebracht ſind. Hinter einem jeden ſteht ein Menſch mit einem Aktenpacke in der Hand, deſſen ſchreiende Stimme man auf der Stelle wieder erkennt; es iſt die Fiſtel, die Einen beim Eintritte in's Ohr geſtochen hat.

Vor den Richtern und ein Wenig tiefer ſitzen zwei Gerichtsſchreiber an den beiden Enden einer langen Tafel unter einem Berg von Papierſtößen. Um dieſen Tiſch herum zieht ſich eine Schranke, hinter der die Advokaten ſich aufſtellen, wenn ſie ihre Vorträge halten. Gott weiß es, wie es die Richter anſtellen, um ſie zu hören, oder wie ſie richten, ohne ſie gehört zu haben. In der babyloniſchen Verwirrung dieſes Saales möchte man ſagen, daß die Gerechtigkeit nicht nur blind, ſondern auch taub ſey. Wenn man indeß ſein Auge etwas an dieſen Wirrwarr gewöhnt hat, ſo läßt ſich wahrnehmen, daß die Bewegungen der Advokaten einen geregeltern Lauf nehmen, als man Anfangs dachte. Ihr Kommen und Gehen bildet zwei Strömungen, die ſich ganz deutlich unterſcheiden laſſen, und längs des Saales ſich zwar durchkreuzen, aber nicht vermiſchen. Die Ordnung dieſes Zuges wird nur unterbrochen, wenn einer oder der andere Advokat in einer Angelegenheit beiſelts gerufen, oder auf ſeinem Wege von einer Gerichtsſchranke zur andern von ſeinem Klienten begleitet wird, der ihm in einem Athemzuge noch ein Mal ſeine Inſtruktion wiederholt.

Dieſen eben beſchriebenen Saal nennt man die äußere Kammer (the outer-house). Die richterlichen Beſcheide, die hier ertheilt werden, ſind bloß vorläufig und vermittelnd; ſind die Parteien damit nicht zufrieden, ſo ſteht es ihnen frei, ihre Sache vor die in der innern Kammer (inner-house) ſitzenden Richter zu bringen. Dieſe theilen ſich in zwei Sektionen und entſcheiden in letzter Inſtanz. Das Geſchwornengericht wurde erſt in neuerer Zeit in Schottland eingeführt, und dient, den Sachbeſtand herzuſtellen; häufig halten die Geſchwornen ihre Sitzung am gleichen Tage mit dem Gerichtshofe. Gewöhnlich iſt ein Advokat gehalten, eine Sache durch alle Inſtanzen zu verfolgen. Man kann ſich denken, wie ſparſam einem nur einigermaßen in Anſpruch genommenen Anwalte ſeine Zeit zugemeſſen iſt, wenn man weiß, daß er an einem und demſelben Tage auf der Stufenfolge der verſchiedenen Richterſtühle zwanzig Prozeſſe zu verhandeln hat; daß er alle die winzigſten Einzelnheiten, Geſeybeſtimmungen und den Gerichtsumfang eines jeden Tribunals im Kopfe haben und bald von der innern Kammer an das Geſchwornengericht, bald an die äußere Kammer und ſo umgekehrt gelangen muß — und alles Dieß ohne Verzug mitten in einem unermeßlichen Getümmel, indem er ſich durch die murmelnden Wogen zahlloſer Köpfe im Saale und auf den Gängen Bahn bricht.

Und Wen hält man wohl für den Heros in dieſem Pandämonium der Advokatenkniffe? Ein kleiner, wiewohl gut gewachſener Mann iſt es, der, wie man ſeiner Eleganz auf den erſten Blick anſieht, täglich Nichts verabſäumt, was ſeine niedlichen Proportionen in ein günſtiges Licht zu ſetzen vermag. Wäre ſein Geſicht nicht in einem immerwährenden Wechſel begriffen, ſo würde hier der Verſuch gemacht werden, die Züge dieſes Proteuskopfes zu entwerfen, über den ſchon die beſten Künſtler in Verzweiflung gerathen ſind. So erfahre man denn überhaupt nur ſo Viel, daß ſein Geſicht eine ovale Form hat, faſt gar kein Kinn, aber einen ſehr ſchön geſchnittenen Mund, von einem leichten Anfluge ſpöttiſcher Laune umſpielt, die zuweilen auf ſeinen Oberlippen ſichtbar wird, und eine ſanft gebogene Naſe. Eine reine Unmöglichkeit aber iſt es, die Stirn dieſes Geſichtes nur einen Augenblick als eine und dieſelbe zu finden: bald iſt ſie glatt und ruhig, hoch und gewölbt; bald zieht ſie ſich in hundert gleichlaufende Runzeln gefurcht zuſammen, und erſcheint häßlich eingedrückt. Die Augen vollenden die Charakteriſtik dieſer beweglichen Geſtalt; ſie ſind groß und glänzend, aber es fehlt ihnen die klare Durchſichtigkeit, was ihnen einen kalten und räthſelhaften Ausdruck giebt. Seine Stimme hat nur zwei Töne, der eine iſt rauh und herbe, der andere klar und voll, obgleich nicht hoch. Seine Ausſprache iſt geziert, der Fehler einer jugendlichen Angewöhnung.

Dieß wäre ungefähr das Porträt Jeffrey's (wenn anders eines möglich iſt), des Advokaten und Hauptkritikers der edinburger Review. Doch das Parlamentshaus iſt die eigentliche Arena ſeines Ruhmes. Gewandt und lebhaft, niemals lärmend oder ſtoßend, durchſchneidet er hier die wogende Menge mit der Geſchmeidigkeit eines Aales, und plädirt eben ſo, wenn es ſich bei der Sache, die er vertritt, nur um eine Rechtsform handelt; er fertigt ſie ſo ſchnell und kurz als möglich ab, und ſchließt gewöhnlich mit einer witzigen oder ſarkaſtiſchen Bemerkung. Wenn er einen völligen Prozeß zu führen hat, bindet er die Schnur ſeines Aktenſtoßes auf, hält ſein Augenglas vor das rechte Auge und beginnt ſeinen Vortrag ohne Athem zu ſchöpfen; man ſieht, daß er jetzt erſt in die Frage eindringt, ſicher, daß ſeine Argumente auch ohne Anſtrengung und Vorbereitung lichtvoll und wohlgeordnet folgen werden. Sobald er ſich ein Mal in einer Sache auskennt, iſt er jederzeit bereit, über ſie, ſobald die Reihe an ihn kommt, ſeinen Vortrag zu halten, ſo verſchieden auch die Natur des Gegenſtandes von dem ſeyn mag, womit er kurz zuvor beſchäftigt war. Dieſe Geſchicklichkeit verdankt er der Gewohnheit, an ſeine Klienten oder Bureauarbeiter nur Einwürfe zu richten, als wollte er ſich von ihnen widerlegen laſſen. Man trifft oft ehrliche Landleute, die, ſo von ſeinen Argumenten in die Enge getrieben, ihren Rechtsfreunden Vorwürfe machen, daß ſie ſie zu einem ſo verzweifelten Prozeſſe aufgemuntert, oder wenigſtens zu einem ſo zweifelvollen Anwalte gewieſen haben. Aber wie groß iſt ihr Erſtaunen, am Gerichtstage Jeffrey ihre Gründe entwickeln und ihr Recht mit einer unwiderſtehlichen Logik verfechten zu hören. Hier ein Beiſpiel ſeines eiſenfeſten Gedächtniſſes: Eben hatte er einen langen Vortrag an die Geſchwornen gehalten und ſich niedergeſetzt, um vielleicht zum erſten Male Athem zu ſchöpfen, als ihn einer ſeiner Schreiber am Aermel zupft und ihm in's Ohr flüſtert, daß man auf ihn vor der innern Kammer warte, um ihn in einer Sache zu hören, deren Anwalt er ſey. „Mein Gott,“ ſagt Jeffrey, indem er ſich erhebt, „ich habe ja länger als ſechs Wochen nicht von der Sache reden hören — wovon handelt es ſich denn?“ — Der Schreiber, voll Herzensangſt über die Verlegenheit, der er ſeinen Herrn und Meiſter entgegengehen ſieht, beginnt in der Eile die Hauptpunkte anzudeuten. Aber kaum hat er die erſten angegeben, ſo ruft Jeffrey: „Schon gut, ich weiß ſchon“ — und mit unbegreiflicher Schnelligkeit hält er einen ſeiner beſten Vorträge; wenigſtens einen, bei dem er die Frage mit den genaueſten Einzelnheiten behandelt.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Der Dichter Beranger erhielt, ohne darum nachzuſuchen, das Kreuz der Ehrenlegion. Um nicht den Anſchein zu haben, als ſuche er durch die Ablehnung deſſelben nach einer gewiſſen Celebrität zu haſchen, hielt er es mit ſeinen Grundſätzen vereinbar, es anzunehmen, gab aber zugleich das feierliche Verſprechen, es nie zu tragen. Beranger, bemerkt hiezu die Gazette litteraire, gehört zu den Männern, die eine andere Auszeichnung verdienen, nämlich das Julius-Denkzeichen, aber eine Bruſt wie die ſeinige braucht durch kein Ehrenzeichen bereichert zu werden.

*

Der berühmte Maler und Reiſende, Moriz Rugendas, iſt kürzlich von Paris abgereist, um eine neue Reiſe anzutreten, die die Provinzen von Mexico, Columbien, Peru und Chili begreifen ſoll; ſeine hauptſächlichſte Abſicht iſt, genaue Darſtellungen von dem Charakter der Landſchaften und Zeichnungen der Vegetabilien der heißen Zone zu ſammeln, und ſein ausgezeichnetes Talent in dieſem Fache läßt die vortrefflichſten Leiſtungen darin erwarten.

*

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 152. 1 Juni 1831.

James Fenimore Cooper.

Nur wenige Schriftſteller werden noch unter ſo günſtigen Konſtellationen ihre Laufbahn betreten haben, als der große nordamerikaniſche Novellendichter. Fünfzehn Jahre eines Friedens, der nicht wie ein erquickender Schlummer nach heftiger Ermüdung auf den Völkern lag, ſondern wie ein ſchwerer Alpdruck voll beängſtigender Träume, waren einer Zeit gefolgt, in welcher Begebenheit auf Begebenheit ſich drängte, eine großartiger und unerhörter als die andere, in der die rieſenhafteſten Geburten, deren Kopf und Herz des Menſchen fähig ſind, die Welt mit Bewunderung und Schrecken erfüllten. Und dieſe Zeit mit allen ihren Wundern ging vor unſern Augen unter wie eine Zauberinſel, und aus dem überſchwenglichſten Reichthum geſchichtlichen Lebens waren wir plötzlich in eine wahre hiſtoriſche Dürftigkeit gerathen. Wie dem verarmten reichen Mann blieb uns Nichts mehr, als in Erinnerungen die verſchwundene Herrlichkeit zu wiederholen, in Träumen ſie noch ein Mal zurückzuleben. In dieſer Hungersnoth der Gegenwart zehrten wir von den Schätzen der Vergangenheit, der zunächſt gelegenen und entfernteſten. Memoirenſchreiber und Novellendichter theilten ſich in die Sorge für unſern Unterhalt und unſee Unterhaltung; ſie machten die wahren Armenpfleger dieſer Zeit der magern Kühe. Ein neuer Napoleon war aufgeſtanden; der große Unbekannte, der Verfaſſer des Waverley unterwarf ſich die Welt, die fünfzehn Jahee lang nur aus Novellenleſern und einigen andern Menſchen zu beſtehen ſchien, wie ſie unter ſeinem Vorfahr nur aus Helden und Soldaten beſtanden hatte — wie ſie in der Zukunft vielleicht nur aus Journaliſten und Völkern beſtehen wird. Es iſt aber mit der Lesbegier, wie mit der Neugier und jeder andern Leidenſchaft, ein Mal aufgeweckt wird ſie gleich Löwen, die Blut gekoſtet haben, von unbändigem Heißhunger ergriffen, und wehe Dem, der ihn aufgeſtachelt hat, ohne ihn erſättigen zu können. Helden und Schriftſteller ſind ſchon dieſem nimmerſatten Ungeheuer erlegen, das unbarmherzig ſtets nach neuem Futter brüllt. Napoleon fiel, weil er den Völkern Nichts mehr geben konnte — als Kriege; ſein Nachfolger würde bald ſeine Vorrathskammern erſchöpft geſehen haben, und von der gereizten Leſewuth zerriſſen worden ſeyn, wären ihm nicht Legionen von Novellenſchreibern zu Hülfe gekommen, oder wäre unſer Hunger nicht ſo grimmig geworden, daß uns jede Gabe willkommen war, daß wir Alles ergriffen und verſchlangen, was uns unter die Hände kam. Man darf nur an Clauren erinnern, um alle die abſcheulichen Mahlzeiten ins Gedächtniß zu rufen, die damals unſer appetitus spurius hinunter zu würgen im Stande war.

Wer konnte in ſo bedrängter Zeit ſo wie gerufen erſcheinen, als Jemand, der unſern Hunger nicht bloß überhaupt vollauf zu ſättigen, ſondern auch mit Leckerbiſſen zu füttern verhieß, die, in einem fernen Heſperien gewachſen, noch von keines Menſchen Zunge gekoſtet worden? Amerika ſendete uns dieſen köſtlichen Mann — ein Land, das, wie man glaubte, weder von Schriftſtellern noch von Leſern bewohnt ſey, von deſſen Literatur wir eben ſo wenig einen Begriff hatten, als vor Columbus von ſeiner Exiſtenz überhaupt — Amerika, deſſen frühreifer Jugend man alle poetiſche Zeugungskraft abſprechen zu müſſen glaubte, aus deſſen Unfruchtbarkeit an Dichtern und Künſtlern man mit Vergnügen den Schluß zog, daß unter dem allzu ſcharfen Lichtſtrahl der modernen Freiheit und Aufklärung die Blume der Kunſt und Poeſie nicht fortkommen könne, die nur unter dem Schattendunkel mittelalterlicher Formen ſich gedeihlich entfalte. Man darf wohl ſagen, das man Cooper's Schriften zuerſt mit dem Gefühle aufſchlug, in welchem man hinter den Vorhang der Buden trat, in denen einige Zeit zuvor ſeine bodungdiſchen Landsleute um wenige Groſchen zu ſehen waren. Und wie überraſcht und befriedigt legte man ſie aus der Hand, mit wie freudigem Ungeſtüm lief man in die Leihbibliothek, um zu fragen, ob denn Cooper's neue und neueſte Werke noch in keiner lesbaren Ueberſetzung erſchiener ſeyen?

In welcher neuen ungeahneten Schönheit trat aber auch der Sohn der Atlantis hervor! Gleich Columbus breitete er ſeine Segel nach einem uns noch unbekannten Meere, und glücklich wie er öffnete er uns eine neue Welt. Europa begrüßte ihn mit freudigem Zuruf als den amerikaniſchen Walter Scott, indem es in ihm den Beruf erkannte, gleich dieſem der Porträtmaler ſeines Volkes zu werden; gleich dieſem die Sitten ſeiner Nation zu beſchreiben, ihre Thaten zu verherrlichen, die erhabene Schönheit einer ganz eigenthümlichen Natur zu malen, vorzüglich aber der Herold von ſeines Vaterlandes Ruhm und Freiheit zu werden, und für Amerika, das groß und herrlich daſteht in der Toga der religiöſen und politiſchen Freiheit, auch den Lorbeer der intellektuellen zu erringen.

Wenn der transatlantiſche Dichter unter dem Einfluß ſo günſtiger Verhältniſſe ſeine Laufbahn betreten konnte und ſo zu ſagen

Digitized by Google

überall die Lorbeerkränze ſchon fertig und die Hände bereit ſand, ſie ihm aufzuſetzen, ſo muß andrerſeits zugeſtanden werden, daß ſein Verdienſt nicht hinter ſeinem Glück zurückblieb. Man pflegt zu ſagen, es ſey leichter, den Sieg zu erringen als ihn zu benützen; man muß noch hinzuſetzen: auch der Ruhm iſt leichter zu erwerben als zu erhalten. Eine Menge Celebritäten unſrer Tage haben wir ihren eigenen Leichenzug begleiten ſehen. Der Pulverknall der Freudenſchüſſe, mit denen das jubelnde Publikum ſie begrüßte, war zugleich ihre Grabesſalve. Für Cooper's Verdienſt ſpricht aber eben nicht ſowohl die ſchnell erworbene als die bis auf dieſe Stunde noch nicht gealterte Gunſt der Leſewelt, die zwar leichtſinnig ihren Beifall verſchwendet, aber wenn ſie ſich geirrt hat, ihre Täuſchung, ſtatt darüber beſchämt zu ſeyn, empfindlich an ihrem Liebling rächt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lage der hottentotiſchen Bevölkerung auf dem Kap.

(Fortſetzung.)

Die Hauptmaßregeln, welche von der britiſchen Regierung ſeit der Wiedereroberung des Kaps in Bezug auf die ſtaatsbürgerliche Lage der Hottentoten ergriffen wurden, ſind in den Proklamationen des Earl von Caledon vom 1 November 1809, des Sir James Craddock vom April 1812 und des Lord Charles Somerſet vom Auguſt 1817, und Julius 1819 enthalten.

Es handelte ſich in dem erſtern dieſer Dekrete zunächſt darum, den Hottentoten einen höhern Grad von Sicherheit in ihren Dienſtverhältniſſen mit den Koloniſten zu gewähren, ihnen fixe Wohnſitze anzuweiſen, und zu bewirken, daß ſie fürder nicht willkürlich von einem Ort nach einem andern verſetzt werden könnten. Sogar ſcheint es, man habe die Hottentoten, mit den übrigen freien Einwohnern auf gleichen Fuß ſtellen wollen; denn das Geſetz ſchrieb vor, jeder Landdroſt ſollte in ſeinem Bezirk ein Buch führen, worin ihre Namen und Aufenthaltsorte einzutragen wären, und ſie ſollten wie alle anderen Klaſſen, außer den Sklaven, ſich nur mit einem Certifikat von Seite der Behörde zu verſehen brauchen, um ihren Wohnplatz ungehindert verlaſſen zu können. Daß die Hottentoten in verſchiedenen Gegenden der Kolonie ſich im Beſitz von Eigenthum befanden, und daß ſie namentlich einen Theil ihres Unterhalts durch die Viehzucht gewannen, iſt eine Thatſache, die nie einem Zweifel unterlegen zu ſeyn ſcheint. Die Zahl ihrer Ortſchaften nahm zwar in der letzten Zeit beträchtlich ab; doch blieb ihnen noch immer die Möglichkeit einer Entſchädigung oder einer Wiedereinſetzung, und ein Ort, Suurbrach, in dem Bezirk Schwellendam, ward ihnen durch den Earl von Caledon wirklich zurückgegeben. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß man aus ſeiner Proklamation ihre geſetzliche Unfähigkeit Grundeigenthümer zu ſeyn abgeleitet hat, und daß ſie auch von dieſem Datum an, mit ſehr wenigen und ſpäten Ausnahmen, nie mehr Grundeigenthümer geweſen ſind. Auf eine von der Regierung an den Landdroſt von Uitenhage deßhalb gerichtete Frage, erwiederte dieſer, er wiſſe von keinem Fall, wo ein Hottentote in ſeinem Diſtrikt Land innegehabt; nach ſeinen Verhaltungsbefehlen würde er dazu nie ſeine Einwilligung gegeben haben; auch glaube er, daß ſolange der weite Abſtand zwiſchen ihnen und der ſogenannten Bengherklaſſe fortbeſtehe, eine Abweichung von dem gegenwärtigen Syſtem nicht zuläſſig ſey. Der Landdroſt mag nämlich einen Hottentoten nach Gutdünken einkerkern und beſtrafen, einen Bengher aber nicht ohne den Erlaß eines Gerichtshofs. Ein anderer Grund, davon hergenommen, daß ſie zum größten Theil keine Chriſten ſeyen, wurde von einem Kronfiskal erwähnt; wiewohl man in mehreren Fällen, als Mohammedaner Grundeigenthum erwarben, dieſe Einwendung nicht geltend machte. Allein ſelbſt die Miſſionsinſtitute konnten es ja nicht dahin bringen, daß man ihnen hinlängliche Ländereien für ihre Hottentoten zutheilte, obgleich hier der Vorwand der Religion wegfiel. Das oben berührte Geſetz wegen eines Certifikats oder Heimathsſcheins aber, deſſen der Hottentote benöthigt war, wenn er ſeinen Aufenthaltsort verändern wollte, ergänzt ſich durch eine zweite Verordnung, vermöge deren er von dem Herrn, dem er diente, oder von dem Beamten ſeines Diſtrikts ſich zu jenem Behuf noch einen beſondern Paß ausfertigen laſſen mußte, widrigenfalls er als Landſtreicher eingezogen zu werden in Gefahr ſtand; jedem Koloniſten kam hiebei das Recht zu, ihm den Paß abzufordern, und wenn er keinen vorzeigen konnte, ihn zu verhaften. Man kann ſich denken, daß in einer Zeit, als wegen Verbots der Sklaveneinfuhr die Nachfrage nach freien Arbeitern ſich ſteigerte, die Einwohner, unter deren Aufſicht ſomit die Hottentoten ſtanden, nicht ſelten die nichtigſten Vorwände benützten, um ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen.

Der wichtigſte Punkt der Proklamation des Earl betraf die auf eine längere Zeit als einen Monat abzuſchließenden Dienſtverträge. Damit rückſichtlich der Bedingungen, worüber man übereingekommen, nie Zweifel entſtehen könnten, ſollten von allen Kontrakten die Urkunden abſchriftlich bei dem Fiskal, dem Landdroſt oder dem Veldcornet hinterlegt werden. Daß dieſe Beamten auf die Abſchließung ſelbſt manchen Einfluß ausübten, begreift ſich um ſo leichter, als der Arbeitslohn keinen beſtimmten Maßſtab hatte, und dabei immer ſowohl der Charakter der Herren als die Art und Quantität der Arbeit in Betracht gezogen werden mußte; wie denn z. B. die Hottentoten lieber einem holländiſchen Bauer dienten als einem engliſchen Anſiedler, der ſie beſſer bezahlte, aber mehr Arbeit von ihnen verlangte. Nach einer Berechnung des Fiskals vom J. 1824 ſtand in der Kapſtadt der Arbeitslohn im Ganzen höher als in den Diſtrikten Uitenhage, Graaff Reynett und Worceſter, variirte jedoch dermaßen, daß Einer 100 Rthlr. nebſt Koſt des Jahrs erhielt, während ein Anderer ſich mit Koſt und Kleidung begnügte; in Uitenhage wurde ein hottentotiſcher Knecht gewöhnlich mit 60, oft nur mit 30 Rthlr. gedungen, und eine Hottentotin verdiente in der Regel nicht mehr als Nahrung und Kleidung. Zuweilen darf der Hottentote einen Ochſen oder eine Kuh nebſt Kalb mit dem Vieh ſeines Herrn auf der Waide laufen laſſen, ſo daß er dadurch in Stand geſetzt wird, ſeine Erſparniſſe zu vermehren und zu erhalten. In dem Diſtrikt Graaff Reynett ſind die Arbeiter am Wohlfeilſten, was daher rührt, daß man ſich dort ſo leicht die Dienſte der Buſchmänner verſchafft. Wie es ſcheint, wurden die hottentotiſchen Arbeiter früher in der Berechnung der ihnen von ihren Herren verabfolgten Gegenſtände des Bedürfniſſes ſehr über-

Digitized by Google

vortheilt; daher verfügte der Earl von Caledon, daß durch die Veldcornets der Diſtrikte darüber eine Gegenrechnung geführt werden ſolle, und den Koloniſten verbot er, wegen einer dahin einſchlagenden Schuldforderung Hottentoten den Austritt aus ihren Dienſten zu verweigern, oder deren Weiber und Kinder als Unterpfänder zurückzuhalten. Eben ſo ſollten ſie keine geiſtigen Getränke irgend einer Art verrechnen dürfen. Mochten dieſe Geſetze auch noch ſo gut gemeint ſeyn, ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß ſie ihren Zweck erreichten, und einige Beiſpiele von höhern Beamten, welche in die geſetzliche Geldbuße von 100 Rthlr. verfielen, beweiſen zur Genüge, daß die Zahl der niederen Uebertreter nicht gering war. Betrachtet man, daß die meiſten Kontrakte bloß auf ein Jahr und darunter eingegangen wurden, ſo könnte man meinen, die Hottentoten hätten alle Freiheit genoſſen, Dienſt zu nehmen, wo und ſolang ſie wollten. Indeß bei näherer Anſicht verhält ſich die Sache etwas anders. Wenn der Hottentote aus dem Dienſt trat, ſo meldete er ſich bei ſeinem Veldcornet, und ließ ſich von ihm einen Paß ausſtellen, um einen neuen Herrn zu ſuchen. Aber dieſer Paß war bloß für den Diſtrikt gültig, und die Dauer deſſelben hing von dem Beamten ab. Begehrte er die Grenze des Diſtrikts zu überſchreiten, ſo mußte er ſich an den Landdroſt wenden. Dieſe beiden Beamten verfuhren hiebei nach reiner Willkür. Die Päſſe lauteten höchſtens auf 6 oder 8 Tage, und oft wurde den Hottentoten darin eingeſchärft bedacht zu ſeyn, daß ſie augenblicklich wieder einen Herrn bekämen. Bei der zerſtreuten Lage der Dörfer und Meiereien koſtete es nun den Veldcornets und Landdroſten wenig Mühe, durch Abkürzung der Wanderungserlaubniß ſich zu Monopoliſten der Arbeiter in ihrem Diſtrikte zu machen. Die Hottentoten hatten das Recht einen Dienſt aufzugeben, zugleich aber die Verpflichtung wieder in einen andern zu treten; ſo waren ſie alſo zu ewiger Knechtſchaft verurtheilt; denn zögerten ſie ſich von Neuem zu verdingen, ſo thaten ſie es wie geſagt auf die Gefahr, als Landſtreicher behandelt und ins Gefängniß geworfen zu werden, woraus ſie ſich nur erlösten, wenn ſie einen Herrn fanden, der ſie — natürlich für ſie nicht unter den günſtigſten Bedingungen — unter ſeine Obhut nahm und die Azungekoſten beſtritt.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Chronik.

Mémoires, Souvenirs et Anecdotes sur l'intérieur du Palais de Charles X, par M. Théodore Anne, ex-garde du corps. Paris 1831.

Die politiſche Lebendigkeit der Franzoſen ſpricht ſich auch in ihrer Sucht aus, Memoiren zu ſchreiben. Niemand hält ſich dort für ſo unbedeutend, daß er nicht auch ein Wort ſollte darein reden dürfen über die Leitung und Bewegung des großen Staatsſchiffes, hätte er darauf auch nur als Kajütenjunge gedient; Jedermann glaubt ſich wichtig und hoch genug geſtellt, als daß er nicht dafür halten ſollte, der Welt müſſe unendlich viel daran gelegen ſeyn, zu erfahren, was er von ihrem Stande und Laufe denke, und in wie fern er an ihrem gewaltigen Räderwerke vor- oder rückwärts geſchoben. Vom Küchenjungen bis zum Marſchall, vom Freudenmädchen bis zur Hofdame haben wir ſchon Memoiren geleſen, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn auch ein königlicher Gardiſt die Feder ergreift, zumal da ihm ſo unſanft das Schwert aus der Hand geſchlagen worden iſt — wenn er die Feder ergreift, und in ſeiner philoſophiſchen Abgeſchiedenheit vom Weltgetümmel ſo gut wie der verbannte kleine Erderſchütterer auf St. Helena Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben ſchreibt.

Es läßt ſich denken, daß man in beiden, in ſeinem Leben und in ſeinem Denkbuche, wenig Mehr erwarten darf, als was eben für einen ordentlichen Gardiſten nebenbei abfällt, gleichſam die Hobelſpäne und Splitter auf dem großen Bauplatze der Staatsbegebenheiten: ein Wort, eine Geſchichte, eine Anekdote, die aus den Vorzimmern die große Treppe hinab an der Wachtſtube vorbei in die Stadt hinausläuft, hie und da einen Blick in die Salons hinein, wenn die Thüre aufgeht, oder wenn es hoch kommt, eine Bemerkung über Den oder Jenen, der auf den Hintertreppen da- oder dorthin gelangt iſt — einen Wink über große Begebenheiten aus kleinen Urſachen. Wenn unſer Memoirenſchreiber größtentheils nur vom Hörenſagen berichtet, ſo muß man ihm doch auf der andern Seite zur Ehre nachſagen, daß er ſich durchaus ſehr beſcheiden und unparteiiſch ausſpricht: bei aller tiefen Ehrfurcht vor der Legitimität und mit aller Ergebenheit gegen die Mitglieder des geſtürzten Königshauſes iſt er dennoch nicht blind gegen die Mißbräuche des Hofes und die Erbärmlichkeit, den Uebermuth und die Habgier der Hofſchmeichler, die den ſchwachſinnigen Karl X in's Verderben geſtürzt haben. Eine Menge Anekdoten, aus denen der größte Theil des Buches beſteht, insbeſondere die von Talleyrand, ſind zu weltbekannt, als daß ſie hier wiederholt zu werden verdienten. Wir geben hier nur ein Paar Auszüge, die vielleicht von größerem Intereſſe ſind.

Mit dem Titel eines Generalmajors der königlichen Garde verband der Marſchall Macdonald, Herzog von Tarent, auch den eines Großkanzlers der Ehrenlegion. Sollte es wahr ſeyn, daß er bis zum 26 Julius 1830 im Genuſſe folgender Gehaltsbezüge war? Als Großkanzler der Ehrenlegion bezog er, laut unſerm Gewährsmanne, 100,000 Fr.; als Marſchall von Frankreich 40,000; als Generalmajor der königlichen Garde 25,000; als Staatsminiſter 16,000; als Pair von Frankreich 12,000; als Großkreuz der Ehrenlegion 6,000; als Befehlshaber der fünfzehnten Militärdiviſion 5,000; außerdem hatte er das Hotel der Großkanzlei zur Wohnung, Möbeln, Heizung u. ſ. w., was auf 50,000 Fr. angeſchlagen werden kann; ſomit ein Einkommen von 254,000 Fr. Indeß hat der Hr. Marſchall durch die Juliusrevolution keinen beſondern Verluſt erlitten; zwar verlor er mit ſeiner Stelle als Staatsminiſter und Generalmajor 41,000, allein es blieben ihm doch immer noch 193,000 Fr., wobei er ſich zu tröſten wiſſen wird. Hat die Julius-Revolution überall ſo Wenig reduzirt und reformirt, ſo darf man wohl ſagen, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt hat, ihretwegen das ſchöne pariſer Straßenpflaſter zu verderben.

„Die Jagden des Königs," ſagt unſer Gardiſt an einer andern Stelle, „auf denen man gewöhnlich 12 bis 1300 Stücke Wild erlegte, fielen größtentheils der Jägerei und den Großwürdeträgern des Palaſtes in die Taſche; jeder erhielt davon ſeinen Theil und verkaufte ihn auch unverzüglich. Das Jagdperſonal hatte wenigſtens darauf einen rechtmäßigen Anſpruch, aber für die Hofleute war es bloß eine Begünſtigung. Auf der Reiſe nach Compiegne hätten wir gern oft ein Stück Wild gehabt, um unſern Freunden damit ein Geſchenk zu machen; aber da gab es Nichts für uns. Wenn man ſo uns, die die Mühe und Arbeit hatten, von allen dieſen ſo unbarmherzig hingeſchlachteten Thieren nicht eine Klaue zukommen ließ, ſo konnten wir doch gleich darauf für unſer Geld haben, was wir wollten, Kapaune, Haſen, Rehe u. ſ. w.; denn eine Stunde nach der Jagd wurde Alles von den großen Herren verſteigert, denen der König damit ein Geſchenk gemacht hatte; das aus dieſem ſchändlichen Verkaufe erlöste Geld diente Abends zum Ekarté in den Salons des Königes."

„Die Vorrechte, deren ſich die Garden zu erfreuen hatten, erzählen die Denkwürdigkeiten unſers Gardiſten ferner, „gaben oft zu Verbrießlichkeiten zwiſchen unſern Chefs und denen der übrigen Armeen Anlaß. Im Jahre 1823, als der Dauphin von Ludwig XVIII zum Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee ernannt wurde, ließ man zu dieſem Feldzuge eine Schwadron von jeder Kompagnie der Leibgarde des Königs und Monſieurs, unter den Befehlen des Generals Oudenarde, aufbrechen. Als dieſer mit ſeinen Truppen zu Pau angekommen war, eilte er voraus und begab ſich nach Bayonne, um dort die Befehle des Dauphin zu empfangen. Als er dort ankam, war die erſte Perſon, die ihm begegnete, der General Guille-

Digitized by Google

minot, Majorgeneral der Armee. „„Guten Morgen, General,““ ſagte Graf Guilleminot, „„Sie kommen mit der Garde; gut, Sie werden morgen Ihre Ordres erhalten.“ — „„Mein Herr,““ erwiederte der Graf Oudenarde, „„als ich Paris verließ, beehrte mich der König mit einer mündlichen Unterredung, und Se. Maj. geruhte mir zu ſagen, daß ich Tag für Tag meine Befehle aus dem Munde ſeines Neffen zu erhalten habe; dieſe für die Truppen, die ich befehlige, ehrenvolle Prärogative werde ich nicht aufgeben, und mich unmittelbar an den Prinzen wenden, um ſeinen Willen zu erfahren““ „„Wie es beliebt,““ ſagte ganz kalt General Guilleminot, „„weil Sie keine Ordres wollen, ſo ſollen Sie auch keine erhalten.““ — Dieſer Unterredung, wahr oder falſch, die unter den Truppen in Umlauf kam, ſchreibt man die Unthätigkeit der Garden während dieſes Feldzuges zu. Sie befanden ſich noch zu Bayonne, als das Heer ſchon zu Burgos ſtand, und zu Burgos, als es bereits vor den Mauern von Madrid ankam. Jetzt erſt ließ man ſie in Eilmärſchen nachkommen, um dem Einzuge in Spaniens Hauptſtadt beizuwohnen; aber ſie blieben auch hier in Garniſon, während das übrige Heer gegen Cadix vorrückte. Nur eine Abtheilung von vier und zwanzig Mann wurde entſendet, um in Chiclana Ferdinand VII zu empfangen und nach Madrid zu geleiten. Dieſe vier und zwanzig Offiziere erhielten alle den Orden des heiligen Ferdinand. Die fünf Schwadronen hatten anderthalb Jahre den Dienſt bei Sr. ſpaniſchen Majeſtät, und kamen erſt im Jahre 1824 nach Frankreich zurück; aber alle Soldaten, alte und junge, bedauerten, daß man ihnen keine Gelegenheit gegeben hatte, Proben ihres Muthes abzulegen. Da hat man ein Beiſpiel, wie es oft mit großen Begebenheiten geht, und wie oft Die weit vom Ziele ſchießen, die davon die Urſachen aufzuſuchen ſtreben!“

Statiſtik des oberrheiniſchen Departements.

Die induſtrielle Geſellſchaft von Mühlhauſen verdient immer mehr unter den achtungswertheſten gemeinnützigen Vereinen Frankreichs genannt zu werden, und eine ihrer preiswürdigſten Beſtrebungen iſt ſicherlich die Veranſtaltung einer ausführlichen Statiſtik des oberrheiniſchen Departements, die durch die gemeinſame Mitwirkung ihrer Mitglieder vor einigen Jahren unternommen wurde. Von dieſer ſchätzbaren Arbeit ſind nun die beiden erſten Lieferungen in gr. 8. und ſchön gedruckt erſchienen. Die eine läßt zwar, wofern, wie nicht zu zweifeln, alle vorhandenen Materialien benutzt worden, nicht verkennen, daß mancherlei wiſſenſchaftliche Beobachtungen und Forſchungen in dieſer Gegend bis dahin noch ziemlich vernachläſſigt waren, und daß Frankreich in Bearbeitung der Statiſtik noch hinter mehreren Ländern, wie Preußen namentlich, zurückſteht. Eben ſo mag zu erinnern ſeyn, daß die vielen Tabellen über die induſtrielle Produktion, welche das andere Heft enthält, ſo viel uns bekannt, ſich auf das Jahr 1827 beziehen, und daß dieſe in Folge der Kriſis von 1828 und der ſeitherigen allgemeinen Lähmung des Handels bedeutend ſich vermindert hat. Immerhin bleibt dieſe Ueberſicht als numeriſcher Beleg für die erſtaunenswürdige Entwickelung der dortigen Induſtrie in jenem Zeitpunkte höchſt intereſſant, und um ſo mehr, da die Angaben mit aller bei ſolchen Aufnahmen nur zu erwartenden Genauigkeit beigebracht zu ſeyn ſcheinen — und Wer ſollte übrigens nicht auf eine baldige Rückkehr beſſerer Zeiten hoffen!

Die Geſammtfläche des oberrheiniſchen Departements wird, da die Kataſtrirung noch nicht vollendet iſt, zu 382,200 Hektaren berechnet; davon betragen die Waldungen 152,000, die Aecker 158,000, die Weinberge 11,200, die Wieſen 50,500.

Das Departement iſt in drei Arrondiſſemens getheilt; Kolmar mit 139, Altkirch mit 160 und Belfort mit 191 Gemeinden. Von 574 Wahlmännern im Jahre 1828 kamen auf Kolmar 311, auf Altkirch 149, auf Belfort 114. Der höchſt Beſteuerte zahlte an direkten Steuern 8228 Fr. Im J. 1814 wurden 324,000 Einwohner gezählt, und 1824 370,000; davon 319,000 Katholiken, 38,500 Proteſtanten, 11,240 Juden und 919 Wiedertäufer. Seit dem Jahr 1827 iſt aber die Bevölkerung offiziell zu 408,740 S. beſtimmt. Die Bevölkerung von Mühlhauſen iſt zu 21,000, die von Kolmar zu 14,700 S. angegeben. Auf 60,000 Mann ſtellt das Departement 728 zur Armee. An die Staatseinnahmen aller Art lieferte es im J. 1828 9,797,000, und von den Ausgaben kamen ihm wieder zu 7,436,000 Fr., ſo daß der Fiscus einen Ueberſchuß von 2,360,000 Fr. bezog. Die Kommunaleinkünfte betrugen 1,287,000 Fr. An den katholiſchen Gottesdienſt zahlt der Staat 276,000 Fr.; an den proteſtantiſchen 45,500 Fr. Der Synagogen ſind 65.

Die 1818 gegründete gegenſeitige Departemental-Verſicherungsanſtalt hat gegenwärtig ein Kapital von 95 Mill. Fr. verſichert, obſchon ſehr viele Gebäude in den pariſer Verſicherungsanſtalten ſtehen.

Die Agrikulturproduktion iſt angegeben: Waizen zu 341,000 Hektoliter; Roggen zu 141,000; Gerſte zu 228,000; Hafer zu 132,000; Kartoffeln zu 1,166,000; Wein zu 276,000; Bier zu 72,000; Hanf und Flachs zu 628,000 Kilogrammen; 957 Mahlgänge liefern 50 Mill. Kilog. Mehl.

Der Viehſtand beträgt 22,516 Pferde, 15,400 Ochſen, 57,800 Kühe, 56,000 Schafe.

Fünf Hochöfen liefern mit 610 Arbeitern über 3 Mill. K. Maſſeleiſen und 405,000 K. Gußwaaren; der Friſchfeuer ſind 23, der Eiſenhämmer 52; 1 Drahtzug mit 56 Zügen liefert 320,000 K. Eiſendraht; 4 große Konſtruktionsanſtalten beſchäftigen 750, 19 kleinere 385 Arbeiter; die Kupferwerke liefern 65,000 K. Kupferdraht, 15,000 K. laminirtes Kupfer, 100,000 K. Meſſingdraht und 20,000 K. lamin. Meſſing; die berühmte Manufaktur der HH. Japy in Beoucourt beſchäftigte 2145 Arbeiter, verbrauchte an 300,000 K. Eiſen, 15,000 Stahl, 40,000 Meſſing ꝛc. und lieferte jährlich:

mit ungefähr	900	Arb.	an	144,000	Dutzend rohe Uhrwerke
—	600	—	—	244,000	Großer Holzſchrauben u. dgl.
—	500	—	—	96,000	— Charniere, Knöpfe ꝛc.
—	60	—	—	4,500	Dutzend Schlöſſer u. a.
—	50	—	—	7,200	— Feilen.
—	55	—	—	5,000	Kil. Küchengeſchirr.

Die chemiſche Fabrik in Thann produzirt 250,000 Kil. Schwefelſäure, 100,000 K. Salzſäure, 20,000 K. ſalzſ. Zinn, 150,000 K. Soda ꝛc.; 124 Kalk- und Ziegelöfen gaben 14 Mill. Kil. Kalk und 7½ Mill. Stück Ziegel- und Backſteine; außerdem wurden 8½ Mill. Backſteine nach lütticher Art in Feldöfen gebrannt; zwei Papiertapeten-Fabriken (in Rixheim) geben mit 54 Drucktiſchen und einer Druckmaſchine 121,000 Rollen.

Ueber die verhältnißmäßig wichtigſte, die Baumwolleninduſtrie, enthält dieſe Statiſtik folgende Angaben: An Baumwolle werden konſumirt 54,300 Ballen oder 4,150,000 Kil. Der Spinnereien ſind 49 mit 10,240 Arbeitern und 466,000 Spindeln; ſie liefern 3,700,000 Kil. Garn, und verbrauchen (für die Dampfmaſchinen) 9,810,000 K. Steinkohlen. Die Dampfkraft, die die einen treibt, beläuft ſich auf 424 Pferdekraft, die Waſſerkraft bei den andern auf 560 Pferdekraft. Die Baumwollweberei zählte 21,650 Handſtühle und 126 mechaniſche (letztere haben ſich ſeitdem auf einige Tauſend vermehrt) und liefert mit 23,350 Arbeitern 718,000 Stück von 26 bis 29 Stab Länge; und zwar 547,000 St. Kalikos, 29,000 St. Perkale und Muſſelin, 42,000 St. Siamoiſen und 72,000 St. Gingans u. a. Der Indiennedruckereien waren 27 mit 11,248 Arbeitern; 3847 Drucktiſchen und 80 Druckmaſchinen. Dieſe verbrauchten 5,740,000 Kil. Steink. 1½ Mill. Kil. Krapp; 104,000 K. Soda, 126,000 Kil. Potaſche, 436,000 Kil. Salzſäure u. ſ. w., und produzirten 569,000 Stück Ellenwaaren, 141,700 St. Halstuchzeug und 17,400 St. Muſſelin.

Vermiſchte Nachrichten.

Am 18 März d. J. iſt auf den niſhne-tagilſchen Hüttenwerken, den Erben des Geheimenrathes Demidow gehörig, eine Platinaſtufe von 20 Pf. 2½ Solotnik gefunden worden, wovon beim Aufdecken der Schichte ein Stückchen von 46 Solotnik abſprang. Die größte bis jetzt gefundene Platinaſtufe, im Bergskorps befindlich, wiegt 10 Pf. 54 Solotnik.

Die ärztlich-botaniſche Geſellſchaft von London hat als Preis eine goldene Medaille für die Löſung folgender Frage ausgeſetzt: „Welche vegetabiliſche Subſtanz kann mit Erfolg in der Waſſerſcheu angewendet werden?“ und eine ſilberne für die beſte Abhandlung „über die mediziniſchen Eigenſchaften und den Gebrauch einer einheimiſchen Pflanze, die noch nicht hinlänglich bekannt iſt, oder über die neue Anwendung einer andern einheimiſchen Pflanze.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 153. 2 Junius 1831.

Die Eingebornen von Auſtralien. *)

Ob man gleich noch keinen ernſtlichen Verſuch gemacht hat, die Eingebornen Auſtraliens zu civiliſiren, ſo iſt doch in Betreff ihrer eine Meinung vorherrſchend, welche ſie geradezu der Bildung zu geſitteten Menſchen für unfähig erklärt. Nach dieſer Anſicht iſt Nichts natürlicher, als daß ſich ihr Verhältniß zu den europäiſchen Anſiedlern nach denſelben Grundſätzen geſtaltet, welche auf ein bloß von wilden Thieren bevölkertes Land, welches koloniſirt werden ſoll, in Anwendung gebracht werden. Sind die Auſtralier harmlos genug, die Einwanderer ungeſtört auf ihrem Boden wirthſchaften zu laſſen, ſo geſtattet man ihnen durch allmähliche Verminderung ihrer Unterhaltsmittel langſam abzuzehren; ſind ſie nicht ganz ſo zahm, ſo rottet man ſie aus. Dieſe beiden Verfahrungsweiſen ſchienen auf Neu-Süd-Wallis und Vandiemensland bereits gegen ſie eingeleitet zu ſeyn; dort werden ſie in das Innere zurückgedrängt, um, wenn ſie auf feindliche Horden ſtoßen, ſich unter einander aufzureiben; hier, wo ſie von entſchloſſenerem Charakter ſind, befinden ſie ſich in einem offenen Kriegszuſtand mit den Koloniſten, deren überlegenen Waffen ſie über Kurz oder Lang unterliegen müſſen. Nach den neuſten Nachrichten aus Taſmanien lag der Gouverneur mit dem ſechsten Theil der Bevölkerung wider die ſchwarzen Eingebornen zu Felde.

Sollte dieſe inhumane Politik ſich dadurch rechtfertigen, daß wirklich die Vorſehung einen Theil des Menſchengeſchlechts mit einer ſo kleinen Gabe der Vernunft ausgerüſtet hätte, daß es für denſelben unmöglich wäre, ſich über das Maß des thieriſchen Inſtinktes zu erheben, und daß man folglich nicht ſehr bedauern müßte, wenn eine ſolche Gattung unterginge? Bis jetzt waren es hauptſächlich die Koloniſten, welche jenes Verdammungsurtheil über die Auſtralier ausſprachen, wie es einſt die Sklavenhändler waren, welche die geiſtige Niedrigkeit der Afrikaner behaupteten, und daraus das Recht abzuleiten verſuchten, dieſelben in Sklavenketten zu ſchlagen. Daß es hintennach Phyſiologen gab, welche die unedlere Organiſation des Negervolkes bewieſen, darüber wird ſich Niemand wundern, der ſich erinnert, wie oft die Diener der Wiſſenſchaft den gröbſten Vorurtheilen huldigten. Siegreich haben die Afrikaner ihre Ebenbürtigkeit erhärtet; ob es auch die Auſtralier thun werden, muß die Zeit lehren. So Viel iſt gewiß, daß die Mehrheit der Zeugen, welche in dieſer Sache ſich vernehmen ließen, nicht für unbefangen gelten können. Was ſoll man dazu ſagen, wenn vor etwa zehn Jahren die Zeitungen von Sydney als das einfachſte Mittel, wie man ſich der Eingebornen in der Nähe des Hunterfluſſes entledigen könne, vorſchlugen, ſie zu vergiften, mit dem Beiſatz, daß ſchon an mehreren Orten zu dem Ende ein äzendes Sublimat bereitet worden? In den Kolonial-Times, auf Vandiemensland, liest man unterm 6 Julius 1827. „Die Bewohner des zweiten weſtlichen Diſtrikts haben in der letzten Woche eine *ungeheure Menge* Neger getödtet; man umringte ſie, während ſie um ein Feuer herum ſaßen, und die Soldaten wie die Uebrigen gaben aus einer Entfernung von dreißig Schritt auf ſie Feuer.“ Hat man hieran noch nicht genug, ſo erwähnen wir noch, daß ein gelehrter Advokat zum Beſten ſeines Clienten, der eines an einem Eingebornen vorſetzlich verübten Mordes angeklagt war, auf Baco's, Puffendorf's und Barbeirac's Autorität geſtützt, ohne Weiteres behauptete, Wilde, welche Menſchenfleiſch genöſſen (was von dem fraglichen Eingebornen geſchehen ſeyn ſollte), ſeyen durch die Geſetze der Natur geächtet, und mögen von Rechtes wegen umgebracht werden.

Einzelne Stimmen konnten ſich gegen dieſe Barbarei erheben; aber ſie waren Stimmen eines Predigers in der Wüſte. So beklagte ein Kommiſſär der britiſchen Regierung in einem offiziellen Bericht die Uebel, welche die Europäer durch ihr böſes Beiſpiel allein über die Eingebornen Auſtraliens brachten, und ein Würdeträger der anglikaniſchen Kirche äußerte in ſeiner Antrittsrede an die Geiſtlichkeit von Vandiemensland den Schmerz, den jeder rechtſchaffene Mann empfinden müſſe, wenn er dieſe Unglücklichen nach einem fünfzigjährigen Verkehr mit einem chriſtlichen Volk in dem Zuſtand ihrer urſprünglichen Verwilderung erblicke. „Ich kann,“ fügt er hinzu, „ſelbſt noch einen Schritt weiter gehen, und meine Beſorgniß ausdrücken, daß durch unſere Niederlaſſung in ihrem Lande ihre Exiſtenz, ſo elend man dieſelben damals auch ſchilderte, ſich wo möglich noch verſchlimmert hat. Je zahlreicher und ausgedehnter ihre Handelsberührungen mit den Europäern wurden, um ſo mehr verloren ſich die ihrem Charakter eigenthümlichen guten Eigenſchaften, während ſie von uns ſich bloß aneigneten, Was tadelhaft und ſchlecht war.

*) The present state of Australia; a description of the country, its advantages and prospects, with reference to emigration; and a particular account of the manners, customs and condition of the aborigines inhabitants. By Robert Dawson. London 1830.

Digitized by Google

Das empörendſte Schauſpiel, ſo ſich Jedem darbietet, der an dieſen Geſtaden anlandet, iſt die Erſcheinung dieſer vormaligen Landesherren in einer Verſunkenheit, die ſie größten Theils der Liebhaberei für berauſchende Getränke verdanken, die wir ihnen mittheilten, und die von ſo manchen Perſonen noch fortwährend aufgemuntert wird, ſtatt daß ſich von der höhern Bildung, worauf ſie Anſpruch machen, und von dem Chriſtenthum, wozu ſie ſich bekennen, doch wohl etwas Anderes erwarten ließe.“

(Fortſetzung folgt.)

James Fenimore Cooper.

(Schluß.)

Die Wärme, mit der Cooper ſein Publikum zu durchdringen wußte, ging aber auch nicht von einem leichtverlodernden Strohfeuer blendender Effekte aus, ſondern von der ſtillen und ewigkräftigen Flamme des Genius. Kein Schriftſteller der neueſten Zeit hat ſich auf einen ſo weiten Geſichtskreis über die menſchliche Natur zu erheben gewußt, keiner iſt tiefer in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens eingedrungen. Nur wenige verſtehen es wie er, die Momente der ſtärkſten Wirkung zu finden, und keiner ſie mit ſo viel Verſtand auszuarbeiten. Wenn ſeine Erfindungen es zuweilen verfehlen, uns mit Windesflug fortzureißen, ſo iſt dafür ſeine Geſchicklichkeit in der Charakterzeichnung ihres unwiderſtehlichen Zaubers ſicher, und ſollte er auch darin fehlgegriffen haben, ſo hat er immer noch die bloße Beſchreibung irgend eines ſtillen abgelegenen Waldflecks, einer wüſten Einöde oder eines Schiffrumpfes, der aus dem blauen Gewäſſer taucht, oft auch einen noch geringfügigeren Gegenſtand in Bereitſchaft, um die entweichende Aufmerkſamkeit des Leſers von Neuem zu feſſeln, ſo daß man ihm ſchwerlich entkommen kann, ohne ſein Buch bis zur letzten Zeile durchleſen zu haben. Bei dieſen Schilderungen trägt er oft kein Bedenken, in einer und derſelben Dichtung einen und denſelben Gegenſtand drei oder vier Mal mit der umſichtigſten Genauigkeit zu beſchreiben, wenn es nöthig iſt, dem Leſer ein Bild in den deutlichſten Umriſſen vor Augen zu ſtellen. In ſeinem Style herrſcht eine Verſchwendung ohne Ueberfluß von Worten, ein Reichthum und Glanz, ohne läſtig zu werden. Vorzüglich aber zeichnet ihn Klarheit, Abwechslung und Beſtimmtheit aus; Er mag die wilde Wüſte beſchreiben oder den öden Strand, das ſchauerliche Dunkel des Waldes oder die kahle Steppe; mit der Kraft eines Pinſels aber malt er, der in den Flammentopf der Begeiſterung getaucht iſt, wenn er ſich auf dem Elemente bewegt, von dem er ſo furchtbare und wahre Gemälde entworfen hat. Seine Seebilder ſind unübertroffen. Nicht ein gemaltes Schiff auf gemaltem Ozean iſt es, was wir ſehen — Alles iſt Handlung, Leben, Poeſie. In dieſem großen Gemälde iſt Nichts vergeſſen, nicht die unbedeutendſte Nebenſache überſehn; wir hören in den Worten, mit denen er malt, das Brüllen der Brandung, die Stimmen der Seeleute, das Klatſchen der Segel. In ſolche Szenen verſetzt, entſchwindet unſern betäubten Sinnen jeder Gedanke an die ſichere Bodenfeſte des Landes! Aber um ſo mehr fühlen wir uns überraſcht, wenn wir wenige Blätter weiter uns mitten in die wilde, unwirthliche Winteröde einer Landſchaft entrückt finden, um uns von dem Schwindel auf den wogengepeitſchten Schiffe zu erholen.

Cooper hat ſeine Charaktere aus allen Ständen genommen; und wenn auch ihre Zeichnung nicht immer gelungen zu nennen iſt; ſo fühlen wir uns doch bei dem erſten Blick auf dieſelben vollkommen überzeugt, daß ſie von einem ſcharfen Beobachter des Lebens entworfen ſind, deſſen Herz ſich jedoch mehr hingezogen fühlt zu jenen ſanfteren Regungen und Sympathien, die das Leben verſchönern. In dieſen Gemälden giebt ſich überall die Milde eines Gemüthes zu erkennen, das mit Liebe die menſchliche Natur umfaßt, und abgewendet bleibt jenem ſtolzen Hohne, der mit grauſamer Schadenfreude auf die Entartung des Menſchen herabblickt. Er zeichnet das Laſter, aber tritt es nicht mit Füßen; er erblickt in ihm nicht die teufliſche Verzerrung, ſondern nur den gefallenen Engel, der noch Züge ſeiner urſprünglichen Schönheit trägt. Dieſe gutmüthige Auffaſſung verleiht ſeinen Geſtalten eine Liebenswürdigkeit, in der ſie alle mehr oder minder ſich ähnlich ſind; ſie mögen aus der guten alten Perückenzeit, wild oder civiliſirt, auf dem Verdecke oder in der Wildniß ſeyn. Wenn indeß auch im Allgemeinen von ihnen geſagt werden muß, daß ſie zuweilen ins Groteske hinüberſtreifen, wo man ihnen Anmuth, oder in phantaſtiſche Schnörkel, wo man einfache Striche wünſchen möchte, ſo ſind ſie doch niemals abgeſchmackt zu nennen. Sehr verſchieden von den Charakteren gewiſſer Novellen, die am Ende des Buches und ihrer Laufbahn abgenutzt und zerliedert angekommen, von ſich ſingen und ſagen können:

Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen —

ſehr verſchieden von dieſen behalten die Figuren unſers Dichters den Glanz und die volle Farbenfriſche bis ans Ende. Oft wenn ſie gerade aus der Wirklichkeit in die Regionen jener phantasmagoriſchen Schattenbilder ſich zu verſteigen ſcheinen, wie ſie uns gewöhnlich in Hoffmann's Hohlſpiegel-Verzerrungen und zuweilen in Jean Pauls duftiger Fata Morgana begegnen, werden ſie durch einen einzigen Zug uns wieder ſo nahe gerückt, daß wir an ihrer lebenskräftigen Wahrheit nicht mehr zweifeln können. Seine Frauengeſtalten insbeſondere ſind mit einer Zartheit aufgefaßt und ausgeführt, die wir nicht anders als ſhakeſpeariſch zu bezeichnen wiſſen. Es ſind keine Seifenblaſengeſchöpfe der Einbildungskraft, es ſind Kinder der Natur, nicht in morgenröthlichen Wolken ſpielende Engel, ſondern kerngeſunde Weſen, deren edlerem Stoff entnommene Natur ſich verkündet, indem ſie Licht und Luſt über die Erde verbreitet bis in ihre fernſten Winkel hinein und den Sieg der Schönheit über alle Verhältniſſe des Lebens zeigt.

Es iſt hier, wo es als unſre Aufgabe bezeichnet iſt, einen kurzen Abriß von dem Leben des Dichters zu geben, nicht der Ort, uns über ſeine einzelnen Werke zu verbreiten, noch weniger den Streit zu entſcheiden, ob ſeinem letzten Mohican oder ſeiner Steppe, dem Piloten oder dem Gränzbewohner, dem Spion oder der Waſſernire — dem neueſten ſeiner Werke — der Preis des Vorzugs gebühre. Nur James Fenimore Cooper, den transatlantiſchen Ankömmling auf der alten europäiſchen Muttererde, ſollen dieſe Zeilen dem Leſer vorführen.

Coopers Aeußeres trägt das Gepräge ungewöhnlicher Naturanlagen und eines Charakters, der bei großer Entſchiedenheit wohl-

Digitized by Google

wollend und fügſam ſcheint, jedoch mehr unter die Verhältniſſe als unter die Menſchen. Er iſt etwas über mittlerer Größe, ſeine Figur gut und ſtark gebaut, in ſeiner Bewegung mehr heftig als anmuthig. Alle ſeine Züge ſprechen ein hurtiges Geſchick und Energie aus. Seine hohe breite Stirne würde die Neugier ſelbſt eines Gall erregen; ein tiefer Einſchnitt quer über ihre offene Wölbung läßt die Organe für Lokalität und Individualität ſchön hervortreten, während unmittelbar oder denſelben die der Vergleichung, Kauſalität und Heiterkeit gleichfalls bemerkbar ſind. Seine tiefliegenden Augen haben einen wilden, ſtürmiſchen und ruhelosen Ausdruck; ſcheint es doch faſt, als ob ſie dem Schlafe Hohn ſprechen wollten, und immer nach Etwas umherſuchten.

Seine größte Eigenthümlichkeit aber zeichnet ſich in ſeinem Munde, der im Schweigen die unbeweglichſte Feſtigkeit ausdrückt, aber wenn er ſpricht, über alle Leidenſchaften und Gefühle des Herzens zu gebieten zu können ſcheint, als vermöchte er ſie nach Belieben auf ſeinen Lippen ſpielen zu laſſen. Der franzöſiſche Bildhauer David hat dieſen Charakter in ſeinem ſchönen Bruſtbilde des Novelliſten bewunderungswürdig wiedergegeben.

In ſeinen Manieren drückt ſich eine angenehme Miſchung des Seemannes und des Mannes von Bildung aus. Man hat kaum Zeit, die rauhe Härte des erſtern an ihm zu bemerken, ſo unverkenntlich giebt die Unterhaltung mit ihm den Mann zu erkennen, der die Welt geſehen und begriffen hat, und der mit Ruhe faſt mit Gleichgültigkeit auf ihr Gutes wie ihr Schlimmes hinblickt. Die Zeit iſt ſeine philoſophiſche Schule geweſen. Er iſt mit Leib und Seele Amerikaner — die Vaterlandsliebe als eine nie erlöſchende Flamme der Leidenſchaft in der Bruſt — an ſeiner Heimath, ihren Inſtitutionen und ihrer wilden aber prachtvollen Schönheit (wie auch ſchon aus ſeinen Schriften zu ſehen iſt) mit Inbrunſt hangend. Er giebt ſich keine Mühe ſeine republikaniſchen Ketzereien zu verheimlicken; nicht undeutlich hat er ſchon zu verſtehen gegeben, die Könige ſchienen ihm ein ſehr koſtſpieliger Luxusartikel, und ſo weit geht ſein kühner Unglaube an die Vortrefflichkeit europäiſcher Staatsverfaſſungen, daß er ſich nicht ſcheut, zu behaupten, auch ohne eine große und kleine Ariſtokratie könnten die Völker glücklich ſeyn.

Coopers Familie ſtammt urſprünglich aus Buckingham in England, ging im Jahr 1679 nach Amerika, und ließ ſich ungefähr hundert Jahre ſpäter im Staate von New-York nieder. Der Dichter wurde im Jahr 1789 zu Burlington am Delaware geboren und kam in früher Jugend nach Coopers Town — einem Ort, von dem er in ſeinen „Schanzgräbern“ ſo intereſſante Schilderungen gegeben hat. In ſeinem dreizehnten Jahre wurde er in dem Yale-Kollegium zu New Haven aufgenommen, und drei Jahre ſpäter trat er den Seedienſt an, aus dem ſo Vieles in ſein ſpäteres Leben und namentlich in ſeine Dichtungen mit überging. Nach ſeiner Vermählung mit der Tochter John Peter's de Lancey von Weſt Cheſter County vertauſchte er die Abenteuer und Gefahren des Ozeans mit dem Stillleben am häuslichen Herde und in den Hainen der Dichtkunſt. Sein erſtes Werk erſchien im Jahr 1821, und ſeitdem beſchenkte er jedes Jahr die Welt mit einer neuen Dichtung. Seine Geſundheit hatte im Jahre 1824 ſo ſehr an einem Fieber gelitten, daß er ſich zwei Jahr ſpäter zu einem Beſuche in Europa entſchloß, wo er ſeine volle Geneſung wieder fand und nur im Begriff ſteht, in die geliebte Heimath zurückzukehren. Es iſt noch beizufügen, daß er eine Zeit lang die Stelle eines amerikaniſchen Konſuls zu Lyon bekleidete, die er jedoch bereits vor drei Jahren wieder niederlegte.

In Paris, wo Cooper ſich jetzt aufhält, genießt er einer ausgezeichneten Achtung. Unter der alten Regierung mochte es vielleicht nicht ſo der Fall geweſen ſeyn; doch kam er dort nicht wie in England in unfreundliche Berührung mit Vorurtheil, Eiferſucht und Nationalwiderwillen. So zufrieden er in Frankreich mit der ihm geſchenkten Anerkennung iſt; ſo ſcheint er doch auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruf bei Weitem nicht ſo großen Werth zu legen und minder Anſprüche auf ſein Genie als auf ſeine Herkunft zu gründen, von größerem Stolze beſeelt, Amerika's Bürger, als der Verfaſſer des „Piloten“ oder der „Steppe“ genannt zu werden.

Ladvey de Pompière's Leichenbegängniß.

Am 15 Mai ſchloß zu Paris Ladvey de Pompières die ruhmvoll zurückgelegte Laufbahn ſeines Lebens. Ladvey de Pompières ſtammt aus einer adeligen Familie der Franche-Comté. Geboren zu Beſançon am 5 Mai im Jahre 1751, diente er als Kapitän in der Artillerie, als die Revolution von 1789 ausbrach, deren Sache er mit einem Feuer ergriff, das ſelbſt das Gefängniß, in das er während der Schreckenszeit geworfen wurde, nicht zu erkälten vermochte. Kaum dem Schaffotte entgangen, blieb er nichts deſto minder den großen Prinzipien der Revolution treu, weit entfernt, wie ſo viel Andere, die Sache, welcher er ſich geweiht, um der Irrthümer ihrer Vertheidiger willen oder wegen der Verbrechen ihrer falſchen Freunde aufzugeben. Unter dem Kaiſerreiche, wo die Freiheit verſtummte, und die öffentlichen Intereſſen nur mit den Waffen verfochten wurden, zog er ſich in das Privatleben zurück, und nahm erſt wieder an den Staatsangelegenheiten Theil, als die repräſentative Regierung ſich vorbereitete. Im Jahre 1812 von dem Departement der Aisne als Mitglied zu dem legislativen Körper abgeordnet, vertrat er nach der Rückkehr der Bourbons von nun an dieſes Departement ununterbrochen in der Deputirtenkammer, wo er unter dem Miniſterium Villèle auf der Tribune die furchtbaren Worte hören ließ: „Ich klage die Miniſter an.“ Und in der That nicht geringer Muth gehörte dazu, da alle ſeine Freunde der linken Seite in ihn drangen, die Anklage zu verſchieben und in einer nächſten Verſammlung der Kammer vorzubringen; ſie erklärten ihm ſogar, daß ſie ihn nicht unterſtützen würden. Dennoch war er es, der faſt achtzigjährige Greis, der ſeine Stimme gegen die verbrecheriſche Verwaltung Villèle's erhob. Man weiß, an welchen kleinmüthigen Bedenklichkeiten dieſe Anklage ſcheiterte; man glaubte, indem man ſie hintertrieb, der herrſchenden Dynaſtie einen großen Dienſt zu erzeigen, und ſah nicht ein, daß man ſie eben dadurch nach dem Abgrunde hin ſtieß, der ſich ſchon geöffnet hatte. Ladvey de Pompières, ein abgeſagter Feind aller Ueberbürdungen des Budgets und der Sinecuren, ſchlug die Stelle eines Quäſtors der Kammer aus, die als eine übermäßigfette Pfründe angeſehen werden kann, wie er denn überhaupt, ungeachtet eines ſehr mäßigen Vermögens weder eine Stelle bekleidete, noch ein Ehrenzeichen erhielt, oder auch nur die Einladung zu dem Mittageſſen eines Miniſters würde angenommen haben. Keiner der Deputirten erfüllte ſeine Pflichten mit raſtloſerm Eifer; das allmähliche Erlöſchen ſeiner Lebenskraft hielt ihn bereits mehrere Monate von den Bänken der Kammer entfernt, auf denen er lange genug die Wohlfahrt des Vaterlandes berathen half, um an ſeiner Seite einen Mann Sitz nehmen zu ſehen, der mit ihm durch Bande der Verwandtſchaft wie durch die Sympathie der Anſichten eng verknüpft iſt — den Gemahl ſeiner Enkelin, Odillon Barrot. Der Revolution des Julius ſchloß ſich der Greis mit dem Enthuſiasmus eines Jünglings an. Man ſah ihn in den erſten Tagen, von ſeinen Freunden unterſtützt, oft auch vom Volke auf den Armen getragen, wenn er erkannt wurde, über die Barrikaden hinſteigen. Endlich glaubte er das Ende der Mißbräuche erlebt zu haben, die unter dem Kaiſerreiche und der Reſtauration ſo ſchwer auf Frankreich laſteten,

Digitized by Google

er glaubte, die Hoffnungen, den Glauben ſeines Lebens in Erfüllung gehen zu ſehen. Seine letzten Tage waren nicht ohne ſchmerzliche Betrübniß über die Zukunft ſeines Vaterlandes.

Labbey de Pompières hinterläßt keine Erben ſeines Namens, als eine Tochter und eine Enkelin, die, wie oben geſagt, an Odillon Barrot vermählt iſt.

Am 17 Mai fand das Leichenbegängniß des würdigen Greiſes Statt. Um die Mittagsſtunde ſetzte ſich ein unermeßlicher Zug von Bürgern jedes Standes aus der Straße Louvois nach der Kirche von St. Rochus in Bewegung. Der Sarg wurde durch die von den Schulen dazu erleſenen Jünglinge und Bürger getragen, die mit dem Ehrenzeichen der Juliustage geſchmückt waren. Das Leichentuch hielten der General Lafayette, Kaſimir Perier, Lafitte und Alexander Delaborde. Man bemerkte unter Vortritt ſeines Eidams Odillon Barrot im Leichengefolge Mauguin, Chardel, Lascaſes, Victor de Tracy, Bernard de Rennes, Ganneron, und faſt alle Deputirten, die ſich noch zu Paris befinden, den Miniſter des Auswärtigen, den Präfekt der Seine, Generale, unter ihnen den General Excelmans, Offiziere der Nationalgarde, von denen mehrere das Band des Julius trugen; endlich eine Menge der angeſehenſten Bürger und patriotiſchen Schriftſteller, unter denen Beranger nicht fehlte. Nach der kirchlichen Einſegnung in der Kirche des h. Rochus begab ſich der unermeßliche Zug auf den Kirchhof Père-Lachaiſe, wo die Hülle des Entſeelten zur Erde beſtattet wurde. An dem Grabe hielten Bavoux, Alexander Delaborde und Lafayette dem Verſtorbenen Gedächtnißreden.

„Der Verluſt eines würdigen Mannes,“ ſagte Alexander Delaborde, „hinterläßt jederzeit eine Lücke unter den Edlen ſeiner Zeit; aber wenn dieſer Mann faſt ein Jahrhundert lang die Bahn bürgerlicher Tugenden, der Uneigennützigkeit, des Widerſtandes gegen die Unterdrückung durchlaufen hat, ſo darf ſein Verluſt wohl ein Unglück für ſein Vaterland genannt werden. Mit dieſem Gefühle ſtehen wir vereint am Grabe des ehrwürdigen Greiſes, den wir beweinen, des Patriarchen der Freiheit, deſſen lange Laufbahn eine ununterbrochene Folge nützlicher Arbeiten und Dienſte war, die er im Krieg und Frieden ſeinem Vaterlande weihte. Ich will hier nur ſeine vieljährigen legislativen Arbeiten in's Gedächtniß ſeiner Mitbürger zurückrufen. Unvergleichlich ſteht ſein Eifer, ſeine Ausdauer, ſein Muth, ſein Scharfſinn da, mit denen er die Mißbräuche aufdeckte und bekämpfte. Die Reden Labbey de Pompière's bilden eine geſchichtliche Ueberſicht der Gebrechen in der Staatsverwaltung, über die er ſelten ſiegte, der er aber ſtets Etwas zum Vortheil des Volkes abzuringen wußte. Und dennoch hielt er den ſtärkſten Tadel in ſeinen Reden fern von Bitterkeit, ſeine jederzeit kräftige Oppoſition war nie unbeſonnen; ſeine Gegner ſelbſt bewunderten deßhalb ſeine redliche Geſinnung, ſeine Liebe zum Guten, hörten ſeine Bemerkungen mit Intereſſe und ſelbſt ſeine Angriffe mit Achtung an. Doch nicht im Kampf um Ziffern allein bewährten ſich ſeine Einſichten, oft erhob ſich ſein edler Geiſt zu erhabenen Gedanken, und beredte und ſelbſt prophetiſche Worte ertönten aus ſeinem Munde. Ich erinnere nur an jenes Wort, das er in der Deputirtenkammer ausſprach. „Die Franzoſen,“ ſagte er, „haben die Freiheit kennen gelernt; ſie wollen ſie, ſie werden ſie erhalten; ſollten ſie auch die Ketten, die man ihnen ſchmieden will, an den Häuptern ihrer Feinde zertrümmern.“ Sie haben ſie zertrümmert dieſe Ketten, auf immer zertrümmert in den Tagen des Julius, und die Vorſehung wollte es, daß der Prophet dieſes wichtigen Ereigniſſes auch noch thätig dabei auftreten ſollte. Die Vorſehung legte noch einige Tage zu ſeinen achtzig Jahren, um ihn am 27 Julius bei Caſimir Perier den Vorſitz der verſammelten Deputirten führen, um ihn am folgenden Tage mit wankendem Schritte über die Barrikaden wandeln, um uns ſelbſt auf ſeinem Grabe das herrliche Denkzeichen niederlegen zu laſſen, das ich auf der Bruſt ſo vieler von Ihnen, m. H., erblicke — das Denkzeichen des Julius, das unter uns, die es erhielten, wie unter denen, welchen die Medaille zuerkannt wurde, ein Band der Verbrüderung, der Einigkeit bilden wird, um gemeinſam die Inſtitutionen, die wir gegründet, gegen alle Gefahren aufrecht zu erhalten, um uns gegenſeitig in unſerm Unglücke beizuſtehen.“

„Ehrwürdiger Greis,“ ſo ſchloß der Redner, „die Schatten Foy's, Manuel's, Girardin's breiten Dir die Arme entgegen. Bald werden auch wir vielleicht Dir folgen; denn ſelten iſt das Leben glühender, von Leidenſchaft bewegter Menſchen ſo lang wie das Deinige; dann wirſt auch Du uns freundlich entgegenkommen, denn wir werden Deinem Vorbilde gefolgt ſeyn, wir werden uns bemüht haben wie Du, unſre letzten Tage dem Glücke Frankreichs, dem Wohle der Menſchheit zu opfern.“

Der General Lafayette ſprach ſich in folgenden Worten aus:

„Indem ich an den Rand dieſes Grabes trete, um einige Worte den rührenden und patriotiſchen Stimmen beizufügen, die hier gehört wurden, gründe ich mein Recht hiezu auf eine alte Freundſchaft und das Bewußtſeyn einer langen Sympathie in Grundſätzen und Gefühlen mit dem ehrwürdigen Veteran der Freiheit, deſſen Verluſt wir heute beklagen. Mit inniger Ergebenheit ſchloß er ſich unſerer Revolution im J. 1789 an, und als er nicht durch ſie, ſondern nur unter ihrem Namen die Verfolgungen des Terrorismus zu beſtehen hatte, beging er nicht die Gottesläſterung, das Verbrechen und die Anarchie mit der Freiheit, die allein die ſouveräne Gerechtigkeit iſt, zu verwechſeln oder zu glauben, daß Gewaltthat nothwendig war, um den Enthuſiasmus der Nation zu erhalten, der alle Franzoſen bei der erſten Gefahr zur Vertheidigung des vaterländiſchen Bodens vereinigte. Deßhalb fand er auch in keinem andern Gute, ſelbſt nicht im Ruhme, einen vollwiegenden Erſatz für die eiſerne Gewalt des Despotismus und die knechtiſche Erniedrigung. In dieſer Geſinnung ſahen wir ihn, als fremde Waffen uns die Reſtauration aufdrängten, die Sache der Freiheit, der Vernunft und die Intereſſen der ſteuerpflichtigen Bürger mit jenem leidenſchaftlichen Eifer, mit jener unbeugſamen Standhaftigkeit vertheidigen, die der Egoismus, die Kleinmüthigkeit und die feige Wohldienerei nicht begreifen, die aber oft von Erfolg gekrönt, immer von der Nachwelt anerkannt werden. Wir Alle wiſſen es, wie freudig er unſere glorreiche Revolution des Julius begrüßte und unterſtützte, aber nur Die von uns, die ihn auf dem Sterbebette ſahen, können ſagen, mit welchem Kummer er nur für das Volk die heilſamen Erfolge einer Revolution herbeiwünſchte, die von dem Volke und nur von dem Volke bewirkt und durch das Blut von ſechstauſend Patrioten geweiht wurden. Ihr vernahmt es, wie er mit der Strenge ſeiner Grundſätze und ſeinem unverſöhnlichen Haſſe aller Mißbräuche, wie er mit dieſer Strenge würdig der Catone der alten Geſchichte, in ſeinem Privatleben alle Milde, alle gefühlvolle Theilnahme eines Freundes, des zärtlichſten Vaters verband, und freudig füge ich hinzu, wie feyerlich er mir bei ſeinem letzten Abſchiedsworte als ein mir theures Vermächtniß ſeine väterliche Liebe für ſeine Enkelin hinterließ, die ſein Stolz war. So vereinigen wir uns denn, theuere Mitbürger, ihm, dem würdigen Greiſe, den wir verehren und beklagen, das letzte und zärtlichſte Lebewohl zu ſagen!“

Thränen und Rufe des Beifalles und der Begeiſterung folgten dieſer Rede, und als General Lafayette den Kirchhof verließ, begleitete ihn die ganze Verſammlung bis zu ſeinem Wagen, dem noch weit der Ruf: es lebe Lafayette! nachhallte.

Vermiſchte Nachrichten.

Eine edinburger Zeitung, „der Caledonian Advertiſer,“ erzählt unterm 29 April: „Ein Ereigniß einzig in ſeiner Art macht den Stoff der Unterhaltung in der ganzen Stadt aus. Der Herzog von Angoulême wurde vorgeſtern in dem Gaſthauſe Lincolns-Inn, in der Dunkarſtraße, in Geſellſchaft der jungen Miſtreß Klara Lowe, gebornen Mac-Lean, überraſcht, die, wie man ſeit einiger Zeit bemerkte, von einer unüberwindlichen Leidenſchaft gegen den Helden des Trocadero ergriffen war. Der Gemahl der Dame, in Begleitung von Zeugen und den Sheriff von Kanongate, Richard Willie, an der Seite, ſtellte ſich ſehr zur Unzeit ein bei dieſem Stelldichein. Dieſer fatale Handel wird am 15 Mai vor die Aſſiſen von Edinburg kommen, und der Exdauphin angeklagt werden, auf friſcher That in einer verbrecheriſchen Zuſammenkunft betroffen worden zu ſeyn.“

In Kurzem wird ein neuer Roman Walter Scott's, unter dem Titel: „Graf Robert von Paris,“ erſcheinen. Indeß lauten die Nachrichten von des Dichters Geſundheit nicht günſtig. Das „Hofjournal“ bemerkt, es könne im Widerſpruch mit den übrigen Zeitungsblättern auf das Beſtimmteſte anzeigen, daß das Leben dieſes ausgezeichneten Mannes noch immer nicht außer Gefahr ſey: er habe einen Anfall von Apoplexie gehabt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 154. 3 Junius 1831.

Neu-Schottland.

2. Die neuſchottländiſchen Miemac-Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

Die urſprünglich aus Europa ſtammende Bevölkerung von Halifax trägt als einr junge Kolonie in Sitte und Lebensart das Gepräge des Mutterlandes, wie Kinder die Zügr ihrer Eltern, noch nicht völlig entwickelt und im verjüngten Maßſtabe. Ohne uns daher bri ihr aufzuhalten, wenden wir uns zu den Ureinwohnern des Landes, zu den Söhnen der Wildniß, von denen dir romantiſchen Erzählungen der Reiſebeſchreiber und der poetiſche Zauberſpiegel des amerikaniſchen Novellendichters ſo wunderbar Gemäldr entworfen haben, deren Farbenglanz freilich mit einem Male ſich verwiſcht, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand der Indianer und insbeſondere die indianiſchen Einwohner Neu-Schottlands mit einer frühern Zeit vergleicht. Wie elend ſchwinden all die ſchöngefärbten Vorſtellungen von den Ureinwohnern dieſes Landes, dir in ihren wilden Tugenden, tapfer, genügſam, abgehärtet, frei und ſtolz dir unermeßlichen Waldungen durchſtrriften, bei dem erſten Blicke dahin, den man auf die zum Virh herabgeſunkenen Weſen wirft, welche auf den Werften von Halifax herumfaullenzen oder die Bartierbuden beläſtigen — mager, ſchmutzig an Leib und Gewand, in unfläthige Lumpen oder zerriſſenes Wollenzeug gekleidet und nur zu oft berauſcht von gebrannten Waſſern dahertaumelnd. Indeß bemerkt man unter dieſem armſeligen Volke hier und dort Geſtalten, die noch halberloſchene Züge einer beſſern Zeit tragen. Viele von ihnen ſind von ungewöhnlicher Körpergröße; ihr Schritt iſt feſt und keck, und ihre Geſtalt, obgleich ſchlank und mager, verräth eine Knochen- und Muskelkraft, die im aufgeregten Zuſtandr furchtbar ſeyn muß. Ihr dunkelblitzendes Auge, ihr ſchwarzes Haar, das ſchlicht über die Schultern herabfällt, ihre ſchmutzige Kupferfarbe bezeichnen ſie den Europäern als Abkömmlinge des ureingebornen Stammes, während ihr blaues, dicht am Körper anliegendrs Gewand, an den Näthen mit rothen Streifen eingeſäumt, am Nacken offen und um die Hüfte mit einem Gürtel befeſtigt, ihre Beinkleidung von demſelben Stoffr, eine Kappe von Wollenzeug oder Seehundsfell, oder ein gewöhnlicher Hut, zwar nicht eigentlich als Anzug für den Sohn der Wüſte geſchaffen ſind, aber ihm doch kein übles Anſehn geben. Wie gern nimmt man ſich die Mühe, an dieſem noch einen Zug des kühnen Heldenmuthes ausfindig zu machen, der einſt die Bruſt eines jeden Krieges mit Schmerz und Tod verachtendem Stolze ſchwellte; doch mit der Veränderung ihres phyſiſchen Zuſtandes, die ihr Umgang mit den Europäern allmählich herbeiführte, ſcheint auch der kühne und freiheitliebende Geiſt des urſprünglichen Herrn des Landes in ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit hingeſtorben, und das wilde Feuer des Kriegers in der friedlichen und gutmüthigen Unterwürfigkeit eines Unterthanen erloſchen zu ſeyn, der zufrieden iſt, unter gleichem Schutz der Geſetze leben zu dürfen, oder in dem Schattendunkel der Wälder, wo noch keine Axt wiederhallte, ſein unſtätes Wanderleben führen zu können, das man ihm aller Bemühung ungeachtet noch nicht abzugewöhnen vermochte.

Der Stamm, zu welchem die Indianer von Neu-Schottland gehören, iſt der der Miemac, einſt einer der zahlreichſten, jedoch nie beſonders, wie mir ſcheint, ſeines kriegeriſchen Muthes wegen geachtet. Die bäothiſchen oder rothen Indianer von Newfoundland hält man für einen Zweig deſſelben Stammes. Die Zahl derer, von denen man ſagen kann, daß ſie ſich in Neu-Schottland aufhalten, iſt nicht wohl zuverläſſig anzugeben. Sie ſelbſt pflegen, darum befragt, zu ſagen: „gegen Tauſend;“ aber weniger als die Hälfte dieſer Zahl läßt ſich für ihre männliche Bevölkerung annehmen, wiewohl auch dieſe in allmählicher Abnahme begriffen iſt. Alle bekennen ſich zur römiſchen Kirche, da die erſten Bekehrungsverſuche von drn Jeſuiten angeſtellt wurden, als dir Franzoſen noch im Beſitz des Landes waren. Viele von dieſen Indianern erhielten von dieſen Geiſtlichen in ſo weit Unterricht, daß ſie ihre Gebetformeln in ihrer eigenen Sprache zu leſen im Stande ſind. Einige von ihnen beſitzen Meiereien und haben die erſten Schrittr zu einem civiliſirten Leben begonnen, jedoch mehr aus Zwang einer traurigen Nothwendigkeit. „Weiße Mann,“ hört man ſie ſagen, „nehmen dieſe Seite, jene Seite, Alles ein. Indianer ſieht kein Elenthier, Caraboo; Indianer will nicht Hungers ſterben, zwingen ihn Meierhof geben.“ Dieſe Meierhöfe ſind nur armſelig; ihre Beſitzer, weit entfernt ihren natürlichen Hang durch Gründe der Vernunft beſiegen zu laſſen, bringen mehr ihre Zeit am Fluß und in den Wäldern zu als auf ihrem Felde. Der größere Theil der Indianer führt ein herumziehendes Leben, gleich den Zigeunern in noch manchen europäiſchen Ländern. (Fortſ. folgt)

Digitized by Google

Die Eingebornen von Auſtralien.

(Fortſetzung.)

Zu dieſen ſeltenen Ausnahmen einer edeln menſchenfreundlichen Geſinnung gegen ein verachtetes Geſchlecht gehört auch Robert Dawſon. Als Oberagent des auſtraliſchen Ackerbauvereins führte er im J. 1825 eine kleine Kolonie nach Neu-Süd-Wallis, ſiedelte ſie in Port-Stephens an und ſtand während der drei Jahre, die er ſich daſelbſt aufhielt, und wo er im Kleinen die Verrichtungen eines Gouverneurs verſah, in beſtändigem Verkehr mit den Eingebornen, ſo daß er alle Gelegenheit hatte, ſich mit ihrem Charakter genau vertraut zu machen. Daß er dieſe Gelegenheit beſtens wahrnahm, beurkundet das von ihm ſeitdem herausgegebene Werk. „Es giebt Leute,“ ſagt er, „welche mit eingebornen Stämmen zuſammentrafen, und Nichts als viehiſche Rohheit bei ihnen entdeckten; ich war glücklicher. So Wenig meine ungeſchlachten Brüder Auſtraliens, geboren und aufgewachſen in vollkommener Unwiſſenheit, mit civiliſirten Menſchen gemein haben, ſo fand ich doch einen Keim des Guten in ihnen, der mir Zeuge iſt, daß ſie mit uns Kinder deſſelben Vaters ſind. Leider iſt es in Neu-Süd-Wallis nicht Mode, ſich um ſie zu bekümmern, oder gar ſich für ſie zu intereſſiren; und wenn man einem neuen Ankömmling einige verdorbene Ueberbleibſel von Eingebornen in den Straßen von Sydney als den Abſchaum der Menſchheit zeigt, ſo iſt er mit dem Schluß auf die Geſammtheit gleich fertig. Gewiß giebt es daher unter hundert Perſonen, die aus dieſem Lande nach Britannien zurückkehren, oft nicht Eine, welche von der Lage der Dinge Rechenſchaft zu geben im Stande iſt, und nach etwas Anderm als dem bloßen Schein oder dem Hörenſagen urtheilt.“

Nach Dawſon gehören alle Stämme Auſtraliens, wenigſtens auf eine beträchtliche Entfernung von den Küſten, wenn ſie auch in Sprache und Sitten etwas von einander abweichen, einer gemeinſamen Gattung an. Früher vermuthete man, die Eingebornen im Weſten der blauen Berge, und die in der Nachbarſchaft des Meeres ſeyen verſchieden; Dawſon überzeugte ſich durch perſönliche Anſchauung vom Gegentheil, wiewohl er nicht in Abrede zieht, daß in den Sprachen beider weſentliche Unterſchiede vorkommen. Eine andere nicht minder wichtige Thatſache, auf die er aufmerkſam macht, iſt, daß er keine Spur von Kannibalismus bei ihnen entdecken konnte. Dieſe Beſchuldigung, nicht nur von Europäern ſondern ſelbſt von Eingebornen wechſelsweiſe erhoben, wäre alſo ungegründet? In einem Fall ſtellte Dawſon wegen einer Geſchichte dieſer Art, die nach Sydney berichtet worden, offizielle Nachforſchungen an; es ergab ſich, daß das Ganze eine Erdichtung war, berechnet, die öffentliche Meinung gegen die Eingebornen aufzuregen. Manches Mährchen entſtand dadurch, daß die letztern wiſſen, daß ſie ihre Feinde in den Augen der Weißen nicht tiefer herabſetzen können, als wenn ſie dieſelben Kannibalen nennen. Kurz Dawſon fand von all Dem keine Spur. Weniger Unrecht that man, wenn man ihnen beinahe alle Religion abſprach. Kaum haben ſie eine Vorſtellung von immateriellen Weſen, und von einem künftigen Zuſtand. Ihre abgeſchiedenen Freunde, ſagen ſie, gehen in ein anderes Land und kehren, in weiße Menſchen verwandelt, in ihre alte Heimath zurück. Dieſe grobe Seelenwanderungslehre iſt ſo tief gewurzelt, daß ſie oft zwiſchen einem Weißen und einem Verſtorbenen Aehnlichkeiten auffinden, und beide ſofort für identiſch erklären. Dawſon hätte gern erfahren, wie dieſe Verwandlung vor ſich gehe; allein er konnte bloß herausbringen, daß der Einfluß des Coen oder Debble-Debble, wie man ein bösartiges Weſen, das Gewitter, Ueberſchwemmungen und Krankheiten verurſacht, im gemeinen Leben nennt, dabei im Spiel ſey. Der Coen hat die Geſtalt eines ſchwarzen Menſchen und macht ſich ein Vergnügen daraus die Leute von dieſer Farbe, denen er ſich zuweilen im Wald beigeſellt, zu plagen und in Schrecken zu jagen. Dieß war Alles, was ſie von ihm wußten. An das Daſeyn eines guten Weſens glaubten ſie nicht.

Von Regierung kann bei den Stämmen Auſtraliens nicht die Rede ſeyn; es giebt ſogar nicht einmal Häuptlinge; wenigſtens verſichert Dieß Dawſon von den Stämmen, die er kennen lernte. Jeder Stamm zerfällt in eine Anzahl unabhängiger Familien, welche zuſammen einen Bezirk innehaben. Dieſe Familien zwar verſammeln ſich zuweilen zu gemeinſchaftlicher Beluſtigung, oder um über wichtige Gegenſtände Rath zu halten; aber obgleich eine gewiſſe Einheit der Intereſſen Statt findet, ſo lagert ſich doch jede Familie an ihrem beſondern Feuer, und trägt die beſondere Sorge für ihren Unterhalt; nur zuweilen bei Kangarujagden geht man von dieſer Vereinzelung ab, und das Wildprät wird gleich vertheilt. Die Stelle von Häuptlingen vertreten Väter und Verwandte, wodurch eine Art patriarchaliſcher Verfaſſung unter ihnen entſtanden iſt. „Die Eltern,“ ſagt unſer Gewährsmann, „üben während ihres ganzen Lebens einen großen Einfluß auf ihre Kinder aus, ſeyen dieſe verheirathet oder nicht. In dem letztern Fall werden *die* Söhne im ſtrengſten Sinn zur Familie gerechnet, und wenn der Vater ſtirbt, ſo nimmt die Mutter ſeinen Platz ein. Heirathen die Kinder, ehe ſie Wittwe wird, ſo bleibt ſie bei einem derſelben und widmet ſich mit vieler Zärtlichkeit ihren Enkeln.“ Die Liebe des Eingebornen für ſeine Kinder giebt ſich namentlich dadurch zu erkennen, daß er für ſie noch arbeitet, wenn ſie auch ſchon alt genug wären, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen. Auf der andern Seite legen aber auch die Kinder ihre Pflichttreue für ihre Eltern auf jegliche Weiſe an den Tag; ſie unterziehen ſich um ihretwillen den mühſamſten Aufgaben, und Was ſie durch ihre Thätigkeit erringen oder zum Geſchenk bekommen, theilen ſie mit ihnen. „Oft ſah ich,“ erzählt Dawſon, „wie Eingeborne in Port-Stephens arbeiteten, und wenn man ihnen zu eſſen gab, ungeachtet alles Appetits mit ihrem Topf mehrere Meilen weit forteilten, damit die Mutter auch Etwas hätte.“ Eine andere Veranlaſſung, wo die Verwandtenliebe ſich beurkundet, gewähren Leichenbegängniſſe; man beſchmiert ſich Kopf und Geſicht mit weißem Thon, den man daran läßt, *bis er* von freien Stücken abfällt, und die Frauen (ghins) brennen ſich ſo ſtark in den vordern Schenkel, daß ſie eine Zeit lang hinken. Die Beerdigung ſelbſt erfolgt geheim. Es wird mit den Händen wo möglich in einer leichten Sanderde ein tiefes Grab gegraben, und zwar dazu eine Stelle gewählt, die in der Nähe des Geburtsortes des Verſtorbenen liegt. Nie darf ein Weißer bei dem Begräbniß akt eines Eingebornen anweſend ſeyn, oder auch nur die Grabſtätte erfahren. Hinterläßt der Verſtorbene Söhne, ſo ändert der älteſte ſeinen Namen; den Namen eines hingeſchiedenen Freundes hört

Digitized by Google

man nie ausſprechen, und kommen ſie auf ihn zu reden, ſo geſchieht es nur mit dem Ton tiefer Betrübniß. Dawſon ſchildert den Schmerz einer Frau, deren Sohn durch einen engliſchen Konſtabler, zufällig oder abſichtlich getödtet wurde. „Vor der Kataſtrophe,“ ſagt er, „war es eine ſchöne, große und ſtarke Frau; als ich ſie bald darauf ſah, bot ſie ein leibhaftes Bild des Unglücks und der Verzweiflung dar. Nachtwachen und Kummer ſchienen ſie aufzuzehren. Sobald ſie mich erblickte, hob ſie die Hände auf, was ein Merkmal des Schmerzes iſt, beugte ſich mit der Hälfte des Körpers gegen mich vor, und ein Strom von Thränen ergoß ſich über ihre getünchten Wangen. In einiger Entfernung ſaß eine Gruppe Weiber um ein Feuer; zu dieſen ging ſie, und das Geſicht auf die Hand geſtützt gab ſie ſich ſtillſchweigend ihrer Trauer hin.“ Eben ſo falſch fand Dawſon die von den Weißen in Umlauf geſetzten Gerüchte über die Gleichgültigkeit der Eingebornen in ihren ehlichen Verhältniſſen. Schon als ein gutes Zeichen für ihren Charakter erſcheint es, wenn ſich, wie uns Dawſon berichtet, bei dieſen Eingebornen im Umgang der Geſchlechter ein höherer Grad von Zartgefühl äußert, als man ſonſt von wilden Horden zu erwarten berechtigt iſt, und zumal von Seiten der Frauen eine Sittſamkeit, die beinahe eine feinere Bildung vorausſetzt; aber es kamen ihm auch Beiſpiele von Gattenzärtlichkeit vor, die noch mehr im Stande ſind, den ihnen angedichteten Stumpfſinn zu widerlegen. Hier ein Fall, der zugleich eine andere Seite ihres Charakters beleuchtet. Eines Tages reiſte er von Sydney nach Port-Stephens und ſtieß im Wald auf einen Eingebornen, und deſſen Frau, die neben einem Feuer kauerten. Die Frau war krank und litt heftige Magenſchmerzen. „Während der Paroxysmen,“ ſagt Dawſon, „nahm der Mann ſie oft in ſeine Arme, und wechſelte ihre Lage; ein Mal legte er ſie quer über ſeine Knie und ſeine gegen mich gekehrten Augen drückten den innigen Antheil aus, den er für ſie empfand.“ Dawſon gab ihr ein Arzneimittel, das ihre Schmerzen linderte, und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er fünfzehn Monate ſpäter wieder in die Gegend kam, und mit einer Horde zuſammentraf, traten ein Mann und eine Frau auf ihn zu, und erinnerten ihn an das Geſchehene, indem ſie laut ihre Freude ihn wieder zu ſehen und ihre Dankbarkeit ihm bezeugten. Sein Name war in Aller Mund; das ganze Lager drängte ſich um ihn.

(Schluß folgt.)

Literariſche Chronik.

De la facilité et des avantages de l'introduction en France de la culture en grand du coton, du café et notamment de la *canne à sucre;* suivi d'un précis sur la réussite de la culture de la canne démontrée infailliblement, etc. Paris, 1831.

Nichts hat wohl der Welt noch ſo vielen ſauern Schweiß, ſo viel bitteres Menſchenelend gekoſtet, als ihr Zucker. Es verlohnte ſich der Mühe, auszurechnen, wie viele Menſchenleben man im Durchſchnitte jährlich für Ideen und ſüßen Kaffee opfert, da beide denn nun einmal doch mit Menſchenleben erkauft werden müſſen. Erſtern zu Liebe haben ſich von jeher die Weißen kreuzigen, verbrennen, köpfen und erſchießen laſſen, für letztern müſſen ſich die Schwarzen als Vieh verkaufen, in Schiffe einpöckeln, erſticken und peitſchen laſſen. Abgeſehen von dem jährlichen Geldtribute, den Europa an ſeine Kolonien bezahlen muß, würde Derjenige, der uns den Anbau des Zuckerrohres, dieſer ſüßeſten Geißel des menſchlichen Geſchlechtes, lehrte, ein eben ſo großes Verdienſt um die leidende Menſchheit erwerben, als Derjenige ſich erworben hat, der zuerſt den Gedanken ausſprach, daß alle Menſchen zu gleicher Freiheit und zu gleichen Rechten berufen ſind.

Der Verfaſſer der obenangezeigten Schrift hat ſich dieſe Aufgabe gemacht. Ein franzöſiſcher Grundbeſitzer, der zwölf Jahre auf den Antillen verlebt hat, ſucht zu erweiſen, daß Europa auf die leichteſte Weiſe und mit den wenigſten Koſten den größten Theil der ſogenannten Kolonialwaaren auf eigenem Grunde und Boden haben könne. Der Verfaſſer ſtützt ſein Syſtem auf unſere phyſiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe mit einer Gründlichkeit, die Nichts zu wünſchen übrig läßt. Insbeſondere bemüht er ſich, darzuthun, daß der *Anbau des Zuckerrohres im Großen für Europa* nicht bloß in ſeinem ſüdlichen Theile, wie etwa in Spanien und Italien, ſondern überall ſelbſt in ſeinen mittlern und nördlichen Gegenden möglich iſt. Aus der Natur des Zuckerrohres und ſeinem Wachsthum will er beweiſen, daß ſein Anbau überall gedeihlich betrieben werden kann, wo die Runkelrübe, der Kohl, der Tabak oder nur eines dieſer Gewächſe fortkommt.

So kühn und außerordentlich dieſe Idee auf den erſten Blick erſcheinen mag, ſo muß man doch auch bekennen, daß er in ſeiner Beweisführung auf eine gründliche und auf unwiderlegliche Thatſachen geſtützte Art zu Werke gegangen iſt, die ihr einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit giebt. Ohne hier ins Einzelne zu gehen, bemerken wir bloß, daß ſein Werk das Verdienſt hat, zuerſt den Wärmeſtoff im Innern der Erdkugel unter der nördlichen und gemäßigten Zone an den Erſcheinungen der Vegetation analyſirt und beſchrieben zu haben. Aus dieſen Beobachtungen will er den Schluß ziehen, daß unſere botaniſchen Gärten, weit entfernt, die Verbreitung des Anbaues mehrerer exotiſcher Gewächſe im Großen gefördert zu haben, im Gegentheile das Hinderniß zu neuen Verſuchen und Fortſchritten waren, indem ſie dieſelben hätten verzärteln und entartet und ſo zu ſagen unter einem wiſſenſchaftlichen Firniß erſtickt werden laſſen. Von dieſer Anſicht ausgehend, verbreitet er ſich über die Fehler, die man in dieſer Beziehung im botaniſchen Garten zu Paris und in wiſſenſchaftlichen Werken begangen, wobei er zuletzt zeigt, daß die Chineſen im Anbaue der nützlichen exotiſchen Pflanzen auf dem Wege der Akklimatiſirung uns bei Weitem voraus ſeyen.

Der Haupttheil des Werkes in Betreff des Zuckerrohres ſtützt ſich auf folgende thatſächliche Beobachtungen. Das Zuckerrohr iſt von allen angebauten jährigen Gewächſen das ſtärkſte und lebenskräftigſte; es bedarf, um produktiv zu ſeyn, weder einer beſondern Höhe noch Dicke; es gewinnt ſeine Reiſe wie ſeinen Wachsthum allmählich, ſo zwar, daß der ſechste Theil der Schößlinge oder Rohre, die nur zwei bis drei Monate alt ſind, den ſechsten Theil Zucker geben; daß dieſe Pflanze in ihrer Vegetation Nichts ſo ſehr ſcheut, als einen dürren Boden, eine ſtechende Sonne und eine trockene Luft, wie ſie größtentheils in der Provence und in Spanien gewöhnlich ſind; daß im Gegentheile ſeinem gedeihlichen Fortkommen die Fruchtbarkeit und beſonders die Feuchtigkeit der nördlichen und weſtlichen Departemens Frankreichs zuträglich ſeyn würde; daß nach den angeſtellten Verſuchen ſeinem Gedeihen nicht weniger zuverläſſig entgegengeſehen werden dürfte als dem der Runkelrübe, des Kohles, des Tabakes u. ſ. w., die in den nördlichen Departemens ſo gut fortkommen; daß der gleiche Grad des Wärmeſtoffes, welcher hinreiche, unter der Erde und fern von der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenſtrahlen, den Zuckerſtoff der Runkelrübe zu erzeugen, auch hinreichen müſſe, dem Zuckerrohre den ſeinigen zu entwikeln; endlich daß dieſe letztere Pflanze drei hauptſächliche Produkte liefere: 1) einen Futterſtoff im Ueberfluſſe und von größerer Güte als irgend ein anderer; 2) die erſten Syrupe, die noch nicht vollkommen genug ausgebildet ſind, um ſich leicht und mit Vortheil zu kryſtalliſirtem Zucker verarbeiten zu laſſen, aber ſich für den täglichen Verbrauch und zur Fabrikation des Rums eignen; 3) die Syrupe, die ausgebildet genug ſind, um den kryſtalliſirten Zucker zu geben. Dieſe drei verſchiedenen Produkte würde man in unſerm Klima einzeln und nacheinander von dem Zuckerrohre gewinnen können, und ſogar alle drei zuſammen.

Zum Schluſſe verſäumt der Verfaſſer nicht, mit großer Freimüthigkeit den Regierungen, insbeſondere der franzöſiſchen, ſchwere Vorwürfe über die Vernachläſſigung des vorzüglichſten Induſtriezweiges, des Ackerbaues, zu machen; ſo verwende z. B. Frankreich fünf Millionen Franken jährlich

Digitized by Google

zur Ermunterung des Wallfiſch- und Stockfiſch-Fanges, während es nur den fünfzigſten Theil dieſer Summe, nämlich nur hunderttauſend Franken, der Agrikultur zuwende. Nicht minder werden auch die gelehrten Geſellſchaften mitgenommen, und es ſpricht ſehr zu Gunſten des Verfaſſers, daß er ſich nicht, wie Diejenigen, denen es um den Beifall einer Akademie oder ſonſtiger gelehrter Faullenzergeſellſchaften zu thun iſt, zu dem gewöhnlichen ſervilen Tone herabwürdigt, im Gegentheile ihnen den Handſchuh hinwirft und tapfer zu Leibe geht.

Die in dieſer Schrift abgehandelten Materien ſind ſo neu, und müßten wenn ſie die Probe beſtehen, auf die kommerziellen und politiſchen Verhältniſſe von Europa von ſo unermeßlichem Einfluſſe ſeyn, daß es wohl der Mühe werth iſt, Regierungen und Gelehrte darauf aufmerkſam zu machen. Dieſe Pflicht glauben wir hiemit erfüllt zu haben, indem wir die Prüfung der von dem Verfaſſer aufgeſtellten Grundſätze einſichtsvollern Sachverſtändigen überlaſſen müſſen.

Die Keianos oder Gebirgsbewohner in Pegu.

Die Keianos erkennen kein höchſtes Weſen und haben keine Vorſtellung von Schöpfung. Sie beten einen Baum an, Sobri genannt, auf dem kleine ſchwarze Beeren wachſen, welche ſie ſehr lieben. Zuweilen wird ihnen von Oben herab eine beſondere Subſtanz geſandt, damit ſie dieſelbe verehren; wenn daher nach einem Sturm der Donner aufgehört und die Natur wieder ruhig geworden, ſo ſehen ſie ſich um, ob nicht irgendwo ein Baum umgeſtürzt liege; denn hier, glauben ſie, daß die Subſtanz herabgefallen ſey, und ermangeln nicht, ſorgfältig nachzugraben. Haben ſie Etwas entdeckt, was ſie dafür halten, ſo opfern ſie ſogleich ein Schwein und eine Kuh *), die ſie verzehren; das Ding aber geben ſie dem Peſin oder Prieſter, der ſich deſſelben als eines Talismanes bedient, um Kranke zu heilen; denn vor Arzneimitteln haben ſie einen unbedingten Abſcheu. Ihre Begriffe von Gut und Böſe beſchränken ſich auf den Grad der Aufmerkſamkeit, welche ſie ihren Heerden und ihren Familien widmen. Ein rechtſchaffener Mann iſt, wer Vater und Mutter pflegt und auf ſeine Schweine und ſein Vieh Acht giebt — wer die größte Portion Fleiſch ißt und von einem aus Korn gebrauten Getränk am Meiſten zu ſich nimmt; ein ſchlechter Mann, wer enthaltſam lebt und die Gaben der Natur nicht möglichſt genießt. Eine dunkle Vorſtellung von künftigen Belohnungen und Strafen ſcheinen ſie zu haben; dem Guten müſſe es gut, dem Böſen ſchlecht ergehen; aber wo und wie wiſſen ſie nicht anzugeben. Ihr Glaube an einen künftigen Zuſtand beruht auf der Seelenwanderung, aber in einer ſehr unklaren Weiſe; wenigſtens machen ſie ſich kein Gewiſſen daraus, ein Thier zu tödten, um es zu ſpeiſen oder zu opfern. Als eine ſehr heilige Stätte betrachten ſie den Yehautang, einen Berg, auf deſſen Gipfel man ihrer Meinung nach die ganze Welt ſchaut; dorthin werden die Todten gebracht; ſind es Häuptlinge eines Stammes oder Dorfes, ſo wird die Leiche verbrannt, die Aſche in einem Korb von Bambus geſammelt und beerdigt, ein Häuschen darüber errichtet und ein grob gehauenes Bild des Verſtorbenen, das die böſen Geiſter entfernen ſoll, horizontal über das Grab gelegt. Iſt der Verſtorbene arm, ſo begnügt man ſich, ihm in der Nähe des heiligen Bergs ein Grab anzuweiſen. Die Stämme, welche die von dem Hauptſtrom des Landes bewäſſerten Bergdiſtrikte inne haben, verbrennen ihre Todten auf dem gleichfalls für heilig erachteten Berg Haulatain. Der Tod gilt für kein Unglück; im Gegentheil vereinigt ſich beim Hintritt eines Mitglieds einer Familie die ganze Verwandtſchaft, und läßt ihre Freude in Schmauſen, Zechen und Tanzen laut werden. Ueberhaupt ſind alle Ereigniſſe des Lebens von der Geburt bis zum Grab, Heirath, Eheſcheidung, Reinheit oder Unreinheit einer Jungfrau für dieſes Volk ein Vorwand, ſinnlicher Luſt zu fröhnen; jedes ungewöhnliche Begegniß endigt mit einem Feſt. Das Heirathen iſt ein ganz einfaches Verfahren: nachdem der Bewerber ſeine Wahl getroffen und von der Braut die Zuſage erhalten hat, ſchenkt er ihrem Vater einen Ochſen, eine Lanze, ein Milchſchwein, einen Degen, eine Handtrommel und eine Kalabaſſe, ſeine Schöne wird ihm überliefert, und der Tag mit einem Gelag beſchloſſen, dem alle Bewohner des Dorfes, Jung und Alt, beiwohnen. Eben ſo leicht kann auch eine Ehe wieder aufgelöst werden, indem es keiner weitern Förmlichkeiten bedarf, als einer Strafe, welche der ſchuldige Theil entrichtet. Auch der Ehebruch gilt für kein ſonderliches Verbrechen; ein Ochſe, eine Lanze und eine Schnur Muſchelperlen reichen hin, den getäuſchten Ehemann zu verſöhnen, daß er, als ob Nichts geſchehen, ſeine Ungetreue wieder zu ſich nimmt. Der unerlaubte Verkehr der Geſchlechter wird auf ähnliche Weiſe auch ſonſt geahndet; der Verführer eines Mädchens iſt dem Vater einen Ochſen ſchuldig und einen andern ihr ſelbſt, wenn er ſie nicht heirathet; auch fällt ihm in dieſem Fall die Sorge für das Kind zur Laſt; meiſt macht jedoch die Heirath Alles wieder gut. Iſt die Verführte die Tochter eines Häuptlings, ſo ſind drei Stiere der Preis ihrer Keuſchheit. Inceſt kommt ſelten vor, wird aber auch mit einer Ochſenſpende gebüßt. Andere Verbrechen werden auf ähnliche Art beſtraft. Der Mörder iſt verbunden, den Freunden des Getödteten drei Sklaven, oder was noch gewöhnlicher geſchieht, dreißig Rupien zu geben; vermag er weder das Eine noch das Andere, ſo verfällt er ſelbſt der Sklaverei und kann ſpäter nicht mehr losgekauft werden. Entflieht der Mörder in ein anderes Dorf, ſo wird ſeine Auslieferung begehrt und ſelten verweigert; wäre Letzteres der Fall, ſo würden die Angehörigen des Erſchlagenen zu den Waffen greifen, das Dorf anfallen und nicht eher ruhen, als bis eine von beiden Parteien überwunden und ihr Dorf geplündert und zerſtört wäre. Wird der Mörder eingefangen, ſo theilt er das Loos ſeiner Vertheidiger nicht, ſondern wird bloß wieder Sklave. Ein Getraidedieb zahlt dreißig Rupien, wenn der Werth des Geſtohlenen Weniger beträgt als dieſe Summe; ſechzig, wenn er Mehr beträgt und ſo fort. Kann er nicht zahlen, ſo fällt er auf dieſelbe Weiſe wie der Mörder der Sklaverei anheim. Gemünztes Geld, das unter dieſem Volk ſich nicht häufig findet, erhalten ſie durch die Bewohner der Ebene als Tauſchartikel gegen die Produkte des Gebirgs, Honig, Wachs, Eiſenerz, geräucherte Fiſche, grobe Baumwollenzeuge, ein Fabrikat der Weiber, denen neben anderen häuslichen Geſchäften auch die Weberei obliegt. Wegen ihrer vielfachen Thätigkeit ſind Frauen hier überhaupt eine ſehr koſtbare Fahrniß, weßwegen die Männer nicht leicht wegen eines Fehltritts einen Ochſen liefern, ſondern es vorziehen zu heirathen. In der That beſtehen dieſe Strafen faſt nur dem Namen nach; denn von hundert Individuen iſt in dieſem armen Lande vermuthlich nicht eines im Stande, für einen Mord oder Diebſtahl ſich mit dreißig Rupien loszukaufen; auch iſt die Lage des Sklaven beſſer als an manchen andern Orten die des Dieners. Die erwähnten Verbrechen ſollen übrigens keines Wegs gemein ſeyn. Die Frauen machen ſich häßlich, indem ſie ſich blau tättuiren.

*) Im Journal der Reiſen, welches dieſen Bericht des Lieutenant Biſſot im Märzheft d. J. mittheilt, ſteht corneille, d. h. Krähe; das engliſche Original (Asiatic Journal Dec.) liest aber cow, Kuh, nicht crow, Krähe.

Vermiſchte Nachrichten.

Seitdem die veredelte Schafzucht und die verbeſſerte Tuchfabrikation in Rußland verbreitet worden, iſt für dieſe beiden Zweige der National-Induſtrie noch keine ſo günſtige Epoche geweſen als das Jahr 1831. Bei der größten Thätigkeit können die ruſſiſchen Fabrikanten den Forderungen der Käufer aus dem Innern kaum genügen, welche Tuch von Mittelſorte und feine Waare aufkaufen, ſo wie es aus der Appretur kommt. Auf allen Winterjahrmärkten wurden alle Vorräthe gänzlich verkauft, und die Beſtellungen der Kaufleute zu Kyachta und in Sibirien, welche ſich jetzt nur auf ruſſiſche Fabrikate beſchränken, ſichern den Fabrikanten auch für die Zukunft einen vortheilhaften Abſatz der maslowſchen und feinen Tücher. Alles Dieß, vereint mit den täglich zunehmenden Beſtellungen der Engländer auf Wolle ordinärer und mittlerer Sorte, erhöht die Preiſe dieſes Materiales ſo ſehr, daß Wolle, welche zu Ende des vorigen Jahres für 55 Rubel das Pud auf Termin bezahlt wurde, jetzt für 55 Rubel baar gekauft wird. Die ordinäre woroneſhiſche und die ſogenannte doniſche Wolle, welche früher zu 10 bis 12 Rubel verkauft wurde, koſtet jetzt 18 bis 20 R. das Pud.

•

Das Volk von Hayti hat 10,600 Pf. Kaffee nach Frankreich geſchickt, aus deren Erlös den Witwen und Waiſen der in den Juliustagen gefallenen Patrioten eine Unterſtützung gereicht werden ſoll.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 155. 4 Junius 1831.

Ueber die Lage der hottentotiſchen Bevölkerung auf dem Kap.

(Fortſetzung.)

Augenſcheinlich gewährte die Proklamation von 1809 der eingebornen Bevölkerung nur ſchwachen Schutz gegen die Tyrannei der Weißen, und abgeſehen von den wenigen Hottentoten, die in den Miſſionsinſtituten ein Aſyl fanden, oder in dem Kapkorps dienten, lebte die große Mehrheit in einem Zuſtand völliger Sklaverei, da die Gerichte ſich nur zu geneigt zeigten, den wenn auch noch ſo gerechten Beſchwerden der Knechte ihren einflußreichen Gebietern gegenüber das Ohr zu verſchließen. Nächſte Folge dieſes Syſtems war die Zunahme der Verbrechen unter den Hottentoten, und unter den gebildeteren Klaſſen der Kolonie die allgemeinere Verbreitung des Wunſches, dieſem Uebelſtand abgeholfen zu ſehen.

Es dürfte nicht unzweckmäßig ſeyn, die Art des Dienſtes der Hottentoten genauer zu beſchreiben. Ihre vorzüglichſten Geſchäfte bei den Bauern ſind, die Heerden zu waiden und mit den Wägen zu fahren — zwei Gegenſtände, die hier zu Land für den Erfolg des Ackerbaus von ungewöhnlicher Wichtigkeit ſind. Auch verrichten ſie die leichtern Feldarbeiten; obgleich es ihnen aber nicht an Verſtand und Geſchicklichkeit mangelt, ſo paſſen ſie doch nach Maßgabe ihrer phyſiſchen Kraft, Gewohnheiten und Leibesbeſchaffenheit nicht zu den härtern. Ihre ganze Lebensweiſe iſt unmöglich geeignet die Entwicklung ihrer geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten zu begünſtigen. Selten wohnen ſie in den Bauernhäuſern ſelbſt, ſondern ſind in elenden ſchmutzigen Hütten zuſammen gedrängt, wo ſie allen gemeinen Neigungen eines unterdrückten Volkes nachhängen. Vermögen ſie auf der einen Seite die ſtrengſten Entbehrungen zu erdulden, und ziemlich anſtrengenden Strapazen ſich zu unterziehen, ſo ſind ſie wieder auf der andern Seite unmäßige Eſſer und ungemeine Liebhaber von geiſtigen Getränken. Sonſt iſt der Hottentote von mildem und verſöhnlichem Charakter, ſinnreich, gaſtlich, verſchwenderiſch mit Dem, was er hat, und unbekümmert um die Zukunft; als Soldat hat er von ſeiner Treue und ſeinem Muth, inſonderheit von ſeinem Talent für die beſondere Kriegsweiſe auf den Grenzen, vielfache Proben abgelegt. Die ſchweren Waffen europäiſcher Soldaten können ſie nicht tragen; deſto beſſer aber wiſſen ſie mit dem Karabiner umzugehen. Seit dem großen Einfall der Kaffern, kurz vor der Zurückgabe der Kolonie an die Holländer, haben ſie mit jenen nie mehr gemeinſchaftliche Sache gemacht, ſondern im Gegentheil ſich geneigt gezeigt, jede allgemeine oder theilweiſe Feindſeligkeit muthig zurückzuweiſen. Die Dienſte der Buſchmänner beſchränken ſich auf die Diſtrikte Graaff Reynett und Clanwilliam und die Landſtriche gegen Nordweſten, welche nach und nach in Beſitz genommen wurden. Sie werden faſt ausſchließlich zum Hüten der Schafe und des Viehs gebraucht und empfangen ſelten einen andern Lohn als Nahrung und Kleidung; bleibende Dienſtverhältniſſe knüpfen ſie nicht gern an, ſondern verlaſſen die Bauern häufig, um ſich zu ihren Landsleuten zurückzubegeben, und kommen nur wieder, wenn ſie die Noth dazu treibt, oder um ihre Kinder zu beſuchen und zu holen, welche bei den Bauern dienen.

Die Proklamation von 1812 beſchäftigte ſich mit dem Schickſal der Hottentotenkinder. Dieſes Dekret erlaubte den Bauern oder ſonſtigen Einwohnern, bei welchen die Eltern dienten, die Kinder vom 8 bis zum 18 Jahr als Pfleglinge zu ſich zu nehmen; wollten Dieß die Dienſtherren nicht, oder ließ ſich von ihnen eine gute Behandlung ihrer Pfleglinge nicht erwarten, ſo ſollten die Landdroſten dafür ſorgen, daß die Hottentoten bei menſchenfreundlichen Perſonen des Diſtrikts auf 10 Jahre untergebracht würden. Es mußte zu dem Ende in doppelter Abſchrift eine Urkunde aufgeſetzt werden, welche der Landdroſt und der Pflegvater unterzeichneten, und wovon ein Exemplar auf der Kanzlei der Droſtei hinterlegt wurde; damit aber kein Streit über Anſprüche auf eine ſolche Pflegſchaft entſtünde, ſchärfte das Dekret bei Strafe von 50 Rthlr. den Einwohnern ein, von jeder Geburt eines Hottentotenkindes in möglichſter Bälde dem Veldcornet die Anzeige zu machen, und die Landdroſten waren angewieſen, jährliche Liſten über die Zahl der Geburten und Todesfälle, ſo wie der Pfleglinge an die Lokalregierung einzuſenden. Der Zweck dieſer Proklamation war offenbar kein anderer, als die Kinder, nachdem ſie das Alter erreicht hatten, wo ſie brauchbar zu werden anfingen, an einem beſtimmten Aufenthaltsort zu fixiren, und ihnen dabei zugleich Gelegenheit zu verſchaffen, Etwas zu lernen. Dieſem Princip gab die Proklamation vom 9 Julius 1819 eine Ausdehnung auf alle Kinder von Hottentoten oder Andern, welche durch Tod oder irgend einen Zufall, der ihren Müttern während ihrer Dienſtzeit zuſtieße, ohne geſetzlichen Schutz blieben, und die Landdroſten erhielten die Vollmacht, derlei Knaben bei chriſtlichen Einwohnern von anerkannter guter Geſinnung bis

Digitized by Google

zu ihrem achtzehnten Jahr, und Mädchen bis zu ihrer Verheirathung in die Lehre zu thun (apprentice), oder mit andern Worten als unbezahlte Arbeiter zu verdingen. Nach den von den Landdroſten geführten Regiſtern, wobei jedoch die Diſtrikte Stellenboſch und Worceſter gar nicht, und Graaff Reynett erſt von 1821 an gerechnet iſt, kamen von 1812 bis 1823 3,933 Hottentotenkinder zur Welt, und davon wurden 2,293 in die Lehre gethan. Die deßhalb nach einem von der Regierung vorgeſchriebenen Formular abgefaßten Kontrakte enthielten nach Angabe des Alters der Kinder und des Datums ihrer Geburt auf dem Gute des Dienſtherrn eine Erklärung gegenſeitiger Verpflichtung, worin der letztere ſeinen Pflegling in den Lehren des Chriſtenthums zu erziehen, im Ackerbau und andern nützlichen Geſchäften zu unterrichten, und ihm hinreichende Nahrung und Kleidung zu geben, der Pflegling dagegen ein treuer Diener zu ſeyn verſprach. Auch ward bemerkt, daß der Dienſtherr durch harte Behandlung des Pfleglings der Vergünſtigung des Kontrakts verluſtig gehe, zudem daß er die geſetzliche Strafe zu gewarten habe.

Es ſchien billig, daß der Einwohner, welcher die Kinder eines hottentotiſchen Dieners bis zu ihrem achten Jahr auf ſeinem Gut unterhalten hätte, als Entſchädigung dafür auf die nächſten zehn Jahre ihre Dienſte ohne Lohn in Anſpruch nähme. Bedenkt man, daß der Unterhalt eines Kindes in dieſem Lande an ſich ſchon wohlfeil iſt, und es noch mehr dadurch wird, daß der Hottentote vom Ertrag ſeines eigenen Viehs die Koſten wohl meiſt ſelbſt beſtreitet, abgeſehen davon, daß ein Hottentotenkind dieſelben durch mancherlei nützliche Dienſte, die es auch ſchon in einem frühen Alter leiſten kann, zum Theil wieder erſetzt, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß dieſes ganze Pflegſchaftsſyſtem mehr den Vortheil der Dienſtherren als ihrer Pflegbefohlenen im Auge hat. Allein wenn einerſeits das Geſetz die armen Hottentotenkinder mehrere der beſten Jahre ihres Lebens zu einem lohnloſen Knechtdienſt verurtheilte, ſo war es ihnen andrerſeits in Bezug auf die verheißenen Wohlthaten kein gleich kräftiges Schutzmittel. Die Oppoſition, welche die bataviſchen Behörden erfuhren, als ſie 1804/5 auf Beförderung der Bildung unter den Hottentoten ihr Augenmerk richteten, äußert ſich noch fortwährend in allen dahin einſchlagenden Maßregeln. Faſt durchgehends betrachtet man die Hottentoten auf dem Kap für eine in intellektueller und ſittlicher Beziehung ſchlechterdings unfähige Gattung, die keinen Unterricht irgend einer Art werth iſt, und es ſind ſehr ſeltene Ausnahmen, wenn Koloniſten, geleitet durch ein Gefühl für die Erniedrigung ihrer Mitmenſchen, durch Liebe und Güte deren Zuneigung zu gewinnen ſuchen, und ſie an ihrer häuslichen Andacht Theil nehmen laſſen. Daß man auf den einzelnen Meiereien die Hottentoten völlig roh aufwachſen läßt, entſchuldigt vielleicht der Mangel an Lehranſtalten; aber derſelbe Fall iſt auch in Städten und Dörfern, wo ſolche Gelegenheiten vorhanden ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Neu=Schottland.

2. Die neuſchottländiſchen Micmac Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Fortſetzung.)

Zur Sommerszeit beſuchen die Indianer die Nachbarſchaft der Städte, wo denn der Rauch von einem Dutzend Wigwams, der unter dem Geſträuche einer überdeckten Grube hervorwirbelt, den Aufenthalt von eben ſo vielen Familien andeutet, die hier vom Mai bis in den November verweilen. Unter jeder von dieſen einzelnen Banden iſt gewöhnlich ein Indianer von Alter und Erfahrung, unter dem die übrigen in einer Art von patriarchaliſchem Verhältniſſe ſtehen; allein von beiden Seiten wird mit ſonderlicher Strenge weder das richterliche Anſehn noch der Gehorſam ausgeübt. Man weiß Nichts davon, daß ein Indianer eine beſondere oberherrliche Gewalt über den ganzen Micmac=Stamm in Anſpruch nehme; wenigſtens iſt es gewiß nicht ein einziger Häuptling, gegen den man ſich zu Gehorſam verpflichtet hielte. Die Indianer ſtehen als Unterthanen unter dem gemeinſchaftlichen Schutz der Geſetze; aber nur ſelten erſcheinen ſie mit ihren Angelegenheiten vor Gericht; ihre geringfügigen Streitigkeiten werden gewöhnlich von ihren Anführern auf gütliche Weiſe geſchlichtet. Ihre Wigwams ſind ganz einfach, ſie beſtehen aus einigen Pfählen, die in der Form eines Zuckerhutes zuſammengeſtellt und an der Spitze verbunden werden; Schindeln von Birkenrinde werden darüber hergelegt, um den Regen abzuhalten. Die Männer beſchäftigt der Fiſchfang, vorzüglich mit dem Spieß, und die Jagd. Die Squaws ſitzen Stunden und Tage lang in ihren rauchigen Wigwams und flechten Körbe oder Kindertand von Putz, eine Art Moſaik aus Haaren des Elenthieres oder aus Spulen des neuſchottländiſchen Stachelſchweins, die in Birkenrinde eingelegt und bunt gefärbt werden.

Es iſt ein unterhaltender und doch zugleich bedauernswürdiger Anblick, eine Familie (wie man täglich ein halbes Dutzend derſelben ſehen kann) von ihrem „Lager" auf dem jenſeitigen Ufer herüberkommen und nahe bei dem Marktplatze von Halifax landen zu ſehn: das leichte Kanoe von Birkenrinde gleitet daher und ſchiebt ſich in die Lucke, die zwei andere ſchon gelandene Boote gelaſſen haben, die Squaw ſitzt in der Mitte deſſelben, die Papooſe (Kinder), wenn ſie alt genug ſind, im Bug oder zu den Füßen der Mutter, der Vater im Spiegel und führt das Ruder. Die träge Sorgloſigkeit ihrer Bewegungen ſcheint auszudrücken, wie wenig ſie ſelbſt auf den Gegenſtand ihres Geſchäftes Werth legen. Oft halten ſie noch ein langes Zwiegeſpräch in der leiſen leidenſchaftloſen indianiſchen Sprache, bevor ſie daran denken, ihren Kahn zu verlaſſen; endlich ſteigt eines um das andere gemächlich aus Land, wo der Indianer ein Paar Streifen Birkenrinde auf ſeine Fiſche oder Hummer wirft und an dem Kai hinſchlendert, bis das gute Glück ihm einen Käufer in die Hände führt, während ſeine Squaw ſich zu einem Haufen ihrer Landsmänninen geſellt und an ihrem Gelächter und Geſchwätz über jeden Gegenſtand, der ſich ihren Augen darbietet, Antheil nimmt. Die Gruppen dieſer Indianerinnen ſammeln ſich

Digitized by Google

in dieſem Augenblick und gehen im nächſten wieder auseinander; jede Perſon, die vorbei geht, feſſelt ihre Aufmerkſamkeit, und ohne Zweifel würde Jemand, der in die Geheimniſſe der indianiſchen Sprache eingeweiht wäre, unter dieſen geſchwätzigen Weibern eben ſo viel Unterhaltung und Witz finden, als bei einer Geſellſchaft alter ehr- und tugendſamer Jungfrauen am Kaffeetiſch oder im Geplauder anmuthiger Fräulein am Toilettenſpiegel. Die Lage der armen kleinen Papooſe iſt bei Weitem die beklagenswertheſte. So eng eingewindelt, daß es mehr einer egyptiſchen Mumie ähnlich ſieht, hängt das Kind in einer Art Kaſten aus flachen Brettern zuſammen geſchient auf dem Rücken der Mutter, wo es ſich wie eine Art Mahagony-Schnitzwerk ausnimmt und eben ſo unempfindlich gegen die Angriffe der Mücken, als gegen die Strahlen einer Mittagsſonne ſcheint, die einem Kinde weißer Eltern unerträglich ſeyn würde. Den Winter über bringen dieſe Familien in den Wäldern im Innern des Landes zu, wo die Jagd ergiebiger iſt und die Seen den Vorrath von Fiſchen liefern, die man an der Meeresküſte um dieſe Zeit nicht mehr fangen kann. In dieſem Winteraufenthalte bewährt ſich an ihnen ſehr oft der dem indianiſchen Charakter ſo eigenthümliche Mangel an Sorge für die Zukunft. Ein Elenthier oder Caraboo iſt erlegt worden; der Indianer mit ſeiner Familie verſchmaust davon, ſoviel er am Gelegenſten in ſein Wigwam bringen kann; ein Theil davon wird wohl auch zum Tauſchhandel auf den bequemſt gelegenen Markt gebracht; aber einen Vorrath zu räuchern oder einzuſalzen für künftige Bedürfniſſe, daran denkt Niemand. Doch es iſt vielleicht ungerecht, den Wilden mit dem Maßſtabe des civiliſirten Lebens zu meſſen; der enge Ideenkreis, in dem er aufgewachſen iſt, läßt ihn nicht die allmähliche Abnahme oder den völligen Mangel der Bedürfniſſe vorausſehen, die er auf ſeinem Wanderleben nöthig hat. Gewohnt in den Wäldern umherzuirren oder über die Wogenfläche hinzuſchweifen, und in allen Elementen ſeiner Beute nachzujagen, ſieht er nur die Uebel des Tages vor ſich, und ſeine Kinder werden in Elend verſchmachtet, ſein Stamm faſt erloſchen ſeyn, bevor der rothe Mann ſich den Einſchränkungen unterwerfen lernt, ohne die er ſtets der Gefahr ausgeſetzt bleibt, Hungers zu ſterben. Eine der engliſchen Geſellſchaften hat einen Preis von einer gewiſſen Summe Jahrgeldes für denjenigen Anſiedler ausgeſetzt, der ſich anheiſchig macht, ein Kind indianiſcher Eltern aufzunehmen und für ſeine Erziehung und Angewöhnung an das häusliche Leben Sorge zu tragen. Allein noch wenige Anſprüche auf dieſen Preis ſind von Neu-Schottland aus gemacht worden, und man erinnert ſich keines Beiſpiels, daß hier die wohlgemeinte Abſicht der Geſellſchaft zur Zufriedenheit erfüllt worden wäre. Dem Eigennutz iſt dabei zu viel freie Hand gelaſſen, und die Eltern, welche ſehn, daß für ihre Kinder aus dieſen Bildungsverſuchen nicht allein kein Vortheil erwächst, ſondern daß dieſelben vielmehr in noch größeres Elend gerathen als zuvor, zeigen ſich ſehr abgeneigt gegen Anträge dieſer Art; die Kinder ſelbſt ſcheinen nicht im Stande, ſich des angebornen Hanges zum Zigeunerleben entſchlagen zu können, und ergreifen die nächſte beſte Gelegenheit, zur Lebensweiſe ihrer Väter zurückzukehren.

(Fortſetzung folgt.)

Die Chriſtwoche in Madrid.

Die Chriſtnacht (noche buena de la Nadividad) war von jeher ein Feſt, das von allen Familien eifrig gefeiert wurde; vorzüglich aber iſt es das Volk, das bei dieſer Gelegenheit nie ermangelt, ſich der Freude hinzugeben und jedes Jahr erwartet es daher dieſen Tag mit neuer Ungeduld. Schon in der Woche, die dem 25 Dezember zuvorgeht, bietet Madrid ein ungewöhnlich lebhaftes Schauſpiel dar. Die Straßen bedecken ſich mit Buden und ganz Spanien ſchickt ſeine Kinder mit den verſchiedenen Erzeugniſſen, deren ſich jede Provinz rühmt, nach der Hauptſtadt; die Puerta de Alcala, de Atocha, de Toledo öffnen ſich den Karawanen von Kaufleuten, die mit Ladungen von Waaren aller Art einrücken; man begegnet ewigen Prozeſſionen von Maulthiertreibern (arrieros) und Maulthieren, die langſamen Schrittes unter dem monotonen aber nicht widrigen Geläut ihrer Glocken heranziehen. Die Einen bringen Wein von Valdepenas; die Andern braunes ſpaniſches Tuch zu neuen Mänteln (capas), womit die Majos ſich für das große Kirchenfeſt ſchmücken. Da kommen die Valencianer, erkennbar an ihrem muntern Weſen, ihrer halbfranzöſiſchen Haltung und ihrem immerwährenden Plaudern, ſo wie an ihrer Provinzialtracht, welche, da das Bein bis an's Knie dabei bloß bleibt, einige Aehnlichkeit mit dem ſchottiſchen Typus hat, leicht einhergehend, ihre Mantas über die Schulter, ſtolz auf ihre muskulöſen Waden und mit Alpargatas oder leinenen Sandalen ſtatt der Schuhe. Die Valencianer ſind in dieſer Jahreszeit ſehr willkommen, da es ohne ſie an zwei für Weihnachten unentbehrlichen Artikeln, an Turron (Mandelkuchen) und Orangen fehlen würde. Da kommen — nicht weniger ergötzlich anzuſchauen — die Paveros, die ein zahlreiches Heer gemäſteter Truthühner (pavos) mit bewunderungswürdiger Mannszucht herbeiführen. Es nimmt ſich ſeltſam aus, wenn ein einzelner Menſch, eine lange dünne Gerte (vara) in der Hand, mehrere hundert dieſer befiederten Zweifüßler vor ſich aufmarſchiren läßt und dieſe mit ihren kollernden Stimmen die Luft erfüllen, während eine muthwillige Kinderſchaar den Lärm dieſes Einzugs mit ihrem lauten Zuruf erhöht. Aber das Intereſſanteſte der Scene iſt, die außerordentliche Unruhe des Anführers zu beobachten, wenn ſein Heer die Thore paſſirt hat. Durch Erfahrung weiß er, daß der Feind auf alle ſeine Bewegungen Acht giebt, um die geringſte Nachläſſigkeit von ſeiner Seite zu benützen. Jeder Einwohner von Madrid rechnet es ſich nämlich zur Ehre am Chriſttag einen Truthahn zu ſpeiſen, aber nicht jeder Einwohner beſitzt Geld, um ſich einen zu kaufen. Der Pavero verdoppelt ſeine Wachſamkeit; umſonſt; bis er zu der Plazuela de la Cebada, der Lagerſtätte dieſer Geflügelheere, gelangt, wo er ſeine Truppen muſtert, findet er zu ſeinem großen Leidweſen, daß ihm zwei bis drei Dutzend ſeiner Getreuen auf dem Marſch abhanden gekommen ſind. Man kann ſich die Verlegenheit des armen Pavero vorſtellen; die Diebe rühren ſich nicht; die weiten Falten ihrer bunten Mäntel ſind nicht im Mindeſten in Unordnung, und doch möchte man 10 gegen 1 wetten, daß, wenn durch einen Windſtoß oder durch irgend eine magiſche Operation dieſe Hüllen ſich aufthäten, unter jeder ein Truthahn zum Vorſchein käme. Eine andere Schaar von Lieferanten ſind die Wurſthändler aus Eſtremadura, wo das Schwein eine Art Phönix iſt, der unter den Händen der Einwohner, der ſogenannten Eſtramenos, ſich in eine zahlloſe Mannichfaltigkeit eßbarer Gegenſtände (jamones, cecinas, chorizos, embuchados, morcillas etc.) verwandelt. Die Eſtramenos reiten, zwiſchen ihre Vorräthe gepackt, unter deren Laſt ihre Maulthiere ſich krümmen, mit unerſchütterlichem Ernſt auf ihren ſchwarzbraunen Geſichtern in Madrid ein. Unmöglich können wir alle die Kaufleute aufzählen, welche den Glanz der Chriſtmeſſe in Madrid erhöhen. Denn wenn es eine Hauptſtadt giebt, die dieſen Namen vorzugsweiſe verdient, weil jede Provinz ihr Tribut entrichtet, ſo iſt es Madrid. Dahin muß Alles, was Spanien Koſtbares erzeugt; aber Madrid ſelbſt iſt mitten unter der Fülle, die ihm von allen Seiten zuſtrömt, ein ſo unfruchtbarer Ort, daß es auch nicht Einen Artikel ſein eigen nennen und ſich nur des Waſſers ſeiner Brunnen rühmen kann: Oh! las aguas de Madrid! Wenn die Andaluſier ihre Weine und Oliven preiſen, die Valencianer ihre Früchte, die Aſturier ihre edeln Ahnen, ſo kommen die Madrilenos mit ihrem Waſſer! Aber was liegt ihnen an der Unergiebigkeit ihres Bodens, finden ſie ja doch in den beiden letzten Dezemberwochen und während des ganzen Januars auf der Plazuela de la Cebada alle Leckerbiſſen, die ſich der Spanier wünſchen mag, um die

Digitized by Google

Chriſtnacht zu feiern. Welches maleriſche verführeriſche Schauſpiel für ſie, dieſe Pyramiden von Orangen, dieſe Berge von Schinken und dieſe Läden voll ſchmackhafter Mandelkuchen! Aber Nichts geht dem Madrileno über das Geträchz der zahlloſen weißen Pavos, das zumal deren Ungeduld gekauft, getödtet, gebraten und verſpeist zu werden anzudeuten ſcheint! Unter all' dieſen Käufern und Verkäufern, die ſich wechſelsweiſe zu übervortheilen ſuchen, genießen, wie überall, die Frauen das Privilegium bemerkt zu werden. Sie ſind es, die mit Kaſtanien und Oelkuchen (bunuelos), den eigentlichen Symbolen des Feſtes, handeln; denn darf man der Sage glauben, ſo haben die Hirten in jener denkwürdigen Nacht, in welcher der Erlöſer zur Welt kam, einander mit Oelkuchen bewirthet. Daher kennen auch die Bunuelaros ihre Wichtigkeit, und man bemerkt ſie mit ihrem tragbaren Apparat an allen Straßenecken, an allen Schenkenthüren. Mit welcher Gewandtheit handhaben ſie ihre Backpfanne (sarten)! Mit welcher Anmuth langen ſie die gebackenen Kuchen heraus und legen wieder andere hinein! Alles an ihnen iſt voll Leben — Hände, Zunge, Augen — dieſe ſchwarzen Augen, die man noch durch den Dampf der Pfanne funkeln ſieht, wenn etwa einer der galanten Stutzer oder Majos, der Bewunderer dieſer Schönheiten, vorüberſtreicht. Eine neue Gruppe tritt auf: es ſind artige Morenas, die ſich einen neuen Schmuck anſchaffen, um ihren Liebhabern am Chriſtabend ſchöner zu erſcheinen. Es iſt auch ein Kinderfeſt: da kommt ein Großpapa mit einem Dutzend kleiner Wildfänge, die er in einem Spielkramladen beglückt. Dann ſeht wieder dieſe Schwärme von ſchwarzen, weißen, grauen, blauen, rothwangigen wohlgenährten Mönchen; an einigen bläſſern erkennt Ihr Karthäuſer. Den Franziskaner mit ſeiner dürftigen Miene und ſeinen nackten Füßen dürft Ihr nicht bedauern; die ſpaniſche Gutmüthigkeit wird ihm ſchon den Sack füllen und ſein Weihnachtsmahl wird nicht minder reich ausfallen als das der Geber ſelbſt. Endlich begegnet man einer nicht minder zahlreichen Klaſſe, den Bettlern und Landſtreichern, die hier von Morgen bis Abend den Frömmlern ihre geheimnißvollen Villancicos feilbieten, welche in Liedern beſtehen, die ſie zugleich in ihrem näſelnden Ton abliefern. Einige begleiten dieſen frommen Handel mit furchtbaren Pantominen und Gebärden; Andere kommentiren ihn mit albernen Poſſen. Skandaliſiren darf man ſich nicht; es giebt unter dieſen lumpigen Bänkelſängern manchen Schelm, der, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, Euch einen Hund an die Beine hetzen könnte, der noch boshafter als ſein Herr iſt. Niemand iſt übrigens nachſichtiger als die Kloſterbrüder; ſie wiſſen, daß ſie in dieſer Woche der Fröhlichkeit der Einbildungskraft des Volkes freies Spiel gönnen müſſen. Leben und leben laſſen lautet ihr Wahlſpruch!

Vermiſchte Nachrichten.

In einem Privatſchreiben aus Linz vom 23 Mai heißt es: „der brave bedauernswerthe polniſche General Dwernizki iſt vorgeſtern mit ſeinem Adjutanten in Linz angekommen. Die ganze Stadt war begierig, den Helden zu ſehen, und fand an ihm einen hübſchen großen Mann von 36 bis 40 Jahren. *) Er wird von hier mit allen polniſchen Offizieren nach Laibach, ſeine wackern Soldaten aber werden nach Siebenbürgen abgeführt, wo ſämmtliche (nicht gemachte, ſondern freiwillige) Gefangene gut behandelt werden ſollen. Indeſſen gewinnt hier Alles mehr und mehr ein kriegeriſches Ausſehen. Die erſtern Landwehrbataillone, welche aus lauter 25 bis 36 jährigen ledigen Männern beſtehen, werden in allen Verrichtungen des militäriſchen Dienſtes auf die gleiche Weiſe wie die Linientruppen eingeübt, und haben aus den ältern Cadetten, deren wir bei den Infanterieregimentern nicht weniger als 2700 zählen, ihre Offiziere erhalten, ſo daß außer den Hauptleuten lauter ſchöne, junge, geſunde und rüſtige Leute ſich dabei befinden. Auch müſſen auf allerhöchſten Befehl die meiſten dieſer erſten Landwehrbataillone (die zweiten bleiben als Reſerve) in den erſten Tagen des kommenden Monats nach Italien marſchiren. Vor der Hand ſind ſie nach Mailand beſtimmt, wo ſie wahrſcheinlich ein Lager beziehen. Ueberhaupt wird über Hals und Kopf dahin gearbeitet, die ganze Armee **) bald möglichſt auf einen reſpektablen Kriegsfuß zu ſtellen; denn beinahe bietet eine Pferd- und Rekrutenſtellung der andern die Hand. Der Bau der 32 Feſtungsthürme in den Umgebungen von Linz wird mit größter Schnelligkeit fortgeſetzt; der Erzherzog Maximilian iſt immer dabei gegenwärtig. Sollte es wirklich zu einem Krieg kommen, wie es nur zu ſehr den Anſchein hat, ſo wird derſelbe langwierig und furchtbar werden."

*

Die unerwartete Abberufung des Grafen Guilleminot von ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu Konſtantinopel hat, wie aus den Zeitungen bekannt iſt, zu Paris großes Aufſehen erregt. Man glaubt, ſie ſey die Folge eines Verſuches geweſen, den der franzöſiſche Geſandte gegen die Abſicht ſeiner Regierung gemacht habe, zwiſchen der Pforte und Frankreich ein Bündniß gegen Rußland zu Gunſten Polens zu Stande zu bringen. Ueber den Grafen und ſeine Gemahlin findet ſich folgende Notiz in dem bereits im Ausland angeführten Werke des Major Keppel: Narrative of a Journey across the Balkan etc. „Graf Guilleminot," heißt es dort, „befehligte im Jahre 1815 eine Diviſion von Napoleons Armee und errang ſich hohe Auszeichnung in der Schlacht von Waterloo. Er iſt eine von jenen impoſanten Soldatengeſtalten, die man gewöhnlich an ſolche Höfe ſendet, bei denen eine kriegeriſche Haltung am Meiſten Eindruck zu machen pflegt. Die Wahl der franzöſiſchen Regierung kann in dieſer Beziehung doppelt glücklich genannt werden, da die Gräfin Guilleminot ſelbſt in jeder Beziehung eine Amazone genannt werden darf. Sie und ihre Schweſter, die Demoiſelle Fering, von dem patriotiſchen Wunſche begeiſtert, dem bedrängten Vaterlande mit ihrem Arme zu dienen, hatten nämlich in Dumouriez's Armee als Freiwillige Dienſt genommen. Beide zeichneten ſich in dem erſten Gefechte, wo ſie mit den Tapferſten in den vorderſten Reihen kämpften, durch ihre Unerſchrockenheit aus. Die Schweſter der Gräfin fiel in der Schlacht von Valmy. Eine von beiden, ich weiß nicht welche, erhielt als Belohnung ihres ritterlichen Muthes einen Ehrenſäbel. Inzwiſchen würde es ſchwer ſeyn, in der anmuthvollen Weiblichkeit der Gräfin Guilleminot den tapfern Huſaren der franzöſiſchen Revolution wieder zu erkennen."

*

Der Globe giebt in einer ſeiner neueſten Numern folgende ſtatiſtiſche Vergleichung der Produktion und Konſumtion von Frankreich und Großbritannien mit Einſchluß Irelands:

	Frankreich.	Großbritannien.
Einwohner	31,000,000	— 22,000,000
Morgen (Hektaren) angebauten Landes .	47,000,000	— 20,000,000
Brutto-Ertrag des Ackerbaues	4,678,708,000 Fr.	— 5,420,425,000 Fr.
Reinertrag	1,344,703,000 Fr.	— 2,681,150,000 Fr.
Ausgeführte Produktion . .	149,050,000 Fr.	— 75,725,000 Fr.
Konſumtion	4,529,658,000 Fr.	— 5,344,700,000 Fr.
Einzelne Landeseigenthümer . .	19,000,000	— 8,892,000
Dergleichen Familien	3,804,000	— 1,778,000
Ein Morgen erträgt im Durchſchnitte zu Fr. berechnet: . .	117	—270
Ein Arbeiter produzirt im Durchſchnitte jährlich:	246	— 609
Manufakturtreibende Individuen	6,552,000	— 11,596,858
Produktion der Manufaktur	1,826,000,000 Fr.	— 5,568,000,000 Fr.
Jedes Individuum produzirt ſomit im Durchſchnitte:	286 Fr.	— 613 Fr.
Ausfuhr der Manufakturprodukte:	260,000,000 Fr.	— 810,000,000 Fr.
Konſumtion von Manufakturprod.	1,560,000,000 Fr.	— 2,757,500,000 Fr.
Ein Einwohner konſumirt an Manufakturw. jährlich .	48 Fr.	— 125 Fr.
— — — an Agrikulturprodukten	141 Fr.	— 248 Fr.

*) Scheint eine Verwechslung. A. d. R.

**) 17 Regimenter Croaten; 20 Bataillone Grenadiere; 18 ungariſche R.; 11 galliziſche; 11 böhmiſche; 8 italieniſche; 7 öſterreichiſche; 5 mähriſch-ſchleſiſche; 70 Bataillone Landwehr; 1 Tirolerjägerregiment; 12 Bataillone Tirailleurs; 1 Pionier-, 1 Sappeur- und 1 Minenrkorps; 5 Artillerieregimenter; 1 Bombardier- und 1 congreviſches Raketenkorps; 8 Küraſſier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 12 Huſaren- und 4 Uhlanenregimenter.

Grenadiere 1 Bataillon zu 500 Mann . .	10,000
Infanterie 17 Rgtr. zu 2500 M.	167,500
Landwehr 70 Bataill. zu 1000 M	70,000
Tirolerjäger 2500 M.	2,500
Tirailleurs Bataill. zu 800 M.	9,600
Artillerie	18 000
Kavallerie	40 000
	317,600

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 156. 5 Junius 1831.

Neu-Schottland.

2. Die neuſchottländiſchen Miemac-Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Fortſetzung.)

Die Jagd des Muſethieres und des Carabu, der in früherer Zeit die Indianer vorzüglich nachgingen, iſt heutigen Tages mehr und mehr in Verfall gerathen. Das Muſethier, wohlbekannt als der Fürſt des Elenthierſtammes, findet ſich noch häufig in den tiefer landeinwärts gelegenen Waldungen zwiſchen Schelburne und Annapolis. Den Carabu, der einige Aehnlichkeit mit unſerm größern Rothwild hat, trifft man meiſtentheils in großen Heerden in den ſüdweſtlichen Landſtrichen der Provinz. Die leichtfüßige Schnelligkeit, mit der das Muſethier und der Carabu dieſe waldbedeckten oder vielmehr über alle Beſchreibung wilden Felſen- und Klippengegenden durchfliegen, läßt ſich nur mit der berühmten Behendigkeit der Alpengemſe vergleichen. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Läufe des Carabu, und die Gewohnheit deſſelben in dieſen ſchroffen Waldgebirgen ſich zu bewegen, erleichtern ihm ſeine Flucht außerordentlich. Die Läufe des Muſethieres, die eine Fährte wie die einer Kuh, nur bei Weitem länger und nicht ſo breit, hinterlaſſen, ſind an ihren Rändern ſo ſcharf, daß ein Schlag derſelben den Bauch eines Hundes ſo leicht aufzuſchlitzen vermag, wie der Hieb eines Beiles.

Die Jagd des Muſethieres hat für Diejenigen, die von früher Jugend an mit ihr bekannt geworden ſind, einen unwiderſtehlichen Reiz; indeß iſt ſie mit ſo mancherlei Beſchwerden und Entbehrungen verbunden, daß keine geringe Körperkraft und Abhärtung dazu erfordert wird. Die günſtigſte Zeit zu dieſer Jagd tritt gegen Ende Februars ein, wenn der Schnee in den Wäldern zwei oder drei Fuß tief ſich angehäuft und durch das allmähliche Thauwetter auf der Oberfläche ſich mit einer Eisrinde überzogen hat, welche Hunde in vollem Lauf und einen Mann in Schneeſchuhen zu tragen im Stande iſt. Das ſchwerere Gewicht des Muſethieres verurſacht, daß es häufig in den Schnee einbricht und daher an einem ſchnellen Entkommen ſehr gehindert wird. Die Jäger aus der Stadt in Geſellſchaft zu zweien oder dreien oder in noch größerer Anzahl ſind ganz wie die Wilden ausgerüſtet. Eine wollene Decke, um den Nacken befeſtigt und um den Leib gegürtet, bietet Raum genug, um darin auf dem Rücken die nöthigen Lebensmittel aufzubewahren, und dient zugleich als Bett- und Zudecke. Moccaſins — ein einziges Stück ungegerbten Leders oder einer Haut mit einem Riemen, der durch den Saum gezogen iſt, über den Fuß geſpannt und befeſtigt — vertreten die Stelle der Schuhe. Eine Art, ein Feldkeſſel, und eine Feldflaſche um Waſſer mitzunehmen, eine Büchſe über die Schulter und ein Paar Schneeſchuhe — vollenden den Jagdanzug. Die Hunde ſind gewöhnlich von der newfoundländer-Race, nicht jene ſchönen kraushaarigen Thiere, wie man ſie in England zu ſehen pflegt, ſondern glatthäutig, faſt an Geſtalt und Größe den Bullenbeißern ähnlich und von röthlicher Farbe. Die Jäger nehmen ihre Richtung in das Innere der Wälder, die am Weiteſten von den Niederlaſſungen entfernt liegen; und wenn ſie den ganzen Tag fortgezogen ſind, ohne die Fährte eines Carabu oder Muſethiers geſpürt zu haben, ſo ſieht man ſich gegen Abend nach einer Quelle oder einem Bache an einem Orte um, wo man am Meiſten verſteckt iſt; gewöhnlich wählt man den Fuß eines Hügels, der gegen die Windſeite hin aufſteigt, um das Nachtlager aufzuſchlagen. Alle ſieht man nun beſchäftigt, den Schnee von der Stelle, wo man ſeine Schlafſtätte aufſchlagen will, wegzuſcharren und den Boden mit einer Unterlage von jungen Zweigen zu beſtreuen, Holz zu hauen, oder Waſſer zu holen. Der Inhalt der wollenen Decken wird hervorgeholt und gleichmäßig vertheilt. Branntwein mit Waſſer gemiſcht, oder ein fröhlicher Geſang und die Erzählungen früher beſtandener Jagdabenteuer bilden den Nachtiſch. Die wollenen Decken werden hierauf ausgeſpreitet, ein Jeder ruft ſeinen Hund, der ſeinem Herrn als Kopfkiſſen dienen muß, und während nach der Reihe einer um den andern wach bleibt und das Feuer unterhält, bereiten ſich die andern durch einen geſunden Schlaf auf die Mühſeligkeiten des nächſten Tages vor.

(Schluß folgt.)

Die Eingebornen von Auſtralien.

(Schluß.)

Mag es auch Dawſon, wie jedem Apologiſten begegnen, daß er vielleicht hin und wieder ein zu nachſichtiger Beurtheiler der Partei iſt, deren Sache er führt, ſo lernt man doch aus den von

ihm gelieferten Thatſachen, wie es ſich mit der in Neu-Süd-Wallis, und von da in Europa verbreiteten Meinung verhält, daß die Eingebornen Auſtraliens nicht über dem Thier ſtehen. Unter Anderem erwähnt er einen Fall, der das Benehmen eines ſogenannten Chriſten und eines Wilden in einem ſehr auffallenden Kontraſt darſtellt. „Eines Tags ſuchte mich Bongari in größter Entrüſtung auf, um ſich über einen Weißen zu beklagen, der ihn geſchlagen hatte, weil er nicht für ihn eine Laſt auf dem Kopf tragen wollte. Ich konfrontirte Kläger und Beklagten mit einander. Im erſten Augenblick war Bongari heftig, und bediente ſich all der gemeinen beleidigenden Redensarten, welche die Eingebornen unglücklicher Weiſe von Deportirten auffaſſen, mit denen ſie im vertrauten Verkehr ſtehen. Der Weiße, ein Emancipirter, leugnete die Beſchuldigung nicht, meinte aber, der Herr, bei dem er vorher gedient, würde ſich nichts darum bekümmert haben, wenn er auch ein Dutzend dieſes elenden Geſchmeißes getödtet hätte. Auf dieſe unverantwortliche Vertheidigung drohte ich, ihn wegen Thätlichkeit zu verhaften, oder aus der Niederlaſſung wegzujagen. Darauf wurde er beſcheidener oder ſchien es wenigſtens. Bongari aber ſagte mir leis: „„Herr, thu ihm Nichts zu Leide, nur mache, daß er mich nicht wieder ſchlägt.““ Ich ließ es daher bei einem derben Verweis bewenden, wobei ich dem Burſchen noch zu verſtehen gab, wenn ich ihn länger behalte, ſo habe er es nur der Fürſprache Bongari's zu danken, der auf Genugthuung verzichte. Der Burſche ging. Da folgte ihm Bongari nach und rief: „„Tom, Tom, Deine Hand.““ Aber Tom wollte Nichts von ihm wiſſen. Inzwiſchen holte Bongari ihn ein, ergriff ihn am Arm und drückte ſeine Hand, wie Einer, der aufrichtig verzeiht, während jener Schlingel ihn keines Worts würdigte. Ich ließ Tom zurückkommen, ſtellte ihm vor, wie dieſer arme Neger troß der Verachtung, die er gegen denſelben hege, ſich unendlich edler betrage, als er, und eröffnete ihm zugleich meine Abſicht, ihn wegen ſeines abſolut brutalen Benehmens fortzuſchicken. Bongari war darüber ſehr bekümmert, und ſagte mir in einem Ton Lebewohl, worin ſo viel Mitleiden lag, als ich nimmermehr hätte dem Herzen eines Wilden zugetraut.“

Dawſon geſteht, daß die Auſtralier, troß ihrer natürlichen Gutmüthigkeit, nicht ſelten Akte grauſamer Rachſucht ausüben. Allein, fragt er, ſoll man ſich darüber wundern, wenn man bedenkt, wie ſie meiſt von den Weißen behandelt werden? Sie haben allerdings Laſter, welche mit dem wilden Zuſtande unzertrennlich ſind; aber dieſe Laſter kleben ihnen vielleicht in geringerem Grade an als den meiſten Völkern, die mit ihnen auf derſelben Kulturſtufe ſtehen. So iſt inſonderheit die Ehrlichkeit eine Tugend, deren ſich wenige ihres Gleichen rühmen können; kein Beiſpiel, bemerkt Dawſon, ſey ihm bekannt, daß ſie ein ihnen geſchenktes Vertrauen mißbraucht hätten; nur wer Mißtrauen gegen ſie verrathe, müſſe ſich in dieſer Beziehung vor ihnen etwas mehr in Acht nehmen. Dieſe Unterſcheidung gereicht ihrem Herzen, wie ihrem Verſtand zur Ehre. Wer ihnen mit Wohlwollen entgegenkommt, kann Alles von ihnen erlangen; bei den beſchränkten Hülfsquellen des Unterhaltes, welche ſie beſitzen, ſehen ſie ſich oft zu langem Faſten genöthigt; und wenn dann wieder der Ueberfluß kommt, ſo überlaſſen ſie ſich unmäßiger Schwelgerei; die Natur hat ſie für dieſe beiden Extreme geſchickt gemacht; deſſen ungeachtet ſind ſie nichts weniger als ſelbſtſüchtig. Von der Beute ihrer Jagd, ſelbſt von dem wilden Honig und dem Mimoſagummi, welche ſie auf ihren Streifereien ſammeln, theilen ſie, troß der leidenſchaftlichen Liebhaberei dafür, gerne mit. Kurz es ſind harmloſe, muntere, unſchuldige Geſchöpfe, die ungereizt Niemand ein Uebel zufügen.

Es ſcheint, die Koloniſten haben, um ihre Mißhandlung dieſer armen Naturſöhne vor ſich ſelbſt und der Welt zu rechtfertigen, Nichts angelegentlicher zu thun gehabt, als von ihrem Treiben und Seyn das grellſte Bild zu entwerfen. Daß ſie Fleiſch von gefallenen Thieren, namentlich Hunden, eſſen, daß ſie aus kothigen Gräben Waſſer trinken, iſt eine Beſchuldigung, die lange Zeit allgemein geglaubt wurde. Dawſon ſtraft dieſelbe geradezu Lügen. Nie, verſichert er, habe er einen Eingebornen faules oder rohes Fleiſch eſſen geſehen, oder Fiſche, die man oft todt am Ufer des Meers treffe; vielmehr hätten ſie davor ſtets einen entſchiedenen Abſcheu gezeigt. Aber damit man mit ihnen wie mit dem Vieh umſpringen könnte, mußten ſie zum Vieh herabgewürdigt werden. Hören wir Dawſon. „In den abgelegenern Theilen der Kolonie war es an der Tagesordnung, daß ſie wie Hunde behandelt, und von den deportirten Domeſtiken unter den geringfügigſten Vorwänden mit Flintenſchüſſen getödtet wurden. Oft beklagten ſich die Eingebornen bei mir, daß man ihre Eltern und Verwandten ermordet hätte, und ſie brachten mir mehrere Waiſen, deren Väter von der Hand der Weißen der Nachbarſchaft gefallen waren. Als einer der letztern kam, um für ſeine Leute, mit denen er den Karuah hinaufzog, Lebensmittel zu holen, ſagten ſie zu mir, dieſer Mann habe zehn ihrer Angehörigen erſchlagen; der Elende leugnete auch die Sache gar nicht, ſondern verſicherte im Gegentheil, er würde auch künftig nicht anders mit ihnen verfahren. Hauptſächlich ſind es die Holzhacker, welche ſich die greuelhafteſten Gewaltthaten wider die Eingebornen erlauben. Man erzählte mir davon ſchauerliche Geſchichten. Vor meiner Ankunft hatten mehrere Holzhacker oberhalb der Quellen der beiden ſchiffbaren Ströme und ihrer Zuflüſſe, die ſich in den Stephenshafen münden, ihren Aufenthalt genommen und bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß eine Abtheilung von ihnen in beträchtlicher Entfernung im Innern, in der Nähe eines Fluſſes, der in der Sprache der Eingebornen Maiall heißt, welches Wort einen Fremdling bedeutet, oder einen Ort, der von ihnen ſelten oder nie beſucht wird, noch ihre Arbeiten fortſetzte. Zugleich hörte ich, die Eingebornen der Umgegend ſeyen gegen die Weißen, mit denen ſie früher in Eintracht gelebt, ſehr feindſelig geſtimmt, und bereits ſey es von beiden Seiten zu Thätlichkeiten gekommen. Die Eingebornen ließen an allen Weißen, deren ſie habhaft werden konnten, ihre Rache aus, und da häufig Züchtlinge aus der Strafanſtalt zu Port Macquarie ſich nach Port Stephens flüchteten, welche beide Orte 90 Meilen von einander entfernt ſind, ſo geſchah es manchmal, daß ſolche Ausreißer ihnen in die Hände fielen, die ſie im mindeſten Fall ihrer Kleider beraubten. Ich befand mich noch nicht lang in Port Stephens, als ich ſelbſt Augenzeuge war, wie mehrere flüchtige Depotirte in dem elendeſten Zuſtand, nackt, verwundet und halb Todt anlangten. Alle ſtimmten in ihrem Bericht überein: die Feindſeligkeiten wurden von den Stämmen begangen, die gegen das Kap Hawke und links dem Maiall, mit Einem Wort in der Nähe

Digitized by Google

des Diſtrikts wohnten, in welchem die Holzhacker arbeiteten; gegen dieſe waren die Eingebornen außerordentlich erbittert; Wer mit heiler Haut davon kam, verdankte es in der Regel der Vermittlung der Frauen. Nicht lange, ſo hörte der Holzſchlag auf und es blieben von den Holzhackern nur ſo viel zurück, als zum Sägen und Fortſchaffen des Holzes erforderlich waren. Im Junius fand ſich einer ihrer Aufſeher, ein armer aber braver Mann, bei mir ein, um mich von den vorgefallenen Ereigniſſen zu unterrichten; er vermuthete die Urſache in dem an einem achtjährigen ſchwarzen Knaben, Namens Tommy, begangenen Mord, wegen deſſen er vier Perſonen im Verdacht hatte. Ich erließ ſogleich einen Verhaftbefehl gegen die bezeichneten Individuen. Zwei davon wurden nach Port-Stephens geführt und verhört; die Zeugniſſe, die gegen ſie vorlagen, ſchienen mir hinreichend, um ſie nach Sydney zu ſchicken. Zu Ende Auguſts erhielt ich vom Generalprokurator die Einladung, ihrem Prozeß beizuwohnen. Das Gericht erklärte ſie überwieſen, das bedaurungswürdige Kind ohne alle Veranlaſſung ermordet zu haben. Um ihre verruchte Abſicht zu vollbringen, hatten ſie ihr Schlachtopfer nach einem einſamen Platz am Ufer gelockt, dort mittelſt eines Stricks von der ſogenannten Carraiungborke erdroſſelt und den Leichnam in's Waſſer geſtürzt; ſie bekannten ſpäter, ſie hätten ſich des Jungen entledigt, damit er gegen einige Eingeborne, mit denen ſie nicht gut geſtanden, Nichts wider ſie hätte ausplaudern können. So zogen ſich die Weißen durch dieſen Mord eine allgemeine Verfolgung zu.“ Dawſon traf ſelbſt einen durch eine Art ſchwer verwundeten Holzhacker, der zugeſtand, er ſey bloß wegen der Ermordung des Knaben angefallen worden. Einige Jahre zuvor ging es übrigens, wie Dawſon vernahm, hier noch toller zu; denn damals machten die Holzhacker auf die Eingebornen förmlich Jagd, tödteten ſie und warfen ſie den Hunden zur Speiſe vor. Man kann fragen, wo da die Wilden ſeyen?

Wenn ſomit an der Möglichkeit, die Auſtralier zu civiliſiren, nicht gezweifelt werden kann, ſo ſind doch dabei Schwierigkeiten zu überwinden, welche wahrſcheinlich die Bemühungen der Menſchenfreunde noch eine Zeit lang vereiteln werden. Könnte ſich nur die Berührung der Eingebornen mit dem Auswurf der engliſchen Gefängniſſe beſeitigt laſſen? Indeſſen fehlt es nicht an glücklichen Vorgängen. Dawſon erwähnt ſelbſt mehrere Fälle, unter Anderm einen, wo ein Schwarzer das Engliſche ſo geläufig und richtig wie nur ein geborner Engländer ſprechen lernte, ſich ſorgfältig und reinlich kleidete und bei einem Koloniſten in Botany-Bay zu deſſen größter Zufriedenheit diente. Neuerer Zeit ſcheint auch die britiſche Regierung geneigt, für die Verbeſſerung der Lage dieſer lange vernachläſſigten Bevölkerung Etwas zu thun; wenigſtens hat ſie die Miſſionsgeſellſchaft um zwei Lehrer erſucht, und dieſelben mit einem Gehalt von 500 Pf. St. anzuſtellen verſprochen. So wird alſo doch vielleicht die Humanität über verjährte Vorurtheile ſiegen!

Das Parlamentshaus zu Edinburg.

(Schluß.)

Jeffrey's Beredſamkeit iſt nicht impoſant; hiezu ſteht ihm ſeine kleine Geſtalt im Wege; aber ſeine Beredſamkeit übt einen unwiderſtehlichen Zauber. Er erhebt ſich, drapirt ſeinen Mantel um die Schulter und beginnt mit einer ſehr tiefen Stimme. Bei den drei oder vier erſten Sätzen ſcheint er nach Ideen zu ſuchen; denn an Worten fehlt es ihm nicht. Bald aber hat er ſeinen Weg gefunden, und nun, ſeinen Schlangenblick auf die Perſonen geheftet, mit denen er es zu thun hat, erzwingt er ihre Aufmerkſamkeit durch das Bizarre ſeiner geſangartigen Betonung, erhebt ſeine Stimme bald zu den ſcharfen Tönen, die durch die Nerven ſchneiden, bald zu den ſüßen Klängen, die um ſo lieblicher im Gegenſatze mit den vorigen ſich in's Ohr ſchmeicheln. Seine Darſtellung iſt ſchlagend, zuweilen nur Etwas zu fein für Leute vom gewöhnlichen Schlage. Zu Zeiten läßt er auch ſeiner Einbildungskraft ein wenig zu ſehr den Zügel ſchießen und erſtickt ſeine tüchtigen Argumente unter einer Ueberhäufung poetiſcher und allzu glänzender Figuren. Er gemahnt dann an gewiſſe Maler, die in ihren Bildern unendliche Sorgfalt auf die geringfügigſten Einzelnheiten verwenden; aber ſtatt Alles zu einem großen Ganzen vereinigt darzuſtellen, nur eine auseinander bröckelnde Menge gelungener Kleinigkeiten geliefert haben. Endlich wirkt Jeffrey in ſeiner Rede gewöhnlich nicht auf dem Wege der Ueberzeugung; ſein Talent beſteht darin zu blenden, und dadurch zu entwaffnen, daß er in Ungewißheit verſetzt.

Zuweilen iſt es ihm ſchon begegnet, daß er vergaß, wie Wenig ſein Vortrag und ſeine Geſtalt impoſant zu ſeyn geeignet iſt; bei einem ſolchen Verſuche erinnert er nur allzuſehr an den Froſch in der Fabel. Ich erinnere mich nur eines einzigen Falles, wo er mit Apoſtrophen dieſer Art glücklich war. Ein Baron, deſſen Name Nichts zur Sache thut, hatte einen Prozeß, den er zu gewinnen ſo erpicht war, daß er weder Ehre noch Gewiſſen ſchonte. Er war zugegen, als Jeffrey, der die Vertretung ſeines Gegners führte, ſeine Wärme allmählich bis zur Gluth des Unwillens ſteigerte und den Richtern zurief: „Mylords, Niemand kann die engliſche Ariſtokratie mehr hochachten, als ich; Niemand kann weniger geneigt ſeyn, Etwas auszuſprechen, was das Zartgefühl dieſer glänzenden Korporation verletzt; aber nach Allem, was wir heute gehört haben, glaube ich mich befugt, zu ſagen, daß Hr. . . . . (hier wendete er ſich gegen ihn) ein ſchändlicher Lügner und Schurke iſt.“

Die Zuhörer ſchienen wie vom Blitze gerührt über dieſen Ausfall, aber er war ſo wohlgegründet, daß ſich nicht ein Mal ein Gemurmel darüber erhob. Der Baron, der mit kaltem Blute die Darſtellung aller ſeiner Schwänke und Ränke angehört hatte, wurde dadurch ſo verwirrt und niedergeſchmettert, daß er ſich genöthigt ſah, den Saal zu verlaſſen.

Jeffrey hat ſich immer zu den Grundſätzen der Whigs bekannt, und iſt unter Lord Grey's Verwaltung zum Lordadvokaten emporgeſtiegen, und ſo in ſeinem ſchon höhern Alter auf eine Laufbahn verſetzt, wo er noch manche Palme erringen kann.

Sein Talent als Kritiker ſoll hier nicht beurtheilt werden.

Vermiſchte Nachrichten.

Der jüngſt erſt in die franzöſiſche Akademie aufgenommene Viktor Couſin hat von dem Miniſter des öffentlichen Unterrichtes den Auftrag erhalten, eine Reiſe nach Deutſchland zu machen, um daſelbſt an den vorzüglichſten Anſtalten des öffentlichen Unterrichtes über die Organiſation derſelben Beobachtungen zu ſammeln. Wahrſcheinlich wird dieſer offizielle Charakter ihm dieß Mal gegen die ungaſtliche Aufnahme ſicher ſtellen, die dieſem Gelehrten zur Zeit der Reſtauration in Deutſchland begegnete.

•

Das Oſtindian-Magazine (Maiheft) ſucht in einem Artikel über Kolonien darzuthun, daß den Kolonien, die in einem reformirten Parlamente in den geſchloſſenen Borroughs keine Vertretung ihrer Intereſſe finden könnten, erlaubt werden müſſe, Vertreter aus ihrer Mitte in's Parlament zu ſchicken. Der erwähnte Artikel giebt folgendes Verzeichniß von Plätzen, die im Parlamente künftig von Cantonialdeputirten eingenommen werden ſollten: Calcutta und ſeine Vorſtädte mit faſt einer Million Einwohner, ſammt der Präſidentſchaft von Bengalen, die eine Bevölkerung von fünfzig Millionen Unterthanen haben, würden in's Parlament vier Mitglieder ſchicken; die Präſidentſchaft Bombay, die in Betracht ihres Handels an Wichtigkeit den zweiten Rang einnimmt, zwei; die Präſidentſchaft Madras, die zehn Millionen Unterthanen zählt, zwei; Ober-Ca-

Digitized by Google

nada, mit einer zahlreichen Bevölkerung, die noch dazu jährlich durch Tauſende von Ausgewanderten zunimmt, zwei; Unter-Canada in Betracht ſeines Reichthumes, Handels und ſeiner Bevölkerung zwei; Neu-Süd-Wallis in Betracht ſeiner zahlreichen und freiſinnigen Bevölkerung, der ungeheuern Anzahl von Auswanderern, die ſeitdem dort angekommen ſind, der Entfernung vom Mutterlande und ſeines Stapelhandels mit Wolle, Oel, Bauholz u. ſ. w. zwei; Van Diemensland, eins; das Kap der guten Hoffnung, zwei; Mauritius, als eine reiche und intelligente Kolonie mit bedeutendem Handel, zwei; Ceylan, als eine der ſchönſten Beſitzungen der Krone, mit einer achtungswerthen bürgerlichen Bevölkerung, zwei; Jamaica, als eine Inſel mit einer bedeutend reichen und aufgeklärten Bevölkerung, zwei; Barbadeß, zwei; Trinidad, eins; Newfoundland, als eine noch unbedeutende, erſt im Wachsthum begriffene Kolonie, eins; Neu-Braunſchweig aus gleichen Gründen eins; Malta iſt in jedem Betrachte berechtigt, zwei zu ſenden; die joniſchen Inſeln gleichfalls zwei; die Inſeln Jerſey und Guernſey, eins; die Inſel Man, eins; im Ganzen alſo würde das Parlament einen Zuwachs von zwei und dreißig neuen Mitgliedern erhalten.

•

Es ſind nun auch Diamanten in der Nähe von Katharinenburg im Ural gefunden worden, wodurch die Erwartung immer mehr beſtätigt wird, daß man irgendwo reichhaltige Lagerſtätten dieſer edeln Steine treffen werde.

Die Ausbeute der Gold- und Platina-Minen im Ural betrug im Jahre 1830 an Gold aus den Kronwerken: 150 Pud 22 Pf., an Platina 4 Pud 15 Pf. — aus Privatwerken an Gold 204 Pud 17 Pf.; an Platina 100 Pud 25 Pf.; im Ganzen alſo 355 Pud an Gold und 105 Pud 1 Pf. an Platina. Berechnet man das Pud Gold zu 50,000 Rubel und das Pud Platina zu 11,520 Rubel, ſo beträgt der Werth der Ausbeute des Jahres 1830:

für Gold gegen 17,750,000 R.
— Platina — 1,209,600 —

Im Ganzen alſo 18,959,600 R.

Die Ausbeute von Gold und Platina aus den Hüttenwerken des Ural im Laufe von zehn Jahren ſtellt ſich in Folgendem dar:

Im Jahre	Gold.		Platina.	
	Pud.	Pf.	Pud.	Pf.
1821	27	3	—	—
1822	28	29	—	—
1823	105	38	—	—
1824	206	31	1	33
1825	237	22	11	24
1826	231	39	13	20
1827	262	—	25	30
1828	291	5	95	33
1829	287	30	78	31
1830	355	—	105	1
Totalausbeute	2,054	—	330	14

Nach der obigen Berechnung beträgt der Totalwerth des Goldes: 102,700,000 Rubel, der Platina: 3,805,520 Rubel, ſomit im Ganzen: 106,505,520 Rubel.

•

In der Akademie der Inſcriptionen und ſchönen Wiſſenſchaften las jüngſt Hr. Abel Remuſat eine weitläufige Abhandlung über eine Reiſe in das Innere von Aſien vor, die im Jahre 399 unſerer Zeitrechnung von mehreren chineſiſchen Buddhiſten angetreten und zwölf Jahre darnach beendigt wurde. Das Original-Manuſcript befindet ſich in der k. Bibliothek. Deguignes, der von ſeiner Exiſtenz Kenntniß erhielt, hatte eine Ueberſetzung davon verſucht, aber wieder aufgegeben, da er die Schwierigkeit, die Namen der darin vorkommenden Orte herzuſtellen, von denen die meiſten im Verlaufe von vierzehn Jahrhunderten völlig erloſchen ſind, nicht beſiegen konnte. Die Abhandlung des Hrn. Abel Remuſat hatte nun zum Zwecke, dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen. Mit Beiziehung von Reiſebeſchreibungen anderer Chineſen und den dürftigen Nachrichten aus alten indiſchen Büchern iſt es ihm gelungen, ohne Unterbrechung die ganze Folge von Orten auszumitteln, die von den chineſiſchen Reiſenden beſucht worden waren. Hieraus geht hervor, daß Schi-fa-hian und ſein Reiſegefährte, nachdem ſie die Stadt Si-an-fou in Schen-ſi verlaſſen hatten, mehrere Staaten durchwanderten, und in die Landſchaft der Wigurs, dann nach Khotan und endlich nach Caſchmir kamen; daß ſie, nachdem ſie über das Himalaya-Gebirg und den Indus gegangen, in die Gegend von Attock oder Peiſchawir gelangten, und an dem linken Ufer des letztgenannten Stromes eine Bevölkerung von Hindu's in Sprache, Sitte und Religion fanden; die Fürſten derſelben bekannten ſich zur Buddha-Religion, und die Eigennamen der Gegenden waren in der Sanſcritſprache. Die wichtigen Andeutungen dieſer Abhandlung über die alte Geographie Indiens und die Aufſchlüſſe über buddhiſtiſche Traditionen laſſen im Intereſſe der Wiſſenſchaft hoffen, daß die Abhandlung ſowohl als die Ueberſetzung der chineſiſchen Reiſebeſchreibung in Bälde dem Drucke übergeben werden wird. Die von Hrn. Abel Remuſat beigefügten Erläuterungen machen mit andern Reiſebeſchreibungen ähnlichen Inhaltes bekannt, und enthalten wichtige Aufſchlüſſe über den Zuſtand Hinduſtans im vierten und fünften Jahrhunderte.

•

Pemberton, Lieutenant in der britiſch-indiſchen Armee, reiste am 14 Julius v. J. nach Awa. Als er von Mennipur durch das Kebuthal an den Pinthi gelangte, fand er Fahrzeuge vor, die der birmaniſche Statthalter von Gondeh hatte ausrüſten laſſen, und auf welchen er am 31 ſich mit ſeinem Gefolge einſchiffte. Am 14 Auguſt erreichte er Awa. Der Pinthi läuft faſt fortwährend zwiſchen zwei bewaldeten Berg- und Hügelreihen, und man erblickt längs ſeinen Ufern zahlreiche Dörfer, welche von Schans und Birmanen bewohnt ſind. Aus Awa brach Pemberton, nachdem er mit dem britiſchen Reſidenten in Betreff des Zweckes ſeiner Sendung das Nöthige beſprochen, am 13 auf und fuhr den Irrawaddy hinab; der König hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, für die Schiffe zu ſorgen. Nicht weit von der nicht unbedeutenden Stadt Membou ergießt ſich in den Irrawaddy der Man, ein kleiner Fluß, welcher dem öſtlichen Abhange der Gebirge von Arracan entſpringt, und mit dem Irrawaddy ziemlich einen rechten Winkel bildet. Hier verließ Pemberton am 19 das Schiff und trat mit ſeinen Leuten die Landreiſe an; Pferde, Lebensmittel und Laſtträger waren in Bereitſchaft. Noch an demſelben Tage, mit anbrechender Nacht, trafen ſie in Tſagon ein, und am 24, ob ihnen gleich ein ganzer Tag durch Aufenthalt verloren gegangen, am Fuße der arracan'ſchen Gebirge. Am folgenden Morgen fingen ſie an, das Gebirg zu erſteigen; gegen zwei Meilen war der Weg ſehr ſteil; um halb zehn Uhr gelangten ſie auf die Höhe und mittelten durch barometriſche Beobachtungen aus, daß ſie ſich 4,594 Fuß über dem Irrawaddy befanden. Dieſer Punkt, von den Birmanen Tſatavu daoung dyck und von den Arracanern Reuma natyagain (Teich der Feen) genannt, gilt für den höchſten Gipfel der Kette; er liegt aber ſchon 74 Fuß gegen die Weſtſeite hinab. Bei ſchönem Wetter ſoll man eine prachtvolle Ausſicht genießen, allein damals verhüllte ein dichter durchdringend kalter Nebel das ganze Gebirg und man konnte Nichts ſehen. Ob ſie gleich an dieſem Tage den beſchwerlichſten Theil der Reiſe vor ſich hatten, ſo legte doch Pemberton mit ſeinen mennipurer Sipays 24½ M. zurück; die Birmanen kamen jedoch erſt am nächſten Morgen wieder zum Vorſcheine. Die Straße fand Pemberton weit beſſer als er ſich vorſtellen konnte; ſie bot ſo wenig Abſchüſſigkeiten dar, daß er den ganzen Tag zu Pferde blieb und der Meinung iſt, daß es in der kalten Jahreszeit nur einer Kompagnie Pioniere bedürfte, um ſie für Kavallerie und Artillerie gangbar zu machen. In Ang Thanna, wo ſie am 28 September eintrafen, verweilten ſie eines ſtarken Regens wegen bis zum 2 Oktober, worauf ſie ſich in dem Boote eines Eingebornen nach Akyab einſchifften. Am 6 kamen ſie hier an, am 15 in Tſchittagong, und am 20 ſegelten ſie auf dem Brougham nach Calcutta. Pemberton weiß das gefällige Benehmen der birmaniſchen Behörden, die für jedes Bedürfniß zum Voraus ſorgten, nicht genug zu rühmen; meint aber, wie er den birmaniſchen Charakter kenne, ſo müſſe ihnen Dieß durch die beſtimmteſten Befehle vom Hofe eingeſchärft worden ſeyn. Die einfache Thatſache aber, daß Pemberton's Ausflug gerade in die ungünſtigſte Jahreszeit fällt, beweist, daß es ſich im birmaniſchen Reiche mit weit weniger Schwierigkeiten reiſen läßt, als man ſich gewöhnlich einbildet.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 157. 6 Junius 1831.

Reiſeſkizzen eines Miſſionärs in Indien. *)

1. Madras.

Die Stadt Madras, der Sitz der Regierung der britiſchen Beſitzungen im Süden von Indien (13° 5′ n. Br. 80° 25′ öſt. L.), hat mit ihrer unmittelbaren Nachbarſchaft auf viele Meilen im Umfang eine ungemein niedere Lage, indem das Land ſich kaum über den Meeresſpiegel erhebt; zwar im NW begrenzen einige ſtattliche Hügel (Naggery-Noſe genannt) und im SW der 9 Meilen entfernte St. Thomasberg den Horizont; im Ganzen aber bietet die Küſte, wenn man ſich ihr von der See aus nähert, einen höchſt einförmigen und unintereſſanten Anblick dar. In um ſo anmuthigerem Kontraſt erſcheint aber von dem Ankerplatz gegenüber die Stadt ſelbſt: rechts eine beträchtlich weit ſich erſtreckende Reihe hoher anſehnlicher Gebäude, das Zollhaus, der Obergerichtshof, die Agentſchaftshäuſer ꝛc.; links das St. Georgsfort, mit ſeinen Kaernen, Magazinen und ſeinem Glacis; weiterhin des Gouverneurs Gartenhaus und Geſellſchaftsſaal. Die geräumige Oeffnung zwiſchen dem Fort und den Gebäuden an dem Strand geſtattet die Ausſicht auf die äußern Straßen der Stadt, wo man da und dort hohe Pandals oder Pavillons emporragen ſieht, auf welchen etwa aus Veranlaſſung einer Hochzeit oder zu Ehren eines Gottes Flaggen wehen, oder die Giebel öffentlicher Gebäude, die Thurmſpitzen armeniſcher, römiſcher, ſchottiſcher und engliſcher Kirchen, deren es in Madras eine gute Anzahl giebt, die ſchlanken Minarets mohammedaniſcher Moſcheen, und die ehernen Kuppeln hindu'ſcher Pagoden.

Madras, gleich der ganzen Küſte von Coromandel, beſitzt keinen Hafen. Der Verkehr zwiſchen den Schiffen und dem Land geſchieht ausſchließlich mittelſt der ſogenannten Maſulaboote und der Catamarams. Dieſe Boote werden, wenn ſie keine Arbeit haben, ins Trockene auf den Sand gezogen, laſſen ſich aber mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit flott machen. Sie ſind zwanzig bis dreiſſig Fuß lang, ſechs breit und tief und aus ſtarken Planken gezimmert, die durch Feuer gebogen und durch Schnüre von Coir (wie man die faſerige Rinde des Kokosnußbaums nennt) umbunden werden; inwendig iſt noch eine Watte von Werg oder Stroh angebracht, damit die Fugen, worin die Planken laufen, kein Waſſer durchlaſſen. Zur Bemannung eines ſolchen Fahrzeugs gehören in der Regel zehn Mann, acht an die Ruder, einer an das Steuer, und ein Knabe zum Auspumpen. Die Leute rudern im Takt nach einem Lied, das einer vorſingt, und wobei am Schluß jeder Stanze die ganze Geſellſchaft im Chor einfällt. Gewöhnlich ſind zwiſchen dem ſtillen Waſſer und der Küſte drei Wogen zu paſſiren, die ſich ſechs Fuß und drüber erheben, und dann wirbelnd brechen, ſo daß der oberſte Theil der Woge zuerſt überſchlägt, und unten eine Art Höhlung entſteht; es bedarf tüchtiger Handhabung, um durchzukommen; jedes andere Fahrzeug ginge unfehlbar zu Grunde. Die Schiffer, mit der Brandung vertraut, wiſſen ihrer Gewalt auszuweichen; wenn ſie gegen die erſte Woge anfahren, bleiben ſie mäuschenſtill an ihren Rudern, und der Steuermann ſucht dem Boot die günſtigſte Richtung zu geben; aber kaum bäumt es ſich gegen die Woge, ſo fangen ſie an zu ſingen: „Alé, Alé,“ (eine Woge, eine Woge) und arbeiten mit aller Macht drauf los, bis die Woge zerplatzt iſt; der Paſſagier thut unter dieſen Umſtänden wohl daran, ſich in ſeinen Mantel zu ſtecken, wenn er nicht von Schaum übergoſſen werden will; nun warten ſie, bis die folgende Woge naht, die ſie auf dieſelbe Weiſe paſſiren, und ſofort bis ans Ufer.

Ehe eine Woge zerplatzt, prallt ſie oft ſo heftig an, daß man Beiſpiele erzählt, daß Boote in Stücke zerſchmettert wurden, und Ladung und Paſſagiere verloren waren. Daher nimmt man meiſtens beim Ausſchiffen von Reiſenden Catamarams mit. Ein Catamaram *) iſt ein Floß, zwölf bis fünfzehn Fuß lang, drei bis fünf Fuß breit, zuſammengeſetzt aus drei Stämmen Holz, und geführt von zwei bis drei Kareiars oder Strandleuten, die von derſelben Kaſte ſind wie die Maſulaſchiffer, und größtentheils in dem Dorf Royapuram nördlich von Madras wohnen. Ein Schiffer macht des Tags drei bis vier Fahrten zu den Kaffahrteiſchiffen auf der Rhede, und erhält für die Fahrt 15 Fanams (gegen 2 Schill. 4 Pence), liegen die Schiffe in größerer Entfernung (als der gewöhnliche von 2 bis 4 Meilen) vor Anker, das Doppelte, wo dann es aber bei zwei Fahrten ſein Bewenden hat. Somit verdient der Mann, wenn es vollauf Arbeit giebt, bei dieſer gefahrvollen

*) Personal Narrative of a Mission to the South of India, from 1820 to 1828, by Elijah Hoole. Illustrated with lithographic plates. London 1829. 2 Voll.

*) Von den beiden tamuliſchen Wörtern cattal, zuſammenbinden, und maram, Holz, d. h. zuſammengebundenes Holz.

Digitized by Google

Beſchäftigung des Tags nicht Mehr als einen Schilling; ungeachtet dieſer dürftigen Bezahlung vermochten indeß die Schiffer, die ſich faſt durchgehends zur katholiſchen Religion bekennen, von ihren Erſparniſſen in den letzten Jahren in Royapuram eine ſchöne Kirche zu erbauen, die ſie mehrere tauſend Pfund Sterling koſtete. Zur Vorſicht alſo läßt man neben den Maſulabooten noch Flöße mitfahren und, wenn die Brandung hochgeht, bedient man ſich der Catamarams allein, und auf dieſen zerbrechlichen Fahrzeugen wagen ſich die Kareiars unbedenklich in die ſtürmiſche See. Obgleich oft weggeſpült von der Fluth, retten ſie ſich doch leicht durch ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen, und nur ſelten kommt Einer um. Außer dieſen wichtigen Dienſten werden die Catamarams bei ungeſtümer Witterung zum Transport des Poſtfelleiſens nach Ceylan benützt, wohin die Ueberfahrt 60 Meilen beträgt. Auch machen alle Fiſcher längs der Küſte von ihnen Gebrauch. Zu Ausflügen auf den Fiſchfang verſammeln ſich ganze Flotten von ſolchen Catamarams, die man, wohlverſehen mit Netzen und Körben, oft viele Meilen weit in das Meer hinaus ſteuern, und außerhalb der Brandung hübſche dreieckige Segel aufziehen ſieht.

(Schluß folgt.)

Neu=Schottland.

2. Die neuſchottländiſchen Micmac=Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch ſteht die Jagdgeſellſchaft von ihrem Nachtlager auf, frühſtückt und macht ſich ſogleich auf den Weg, um die Fährte eines Thieres zu ſuchen, immer in der Richtung gegen den Wind fortziehend, damit die Hunde eher Witterung erhalten, als das Wild aufgejagt wird. Bemerken die Jäger, daß die Hunde Witterung haben, ſo wird in der größten Stille und Vorſicht darauf losgegangen, bis ſich die Begier der Thiere nicht mehr halten läßt, die nun Laut geben und auf das Wild losſtürzen. Jeder Jäger folgt mit der größtmöglichen Schnelligkeit dem Gekläffe, wobei er den nächſten beſten Weg einſchlägt, auf dem ſeiner Meinung nach das Wild am Wahrſcheinlichſten ihm ſchußgerecht werden kann. Manchmal wird das Muſethier ihnen leicht zur Beute; wenn es ſich nämlich gegen die Hunde ſtellt, die es für ſeine größten Feinde hält; inzwiſchen kommen dann die Jäger heran, und es fällt unter ihren Schüſſen. Zuweilen aber müſſen ſie es auch 30 bis 40 engliſche Meilen weit über Berg und Thal, durch Seen, Einöden und Forſte verfolgen, wobei es durch die Flüſſe ſchwimmt und furchtlos die ſteilſten Felſen hinabſetzt. Zuweilen ſetzt es ſeine Flucht mehrere Tage hinter einander fort, und der Jäger ſieht am Ende alle Mühe und Anſtrengung verloren. Am Seltenſten kann man es im Aeßen überraſchen oder niederſchießen, da ſeine Wachſamkeit und Schlauheit ſelbſt die der Indianer verſpottet.

Von den Anſiedlern wird auf die Jagd dieſes Thieres mehr der Unterhaltung als ſeines Fleiſches oder ſeiner Haut wegen gegangen. Das Wildprät des Muſethieres läßt ſich mit dem unſers ſchlechteſten Hochwildes nicht vergleichen, es iſt trocken, ohne Fett und geſchmacklos. Die heftige Anſtrengung und die ſcharfe Kälte legen der Ausdauer der Jäger eine harte Probe auf; man wird ſich wundern, daß ein Körper ohne nachtheilige Folgen im freien Walde ſchlafen kann, während das Thermometer gewöhnlich einige Grade unter Null ſteht. Indeß ſind die Wälder weit wärmer, als Diejenigen denken, die an dieſe Jagdbeſchwerden nicht gewohnt ſind. Hier, wie überhaupt in den Gegenden der höhern Breite, iſt es der Wind, der vorzüglich die ſcharfe Kälte verurſacht; die Wälder gewähren dagegen Schutz und deßhalb eine um viele Grade wärmere Temperatur, als die dem Winde bloßgeſtellten Gegenden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Fremder, der ohne Kenntniß der Gegend oder weniger im Gebrauch der Schneeſchuhe geübt als ſeine Gefährten dieſen Jagden beiwohnen will, leicht in Gefahr kommen kann, in den Wäldern verloren zu gehn. Man hat zwar vielleicht noch kein Beiſpiel, daß ein Muſethierjäger auf dieſe Weiſe umgekommen wäre; aber mancher hat ſich ſchon aus Schrecken in dieſen Wäldern den Tod geholt, wenn er unbedachtſam einen ſolchen Streifzug mitmachte und dabei ſich verirrte. Das Gefühl, das bei einem ſolchen Unfall ſich des Menſchen bemächtigt, iſt von ſo ſchreckbarer Art, daß es gewöhnlich um alle Beſinnung geſchehen iſt, indem der Verirrte jede Lokalerinnerung vergißt und fruchtlos alle Körperkraft erſchöpft, um den rechten Weg wieder zu finden. Oft wird der Wanderer, in ſeiner Herzensangſt immer eine gerade Richtung nach einer Landſtraße oder einem menſchlichen Wohnort verfolgend, durch die Mannichfaltigkeit der Bäume ſo verwirrt und durch ſcheinbare Spuren, die das Auge bei jedem Schritt entdeckt, ſo getäuſcht, daß er nach Stunden langem Umherirren gerade wieder auf derſelben Stelle anlangt, von wo aus er ſeine mühvollen Anſtrengungen begann. Wer noch nicht den Verſuch gemacht hat, einen amerikaniſchen Wald zu durchſchneiden, wird ſich kaum einen Begriff von dem ſchreckensvollen Eindruck machen können, der durch die ſchauerliche Tiefe der Stille, die dort herrſcht, auf das menſchliche Gemüth hervorgebracht wird. So müßte es vielleicht dem Indianer der Wälder zu Muthe ſeyn, wenn er ſich plötzlich in die Wüſte Sahara verſetzt ſähe. Das ſicherſte Mittel für Einen, der die Wälder durchſtreifen will, bleibt immer ein Taſchenkompaß. Ein geübteres Auge hält ſich an die Rinde der Bäume oder an die Spitze der Gräſer, die von den weſtlichen Windſtrichen gebeugt ſind. Iſt ſo die Richtung nach einer Niederlaſſung ausfindig gemacht, ſo bietet der Wandrer alle Geiſteskraft auf, um die Gefühle der thieriſchen Angſt zu bekämpfen, merkt ſich zwei in gerader Richtung hinter einander ſtehende Bäume, behält dieſelben feſt im Auge um nicht wieder aus der Richtung zu kommen und fühlt ſich, wenn er endlich ans Ziel gelangt, hinlänglich für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten durch den Gedanken belohnt, dem Tod durch Hunger oder Kälte entgangen zu ſeyn.

Nur noch wenig anderes Wild reizt die Jagdluſt der Indianer oder Anſiedlee. Letztere durchſtreifen die Wälder, um Bären aufzuſuchen, die man in ſtarken ſtählernen Fallen fängt. Der Bär von Neu=Schottland iſt ſchwarz und kleiner als der des nördlichen Europa. Kaum wird man ein Beiſpiel wiſſen, daß er Menſchen

Digitized by Google

angefallen hätte, wenn man ihn nicht muthwillig reizte; gewöhnlich ergreift er beim Anblick von Menſchen die Flucht. Nur im Innern des Landes werden ſie häufig gefunden und ſind dort für das Getreide und das Vieh des Landbewohners gleich ſchädlich. Im Winter ſucht ſich der Bär ein ſtändiges Lager auf und wählt hiezu eine Felshöhle oder einen hohlen Baumſtamm, wo er von Schnee überdeckt und faſt ohne Luft in Betäubung und Schlaf fällt, und hiebei ſeine Nahrung aus der Tatze ſaugen ſoll. Wenn der Schnee ſchmilzt, kommt er wieder zum Vorſchein, und wird, um dieſe Zeit erlegt, äußerſt fett und wohlgenährt befunden. Dieſer Winterſchlaf der Bären iſt ſchon von Vielen für eine Fabel gehalten worden; allein alle Waldbewohner ſtimmen in ihren Ausſagen darin überein. Außer dieſem Thiere wird nur noch auf den Luchs (Loupcervier, Lucifee hier zu Land genannt) Jagd gemacht, von den Indianern bloß ſeines Felles wegen.

Rußland's auswärtige Handelsverhältniſſe im Jahre 1830/31.

(Auszug aus dem Berichte des Finanzminiſters über die Arbeiten des Departements für den auswärtigen Handel während des Jahres 1830).

Der Handel mit dem Auslande war um Vieles lebhafter und ſein Umſatz weit beträchtlicher als im Jahre 1829. Die Getreideausfuhr nahm bedeutend zu und ſtieg bis zu 60 Millionen Rubel. Die Einfuhren waren merklich kleiner als im Jahre 1829.

Der Handel auf dem ſchwarzen Meere iſt großentheils wieder hergeſtellt, aber der Verkehr zu Land deßhalb nicht vermindert worden. — Es wurden beträchtliche Quantitäten edler Metalle in Münzen und Barren eingeführt. — Gegen Ende des Jahres hatte die Cholera dem Waarenzuge nach dem Innern große Hinderniſſe in den Weg gelegt, verſchiedene Maßregeln wurden genommen, den Verkehr zu erleichtern. Die Mauthen wieſen eine Einnahme von 65,400,000 Rubel nach, ſomit im Vergleich mit denen des Jahres 1829 eine Verminderung von 1,700,000 Rubel, was den Verzögerungen zugeſchrieben werden muß, die der Transport der Ausfuhrwaaren erlitt. Nach ſpäter eingelaufenen Berichten jedoch iſt dieſer Ausfall minder bedeutend, und die Einnahme erhob ſich auf 68,629,878 Rubel, 23¾ Kopeken, von denen 1,733,862 Rbl., 15 Kop. zum Vortheile verſchiedener Städte und Niederlaſſungen verwendet wurden. Durch einen Ukas vom 26 März 1830 wurde der Mauthtarif zum Schutze der inländiſchen Manufakturinduſtrie ergänzt, die Beſchränkungen vermindert und einige Anomalien des Tarifes ausgeglichen. — Die Abgabe auf Pferde, die außer Landes gebracht werden, wurde vermindert, und die auf Wollenausfuhr gänzlich aufgehoben, durch kaiſerlichen Ukas vom 28 Januar 1831. — Der Stadt Narva wurden verſchiedene Freiheiten ertheilt (kaiſerl. Ukas vom 28 März 1830). — Es wurden Maßregeln getroffen, die Ausfuhr des eingeſalzenen Fleiſches zu begünſtigen. — Zur Herſtellung regelmäßiger Kommunikationen mit Lübeck wurde eine ruſſiſche Dampfſchifffahrt eingerichtet. — Der Nutzen der Handlungszeitung wurde von Jahr zu Jahr ſichtbarer, im Jahre 1825 hatte ſie nur einen Abſatz von 504 Exemplaren, am 10 März 1831 von 934. — Es ſind die vorläufigen Anſtalten getroffen, die Douanenlinie des Dnieſter über den Pruth zu verlegen. — Zwei Comité's, in welchen der Finanzminiſter den Vorſitz führt, wurden geſchaffen, das eine um zu unterſuchen, welcher Verbeſſerungen das Quarantäne-Reglement überhaupt fähig iſt, das andere um die Organiſation der Quarantäne-Garde einer Prüfung zu unterwerfen. — Im Monat Januar wurde ein Handelskonſeil eröffnet, von welchem ſich Sektionen in Moskau und allen wichtigen Handelsplätzen des Kaiſerthums befinden. — Die Mitglieder des Manufakturrathes haben ſich vermehrt. — Beſondere Agenten für die Manufakturen wurden nach Berlin und Wien geſchickt. — Man unterhielt mit dem Auslande zahlreiche Verbindungen wegen Einführung nützlicher Erfindungen. Eine große Anzahl Maſchinenmodelle wurden angeſchafft. — Im Betreff des Handelsſchiffbaues und der Handelsſchifffahrt wurden ergänzende Verordnungen erlaſſen, wodurch dieſer Zweig der Induſtrie von den Feſſeln befreit wurde, die ihm eine frühere Legislation angelegt hatte; die Folge davon war die Errichtung einer Matroſenkorporation in Neurußland und zu Riga. — Hr. Morenas wurde in die mittäglichen Provinzen des Kaukaſus entſendet, um die natürlichen und kommerziellen Reichthumsquellen dieſes Landes zu unterſuchen. — Zu Cherſon wurde eine Handelsniederlage errichtet und bis zu 150,000 Rubel Anleihen gegeben, um das Schiffsbauweſen von Privatleuten in den Häfen des ſchwarzen Meeres zu ermuntern. — Deßgleichen wurden den Einwohnern von Smolensk Vorſchüſſe gemacht, um dort Fabriken anzulegen. — Die Manufakturinduſtrie macht im Ganzen große Fortſchritte. Bedeutende Quantitäten von Tuch wurden in geringeren Preiſen als früher für die Armee geliefert und die Qualität der Uniformentücher für die ganze Armee verbeſſert. Das Journal für Manufakturen zeigte ſich ſehr erſprießlich. — Die Unternehmungen der amerikaniſch-ruſſiſchen Kompagnie ſind mit Erfolg fortgeſetzt worden. — Die Wollenmärkte erhalten zwar nur allmähliche, aber doch ſichtliche Zunahme. — Die Kolonie Anhalt iſt in blühendem Zuſtande. — Zwei Seeverſicherungsanſtalten haben ſich zu Odeſſa gebildet.

Erinnerungen eines Hofmannes.

Ludwig Philipp — Karl X — Talleyrand.

Manche Jahre ſind bereits über mein Haupt hingeſtrichen, ſeit ich unter Ludwig Philipps Dach geweſen bin; noch hat die Zeit, wie ich von Denen höre, die in ſeine Nähe gekommen ſind, keine Veränderung in ihm bewirkt; ſo will ich denn hier Erinnerungen aus einer frühern Zeit als einen Beitrag zu ſeinem gegenwärtigen Leben mittheilen. Ludwig Philipp hat einen vollen, kräftig gebauten Körper, ein ſtattliches Anſehen, ohne dabei, wie wir es nennen, korpulent zu ſeyn. Sein Haar iſt dunkel und üppig, ſein Geſicht rund und von bräunlicher Farbe. Seine Züge tragen mehr einen ſüdlichen Charakter als bei irgend einem Mitgliede ſeiner Familie, und obgleich von ſcharfem Gepräge, iſt ihr Ausdruck doch freundlich. Seine dunkeln Augen haben einen lebhaften, durchdringenden Blick. Sein Lächeln nimmt noch mehr für ihn ein, da es deutlich ſeine feſte, aber heitere Gemüthsſtimmung ausſpricht. Das Ganze des äußern Menſchen (wobei ich die Art, wie er ſeine Haare trägt, nicht vergeſſen will) giebt das treue Bild eines Soldaten, der ſeine Jünglingsjahre unter den Waffen zubrachte. Auch zeigt er eine militäriſche Freimüthigkeit in ſeinem Umgange, die im vollen Einklange mit der Würde ſeines Standes iſt. Seine Sprache iſt kurz und feſt. Die ausgezeichneten Männer jeder Farbe wurden jederzeit von ihm mit großer Achtung behandelt. Seine Erfahrung im Militärweſen verdankt er ſeinem langen und thätigen Dienſte in dieſem Fache; aber eben ſo bewandert iſt er auch in allen Künſten des Friedens. Keiner aus der bourbon'ſchen Familie beförderte nach der Reſtauration ſo wie er Wiſſenſchaft und Induſtrie ſeines Vaterlandes. Als einer der reichſten Prinzen Europa's unterhielt der Herzog von Orleans ſeinen Hof mit würdigem Glanze, wobei jedoch eine bewundernswerthe Ordnung in ſeinem Haushalte herrſchend blieb. Oft befand ich mich in dem Gedränge der Geſellſchaft, zu der Jeder, der einen beſtimmten Geſchäftskreis im Leben ausfüllte, ungehindert Zutritt fand. Marie Amalie von Neapel, ſeine Lebensgefährtin, war ſtets ausgezeichnet durch ihre unermüdliche Aufmerkſamkeit und ihr verſtändiges Urtheil, ſowohl in Dem, was die häuslichen Geſchäfte betrifft, als wie ſie die vortreffliche Erziehung ihrer Kinder leitete. Durch ihre bezaubernde Anmuth erwarb ſie ſich eben ſo ſehr die Zuneigung Aller als Ludwig Philipp ſelbſt durch ſeine männliche und würdevolle Herablaſſung.

Ich will hier an den Morgen des 20 März 1815 erinnern. Das Gerücht von des Königs Abreiſe in der vorhergegangenen Nacht hatte einen ungeheuern Zuſammenlauf in dem Hofe und Garten der Tuilerien, ſo wie auf dem Carouſſelplatze, veranlaßt. Ich ſtand gerade im Pavillon der Flora (einem Theil des Tuilerien-Palaſtes) in dem Saale zu ebener Erde unter einem Schwalle von Hofleuten. Monſieur, der jetzige Exkönig Karl X, befand ſich unter ihnen. Dem Anſcheine nach vollkommen ruhig, unterhielt er ſich mit mehrern Anweſenden, die mit Thränen ſeine Hände küßten, während er mit jener Heiterkeit plauderte, die ihm beſonders eigen war. Er ſchien nicht die geringſte Aufmerkſamkeit auf die Verwirrung und

Digitized by Google

das Getümmel vor dem Palaſte zu richten. Plötzlich hörten wir hundert Stimmen laut rufen: „Orleans, lang lebe Orleans!“ und zwar in ſo vernehmbaren Tönen, daß Monſieur, obgleich er das Geſpräch nicht abbrach, langſam und vielleicht unwillkürlich den Kopf nach der Gegend hinwendete, aus der das Geſchrei herüberſcholl. Kurz darauf hörten wir den Herzog mit lauter Stimme in ſeiner energiſchen Manier ausrufen: „Nicht Orleans, doch der König! Lang lebe der König!“ Einige Minuten nachher trat er in den Saal, ging auf den Prinzen zu, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und richtete an ihn mit leiſer Stimme das Wort. Auf gleiche Weiſe antwortete Monſieur mit einem melancholiſchen Lächeln um den Mund, doch in ſeiner gewöhnlichen Grazie und Würde. Während Karl die Beileidsbezeugungen der Umſtehenden empfing, nahm Ludwig Philipp von mehreren gegenwärtigen Offizieren Abſchied. Seine Stimme blieb feſt, ſein Betragen freundlich; einigen ſchüttelte er die Hand, andere umarmte er.

Es hat wohl nie einen Mann gegeben, deſſen Aeußeres ſo wenig den ehrgeizigen Höfling verrieth, wie Talleyrand; und ich wüßte kaum Jemand, deſſen außerordentliche Geiſtesgaben von einem ſo ungünſtigen Eindrucke begleitet wären, als die Geſichtszüge dieſes Staatsmannes. Seine Mißgeſtalt iſt augenfällig; dabei iſt er noch auf einem Fuße lahm. Sein Antlitz verräth tiefes Sinnen, das aber mehr ein Brüten über unheilvolle Plane, als ein Nachdenken über die edleren Entwürfe eines Staatsmannes ſcheint, was vorzüglich bei ſolchen Gelegenheiten bemerkbar wird, wo ſeine ganze Seele mit Gegenſtänden beſchäftigt iſt, die ein augenblickliches Intereſſe für ihn haben. Seine Haltung iſt weit entfernt von aller Anmuth, und der Ton ſeiner Stimme widerlich. Dabei hat er die Gewohnheit, während eines Geſpräches mit einem Knie auf dem Stuhle ſich hin und her zu wiegen. Es war eine höchſt auffallende Erſcheinung, dieſe ſeltſame Geſtalt in ihrem unhofmäßigen Anzuge im Jahre 1814 durch die Salons in Wien unter den ausgezeichnetſten Diplomaten Europa's umherwandeln und neben Männern zu ſehen, die nicht nur durch Rang und Talent hervorragten, ſondern auch wegen ihrer körperlichen Vorzüge und ihres prachtvollen Prunkes allgemeine Bewunderung auf ſich zogen. Und dennoch feſſelte er die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß er der Mittelpunkt ſchien, um den ſich die ganze Verſammlung bewegte. Er durfte nur die Lippen öffnen, und Alles war in das tiefſte Stillſchweigen verſunken; jedes Auge belauerte die kleinſte Veränderung in ſeinen Zügen; der Nationalſtolz des Engländers, die umſtändliche Verſchlagenheit des öſterreichiſchen Hofmannes, der bedächtige Verſtand des Preußen und der anmaßende Hochmuth des Ruſſen fanden ihren Meiſter in der vollendeten Gewandtheit des weiland Miniſters jenes Mannes, den Alle für ihren gemeinſchaftlichen Feind erklärt hatten, in deſſen Dienſt der Fürſt ſo lange alle Unterhandlungen geleitet, und deſſen Thron er zertrümmern geholfen hatte, um ſeinen gegenwärtigen Herrn darauf zu erhöhen. So führt doch ſtets der Verſtand mit Sicherheit in menſchlichen Angelegenheiten das Steuer. Es wäre überflüſſig, beizufügen, daß die Unterhaltung eines Mannes wie Talleyrand in keiner Art gehaltlos ſeyn kann. Man kann vielmehr ſagen, daß ſie in geſellſchaftlichen Berührungen noch weit anziehender iſt. Talleyrand iſt der Vater eines Heeres von witzigen Einfällen, die durch die Schärfe ihres Stachels eine allgemeine Berühmtheit erlangt haben.

Ueber Einfluß der Witterung auf die Sterblichkeit.

Ueber den Einfluß der Kälte auf die neugebornen Kinder hat Dr. Treviſan in Italien, beſonders zu Caſtel Franco, Beobachtungen angeſtellt, die analog mit denen Villermé's und Milne Edward's in Frankreich, folgende Reſultate ergeben: In Italien ſterben von 100 Kindern, die im Dezember, Januar und Februar geboren werden, 66 im erſten Monate und 15 andere im Verlaufe des Jahres, 19 bleiben am Leben; von 100 im Frühling gebornen Kindern überleben 58 das erſte Jahr; von 100 im Sommer gebornen überleben 83 dieſelbe Zeit; von 100 im Herbſt gebornen erleben 58 das folgende Jahr. Dieſe Sterblichkeit der Kinder ſchreibt er einzig der Gewohnheit zu, die Kinder wenige Tage nach ihrer Geburt der kalten Luft auszuſetzen, indem man ſie zur Taufe in die Kirchen trägt. Dr. Treviſan fordert die Kirchenobern eben ſo, wie es bereits Villermé und Edwards gethan haben, auf, einer ſo ſehr der Bevölkerung ſchädlichen Sitte zu ſteuern, was geſchehen kann, ohne darunter die kirchlichen Ceremonien leiden zu laſſen.

Literariſche Anzeige.

HILDBURGHAUSEN UND NEW-YORK.

Im Verlage des BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS sind vom 5 April bis 15 Mai als Fortsetzungen und Neuigkeiten erschienen und an alle prompt zahlenden Besteller versendet worden:

Miniaturbibliothek deutscher Klassiker, 2 Groschen jedes Bdch. 118 — 20. Bd.

Kabinetsbibliothek deutscher Klassiker, 4 Groschen jeder Band. 117 — 119. Bd.

Bibliothek deutscher Kanzelberedsamkeit, zu 10 Groschen der Band. 17. Bd. 8.

Klassische Kasualpredigten. Aus der Bibliothek deutscher Kanzelberedsamkeit besonders abgedrukt. 8. 2 Theile in 1 Band, mit 2 Kupfern. 1⅓ Thlr. sächs.

Miniatur-Encyklopädie der deutschen Klassiker. Mit Kupfern. 16. Das Bändchen von 144 Seiten 3 Groschen. 11 — 13. Bd.

Kabinets-Encyklopädie deutscher Klassiker. Mit Kupfern 12. 6 Groschen das Bändchen von 140 Seiten. 11 — 13. Bd.

PRACHTAUSGABEN DER LUTHERISCHEN BIBEL.

Kirchen- und Pastoralbibel mit 50 Kupfern. 4. In 24 Lief. II. und III. Lief. à 12 Groschen sächsisch.

Haus- und Familienbibel mit 24 Kupfern. Imperial 8. In 12 Lief. II. und III. Lief. à 8 Groschen.

Haus- und Familienbibel mit 36 Kupfern. Imperial 8. Auf Velin. In 12 Lief. II. u. III. Lief. à 12 Groschen.

Konfirmandenbibel mit 12 Kupfern. Royal 8. In 12 Lief. IV. u. V. Lief. à 5 Gr.

K U N S T A R T I K E L.

Gallerie der Zeitgenossen. III. Jahrgang, die Nummern 53 — 87 enthaltend.

☞ Der Preis jeden Portraits bei Subscription auf den ganzen Jahrgang von 26 Nummern ist nur 2 Gr. sächs. Einzelne Nummern 3 Groschen.

Bis jetzt erschienen:
Nr. 53. Königin Therese von Bayern. Stahlstich von C. Barth.
- 54. König Ludwig von Bayern. Von demselben.
- 55. Krug. Von Falke.
- 56. Prinz-Regent Friedrich von Sachsen. In Stahl von Wagner.

☞ Alle vierzehn Tage ein Portrait.

Gallerie der Dichter. No. 8. Goethe von Barth.

☞ Ebenfalls jedes Portrait nur 2 Groschen.

Portefeuille für Zeichner und Kunstfreunde. V. Lief. Nr. 12. 13. Imperialfolio. Jede Lieferung 8 Groschen sächs.

Meyer's Schulatlas der neuesten Erdbeschreibung, in 18 Karten. II. Lieferung. Nr. 4 — 6. 6 Groschen sächsisch.
4) Australien. 5) Schweden. 9) Nordamerika. Freistaaten und Mexiko.

Meyer's Universalatlas der neuesten Erdbeschreibung, für Zeitungsleser und Reisende. In 64 Karten. II. Lief. Nr. 5 — 8. 8 Groschen sächs.
5) Schweden. 6) Nordamerika. 7) Sicilien und Calabrien. 8) Europa.

☞ Beide Atlasse (die ersten in Deutschland auf Stahl gestochenen) sind, man betrachte sie von der wissenschaftlichen, oder von der artistischen Seite, bei weitem das Beste, was in diesem bequemen Formate jemals, sowohl in Deutschland als im Auslande, erschienen ist. Auch die Illumination ist trefflich und ausgezeichnet, und der Preis so wohlfeil, als er kaum gedacht werden kann. — Jede Karte kostet nur 2 Groschen oder 9 Kreuzer rhein.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 158. 7 Junius 1831.

Polniſche Nationallieder.*)

Der polniſche Adler.

(Im urſprünglichen Versmaß. **)

Auf, weißer Adler, im befreiten Lande,
Unter Männern, hebe wieder
Froh die Schwingen! Unſre Bande
Fielen vor deinem Anblick nieder.

Uns blendet Zukunft nicht mit falſchem Scheine,
In ſpäter Enkel Herzen lebt die Seele der Ahnen.
Polen ſind wir! Im heiligen Vereine
Wehen des Vaterlandes Fahnen.

Unſer Zwingherr, der in Ketten uns zu halten ſtrebte,
Er hielt für Schwäche die Zögerung, Schlaf für des Todes Siegel,
Doch bald erwachte vom Schlafe rüſtig das Volk, und lebte,
Und rief: ſo ſeht doch, wie die weißen Flügel

Schwingt dort oben der Adler im Siegeszuge!
Wie ſie Zauberſtrahlen verſenden!
Wie ſein Blick uns trifft, im Fluge
Dann ſich zu ſlaviſchen Brüdern zu wenden!

O du, auf uns vererbte Luſt zum eignen Lande,
Einzig übriges Erbe, Vaterlandes-Liebe!
Bis einſt ihr Siegel die Zukunft aufdrückt ſeinem Beſtande,
Führſt Du des tapfern Schwertes treffende Hiebe.

Ja, dann ſoll unſer Polen — ſchon leuchtet das Morgenroth —
Glanzvoll im neuen Lichte wieder der Welt erſcheinen,
Es ſoll die verlornen Brüder neu mit uns vereinen,
Dann ruht ſich im Schoß der Mutter aus von der Noth.

Und bietet aus dem bittern
Kelch ein trügeriſches Schickſal auszutrinken die Galle:
So ſchwört beim weißen Adler: Nichts ſoll den Willen erſchüttern,
Daß mit Polen der Pole ſtehe, mit Polen falle!

---

*) Wir ſchalten hier drei Verſe als Nachtrag zu dem „Lied aus der ruſſiſchen Zeit“ ein, wodurch der dortige zehnte Vers erſetzt und die Treue der Uebertragung hergeſtellt würde.

„Was Gott mir gab, das habe ich,
Mein Freund und Bruder auch für Dich.“
So ſprach vordem beim frohen Schmaus
Der Pole des Herzens Geſinnung aus.

Jetzt komm Du zu einem Millionäre,
Der Säcke voll Gold verſchließt in den Kammern,
Der weiß von Reichthum Nichts, auf Ehre,
Wird über die ſchlechten Zeiten jammern.

Anſtatt des ehrlichen Drucks der Hand
Sind Komplimente jetzt bekannt,
Nach Gold ſeufzt Kontuſch und dürrer Gurt.
Die rothen Stiefel ſind eingeſchnurrt.

**) In Bezug auf das Versmaß iſt zu bemerken, daß beim Leſen wie bei antiken Gedichten die Cäſur nicht zu überſehen iſt.

Reiſeſkizzen eines Miſſionärs in Indien.

1. Madras.

(Schluß.)

Madras, gewöhnlich die ſchwarze Stadt genannt, erſtreckt ſich gegen eine Meile von Norden nach Süden und nicht viel weniger weit von Oſten nach Weſten, und iſt mit Ausnahme der offenen Südſeite, welche aber an der Citadelle eine hinlängliche Befeſtigung beſitzt, von einer ſtarken Mauer umſchloſſen, durch welche fünf Thore hinausführen. Die Stadt enthält viele öffentliche Bureaux, Baſars, Kaufläden und Gaſthöfe. Es giebt ganze Straßen, wo bloß Armenier, oder Familien von europäiſcher Abkunft wohnen; doch bilden die Hindu's und Mohammedaner, welche tamuliſch, telugiſch und hinduſtaniſch ſprechen, die Hauptklaſſe der Bevölkerung. Sonderbar, obgleich Madras ein ſo bedeutender Centralpunkt iſt, ſo findet man doch hier keine anſäſſigen Juden. Die niedere Lage der Stadt bleibt ein großes Hinderniß der Trockenheit und Reinlichkeit, ſo viel man ſich auch Mühe giebt dafür zu ſorgen. Gegen Moskiten, beſonders bei Nacht, und faule Dünſte darf man daher nicht empfindlich ſeyn; weßwegen auch Europäer, zumal neue Ankömmlinge aus Europa, welche an die mancherlei Leiden der heißen Zone noch nicht gewöhnt ſind, Madras unerträglich finden, und ſelten lange darin ſich aufhalten. Mit Ausnahme der Soldaten und Offiziere, die ihre Quartiere auf dem Fort haben, ſchlagen die Engländer in

Digitized by Google

der Regel ihren Wohnſitz in Gärten auf, vom Fort an ſüdwärts bis über St. Thomé hinaus, wohin man vier Meilen rechnet, ungefähr eben ſo weit bis Kilpak gegen Weſten und bis zu dem Dorf Royapuram, das eine Meile gegen Norden liegt.

Die Straßen, welche dieſe ausgedehnten Umgebungen durchſchneiden, ſind aus einer rothen Erde gemacht, die aus der Nachbarſchaft des St. Thomasberges kommt. Dieſes Baumaterial braucht, um ſeinen Zweck zu erfüllen, nur mit Waſſer angefeuchtet und an der Sonne getrocknet zu werden. Sie ſind meiſt in gutem Zuſtande, von Hecken umgeben, und von hohen Bäumen beſchattet. Alle hundert Schritt öffnet ſich ein Thor oder eine Allee nach einem eleganten Landhaus, das zwar ſelten mehr als zwei Stockwerke hoch, aber ſehr weitläufig und mit Rückſicht auf jede Bequemlichkeit angelegt iſt, indem ſich Küchen, Stallungen ꝛc. in ſo beträchtlicher Entfernung davon befinden, daß der Reinheit der Luft dadurch kein Eintrag geſchieht. Dieſe Straßen bieten dem Fremden ein höchſt intereſſantes Schauſpiel dar: da rollen die vierrädrigen Kutſchen und die zweirädrigen einſpännigen Kaleſchen (gigs) britiſcher Reſidenten und reicher Indier im Schnelllauf vorüber; in langſamerem Tempo bewegen die inländiſchen Fuhrwerke, von Stieren gezogen, ſich einher; man begegnet zahlreichen Palankins mit Europäern, wie mit Eingebornen; und Hindus und Moslemen, Männer und Frauen, ihren Beſchäftigungen oder Vergnügungen nachgehend, wandern in aller Mannichfaltigkeit ihrer leichten und anmuthigen Trachten, die verſchiedenen Abzeichen ihrer Kaſten und Gewerbe an ſich, hin und zurück. Viele volkreiche Dörfer liegen in dem beſchriebenen Umkreis, mit einer Einwohnerzahl von nicht weniger als 300,000 Seelen.

Da wir im Monat September anlangten, ſo war die heißeſte Jahrszeit vorüber; erfriſchende Regenſchauer am Abend waren nicht ſelten; die Bäume prangten in dem üppigſten Laubwerk, die Gärten mit den herrlichſten Blumen, und die Erde hatte das Anſehen eines reichen Sammets. Wie den meiſten Perſonen, die Indien zum erſten Mal betreten, ſchien mir die Hitze keiner Beachtung werth; der helle, wolkenloſe Himmel und die reine freie Luft wirkten ſo erheiternd auf Sinn und Gemüth, daß man ſich dieſem Gefühl der Luſt leichter hingiebt, als es beſchreibt. Ich ließ mich daher, obgleich meine Verhaltungsbefehle von der Miſſionsgeſellſchaft nach Bangalur, einer Stadt in Meiſur (Mysore), lauteten, nicht ungern bewegen, einige Monate in Madras zuzubringen, die ich zur Vorbereitung auf meinen künftigen Beruf nützlich anwenden konnte. Ich wurde bei verſchiedenen achtbaren Familien, die ſich in hohem Grade für die Ausbreitung des Chriſtenthums intereſſirten, eingeführt und aufs Freundſchaftlichſte aufgenommen. Hier war es auch, wo ich zum erſten Mal dem Gottesdienſt einer indiſch-chriſtlichen Gemeinde beiwohnte. Der Aſſiſtent, ein Batavo-Indier, eröffnete den Akt durch Anſtimmung eines tamuliſchen Liedes und Ableſung von Dr. Rottlers Ueberſetzung der Liturgie und der Perikopen. Der Miſſionär, Hr. Cloſe, beſtieg nun die Kanzel und betete und predigte in engliſcher Sprache, nach jedem Satz machte er eine Pauſe, und der Aſſiſtent übertrug ſeine Worte ins Tamuliſche. Die Gemeinde hörte in geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und von Zeit zu Zeit fragte der Prediger, ob ſie den Inhalt ſeines Vortrags verſtünden, worauf laut geantwortet wurde. Während der Predigt ſaß die ganze Verſammlung — Männer, Weiber und Kinder — auf Matten auf dem Boden; während des Geſangs ſtand man, und während des Gebets kniete man, wobei der Leib vorgebeugt, faſt niedergeworfen war, und Hände und Geſicht die Erde berührten. Die Männer trugen hübſche Kleider von weißer Baumwolle, die Weiber rothe oder blaue Kleider von demſelben Stoff oder von Seide, welche in etwa 9 Yards langen Umwürfen von einem Stück beſtehen, worin die ganze Perſon ſittſam ſich verhüllt, und wovon ein Zipfel, über den Kopf gezogen, als Schleier dient. *) Nicht minder intereſſirte mich in unſerem Miſſionsgarten eine Schule für Einheimiſche, worin ich die Kinder beiderlei Geſchlechts mit dem eiſernen Griffel auf die Ola oder das Palmblatt ſchreiben ſah, und ihre tamuliſchen Lektionen herſagen hörte, mit einer Geläufigkeit, die ich nur beneiden konnte. In Madras war es auch, wo ich zuerſt das Haus eines Hindu betrat. Dieſe Häuſer ſind insgemein von Quadratform, vorn mit einer Thüre, aber ohne Fenſter, im Innern iſt ein viereckiger unbedeckter Hofraum, worin die Einwohner ihre häuslichen Verrichtungen beſorgen.

Das Moherum, ein mohammedaniſches Jahresfeſt, welches zehn Tage währt, fiel in dieſe Zeit. Alle Gaſſen und Straßen von Madras waren mit allerhand närriſchen Masken und Mummereien angefüllt. Eine Sippſchaft von Knaben und Männern hatte ſich mit Kreide angeſtrichen, und Einer von ihnen ſtellte einen Tiger mit einem ungeheuren Schweif vor, den ſein Führer an der Kette hielt; Andere, mit Oel und Ruß geſchwärzt, führten einen Tanz auf, wozu ſie mit kleinen Keulen, die ſie in der Hand ſchwangen, den Takt angaben; Andere erſchienen noch in einem groteskeren Aufzug, und die Hauptrolle ſpielte ein mit *Heubändern* oder Werg umwickelter Popanz. Die impoſanteſte Scene aber war die glänzende Beleuchtung eines großen Hauſes und Gartens an der Bergſtraße (Mount-road), das einem reichen Moslem und Verwandten des Nabob gehörte; ich wurde eingeladen, und begab mich Nachts zehn Uhr hin; man führte mich in den innern Hof, wo ich eine zahlreiche Verſammlung von Eingebornen traf, die aus Damen und Herren beſtand, und in Erwartung einer Rede, die in hinduſtaniſcher oder arabiſcher Sprache gehalten werden ſollte, ei-

*) Einige hindu'ſche Frauen tragen unter dem Gewand noch ein Ravikei oder Unterleibchen, das gewöhnlich von Seide iſt, und nur bis über die Bruſt geht; es hat kurze Aermel, welche die Hälfte des Ellbogens bedecken, und liegt feſt an. Manche ſchmücken ſich mit großen goldenen oder ſilbernen Arm- und Knöchelſpannen und mit Ringen und Juwelen an Naſe und Ohren, Fingern und Zehen; Füße und Kopf ſind bloß. Zum Männeranzug gehören der Turban und zwei Stück Tuch, wovon das eine, um die Hüften gewunden, eine Art weiter Hoſen bildet; das andere als Mantel anmuthig um die Schulter geworfen wird. Eingeborne im Dienſt der Europäer tragen dagegen anliegende Jacken von Muslin oder Caliko mit Aermeln bis an das Handgelenk. Dieſe Kleider ſind von einheimiſcher Manufaktur und nicht ſelten roth eingefaßt, auch wohl mit goldenen Franzen beſetzt. Zu einem Anzug für beiderlei Geſchlechter braucht man ein, wie geſagt, 9 Yards langes und 1½ Yards breites Stück Muslin, das, wenn es von der beſſern Sorte iſt, ſeine 5½ Pagodas (57 Schill.) koſtet; die ärmern Klaſſen mag es auf 10 Schill. oder der Yard auf 13½ Pence zu ſtehen kommen.

Digitized by Google

nige Erfriſchungen genoß. Eine Regung von religiöſem Gefühl bemerkte ich weder bei dieſer Gelegenheit noch ſonſt.

Um das Tamuliſche zu erlernen, nahm ich einen Munſchi oder Lehrer an. Tamuliſch wird im Süden Indiens mehr geſprochen als jede andre Mundart; die Eingebornen im Norden von Ceylan wie auf dem öſtlichen Theil des Feſtlandes vom Kap Camorin im Süden bis auf einige Entfernung nördlich von Madras — alſo viele Millionen — bedienen ſich dieſer Sprache. Sie iſt von jener indiſchen Sprachenfamilie, die, wenn ſie auch manche Worte aus dem Sanskrit empfing, das letztere nicht als ihre Quelle anerkennt; und während ſie mit den Malayalim-, Telugu- und Kannada-Dialekten eine unbeſtreitbare Verwandtſchaft hat, weicht ſie von denſelben nicht nur wieder in Buchſtaben und Lauten bedeutend ab, ſondern zeichnet ſich auch von ihnen durch ihre beſondere ausgebreitete ſowohl alte als neue Literatur aus. Als feingebildete Sprache verdient ſie in hohem Grad die Beachtung des Linguiſten, deſſen Mühe durch die Schätze, die in ihr ſich öffnen, reichlich ſich belohnt; dem Miſſionär in dieſen Provinzen Indiens iſt ſie ſchlechtweg unentbehrlich. Vor mehr als hundert Jahren haben Ziegenbalg und ſeine däniſchen Miſſionsgehülfen in Tranquebar das alte und neue Teſtament ins Tamuliſche überſetzt; eine zweite Ueberſetzung vor etlichen und vierzig Jahren verfaßten Fabricius und einige Andere; eine noch neuere hat gegenwärtig Rhenius in Palamcottah unter der Aufſicht der Bibelüberſetzungsgeſellſchaft in Madras in Arbeit, und ſo Viel ich aus Proben erſah, dürfte ſie in Bezug auf deutlichen und geſchmackvollen Ausdruck von keiner andern Bibelüberſetzung übertroffen werden. In London verſchaffte ich mir nicht ohne viele Noth ein Exemplar von Ziegenbalgs lateiniſch-tamuliſcher Grammatik, und nicht lange ſo hatte ich mich mit den Charakteren, Deklinationen und Konjugationen ſo wie den in dem beigegebenen Wörterbuch enthaltenen Redensarten bekannt gemacht; allein als ich meine Studien in Madras wieder begann, fand ich meine Ausſprache gänzlich verfehlt; denn über manche Laute des Tamuliſchen wird man durch Buchſtaben unſrer Sprache oder auch durch die ſorgfältigſte Beſchreibung durchaus nicht klug. Unter meinem einheimiſchen Lehrer, der mich jeden Morgen um 6 Uhr regelmäßig beſuchte, verbeſſerte ich meine Irrthümer in kurzer Zeit.

Vermiſchte Nachrichten.

Die cingaleſiſchen Aſtronomen *) zweifelten, daß die Europäer im Stande wären, Eklipſen genau zu berechnen, wenn ſie nicht gelehrte Hindu's durch geheime Geſchenke bewogen hätten, ihnen ihre Kenntniſſe mitzutheilen. Zum Glücke gab die Mondsfinſterniß vom 20 März 1820 den Europäern Gelegenheit, vor den Cingaleſen ihre Ehre zu retten. Wisnawadam, ein alter Bramine aus Batticotta, κατ' ἐξοχὴν der gelehrte Bramine genannt, und wirklich ein Mann, der Mehr als irgend einer ſeiner Landsleute in dieſer Gegend von der Aſtronomie verſtand, hatte einen cingaleſiſchen Kalender herausgegeben. Die amerikaniſchen Miſſionäre in Dſchafna, welche dieſen Kalender unterſuchten, fanden, daß die Rechnung des Braminen drei Irrthümer enthielt, welche ſelbſt bei einer oberflächlichern Anſicht auffallen mußten. Nach Wisnawadam ſollte die Mondsfinſterniß 15 Minuten ſpäter anfangen, 24 Minuten länger dauern und die Scheibe um drei Zoll mehr bedecken, als die wahre Rechnung auswies. Als die Zeit der Eklipſe herankam, ſagte man dem Verfaſſer des Kalenders, ſeine Rechnung ſey falſch; er ſah ſie deßhalb noch ein Mal durch, erhielt aber das nämliche Reſultat. Er wiederholte die Probe und zog zwei ſachkundige Landsleute bei; Alle beſtätigten die Richtigkeit der in dem Kalender angegebenen Ziffern. Voll Zuverſicht zählten ſie darauf, daß in letzter Inſtanz die Erfahrung für ſie ſprechen würde, und erwarteten ſo einen vollkommenen Triumph über die Fremden. Die Sache wurde ruchbar und zog die Aufmerkſamkeit mehrerer Perſonen auf ſich, welche ſich für Aufrechthaltung des Heidenthums intereſſirten. Einem Pandaram, der für einen der Unterrichtetſten ſeines Sprengels galt, lag beſonders Alles daran, daß in Betreff der Streitfrage kein Zweifel übrig bliebe. Er kam mehrere Male zu dem Vorſteher des Seminars, um ſich über die drei Punkte, um welche das Ganze ſich drehte, alle Aufſchlüſſe zu erbitten, die ihn in Stand ſetzten, beider Rechnungen zu würdigen, namentlich ließ er ſich die Methode erklären, nach welcher die Europäer bei Zeitbeſtimmungen verfahren. Da man in Indien insgemein an einen Zuſammenhang zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft glaubt, ſo handelte ſich's hier zugleich um einen Beweis der Wahrheit hindu'ſcher oder chriſtlicher Lehre überhaupt. Am Abende der Mondesverfinſterung, welche 9 Minuten nach Sonnenuntergang anfing, verſammelte ſich eine zahlreiche Menge in und um das Seminar, um das Reſultat abzuwarten, und bald konnten ſie ſich mit ihren Augen überzeugen, daß die Miſſionäre in allen drei Punkten Recht hatten. Während der Erſcheinung wurde in der Kapelle eine Abhandlung über Eklipſen vorgeleſen; dabei waren alle Lampen, mit Ausnahme einer einzigen, die, an einem Planetarium befeſtigt, die Sonne vorſtellte, ausgelöſcht, und man ſah den künſtlichen Mond durch den Schatten der Erde theilweiſe verdunkele. Dieſe Verſinnlichung ſtimmte mit Dem, was man über die Stellung der Himmelskörper zu einander am Anfange der Eklipſe wußte, ſo gut überein, daß die Anweſenden faſt ohne Ausnahme die Richtigkeit der ihnen vorgetragenen Theorie zuzugeſtehen ſich geneigt zeigten, und ihnen ſomit die beiden Schlangen Rahon und Kiton, welche von Zeit zu Zeit Mond und Sonne anfallen, und dadurch Verfinſterungen verurſachen, in die zwei Schatten des Mondes und der Erde ſich verwandelten. Von allen Bemühungen des Seminars hat keine ſo viel Eindruck gemacht, als dieſer aſtronomiſche Sieg. Der Pandaram hörte mit vieler Aufmerkſamkeit der Vorleſung zu und machte mehrere ſcharfſinnige Fragen; er benimmt ſich ſeitdem offener und zuvorkommender gegen die Miſſionäre, und da ihn deßhalb einige ſeiner bigotten Landsleute mit Vorwürfen behelligen, ſo ſucht er nun darzuthun, daß ein aſtronomiſches Syſtem und die Religion in keiner Verbindung mit einander ſtehen, und daß das erſtere umgeſtürzt werden könne, während die letztere unangetaſtet bleibe.

Mit dem General Zucchi wurden auf dem Schiffe Iſolla noch vier und neunzig italieniſche Patrioten gefangen genommen, unter denen ſich die Generale Paolo Olini und Roſſi, der Obriſt Pietro Maraneſi und der Graf Carlo Pepoli befanden. — Der General Sercognani hat in franzöſiſchen Blättern ein Schreiben bekannt machen laſſen, worin er den Angaben einiger deutſchen Zeitungen widerſpricht, welche meldeten, General Zucchi habe nach dem Gefechte bei Rimini auf den Rath, die feſte Stellung von Cattolica einzunehmen, geantwortet: „Für Feige giebt es keine feſte Stellung“ — „Es iſt leicht,“ ſagt der General Sercognani in erwähntem Schreiben, „nach einer erlittenen Niederlage die genommenen Maßregeln zu tadeln; aber was man auch gegen die Leichtgläubigkeit der Italiener der Romagna ſagen möge, mit der ſie ſich auf eine eben ſo ehrenvolle als kräftige Politik verließen; was man auch gegen ihre Mäßigung ſagen möge, mit der ſie in Intereſſen, die nicht ſo durchaus die ihrigen waren, in den erſten Tagen ihres Aufſtandes zu Werke giengen — wenigſtens muß man der Tapferkeit der wenigen Patrioten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die man bewaffnen konnte; am Allerwenigſten aber darf man einen Tadel gegen ſie in den Mund des Generals Zucchi legen, der beſſer als irgend Jemand den Eifer, den Patriotismus und den Muth ſeiner Freiwilligen zu würdigen wußte. Das Gefecht bei Rimini fand am 25 März Statt, und wenn nach dieſem für die Patrioten ſo ehrenvollen Treffen General Zucchi nicht die Stellung von Cattolica einnahm, um ein zweites Mal das Waffenglück zu verſuchen, ſo geſchah Dieß ſicherlich nicht, wie in Zeitungen gemeldet wurde, weil er Mißtrauen in den Muth ſeiner Truppen ſetzte, ſondern weil er den Tag nach dem bei Rimini errungenen Vortheile die unerwartete Kapitulation erfuhr, die von dem General Armandi und der pro-

*) Aſiatic Journal, April.

Digitized by Google

viſoriſchen Regierung abgeſchloſſen worden war. Das Betragen der Freiwilligen bei Rimini mußte dem General Zucchi beweiſen, Was ſie zu leiſten fähig waren, wenn ſie einen tüchtigen Anführer hatten, und was dieß betrifft, ſo ſind die Generale Grabinsky und Olini und ich ſelbſt in der franzöſiſchen Armee bekannt genug, da wir in ihren Reihen alle Feldzüge von 1797 bis 1814 mitmachten, alle Rangſtufen durchliefen und Ehrenzeichen, namentlich das der Ehrenlegion, auf dem Schlachtfelde erhielten. Ohne Zweifel wird man uns nicht beſchuldigen, daß wir ſelbſt unſere Soldaten hintergangen haben. Die zwei Generale Armandi, die die Kapitulation von Ancona unterzeichneten, und de Buſi, der ſie als Kommandant dieſer Stadt und der drei Werke mit unterſchrieb, werden ihr Benehmen in dieſer Sache ohne Zweifel gleichfalls rechtfertigen können."

*

Das Journal von St. Petersburg vom 24 März enthält folgenden Auszug eines Briefes, der von einem Mitgliede der ruſſiſchen Miſſion in China geſchrieben und von Pekin am 14 Dezember 1830 datirt iſt: „Eine angenehme Begegnung ward uns zu Tſinche, einer Vorſtadt der chineſiſchen Hauptſtadt, wo wir am 30 November eintrafen. Es erwarteten uns nämlich unſere Landsleute, und darunter der Arzt und Beiſitzer des Medizinalkollegiums Woitſechowski, der ſich in Pekin allgemeines Zutrauen zu erwerben gewußt hat; im Hofe der Miſſionswohnung iſt ihm ſogar aus Dankbarkeit für die Heilung einer wichtigen Perſon ein Denkmal errichtet worden. Außer ihm trafen wir alle Mitglieder der geiſtlichen Miſſion, die uns bis an den ruſſiſchen Gottesacker begleiteten, der zunächſt vor dem Thore von Pekin liegt. Hier empfing der ehrwürdige Vater Benjamin ſeine neue Heerde, und die Miſſion ſetzte ſich in Bewegung, die Geiſtlichen in Wagen, die Laien zu Pferde; zehn Koſaken mit ihrem Offiziere, in großer Galla, eröffneten den Zug. Eine unermeßliche Menge von Zuſchauern begleitete uns bis an die Wohnung der ruſſiſchen Miſſion. Dieſes Gebäude zeichnet ſich durch ſeine herrliche und einfache Architektur aus. Der ehrwürdige Archimandrit Peter ſammt allen Mitgliedern der alten Miſſion empfing uns an der Pforte des Hauſes, worauf wir uns in die Kirche begaben, um dem Allerhöchſten für unſere glückliche Ankunft zu danken. Auf unſerer ganzen Reiſe hatten wir uns von Seite der chineſiſchen Behörden der wohlwollendſten Behandlung zu erfreuen. Der ruſſiſche Name ſteht bis in die entfernteſten Provinzen des chineſiſchen Reiches in großer Achtung."

*

Die franzöſiſche Regierung hat beſchloſſen, daß alle Münzen, die zu geſchichtlichen Erinnerungen in Frankreich ſeit dem Jahre 1796 bis zum Sturze des Kaiſerreiches geſchlagen wurden, wieder ausgeprägt werden ſollen. Nach chronologiſcher Ordnung werden es folgende ſeyn: 1796 die Schlacht von Montenotte; deßgleichen von Mileſimo; deßgleichen von Kaſtiglione — 1797 Uebergabe von Mantua; Uebergang über den Tagliamento; Vertrag von Campo Formio — 1798 Eroberung von Unter-Egypten; von Ober-Egypten; das eroberte Egypten — 1799 Ankunft zu Frejus; Uebergang über den großen Bernard; Schlacht von Marengo; Tod des Generals Deſſaix; die Departementalſäule; die Nationalſäule; der Quai Deſſaix; Huldigung gegen Turenne's Andenken; Mordverſuch am 3 Nivoſe — 1801 zwei Münzen: der Friede von Lüneville — 1802 Friede von Amiens; eine andere für daſſelbe Ereigniß; Wiederherſtellung des Kultus; Organiſation des öffentlichen Unterrichtes; Wiederherſtellung der alten italieniſchen Republik — 1803 Unterhandlungen mit England; die Eroberung von Hannover; die mediceiſche Venus; die Schale der Pharmazie; die Fortuna Conſervatrix; die Wiederherſtellung der Säule der Jeanne d'Arc; Brücke über die Durance — 1804 das Muſeum Napoleon; der Apollo-Saal; der Laocoonsſaal; die Ehrenlegion; die Bergbauſchule des Montblanc; das Lager von Boulogne; die Erbauung von zweitauſend Barken; der Code Napoleon; die Krönung, zwei Münzen; die Salbung; Feſtmahl der Stadt Paris; Krönungsfeierlichkeiten; Vertheilung der Adler; die wiederhergeſtellte Medaillenmünze; die Zentral-Societät der Vaccine — 1805 Beſuch Pabſts Pius VII; Krönung zu Mailand; das Grab Deſſaix's; drei Münzen: die Vereinigung Liguriens mit Frankreich; die Schule der Medizin; die Aufhebung des Lagers von Boulogne; Anrede auf der Brücke über den Lech; Uebergabe von Ulm und Memmingen; Einnahme von Wien und Preßburg; die wiedergenommenen Fahnen zu Insbruck; Schlacht von Auſterlitz; die drei Kaiſer; Zuſammenkunft der zwei Kaiſer; die von Paris nach Schönbrunn abgeordneten Mairs; der Friede von Preßburg; die Kathedrale von Wien; die Rhonbrücke; Eroberung von Venedig — 1806 Eroberung von Iſtrien; deßgleichen von Dalmatien; deßgleichen von Neapel; die verliehenen Königstitel; Vermählung des Prinzen von Baden; die Säule der großen Armee; der Triumphbogen; Beſuch des Prinzen von Baden; der Rheinbund; Schlacht von Jena; noch eine Münze über denſelben Gegenſtand; Einzug in Berlin; Kapitulation der vier Feſtungen Preußens; Bündniß mit Sachſen; Beſetzung von Hamburg; der Connetable Louis Bonaparte, ſeine Armeen; die franzöſiſchen Adler über der Weichſel; Schlacht bei Eilau; Aufenthalt zu Oſterode; Uebergabe von Danzig — 1807 Schlacht von Friedland; der Sieg des 14 Juni; die Einnahme der drei Hauptſtädte; Eroberung von Schleſien; Friede von Tilſit; das Großherzogthum Warſchau; das Königreich Weſtphalen; Vereinigung Hetruriens mit dem Kaiſerreiche; der Simplon; die Straße von Nizza nach Rom; der gekrönte Adler; Beſuch des Königs von Weſtphalen; Vermählung des Königs von Weſtphalen — 1808 Einzug in Madrid; Napoleon beſucht die Stadt Toulouſe — 1809 Bruch des preßburger Friedens; Abreiſe von Paris und Einzug in Wien; Schlacht von Eßlingen und Uebergang über die Donau; Einnahme von Raab; der Angriff von Antwerpen und Aufenthalt zu Schönbrunn; Vereinigung des römiſchen Staates mit dem Kaiſerreiche; Rom, die zweite Hauptſtadt; Eroberung von Illyrien, Schlacht von Wagram; Friede von Wien; Beſuch des Königs von Sachſen in der Münzſtätte — 1810 Beſuch des Königs und der Königin von Bayern; Heirath des Kaiſers, Amor, der den Blitz entwendet; Beſuch des Großherzogs von Würzburg; Statue Deſſaix's; der Kanal von Ourcq; die Waiſenkinder der Ehrenlegion; Leichenbegängniß des Herzogs von Montebello; zehnjährige Preiſe — 1811 Geburt des Königs von Rom; Taufe deſſelben; der König von Rom — 1812 Einnahme von Wilna; Schlacht an der Moskowa; Einzug in Moskau; die franzöſiſchen Adler über dem Boryſthenes; die franzöſiſchen Adler über der Wolga; Rückzug der Armee; Stiftung der Schule der ſchönen Künſte — 1813: das Denkmal des Mont Cenis; Schlacht von Lützen; Schlacht von Wurzen — 1814 der erſte Februar — 1815 Rückkehr des Kaiſers; das 106te Regiment an Napoleon; die Kaiſerin Marie Louiſe, zwei Reversbilder; die Prinzeſſin Eliſe, deßgleichen; die Prinzeſſin Pauline, deßgleichen; die Königin von Neapel, deßgleichen; die Königin Hortenſia, deßgleichen; die Minerva des Inſtituts; die Treue.

*

Lord Walſingam und der Admiral Sir Joſeph York — beide gewichtige Männer der engliſchen Ariſtokratie — fanden vor Kurzem einen kläglichen Tod; der erſtere verbrannte in ſeinem Palaſte, der letztere ertrank bei einer Spazierfahrt auf dem Meere. Man erinnert ſich in London, von beiden in ihren öffentlichen Reden über wichtige Staatsangelegenheiten Worte gehört zu haben, die in einem abergläubiſchern Zeitalter als ominöſe Vorbedeutungen aufgezeichnet worden ſeyn würden. Bei der katholiſchen Frage erklärte nämlich der Admiral York von ſeinem Sitze im Unterhauſe aus: er ſtimme ganz der Anſicht eines alten Seemannes von ſeiner Bekanntſchaft bei, welcher zu ſagen pflege, aus Irland komme nichts Gutes als bis man es vier und zwanzig Stunden unter dem Waſſer habe ausſchwemmen laſſen. Gleich übermüthig ſprach ſich Lord Walſingam im Oberhauſe auf der Seite der Oppoſition über die von Lord Ruſſel vorgeſchlagene Parlamentsreform aus. Nichts wünſche er ſo ſehr, ſagte er wenige Tage vor ſeinem unglücklichen Ende, als daß er noch vor ſeinem Tode die Reformbill verbrannt ſehen möchte. Man ſagt, unter den Papieren, mit denen ſich der Lord in der Nacht des entſtandenen Brandes beſchäftigt habe, ſey eben die verhaßte Bill geweſen.

*

Die arteſiſchen Brunnen haben in der jüngſten Zeit in Rußland die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; ſchon ſeit langher ſind ſie in den ruſſiſchen Salinen in Anwendung und wurden mit Erfolge zu Stara-a Ruſſo eingeführt. Um indeß ihre Einführung in Rußland zu erleichtern, hat das Finanzminiſterium mit dem Hauſe Flachat in Paris, das ſich mit dergleichen Unternehmungen beſchäftigt, einen Vertrag geſchloſſen, durch den daſſelbe ſich verbindlich macht, einen Ingenieur mit den nöthigen Maſchinen nach Odeſſa zu ſenden, um in den mittäglichen Provinzen des Kaiſerthums die arteſiſchen Brunnen einzuführen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 159. 8 Junius 1831.

Polniſche Nationallieder.

Der 29 November 1830.

(Im Versmaß des Originals.)

Kraftlos und ohne Leben unter ſtarken Ketten
Hinſchmachteten wir vergeſſen, ſeit der rieſige Czar
Einſperrt im kalten Kerker unſern alten Aar.
Wer mochte vor Froſt ſich im Herzen, vor Verfinſtrung retten?

Die Weichſel, freie Bewohner ſonſt gewohnt, und ſtärker
Durch ſolche, lieh den Rücken trägen fremden Laſten;
Sie ſah im Beſitz der Feinde, der ihr gar verhaßten,
Der Jagellonen Schlöſſer, neue Feſtungswerker.

Der ſchöne weiße Adler, ſonſt gewohnt zu fliegen,
Wie mußt' er unter des Zweikopfs ſchwarzer Bruſt ſich ducken!
Sogar der Name Polen durfte nicht mehr mucken,
Und Wer da ſagte: Freiheit! erröthet' ob der Lügen.

Schon ſind's ja fünfzehn Jahre, daß die goldgeſtickte
Schaar von Deſpotenknechten uns die Kehle ſchnürt,
Und Was wir thun und denken, ja beten, ausſpionirt;
Sie tödteten uns die Hoffnung, alle Kraft erſtickte.

Der Strom des Polenfeuers drohte gar zu verſiegen,
Doch blieb ſein Funken im Herzen unſrer Jugend behütet;
Der hat den jungen Adler kräftig ausgebrütet,
Und unſre Fähnrichsſchule lehrte den Zögling fliegen.

Aufſchwang ſich der neue Phönix, ſtark im Flügelſchlage,
Sahn wir ihn unſern Tyrannen ſchnell vom Thron vertreiben,
Wie wir den Aar erblickten, halfen wir Feinde treiben,
Sparten das Polenblut nicht, ſind noch vom altem Schlage.

Als er den Aar erblickte, der ſich hob zum Streite,
Wie er das Neſt zurückließ, das ihm Liebe gebettet,
Jauchzte der Freund Kosciuszko's, daß ſein Volk gerettet,
Und Napoleons Schüler zog ſein Schwert aus der Scheide.

Nachfolgt den edeln Führern, laßt uns den Zweikopf würgen,
Wer an das alte Polen noch mit Wonne denkt!
Hoffnung und Sieg und Stammgut ſind uns neu geſchenkt:
Niemcewitſch und Chlopizki ſind ja gute Bürgen.

Bicètre.

Bicètre iſt ein weitläufiges Gebäude, das eigentlich aus mehreren Paläſten beſteht, deren Hauptgebäude noch jetzt das Schloß heißt und das Luſtſchloß eines engliſchen Biſchofs geweſen ſeyn ſoll. Später wurde es in ein Hoſpital für Arme verwandelt, dann als Gefängniß und erſt unter Ludwig XVI als Narrenhaus benützt. Heut zu Tage dient es zu gleicher Zeit als Verſorgungshaus für Arme und Unheilbare, als Spital für Wahnſinnige und als Staatsgefängniß. Als Spital iſt dieſes Gebäude ſehr vortheilhaft gelegen: es liegt auf der Hälfte der Höhe von Villejuif und beherrſcht das Dorf Gentilly und das ſchöne Thal der Glacière, während auf der andern Seite der unermeßliche Anblick der Stadt Paris ſich vor ihm aufthut, namentlich die Quartiere des Obſervatoriums und Pantheons, des Jardin des Plantes und die Höhen von Menil-Montant, ſo daß es von allen Seiten freien Luftzug genießt, die Mittagsſeite ausgenommen, wo es von dem darüber aufſteigenden Kamm des Hügels gedeckt wird. Das Innere des Gebäudes bietet nichts Merkwürdiges dar, als eine Kolonnade aus der neuern Zeit und einen tiefen Brunnen, der im Jahre 1735 gegraben wurde und faſt eben ſo berühmt iſt als die Küche der Invaliden. Er hat 166 Fuß in der Tiefe und über 15 im Durchmeſſer. Zwei ungeheure Eimer, ſo groß wie Fäſſer, ſenken ſich bis zum Niveau der Seine hinab, um das Waſſer zu ſchöpfen; ſie werden durch ein Rad in Bewegung geſetzt, das von vierundzwanzig Epileptiſchen getrieben wird, deren Zahl man nach Erforderniß des Dienſtes vermehren oder vermindern kann. Wenn dieſe Eimer über dem Rand des Brunnens angelangt ſind, leeren ſie ſich durch eine eigene Vorrichtung von ſelbſt in ein Waſſerbehältniß von behauenen Steinen aus, von ſechzig Fuß und noch darüber im Umfange, aus welchem 72 Röhren das Waſſer in die Küche, in das Waſchhaus, in die Badſtuben, in die Krankenſäle und Gärten leiten.

Die Leinwandvorräthe dieſer Anſtalt ſind ungeheuer und wohl nirgends in der Welt in ſo reicher Ueberfülle zu finden. Die

Digitized by Google

Schränke zu ihrer Aufbewahrung ſind von ſtarkem Eichenholz und bilden lange Gänge von Behältern, die mit zahlloſen Stößen von Leinenzeug vollgeſchichtet ſind. Man findet daſelbſt ſtets im Durchſchnitte für 302,487 Franken Wäſche, zu deren Reinigung ein ungeheures Trockenhaus und ein Waſchgebäude beſteht, deſſen zahlreiche und große Kufen ihm das Anſehn einer Brauerei geben. Aus der Maſſe von Leinwand kann man auf die Bevölkerung des Bicêtre ſchließen, die aus nicht weniger als 3127 Köpfen beſteht, nämlich: Vorgeſetzte der verſchiedenen Abtheilungen 127, für den untern Dienſt 61, Arme 2063, Narren und Blödſinnige 529, Epileptiſche 156, Kranke unter ärztlicher und wundärztlicher Behandlung 191. Dieſe ganze Einwohnerſchaft beſteht bloß aus Männern, einige Individuen des Dienſtperſonales ausgenommen. Die Angeſtellten höhern Ranges und die Gefangenen, ſo wie Diejenigen, die von ihren eigenen Mitteln unterhalten werden, ſind unter dieſer Zahl nicht begriffen.

Die Ausgaben dieſer Anſtalt ſind, wie ſich denken läßt, in demſelben großen Maßſtabe. Nach der letzten Rechnung der Verwaltung, der dieſe Angaben entnommen ſind, belief ſich der Aufwand im Jahre 1828 auf 871,331 Franken 94 Centimen — nämlich für Bauten und Ausbeſſerungen, 43,173 Fr. 90 C., Beſoldungen 59,819 Fr. 66 C., Brod 188,962 Fr. 60 C., Wein 63,861 Fr. 47 C., Fleiſch 146,570 Fr. 94 C., verſchiedene Eßwaaren 112,065 Fr., Brennmaterial 39,692 Fr., Kleidung und Bettzeug 82,555 Fr. 26 C., Arzneimittel 9609 Fr. 60 C., u. ſ. w.

Es beſtehen in dieſem Hoſpitale fünf Abtheilungen: die mit Krebsſchäden Behafteten, das Krankenhaus, die Armen, die Unheilbaren, die Narren und Epileptiſchen. Die erſtere beſteht aus jenen Unglücklichen, die mit einem unheilbaren Uebel behaftet hier untergebracht werden, um ihren Tod zu erwarten. Die Armenabtheilung bilden Greiſe, die über ſiebenzig Jahre alt ſind und nicht mehr für ihren Unterhalt ſorgen können. Als Unheilbare werden auch betrachtet die Paralytiſchen, die Kindiſchgewordenen und Blödſinnigen, Siechen jeder Art. Die unreinlichſten derſelben liegen in hölzernen Käſten von der Form einer Bettſtätte, in die jeden Morgen ein Bund friſches Stroh, mit einem weißen Leintuch überbreitet, gelegt wird, das ſie dann den Tag über wieder beſudeln.

Das Krankenhaus hat die Beſtimmung, Diejenigen der drei Abtheilungen aufzunehmen, die von ſchweren Krankheiten befallen werden. Als Oberaufſeherin deſſelben befindet ſich hier eine Madame Ringli, eine von jenen Franzöſinnen, die einſt am Hofe von Neapel angeſtellt waren; wie oft mag ſie ſich nach dem Veſuv und den Marmorpaläſten zurückträumen! —

Die mit Krebsſchäden Behafteten ſind im Durchſchnitt die Jüngſten der Bevölkerung des Bicêtre. Man ſieht unter ihnen Leute, die noch nicht das dreißigſte Jahr zurückgelegt haben und ſchon mit dem grauenvollen Siegel des Todes bezeichnet ſind. In den beiden andern Abtheilungen befindet ſich, einige Paralytiſche abgerechnet, Keiner unter ſiebzig Jahren. Kaum in den Hof dieſes Seitengebäudes eingetreten, nimmt man ſchon den eigenthümlichen und unbeſchreiblichen Geruch des Alters wahr, der an den Mauern wie an den Individuen haftet. Man durchwandert die Säle und ſieht hier das traurige Bild des hingewelkten Lebens in ſeiner ganzen unerfreulichen Winternacktheit; Greiſe, die über ihre hohen Jahre erröthen und in Harniſch gerathen, wenn man ſie „Alterchen" — wenn auch aus Ehrerbietung — anreden würde, den ganzen Tag über vor ſich hin plaudernd; brummige Murrköpfe und zankſüchtige Egoiſten, bereit bei dem geringſten Wort zu Thätlichkeiten zu ſchreiten und ihre weißen Haare mit Blut zu färben, wenn man ihren Jähzorn nicht in Zaum hielte, voll Geiz und Habgier, erpicht Alles bei Seite zu ſchaffen und aufzuheben, als hätten ſie noch hundert Jahre zu leben. Und Gott weiß, wozu ſie überhaupt noch auf der Welt ſind! Viele löſchen bei der geringſten Aufregung aus, wie ein hinſterbendes Licht, das in die Zugluft kommt; ein Paar Grade Kälte mehr als gewöhnlich reichen hin, den ſchwachen Funken Lebenswärme vollends zu erſticken: wie denn zu Lyon im Winter des Jahrs 1829 von vierhundert alten Männern in der Charité dreihundert ums Leben kamen. Andere werden wegen einer ſcheinbar leichten Unpäßlichkeit ins Krankenhaus gebracht, ſie ſind niedergeſchlagen, ſchweigſam, klagen höchſtens über Unbehaglichkeit, und am andern Morgen ſchon iſt ihr Bett leer; ſie liegen auf dem Anatomietiſche, wo man an ihren edlen Eingeweiden oft nicht das geringſte Leiden entdecken kann. Und doch lebt das Alles und freut ſich ſeines Lebens und lächelt dem blauen Maihimmel entgegen und dem erſten zarten Grün; und wenn ſie um die Mittagsſtunde an der Sonne ſitzen, ſo könnte man bei dem Geſchwätz ihrer rührigen Zungen eine Legion Grillen zu hören glauben.

Das Leinenzeug wird in der Woche zwei Mal gewechſelt, und am gleichen Tage kommt der Barbier zur Bartſchur, die dann auf Koſten der Anſtalt verrichtet wird. Wer ſich öfter dem Meſſer unterwerfen will, muß dieſen Luxus aus eigenem Beutel beſtreiten. Alle empfangen Tag für Tag ſechzig Dekagrammen (ungefähr fünf Viertel Pfund) herrliches weißes Brod und zwölf Centilitres Wein, wenn ſie unter ſiebenzig Jahren ſind, vierundzwanzig Centilitres, wenn ſie ſiebzig bis achtzig, ſechsunddreißig, wenn ſie achtzig bis fünfundachtzig, fünfzig, wenn ſie fünfundachtzig bis neunzig Jahre zählen, weiter hinauf dann aber ein ganzes Litre (ungefähr 1¹/₂₀ pariſer Pinte). Man hat bei dieſer Vertheilung das alte Sprüchwort im Auge behalten, daß der Wein die Milch der Greiſe iſt, und nicht mit Unrecht.

Eine Anzahl dieſer Greiſe beſchäftigt ſich mit Arbeiten für die Fabrikanten in Paris in langen verſchloſſenen Korridors, wo einem jeden ein Raum von drei Fuß in's Gevierte zugetheilt iſt, um ſeine Handwerksbude aufzuſchlagen. Dieſe ſind in zwei Reihen zu beiden Seiten längs der Mauer angebracht und laſſen in der Mitte einen Durchgang frei, den man übrigens ſelten von Neugierigen, und noch ſeltener von Käufern angefüllt ſieht. Die Einen raſpeln Horn für die Meſſerſchmide, Andere verfertigen Kämme; es giebt unter ihnen Schloſſer, Schuhmacher, Tappenſtricker; einige machen Kinderſpielzeug und andere Kleinigkeiten. Es herrſcht hier eine ungeheure Thätigkeit; alle dieſe alten Muskeln arbeiten, alle dieſe zitternden Hände rühren ſich — um mit aller Anſtrengung des Tages höchſtens zwanzig Sous zu verdienen! Ein Drittheil davon gehört ihnen, und davon beſtreiten ſie die außergewöhnliche Bartſchur oder ſchaffen ſich ein Paar Teller, eine Taſſe, einen Spiegel, ein Schnäpschen und vor Allem Tabak an. Diejenigen von ihnen, welche ausgehen können, erhalten häufig die Erlaubniß

Digitized by Google

dazu und benützen ſie, nach Paris hinabzuwandern. Einige treiben auf dieſe Art das Geſchäft von Kommiſſionären zwiſchen der Stadt und Bicètre oder Villejuif, wäre es auch nur für das Dienſtperſonal des Hauſes. Andere machen die Mäkler und führen den kleinen Verkehr der Anſtalt mit der Außenwelt. Auch der Handel mit politiſcher Waare ſchlägt in ihr Fach; ſie kaufen in Paris Vorräthe von jenen Flugblättern zu einem Sous, die man in der Druckerſprache „Enten“ (canards) zu nennen pflegt; und man erſtaunt nicht wenig, in den Höfen zitternde Fiſtelſtimmen ausſchreien zu hören: „Den Auszug des Moniteur! Den großen Sieg der Polen!“

Außer dieſen Handwerkern und Colporteurs findet man in Bicètre auch eine Anzahl nicht zur eigentlichen Einwohnerſchaft gehörige Fremden, denen die Spitalverwaltung Buden vermiethet, unter der Bedingung, ſich in Betreff der Stunden des Ein- und Ausganges an die Hausordnung zu halten. So giebt es hier Spezereihändler, Weinverkäufer, ein Poſtbureau, Schloſſer, Zimmerleute, Schreiner, Maurer u. ſ. w., ſo daß Bicètre eine kleine Stadt vorſtellt, in der man alle Zünfte trifft, und die, ein Mal mit den nöthigen Vorräthen verſehn, ſich ſelbſt erhält.

Die fünfte Abtheilung wird von den Epileptiſchen und Narren gebildet, und macht zwar nur den ſechsten Theil des Bicètre aus, iſt aber für den Beobachter am Merkwürdigſten. Der Theil dieſes Gebäudes iſt von den übrigen völlig abgeſondert, hat ſeinen eigenen Eingang und Pförtner und wird dem Fremden nur ſelten geöffnet. Es beſteht zum Theil aus einer ſehr geſchmackvollen modernen Bauart, beſonders zeichnet ſich hierin der Flügel aus, wo die Geiſteskranken oder Geneſenden unter ärztlicher Behandlung leben. Man erblickt hier ungeheure Höfe, um die herum ein Säulengang von doriſcher Ordnung läuft. Unter jedem dieſer Periſtyle iſt Raum genug zum Spaziergang bei ſchlechtem Wetter; im Hintergrunde befindet ſich eine Reihe von Wohnzimmern oder Zellen, die ihren Ausgang auf einen Gang haben. Der Hof iſt auf der einen Seite von einer hohen Mauer, auf der andern mit einem Gitter verſchloſſen.

Jede Zelle hat ungefähr zehn Fuß in der Länge, und ſieben Fuß in der Breite; ein Fenſter öffnet ſich auf den Säulengang, das andere auf den Korridor; ſie ſind mit Gittern verwahrt, die Feſtigkeit mit Eleganz vereinigen; außerdem verſchließt dieſe Oeffnung auch noch ein hölzerner Fenſterladen, den man jeden Abend ſchließt, und deſſen Riegel von Außen angebracht ſind; das Innere hat einen getäfelten und gewichsten Fußboden, der wie der Korridor den Winter über durch Wärmeröhren geheizt wird. In jeder Zelle iſt ein eiſernes Bettgeſtelle mit einem Strohſack und zwei Matrazen. Für Geiſteskranke jedoch, die allzu wenig den Gebrauch ihrer Sinne haben, um ſich der Reinlichkeit des gewöhnlichen Lebens zu befleißen, iſt ſtatt des Bettes ein bloßer Bund Stroh ohne Unter- oder Oberdecke beſtimmt, den man je nachdem es nothwendig iſt, mit einem friſchen vertauſcht, und den man ſehr regelmäßig als ein Viereck ausgebreitet ſieht. Man findet die Unglücklichen gewöhnlich darin wie einen Hund in einem Strohneſt begraben, ſo daß Nichts als die Schnauze hervorſieht. Jedes Individuum hat einen hölzernen Napf, einen zinnernen Löffel, überhaupt Nichts, mit deſſen Scherben es ſich verletzen könnte; auch läßt man ihm dieß Geräthe nur während der Mahlzeit.

(Schluß folgt.)

Antwerpen.

Wer vor nicht ganz einem Jahre noch Antwerpen ſo ſchön, ſo blühend, ſo belebt geſehen hat, wird dieſe Stadt unter dem Bilde, das ſie ihm heutigen Tages darbietet, nicht wieder erkennen.

Antwerpen war nicht bloß das Hauptmagazin Belgiens und Hollands, ſondern die verkehrreichſte Seeſtadt vielleicht der ganzen Welt. Liverpool, Amſterdam, Rotterdam, Hamburg beneideten ſeinen Reichthum. Nie ſah man dieſe prächtigen Baſſins leer, die von Napoleons Genie geſchaffen nach ſeinem Plane in ihrem Innern noch mehr erweitert werden ſollten, um auf ihren Werften Flotten zu erbauen und in dem unermeßlichen Becken aufzuſtellen, die durch die Mündung der Schelde auslaufend Englands Seemacht zerſtören konnten. Nachmals baute man zwar ſtatt der Kriegsſchiffe nur Handelsfahrzeuge, die aber als die bequemſten, dauerhafteſten und ſchnellſten Segler der Welt bekannt waren. Schiffe von jeder Größe liefen hier mit vollen Segeln ein. Täglich gab es mehr als ſechzig Schiffsladungen an die Kaie dieſer ungeheuren Becken zu landen. Man konnte weder in der Stadt noch in der nahen Umgegend einen Arbeiter mehr dingen, alle Arme waren in Anſpruch genommen.

Die Hausmiethen ſtiegen zu einem unerhörten Preis. Grundſtücke wurden die Hektare (ungefähr 200 Quadratruthen) zu 4000 Fr. verkauft. Die Bevölkerung von Antwerpen, die im Jahre 1815 65,000 Einwohner zählte, hatte ſich im Jahre 1830 auf 73,000 vermehrt. Ein Reichthum und Wohlſtand ohne Gleichen herrſchte. Während alle Handelsſtädte Frankreichs litten, während Lyon für 15 Millionen, Bordeaux für 47 Millionen Bankerotte ausbrechen ſah, fand in Antwerpen nicht ein einziger Statt. Antwerpen galt als der ſicherſte Platz in Europa. Seine Handelsgeſellſchaft ſtand Anfangs durch Konkurrenz mit den Amerikanern in Verluſt, die China mit Einfuhren des verbotenen Opiums überſchwemmten, und dafür Thee eintauſchten, ſo daß ſie durch dieſen Schmuggelhandel mehr als 200 Prozent verdienten. Aber die Handelsgeſellſchaft lief ihnen bald wieder durch ihre Rechtlichkeit den Vorrang ab, und würde in dem verfloſſenen Jahre unermeßlich gewonnen haben.

Die in Antwerpen nach einem großen Maßſtab ausgerüſteten Schiffe hatten ausſchließlich die Beſtimmung nach Java und den molukkiſchen Inſeln. Man verſichert, der Gewinn einzelner Kaufleute an Bordeauxweinen, die zum Transport nach den Meeren jenes heißen Himmelsſtriches eigens behandelt wurden, ſey bis zu 50 und 60 pCt. geſtiegen. Gegenwärtig wußte ſich England geſchickt dieſes ganzen Handels zu bemächtigen, und ſchon eilen ſeine Schiffe befrachtet mit dieſem Artikel nach Oſtindien. Es giebt Leute, die ſich den Kopf über die Urſache der vielerlei Protokolle zerbrechen; ſie liegt ganz nahe.

Antwerpen bietet gegenwärtig einen beklagenswerthen Anblick dar. Die Ueberfahrt nach Tete de Flandre iſt unterbrochen, die hiezu beſtimmten Dampfſchiffe ſind in den Händen des Feindes. Die ſchönen Gefilde, die mit Wieſen und Saatfeldern überdeckt waren, ſtehen unter Waſſer und zeigen Nichts als einen traurigen und einförmigen See. Die holländiſchen Kriegsſchiffe auf der Schelde in Schlachtordnung aufgeſtellt, bedrohen Antwerpen mit einer neuen Verwüſtung. Von Zeit zu Zeit ſieht man Schaluppen mit Proviant hin und wieder ſegeln, während von Ferne am Saume der Schelde andere holländiſche Fregatten bemerkbar ſind, die den Horizont beherrſchen. Die ungeheuern Waarenlager, die ſich am Hafen hin erſtreckten, ſind Nichts als ein Haufe von Trümmern. Man fand unter denſelben zerbrochene Stücke von Bajonnetten und Flinten und Menſchenknochen. Man glaubt, daß ſie von den holländiſchen Brandſtiftern herrühren, die unter dem Einſturz des brennenden Gebälkes ihren Tod fanden. Die Zucker-, Kaffee- und Kattunvorräthe, die Indigoniederlagen und andere koſtbaren Stoffe, durch das Feuer in Aſche verwandelt und mit den Steinen und Holzkohlen verſchmolzen, bildeten Aſchenklumpen, die von den Landleuten gekauft werden, um damit ihre Felder zu düngen. Man erkennt noch Blöcke von Perlenmutter, die zu Staub verbrannt ſind. Die

Digitized by Google

Bomben, Haubizen und glühenden Kugeln, die zugleich aus der Flotte und der Citadelle geſchleudert wurden, verzehrten das prachtvolle Lagerhaus, von dem keine Spur mehr zu ſehen iſt. Die Straße, die daran ſtößt, beſteht aus einem elenden Trümmerhaufen verbrannter Häuſer. Weiber, Kinder und Greiſe, die ſich in die Keller flüchteten, waren hier nicht vor den Bomben ſicher, die durch die Dächer ſchlugen, unter den Flüchtlingen zerplazten und ſie unter Schutt begruben. Man bemerkte, daß die Holländer, deren Wuth noch durch Religionshaß verſtärkt wurde, ihr Wurfgeſchüz auch auf die Kathedrale richteten, deren Thürme jedoch nur unbedeutenden Schaden litten.

Die reiche Handelsſtadt iſt jezt in einen Waffenplaz verwandelt. Die Schildwachen der Belgier und Holländer ſtehen nur auf wenige Schritte entfernt einander gegenüber. Die zahlreichen Arbeiter, die durch ihre rührige Geſchäftigkeit den Hafen belebten, betteln jezt eben dort um ein Almoſen, wo ihre rüſtigen Hände nicht für ſo viele Transporte und Ein- und Ausladungen hingereicht hatten. In der Citadelle liegen 5000 Mann, zum Theil Schweizer und Deutſche. Nur an zwei ein Wenig ſchwachen Stellen, die gegen Antwerpen hin liegen, wäre ſie anzugreifen. Belgien hat nicht genug Belagerungsgeſchüz und Mannſchaft, um den Plaz von allen Seiten einzuſchließen und der Beſazung die Zufuhr abzuſchneiden. Dann würden aber auch bei dem erſten Bruch des Waffenſtillſtandes die Flotte, die Citadelle und die an dem linken Scheldeufer errichteten Batterien, Tod und Verderben auf die Stadt ſprühen. Dagegen könnte ſich das belgiſche Heer auf das holländiſche Flandern ſtürzen; es würde daſſelbe wie ein unaufhaltſamer Strom überſchwemmen. Die Belgier verachten die Holländer, die ſich zu Lande erbärmlich ſchlagen; man hat davon mehr als Ein Beiſpiel geſehen. Als die Belgier ſich Antwerpen näherten, verfolgten fünfzig Plänkler gegen dreihundert Holländer, trieben ſie von Wieſe zu Wieſe, von Straße zu Straße, und ließen nicht mehr als fünfzig Mann ungefähr nach Antwerpen entkommen. Die übrigen kamen meiſtens von ihren Kugeln um. Die Freiwilligen zielten Anfangs nur nach den Offizieren, was die ganze übrige Mannſchaft vollkommen in Unordnung brachte. Die belgiſchen Soldaten ſind von unglaublicher Unerſchrockenheit und brennen von Kampfbegier, die Bürger von Antwerpen ſelbſt würden ſich längſt ſchon auf die Citadelle, ſo ſtark und gut beſezt ſie auch iſt, geſtürzt haben, wenn man ſie nicht zurückhielte. Es iſt nicht zu zweifeln, daß man bei dem Beginne der Feindſeligkeiten die ſchönſten Beiſpiele des Muthes und Patriotismus ſehen wird. Uebrigens kann die Lage der Bürgerſchaft von Antwerpen auf die Länge nicht mehr dauern. Der Adel hat ſich auf ſeine Landgüter geflüchtet, die Kaufleute, meiſt Ausländer, haben den Siz ihrer Häuſer nach Hamburg, Rotterdam und Amſterdam verlegt. So ſind es England und Holland vorzüglich, die von Belgiens Unſtern Vortheil ziehen. Dieſer Unſtern hat das unglückliche Land in eine Zerrüttung geſtürzt, deren Spuren der Friede nicht zu verwiſchen im Stande ſeyn wird. Wenn der Verkehr einmal aus der Richtung ſeiner Spekulation und von der gewohnten Bahn abgewichen iſt, dauert es eine unendliche Zeit, bis er wieder darauf zurückkehrt.

Antwerpen kann von dem übrigen Belgien nicht abgeriſſen bleiben, ohne daß hiedurch dieſem der Todesſtreich verſezt wird. Wohin ſoll es, auf der einen Seite von der preußiſchen Mauthlinie, auf der andern von der franzöſiſchen umſchloſſen, den Ueberfluß der mannichfaltigen und reichen Produkte ſeines Bodens ausführen, wenn ihm die Schelde durch feindſeligen Willen oder Eigenſinn einer andern Macht geſperrt werden kann? Belgien würde ohne Abſaz unter ſeinem eigenen Gewicht erliegen, wie denn unter dem Uebermaß des Reichthumes die Völker eben ſo gut zu Grunde gehen, wie unter dem Uebermaß der Armuth. Mehr als 500.000 Franken in baarem Geld oder Wechſeln floſſen täglich aus Antwerpen nach Belgien für ſeine Produkte, die von dieſer Stadt wieder an Holland umgeſezt wurden.

Antwerpen als Freihafen würde die Frage noch nicht entſcheiden; denn war es nicht in der That ſchon ein Freihafen, da alle möglichen Handelswaaren ohne Abgabe in dem Lagerhauſe aufgeſtapelt und wieder ausgeführt werden konnten? Was Belgien Noth thut, iſt, daß der ungewiſſe Zuſtand aufhöre, der weder Krankheit noch Geſundheit, weder Krieg noch Frieden iſt. Die großen Mächte züchtigen dieſes tapfere, gewerbfleißige und hochgeſinnte Volk mit unerbittlicher Härte auch ohne Waffen für ſeinen Beitritt zur Juliusrevolution, indem ſie es dem ungewiſſen Schwanken einer tödtlichen Kriſis überlaſſen. Gegen dieſe liege nur im Kriege das einzige Heilmittel. Ganz Belgien ſieht auch ein, daß es ihn führen muß, um nicht zu Grunde zu gehen, ſelbſt wenn es dabei auf ſeine eigene Kraft allein verwieſen wäre. Man hat aufgehört, auf Frankreich zu zählen. Die Erbitterung oder vielmehr die Verachtung gegen die feige und hinterliſtige Politik der franzöſiſchen Regierung nimmt in Belgien täglich zu. Die einſichtigen Männer wiſſen freilich die Schlangenwege der Diplomatik von der Geſinnung der franzöſiſchen Nation zu unterſcheiden; allein das Volk verwechſelt in ſeinem Zorn dieſe mit ihrem Miniſterium. Soviel iſt gewiß, daß die Lage Belgiens ſo verzweifelter Art iſt, und daß man ſich durch ſo viele Täuſchungen ſo herabgeſtimmt fühlt, daß man bereit ſteht, ſich dem erſten Beſten in die Arme zu werfen. Frankreich hat in ſeiner Politik gegen dieſes Land Fehler begangen, die vielleicht nicht mehr gut gemacht werden können.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Prinz Karl Amadäus Albrecht Carignan, der jüngſt den ſardiniſchen Thron beſtiegen hat, iſt der Neffe des verſtorbenen Königs Karl Felix Joſeph, der die Krone im März des Jahres 1821 nur annahm, weil ſein Bruder Viktor Emanuel die Abtretung derſelben und eine freiwillige Verbannung der Annahme der ſpaniſchen Konſtitution vorzog, die am 15 März des gedachten Jahres zu Turin proklamirt wurde. Prinz Carignan, der jezige König, nahm damals die ihm von der revolutionären Junta angebotene Regentſchaft des Königreiches an. Man baute Viel auf ſeine liberalen Geſinnungen, und wirklich bot er auch in den wenigen Wochen ſeiner Regentſchaft Alles auf, um ſowohl die piemonteſiſche Junta als die Abgeordneten der Lombardei, wo ein Aufſtand gegen die Oeſterreicher ſich vorbereitete, in ihrer günſtigen Meinung von ihm zu beſtärken, und ſich als einen aufrichtigen und warmen Freund der Freiheit und konſtitutionellen Regierung zu erweiſen. Seine Rolle gelang ihm vortrefflich, und ſchon ſahen die ſanguiniſchen Hoffnungen der Italiener in ihm den künftigen König eines freien und vereinigten Italiens, als die Niederlage der Konſtitutionellen bei Novara (8 April 1821) mit einem Mal die ganze Lage der Dinge veränderte. Prinz Carignan's Freiheitsfeuer wurde ſchnell abgekühlt, und noch bis auf dieſe Stunde ſchwebt die Frage im Zweifel, ob er aufrichtig oder nicht der Sache der Konſtitution ergeben war, und ob er folglich jezt ſeinem Lande freiſinnigere Inſtitutionen verleihen oder dem drohenden Finger ſeines mächtigen Nachbarn gehorchen wird. Nur allzu gut erinnert man ſich, daß er den unblutigen und ruhmloſen Feldzug von Spanien unter dem Helden des Trocadero mitmachte, und um ſich mit der Legitimität wieder zu verſöhnen und den häßlichen Flecken des Liberalismus abzuwaſchen, gegen eben die Konſtitution focht, von der er zu Turin ſo begeiſtert geſchienen hatte. Aber auch damals ſpielte er nur wieder eine Rolle, ſagt man, und ſtets ſey er bis auf dieſen Tag noch ein Freund liberaler Inſtitutionen. Der gegenwärtige König iſt jezt drei und dreißig Jahre alt, von einer ſchönen, ſchlanken und gebieteriſchen Geſtalt, nur etwas ſchwachbeinig, was ſeiner Haltung ziemlich ſchadet. Er vermählte ſich im Jahre 1817 mit Thereſia, Erzherzogin von Oeſterreich, der Tochter des verſtorbenen Großherzogs Ferdinand von Toskana, und hat mehrere Kinder.

Als einen Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit des neuen Lord-Kanzlers erwähnt das Chronicle, daß als Lord Brougham den Vorſiz im „Oberſten Kanzleihofe" erhielt, vor demſelben noch hundert und drei Appellationen in Rückſtand ſchwebten; ungeachtet eine große Anzahl anderer, die von Lord Lyndhurſt zwar vorgenommen, aber nicht entſchieden worden waren, und die demnach von dem neuen Lord-Kanzler noch ein Mal vorgenommen werden mußten. Dieſe Rückſtände wurden bis auf fünf und vierzig erledigt; was um ſo mehr auffällt, als man weiß, daß Lord Lyndhurſt im Etatsjahre 1829/30 nicht über zwanzig Appellationen zur Entſcheidung brachte. Lord Eldon brachte es in keinem Jahre höher als zu fünfzig, ſo daß alſo Brougham in der kurzen Zeit ſeiner Amtsführung mehr Geſchäfte erledigte, als Lord Eldon in ſeinen beſten Jahren während eines ganzen Jahres.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 160. 9 Junius 1831.

Polniſche Nationallieder.

Auf den Trümmern des von den Polen erſtürmten Modlin's, 5 Dezember 1830.

(Im Versmaß des Originals.)

Wie ſie da in Trümmern liegen, Modlins ſtarke Mauern,
Zeugend, ewig ſoll der Ruhm von Polens Waffen dauern,
Nun auf meines Volkes Lorbeern Freudenthränen fließen,
Möcht' ich mit dem Blut der Feinde gleich ſie friſch begießen.

Hier vordem .... als Nordens Tiger ſtrauchelten auf dem Walle
Ueber die Leichen unſrer Todten nach ruhmvollem Falle,
Da erkannten ſie, daß der Pole freudig mit tauſend Toden
Seine Mutter vom Tod erlöſe, haltend am heiligen Boden.

Sieh, er zittert vor uns der Wilde, der nicht gekannt das Zittern;
Polen wollt er zu Brüdern haben, mächtig die Welt erſchüttern.
Eitles Wähnen! es ſoll dem Feinde, der nach der Mutter Leben
Strebte, der Sohn, der kummervolle, Bruderhände geben?

Ruhig, du ſtürmend Herz!... es wäre groß, wenn dieſe Wilden
Ihren Kindern erzählen müßten, daß nach erhobenen Schilden
Ungebeugten Stolzes der Pole Rache zu nehmen wußte,
Aber den Treubruch edelmüthig dennoch verzeihen mußte.

Nein, beim heiligen Gott! mir ruft im Herzen eine Stimme:
Welches Volk das Recht mit Füßen trat in wildem Grimme,
Gegen die Freiheit edler Völker ſchamlos ſich erhoben,
Wer glattzüngig für leichten Glauben Lug und Trug gewoben,
Wer mit künſtlichem Weiß zu ſchminken ſchwarzes Verbrechen wagt —
Solchem Volk ſey jede Verzeihung ſelbſt von Edeln verſagt!

Dieſe Schanzen, zu Trümmern worden durch ein furchtbar Stürmen,
Dieſe Wälle von Polenknochen, die ſich vor mir aufthürmen,
Dieſe bleichen Gebeine der Helden, die ſie geſchlachtet haben
Ihrer nimmerſatten Raubſucht, und ſie nicht begraben:

Wie das Alles mit nie gekannten Schmerzen die Seele rüttelt!
Ich, ein Sprößling von edlem Blute, ſey's, der Ketten ſchüttelt.
Unter das Joch des Tyrannen ſollt' ich mich gehorſam neigen
Und vor dem Räuber meiner Freiheit meine Kniee beugen?

O! da ſollte die Erde lieber aufthun ihren Rachen,
Mich zu verſchlingen, meine Glieder lieber in Martern krachen,
Lieber des Feindes angeſtrengte Macht mich treffen und tödten,
Und vor dem ungeweihten Grabe noch mein Gebein erröthen.

Aber Nichts, auch die letzte Noth nicht, ſoll mich ſo erweichen,
Daß ich dem Feinde des Vaterlandes könnte die Hände reichen!

Bicetre.

(Fortſetzung.)

Man muß ſich die hier in Verwahrung gebrachten Geiſteskranken nicht durchaus als wüthend und abſcheulich denken, die meiſten von ihnen ſind drei Viertheil des Tages, ja ganze Tage und Wochen über ruhig; einige ſind es ſogar ſtets. Selten ereignet es ſich im Bicêtre, wo übrigens auch die Gegenwart der Wärter ſie im Zaum hält, daß ſie auf den Fremden, der ſie beſucht, gewalthätig loszugehen Miene machten, es müßte denn ſeyn, daß ein plötzlicher Anfall ſie in Wuth verſetzte. Zwar hört man hier und dort Geſchrei, aber mehr der Freude als des Grimmes. Ich habe mehrere getroffen, die ganz ruhig Zeichnungen an den Wänden ihres Gefängniſſes ausführten, und ich erinnere mich unter ſandern einer bizarren Figur, die ſo ziemlich dem horaziſchen Ungethüm ähnlich ſah — desinit in atrum. Die Zeichnung ſtellte eine lange Schlange vor, wahrſcheinlich eine Boa, mit einem Menſchengeſicht, das ein dreieckiges Hütchen aufhatte, was ohne Zweifel das bonapartiſche vorſtellen ſollte. *) In dem Saale, wo ſie des Winters zuſammengebracht werden, ſangen Einige, Andere hörten Einen die Zeitung vorleſen, und wenn die Vorleſung vorüber war und die Unterhaltung auch noch ſo lebhaft wurde, bemerkte ich, ſo lang ich zugegen war, doch nicht den mindeſten Ungeſtüm oder auch nur eine Drohung.

*) Merkwürdig ſind in den franzöſiſchen Hoſpitälern die vielen politiſchen Geiſteskranken, ſo wie Die, deren fixe Ideen ſich um Napoleon herumbewegen. A. d. R.

Digitized by Google

Indeß darf man doch nicht immer dem Landfrieden trauen; ich bemerkte wenige Schritte davon einen Blödſinnigen, dem ein Wüthender in den Kopf gebiſſen, und gegen drei Zoll lang die Haut abgeriſſen hatte. Hr. Gondard, von dem ich ſogleich eines Weitern berichten werde, ein gewiß friedfertiger Mann, der noch dazu mit ſeinem guten Beiſpiel Allen vorleuchtet, zeigte mir ſeine Naſe, die durch eine Schuhſpitze einen tiefen Schund erlitten.

Man findet in dieſen Zellen, wie überall in und außer den Narrenhäuſern, Narren aus Liebe, aus Ehrgeiz (und ihre Zahl iſt die größte), Könige im Ueberfluß, ſo daß man hier um Thronkandidaten nicht verlegen werden dürfte, einen Herrgott, der aus ſeiner Keuche Blitze ſchleudert, Wolken ſendet und den Landleuten, die indeß meiſtens Spitalwärter ſind, auf ihre Anfrage ſchönes Wetter verheißt. Nur jener Chriſtus iſt leider nicht mehr, deſſen Legitimität jedoch von erſterem nicht anerkannt wurde, weil er als Gott Vater doch auch ein Wort davon wiſſen müßte. Es giebt hier auch Verrückte aus Einſamkeit: ſo ein Profeſſor von Verſailles, mit ſchwarzen Haaren, und einem ſehr gallſüchtigen Temperament, ein Opfer ſeiner einſamen ſitzenden Lebensart, vielleicht auch einer allzu übertriebenen Enthaltſamkeit.

Hr. Gondard iſt ein geſetzter, ernſthafter Mann, der zu ſeiner Zeit Magiſter einer Stadtſchule und wahrſcheinlich auch Cantor geweſen ſeyn mag. Er hat die Manie zu predigen. Er las bei meinem Beſuche die Abhandlung Cicero's de officiis und verglich ſie mit der franzöſiſchen Ueberſetzung, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Hr. Gondard iſt ein tiefer Denker; er empfing mich mit einer gewiſſen Herablaſſung und bemerkte meinem Führer, daß meine Phyſiognomie ſehr zu meiner Gunſt ſpreche; weßhalb es ihm ein Vergnügen ſey, mich bei ſich zu ſehen. „Aber das iſt nicht genug, mein Herr,“ ſetzte er hinzu, „das Innere muß auch dem Aeußern entſprechen; und wenn Sie der Jugend dieſes Jahrhunderts folgen, und ſich blindlings allen ihren Neigungen hingeben“ . . .

Er war wie man ſieht, auf dem Weg, mir eine ſehr erbauliche Predigt zu halten, wenn ihn mein Führer nicht unterbrochen hätte. Hierauf nahm er das Buch zum Text, das er in der Hand hielt; er machte uns bemerklich, daß die Gerechtigkeit die ſchönſte Gefährtin der Macht ſey, und indem er uns ſeine geſchundene Naſe zeigte, drang er mit Ernſt darauf, Gerechtigkeit gegen Den zu erhalten, der ihn ſo übel zugerichtet habe. Man erwiederte ihm, der Uebelthäter ſey bereits beſtraft worden. Er ging nun zu einer neuen Klage über; er beſchwerte ſich über den Mangel an Nahrung; wie wir ihn ſähen, habe er ſeit vier Tagen keinen Biſſen über die Zunge gebracht. Um ſeine Ausſage zu beweiſen, hob er ſeine Matraze auf, unter der wir wirklich alles Brod und Fleiſch von vier Tagen her aufgeſpeichert ſahen. Auf unſre Bemerkung, daß er nach dieſen Vorräthen zu ſchließen, nicht ſonderlich fürchten dürfe, Hungers zu ſterben, entgegnete er mit einer geheimnißvollen Miene, wie ein Menſch, der noch Mehr ſagen könnte, als er will; allem Anſchein nach fürchtete er von dem Koch vergiftet zu werden.

Ihm gegenüber befand ſich ein Prophet, der leider an dieſem Tage nicht auf ſeinem Dreifuß ſaß. Die Prophezeyungen der Narren, die ſie übrigens verſchwenderiſch genug austheilen, ſo daß zu Zeiten wohl eine oder die andere eintreffen kann, bieten oft auffallende Erſcheinungen dar. Hier ein Vorfall, deſſen Wahrheit ich verbürgen kann. In dem Armenhauſe von Montreuil lebte noch vor Kurzem eine alte Närrin, die ſich für die Königin von Frankreich hielt, und nur unter dieſem Namen in der Anſtalt bekannt war. Sie rühmte ſich, die Vormundſchaft über Karl X zu führen und verſicherte, daß er nach ihrem Tode aufhören würde zu regieren. Nun ſtarb die verrückte Alte am 25 Julius Abends, und am 29 hatte bekanntlich die Herrſchaft der Bourbone ein Ende genommen. In dem zunächſt gelegenen Gemache fanden wir einen Geiſteskranken aus Melancholie von ungefähr vierzig Jahren, deſſen Kleidung, obgleich ziemlich ihrer Auflöſung nahe, einen Mann verrieth, der einſt im Wohlſtand gelebt haben mochte. Er lag im Bette, obgleich es um die Mittagsſtunde war; ſeine Bettdecken waren in Unordnung, und zur Hälfte lag er mit dem Leibe außer demſelben, in ſeinen Ueberrock gehüllt, die Weſte offen, mit zerſtreuten Haaren und irrem Blicke. Er flehte uns unter Thränen an, ihn mitzunehmen; er verſicherte, der Kaiſer habe ihm verſprochen, ihn holen zu laſſen, da er ſeines Dienſtes bedürfe; er ſolle noch dieſen Nachmittag vorgeſtellt werden, und Madame . . . ihn in ihrem Wagen abholen. Auf die Frage, wo er den Kaiſer geſehen habe, erwiederte er, erſt dieſen Morgen ſey er bei ihm auf ſeinem Zimmer geweſen, um ihn aufzuſuchen. Zugleich machte er Anſtalt ſich anzukleiden, weil er glaubte, man würde ihn ausgehen laſſen; er rief mich, den er ich weiß nicht für welchen Prinzen der kaiſerlichen Familie hielt, zum Zeugen auf, daß er die Wahrheit ſage. Der junge Arzt, der mich begleitete, machte ihm bemerklich, daß der Kaiſer und Alle, von denen er ſpreche, längſt geſtorben ſeyen. Bei dieſen Worten ſtieg ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des Unglücklichen, er ſtieß ein klägliches Geheul aus, ſchlug mit der Fauſt auf ſein Bett und vergoß Thränen. Es war nur ein lichter Augenblick; ſogleich verfiel er wieder auf ſeine Tollheiten und gab ſich endlich nur zufrieden, als man ihm verſprach, er werde dieſen Abend ausgehen dürfen. Verunglückte Spekulationen brachten den armen Mann hieher, nun träumt er von Nichts als Spekulation. Bald haben die Belgier bei ihm Kanonen beſtellt, bald hat er eine Pferdelieferung übernommen, indeß bleibt der Kaiſer immer der Mittelpunkt ſeiner fixen Ideen.

In derſelben Reihe der Gemächer trafen wir einen Wahnſinnigen von derſelben Art, einen armen Taglöhner, der weder leſen noch ſchreiben kann. Seit den Juliustagen hat er ſich in den Kopf geſetzt, ein Journal herauszugeben, und träumt nun in Einem fort von dieſem Projekte; er müſſe Aufklärung verbreiten, ſagt der vermeintliche Journaliſt, neue Anſichten, Ideen, die Frankreichs Wiedergeburt zum Ziele haben. Die Erſtürmung des erzbiſchöflichen Palaſtes, an der er Theil nahm, trug vollends dazu bei, das Bißchen Gehirn des armen Mannes aus allen Fugen zu bringen; er rannte durch die Straßen und gab ſich für einen Abgeſandten Gottes aus, der in die Welt gekommen ſey, unbekannte Wahrheiten zu enthüllen, ein neues Evangelium zu verkünden, und die Welt zu beſſern — eine Narrheit, wie ſie in unſerer Zeit häufig genug vorkommt. In der darauffolgenden Nacht ließ er zu Hauſe von ſeiner Frau und ſeinen Kindern die Meſſe leſen und eine Prozeſſion anſtellen, wobei er ſelbſt in Pontificalibus den Gottesdienſt verrichtete. Nicht genug damit, hielt er ſich auch für einen zweiten Abra-

Digitized by Google

ham, der beſtimmt ſey, die Welt zu erlöſen, indem er eines ſeiner Kinder ſchlachte; indeß in einem Augenblick der Beſinnung, wie er bei dergleichen Verrückten zuweilen eintritt, verſchlang er ſelbſt das Gift, das er zur Hinrichtung ſeines Opfers beſtimmt hatte. Der Journaliſt, Patriarch und Prophet ſitzt nun in dieſer Zelle feſt, wohin ihn die Polizei bringen zu laſſen für gut fand.

In einem Gebäude zunächſt iſt das Krankenhaus, wohin man die Geiſteskranken bringt, die von einer Krankheit befallen werden; ſie gehen hier geneſen größtentheils frei umher. Hier befinden ſich auch einige wohlhabendere Wahnſinnige, unter andern ein vormaliger Maire von Rouen, zwei Studenten der Medizin, der Sohn eines berühmten Accoucheurs, zwei Unglückliche, die unſchuldig von den Gerichten verurtheilt wurden, und denen die zu ſpät erfolgte Gerechtigkeit zwar ihre Ehre, aber nicht mehr den verlornen Verſtand erſetzen konnte. In einem von beiden, einem derweiligen Miniſter, erkennt man den armen Chauvet, der aus Irrthum wegen Fälſchung für einen Andern verhaftet und vier Monate lang von Gefängniß zu Gefängniß geſchleppt worden war. Durch eine wunderliche Verwirrung der Gedanken hatte ſich in dem Gehirn dieſes Unglücklichen die Ueberzeugung gebildet, daß er wirklich das Verbrechen begangen habe. „Laß mich,“ ſagte er zu ſeiner Frau in der höchſten Verzweiflung, „ich bin Chauvet, der Fälſcher.“ Halb und halb geheilt, fiel er nach der Julinsrevolution von Neuem in Wahnſinn, wobei er ſein Verbrechen vergeſſen hat und ſich nach dem Sturz ſeines Feindes auf den Gipfel der höchſten Würde geſtellt glaubt. Er iſt König und redet ſeine Frau mit „Ihre Majeſtät“ an. Er pudert ſich der Hofetiquette zu Folge und nimmt hiezu in Ermanglung des Puders heiße Aſche und Kohlen. Was ſeine königliche Küche betrifft, ſo iſt ſie ſo abſcheulicher Art, daß ſich davon nicht reden läßt.

Noch ein König! So viel Gehirne verrückt der Ehrgeiz! Es iſt Hr. Desforges-Chailloux, ein ehrlicher Mann, wie er ſelbſt bei jedem Wort zu verſichern pflegt. Er iſt König von England, wenigſtens zieht er dieſes Königreich einem jeden andern vor; er verſpricht, mit Frankreich keinen Krieg anzufangen, und zwar nicht aus Furcht, ſondern aus Intereſſe für das Wohl beider Staaten; er erſchüttert aus allen Leibeskräften ſeine Bettſtatt, um zu zeigen, auf wie feſten Grundlagen ſein Thron ſteht.

Den traurigſten und widerlichſten Anblick gewähren unſtreitig die Hydrocephaliten mit ihren ungeheuern Köpfen — dieſe Idioten mit und ohne Mißbildung des Schädels, dieſe kropfigen Kretine, die nicht reden, nicht hören; die kaum ſich anziehen und eſſen können, die man zum Theil wie Thiere ätzen muß.

Auch Opfer der Liebe finden ſich im Bicêtre, der Liebe jeder Art. Hier erblickt man den jungen Griechen mit ſchwarzgelockten Haaren, mit brennendem Auge, der eine Liebe zu träumen wagte, wie Taſſo, ohne die unermeßliche Kluft zu erwägen, die ihn vom Gegenſtand ſeiner Liebe trennte, was man ihm vielleicht verzeihen könnte, wenn er ein befreites Jeruſalem geſchrieben hätte. So aber iſt er Nichts weiter, als ein unterrichteter Menſch, der vormals Ueberſetzer und Korrektor in der Druckerei von Delalain war. Es iſt bereits aus Zeitungen bekannt, daß er ſich in eine der königlichen Prinzeſſinnen verliebte und eines Tags, als ſie in den Wagen ſtieg, auf ſie losſtürzte und ihre Hand ergriff. Uebrigens beobachtet er, ungeachtet dieſes kühnen Wageſtückes, über ſeine Leidenſchaft das tiefſte Stillſchweigen. Selbſt ſeinem Arzte machte er darüber nicht das mindeſte Geſtändniß und gab für ſeinen Beſuch im Palais-Royal einen politiſchen Beweggrund an; er habe den König ſehen wollen, ſagte er, um ſich mit ihm über die Intereſſen des Königreiches, über die Angelegenheiten Griechenlandes zu beſprechen. Während des Miniſterprozeſſes fand man ihn mit einem Dolche bewaffnet, zu ſeiner Vertheidigung wie er vorgab, wer weiß ob nicht zu einem Schritte der Verzweiflung oder zum Selbſtmorde? Ungeachtet der politiſchen Wendung aber, die er ſeiner Verirrung zu geben ſuchte, iſt es nur allzu gewiß, daß ſeine unglückliche Liebe die Urſache ſeines Wahnſinns iſt.

Auch Wahnſinnige in Folge der Julinstage ſind nicht ſelten, unter Andern ſieht man hier einen alten Soldaten, der bei Waterloo verwundet wurde. Wo er ſteht und geht, zeichnet er die Züge und das Hütchen des Kaiſers in groben Strichen an die Wände, und vergießt Thränen vor dieſem Bildniſſe, wie er ſie auf den Boulevards vor den Bilderläden und in den dramatiſchen Napoleoniden vergoß, die ihn ins Bicêtre gebracht haben.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Nachgrabungen in Pompeji und Herculanum in den Jahren 1828/29.

(Bericht des Hrn. Gauttier d'Arc, vorgeleſen in der Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zu Paris am 8 April 1831.)

Hr. Bichi, Sekretär der Akademie der ſchönen Künſte in Neapel, verſchaffte mir den Zutritt zu den Arbeiten in Herculanum und Pompeji. In der erſtern dieſer Städte fährt man mit der Ausgrabung der Hauptſtraße im Norden des Forum fort. Zwei Häuſer, auf der linken Seite dieſer Straße gelegen, zogen vornehmlich unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; ſie ſind geräumig, elegant und zeichnen ſich beide durch die Brunnen aus, die gegenüber dem Eingange ſich befinden und ihre Hauptzierath bilden. Etwas weiter oben, auf der rechten Seite der nämlichen Gaſſe und an der Ecke der Merkursſtraße, iſt ein Lupanar, welches zugleich als Schenke diente; auf einigen Fresken erblickt man Männer, welche Weinſchläuche herbringen. Die Malereien im geheimen Theil des Hauſes entſprechen ganz ihrer Beſtimmung und ſind über alle Maßen obſcön; man ſieht daraus, wie weit es die Römer in jeder Art von Wolluſt gebracht haben. Ein Stück ſtellt z. B. eine Frau dar, deren Sitz auf Federn ruht in einer Lage, die man aus den Worten, welche ihr die Künſtler in den Mund gelegt, impelle lente, abnehmen mag. Eine große Anzahl ſolcher Bildereien laufen in einer Höhe von 4 bis 6 F. über dem Boden längs dem ganzen Gemache hin. Juſt auf der entgegengeſetzten Ecke der Straße hat man einen ſehr ſchönen Palaſt entdeckt, der ohne Zweifel das bedeutendſte Gebäude in Pompeji iſt; wie denn die Alten den weiſen Grundſatz hegten, an öffentlichen Gebäuden auch in kleinen Städten alle mögliche Pracht zu verſchwenden, während ſie ſelbſt mit unanſehnlichen Häuſern ſich begnügten. Die Außenwände dieſes Palaſtes ſind mit einem Stuck bekleidet, der in der Art bemalt iſt, als ob ſie aus ungeheuern Steinſchichten zuſammengeſetzt wären. Man kann ſich das Vergnügen denken, das man empfindet, wenn man noch grobgekritzelte Bilder oder lächerlich gezierte Inſchriften ſieht, womit weiland das Müßiggängervolk Pompeji's, nach einer Gewohnheit, die ſich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat, die blendende Weiße dieſer Wände zu verunreinigen, ſich beluſtigte. Das Innere bleibt hinter dieſem Aeußern nicht zurück: überall enthält es ſchöne Fresken, an denen man noch die Friſche der Farben und die Vollendung der Arbeit bewundert; mehrere derſelben behandeln Gegenſtände aus der Iliade und der Mythologie; diejenigen, welche die Mauern des Gartens ſchmücken, ſtellen Vögel und Fiſche vor, die ziemlich ſchlecht ausgeführt ſind. Unſer gelehrter Führer gedenkt mit Nächſtem die verſchiedene Zeichnungen herauszugeben. Seiner Meinung nach, die uns richtig ſcheint, war dieſer Palaſt die Wohnung

des Prätors. Die Zimmer ſind ſehr geräumig und insgeſammt hübſch verziert; das Atrium doppelt; die Gärten nur von geringer Ausdehnung, und die Küchen klein und in einen Winkel verwieſen. Bedauern müſſen wir, daß der König von Neapel auf dieſe wichtigen Arbeiten ſo Wenig verwenden läßt; mit der jährlichen Summe von 26,000 Fr. darf man vor der Mitte des zwanzigſten Jahrhunderts mit Pompeji nicht hoffen fertig zu werden. Wie viele Schätze bleiben ſomit uns noch lange entzogen! Indeß iſt die Rede davon, einige Quartiere Pompeji's wieder in Stand zu ſetzen, und Mehreres, was bis jetzt in dem Muſeum der Studien zu Neapel aufbewahrt wird, dahin zurückzubringen, ſo daß man dann ſo zu ſagen das Alterthum vor ſich wieder aufleben ſähe. Von Pompeji führt uns Hr. Bonnucci, ein ausgezeichneter Architekt, unter deſſen Leitung die Nachgrabungen geſchehen, nach Portici. Jeder Freund der Kunſt wird gerne vernehmen, daß das Muſeum für Gemälde, welches ſich in dieſer Stadt befand, worin es leicht von einer zweiten Kataſtrophe durch einen Ausbruch des Veſuvs betroffen werden konnte, nunmehr nach Neapel verlegt iſt. Die zur Abräumung des Schuttes von Herculanum neuerdings begonnenen Arbeiten verdienen alle Aufmerkſamkeit. Anfangs gingen die Nachforſchungen in dem obern Theil, rechts von dem Palaſt des Königs von Neapel, vor ſich; in dieſer Gegend wurde man aber theils durch die Dichtigkeit und Härte der Lavadecke, theils durch den Umſtand, daß der obere Boden mit zahlreichen Landhäuſern überbaut worden, ſehr verzögert. Man hat daher ſich jetzt mehr gegen das dem Meere zu gelegene Quartier von Portici gerichtet, und dadurch den Vortheil erlangt, daß man in einem weniger harten und tiefen Schutt arbeitet, auch nicht, um beizukommen, ſo viele Häuſer einzureißen braucht. Es gelang auch in kurzer Zeit, ein ſehr hübſches Wohngebäude zu Tage zu fördern, welches auf einer beträchtlichen Zahl ausgekohlter doriſcher Säulen ruht; die noch vorhandenen Reſte des zerſtörten Flurs zeigen, daß das Haus zweiſtöckig war; jede andere Spur dieſes zweiten Stockwerkes iſt jedoch verſchwunden. Hr. Bonnucci erlaubte uns, in einem Gemache auf der linken Seite des neuabgeräumten Theils unſer Glück zu verſuchen, und nach der Reihe entdeckten wir eine mit verkohlten, aber noch gut erhaltenen Datteln und Nüſſen gefüllte Vaſe, eine Anzahl kleiner gläſerner Flaſchen, einen mittelgroßen, weißmarmornen Eilen von ziemlich ſchlechter Arbeit, und endlich ein großes ehernes Inſtrument, welches viele Aehnlichkeit mit unſern Bettpfannen hatte, und mit vielen Löchern von der Form eines lateiniſchen I durchbrochen war.

Vermiſchte Nachrichten.

In kürzeſter Zeit wird zu Odeſſa das Werk des ruſſiſchen Staatsraths von Blaramberg über die drei tauroſcythiſchen Befeſtigungen erſcheinen, deren bei Strabo Erwähnung geſchieht. Dieſes Werk enthält eine Karte, Plane, griechiſche Inſchriften und lithographirte Zeichnungen von verſchiedenen alten Denkmälern, die auf der Stelle gefunden wurden, wo die eine dieſer Befeſtigungen erbaut war. Die Herausgabe einer andern Abhandlung des Verfaſſers über das europäiſche Ufer des kimeriſchen Bosporus und einen Theil des Geſtades des ſchwarzen Meeres iſt bis jetzt dadurch verzögert worden, daß man in der Lithographie von Odeſſa noch keinen Stein erhalten konnte, der groß genug wäre, um darauf die Hauptkarte zu zeichnen, die mit fünf Planen kleineren Umfanges das Werk begleiten ſoll.

•

Neuerdings eingetroffene Nachrichten beſtätigen das unglückliche Ende des Kapitäns Foſter, unter deſſen Kommando die königliche Schaluppe „der Hahn“ (Chanticleer) im Jahre 1827 ausgelaufen war, um eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach der ſüdlichen Hemiſphäre zu machen. Beauftragt, Beobachtungen über Meteorologie, Magnetismus u. ſ. w., die Elliptizität der Erde anzuſtellen und die chronometriſchen Differenzen unter den Meridianen der Hauptſtationen des atlantiſchen Meeres zu berichtigen, war Kapitän Foſter auf einem Kanoe den Fluß Chagre hinaufgefahren, um die chronometriſche Lage von Panama zu beſtimmen. Auf der Rückfahrt fiel er von der Bedachung des Kanoes, auf der er ſchlief, herab und ertrank. Sein Leichnam wurde erſt vier Tage ſpäter gefunden und an dem Ufer des Fluſſes begraben. Nach dieſem traurigen Unfall übernahm der älteſte Lieutenant Auſtin den Befehl des Chanticleer, der von dort nach Porto Bello zurückkehrte, das er am 20 Februar, nachdem die nothwendigen Beobachtungen hinſichtlich der vielen Chronometer am Bord des Schiffes gemacht worden waren, verließ, indem er nach Santa Maria und von da querüber an das öſtliche Ende von Jamaica ſegelte, wo der Befehlshaber landete, um die gehörigen Unterſuchungen anzuſtellen. Von hier ſegelte die Schaluppe an das Cap Mayſi, die öſtliche Spitze von Cuba, und von da nach Crooked Island. Die Expedition hatte ſomit ihre Beſtimmung erfüllt und trat am 2 April ihre Rückfahrt an, nachdem ſie ohne einen Todesfall unter der Schiffsmannſchaft oder ſonſt ein widriges Ereigniß, den Tod des Kapitäns ausgenommen, drei Jahre auf ihrer Reiſe zugebracht hatte.

•

Das irländiſche Parlamentsmitglied O'Gorman Mahon komiſchen Andenkens wurde jüngſt in ſeiner Abweſenheit von Hrn. Steel, der die Wahl Maurice O'Connels zum Parlamentsmitglied gegen O'Gorman betrieb, öffentlich als Mordbrenner und Bandit geſcholten, mit dem Beiſatz, man möchte demſelben wiſſen laſſen, was er hier von ihm behauptet habe. Der Bruder O'Gorman's, der zugegen war, benachrichtigte letztern hievon, und dieſer kam noch in derſelben Nacht an Ort und Stelle, forderte von Hrn. Steel Genugthuung auf offenem Felde, wobei er ihn, als er den Kampf verweigerte, als einen feigen Verleumder, einen gemeinniedrigen Meuchler (backbiter), einen abgefeimten Betrüger, einen Fälſcher, einen verächtlichen Bramarbas und niederträchtigen Haſenfuß erklärte und zugleich mit der Reitpeitſche über die Ohren hieb. Zugleich erklärte O'Gorman, daß weder er, noch ſein Bruder, noch ſonſt ein Gentleman jemals Hrn. Steel auf eine ehrenvolle Weiſe Genugthuung geben könnte, wenn er nicht auf der Stelle ſich mit ihm ſchlagen würde. Als auch auf Dieß hin Hr. Steel keine Miene machte, der Aufforderung des kampfluſtigen O'Gorman zu entſprechen, ſo ſprang dieſer von der Landſtraße auf das Feld und forderte ihn nochmals zum Kampfe auf, wenn er anders einen Funken Muth beſitze. Allein Hr. Steel zog es vor, nach Ennis, in deſſen Nähe der ganze Vorfall ſtatt fand, zurückzukehren, unter lautem Geziſch einer zahlreichen Verſammlung, die Hrn. O'Gorman auf dem Kampfplatz begleitet hatte und nun die Pferde ſeines Wagens ausſpannte, und ihn ſammt ſeinen Brüdern und Freunden in die Stadt zog.

•

Der jüngſt zu London angekommene Geſandte Perſiens, Seijid Chan, hatte ſchon vor vier Jahren als politiſcher Agent der perſiſchen Regierung England beſucht. Damals war ſein Name, oder vielmehr ſein Rang Sadig Bey. Nach ſeiner damaligen Rückkehr nach Perſien wurde er in Betracht ſeiner Talente und geleiſteten Dienſte zum Chan erhoben, zu nicht geringem Verdruß der Großen des Reiches und der Mohammedaner überhaupt, da Seijid armeniſcher Abkunft und ein Chriſt iſt. Kein Chriſt war bis dahin noch zu jener Würde erhoben worden. Auch die perſiſchen Orden der Sonne und des Löwens wurden ihm als Beweiſe der königlichen Gunſt zu Theil. Seijid Chan iſt außer mehreren orientaliſchen Sprachen auch mehrerer abendländiſchen und namentlich der engliſchen Meiſter, die er als ſeine Lieblingsſprache erſtaunlich geläufig und richtig ſpricht. Die Kenntniß derſelben erwarb er ſich durch einen Aufenthalt in ſeinen früheren Jahren auf einer der engliſchen Niederlaſſungen in Indien, wo er mehrere Jahre verlebte. Späterhin wurde er zum Begleiter des Sir Ker Porter auf ſeinen Reiſen im Morgenlande gewählt. Das Leben des Chans in den letzten vier Jahren bildet eine Kette ſeltſamer Abenteuer, die hinreichen würden, einen Roman von mehreren Bänden zu füllen. Während dieſer Zeit hatte er auf ſeinen langen Reiſen alle erdenklichen Unfälle auszuſtehen: Schiffbruch, Krieg, Peſt, Gefangenſchaft bei den wandernden Kurden, in deren Hände er fiel, und die nicht übel Luſt bezeigten, ihm und ſeinem Begleiter, einem Engländer, die Köpfe abzuſchneiden. — Die gegenwärtige Sendung des Chans nach England ſoll vorzüglich kommerzielle Verhältniſſe betreffen.

•

Die Bleiminen am Miſſiſſippi haben ſo reiche Ausbeute gegeben, daß daraus die Vereinigten Staaten allen ihren nöthigen Bedarf gezogen haben, und die Arbeit in den Bergwerken einſtweilen vermindert werden mußte. Die Bleieinfuhr aus Europa hat ganz aufgehört. Im Gegentheile konnte man im verfloſſenen Jahre ſogar anderthalb Millionen Pfund amerikaniſches Blei ausführen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 161. 10 Junius 1831.

Polen auf dem wiener Kongreß und Nowoſilzow. *)

Als in den Jahren 1814 und 1815 die Fürſten, welche Napoleon und die Revolution beſiegt hatten, die Hand ans Werk legten, um für die Zukunft die Ruhe und den Frieden von Europa auf die Dauer zu ſichern, indem ſie eine neue Ordnung der Dinge auf feſten und unerſchütterlichen Grundlagen aufführten, mußte es ihnen klar ſeyn, daß durch eine bloße Zurückkehr des alten Zuſtandes vor den Kontinentalkriegen und vor der Revolution dieſer Zweck unmöglicher Weiſe erreicht werden konnte. Zu mächtige Pfeiler des alten europäiſchen Staatengebäudes waren geſtürzt, zu großartige, jetzt gleichfalls zertrümmerte neue Bauten an die Stelle geſetzt worden, als daß es nicht ſelbſt Kurzſichtigen hätte einleuchten ſollen, wie Wenig hier mit der Hinwegräumung des revolutionären Schuttes eigentlich gewonnen war. Auf der andern Seite hatte es ſich aber auch gezeigt, daß die Angriffe der Revolution am Meiſten dadurch begünſtigt worden waren, daß die uralten, in grauer Vorzeit gelegten Fundamente im Verlauf der Jahrhunderte hie und da vergeſſen und bei manchem Neubau ſchlecht berückſichtigt wurden. Wo die revolutionären Machthaber auf den alten Urfelſen geſtoßen waren, welcher allen Pfeilern des Völkerdomes zur Grundfeſte diente, da hatten ſie umſonſt ihre Zerſtörungswerkzeuge ſtumpf gearbeitet. Leichtes Spiel fanden ſie dagegen, wo die verwüſtende Pflege der Beſitzer ihnen ſo gut vorgearbeitet hatte, als in Italien, einem Theile von Deutſchland und beſonders in dem ſlawiſchen Oſten. Daß dieſen letztern die Revolution nur flüchtig in ihren letzten Zuckungen berührte, war ein Glück für alle Völker, für die Menſchheit. Knirſchend, mit tief verborgenem Grimm trägt hier, in dem ſüdlichen Rußland, der Slave ſeine Ketten. Wehe den Herren, wehe den Großen und Gewaltigen, wehe den Nachbarvölkern, wenn er einſt ſie zerbricht!

Ein großer Gedanke ſtand in den Gemüthern der Fürſten feſt: die Kraft, durch welche ſie die Uebermacht abgewehrt und gebändigt hatten, war Volkskraft — Gotteskraft. Wie unzureichend der Wille und die Klugheit einzelner Menſchen ſey, hatte vieljähriges Unglück bewährt. So lange es bloß eitles Kriegsſpiel galt, ſtand kein Heer dem Korſen. Die Völker ſchliefen, denn nicht um ihre Sache wurde gekämpft. Als aber das Schwert des Eroberers immer tiefer fraß und zuletzt die innerſten, edelſten Lebenstheile traf, da erweckte der Schmerz die Schläfer. Gleich Rieſen erhoben ſie ſich, und wie Spreu zerſtäubten ſie die fremden Kohorten. Mit religiöſer Demuth beugten die Führer ihr Haupt und erkannten, daß ſolches nicht ihr Werk ſey, ſondern höhere Fügung. Denn Gottes Stimme iſt die Stimme, die aus dem Bewußtſeyn der Völker ſpricht; Gottes Schwert das Schwert, welches die Völker für die Rechte der Menſchheit führen: „Hie Schwert des Herrn und Gedeon!" war, wie in Iſraels Tagen der ſiegende Feldruf geweſen.

Indem die Fürſten Dieß erkannten, indem ſie einſahen, daß nicht ſie, ſondern mit Gott ihre Völker es geweſen waren, welche den Bann des Feindes gebrochen, empfingen ſie zugleich die ſicherſte Weiſung, auf welchem Grunde ihnen zu bauen obliege. Wohl verſtanden ſie dieſe Weiſung; und die Grundſätze, nach denen im Frieden bei der Ordnung der neuen Staatenverhältniſſe im Allgemeinen verfahren wurde, zeugen für die ernſte Abſicht, ihr zu folgen: vor Allem — wir ſagen Dieß ohne Scheu vor der Mißbilligung überſpannter oder unverſtändiger Liberalen — vor Allem die Stiftung der heiligen Allianz.

Zum erſten Male war in feierlichem Akt der alten ſelbſtſüchtigen Politik, welche nur den kleinlichen Vortheil des Einzelnen verfolgte, abgeſagt und das Gebot der Liebe, das die geſelligen Beziehungen der einzelnen Menſchen ordnen ſoll, auch als das Grundgeſetz des Völkerverkehrs aufgeſtellt worden. Die nothwendige Folge dieſes neuen Grundgeſetzes, welches — wenn gleich jetzt von den liberalen Wortführern verkannt — einſt als die Magna charta der europäiſchen Politik betrachtet werden wird, war die Entbindung der Völker von allen durch fremden Zwang ihnen aufgebürdeten Feſſeln. Der ſiegende Deutſche vergaß nicht, Was der Franzoſe ihm gethan; er erließ ihm die Knechtſchaft, die durch lange geübte blutige Bedrückung vielleicht nur zu wohl verdient war, und gab, zur Erhaltung des Friedens, die gerechteſten Anſprüche auf. Wie die pyrenäiſche Halbinſel kehrte auch die des Apennins unter die Herrſchaft einheimiſcher Fürſten zurück, und wenn das lombardiſch-venetianiſche Königreich eine Ausnahme bildete, ſo ſchien Dieß keine Unterdrückung italiſchen Volksthumes, da Oeſterreich — aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt — einem jeden ſeinen eigenthümlichen Charakter bewahrt und nirgend fremde Landesart aufdrängt. In Deutſchland wurde den alten Stammverhältniſſen durch Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen Schonung und

*) Aus der Broſchüre: Ueber die Frage Polens.

Digitized by Google

Pflege verheißen. Ueberall blieb der innere Haushalt eigener Anordnung überlaſſen; nach Außen wurde Friede und Freundſchaft befeſtigt, jedem Ausbruch blinden Haſſes vorgebeugt.

Dieß waren die Grundſätze der heiligen Allianz, wie ſie den Stiftern in ihrer urſprünglichen Reinheit vorſchwebten. Daß die Ausübung des Gebotes der Liebe im Staatenleben noch ſchwieriger ſeyn würde als im Einzelleben, war freilich vorauszuſehen. Unüberwindliche Hinderniſſe bot der ſlawiſche Oſten dar.

Daß die Herſtellung Polens in ſeinen alten Grenzen, wie nach den Grundſätzen der heiligen Allianz eine unabweisliche Konſequenz, ſo das einzige Mittel war, gewaltſamen Erſchütterungen im Oſten einen feſten Damm entgegenzuſetzen, konnte den Blicken ſcharfſichtiger Staatsmänner nicht entgehen. Ehrenvoll war die Uneigennützigkeit, mit der Oeſterreich auf dem wiener Kongreß ſich bereit erklärte, ſein Königreich Gallizien aufzuopfern, wenn Rußland mit ſeinen mitten im Frieden eroberten Provinzen ein Gleiches thäte, und den Thron der Jagellonen wieder in ſeinem alten Glanze aufrichtete. Auch England und ſelbſt das bourboniſche Frankreich ſprachen in dieſem Sinne; und der milde, mit edlen Polen von Jugend auf erzogene, mit Bewunderung für die heldenmüthige Tapferkeit und Vaterlandsliebe der Polen erfüllte Alexander war gewiß perſönlich nur zu ſehr geneigt, den gerechten Forderungen eines unterdrückten Volkes zu entſprechen. Aber es hängt nicht von dem Willen des Herrſchers ab, wenn er gleich Selbſtherrſcher genannt wird, die durch Tradition vorgezeichnete Bahn der moskowitiſchen Politik zu verlaſſen. Die Vereinigung der Slaven aufzugeben, ſtand nicht in Alexanders Macht; und Alles, was man von der Großmuth des petersburger Kabinets für Polen gewann, war die Erhebung der letzten ruſſiſchen Eroberung, des Herzogthums Warſchau — nach der Losreißung von Poſen und Krakau — zu einem halb ſelbſtſtändigen, halb unterwürfigen ruſſiſch-polniſchen Königreich.

Einer völligen Vereinigung mit Rußland hätten die Mächte wahrſcheinlich einen Krieg vorgezogen, beſonders Oeſterreich, das allmählich doch den moskowitiſchen Plan zu ahnen ſchien. Daher die Bedingung, daß dem neuen Königreiche Polen eine Konſtitution verliehen werde, welche die Erhaltung der polniſchen Nationalität verbürge. Der Mann, welchem gewiß in der beſten Abſicht Alexander die Ausarbeitung der polniſchen Konſtitution übertrug, war ſein Jugendfreund, Fürſt Adam Czartoryski, am ruſſiſchen Hofe erzogen, lange Zeit Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg, aber im Herzen wie mit dem Munde immer ein ächter Pole. Der Entwurf, den der Fürſt dem Kaiſer übergab, fand bei dieſem den vollſten Beifall. Nur Ein Punkt, die Vereinigung von Litthauen, Podolien und Volhynien mit Polen, die darin ausgeſprochen war, erregte Bedenken, und der Kaiſer wagte ohne Beirath eines ruſſiſchen Großen nicht, ſeine Zuſtimmung zu geben.

Mit dem Kaiſer und dem Großfürſten Konſtantin war, wie Fürſt Czartoryski, unter andern vornehmen Ruſſen ein Mann erzogen worden, der gegen den Fürſten große Verbindlichkeiten hatte. Obriſt Nowoſilzow war durch die Ungnade Kaiſer Pauls und ſpäter wieder durch die Ungnade Alexanders vom Hofe entfernt worden; von allen frühern Freunden verlaſſen, fand er nun an dem Fürſten Adam Czartoryski eine Stütze, der dem als Verſchwender und Trinker übel Berüchtigten mit beträchtlichen Summen beiſprang und durch ſeine edelmüthige Vermittlung zuletzt ihn mit dem Kaiſer wieder verſöhnte. Von Nowoſilzow war daher, ſchon wegen ſeiner Freundſchaft mit dem Fürſten, am Wenigſten ein widerwärtiges Urtheil zu erwarten; überdieß war er, bei vielen tadelnswerthen Eigenſchaften, ein äußerſt gebildeter Mann, der mit Pitt und mit Fox in Briefwechſel geſtanden hatte, und daher in niedern Vorurtheilen nicht leicht befangen ſeyn konnte. Aber Nowoſilzow war, mehr noch als Freund und als aufgeklärter Staatsmann, vor Allem Ruſſe. Die Konſtitution des Fürſten Czartoryski würde Polen wahre Freiheit gegeben haben, und dadurch — wie Nowoſilzow ſelbſt bei mehr als Einer Gelegenheit ausſprach — wäre Rußland nach Aſien zurückgedrängt worden. „Wir haben einmal Europa geſehen,“ ſagte er, „und ſind nicht gemeint, unſern Sitz in dem europäiſchen Völkerrathe ſo leichten Kaufes wieder aufzugeben.“ Von dieſem Standpunkt aus beurtheilte er den Konſtitutionsentwurf des Fürſten Czartoryski, und ſeine Bemerkungen beſtimmten den Kaiſer Alexander, ihm ſelbſt die Ausarbeitung eines andern zu übertragen. Dieſer, mit den mildernden Abänderungen, welche der Kaiſer aus dem erſten Entwurfe hinzufügte, iſt die im J. 1815 Polen verliehene Konſtitution; und man mag aus der hier mitgetheilten Entſtehungsgeſchichte derſelben ſchließen, ob ſie möglicherweiſe zu liberal geweſen ſeyn konnte.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lage der hottentotiſchen Bevölkerung auf dem Kap.

(Schluß.)

Aus der Geſchichte der armen Hottentoten lernt man wie ein urſprünglich freies Volk nach und nach zu völliger Leibeigenſchaft herabſinken kann. Zuerſt Herren des Landes, dann in ihrem Grundeigenthum immer mehr beſchränkt, und endlich davon völlig ausgeſchloſſen, fangen ſie aus Noth an, bei den Eindringlingen als Knechte zu dienen und jene fordern dieſe Dienſte zuletzt als eine Pflicht. Iſt die Sache einmal ſo weit, ſo reicht bald eine Ungerechtigkeit der andern die Hand.

Wir haben bereits erwähnt, wie ein angeblich zum Schutz der inheimiſchen Bevölkerung erlaſſenes Geſetz nur beitrug den auf ihr laſtenden Druck zu vermehren. Wenn der junge Hottentote für die acht erſten Jahre ſeines Lebens, die er in der Hütte ſeiner Eltern auf dem Gut des Dienſtherrn zubringt — eine Vergünſtigung, die der letztere ihnen ohne Zweifel an ihrem Lohn beſtens berechnet — die zehn folgenden Jahre unentgeltlich dienen ſoll, ſo iſt ein Geſetz, welches ihn hiezu nöthigt, wohl ſchon an ſich hart genug, daſſelbe wird aber dadurch noch härter, daß es auf dem Kap der Willkür der Beamten überlaſſen zu ſeyn ſcheint, auch denjenigen Dienſtherren Kinder als Pfleglinge zuzuſprechen, die den Eltern nicht ein Mal dieſe kleine Vergünſtigung geſtatten. Einen Fall der Art, welcher aber oft vorkommen mag, erzählt der Vorſteher der Miſſionen der londner Miſſionsgeſellſchaft. Ein Einwohner von Uitenhage, damals ein Mechaniker, kaufte im J. 1812 einen Sklaven, der mit einer Hottentotin lebte, und ſechs Kinder von ihr

Digitized by Google

hatte. Da der Sklave nicht viel werth war, ſo ließ ſich vermuthen, dem Käufer ſey es um etwas Anderes als die Dienſte eines geringen Arbeiters zu thun. Wirklich wandte er ſich gleich an den Landdroſt mit dem Geſuch, ihm die zwei älteſten Kinder als Pfleglinge zu überlaſſen; was jedoch jener verweigerte, mit der Bemerkung, Kauf und Verkauf gebe kein Recht auf die Dienſte von Kindern, die in dem Pfleglingsalter ſeyen. Dieſe Kinder wurden demnach ſonſtwo untergebracht. Inzwiſchen mußte die Mutter, die einiges Vieh beſaß, auf Befehl des Herrn ihres Mannes deſſen Gut räumen und ſich nach einem andern Waideplatz umſehen, wo ſie vom Ertrag ihrer Heerde lebte. Im J. 1818 wandte ſich der Herr des Sklaven, nunmehriger Heemrad (Mitglied des Provinzialkollegiums) abermals an den Landdroſten und erhielt durch denſelben die Pflegſchaft der beiden nächſten Kinder, die jetzt herangewachſen waren, nebſt einem ſchriftlichen Verſprechen, wodurch ihm auch die beiden übrigen Kinder, ſobald ſie das gehörige Alter erreicht hätten, zugeſichert wurden. Dieß geſchah Alles gegen den Willen der Mutter. Da man aber ihre Vorſtellungen nicht berückſichtigte, ſo ging ſie den Mann, bei dem ihr älteſter Sohn ſich befand, um ſeine Vermittlung an, der denn auch, um ſie zu beſchützen, ſie und ihre zwei jüngſten Kinder auf ein Jahr in ſeine Dienſte nahm. Der Andere wollte nun wenigſtens doch einen Pflegling herausbekommen und wirkte den Befehl aus, daß ihm eines der Kinder überliefert werden ſolle; allein da der Gegenpart ſich dazu ſchlechterdings nicht verſtand, ſo gab er am Ende ſeine unbegründeten Anſprüche auf. Bemerkt werden muß, daß der Dienſtherr während er Alles aufbot ſeine Pflegſchaftsrechte geltend zu machen, ſeinen Sklaven, der an einer ſchmerzhaften Krankheit darnieder lag, gänzlich vernachläſſigte, ſo daß derſelbe ohne die Sorge ſeines Weibs und ſeiner Kinder verkommen wäre, zugleich aber in die Frau drang, ihren Mann, der nun für ihn keinen Werth mehr hatte, durch Aufopferung einiger Stücke Vieh loszukaufen. Beweis genug, daß den Behörden nichts daran liegt, Eltern und Kinder auf die unverantwortlichſte Weiſe von einander zu trennen, und die Pflegſchaft ſtatt zu einer Wohlthat für die Pfleglinge bloß zu einem Gewinn für die Dienſtherren zu machen. Zugleich iſt aber das ganze Syſtem darauf berechnet, die Hottentoten, wenn ſie ſich eine unabhängige Lage erringen möchten, der Unterſtützung ihrer Kinder zu berauben.

Nicht viel anders verhält es ſich mit den Buſchmännern auf der Nordgrenze. Nachdem dieſe ihre Kinder nicht ſelten den Bauern, deren gute Behandlung ſie erfuhren, freiwillig überlaſſen hatten, ſo ſcheint es bald dahin gekommen zu ſeyn, daß eine Art Kinderhandel — vielleicht auch Kinderraub — entſtand, welchem Unfug die Regierung durch das Dekret vom J. 1817 vorbeugen zu müſſen glaubte, worin ſie jedem Einwohner ohne Wiſſen des Veldcornets ein Kind anzunehmen, oder ein Geſchenk dafür zu geben verbot, außer in Fällen, wo die Zurückweiſung den Tod des Kindes oder ſonſt eine dringende Gefahr für daſſelbe zur Folge gehabt hätte. Außerdem wurde feſtgeſetzt, es ſolle von jedem ſolchen Kind und ſeinen Eltern durch den Veldcornet eine Perſonalbeſchreibung aufgenommen werden, und der Pflegvater war bei Strafe von 200 Rthlr. gehalten, ſeinen Pflegling auf Verlangen wieder zu verabfolgen. Im Uebrigen wurde das Pflegſchaftsſyſtem zwar beibehalten, die Dauer der unbezahlten Dienſtzeit jedoch ſehr abgekürzt. Es ſcheint, die Bauern von Graaff Reynett hatten keine Luſt den geſetzlichen Weg einzuſchlagen, um ſich mit buſchmänniſchen Pfleglingen zu verſehen, bis der Landdroſt des Diſtrikts im J. 1821 ihnen die Sache an's Herz legte. Nach einer ſpäter von ihm gemachten Angabe, die aber nur das Jahr 1823 und vier Monate des folgenden begreift, befanden ſich unter dem Schutz der Einwohner von Graaff Reynett, 191 Kinder von Buſchmännern und 55 als Pfleglinge und in der Unterdrosdey Cradok zählte man 405 Individuen dieſer Nation unter 16 und 437 über 16 Jahre, die ſich ohne Kontrakt daſelbſt aufhielten. Die Buſchmänner ſind, wenn man ſie von früher Jugend an bei ſich hat, ſehr brauchbar und in der Regel benützt man ſie in Graaff Reynett beim Ochſenfuhrwerk. Deſſenungeachtet werden ſie gerade nicht immer am Beſten behandelt; der Landdroſt von Graaff Reynett, den man deßhalb fragte, zog Dieß gar nicht in Abrede, meinte aber, es ſey doch beſſer, wenn die Bauern ſich ihrer annähmen, als wenn ihre Eltern, was manchmal geſchehe, bei Mangel an Nahrung, ſie erdroſſelten oder den wilden Thieren ausſetzten. Ihm ſelbſt ſeyen auf einer Reiſe nach Griqua Town im J. 1821 zwei halbverhungerte kleine Buſchmänner von ihren Eltern in den Wagen gelegt worden, und er habe ſie nachher in der Kolonie in Pflegſchaft gethan. In einem andern Theil der Grenze ſuchen die Einwohner gleichfalls ſich gern junge Buſchmänner zu verſchaffen; aber für deren Erziehung ſcheint von ihnen wie von den Andern gleich Wenig zu geſchehen.

Literariſche Chronik.

Die Waldenſer.

Waldensian Researches during a second visit in the Vaudois of Piemont. By William Stephen Gilly, Prebendary of Durham. 8. p. 560. London, 1831.

Ein armes, von der Welt abgeſchiedenes Gebirgsvölklein, nicht über zwanzigtauſend Seelen ſtark, das den Kampf gegen geiſtliche und weltliche Tyrannei Jahrhunderte lang ſieghaft beſtand, während ſo manche mächtige Nationen darin unterlagen und untergingen, ſind die Waldenſer eine zu ſeltene Erſcheinung in der Geſchichte, als daß ihre Schickſale nicht unſere innige Theilnahme erregen ſollten. Namentlich müſſen jedem Proteſtanten dieſe Vorfechter der Reformation lieb und werth ſeyn, die ſchon zu einer Zeit den Autoritätsglauben abſchwuren, als derſelbe noch unangefochten über die ganze Chriſtenheit das Doppelſcepter ſchwang. Wirklich war es auch das vorzugsweiſe proteſtantiſche Land Britannien, wo man ſich ſtets für die Waldenſer nicht nur gemüthlich, ſondern auch wohlthätig intereſſirte. Von dem Protektor Cromwell an, der zuerſt dem Hofe von Turin ſeine bigotten Verfolgungen einzuſtellen gebot, bis auf den heutigen Tag ließ die britiſche Regierung nicht nur häufig ihre Verwendung zu Gunſten ihrer bedrückten Glaubensverwandten eintreten, ſondern kam ihrer Armuth auch durch Geldbeiträge zu Hülfe. Auch an dem Kaiſer der Franzoſen, Napoleon, hatten die Kirchen der Thalbewohner einen Freund, der ſie nie aus den Augen verlor. Unſer Verfaſſer ſagt in dieſer Beziehung: „Ich habe die Abſchrift eines von Napoleon in Moskau unterzeichneten Befehls geleſen, worin er einen nachläſſigen waldenſiſchen Pfarrer des Amtes entſetzte. Wie ſonderbar! Der Eroberer von Europa beſchäftigt ſich im Palaſte der Czare mit den Angelegenheiten einer kleinen Gemeinde in den einſamen Thalgründen Piemonts, und der proteſtantiſche Repräſentant des Beſchützers des Glaubens vergißt die Waldenſer auf dem Kongreſſe zu Wien!“ Indeſſen ſeit dem Jahre 1827 wird ihnen nach einer zwanzigjährigen Unterbrechung das ſogenannte königliche Stipendium, das zur Verbeſſerung der geiſtlichen Beſoldungen beſtimmt iſt, wieder ausbezahlt. Die Art, wie die guten Prediger die unerwartete Gabe verwenden, dürfen

Digitized by Google

wir nicht unerwähnt laſſen. Sie hielten eine Synode und faßten folgenden Beſchluß: „Wir ſollen künftig von der engliſchen Regierung jährlich 6,800 Franken beziehen. Dieſe Summe wollen wir nicht ganz unter uns vertheilen, ſondern einen Theil davon zu allgemeinen Zwecken zurück legen. Statt 525 nimmt Jeder von uns 500 Fr., und der Reſt mit 2900 Fr. komme theils betagten und dienſtunfähigen Pfarrern und Pfarrerswittwen zu Gut, theils diene er zur Errichtung zweier andern Stellen in den abgelegenern Bezirken.“ Und doch hat keiner von allen, die Zulage eingerechnet, über 60 Pf. St. des Jahres. Möge nun der Sturz der jeſuitiſchen Zwingherrſchaft in Frankreich, deren Einfluß ſeit der Erhebung Polignac's und ſeiner Kollegen bereits in ganz Italien ſeinen der Gewiſſensfreiheit feindſeligen Charakter äußerte, dazu beitragen, daß auch das Loos der Waldenſer glücklicher ſich geſtalte!

Nachdem der Verfaſſer ſich weitläufig über das Alter und die Reinheit der waldenſiſchen Kirche verbreitet hat, läßt er eine tabellariſche Ueberſicht der Lehrmeinungen der Waldenſer folgen, wie ſie ihnen von ihren verketzerungsſüchtigen Feinden im Jahre 1250 in den Mund gelegt wurden, und wie ſie dagegen aus ihren eigenen Schriften, namentlich aus ihrer Nobla Leyçon, um's Jahr 1100, und aus einigen gleichzeitigen Abhandlungen hervorgehen, womit er dann einerſeits verwandte Anſichten italieniſcher Schriftſteller aus dem zwölften Jahrhundert, andererſeits die Anſichten der neuen Waldenſer nach ihren Glaubensbekenntniſſen und Katechismen vergleicht. Im Ganzen geht daraus hervor, daß die waldenſiſche mit der proteſtantiſchen Kirche, zumal was die Irrthümer des Pabſtthums betrifft, vollkommen übereinſtimmt. Ihr älteſtes ſchriftliches Denkmal ſcheint ihre Nobla Leyçon zu ſeyn, welche außerdem für den Philologen von mannichfacher Wichtigkeit iſt. Sie meldet ſelbſt das Jahr 1100 als Datum und beginnt alſo:

O frayres entēde una nobla Leyzon
Sovēt devē velhar erstar en ozon
C'nos veyē agst mot esr ps del chavo.

Als Hauptzweck ſeines zweiten Beſuches des waldenſer Landes (auch über den erſtern iſt eine Schrift von ihm erſchienen, welche die Kritik etwas zu romantiſch finden wollte) giebt der Verfaſſer an, daß er ſich habe perſönlich überzeugen wollen, wie gewiſſe zu ſeiner Verfügung geſtellte Geldſummen nicht nur zum Beſten der waldenſiſchen Kirche, ſondern zum Vortheile der proteſtantiſchen Sache in dieſer ihrer einzigen Burg in Italien überhaupt zweckmäßig zu verwenden wären. Hr. Gilly reiste zu dem Ende über Paris und Dijon nach Genf, von wo er auf dem Dampfboote über den ſpiegelklaren See fuhr, an deſſen gegenüberliegenden Ufern ihm das kontraſtirende Gemälde der Freiheit und des Despotismus in die Augen fiel. Hier in ſchönem Glanze Alles, was das Glück eines zufriedenen Volkes bezeichnet, das unter den Segnungen freier Inſtitutionen blüht; dort dahin jeder Wohlſtand — keine Handelsfahrzeuge, nur einige Barken in den Buchten, und ſtatt der ſtattlichen Wohnſitze reicher Bürger elende Hütten. Doch verſetzen wir uns mit ihm gleich mitten in die Berge. „Wenige Perſonen,“ ſagt er, „können La Torre betreten, ohne das Gefühl, daß, ſobald die Brücke überſchritten iſt, ſie in einem ganz neuen Lande ſind. Das Land, das hinter ihnen liegt, ſelbſt San Giovanni, gehört der großen Ebene von Piemont an; aber jetzt ſind ſie in den Thälern; Berge umſchließen ſie von allen Seiten, und je weiter ſie vordringen, deſto ſteiler ſteigen die Felſenmauern um ſie auf. Der rauſchende Pelicefluß entſchwindet ſelten dem Auge oder Ohr; ſeine geräuſchvollen Zuflüſſe durchſchneiden in kurzen Zwiſchenräumen den Weg. Da iſt nicht mehr die in ſanfter Wellenlinie ſich erhebende Landſchaft mit den grünen buntgefleckten Abhängen, den weitgeſtreckten Niederungen, wo Gras und Korn in üppiger Fülle ſproſſen; ſondern ſchroff und zerriſſen iſt die Gegend, Felſen ſind im Streite mit dem Erdreiche und der Menſch iſt im Streite mit den Elementen. Zwar ſtrömt die Natur noch an Stellen ihre Schätze aus, aber nur an Stellen; das Feld, wo das Getraide wogt, ſtößt unmittelbar an ungeheure Klippenmaſſen, die ſich vom Gipfel des wolkenbrechenden Gebirges gelöst haben, oder an ein Sand- und Steinlager, welches durch die Waſſer niedergeſchwemmt ward. Dieſe Züge treten immer markirter vor, wie man in dieſes oder jenes Alpenthal hinanſteigt; der Anbau wird ſeltener; die Rebe, die Wallnuß, die Kaſtanie weichen der Fichte — auch dieſe verſchwindet zuletzt, und man befindet ſich mitten in öden Felſenrevieren, die mit ihren tauſenderlei furchtbaren und grotesken Formen wohl hie und da dem Menſchen eine Zufluchtsſtätte, aber nimmermehr einen bleibenden Aufenthalt darzubieten ſcheinen. Die Pfade, welche nach dieſen Höhen führen, ſchon ſchmal beim Beginn, werden mit jedem Schritte rauher und rauher, bis am Ende alle Fußtapfen aufhören und es dem Wanderer überlaſſen bleibt, wie er ſich ſeinen Weg über niedergeſtürzte Trümmer zwiſchen gähnenden Abgründen bahnen mag; aber die Gefahr ſelbſt ſpornt ihn an; er dringt vorwärts, nicht nur mit Begier die Behauſung des Adlers und des Geiers zu ſchauen, ſondern auch, weil es ihn freut, ſeinen Muth und die Kraft ſeiner Sehnen zu erproben. Herrlich der Lohn, wenn er oben iſt. Auf den Zinnen eines Felſen ſitzend, wo die Ausſicht über das ganze Thal ober- und unterhalb La Torre ſich aufthut, blickten wir hinab auf die bezaubernde Scene, zuerſt mit unausſprechlicher Luſt, und dann mit dem tiefen Bewußtſeyn der eigenen Kleinheit, welches jedes Menſchen von Gefühl in einer ſolchen Unermeßlichkeit der Schöpfung ſich bemächtigt. Unſer Auge ſchweifte auf der einen Seite über Piemont zu den in grauer Ferne kaum kenntlichen Ebenen der Lombardei hinüber; deutlich auf dem Plane vor uns lag Turin, und in den Strahlen der Abendſonne ſchimmerte die marmorne Fronte der Superga. Gegen Nordoſten ſahen wir den Po ſich winden und zahlreiche Ströme und Flüſſe in ſeinen Schoß empfangen. Unmittelbar unter uns zur Linken boten San Giovanni und La Torre, ausgebreitet auf einer von Hügeln und ſanften Abhängen wechſelnden Fläche, umſäumt von Weingärten, Kornfeldern und Wieſen, und hin und wieder beſchattet von Wald und Gebüſch, ihren lieblichen Anblick dar; rechts erſchienen Villar mit ſeinen Weilern, die dunkeln Schluchten von Val Guichard, L'Envers und die parkähnlichen Schönheiten von Ralebrone. L'Envers iſt die bewaldete Seite, welche das Pelicethal im Süden einſchließt, und wo ſie nicht mit Erlen und Birken beſetzt iſt, mit Alproſen und blühenden Geſträuchen prangt, die wie ein Mantel von Scharlach den Boden bedecken. In kühnem Abſtich gegen die Wohnungen und Werke der Menſchenhand ſtarrten uns die ſchauerlichen Klüfte in der Nähe von Caſtelluzzo an. Von unſerm Sitze ſchauten wir in die bodenloſe Tiefe eines Abgrundes; Schlünde und Schluchten umgaben uns von allen Seiten und das Ganze ward begrenzt durch eine ununterbrochene Kette von Bergen, unter denen ein Pik um den andern in glänzender Verwirrung ſich aufthürmte, darunter die mächtigen Häupter des Mon Viſo und Viſolet und des Col St. Julian und d'Abries.“

Vermiſchte Nachrichten.

Die proteſtantiſche Miſſionsgeſellſchaft in Paris, an deren Spitze der Admiral Graf Verhul, Pair von Frankreich, ſteht, hat kürzlich einem Miſſionär die Weihe ertheilt, welcher ſich unverzüglich drei andern Miſſionären anſchließen ſoll, die vor zwei Jahren abgegangen ſind, um den Beſchuana's Chriſtenthum und Civiliſation zu predigen. H. Peliſſier (Dies iſt der Name des neuen Glaubensboten) erlernte bei Firmin Didot die Druckerei, und nimmt eine tragbare Preſſe mit ſich, womit er die für die zu errichtenden Schulen nöthigen Elementarbücher und ſpäter die heilige Schrift in der Landesſprache zu drucken beabſichtigt. Das Land der Beſchuana's liegt jenſeits des zweiten großen Beckens von Südafrika, und iſt faſt gänzlich unbekannt; die neuern Reiſenden vermochten nicht, über die Hauptſtadt Lattaku hinaus vorzudringen, und man weiß bloß ſo Viel, daß es ein ſehr großes Land iſt, und daß die Sprache der Einwohner, die mehr dem Kaffern- als Hottentoten-Geſchlechte angehören, tief ins Innere hinein verſtanden wird. Die Miſſionäre, die ſich zu dieſer barbariſchen Nation begeben, ſollen neben dem Evangelium Ackerbau, Gewerbsfleiß und geſelliges Leben bei ihnen einführen; ſie haben daher nicht nur verſchiedene Handwerke, ſondern auch die Anfangsgründe der Chemie und Medizin erlernt.

•

Der Ueberſetzer des Tacitus, Hr. Panckoucke, hat, um ſeinem Werke die möglichſte Vollendung zu geben, nicht allein Italien durchreist, ſondern er ſuchte auch über den Feldzug des Agricola in Schottland an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Bei dieſem Anlaſſe hat er die Hebriden, Staffa und ſeine Baſaltgrotte, Jona und ſeine 52 Königsgräber, Sky und ſeine Alabaſterhöhle beſucht und davon Zeichnungen aufgenommen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 162. 11 Junius 1831.

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

1. Urſprung der Volksaufſtände in Frankreich und der erſte in Paris 1815.

Es ſcheint außer den Gränzen der Möglichkeit zu liegen, daß eine wohlgeordnete Regierung durch einige Verordnungen, die ihr Familienintereſſe, aber nicht des Volkes Wohl zum Ziele haben, bei dem letztern ſo eine Bewegung veranlaſſen, ſo einen Sturm herbeiführen können wie wir zu Paris im Laufe des Julius 1830 geſehen haben. Welche bewaffnete Macht ſteht nicht jeder Regierung zu Gebote, und wie ſind dieſe Waffenkräfte wieder zum Gehorſam gewöhnt! Welche Einheit herrſcht nicht in ihren Maßregeln! Hätten wir nicht bald darauf in den Niederlanden und Deutſchland an mehrern Orten das Nämliche geſehen, wir würden Mühe gehabt haben, uns vorzuſtellen, daß das Volk in Paris, ohne Führer, faſt ohne Waffen, im Stande geweſen wäre, ſo nach einem zuſammenſtimmenden Plane zu handeln, ſo hartnäckig den gegen ſie anrückenden Truppen aller Art die Spitze zu bieten, am Ende den Sieg davon zu tragen, und das verhaßte Königsgeſchlecht aus dem Lande zu treiben, wohin es durch einige hunderttauſend fremde Bajonette und eine kleine Partei gekommen war, die dabei ihren Vortheil hatte.

Indeſſen bei dem Wunderbaren, das dieſe Erſcheinung darbietet, dürfen wir nicht vergeſſen, daß Uebung den Meiſter und die Gewohnheit mit der Gefahr vertraut macht. Von dem Augenblick an, wo die Bourbons zurückkehrten, den Thron der mit Schmach aller Art bedeckten Ludwige XIV und XV wieder einzunehmen, iſt faſt kein Jahr, ja vielleicht nicht ein Monat vergangen, wo nicht in Paris oder auf irgend einem Punkte Frankreichs Unruhen ſtatt fanden, welche den Sturz der Regierung herbeiführen ſollten oder herbeiführen konnten. Die Veranlaſſungen zu ſolchen Unruhen waren ſehr verſchiedener Art. Zum Theil gingen ſie vom Hofe ſelbſt aus. So unglaublich Dieß ſcheint, ſo wahr iſt es. Während der Regierung Ludwigs XVIII war der nun vertriebene Karl X ſein ärgſter Feind. Ludwig XVIII regierte ihm viel zu mild, zu nachſichtig. Um ihn zu harten Maßregeln zu zwingen oder ihn vom Throne ſelbſt zu ſtürzen, erregte man künſtliche Aufſtände. Polizeiagenten durchſtreiften die dazu ausgeſuchten Bezirke und verführten ruhige Bürger, damit ein Vorwand gefunden wäre, die Konſtitution zu ſtürzen, zu beſchränken, die Willkürherrſchaft zu vervollſtändigen. Manche andere Aufſtände hatten ihren Urſprung in dem empörenden Drucke, der auf einzelnen Ständen laſtete; in der Zurückſetzung, welche ſie vom Hofe erfuhren, in der Unzufriedenheit mit den verkehrten Maßregeln oder Mißgriffen, welche die Regierung, weder die Zeit noch ihr Volk beurtheilend, ſich alle Tage zu Schulden kommen ließ. Es iſt nicht immer leicht auszumitteln, von welcher Art jede der mancherlei Unruhen geweſen ſeyn mag, die ſeit 1814 in Frankreich ſtatt gefunden haben. Zwar der Regierung geradezu zu beweiſen, daß ſie ſelbſt die Anſtifterin von Unruhen ſey, damit ſie einen Vorwand hätte, die ſchändlichſten Abſichten durchzuſetzen, erlaubte bald das ſchwarze Gewebe nicht, womit ſich die Polizei zu bekleiden wußte, theils erſtickte die kriechende Cenſur jede Stimme, die Etwas verlauten laſſen wollte, theils beſchuldigten die öffentlichen Blätter gegenſeitig beide Parteien, je nachdem ſie die Farbe der einen oder der andern trugen. Indeſſen ſo Viel bleibt gewiß, daß faſt alle Jahre Unruhen ausbrachen, daß den meiſten derſelbe Zweck zum Grunde lag, welchen die Kämpfe des Julius 1830 hatten; daß andere unter günſtigern Umſtänden leicht dieſelbe Wendung hätten nehmen können; daß endlich die zunehmende Erbitterung auf der einen Seite, und die Gewohnheit, mit der bewaffneten Macht einen Strauß zu beſtehen, auf der andern Seite irgend ein Mal, früher oder ſpäter, ein Reſultat herbeiführen mußte, wie es ſich endlich im Julius 1830 geſtaltete. Uebung macht den Meiſter in allen Dingen. Die Regierung, welche ſicher zu ſeyn glaubt, weil es ihr gelungen, einen Aufſtand zu unterdrücken, iſt nicht lange geborgen, wenn ſie nicht die Urſachen deſſelben zu beſeitigen weiß!

(Schluß folgt.)

Polen auf dem wiener Kongreß und Nowoſilzow.

(Schluß.)

Für die Ruſſen und beſonders für Nowoſilzow war dieſe Konſtitution dennoch zu liberal; und da die Ausübung größtentheils von dem Letztern abhing, der den Generaliſſimus des lithauiſchen und polniſchen Heeres, den Großfürſten Konſtantin, als ruſſiſcher Kommiſſ n ach Warſchau begleitete, ſo wurde freilich Nichts verſäumt,

Digitized by Google

den Buchſtaben der Konſtitution ſo lange zu drehen und zu wenden, bis er vollkommen der moskowitiſchen Anſicht entſpeach. Den Fürſten Czartoryski aus der Gnade des Kaiſers zu verdrängen, war die erſte Aufgabe; denn ſo lange er Wacht hielt, war wenigſtens an einen Einbruch im Großen ſo leicht nicht zu denken. Czartoryski war Kurator der Univerſität zu Wilna. In dieſem Amte verleugnete er natürlich ſo wenig, als in ſeinem ganzen übrigen Leben, ſeine Grundſätze. Unter ſeinem Schutze erfreute ſich die Univerſität einer Lehrfreiheit, die in Rußland unerhöet war. Die geiſtreichſten Männer des Auslandes wurden berufen, Polens vergangene Größe war der Gegenſtand beſonderer Vorleſungen, und duech ganz Lithauen verbeeitete ſich von Wilna aus eine in dieſen Gegenden ungewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung und Geiſtesunabhängigkeit. Dieſes Verdienſt, das Füeſt Czaetoryski ſich um ſein Vaterland erwarb, war das Mittel, deſſen Nowoſilzow ſich zu ſeinem Sturze bediente. Die Grundſätze, eröffnete er dem Kaiſee, die der Fürſt auf der Univerſität und in den Schulen Lithauens ausbreiten laſſe, müßten, ſobald ſie einmal Wurzel gefaßt hätten, nothwendig zu einer Revolution in den ruſſiſch-polniſchen Provinzen führen und früher oder ſpäter den Verluſt derſelben füe Rußland zur Folge haben. Die Liſt gelang. Füeſt Adam Czartoeyski fiel in Ungnade, er ſuchte ſeine Entlaſſung und erhielt ſie. Nowoſilzow kam, ſtatt ſeiner, zu der Kuratel von Wilna.

Um es zu begreifen, wie Dieß bei der dem Kaiſer wohlbekannten Treue und Biederkeit des Fürſten und bei der geringen Achtung, in welchee Nowoſilzow ſelbſt ſtand, möglich war, muß man den Charakter dieſes Mannes kennen, der, ein vollendeter Diplomat der alten Schule, nie einen Plan eher errathen läßt, bevor er zur Reife gediehen iſt, wider den Gegner nie offen zu Felde zieht, ſondern verboegen, wie der Maulwurf, den Boden unter ſeinen Füßen unterwühlt und ſo langſam, aber ſichee, ſeinen Fall vorbereitet. Einer der erklärteſten Feinde Nowoſilzows in Warſchau war Julian Niemcewicz, dee öffentlich, in jeder Geſellſchaft, bei jeder Gelegenheit ſeine Verachtung gegen den verhaßten Ruſſen ausſprach. Nowoſilzow ließ ſich dadurch in ſeiner höfiſchen Freundlichkeit nicht irre machen. Als das Denkmal des Kopernikus auf dem Platze vor dem Palaſte der königlichen Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften enthüllt wurde, hielt Niemcewicz als Präſident der Geſellſchaft eine Rede, die mit den Worten ſchloß: „So wird denn heut zum erſten Male die Sonne auf das Denkmal des Mannes herabblicken, der, größer als Joſua, ihe für immer einen feſten Standpunkt am Himmel anwies.“ Zum Unglück war der Himmel trübe und umwölkt; aber in dem Augenblicke, wo der Redner jene Worte ſprach, beang die Sonne durch die Wolken, und ein voller Strahl verklärte das Monument. Alles ſchwieg überraſcht, gerührt. Nur Nowoſilzow, mit ſeinem immer ſich gleich bleibenden Lächeln, drückte dem Dichter freundſchaftlich die Hand, indem er ihm das Kompliment machte: „Nichts kann Ihnen widerſtehen, ſogar die Natur, die Sonne und das Firmament muß Ihnen gehorchen.“ In einem andern Sinne war er aber inzwiſchen in St. Petersburg thätig, und als nach der Revolution des 29 Novembers ſeine Papiere den Patrioten in die Hände fielen, fand ſich unter anbeen das Konzept eines Berichtes an den Kaiſer, woein es in Bezug auf Niemcewicz hieß: „dergleichen alte Starrköpfe müßten entfernt werden; ſie wären wie alte verdorbene Weinhefe weder zu Wein noch zu Eſſig tauglich.“

Kaum brauchte man Mehr zu wiſſen, als daß dieſer Mann der vertrauteſte Rathgeber des Großfürſten Konſtantin war, um alles Unglück, welche ſeit der Wiederherſtellung des polniſchen Namens über Polen gekommen iſt, vorherzuſehen. Zwar konnte er vor dem Scharfblick des Kaiſers Nikolaus ſo tief ſich nicht verbergen, daß ſeine Intriken nicht dennoch zuweilen durchſchaut worden wären: ſo, als die Sache der geheimen Verbindungen, die im Jahr 1826 in Polen entdeckt wurden, dem Reichstagsgerichte zum Spruch übergeben worden war, und zu erwarten ſtand, daß den Theilnehmern die gelindeſte Strafe zueekannt werden würde. Nowoſilzow hatte Alles aufgeboten, um in dem Senate eine möglichſt zahlreiche Partei zu gewinnen, die den Tod über die Unſchuldigen ausſpräche. Als Dieß nicht gelang, beſtach er mehrere Senatoren, daß ſie für völlige Freiſprechung ſtimmten, um den Kaiſer zu überreden, es herrſche in dem Senate übler Wille gegen die Regierung. Die Intrike wurde indeſſen entdeckt, und die einzige Folge derſelben war ein derber Verweis für Nowoſilzow. Damals, im Unmuthe über fehlgeſchlagene Erwartungen, vergaß er ſeinen Charakter, der ihm doch zur andern Natur geworden ſchien, ſo ſehr, daß er ſich hinreißen ließ, einem Manne, der ihm in geraden Worten die Wahrheit ſagte, leidenſchaftlich zu entgegnen. Der Finanzminiſter Fürſt Lubezki, der ſeiner Sparſamkeit wegen bekannt, andrerſeits jedoch als ein Mann von Verdienſt geachtet war, weigerte ſich, ſeinen Beſuch anzunehmen, und warf ihm, als er dennoch zu ihm hindurchdrang, in Gegenwart mehrerer Perſonen vor, den Kaiſer betrogen zu haben. Es entſpann ſich ein Wortwechſel, der damit endigte, daß der Fürſt den ungebetenen Gaſt einen Trunkenbold (ivrogne) ſchalt; Nowoſilzow erwiederte: „Geizhals!“ (avare) und zog ſich durch die offene Thür zurück.

Durch welche Mittel Nowoſilzow es dahin brachte, den Großfürſten in dem Glauben an ſeine Unentbehrlichkeit zu erhalten, bedarf nach dieſen Charakterzügen wohl keiner nähern Andeutung. Sein Einfluß blieb unumſchränkt und kann in der That als die vornehmſte Ueſache der polniſchen Revolution angeſehen weeden. So oft Nowoſilzow von Warſchau entfernt war, bemerkte man in dem Benehmen des Großfürſten eine Veränderung, die jeden Polen gewonnen haben würde, wenn ſie von Dauer geweſen wäre. Alle Vorſtellungen, die dem Prinzen deßhalb geſchahen, waren vergeblich. „Ihr Polen,“ entgegnete er eines Tages dem Grafen Zamoyski, „ſeyd doch wahrlich ungerecht. Wißt Ihr denn auch, daß Nowoſilzow es iſt, dem Ihr Eure Konſtitution verdankt?“

Nowoſilzow kann man wenigſtens das Talent des Staatsmannes nicht ableugnen. Er wußte Rückſichten, die ihm in politiſchee Hinſicht als die höheren erſchienen, untergeordnete zu opfern; und wenn er in Polen mit angeſtrengteſtem Keaftaufwande jede Spur polniſcher Nationalität zu vertilgen ſtrebte, ſo war nicht bloß kleinlicher Haß, ſondern noch mehr das politiſche Syſtem, zu dem er ſich bekannte, der Beweggrund. Aber wenn man auf dieſe Weiſe das Unheil, welches er Polen zufügte, von ſeinem Standpunkte aus faſt entſchuldigen könnte, ſo darf man nicht vergeſſen, daß Alles, was Nowoſilzow an Druck, Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten etwa

Digitized by Google

fehlen, ließ, durch ſeine Gehülfen, die gleich einem Netze das ganze Land umgarnten, reichlich erſetzt wurde. Zum Ueberfluß wurde er häufig von ſeinen Vertrauten noch betrogen, wie von dem im Jahre 1829 zu Wilna verſtorbenen Baikow. Dieſer hatte Nowoſilzow eine Summe von 100,000 Rubeln geliehen, und ſtatt der Zinſen durch ſeine Vermittlung eine Anſtellung im Gouvernement Wilna erhalten. Im Jahre 1824 übertrug Nowoſilzow ihm mit dem Profeſſor der Chirurgie, gegenwärtigem Rektor und Staatsrath Pelikan, die Unterſuchung der Unruhen, die angeblich auf der Univerſität zu Wilna ausgebrochen waren. Die ganze Sache beſchränkte ſich — wie auch in Pabel's Schrift: Rußland in der neueſten Zeit (Dresden und Leipzig, Arnold, 1830. 8. S. 26) zu leſen iſt — darauf, daß ein Schulknabe den leichtſinnigen Einfall hatte, die Worte: „Es lebe die Konſtitution von 1791," an die Wand zu ſchreiben. Als Reſultat der Unterſuchung hingegen ergab ſich, daß unter den Schülern und Studenten eine durch ganz Lithauen verzweigte geheime Verbindung beſtehe, die keinen geringern Zweck habe, als den Umſturz der beſtehenden ruſſiſchen Regierung. Eine große Anzahl von jungen Leuten, die den edelſten Familien des Landes angehörten, wurden als gemeine Soldaten in die ruſſiſchen Regimenter geſteckt, oder in Feſſeln in das Innere von Rußland und nach Sibirien abgeführt; darunter Mickiewicz, der größte Dichter, den Polen je hervorgebracht hat; Zan, den Humboldt in Orenburg beſuchte, und dem er bei ſeiner Abreiſe ſeine aſtronomiſchen Inſtrumente zum Geſchenke machte, und andere ausgezeichnete Jünglinge. Bei dem Tode Baikow's fand ſich unter ſeinem Nachlaſſe ein ſorgfältig geführtes Tagebuch, in nicht weniger als zwanzig Bänden in Quart, welches Nowoſilzow zugeſandt und von dieſem, unter andern geheimen Papieren in ſeiner Bibliothek in Warſchau aufbewahrt wurde. Ein ausführlicher Bericht über die wilnaer Unterſuchung ſtellte dieſe im grellſten Lichte dar. „Nowoſilzow" hieß es wiederholt, „ſey auf die luſtigſte Weiſe hintergangen worden. Mit ſeiner Liebe zu der Fürſtin Zubow beſchäftigt, habe er ſich um Nichts bekümmert und alle Uebertreibungen, die man ihm aufheftete, um die Sache recht wichtig zu machen, ohne Prüfung dem Kaiſer vorgetragen."

Dieſe und hundert ähnliche Geſchichten, die zum Theil noch abſcheulicher und unglaublicher ſind, waren nicht bloß in Wilna und Warſchau, ſondern in dem ganzen Lande bekannt. Wen kann es befremden, wenn auf das erſte Zeichen, von welcher Seite es auch immer gegeben wurde, ganz Polen in Maſſe aufſtand und ſeine alte Freiheit zurückforderte? Gerade das, Was man Anfangs wohl als Zeichen der Geringfügigkeit der polniſchen Inſurrektion geltend machte, daß ſie von einer geringen Anzahl exaltirter Jünglinge ausging, war vielmehr der überzeugendſte Beweis ihrer Allgemeinheit; denn unmöglich hätte es wenigen unbedeutenden jungen Menſchen gelingen können, nur eine einzige Stadt in ihrem revolutionären Schwindel mit fortzureißen, wenn ihre Geſinnungen nicht von allen Bürgern getheilt wurden.

Die Einwohner von König Georgs Sund. *)

Die Bevölkerung in der Nachbarſchaft von König Georgs Sund unterſcheidet ſich nicht weſentlich von den Ureinwohnern von Sydney. Ihre einzige Kleidung, die bis an's Knie reicht, und um den Nacken mit einer Binſe dergeſtalt befeſtigt iſt, daß ſie den rechten Arm frei läßt, beſteht aus Kangarufellen. Wie alle andern Indianer bedienen ſie ſich einer mit Fett vermiſchten rothen Erde, mit der ſie ſich überſtreichen. Indeß wird dieſes Bemahlen des Leibes nicht wie auf Sydney als ein Zeichen des Kriegsmanns betrachtet, ſondern es iſt allgemein eingeführt und wird mit Sorgfalt angewendet, je nachdem man mehr oder minder Fett haben kann; iſt dieß im Ueberfluß vorhanden, ſo bleiben auch die Kleider nicht mit dieſem Ueberzug verſchont. Eben ſo gebräuchlich iſt unter ihnen die barbariſche Sitte, ſich an verſchiedenen Theilen des Leibes, beſonders an den Schultern Wunden zu machen. Man unterſcheidet darnach die einzelnen Familien und Stämme. Von dieſen Wunden entſtehen große Narben, die als beſondere Auszeichnung angeſehen werden. Eben ſo durchbohrt man ſich den Naſenknorpel und trägt eine Feder darin. Es ſcheint, daß ſie nur wenige oder gar keine Häuptlinge haben. Das meiſte Anſehen genießen unter ihnen Zauberärzte — Mulgarradocks — die ſich überirdiſche Kräfte beilegen. Hr. Nind ſah einen ſolchen im Verſuche begriffen, ein Donnerwetter aufzuhalten. Der Zauberer ſtand hiebei im Regen, krümmte ſich lange Zeit in allerlei gewaltſamen Gliederverrenkungen, ſchrie laut auf, warf ſeine Arme umher, ſchüttelte ſeinen Mantel und ſchnitt entſetzliche Geſichter. Sie ſtehen auch im Rufe, Krankheiten heilen zu können, was jedoch vielleicht mit eben ſo viel Erfolg geſchieht, als die Bändigung der Elemente. Zum Glück iſt das Volk kräftiger und geſunder Art. Bei Krankheiten ſchreiben ſie eine eigenthümliche Diät vor. Anfangs dürfen bloß Wurzeln gegeſſen werden, dann greift man zu Eidechſen, Beutelthieren u. ſ. w. — Vielweiberei iſt unter ihnen Sitte, doch hat man darüber noch keine genaueren Nachrichten einziehen können. Das ganze Volk iſt in zwei Klaſſen eingetheilt, und es beſteht ein Geſetz, daß jede Klaſſe nur unter ſich heirathen darf; Wer dieß überſchreitet, macht ſich einer ſchweren Strafe ſchuldig. Die Mädchen werden oft von ihren Vätern verlobt, ehe ſie noch geboren ſind, immer aber bleiben ſie unter die willkürliche Verfügung der Eltern geſtellt. Indeß giebt es auch romantiſche Fälle von Entführungen, wie bei uns, worüber die Eltern nicht wenig ungehalten ſind; ſechs Monate oder ein Jahr reichen jedoch hin, den Eindruck des durch eine ſo ſchlimme Aufführung erregten Unwillens zu verlöſchen. Es beſteht bei ihnen die barbariſche Sitte, wenn ein Weib Zwillinge geboren hat, eines der Kinder zu tödten, gewöhnlich wird das weibliche erhalten; man giebt als Grund davon an, das Weib habe nicht Milch genug, um beide zu ernähren.

Die vorzüglichſte Art zu jagen beſteht darin, daß ſie die Oberfläche des Gefildes anzünden, die gewöhnlich ſehr verdorrt iſt und reißend ſchnell von dem Brande überflogen wird. Die Jäger ſtellen ſich auf den Wechſel des Wildes und erlegen ſo eine ungeheure Menge von Kangarus, Beutelthieren u. ſ. w. Um das Feuer nicht allzu weit um ſich greifen zu laſſen, wird es nur in abgeſteckten Bezirken angezündet. Auch Schlangen bilden einen Theil ihrer Nahrung. Wenn ſie eine getödtet haben, zermalmen ſie ihren Kopf zu Atomen, bevor ſie dieſelbe anrühren. Wenn ſie finden, daß ſie erſt Futter zu ſich genommen hat, ſo werfen ſie ſie wieder weg, weil ſie dann ihr Fleiſch für ungeſund halten. Große Sorgfalt hegen ſie für ihre Hunde, die in ihren Augen ein Recht auf einen Theil der gemachten Beute haben; doch dieſe Thiere, wenn es ihnen an Futter gebricht, gehen ſelbſt auf die Jagd und kehren gewöhnlich erſt in einigen Tagen zu ihren Herren zurück.

Im Sommer kommen die Stämme an die Küſte herab zum Fiſchfange. Sie ſpießen die Fiſche meiſt mit dem Speer in Untiefen und zuweilen in einer Art von Teich, den ſie in ſeichten Flußſtellen mit Büſchen einfangen. Auch des bei unſern Fiſchern üblichen Kunſtgriffes mit dem Lichte bei Nachtzeit wiſſen ſie ſich zu bedienen. Zuweilen wird ein todter Wallfiſch an die Küſte geworfen, der ſie auf lange Zeit mit Nahrung und Fett verſieht.

*) Aus dem in der königl. engliſchen geographiſchen Geſellſchaft vorgeleſenen Berichte des Hrn Nind, der die im Jahre 1826 nach dieſem Theil von Auſtralien abgeſchickte Niederlaſſung begleitete und bis zum Jahre 1829 daſelbſt verweilte.

Digitized by Google

Für ihre Kinder hegen ſie eine große Zärtlichkeit, nur ihre Weiber haben ſich nicht immer der zarteſten Behandlung zu erfreuen. Dieſe müſſen wie bei den nordamerikaniſchen Indianern mancherlei nützliche Dienſte verrichten. Nicht allein zur Beſorgung der Lebensmittel müſſen ſie beitragen, ſondern auch die Hütten bauen, Kleidung bereiten und ſonſt allerhand Geſchäfte beſorgen. Hausgeräthe haben ſie nur ſehr wenig. Ein Stück Rinde dient als Trinkgeſchirr, die Klaue eines Kangaru als Nadel, auch eines hohlen Binſenrohres oder der Schwungfeder eines Vogels bedienen ſie ſich, um Waſſer zu ſchlürfen, wenn ſie es ſonſt nicht mit dem Munde erreichen können.

Ihre Tänze ſind nicht ſonderlich anmuthig, und ſtellen größtentheils ihre verſchiedene Arten, das Wild zu tödten, vor. Gewöhnlich erſcheinen ſie bei dieſen Feſten nackt, vor den Anſiedlern jedoch tanzten ſie nur mit ihren Kleidern angethan. Auf dem Tanzplatze wurde ein Feuer angezündet, auf deſſen einer Seite ein alter Mann ſaß. Ihm gegenüber bewegten ſich nun die Tänzer vorwärts und rückwärts auf der andern Seite des Feuers, wobei ſie bald neben einander ſchritten, bald niederduckten und Kopf und Leib in die groteskeſten Stellungen brachten; dann ſchrieen ſie insgeſammt und legten die grünen Zweige, die jeder in der Hand hielt, am Ende vor dem Alten nieder. Dieſer beobachtete während der ganzen Luſtbarkeit den ſtrengſten Ernſt und gab nach Gefallen den Tänzern ihre Richtung an. Die Weiber, wie es ſcheint, dürfen nicht mit den Männern tanzen.

Wiedervergeltung heißt ihr Geſetz. Wenn Jemand getödtet wird, ſo begnügen ſich ſeine Freunde, wenn irgend Einer aus dem Stamme des Thäters umgebracht werden kann. Kommt Jener durch Zufall um's Leben, etwa durch den Sturz von einem Baum, ſo wird dieſer Unfall einem feindlichen Stamm beigemeſſen und Einer davon wo möglich getödtet. Wenn Jemand erkrankt und jede Hoffnung zur Geneſung ſchwinden ſieht, ſo verſucht er, irgend einen Andern umzubringen, in der Meinung hiedurch zu geneſen. Obgleich ihre Kriegsgeräthe ſehr gefährlich ſind, ſo können ſie ſelbſt doch keineswegs als ein kriegeriſches Volk angeſehen werden. Sie beſitzen eine große Gewandtheit, dem Speerwurfe auszuweichen und in ihren gegenſeitigen Kriegen iſt eine erhaltene Wunde das Zeichen, der Schlacht ein Ende zu machen. Von blutigeren Folgen ſind ihre Angriffe nur begleitet, wenn ſie dieſelben verſtohlens und bei Nacht ausführen können. Sonderbar iſt es, daß die Freunde von Einem, der auf dieſe Weiſe umgekommen iſt (was immer mit dem Speere geſchieht), ſich ſehr in Acht nehmen, den Namen des Erſchlagenen auszuſprechen, aus Furcht, ſein Geiſt werde erſcheinen. Führt ein Anderer denſelben Namen, ſo ändert er ihn auf der Stelle, um ihn nicht ausſprechen zu laſſen. Die Todten begraben ſie unter großer Wehklage in einer Grube, die drei Fuß breit, vier Fuß lang und ungefähr drei Fuß tief iſt. Der Boden des Grabes wird mit Rinde und grünen Zweigen überdeckt. Die Leiche wird dann darauf gelegt im beſten Gewande und möglichſt aufgeputzt, die Knie zur Bruſt hinaufgezogen, die Arme kreuzweis über einander geſchlagen. Sein Womena oder Wurfſpieß und ſein Kurl oder ausgeſchnittener flacher Schild werden zu beiden Seiten des Grabhügels aufgeſtellt und in die umſtehenden Bäume Ringe eingeſchnitten. Ihre Trauer beſteht darin, daß ſie ihr Geſicht ſchwarz überſtreichen oder große weiße Flecken beſonders auf die Stirne malen und lange Zeit tragen. Auch die Geräthſchaften der Weiber werden mit ihnen begraben, doch bei ihren Begräbniſſen keine ſo großen Feierlichkeiten beobachtet, wie bei denen der Männer.

Das Klima iſt nach dem Bericht des Hrn. Nind dem Pflanzenwachsthum ungemein günſtig; die Erndten ſind nicht allein ſicher, ſondern auch von üppigem Reichthum, da, wo der Boden dazu hergerichtet iſt. In allen Theilen des Landes findet man Teiche ſtehenden Waſſers. Die in der Nachbarſchaft der Anſiedlung vorherrſchende Gebirgslagerung iſt Granit. Die Niederlaſſung zählte im Oktober 1829, wo Hr. Nind ſie verließ, zwei und fünfzig Europäer und iſt an dem nördlichen Ufer des Princeß Royal Hafen, am Fuße des niederen Theiles des Berges Melville gelegen. Dieſe Lage ſchien in mancherlei Betracht wählenswerth; allein es fehlt ihr an gutem Bauholz und gutem Waſſer. Auch der Boden iſt in ihrer Nähe ſehr unfruchtbar, da er auf der Oberfläche nur aus weißem, einige Zoll tiefem Sand beſteht.

Vermiſchte Nachrichten.

Die philoſophiſche Schule, ſagt der National, die ſich ſeit einigen Jahren in Frankreich begründet hat, nahm bedeutend aus der deutſchen Schule und namentlich aus der kantiſchen Philoſophie zu leihen. Um aber die unſterblichen Werke des königsberger Weltweiſen nach ihrem wahren Werthe zu erkennen und zu würdigen, muß man Kant's Schriften ſelbſt ſtudiren. Bis jetzt fehlte es in Frankreich an einer Ueberſetzung derſelben. Hr. Schon hat eine ſolche unternommen, die unter dem Titel Philosophie transcendentale ou Système d'Emanuel Kant demnächſt erſcheinen wird. Der Ueberſetzer, der Kant's drei Bände ſtarkes Werk in einen zuſammengezogen hat, legt in ſeiner Arbeit eine eben ſo große Kenntniß der deutſchen Sprache an den Tag, als ausgebreitete philoſophiſche Studien."

*

Unter mehreren ruſſiſchen Feldkapellen, die von den Polen erbeutet wurden, ſieht man zu Warſchau auch eine, deren Bildniß einen Chriſtus darſtellt, welcher zur Belohnung für den Feldzug vom Jahre 1812 mit einer Medaille und dem St. Georgenkreuze geziert iſt.

*

Folgende Geſchichte, die auch Zſchokke Stoff zu einer Novelle gegeben hat, findet ſich in den zu London in dieſem Jahre erſchienenen Recollections of seven Years Residence of the Mauritius, or Isle of France. By a Lady. „Charlotte Chriſtine Sophie von Wolfenbüttel, die Gemahlin des Zarewitſch Alexis, des Sohnes Peters I., hatte das Unglück, ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit, die Gunſt ihres Gemahles einzubüßen, der ihr eines Tages, wahrſcheinlich dem ruſſiſchen Sprüchworte ehelicher Galanterie getreu: je mehr man die Weiber prügelt, deſto mehr lieben ſie Einen, einen Schlag verſetzte, wodurch eine unzeitige Niederkunft der Fürſtin mit einem todten Kinde herbeigeführt wurde. Die Gräfin von Königsmark, die Kammerfrau der Fürſtin, die nicht mit Unrecht fürchtete, ihre Gebieterin werde nach ihrer Geneſung nur neuen und noch heftigern Mißhandlungen entgegengehen, beſchloß im Einverſtändniſſe mit der Fürſtin, dieſe für geſtorben auszugeben. Der Zarewitſch, dem man keine angenehmere Neuigkeit hinterbringen konnte, legte ſofort Trauer an, und mit ihm trauerten alle Höfe von Europa. Inzwiſchen war es der Prinzeſſin gelungen, mit einem alten Diener, der ſich für ihren Vater ausgab, und einer weiblichen Begleiterin nach Amerika zu entkommen. Während ſie in tiefer Zurückgezogenheit zu Louiſiana lebte, wurde ſie von einem Offizier, Namens d'Aubant, erkannt, der ſich erinnerte, ſie in Rußland geſehen zu haben, und ihr ſeine Dienſte anbot. Bald darauf traf die Nachricht von dem Tode des Zarewitſch ein, und d'Aubant erbot ſich, die Fürſtin nach Rußland zurückzuführen. Allein dieſe fühlte ſich glücklicher in ihrem neuen Leben, und erklärte ihren Entſchluß, nicht mehr zu dem trügeriſchen Glanze des Hofes zurückkehren zu wollen. Während dieſer Zeit ſtarb ihr alter Diener, und da ſie ſo ohne Beſchützer war, bot ihr d'Aubant, der ſchon ſo viele Anhänglichkeit für ſie bewieſen hatte, ſeine Hand. Die Fürſtin willigte ein und wurde die Gemahlin eines Lieutenants, ſie, die beſtimmt war, eine kaiſerliche Krone zu tragen. Indeß hatte ſie nicht Urſache, ihre zweite Ehe zu bereuen; glücklich durch die Liebe eines Mannes von ihrer Wahl, lebte ſie in ununterbrochenen häuslichen Freuden zehn Jahre, ohne einen Wunſch nach dem glänzenden Elende ihres früheren Standes zu empfinden. Allein d'Aubant's Geſundheitsumſtände machten einen Wechſel des Klima's nöthig; ſie ſchifften ſich nach ſeinem Vaterlande ein, wo er bald unter Frankreichs mildem Himmel wieder genas. Hier bewarb ſich d'Aubant um eine Anſtellung auf Isle de France und wurde dahin als Major geſchickt. Bevor er jedoch mit ſeiner Gemahlin Frankreich wieder verlaſſen konnte, wurde die Fürſtin dem Marſchall von Sachſen bekannt, und dieſer erfuhr von ihr die Geſchichte ihrer Abenteuer, von der er ſofort den König in Kenntniß ſetzte. Dieſer beauftragte den Marineminiſter, dem Gouverneur von Mauritius den Befehl zu ertheilen, daß Hr. und Frau von Aubant mit aller möglichen Aufmerkſamkeit behandelt werden ſollten. Dieſem Befehle wurde pünktlich nachgekommen, und ſo lebte die Fürſtin zufrieden und glücklich auf dieſer Inſel bis zum Jahre 1747, wo ihr geliebter Gatte ſtarb. Sie kehrte hierauf nach Paris zurück, wo ſie in einem hohen Alter mit Tode abging.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 163. 12 Junius 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Schluß.)

Seit dem Jahre 1815, wo Warſchau unter ruſſiſchem Szepter wieder zur königlichen Hauptſtadt erhoben ward, haben daſelbſt ſehr bedeutende Veränderungen ſtatt gehabt. Zehn neue Barrieren wurden in den letztern Jahren errichtet. Das Ganze zerfällt nunmehr in acht Stadtviertel, von denen Praga das achte bildet, und in 220 Straßen, worunter ſich auszeichnen: die Meth- oder Honigſtraße, Miodowa; die lange Straße, Dlaga; die neue Welt, nowy Swiat; die Königsſtraße, Krolewska; die Kurzeſtraße, Elektoralna; die Marſchallſtraße, Marszalkowska; die Senatorenſtraße, Senatorska ꝛc. Von den öffentlichen Plätzen ſind der ſächſiſche, der von Mariaville, der von St. Andreas, jener der Altſtadt, jener der drei Kreuze und der des Königs Sigismund der Anführung beſonders werth. Der letztere iſt mit der von vergoldeter Bronze aufgeführten koloſſalen Bildſäule Sigismunds III geſchmückt, welche die Dankbarkeit ſeines Sohnes Ladislaus IV ihm ſetzen ließ. Dieſem öffentlichen Denkmale geſellte ſich in der krakauer Vorſtadt jenes des allen Polen theuern Fürſten Joſeph Poniatowsky, deſſen Reiterſtatue ein Werk von Thorwaldſen's Meiſterhand iſt, und im vorigen Jahre das koloſſale Standbild des Kopernikus. Die lutheriſche Kirche gehört zu den ſchönſten Gebäuden der Stadt. Der Palaſt, welchen der Großfürſt Konſtantin bewohnte, war einſt das Eigenthum des berühmten Miniſters Grafen Brühl; der Regierungspalaſt gehörte der gräflichen Familie Kraſinsky. Warſchau zählt dermalen 5000 numerirte Häuſer. Die amtlichen Nachrichten gaben bereits 1827 gegen 127,436 Einwohner, für 1829/30 aber 136,724 an, in welcher Zahl jedoch weder Fremde, noch die anſehnliche, aus Polen und Ruſſen beſtehende Garniſon mitbegriffen war. Für das Jahr 1831 kann man die Einwohnerſchaft in runder Zahl zu 138,000 annehmen, von denen faſt der vierte Theil zum Stamme Iſrael gehört. Warſchau iſt der Sitz aller Zentralbehörden des Königreichs. Mitten in der Stadt wetteifern die Alleen von Ujazdow mit dem wiener Prater. Am Ende derſelben bietet der Luſtort, die Bagatelle genannt, Alles dar, was das Vergnügen irgend befördern kann. Ganz in der Nähe iſt auch das ſchöne Luſtſchloß Belvedere, bisheriger Sommeraufenthalt des ruſſiſchen Großfürſten. Eine Meile von der Stadt liegt das gräflich potozkiſche Schloß Willanow; es iſt prachtvoll, groß, regelmäßig und von franzöſiſcher Bauart; es wurde von türkiſchen Kriegsgefangenen erbaut. Der König Sobieski reſidirte hier eine Zeit lang; in einem der Säle zeigt man noch das Bett, in welchem den tapfern König 1696 der Tod ereilte. An ſeiner Grabſtätte rief Karl XII aus: ein ſo großer König ſollte von dieſem Tribut an die Natur befreit bleiben! Außer dieſen merkwürdigen, jedem Polen theuern Erinnerungen verdient das Schloß ſchon um ſeiner neuen ſchönen Anlagen und der beiden Mauſoleen willen, deren eins den bei Raszyn Gebliebenen, und das andere dem gelehrten Grafen Potozki gewidmet iſt, von Fremden beſucht zu werden. Warſchau liegt faſt in der Mitte des Königreichs Polen, am linken Weichſelufer und in beinah gleicher Entfernung von Krakau, Königsberg und Breslau, nämlich 45, 47 und 52 Meilen; von Berlin 78 Meilen, von Peſth 84, von Wien 103, von Riga 115, von Odeſſa 135, von Frankfurt a. M. 140, von Stockholm 141, von Kopenhagen 163, von Amſterdam 170, von Moskau 178, von Petersburg 190, von Paris 220 und von London 267 Meilen.

Die Trümmer der in Rußland zu Grunde gegangenen großen Armee fanden in Warſchau einige Erholung, aber auch Mancher dort das Ende ſeiner Laufbahn. Die Gräber dieſer weitläufigen Stadt haben viele tauſend Leichname aus allen Nationen aufgenommen. Die Militärs aller Grade, für welche ſich auf dem dortigen Generalpoſtamte eine ungeheure Anzahl Briefe aus den vier Enden Europas, nicht ſelten mit anſehnlichen Unterſtützungen begleitet, angehäuft hatten, da die Adreſſen ſchon längſt nicht mehr ausgemittelt werden konnten, weil oft ganze Regimenter, Brigaden und Diviſionen ſammt ihren Anführern verſchwanden, gleich als ſeyen ſie nie in der Welt geweſen, trafen hier nach geraumer Zeit wieder Nachrichten von den theuern Angehörigen, deren Spenden häufig keinen andern Erfolg mit ſich brachten, als jene Unglücklichen deſto ſchneller dem Tode zu überliefern, da ſie mit ihren höchſt ſchwachen, durch Hunger und Elend aller Art zu Skeletten umgeſchaffenen Körpern den Genuß ſtarker Getränke und kräftiger Speiſen in zu großer Quantität nicht mehr ertragen konnten.

Während der Jahre 1815 bis 1829 ſind alle Verſchanzungen mit Einſchluß des pragaer Brückenkopfes am rechten Weichſelufer nach und nach geſchleift worden. Durch eine 263 Toiſen lange Brücke über die Weichſel hängt Praga mit Warſchau zuſammen. Erſt die letztern Ereigniſſe haben wieder Verſchanzungen geſchaffen; Praga

Digitized by Google

iſt nun wieder ſtärker als je, weil ſeine Werke ſehr ausgedehnt wurden. Alles, was die Kunſt, verbunden mit den höchſten menſchlichen Anſtrengungen, in ſo kurzer Zeit zu leiſten vermochte, iſt geſchehen. Die Barriere von Jeruſalem wurde völlig verſchanzt. Alle Zugänge zu den Hauptthoren oder Schlägen, Rovalski, werden von zahlreichen Haubizbatterien vertheidigt. Die Hauptſtraßen ſind hier und da ſchon geſperrt, und wo Dieſes noch nicht der Fall, hat man hinreichendes Material in Bereitſchaft, um auf das erſte Signal ſofoet zu dieſer äußerſten Maßregel ſchreiten zu können. Schon hat man an etlichen Stellen mit dem Pflaſteraufreißen begonnen, und die Steine theils aufgeſchichtet, theils in die obern Stockwerke gebracht, auch Vorkehrungen getroffen, um im Nothfalle die Häuſer mittelſt Durchbeüche unter einander in Verbindung zu ſetzen, um ſo eine gegenſeitige Vertheidigung oder Flucht deſto leichter zu bewirken. Man ſcheint ſich hier überhaupt Paris und Brüſſel in Auswahl der zweckdienlichſten Vertheidigungsmittel zu Vorbildern genommen zu haben. Der wegen ſeiner heldenmüthigen Anſtrengungen in den Schlachten des 18, 19, 21, und 25 Februar dieſes Jahres, gleichſam im Angeſichte der Hauptſtadt, von der proviſoriſchen Regierung zum General der Infanteeie beförderte bisherige Diviſionsgeneral Geaf Krukowiezki, ein in Napoleons Schule gebildeter talentvoller Krieger, ſcheint ganz der Mann zu ſeyn, der es verdient, in einem Platze zu befehligen, auf den gegenwärtig Aller Blicke geeichtet ſind, und ſolch wichtige Motive konnten auch nur die Nationalverſammlung veranlaſſen, einen in Schlachten ergrauten General vom Heere abzuberufen, bei welchem daher ſeine Abweſenheit mit Recht als der ſchmerzlichſte Verluſt betrachtet und gefühlt werden muß. Der Warſchau's zehntauſend Mann ſtarke Nationalgarde befehligende Graf Oſtrowski gehört einer der voenehmſten, reichſten und ausgezeichnetſten Familien des Landes an, deren Mitglieder ſich ſeit uralten Zeiten in den polniſchen Kriegen großen Ruhm erworben haben; er beſitzt die Achtung und das Zutrauen ſeiner Mitbürger im höchſten Grade, und hat gleich dem gebßeen Theile von Polens Edelleuten längere Zeit als Offizier in der Armee gedient.

Man muß der ſtrengſten Wahrheit gemäß ſagen, daß Napoleon, indem er ſeine Geſetze und viele zweckmäßige adminiſtrative Verordnungen in dem vormaligen Herzogthum Warſchau einführen ließ, ein großer Wohlthäter der Polen wurde, und ohne Zweifel würden ſeine Bemühungen im Friedenszuſtande noch reichere Früchte getragen haben, als Solches bis zum Jahre 1815 der Fall ſeyn konnte. Daß aber Polen von dieſem Zeitpunkte an bis zum Ausbruche der Revolution weit bedeutendere Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerben machte; daß namentlich der Ackerbau, Polens beſte Hülfsquelle, während einer ſo langen Friedenszeit zu einer ſchönen Blüthe gedieh, iſt nicht weniger wahr. Es iſt aber zu voeeilig, dieſe in der Natur der Dinge liegenden Fortſchritte im Königreiche Polen, ihrem ganzen Umfange nach, als Wohlthaten der ruſſiſchen Regierung, oder der beiden Kaiſer Alexander und Nikolaus, deren ſonſtigen Verdienſten hier übrigens kein Abbruch geſchehen ſoll, bezeichnen zu wollen. Der Kaiſer Alexander iſt zwar der Wiederherſteller des polniſchen Namens, und der Gründer ſeiner Verfaſſung; indeß hat der wiener Kongreß, auf Englands und Frankreichs Einſchreiten, dabei doch eingewirkt, und ſogar die Verfaſſung und das Reich, wie dieſes 1814 konſtituirt wurde, verbürgt.

Die erſten Kämpfe des polniſchen Freiheitskampfes ſind nun vorbei; Chlopizki und Radziwill ſind vom Schauplatz abgetreten und auf dem Schlachtfeld ward Skrzynezki zum Imperator ausgerufen. Auf ihm ruhen die Hoffnungen ſeines Vaterlandes; wird er ſie erfüllen? Wir zweifeln nicht. Das was er ſchon als Generaliſſimus geleiſtet, rechtfertigt das in ihn geſetzte Zutrauen vollkommen, das er nicht täuſchen kann, ſolange er von einer Armee unterſtützt wird, deren Offiziere, vom Kapitän aufwärts, in der Schule des erſten Heerführers neuerer Zeit geweſen ſind, und die, für ihre Sache bis auf's Höchſte begeiſtert, faſt unmöglich ſcheinenden Anſtrengungen ſich unterziehen. Der Generaliſſimus Skrzynezki ward im Jahre 1787 in Galizien geboren und ſteht ſomit jetzt in der beſten Kraft des männlichen Alters. Im ſechzehnten Jahre beſuchte er ſchon die Landesuniverſität Lemberg und verſchaffte ſich ſo eine gründliche Ausbildung, beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Im Jabee 1807 verließ er die Univerſität, und trat bei einem von dem Fürſten Czartoryski befehligten Linienregiment als Freiwilliger ein. Bereits im Jahre 1809 wurde er zum *Kapitän* befördert. In der Schlacht von Arcis-ſur-Aube, im J. 1814 befehligte er als Bataillonschef jenes berühmte Karré, in das ſich Napoleon, von ſeiner Gardekavallerie verlaſſen, und von der feindlichen gleichzeitig umzingelt, plötzlich flüchtete. Der franzöſiſche Kaiſer ernannte ihn, zur Belohnung ſeiner vorzüglichen Tapferkeit und Geiſtesgegenwart, zum Ritter der Ehrenlegion und des Ordens de la Réunion. Nach Beendigung dieſes für Napoleon ſo unglücklichen Feldzuges kehrte er als Bataillonschef in ſein Vaterland zurück, und wurde vom Kaiſer Alexander zum Oberſten des polniſchen achten Infanterieregiments ernannt, bis er nach dem Ausbruche der Revolution vom Diktator Chlopizki den Poſten eines Brigadegenerals erhielt. Mit ausgezeichneten Geiſtesgaben verbindet er ſehr glücklich jene in Schlachten oft ſo erheblichen phyſiſchen Eigenſchaften.

Dſ. M. Lb.

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

1. Urſprung der Volksaufſtände in Frankreich und der erſte in Paris 1815.

(Schluß.)

Die erſten Unruhen ſah man in Paris bereits im Januar 1815 in Folge der wieder ſichtbar weebenden Anmaßung der fanatiſchen mit den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrten Kleriſei. Es ſtarb die berühmte Schauſpielerin Raucourt vom Theatre français, und der Pfarrer von St. Roch mit ſeinem Anhange weigerte ſich, die jedem Todten gebüheenden Ceremonien zu verrichten, welche für keinen Vernünftigen einen andern Werth haben, als den die Meinung und das Vorurtheil darauf ſetzt. Der Himmel mag es wiſſen, warum gerade die franzöſiſche katholiſche Geiſtlichkeit von jeher dem Schauſpieler ein Bißchen Weihwaſſer oder ein Händchen geweihte Erde veeſagte, denn in Italien und Spanien ſelbſt

Digitized by Google

hat ſie nie daran gedacht, und in Deutſchland mit ihrer ſonſt darin gleich blinden proteſtantiſchen Kollegin ſchon ſeit einem halben Jahrhundert die Augen aufgethan. Von der Zeit an, wo das Königthum in Frankreich geſtürzt war, hatte ſo empörende geiſtliche Anmaßung ebenfalls ſich nicht mehr äußern dürfen. Aber unter den Bourbons durften die Prieſter ſich ſchon wieder Etwas herausnehmen. Dieſer Todesfall gab die beſte Gelegenheit dazu. Der Leichnam ſollte in die Kirche, zu deren Sprengel die Dame gehört hatte, gebracht, und dort das Todtenamt für ſie gehalten werden. Alles war beſtellt. Der Zug, aus wohl 70 Kutſchen beſtehend, langt an. Zum Erſtaunen aller Leidtragenden iſt das Hauptthor der Kirche auf der St. Honoréſtraße — verſchloſſen, die Kirche ſteht öde. Kein Pfarrer iſt zu ſehn und der Meßner erklärt, daß man die Dame begraben könne, wo man wolle, nur auf keinem *Kirchhofe*, noch weniger ſey an eine *Meſſe* zu denken. Man fragt und erfährt der Pfarrer und ſeine Vikaren hätten erklärt, wie ſie nimmer den Leichnam einer — Komödiantin in ihre Kirche hineinlaſſen, noch ihr eine Todtenmeſſe leſen würden. Der Zug war in Stocken gerathen. Die Straße St. Honoré gehört zu den größten in Paris Bald ſammeln ſich Neugierige, Theilnehmende, Unwillige. Man ſchickt zu dem Polizeipräfekten, ihn in Kenntniß zu ſetzen, und von ihm den Befehl an einige Geiſtliche zu verlangen, daß ſie thun, was ihre Pflicht und das bezahlte Amt heiſcht. Der Zug macht inzwiſchen eine Spazierfahrt langſam um die Kirche herum durch einige Nebenſtraßen, daß er erſt nach einer Stund ewie derda iſt. Aber die Geiſtlichen ſolcher Art gehorchen nicht Gott, den ſie alle Tage in der Hoſtie ſelbſt zu ſchaffen glauben, und um ſo weniger achteten ſie der Polizei. Sie blieben bei ihrer Weigerung. Während der Zeit war der Vorfall in ganz Paris ruchbar geworden. Wohl eine Menge von 30,000 Menſchen hatte ſich angehäuft. Ein fürchterliches Geſchrei tobte gegen die Prieſter; Drohungen aller Art füllten die Lüfte. Das Volk drang durch eine kleine auf der St. Rochusſtraße befindliche Seitenthüre in die Kirche, öffnete das Portal mit Gewalt, zerſtörte die Stühle und ſprengte mehrere Schränke auf, worin Meßgewänder und Kerzen lagen. Wer ihm von Geiſtlichen in die Hände fiel, wurde in die Kirche getrieben, dort zu fungiren. In den Tuilerien aber, von wo man auf der Honoréſtraße Alles überſieht, verlor man den Muth. Noch war der Thron der Bourbons ſo wenig feſt, daß ihn jeder Windſtoß über den Haufen werfen konnte. Es gab in ganz Paris kein treues zuverläſſiges Regiment, und von der pariſer Beſatzung hatten ſich viele hier eingefunden. Ludwig XVIII bebte bei dem vor ſeinen Augen tobenden Aufſtande, und ſandte ſogleich einen ſeiner eigenen Aumoniers hinüber, das Todtenamt zu halten. Der königliche Geiſtliche mit ſeinen Aſſiſtenten hielt eine Meſſe, ſo beweglich wie man ſie je geſehen hat. Die ungeheure Menſchenmenge füllte, ſo weit es möglich war, alle Räume der Kirche, und der Sturm war auf ſolche Weiſe glücklich beſchworen. Wer eine Kerze von dem großen in der Kirche befindlichen Vorrathe derſelben bekommen hatte, zündete ſie an, die Leiche auf den Kirchhof ſelbſt zu begleiten. Manche fürchteten, auch hier noch Hinderniſſe zu finden; doch Dem war nicht ſo. Angſt und Furcht hatte die Geiſtlichen und Hofleute vereinigt. Es war ein *Verſuch* geweſen, wie weit man die Klaue ausſtrecken könne, denn der Pfarrer ward wegen ſeines ſtrafbaren Beginnens *nicht* geſtraft, ſondern von Chateaubriand vertheidigt, und vom Hofe *nachher* ſehr belobt.

Der größte Aufſtand unter den Bourbons war wohl der, als am 10 März Napoleon in Cannes landete, und am 20 März, ohne irgendwo Widerſtand zu finden, zu Paris einrückte. Die Bourbons haben ihm keinen Mann entgegenzuſtellen gewußt. Für ſie ward kein Schwert gezückt. Aber dieſer Aufſtand von *ganz* Frankreich gehört nicht *hierher*. Er mußte vom halben Europa gedämpft werden, ohne daß dadurch der letzte Funken gelöſcht worden wäre. Im Gegentheil ſcheint der Brand, welcher Europa noch immer zu ergreifen droht, nur dem thörichten Beſtreben zuzuſchreiben ſeyn, einem Volke ein Königsgeſchlecht *aufzudringen*, das weder Achtung, noch Liebe, noch Vertrauen *genoß*, und alle dieſe auch gar nicht zu *erwerben* im Stande war.

Literariſche Chronik.

Sketches of Spain and Marocco. By Sir Arthur de Capell Brooke. 2 vol. London, 1831.

Der Verfaſſer der obenangezeigten Reiſeſkizzen legt in der einen Hälfte ſeines Werkes der Leſewelt Schilderungen aus Portugal und Spanien vor, die an ſich manches Neue und Intereſſante enthalten; da jedoch dieſe Gegenden aus den mannichfaltigen Beſchreibungen anderer Reiſenden ſchon ſo ziemlich bekannt ſind, ſo übergehen wir hier, vorläufig wenigſtens, ſeine Mittheilungen über gedachte Länder, und folgen ihm in jenen noch minder bekannten Theil von Afrika, über den bis jetzt nur noch dürftige Nachrichten vorhanden ſind — in das Kaiſerthum Marocco, das in der neueſten Zeit erſt wieder durch ſeinen fabelhaften Krieg mit Oeſterreich und durch ſeinen jüngſt gedrohten Angriff auf Frankreichs algieriſche Eroberungen die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat. Wir überblättern deßhalb Brooke's Reiſe nach Liſſabon — Liſſabon ſelbſt ſammt ſeinen Tertulia's und Opern — Sevilla und ſeine Stiergefechte — Cadix — Gibraltar — Tandſcher — mauriſche und jüdiſche Feſte — und verſetzen unſere Leſer mit einem Mal nach Tetuan und vor die Thronſtufe ſeines großen Kaiſers, dem alle Fürſten der Welt nicht die Schuhriemen aufzulöſen würdig ſind.

Muley Abderahman Ben Hiſcham — der gegenwärtig regierende Sultan oder Kaiſer von Marocco, wie ihn die Europäer zu nennen belieben, obgleich ſein eigentlicher mauriſcher Titel Soltan iſt — hat ſeit ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1822 noch nicht Gelegenheit finden können, ſeine Seehäfen und ausgebreiteten Beſitzungen an der Küſte zu beſuchen, da er ſeither noch immer beſchäftigt war, ſeine Macht im Innern des Reiches zu befeſtigen, und ſeine rebelliſchen Unterthanen zu unterwerfen. Da in Marocco eine eigentliche Thronfolge nicht beſteht, ſo bringt der Tod eines Sultans gewöhnlich Krieg und Blutvergießen über das unglückliche Land, und obgleich Muley Abderahman in Vergleich mit früheren Zeiten die Krone ziemlich unangefochten auf ſein Haupt ſetzte, ſo hatte er doch alle Hände voll zu thun mit Rebellionen ſeiner Unterthanen, beſonders der Volksſtämme auf dem Atlas. Muley Abderahman's Charakterzüge beſtehen, wie die der meiſten ſeiner Vorgänger, in Bigotterie und wollüſtiger Faulheit; indeß hat er ſich nicht beſonders durch Tyrannei und Grauſamkeit bemerkbar gemacht, und gilt in dieſem Betracht in ſeinem Reiche als ein gütiger Monarch. Raub und Erpreſſung ſind in Marocco ſo an der Tagesordnung, daß ſie in Vergleich mit andern dort üblichen Abſcheulichkeiten als Tugenden betrachtet werden, und ſo konnte ſich der gegenwärtige Sultan jener Kronprivilegien ziemlich unbeſchränkt bedienen, um ſeine Schatzkammer zu füllen, ohne deßhalb gerade als unbarmherziger Tyrann verſchrien zu werden. Indeß bietet vielleicht kein Reich einen ſo handgreiflichen Beweis, als Marocco, auf wie wankenden Grundlagen die Gewalt eines Deſpoten beruht, und wie ſchwach die Bande ſind, die zwiſchen einem Tyrannen und ſeinen Sklaven beſtehen. Marocco iſt fortwährenden Erſchütterungen ausgeſetzt, und der Sultan hat faſt Nichts zu thun, als in ſeinem Lande umherzureiſen und die unaufhörlichen Empörungen ſeiner Unterthanen zu unterdrücken. Wenn er Marocco verläßt,

Digitized by Google

um nach Fez oder Mequinez zu gehen, ſo darf er überzeugt ſeyn, daß in den ſüdlichen Provinzen Unruhen ausbrechen; ſo wie ſeiner Abreiſe aus jenen Hauptſtädten gewöhnlich Aufſtände in den nördlichen Landſtrichen folgen.

Von der Art und Weiſe, wie der milde Beherrſcher von Marocco ſeinen Schatz zu füllen pflegt, davon mag die Geſchichte Amars, des Paſcha von El Zord, deſſen Gebiet ſich faſt von Mequinez bis Tetuan erſtreckte; als Beiſpiel dienen: „Einige Gebirgsvölker hatten ſich über ihn bei dem Sultan beſchwert, und dieſer ihnen ſeine Abſetzung zugeſagt, wenn ſie ihm mit hunderttauſend Dollars für dieſe Gefälligkeit erkenntlich ſeyn würden. Die Gebirgsvölker willigten ein; aber der Paſcha, der davon Wind erhalten hatte, ſendete eiligſt an den Sultan, und bat ihn, keinen ſo voreiligen Handel abzuſchließen, da er ihm dreimalhunderttauſend Dollars bezahlen wolle, wenn man ihm ſeine Stelle ließe. Der Sultan ließ ſich dieß Angebot gefallen. Inzwiſchen hatten die Gebirgsvölker zu den Waffen gegriffen und die gegen ſie abgeſchickten Truppen in die Flucht geſchlagen, worauf der Sultan dem armen Paſcha nicht nur Alles nahm, was er beſaß, ſondern ihn auch ins Gefängniß werfen und täglich Morgens und Abends eine anſehnliche Baſtonade ertheilen ließ.“

Inzwiſchen, wie geſagt, das Szepter des gegenwärtigen Sultans von Marocco kann noch mild und human genannt werden im Vergleiche mit den ſcheußlichen Grauſamkeiten, von denen die Regierung Muley Ismaels und ſeiner Nachfolger befleckt ſind. Menſchen wurden da nur zum Scherze abgeſchlachtet, und der Monarch ſelbſt fand ein Vergnügen darin, den Henker zu machen, indem er zu dieſem Zwecke eine Flinte oder Lanze mit ſich führte. In jener goldenen Zeit des Despotismus herrſchte die Gewohnheit — die vielleicht auch jetzt noch üblich iſt — ſich von dem Sultan irgend eine Perſon zu kaufen, die man für reich hielt, und von der demnach ein kleiner Gewinn zu hoffen war. Die Art und Weiſe, wie man dabei zu Werke ging, war folgende: „Die Perſon, die einen dergleichen Kauf zu machen wünſchte, ging zu dem Paſcha des Bezirkes und handelte mit ihm über dieſes oder jenes Individuum; war man über den Preis mit einander übereingekommen, wobei jeder Theil den andern zu übervortheilen ſuchte, indem er den wahrſcheinlichen Gewinn oder Verluſt ſo hoch als möglich anſchlug, ſo wurde der Kaufſchilling ausbezahlt und dafür ein Empfangſchein ausgeſtellt, der den Käufer ermächtigte, mit dem Leibe des erkauften Individuums, wo immer es ſich befand, nach Willkür zu ſchalten und zu walten. Zu dieſem Zwecke wurde es denn auch in ſeine Hände geliefert. Wie man hierauf mit dieſem umging, kann ich nicht beſſer beſchreiben, als indem ich hier einen Brief mittheile, welcher von einem engliſchen Kaufmanne, der unter Muley Ismael ſich zu Tetuan aufhielt, an den Commodore Stewart geſchrieben wurde, und in der merkwürdigen Reiſebeſchreibung deſſelben nach Mequinez im Jahre 1721 zu finden iſt. „Geſtern,“ heißt es in dem gedachten Schreiben, „ging ich mit Hrn. Noble am Gefängniſſe vorbei, wo wir einen Mann mit den Ferſen aufgehangen ſahen, mit Eiſen um die Schienbeine, und ſeine Naſe in eine Zange eingekneipt, während zwei Menſchen beſchäftigt waren, ihm mit Scheeren das Fleiſch vom Leibe zu reißen und dabei von ihm Geld zu verlangen. Wenn der Unglückliche nicht mehr zu reden vermochte, ſo erneuerten ſie ihre Arbeit. Dieß war ein gekaufter Mann, für den ſie fünfhundert Dukaten bezahlt hatten, und durch dieſe Martern glaubten ſie noch fünfhundert mehr von ihm zu erpreſſen. Seine Qualen waren ſo entſetzlich, daß Hr. Noble bei deren Anblicke ausrief: „O Gott, das ſind die ſchönen Früchte einer willkürlichen Herrſchaft!“ — In derſelben Reiſebeſchreibung wird von Muley Ismael erzählt, daß er auf einem Kriegszuge an einem Fluſſe, über den ſein Heer in Ermanglung einer Brücke nicht ſetzen konnte, ſeine unzähligen Gefangenen ermorden und ihre Leiber ins Waſſer werfen ließ, um als Brückenunterlage zu dienen. Man kann ſich leicht denken, welches Loos damals, wo die Chriſtenſklaverei noch in vollem Gange war, die Chriſten erwartete, die das Unglück hatten, in die Klauen Deſſen zu fallen, der das Leben ſeiner eigenen Unterthanen ſo wenig achtete. Niemand erſchien vor ihm ohne Zittern und Zagen, da Niemand wußte, ob er auch mit dem Leben wieder das Antlitz des Tyrannen verlaſſen würde. Während ſeiner Herrſchaft gelangte ſein Reich zu einem vorher unerhörten Kriegsruhme, und ſein Name war ſo mit Schrecken umgeben, daß er in Frieden und Ruhe dahin lebte. Zwar empörte ſich ſein Sohn Muley Mohammed gegen ihn, doch wurde er bald überwunden, und der Vater ließ ihm Hände und Füße abhauen, woran er ſich verblutete. Ein anderer Sohn von ihm, Muley Seidan, der nach jenem zum Throne beſtimmt war, wurde bald darauf von ſeinen Weibern erdroſſelt. Der alte Wütherich Muley Ismael — er war bei ſeinem Tode über neunzig Jahre alt — unterhielt zweitauſend Weiber, außer der ihm von ſeiner Glaubenslehre noch geſetzlich erlaubten Anzahl. Es läßt ſich denken, daß der Zuwachs dieſes Weiberheeres nicht ſehr geeignet war, den häuslichen Frieden zu erhalten; im Gegentheile wurde der alte Mann durch Intriken, Eiferſucht und Gezänke dermaßen gequält und ergrimmt, daß er von Zeit zu Zeit durch ſeine ſchwarzen Verſchnittenen ſein Harem ausjäten ließ, wie er es nannte. Dieß geſchah auf eine ungemein leichte und ſchnelle Art, indem nämlich ein dreißig Stücke der Unruhigſten mit einer dünnen Schnur um den Hals aneinander befeſtigt wurden, was die übrigen eine Zeit lang in Ordnung hielt. Die Nachkommenſchaft Ismaels aus dieſem Weibervolke war natürlich nicht unbedeutend; er hatte ſiebenhundert Söhne, die ein Roß beſteigen konnten; die Zahl ſeiner Töchter wird nicht angegeben, da dieſe überhaupt bei den Mauren nicht in Anſchlag kommen. Dieſem Muley Ismael verdankt eine große Anzahl des gegenwärtigen mauriſchen Volkes die dunkle Geſichtsfärbung; denn da er wohl einſah, wie wenig er ſich auf ſeine eigenen Unterthanen verlaſſen konnte, ſo verpflanzte er aus Guinea eine beträchtliche Anzahl ſchwarzer Einwohner nach Marocco, und bildete ſich aus ihnen eine Leibwache, deren Abkömmlinge noch bis auf dieſen Tag zu gleicher Beſtimmung verwendet werden. Die erwähnte Reiſebeſchreibung von Stewart berichtet, wie der alte Tyrann dabei zu Werke ging. „Er hat eine ſolche Freude an dieſer Brut,“ heißt es dort, „daß er ſelbſt dafür Sorge trägt, ſie zu beweiben, indem er eine große Menge Volkes vor ſich kommen läßt, und ohne weitere Umſtände jedem Manne ſeine Frau zuweiſt, als daß er ihm ſagt: „Habi, gi hud hadi!“ Nimm, nimm dieſe, da!, worauf das vermählte Paar davon geht, ſo feſt verbunden, als ob ein Pabſt ſelbſt darüber den Segen geſprochen hätte. Stets giebt er ſeinem ſchönſtfärbigen Unterthan eine ſchwarze Bettgenoſſin, und eine ſchöne mauriſche Jungfrau erhält einen Neger zum Manne. Aus dieſen Ehen erzielt er die ſchwarzbraunen Zöglinge, die er dann ſehr jung in die hiezu errichteten Anſtalten ſchickt, wo ſie, gleichſam mit Blut von Kindheit auf geſäugt, die Diener und Vollzieher ſeines Grimmes werden, deſſen Befehlen ſie mit einem Eifer und einer Wuth nachkommen, als ob der Himmel ſelbſt ſie ertheilt hätte. Noch ganz jung ſind ſie ſchon ſo grimmig und mordſüchtig, daß ihre Aufſeher ſelbſt vor ihnen zittern. Ein Wort aus dem Munde ihres Herrn genügt, ſie gleich eben ſo vielen Löwen auf das bezeichnete Schlachtopfer zu hetzen, und der Blutdurſt in ihren Blicken macht ſie Teufeln ähnlich, die einen Verdammten foltern.“ Muley Ismael ſtarb eines natürlichen Todes, was wohl am Meiſten Wunder nehmen ſollte; ihm folgte ſein Sohn Muley Hamet, ein Ungeheuer, mit deſſen Greuelthaten ich die Leſer nicht weiter beläſtigen will.“

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Von dem in Frankreich unter dem Landvolk noch herrſchenden Aberglauben hat man jüngſt wieder ein trauriges Beiſpiel erlebt. Der Landmann Joſeph Lorgues, aus der Gemeinde von Plan-Latour wird demnächſt vor die Aſſiſen geſtellt werden wegen Ermordung eines alten Weibes, die in der Gegend in Rufe einer Hexe ſtand, und die er im Verdacht hatte, ſeine kränkelnde Tochter durch Zauberei um ihre Geſundheit gebracht zu haben. Er führte ſeinen Mordanſchlag mit einem zugeſpitzten Fichtenpfahle aus, den er der vermeintlichen Zauberin durch den Hals ſtieß.

Alle Napoleone der franzöſiſchen Theater ſind nach England ausgewandert, um an dem Ufer der Themſe ihr Glück zu verſuchen. Im Theater des Coventgarten wird er mit allen Dekorationen und Koſtümen gegeben, die man im Theater der Porte Saint Martin zur Aufführung benützte; hier ſpielt ſelbſt der Hut des Kaiſers mit, der ächte Hut deſſelben, den der Verfaſſer wieder nach Paris zurück zu bringen die Verbindlichkeit hat. Im Aſtley-Theater ſpielt der Napoleon des Circus auf dem Theater Surrey das Vaudeville Napoleon. Auf der Bühne von Drury Lane bereitet man die Aufführung des Napoleons einiger anderen franzöſiſchen Theater vor.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 164. — 13 Junius 1831.

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

2. Unruhen im Süden im Jahre 1816.

Man hätte glauben ſollen, daß, ſo lange die verbündeten Heere Herren von Frankreich waren, kein Menſch hätte daran denken können, ſich gegen die Zwingherrſchaft aufzulehnen. Jedoch Dieß iſt keineswegs der Fall. Vielmehr ſehen wie ſchon im Jahre 1816 von Neuem politiſche Zuckungen. Man darf ſich darüber nicht wundern. Theuerung, Druck der Laſten zum Unterhalte fremder Krieger, die ſich nicht ſonderlich beliebt zu machen wußten, die Tauſende des napoleoniſchen Heeres, das hintee der Loire aufgelöst und alſo überall hin zertheilt wurde, Reaktionsmaßregeln der wiedergekehrten Regierung, welche bis zur Verzweiflung gehenden Haß rege machen mußten, gekränkter Nationalſtolz, der durch die Zurücknahme der herrlichſten, in frühern glorreicheren Tagen erbeuteten Kunſtwerke tauſend Wunden eehielt, die Erinnerung an Napoleon, welcher Frankreich mit Ehren überhäufte, wie es jetzt in Schmach verſunken war, und tauſend Mißgriffe der Bourbonen waren auch eben ſo viele Urſachen zu unruhigen Bewegungen. Zu Lyon, zu Rennes, zu Boulogne, zu Beauvais, war Anfangs 1816 eine Gährung, daß man alle Tage den Thron erſchüttert zu ſehen glaubte. Der General Frimont, welcher im Süden die Oeſterreicher kommandirte, und eben ſo Wellington, ſuchten die Gemüther durch Proklamationen zu beſchwichtigen und böſen Folgen durch konzentrirte Kantonnirungen zu begegnen. Und dennoch konnten ſie zu Ende des Jannars nicht ganz verhütet werden. Ehe man wußte, woher ſie kamen, ſtand eine Schaar da, welche, von einem Offizier der alten Garde geführt, die dreifarbige Fahne voran, die Straßen von Frankreichs zweiter Hauptſtadt durchzog. Alle Truppen, alle Nationalgarden mußten unter das Gewehr treten. Es kam zu einem Gefecht, das mehrere Stunden dauerte, über hundert Menſchen das Leben koſtete, und worin noch viel mehe verwundet wurden. Von den Gefangenen, von den nur Verdächtigen, die man einzog, wurden viele erſchoſſen, namentlich der Diviſionsgeneral Grenier, *) und dieſe Reaktionswuth, welche die Bourbons in Frankreich, wie in Spanien und Neapel auszeichnete, brachte neue Unruhen in Tarascon, in Rennes, in Nantes zum Vorſchein. Selbſt in Paeis zitterte man. Starke Pikets der Nationalgarden mußten alle Hauptſtraßen beſetzen. Man fand ja ſelbſt an einem Gallatage in den Tuilerien einen Seſſel mit dem Bilde des Königs von Rom, und darunter: „Jetzt bin ich hier im Bilde; bald werde ich hier in Perſon ſeyn!"

Doch noch ernſtlicher, als dieß Alles, war der Aufruhr bei Grenoble im Mai deſſelben Jahres; 4000 Mann alter Krieger, geführt von einem ehemaligen Adjutanten Macdonalds, Didier, und einem ehemaligen Artillerielieutenant Chaillot, rückten gegen Grenoble an, wo aber der kühne, Ludwig XVIII treue General Donadieu mit einer geringen Macht, obſchon vielem Geſchütze ſtand. Er ging den Inſurgenten muthig entgegen, und lieferte ein hartnäckiges Treffen, denn 160 der Rebellen — wenn man ſie ſo nennen darf, die unter andern Umſtänden ſiegreiche Befreier des Vaterlandes geheißen hätten — blieben auf dem Platze, über hundert geriethen in Gefangenſchaft, die andern zerſtreuten ſich. Alle Prevotalgerichte hatten nun vollauf Arbeit, die Gefangenen erſchießen zu laſſen. Das ganze Iſeredepartement ward in Belagerungszuſtand geſetzt. Didier hatte ſich nach Piemont geflüchtet, ward aber ausgeliefert, denn die Tyrannen reichen ſich die Hände!

Im Verhöre leugnete er nicht, an der Spitze eines Anſchlags geſtanden zu haben; in der ganzen Dauphiné herrſche ein unvertilgbaeer Haß gegen die Bourbons, ſagte er. Die Fäden ſeiner Verbindungen reichten, wie man aus den Papieren zweier Gefang nen erfuhe, nach allen Seiten hin, ſelbſt in der Schweiz und in Piemont waren ſie angeknüpft. Die Polizei fing einen großen Geldtransport auf. In Paris hoffte man den König mitten in den Tuilerien aufzuheben, wo die Nationalgarden am 3 Mai die Wache hatten. Erſt am 10 Junius wurde der Unglückliche erſchoſſen. Gleiches Geſchick hatte der General Chartron und Grovère, und Bigault, letzterer aber nur — in Effigie. Noch Andere wurden deportirt. Caulincourt, Segue, Montesquiou, ſelbſt La Fayette,

*) Grenier lieferte am 5 April 1813 den Preußen das erſte Treffen unfern der Elbe, zwiſchen Möckern und Leitzkau. Er wurde ſtark verwundet, und ſeine Diviſion büßte am Meiſten ein. Irren wir nicht, ſo führte er am 26 und 27 Auguſt, als die Schlacht bei Dresden geliefert wurde, die in Leipzig befindlichen Parks, um ſie vor Streifereien zu ſichern, nach Torgau ab.

Digitized by Google

wurden ſtreng verhört, viele Generale aus Paris verwieſen. Wir ſchweigen von vielen ähnlichen minder bedeutenden Auftritten im Verlaufe dieſes Jahres, bemerken aber, daß die Beſorgniß in Paris um ſo größer war, weil eine Proklamation der „Patrioten" exiſtirte, deren Häupter man nicht entdecken konnte. Sie enthielt aber das den Bourbonen fürchterlichſte Gift. Sie hießen darin „ein Auswurf;" es ward ihnen „mit den zweckmäßigſten und ſicherſten Maßregeln zu ihrem Sturze gedroht;" ihre „Inquiſitionspartei ſuche vergeblich nach der leiſeſten Spur." Kurz, ſie drohten dem Königshaus ſo furchtbar und verſprachen allen freiheitsliebenden Franzoſen ſo Viel, daß ſie nimmermehr einen zum Hofe gehörigen Mann ruhig ſchlafen laſſen konnten! Drei unbedeutende Leute, welche zu dieſer Geſellſchaft gehörten, wurden hingerichtet, mehrere andere deportirt, die eigentlichen Oberen entdeckte Niemand!

B i c è t r e.

(Fortſetzung.)

Die unheilbaren Geiſteskranken läßt man den Tag über in einem wohlverwahrten großen Hofraum unter Aufſicht ihrer Wärter. Sobald man hier eintritt oder nur das Thor ſich öffnet, ſo ſieht man ſie alle herbeilaufen, wie eine Schaar Pferde in einem Geſtüte bei dem Anblick eines neu angekommenen. Es iſt der Mühe werth, dieſe Geſtalten, ihren Aufputz und ihre Geſichter zu ſehen. Elende Lumpen, bunte Lappen von Tuch, ſchmutzige Bänder, Rauſchgold, das ſie ich weiß nicht wo erhaſcht haben, dienen ihnen als Königsmäntel, Infuln, Kronen, Waffenröcke, römiſche Togen. Sie rennen im eigentlichen Sinn des Wortes in dem weiten Raum des Hofes umher, größtentheils ohne Ziel und Abſicht. Die ganze Bewegung geht in größter Stille vor ſich, bis auf ein Mal einer ein Geheul zu erheben anfängt, in das alle übrigen aus reinem thieriſchen Inſtinkt einſtimmen.

Einige Schritte weiter ſtößt man auf die Raſenden, gewiſſermaßen die Kerntruppe der unheilbaren Geiſteskranken; ſie befinden ſich in einem kleinen Hofe, den man in der Spitalſprache den Jardin des Plantes zu nennen pflegt. Es ſind ihrer ungefähr ſechzig, die einen mit wild verſtörten Blicken, die andern von ruhigem und ſogar ſanftem Ausſehn, noch andere in dumpfes Hinbrüten der Melancholie verſunken, aber alle jeden Augenblick bereit ſich zu zerreißen, wenn ſie nicht durch ſtarke und achtſame Männer daran gehindert würden, von denen eine größere Anzahl als anderswo in der Anſtalt hier Wache hält. Im Winter ſitzen ſie aufeinander gedrängt in ihrem Geſellſchaftsſaal, und wenn man ſie an einem ſchönen Tag in's Freie treibt, legen ſie ſich an die Sonne dicht neben einander auf einen und denſelben Flecken, wie die Schafe in einen Winkel ihres Pferches. Viele von ihnen gehen indeß ſo lange der Tag währt auf und ab von einem Ende des Hofes bis zum andern; andere ſtehen am Gitter und geben auf Alles Acht, was vorgeht, wobei ſie an den Gitterſtangen hin und wieder laufen, als wollten ſie hinauszukommen ſuchen, gleich wilden Thieren in Käfigen. Doch ſo bald ſich eine Frau blicken läßt, ſind aller Augen auf ſie gerichtet, alle kommen in Bewegung. Man nimmt daher ſorgfältig Bedacht, keine in die Nähe kommen zu laſſen. Eines Tags wurde es mir möglich, ein Weib in dieſe Abtheilung des Hofes zu führen. Sogleich warf ſich einer dieſer Unglücklichen hinter dem Gitter vor ihr auf die Kniee, aber mit einer Demuth und Freundlichkeit, die man ſich kaum vorſtellen kann; er blickte ſie mit einer tiefen Verehrung an und bewegte dabei die Lippen, als ob er betete; wahrſcheinlich hielt er ſie für die Mutter Gottes oder wenigſtens für ſonſt eine Heilige.

Faſt an allen dieſen Geiſteskranken iſt eine unbändige Gefräßigkeit zu bemerken. Ebenſo lieben ſie unmäßig den Tabak, einige mit einer Leidenſchaft, die bis zur Wuth ſteigt. Dieſe Liebhaberei iſt allen Verrückten eigen. Im Säulengang, im Krankenhauſe, bei den unheilbaren Geiſteskranken hört man nur eine Bitte um Tabak oder Geld um ſolchen zu kaufen. Viele von ihnen ſind völlig gefühllos gegen jeden äußern Eindruck, gegen Kälte, Hitze, ſelbſt gegen Hunger bei aller Gefräßigkeit, und gegen die heftigſten Schmerzen; hievon ſahen wir ein Beiſpiel an dem armen Idioten, dem ein Wahnſiniger ein Stück Kopfhaut mit den Zähnen abgeriſſen hatte; er ſprach mit uns von ſeiner Wunde wie von einem unbedeutenden Riſſe. Man ſah einige von ihnen ſchon Monate lang hungern, ohne davon angegriffen zu werden und wahrſcheinlich verhielt es ſich wirklich ſo wie Hr. Gondard uns ſagte. Man ſah ſie, als noch Pinel die Leitung des Hauſes führte, in den Nächten des Januars bei einer Kälte von zwölf Graden und darüber, mit einem leichten Tuch bekleidet auf Steine liegen, oder ohne Hemd und baarfuß herumlaufen. Man muß aber auch hinzufügen, daß die Wärter, wenn ſie Morgens die Keuchen öffneten, zuweilen mehrere — erfroren fanden. Gegenwärtig kann Dieß nicht mehr eintreten, da ihre Stuben geheizt werden.

Aber nicht bloß in dieſem Betracht hat das Loos der Geiſteskranken ſeit der erſten Revolution eine wohlthätige Verbeſſerung erfahren, oder vielmehr ſeit Pinel, der einige Jahre vorher zum Vorſteher des Bicètre ernannt worden war und deſſen Abgang von der Verwaltung dieſes Spitales und der Salpetrière *) eine wahre Wohlthat für die Menſchheit genannt werden darf. Seitdem ſieht man hier wie dort bei der Behandlung der Geiſteskranken keine Ketten, keine Ruthen mehr anwenden, ſelbſt nicht um nur damit zu ſchrecken. Das zwillichene Zwangshemde, deſſen man ſich im Nothfalle bedient, hat die Feſſeln erſetzt. Um die Verrückten gehorſam zu machen, begnügt man ſich ſie überlegene Kraft und beſſer angewendete Kraft ſehen zu laſſen. Man ſieht Nichts mehr von Gefängniſſen und Narrenkeuchen. Soll Einer zur Strafe eingeſperrt werden, ſo bedient man ſich nur der vormaligen Wohnungen der Geiſteskranken hiezu, die mehr Höhlen als menſchlichen Wohnungen gleich ſehen. Selbſt von dieſen ſind nur noch wenige übrig, man reißt ſie allmählich nieder und das Gefängniß wird in Zukunft nur in einem gewöhnlichen Zimmer beſtehen. Die eigentliche Behandlung bleibt auf Aderläſſe, Diät, einfache Abführungsmittel, angenehme und kühlende Getränke, wie man ſie außer dem Narrenhauſe gewöhnlich bei ſogenannten Gehirnfiebern anzuwenden pflegt, beſchränkt. Jedoch verſpricht man ſich von allem Dieſem Weniger als von der moraliſchen Behandlung. Man tröſtet die Geiſteskranken,

*) Gleichfalls ein pariſer Hoſpital und Zuchthaus.

Digitized by Google

man beſpricht ſich mit ihnen, man geht auf ihre fixen Ideen ein, man giebt ihnen ſogar Recht, man ſpielt mit ihnen, man folgt ihnen auf die Höhe ihrer Tollheiten, wenn ſie einen Anfall haben, und indem man dann den Ton herabſtimmt, gewinnt man es über ſie, daß ſie ſelbſt wieder ruhig werden. Man ſchickt den religiöſen Narren in die Meſſe, man hört die Verſe des Dichters, man ſpricht von der Welt Herrlichkeit mit den Ehrgeizigen; man kommt aber allmählich auf die Zugeſtändniſſe zurück, die man ihm gemacht hat, man ſucht ſie über ihre gegenwärtige Lage aufzuklären und läßt ſie im Hintergrunde die Stellung erblicken, die ſie in der Welt einnehmen könnten, wenn ſie wieder zur Vernunft kämen. Ihre Nahrung iſt geſund, gut zubereitet und vorzüglich in Ueberfluß vorhanden, um dieſe eigenſinnigen Appetite und beſonders die Gefräßigkeit zu befriedigen, die bei dem Mangel an Beſchäftigung wenigſtens das Bedürfniß fühlt, ſich mit Eſſen die Zeit zu vertreiben. „Wenn ich acht Mal eſſen will," ſagte mir einer der Verrückten, „warum nur zwei Mal, warum nur vier Mal wie ihr Andern? Ein Narr hat mehr Hunger und öfter als Ihr." Darauf läßt ſich nun freilich Nichts entgegnen und ſo fügt man ſich denn ſo ziemlich von dieſer Seite in ihre Grillen. Zwar vertheilt man nicht jede Stunde, aber man giebt ihnen ſo Viel auf ein Mal, daß ſie auf einige Stunden damit zu thun haben, oder ſich nach Belieben davon aufbewahren können. Uebrigens werden die Nahrungsmittel, wie geſagt, ſorgfältig bereitet. Ich ſah an dem Tage meines Beſuches Rindfleiſch, durchgeſchlagene Linſen, Pfannkuchen und gedörrte Pflaumen, die ſehr appetitlich ausſahen, ich koſtete trefflichen Reisbrei in Milch gekocht aus einer Schaale.

Wenn man durch die obenangeführte Behandlung, die freilich oft langwierig dauert, die Geiſteskranken ſo ziemlich zur Vernunft zurückgeführt hat, und man anfängt, Deſſen gewiß zu ſeyn, ſo bringt man ſie zu den Wiedergeneſenden, wo ſie bis zu ihrer völligen und zuverläſſigen Heilung verweilen. Hier erblickt man die Narrheit in einer freundlichern Geſtalt. Der Hofraum, wo ſich die auf dem Wege der Geneſung Begriffenen aufhalten, iſt von einem doppelten Säulengang umſchloſſen; das Gitter eröffnet eine Ausſicht auf das Gefilde, der Blick ſchweift über Gentilly und eine lachende Ebene hin, die bis zu den drei oder vier Meilen im Hintergrunde liegenden Hügeln von der Bièvre durchſchlängelt wird. Eben an dieſem Gitter unterhielt ich mich an einem ſchönen Märztage mit einem ſehr vernünftigen Mann, der gerade ſeinen Spaziergang beſchließen wollte, als er mich mit zwei Damen erblickte und auf uns zukam, um ſich mit uns in ein Geſpräch einzulaſſen. Er ſchien nicht volle vierzig Jahre alt zu ſeyn, von ſehr blühender Geſichtsfarbe, ernſt, geſetzt und ſogar etwas rauh, wenn ſeine glänzenden und ſehr ſanften Augen nicht dazu beigetragen hätten, dieſen Ausdruck zu mildern. Seiner Haltung, ſeinem anſtändigen, wiewohl einfachen und bürgerlichen Anzuge nach hätten ihn die Damen ohne Zweifel für einen Angeſtellten des Hauſes gehalten, wenn ich ihnen nicht einen Wink gegeben hätte, worauf ſie auf ſeinem Rücken ein langes in Locken herabfallendes Haar bemerkten, das in einen Knoten zuſammengebunden war.

(Schluß folgt.)

Polen an Deutſchland.

(Aus der warſchauer Zeitung.)

Während die engliſche und franzöſiſche Nation unmittelbar nach dem Ausbruche unſerer ewig denkwürdigen Revolution ihren innigſten Antheil an derſelben offen an den Tag legten, äußerte Deutſchland gegen unſere heilige Sache eine Lauheit, die uns mit Befremden, ja mit um ſo tieferm Schmerz erfüllen mußte, als die Deutſchen wegen ihrer Nähe mehr als England und Frankreich berufen waren, die Veranlaſſungen unſers Aufſtandes zu prüfen und denſelben zu billigen. Nichtsdeſtoweniger iſt dieſe Erſcheinung für den ruhigen Beobachter ganz einfach und natürlich. Faſt zwei Decennien wurde ein großer Theil der Nachbarſtaaten von den beſoldeten Schriftſtellern Rußlands in undurchdringlichem Dunkel über die Erpreſſungen und zahlloſen Mißbräuche unſerer vorigen Verwaltung gehalten, ohne daß es uns vergönnt war, einige Lichtſtrahlen darüber zu verbreiten. Dazu kam noch der Uebelſtand, daß mehrere deutſche Fürſten durch Familienbande mit dem Hauſe Romanow verknüpft ſind, und endlich daß Deutſchland der Organe ermangelt, welche, wie in England und Frankreich, die öffentliche Meinung zu dem Standpunkte hinleiten, von welchem aus die Ereigniſſe des Tages beurtheilt werden müſſen.

Als aber die Bewegung vom 29 November die ganze polniſche Nation wie ein elektriſcher Funke durchzuckte; als Jünglinge von allen Ständen unter die Paniere herbeiſtrömten; als dienſtunfähige Männer und Greiſe, ohne Unterſchied des Glaubens, ihren letzten Sparpfennig hergaben; Jungfrauen ihre Ringe als Steuer darbrachten; als Mütter und Gattinnen, bisher nur durch häusliche Tugenden geziert, auch ihre Aufopferung fürs allgemeine Wohl durch Pflege der Verwundeten kund thaten; als endlich die ehrwürdigen Diener der Kirche den heiligen Dienſt des Altars mit dem noch heiligern des der Befreiung des Vaterlandes geweiheten Schwertes vertauſchten: da mußten auch die Deutſchen ergriffen werden von der allgemeinen Begeiſterung für ein hochherziges Völkchen, welches einmüthig beſchloſſen, den Kampf der Verzweiflung ruhmvoll zu beſtehen mit dem Rieſen des Nordens.

Und in der That, wenn ſchon der Anblick eines mit Leiden kämpfenden Mannes, wie Seneca ſagt, ein herzerhebender Anblick für die Götter iſt, wie ungleich ergreifender iſt nicht das Schauſpiel eines Volkes, welches, nachdem es alle Mittel der Güte und des Friedens zur Abwendung ſeiner Drangſale fruchtlos erſchöpft hat, im Angeſichte Gottes und der Welt den kühnen Entſchluß faßt, weit überlegenen Feindesmaſſen die Stirn zu bieten, um *ſeine Selbſtſtändigkeit zu erkämpfen oder mit Ehren unterzugehen*. Vergebens ſieht man ſich in der neuern Geſchichte nach einem ähnlichen Beiſpiele um; denn die erfochtene Unabhängigkeit Helvetiens und der Abfall der Niederlande können nicht im Entfernteſten in Vergleich geſtellt werden mit unſerm Befreiungskriege, deſſen Endreſultat zwar verborgen im Schoße der verhängnißſchwangern Zukunft ruht, dem aber das glühende Kraftgefühl des polniſchen Volkes und Heeres, und die bis jetzt entwickelte Thatkraft, die Bewunderung und die Theilnahme der Welt erwerben müſſen.

Wirklich wurde uns auch ſchon dieſe Theilnahme nicht nur Frankreichs und Englands, ſondern auch des an intellektueller und moraliſcher Kraft dieſen zwei Staaten nicht nachſtehenden Deutſchlands. Von der Hauptſtadt Preußens, welches im Jahre 1813 mit einer in dieſem Lande vorher nie geſehenen Begeiſterung ſich von Napoleons Zwingherrſchaft losriß, und allen Deutſchen mit der Fackel des heldenmüthigen Nationalſinnes vorleuchtete, haben die hieſigen polniſchen Blätter ſchon mehrfache Beweiſe des innigen Mitgefühles für unſere Angelegenheit mitgetheilt; der würdige *Welker* in Baden verfocht neulich unſere heilige Sache mit Eifer und Enthuſiasmus, und der hochgefeierte Seuffert äußerte unlängſt in der bayeriſchen Ständeverſammlung, daß der Name *Polen* an alles Heroiſche und Edle erinnere. Hamburg, dieſer Sitz republikaniſcher Tugenden, ſandte uns vor Kurzem mehrere Aerzte, welche unentgeldlich unſere kranken und verwundeten Krieger behandeln. Sachſen, durch ſo viele hiſtoriſche Erinnerungen an Polen geknüpft, wetteifert mit den übrigen deutſchen Landen im Darbringen freiwilliger Gaben, und erſt vor einigen Tagen haben mehrere edelgeſinnte Bürger von Braunſchweig, der Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, welches klein am Umfange, aber groß in der deutſchen Geſchichte daſteht, ſowohl wegen der ausgezeichneten Fürſten, welche

Digitized by Google

es regiert, als der angeſehenen Männer, welche es für die Literatur hervorgebracht — den Ertrag einer Unterzeichnung von 2500 Gulden für unſere Lazarethe eingeſandt.

Dank ſey Euch, ehrwürdige Männer, für die dem Antriebe der edelſten Gefühle entſpringenden Opfer! Dank ſey dem geſammten deutſchen Volke, welches den Geſinnungen ſeiner Herrſcher vielleicht vorgreift, und deſſen große Hiſtoriker, als Johann von Müller, Rotteck und Haſſe, durch ihre unbefangene und lichtvolle Darſtellung des gegen Polen im vorigen Jahrhundert verübten Attentats die öffentliche Meinung zur Würdigung der gegenwärtigen polniſchen Frage vorbereitet haben.

Entdeckung der Nigermündung.

Die große Frage über den Lauf des Nigers, welche ſchon ſeit Jahrhunderten die Geographen beſchäftigt, ſcheint endlich gelöſt zu ſeyn, wie aus folgendem Schreiben des durch ſeine Reiſen bekannten Wundarztes Fiſher auf dem Schiffe „Atholl" zu erſehen iſt.

„Am Bord des königlichen Schiffes „Atholl."
Bai von Biafra, 2 Februar 1831.

Ich benutze die Gelegenheit, durch ein auf dem Wege nach England begriffenes Schiff, dem wir begegnen, Sie durch dieſe wenigen Zeilen zu benachrichtigen, daß endlich das geographiſche Problem in Betreff der Mündung des Nigers entſchieden iſt.

Die Brüder Lander, nachdem ſie Yuri erreicht hatten, ſchifften ſich in einem Kanoe auf dem Niger oder Quorra, wie er dort zu Lande heißt, ein, und fuhren den Fluß abwärts, bis ſie in der Bucht von Biafra anlangten. Der Arm, auf welchem ſie die Seeküſte erreichten, heißt der Nun oder Braſſé-Strom, und iſt der erſte Fluß, den man öſtlich vom Kap Formoſa antrifft. Auf ihrer Fahrt wurden ſie von den Hibu's, einer wilden Völkerſchaft, die an den Ufern wohnt, angegriffen und zu Gefangenen gemacht; da ſich aber der König von Braſſé zufällig in dieſer Gegend befand, um Sklaven zu kaufen, ſo wurden ſie wieder befreit, indem derſelbe für Jeden den Preis von ſechs Sklaven bezahlte. Während des Gefechtes, das bei ihrer Gefangennehmung Statt fand, verlor einer der Brüder Lander ſein Tagbuch. Während ihres Aufenthaltes zu Yuri fanden ſie das Gebetbuch Anderſon's, des Schwagers und Reiſegefährten des berühmten Mungo Park. Ungefähr einen Monat verweilten ſie zu Fernando Po, von wo ſie ſich vor etwa zehn Tagen auf einem engliſchen Handelsſchiffe, das ſich nach Rio Janeiro begab, einſchifften, von wo aus ſie dann nach England zurückzukehren gedenken. Da ſie auf dieſe Weiſe einen großen Umweg zu machen haben, ſo hoffe ich, daß dieß mein Schreiben früher als die Reiſenden in England eintreffen wird, und Sie ſomit dieſe wichtige Nachricht vorläufig bekannt machen können.

Alexander Fiſher."

Vermiſchte Nachrichten.

Es iſt noch immer ein großer Stillſtand in der franzöſiſchen Literatur, und obgleich das Publikum der Politik herzlich ſatt ſcheint, ſo will doch Niemand ſchreiben, drucken oder leſen. Nur die eigentlich gelehrte Literatur hat wenig von dem Druck der Zeit gelitten, da ihr wenigen Leſer in guten und ſchlimmen Tagen ungefähr dieſelben ſind. Ein junger geiſtreicher Gelehrter, Edgar Quinet, bereitet eine Sammlung der epiſchen Gedichte des franzöſiſchen Mittelalters vor. Percival ſoll zuerſt erſcheinen; dann der Brut, le St. Greal und Lancelot du Lac, alle in franzöſiſchen Redaktionen in Verſen aus dem 12 bis 13ten Jahrhundert. J. J. Ampère kündigt ein Werk über die Geſchichte der ſkandinaviſchen Poeſie in zwei Bänden an. Abel-Remuſat iſt im Begriff, ſeine Naturgeſchichte des öſtlichen Aſiens in zwei Bänden herauszugeben; ſie iſt das Reſultat eines Studiums vieler Jahre; er hat ſich beſonders bemüht, die chineſiſchen, cochinchineſiſchen, tatariſchen und japaniſchen Namen von Pflanzen, Thieren und Mineralien mit den europäiſchen wiſſenſchaftlichen Namen zu identifiziren. Zugleich kündigt er in Verbindung mit Eugène Burnouf eine Ausgabe, Ueberſetzung und Kommentar des berühmten buddhiſtiſchen Wörterbuchs in fünf Sprachen an. Bei der weiten Verbreitung des Buddhismus über ſo verſchiedene Länder und Sprachen wurde es überaus ſchwer, von einer Sprache zu der andern die ſich entſprechenden Ausdrücke einer komplizirten theologiſchen Terminologie zu erkennen. Dieſem Bedürfniß ſuchte man in Peking durch ein Wörterbuch abzuhelfen, in welchem dieſe ganze Terminologie in Sachordnung, in korreſpondirenden Kolumnen chineſiſch, mandſchuriſch, mongoliſch, tibetaniſch und Sanskrit geordnet war. Dieſes Werk ſoll nun in Text und Ueberſetzung erſcheinen, und wird dann die erſte feſte Baſis zur Kenntniß der philoſophiſchen und religiöſen Lehren der Buddhiſten bilden. E. Burnouf ſetzt ſeine lithographiſche Ausgabe des Vendidad Sade von Zoroaſter fort, und das ſiebente Heft iſt vor einigen Tagen erſchienen. Dieſes Werk iſt ein Meiſterſtück von techniſcher Ausführung, und hat dem Lithographen, einem Deutſchen, J. Knecht, die Goldmedaille der société d'encouragement verſchafft. Das ganze Werk wird aus 10 Heften beſtehen, es iſt leider nur zu 100 Exemplaren gedruckt, ſo daß es in kurzer Zeit völlig aus dem Buchhandel verſchwunden ſeyn wird. In der orientaliſchen Literatur iſt vor wenig Wochen noch ein Buch erſchienen, das einiges Aufſehen erregt hat, nämlich die Poeſien von Amaron, ſanskrit und franzöſiſch von A. Chezy. Amaron iſt ein ſehr freier erotiſcher Dichter, deſſen Gedichte vor einigen Jahren in Calcutta mit einem Kommentar, aber ohne Ueberſetzung erſchienen waren. Chezy hat die Hälfte derſelben hier wieder abdrucken laſſen, und ſie mit einer eleganten Ueberſetzung und einem unglaublich indecenten Kommentar herausgegeben. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie ein Mann, der einigen Ruf zu verlieren hat, ſeine grauen Haare mit ſolchem Schmutz beſchimpfen mag. Ein höchſt intereſſanter Bericht von Vitet an den Miniſter des Innern über die Baudenkmale in den nördlichen Departements iſt auch zu leſen. Die Barbarei der Provinzialbehörden ſetzte die Baudenkmale in Frankreich beſtändiger Gefahr der Zerſtörung aus, unzählige waren während der Revolution und des Kaiſerthums verſchwunden, und verſchwanden noch täglich, ſo daß ſich das Miniſterium des Innern, wie früher in dieſen Blättern gemeldet worden, letztes Jahr veranlaßt ſah einen Generalinſpektor der Monumente zu ernennen. Die Wahl fiel glücklicher Weiſe auf Vitet, der jetzt den erſten Bericht über ſeine Bemühungen abſtattet; er iſt mit der größten Mäßigung, Zweckmäßigkeit, Unpartheilichkeit und Liebe zur Sache abgefaßt, und macht eine Menge intereſſanter Baureſte bekannt, von denen Niemand wußte, und die bald durch die Zerſtörungswuth der Kommunen, und die Bedürfniſſe der Manufakturiſten vernichtet worden wären. Uebrigens ſind dieß nicht die einzigen Feinde der Monumente, und Vitet führt ein Beiſpiel an, das bekannt zu werden verdient. Die Façade der Kathedrale von Rheims war mit ſchönen Statuen in großer Anzahl geziert, bis vor ſechs Jahren, wo die Architekten des Königs die Kirche zur Krönung von Charles X zuzurichten kamen. Sie fürchteten, es möchte eine dieſer Statuen im Augenblick, wo der König ſeinen Einzug hielt, auf ihn herabfallen (?) und ließen daher an Stricken ſechs Maurer von den Thürmen an der Façade hinab, mit dem Befehle, alle Statuen, die ſie mit Hämmern erreichen konnten, abzuſchlagen. So wurden 200 derſelben zerſchlagen.

•

Die engliſche Miſſionsgeſellſchaft beging im verfloſſenen Monat in Exeter Hall ihren Jahrestag durch eine feierliche Verſammlung, bei welcher 4 bis 5000 Individuen zugegen waren. Die Bruttoeinnahme der Geſellſchaft belief ſich auf 40,800 Pfd. Sterl., die Bilanz wies 5210 Pfd. in der Kaſſe nach. Unter den Rednern des Tages bemerkte man Peter Jones, den kanadiſchen Häuptling der Tſchippwa Indianer, und einige indiſche Miſſionäre. — Ebendaſelbſt feyerte die Geſellſchaft für Erziehung der Armen in Newfoundland und den britiſchen Kolonien in Nordamerika das achte Jahr ihrer Gründung. Aus der Rechnungsablage ging hervor, daß von der Geſellſchaft 27 Schulen und 34 Lehrer unterhalten worden ſind, und 2380 Individuen Unterricht empfangen haben. Die Ausgaben hiefür beliefen ſich auf 2560 Pfd.

Die Bibelgeſellſchaft für die See- und Landtruppen in London hat ſeit ihrem Beſtehen 252,128 Bibeln vertheilt und ſeit fünfzehn Jahren im Durchſchnitte jährlich 10,000. Ihre Einnahmen beliefen ſich auf 3220 Pfd., ihre Ausgaben auf 3015. Die Geſellſchaft faßte einen Beſchluß, daß Niemand in ihre Mitte aufgenommen werden ſollte, der nicht an die heil. Dreifaltigkeit glaube.

München, in der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 165. 14 Junius 1831.

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

3. Blutige Auftritte von 1817 bis 1820.

So wie das Jahr 1816 geweſen war, ſo blieb es auch im folgenden. Man glaubt kaum, daß immer neue — Märtyrer ſo hätten aufſtehen und im Angeſichte der Verbündeten dem gehaßten Königshauſe die Spitze bieten können. Zum Theil mußten ſie wirklich von Leidenſchaft geblendet ſeyn, denn ein Thron, den einige hunderttauſend Fremde ſchützen, wird doch nicht von einer Hand voll Menſchen umgeworfen, und wenn ſie alle zum Geſchlecht des Mucius Scävola gehören. Genug, ſchon im Frühjahr 1817 entdeckte der Polizeiminiſter Decazes eine Inſurrektion, die eben in Bordeaux zum Ausbruch kommen ſollte. Ein Douanenlieutenant Randon ſtand an der Spitze. Er war mit Napoleon in Elba geweſen, und nach deſſen Sturze bis im Auguſt 1816 bei der Douane angeſtellt. Seit dieſer Zeit entwarf er große Plane, nannte ſich Aly Bei, gab ſich für einen Lieutenant des Kaiſers aus, und ſtand in ausgebreitetem Briefwechſel. Doch noch zur rechten Zeit für die Bourbons wurde die Sache entdeckt. Zweihundert fielen in die Hände der Polizei; achtundzwanzig kamen am 6 Mai vor die Aſſiſen. Drei davon, unter ihnen Randon, erlitten (am 24 Mai) den Tod unter der Guillotine, die andern wanderten in den Kerker. Zu Montargis wurden fünf deßhalb hingerichtet. In Toulouſe war aber ſchon der volle Tumult ausgebrochen, und ohne Schonung wurde vom Militär auf die Rebellen gefeuert. Noch ärger tobte der Sturm im Junius um und in Lyon. Eine beliebte Schauſpielerin daſelbſt verlor, wahrſcheinlich abſichtlich, ihr dreifarbiges Strumpfband auf der Bühne, und es gab Gelegenheit zu einer Fehde zwiſchen den Liberalen und Royaliſten, die mit dem Tode und den Wunden mehrerer endete, allein von der Polizei beſchwichtigt wurde. Es geſchah Dieß gleichfalls im Mai. Allmählich entſpann ſich ein ernſterer Kampf auf den Ebenen rings umher. Am 8 Junius ſtanden wohl zwanzig Dörfer unter den Waffen, und die dreifarbige Fahne wehte überall. Das Feldgeſchrei: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Marie Louiſe! Es lebe Napoleon II!“ miſchte ſich mit dem Geheule der Sturmglocken. Eine ihnen entgegen rückende Gendarmerieabtheilung ward auseinander geſprengt. Zugleich brach am Abend deſſelben Tages verabredetermaßen der Aufſtand in Lyon ſelbſt aus, und es koſtete Mühe, die Inſurgenten zu Paaren zu treiben. Aber freilich fehlte es ihnen an Ordnung, wie an Ausdauer, und ſo bekam die Juſtiz nun wieder in Menge Arbeit. Todesurtheile wurden ſo ſchnell vollzogen, wie gefällt. Selbſt ein ſechzehnjähriger Knabe oder Jüngling ward erſchoſſen, weil er, die Piſtole in der Hand, Jeden, dem er begegnete, gezwungen hatte, vive Napoléon! zu rufen. Alle Hingerichteten aber nehmen den Haß gegen die Bourbons in die andere Welt mit hinüber, ſchmähten noch auf dem Schaffott und verkündeten Rache. Es war ihnen ein zwanzigtägiger Sold ausgezahlt worden. Von Wem? Das wußten ſie nicht oder geſtanden es nicht. Von Paris aus kam Marmont mit großer Vollmacht, die Gemüther zu beſchwichtigen, was ihm, da er Milde und Strenge vereinte, gelang; aber freilich konnte er der beißendſten Ironie nicht entgehn. „Il a vendu Paris pour un *Louis*, il peut vendre Lyon pour un Napoléon!“ las man eines Morgens an ſeiner Thüre.

Während man hier das Feuer tilgte, drohte es auch zu Sens und Straßburg in helle Flammen auszubrechen, wo die Nationalgarde ihre Poſten aufgab, weil man ihr keine Brodrationen verabfolgen laſſen wollte. In Rennes entdeckte man unter den Studirenden eine Art von Komplott zu Gunſten Napoleons. Und ſo könnten wir noch mehrere Unruhen erzählen, denn es gab faſt keines der 86 Departements, wo ſich gar Nichts dergleichen gezeigt hätte; nur mangelte überall Einigkeit, Kraft, Ausdauer und deutlich bewußter Zweck.

Im folgenden Jahre, in der Mitte des Februars 1818, fehlte wenig daran, daß ein Mordanſchlag gegen den Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, Wellington, ausgeführt worden wäre. Er ſchien in Belgien von mehreren abgedankten Offizieren entworfen worden zu ſeyn, und ein Huſar, Cantillon, ein wilder, tollkühner, ſtarker Mann, feuerte die Piſtole ab, welche dem engliſchen Feldherrn das Leben rauben ſollte. Er fehlte, und Cantillon geſtand durchaus nicht, ob und von Wem er gedungen worden. Während der Hof dem Briten ſein Beileid bezeugte, machte ſich das Volk durch ein boshaftes Epigramm Luft.

Bedenklicher war ein Anſchlag gegen Ludwig XVIII, der im nämlichen Jahre 1818 ſtatt fand. Allein er war von ganz anderer Art. Es war eine jener apoſtoliſchen Verſchwörungen, wie ſie bis jetzt oft in Spanien vorkamen. Die eigne Familie, der eigne Bruder, wollte Ludwig, wo nicht entthronen, doch zwingen,

Digitized by Google

in der Weiſe, wie bis 1787 geſchehen, zu regieren. Aus Süden waren deßhalb fanatiſche Glaubensbanden verſchrieben. Indeſſen Wellington, dem man die Sache vortrug, wollte Nichts von dem kühnen Unternehmen hören. Im Gegentheil wurde noch im nämlichen Jahr Frankreich von den fremden Truppen geräumt, was bei der vorwaltenden unruhigen Stimmung nicht erklärlich ſeyn würde, wenn die verbündeten Höfe nicht einzuſehen geglaubt hätten, daß die Abneigung gegen die Bourbons immer ſteigen müßte, ſo lange durch die Anweſenheit ihrer Heere immerfort drückende Laſten aller Art nöthig blieben. Die nächſten zwei Jahre laſſen auch in der That mehr Ruhe in Frankreich ſehen, als bis jetzt der Fall geweſen war. Allerdings fand 1820 ein ſchreckliches Ereigniß Statt. Ein Sattler, Louis Pierre Louvel, ermordete (13 Februar) den Herzog von Berry, als dieſer ſeine Gemahlin nach Beendigung der Oper in den Wagen führte. Man fürchtete das Aeußerſte. Die That ſchien nur die Frucht einer allgemein verbreiteten Verſchwörung zu ſeyn. Allein obgleich wohl 1200 Zeugen vernommen wurden, ſo ergab ſich doch Nichts, als daß Louvel allein das Schreckliche ausgeſonnen und vollbracht habe, weil er die Bourbons für Frankreichs Feinde achte, und beim erſten Erblicken ihrer Fahne ſie alle zu morden entſchloſſen geweſen ſey; den Herzog von Berry aber habe er ermordet, da auf dieſem die Hoffnung des Stammes beruhe. Kalt und unerſchütterlich ſtarb der Mörder, gerade ſo unerſchütterlich, wie er die That vollendet hatte.

Eben ſo blieben ohne weitere Folgen im nämlichen Jahre die gewaltigen Stürme, welche im Junius zu Paris losbrachen, wo ein neues Wahlgeſetz durchgeſetzt werden ſollte, das ein Vorſpiel zu dem von Karl X 1830 projektirten geweſen war. Nur ein Menſch büßte ſein Leben dabei ein, als am 3 Junius die Parteien auf den Kaien handgemein wurden. Allein es wurden mehr als hundert verhaftet; die Polizei war überall beſchäftigt, mehrere Regimenter verſtärkten die Beſatzung; die Tuilerien wurden von Macdonald als Hauptquartier bezogen, mehrere Generale wurden feſtgenommen. Am 9 Junius kam es zu einem förmlichen Gefecht zwiſchen Bürgern und Soldaten. In vielen Provinzialſtädten fanden ähnliche Auftritte Statt. Zwei Monate darauf ſprach man von einer großen Militärverſchwörung. Wenn man die Stellung der alten Veteranen betrachtet, die, um Emigranten und Mönche zu füttern, hungern oder zu den gemeinſten Arbeiten greifen mußten, (wie Manche ſah man als Kärner auf der Landſtraße, als Bauern hinter dem Pfluge, als Weinſchenken ꝛc.) ſo konnte es wohl nicht befremden, wenn ſich viel Unzufriedene unter ihnen fanden, welche damit umgingen, die verhaßten Bourbons zu ſtürzen. So Viel man ermittelt hat, ſollte am 19 Auguſt die königliche Familie aufgehoben, und ein Glied von Napoleons Familie als Herrſcher ausgerufen werden. Einige Verſchworne vom 2 Garderegiment ſollen Reue gefühlt und das Ganze verrathen haben. Ueber hundert Offiziere von verſchiedenen Orten wurden eingezogen. Indeſſen muß die Sache nur abſichtlich oder zufällig vergrößert worden ſeyn, denn die Meiſten erlangten ihre Freiheit wieder, und große Reſultate ſind mindeſtens nicht bekannt geworden.

B i c ê t r e.

(Schluß.)

Der Unbekannte wurde uns noch intereſſanter, als wir ihn das Geſpräch mit großer Gewandtheit und ſogar in ſehr ausgeſuchten Redensarten führen hörten. Er ſagte uns, er befinde ſich nicht übel in dieſer Behauſung, die vormals ſchon als Luſtſchloß gedient habe und anmuthig genug gelegen ſey, um ſeine Zeit bis auf beſſere Tage hier angenehm zuzubringen. „Uebrigens,“ ſetzte er hinzu „ſind die Geiſteskranken, mit denen ich zuſammenlebe, lauter friedliche Leute; nur ſelten hört man unter ihnen Zank oder Streit anheben, ſelbſt nicht im Geſellſchaftsſaale. Sie wiſſen ſehr gut, daß man ſie in dieſem Falle wieder in das Spital hinüberbringen würde. Auch komme ich ohnehin wenig mit ihnen zuſammen.“ Er verſicherte uns, es befänden ſich unter ihnen Leute, die bei Weitem nicht ſo närriſch ſeyen als ſie ſich anſtellten. Sie begeben einige Tollheiten, die Polizei ergreift ſie und ſie bringen dann den Winter im Bicêtre zu. In der That iſt auch für eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen der Aufenthalt daſelbſt nicht ſo unangenehm, wenn ſie ein Mal ins Geneſungshaus kommen, was lediglich von ihnen abhängt; gut gekleidet, gut genährt, in warmen Zimmern, die geſcheuert und gewichst auf ängſtliche Weiſe reinlich gehalten werden, kann man es ſich ſo ziemlich gefallen laſſen. Wer weiß, ob nicht ein geſcheidter Polizeipräfekt von Zeit zu Zeit einen oder den andern ſeiner Spione hieher ſchickt? Wenigſtens glaubte unſer Mann ſteif und feſt daran, und er verſicherte Dieß mit der größten Zuverſicht, was jedoch wieder in ſeinen Ideenkreis einſchlug.

Alles ging bis dahin vortrefflich. Er hatte nur auf unſre Fragen zu antworten. Endlich ergriff auch er hiezu eine Gelegenheit und fragte die Damen: ob ſie nicht die Serpantine kennten? Ich konnte mir durchaus nicht denken, was er damit ſagen wollte und ich fürchtete, Dieß möchte ſeine ſchwache Seite ſeyn, zumal ich ſeine Augen lebhafter erglänzen und ſeine Wangen ſich röther färben ſah. Wir verließen ihn, aber während wir außen im Säulengang hinabwandelten, folgte er von Innen und pochte an den Fenſterſcheiben. Als wir uns umſahen, bemerkten wir ihn am offenen Fenſter, aus dem er mit Kopf und Hand mit einer unverkennbaren Zärtlichkeit herabgrüßte.

Der Mann, den wir verließen, war — Wer hätte es ahnen ſollen? — der Dauphin, der Sohn Ludwigs XVI, der unter dieſem Namen im ganzen Bicêtre bekannt war. Er wurde, wie ich ſpäter von ihm ſelbſt erfuhr, in einem unterirdiſchen Gang des Tempels gerettet. Ich fand ihn bei dieſem zweiten Beſuche beſchäftigt, ein kleines Zimmer auszukehren, eben das, von dem aus er uns Lebewohl zugewinkt. Er machte mir bemerklich, daß er ſich hier oft aufhalte und daß er dieſen Ort dem Geſellſchaftsſaale vorziehe, wo ihm die Hitze und faſt eben ſo ſehr die Geſellſchaft zuwider ſey. Ich fragte ihn, warum Se. königliche Hoheit ſelbſt das Zimmer auskehre? „O,“ erwiederte er, „man muß ſich doch eine Beſchäftigung machen. Ich liebe die Reinlichkeit überaus und will oft lieber mich ſelbſt bedienen, als das müßige Volk im Hauſe rufen.“ — „Erinnern Sie ſich noch,“ fragte ich ihn, „des Tempels und Ihres Vaters Ludwig XVI?“ — „Wie ſollte ich nicht?“ war die Antwort, „Ich erinnere mich bis auf ſeine Diener, den armen Hue,

Digitized by Google

den treuen Clery." — „Werden Sie Nichts für ſie thun?" — „Sie ſehen ja, in welchem Verhältniß ich bin. Ja, eines Tages — aber dann ſind ſie auch nicht mehr am Leben. Der eine hat drei Kinder hinterlaſſen, der andere . . . . (ich erinnere mich nicht mehr, was er von dieſem ſagte.) Vielleicht werde ich nicht Alles thun können, was ich will. Ich werde Jedem nach meinem beſten Wiſſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich werde hierin Papas und Mamas Vorſchriften folgen; vorzüglich den Anweiſungen, die mir Papa in ſeinem Teſtament hinterlaſſen hat. Aber ſo groß wir auch ſind, können wir doch ſtets Mißgriffe begehen. Ich werde guter Rathgeber ſehr bedürfen." — „Sie glauben alſo doch noch an die Regierung zu gelangen?" — Hier machte er ein liſtiges Geſicht. „O, gewiß bald," ſetzte er hinzu, „aber ich weiß noch nicht wann; indeß beſchäftigt man ſich mit mir in allen Kabinetten von Europa, und meine Freunde werden mich auch nicht vergeſſen. Ich erwarte den Wind von Oſten. Nicht wahr von daher weht der gute Wind?" — hier ſah er noch liſtiger darein — „von da und von Norden? kurzum, ich warte."

Ich kam auf das Geſpräch zurück, das wir jüngſt über die Serpantine hatten. Das Wort machte ihn lachen; er belehrte mich mit einer geheimnißvollen Miene, daß er und ſeine Anhänger einer räthſelhaften Sprache ſich zu bedienen pflegten, um nicht verrathen zu werden. — „Aber was hat es mit dieſer Serpantine für eine Bewandtniß?" fragte ich. — „Es iſt ein Fluß" — „Wo?" — „In England" — „Wohin ergießt er ſich?" — „Er fällt in die Themſe, nahe bei London, in einem ſchönen Park, wo Leute von Diſtinktion ſich zu ergehen pflegen, und dort begegnete ich auch Ihren Damen. Aber ſehen Sie, es iſt ein Wort von doppelter Bedeutung. Es iſt auch der Name meiner Schweſter" — „Welcher Schweſter, der Herzogin von Angoulème? — „Nein, nicht doch, meiner Schweſter, meiner wirklichen Schweſter; Sie wiſſen ja" — — „die Herzogin von Angoulème iſt alſo nicht Ihre wirkliche Schweſter?" — „Nun ja" — (er kam in Verlegenheit, wie Jemand, der nicht gern die Blößen ſeiner Familie aufdeckt), „Es iſt meine Schweſter, wenn Sie ſo wollen, aber eine Adoptivſchweſter, die ich im Einverſtändniß mit der Andern angenommen habe und die ich eben ſo ſehr liebe." — „Welche nennen Sie Serpantine?" — Er brach in ein Gelächter aus, wie wenn ich das Wort dieß Mal nicht richtig ausgeſprochen hätte. „Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß hier eine doppelte Coincidenz obwaltet; es bedeutet den Fluß und auch meine Schweſter Pantine, und auf dieſe Weiſe beſprechen wir uns mit unſern Freunden, ohne zu verrathen, wovon wir reden. Ach, Pantine! Wir wurden an der Brücke von Beauvoiſin von einem gewiſſen Jantin erzogen, er liebte uns wie ſeine Kinder, und doch wollten wir nicht ſeinen Namen führen, wir nannten uns Pantin und Pantine."

Ich hatte genug an dieſer Unterhaltung. Ich verließ ihn; er ſagte mir mit geheimnißvollem Geſicht, er wolle mit mir und den Damen am nächſten Tage weitläufig über die Sache reden, weil er uns erkannt habe; ſonſt müſſe er ſehr vorſichtig ſeyn. Er nahm von mir Abſchied, indem er mir Aufträge an Madame Louiſe, an den Hof, an ganz Verſailles ertheilte und wir trennten uns als die beſten Freunde von der Welt.

Was mir in dieſer Unterhaltung am Meiſten auffiel, waren die Worte Papa und Mama, deren ſich der vierzigjährige Mann bediente. Wenn man hiezu ſein langes Lockenhaar in Betracht zog, ſo blieb kein Zweifel, daß er ſich noch für ein Kind oder wenigſtens für einen Jüngling hielt. Dieß erinnert mich an einen Greis von ſiebenzig Jahren, mit weißem Barte, den ich noch ſah; er pflegte ſich als Weib zu kleiden, wenigſtens ſo viel als möglich und hielt ſich auch für ein ſolches. Man ſah ihn ſo in den Höfen des Bicêtre umherwandeln mit trippelnden züchtigen Schritten, die Blicke bald rechts bald links ſchelmiſch umherwerfend, um die Huldigungen der entzückten Anbeter zu ſammeln; denn Alle, die ſich ihm näherten, hielt er für unglückliche Liebhaber, die in Liebesgram um ſeinetwillen ſich verzehrten oder um ſeine Hand warben. Er nahm ihre Zärtlichkeiten mit der größten Huld auf, in die ſich jedoch eine ziemliche Koketterie miſchte und gerieth von den Schmeicheleien über ſeine Reitze außer ſich. Eine angenehmere Narrheit läßt ſich nicht leicht denken.

Grégoire, Biſchof von Blois.

Frankreich hat einen jener Männer verloren, deren Tod nur noch den Schlußſtein einſetzt in das Gebäude ihres Lebens, das nun vollendet daſteht in feſter Gediegenheit wie ein erzgegoſſenes Denkmal, an dem das Auge keine Fuge zu entdecken vermag. Nur wenige Menſchen ſteigen in's Grab, deren Alter nicht mit Scham oder Widerwillen nach ihrer Jugend zurückblickt, und glücklich preiſen müſſen wir den Greis, der nicht Urſache hat, ſchamroth in ſich den Jüngling zu verleugnen, oder Kraft genug, um nicht, was in der Blüthe ſeiner Jahre ihn mit Begeiſterung durchglühte, am Abend ſeiner Tage als unbeſonnenen Rauſch zu ſchelten oder als heilloſe Verirrung zu beklagen. Bewunderung aber können wir dem Geiſte nicht verſagen, der aus dem Doppelkampfe der Jahre und Verhältniſſe unbezwungen dahin geht, und nicht wie der ſterbende Talbot aus dem Leben ſcheidet

„Mit herzlicher Verachtung alles Deſſen,
was ihm erhaben ſchien und wünſchenswerth."

Die Geſchichte wird zu den wenigen Namen ſolcher auserleſener Sterblichen auch den Grégoire's ſchreiben, der als Jüngling, wie als Mann und Greis mit unwandelbarer Treue dem Banner folgte, zu welchem die Freiheit und Humanität die edelſten Gemüther dieſes Jahrhunderts in den Kampf rief. Generationen ſind erloſchen, ſeit die großen Ideen der Freiheit und Gleichheit über die Welt ihre erſten Strahlen warfen, die das veraltete Europa mit neuer Lebenskraft zu durchdringen verhießen; in den Händen wilder Leidenſchaften war der prometheiſche Funke zum zerſtörenden Brande geworden; blutiger Greuel zerbrach die ewigen Geſetztafeln der Menſchenrechte; die begeiſtertſten Herzen verzagten, die edelſten Geiſter klagten entmuthigt ſich ſelbſt in Verzweiflung des Elendes an, das über die Welt gekommen war, oder rächten ſich für bittere Täuſchungen durch Abfall von der heiligen Sache, zu deren heftigſten Feinden ſie übertraten; Frankreich nahm für die Freiheit das glänzende Phantom des Ruhmes, das noch einen Augenblick die Welt mit ſeinem Schimmer erhellte, um ſie in ſo tieferem Dunkel zurück zu laſſen; kühner als je erhob der Despotismus wieder ſein Haupt und ſchmiedete die müden Völker auf immer, wie es ſchien, in unzerbrechliche Ketten — nur wenige ſtarke Seelen hatten ſich aufrecht erhalten in dieſem Sturm der Zeiten durch den Glauben an die Wahrheit der Ideen, an den endlichen Sieg der guten Sache — unter ihnen Grégoire. Seinen letzten Tagen leuchtete zum Abſchiede noch einmal die Sonne, deren Aufgang er in ſeiner Jugend geahnt und gefeiert, an deren unauslöſchliche Kraft er aller Verdüſterung ungeachtet nie verzweifelt hatte. Und gewiß hat dieſen Glauben nicht der unverſöhnliche Haß der Prieſter erſchüttert, der ſeine häßliche Larve unter die Träume des ſterbenden Greiſes miſchte.

Heinrich Grégoire wurde am 4 Dezember 1750 zu Vetro, in der Nähe von Lüneville, geboren. Frühzeitig eingedrungen in die Wiſſenſchaft des Staatsrechtes und über die unverjährbaren Rechte des Menſchen und Volkes belehrt durch philoſophiſches Nachdenken, das er auch durch die Lehre des Chriſtenthums, dieſes ewigen Evangeliums der

Digitized by Google

Freiheit und Menſchenrechte begründet ſand, mit einer tiefen Kenntniß der urſprünglichen Kirchenverfaſſung ausgerüſtet, wurde Grégoire nicht unvorbereitet getroffen von der großen Bewegung der Zeit, die die politiſche und kirchliche Reform ſeines Vaterlandes herbeiführte. Einige litterariſche Werke machten ihn bald der gelehrten Welt bekannt. „Seine Lobrede der Poeſie“ errang ihm (1778) den von der Akademie zu Nancy ausgeſetzten Preis, und die von Metz krönte ſeinen „Verſuch über die moraliſche und politiſche Verbeſſerung der Juden“ — eine Schrift, die durch ihre neuen und kühnen Gedanken ſich die Ueberſetzung in's Engliſche verdiente. Schon hierin entwickelte ſich ein Geiſt, der erhaben ſtand über die Irrthümer der Intoleranz und des Fanatismus. In ſeiner damaligen Stellung als Pfarrer von Embermenil war es auch, wo er jede Gelegenheit ergriff, nicht bloß durch religiöſe Erziehung, ſondern auch durch Verbreitung nützlicher Kenntniſſe auf das Landvolk ſeines Kirchſpieles einzuwirken. Von dort an begannen ſeine ein halbes Jahrhundert hindurch beharrlich fortgeſetzten philanthropiſchen Bemühungen, Licht unter der Maſſe des Volkes zu verbreiten und hiedurch die Ungleichheit der Civiliſation zu vermindern, die zum Nachtheile der Freiheit bis auf dieſe Stunde noch unter den verſchiedenen Ständen Frankreichs eine ſo breite Kluft der Intelligenz erhält.

Es gab vielleicht damals in ganz Europa keine kirchliche Korporation, die von ſo moraliſchem und aufgeklärtem Geiſte durchdrungen, die ſo troſtreich für das arme Volk war, als der ſogenannte niedere Klerus in Frankreich. Ihm gegenüber erſchien in ſehr nachtheiligem Lichte die hohe Geiſtlichkeit, die in Vergnügungsſucht verſunken, von ſehr ſchlaffer Moral, nach Auszeichnung und Reichthum lüſtern, ihrem Berufe als Hirten der Kirche wenig entſprach. Dieſer Mangel an moraliſcher Kraft trat bald in den erfolgten politiſchen Stürmen recht ſichtbar hervor. Die großen Würdenträger der Kirche ſtritten für ihre Privilegien und Einkünfte, allzuſehr von Eigennutz geleitet, als daß ſie ſelbſt dem ſinkenden Königthum in ſeinem Schiffbruche die Hand hätten bieten ſollen. Der niedere arme Klerus ergriff muthig die Sache des Königs und des Volkes gegen den Hof und ſchloß ſich treu den hochherzigen Bürgern an, die aufrichtig die Verbindung des Thrones und der Freiheit wünſchten.

Von der Geiſtlichkeit ſeiner Provinz im Jahre 1789 zu den Generalſtaaten gewählt, war Grégoire einer der fünf Geiſtlichen, die der Sitzung im Ballhauſe beiwohnten. Nicht minder bemerkbar machte er ſich in der Epoche des 14 Julius und in der berühmten Diskuſſion über die bürgerliche Verfaſſung des Klerus; er leiſtete zuerſt den von der Geiſtlichkeit verlangten Eid. Zu gleicher Zeit von dem Klerus und der Bevölkerung von Blois und Mans auf den biſchöflichen Stuhl dieſer Diözeſen berufen, entſchied er ſich für erſtere.

Der Nationalkonvent, zu welchem er gewählt wurde, bot ihm Gelegenheit, ſein edles Herz und ſeinen Muth in noch glänzenderem Lichte zu zeigen. Es gehörte nicht geringe Entſchloſſenheit dazu, in dem Augenblicke, wo bereits das Fallbeil über dem Haupte Ludwigs XVI ſchwebte, die Abſchaffung der Todesſtrafe vorzuſchlagen und zu verlangen, daß der unglückliche König zuerſt der Wohlthat dieſes Geſetzes genießen ſolle. Nicht minder unerſchrocken widerſetzte er ſich der Aufhebung des Chriſtenthumes, gleichwie er den öffentlichen Unterricht und die Denkmäler der Kunſt zu einer Zeit in Schutz nahm, wo ein fanatiſcher Republikanismus Frankreich in eine gräuelvolle Barbarei zu ſtürzen drohte. Unbekümmert um den Haß, den er ſich durch ſeine Weigerung, das Chriſtenthum abzuſchwören, zugezogen hatte, wagte er es auch dem gefährlichen Feind noch durch zwei Schriften Trotz zu bieten, die eine „Contre les persécuteurs en matière de religion,“ die andere „Contre la translation du dimanche au décade.“ Später forderte er ſogar auf der Tribune des Konventes die Freiheit des Kultus und erwirkte durch ſeine unerſchütterliche Beharrlichkeit, daß die widerſpenſtigen Prieſter, die in den Hafenſchiffen von Rochefort aufeinander gedrängt ſchmachteten, freigelaſſen wurden. Was Grégoire für den öffentlichen Unterricht that, kann hier nicht aufgezählt werden; nur ſo Viel werde erwähnt, daß das Bureau des Longitudes und das Konſervatorium der Künſte hauptſächlich ſeinen Bemühungen ihre Entſtehung verdanken. Unſterbliches Verdienſt aber erwarb ſich Grégoire durch ſeinen unermüdlichen Eifer für die Abſchaffung des Sklavenhandels. Wenn der Konvent in allen ſeinen Beſchlüſſen, ſcharf und durchſchneidend wie ein Schwert, durch ſeinen unvorbereiteten Ausſpruch, der den Schwarzen unbedingt die Freiheit ertheilte, mehr Unheil als Gutes ſtiftete und eine Maßregel unwirkſam machte, die ſo ſehr im Intereſſe der Menſchheit iſt, aber erſt in unſerm Jahrhunderte durch das Einverſtändniß aller Mächte durchgeſetzt werden zu können ſcheint, ſo darf gewiß die nachtheilige Folge jenes Schrittes nicht Grégoire's menſchenfreundlichen Abſichten und den Philanthropen, die ihn unterſtützten, zugeſchrieben werden. Die Dienſte, die er der Sache der Schwarzen leiſtete, wurden am Beſten außer Frankreich gewürdigt. Auf Befehl des tugendhaften Präſidenten Petion wurden Grégoire's und Wilberforce's Bildſäulen in dem Saale des Senates von Haity aufgeſtellt. Dieſe Republik fühlte dankbar, was ſie Männern ſchuldig war, deren unermüdlichen Bemühungen der wunderbare Erfolg gelang, ein Volk in die Reihe der civiliſirten Nationen einzuführen, das die unbarmherzigſte Politik als zur Sklaverei geboren, zu ewiger Knechtſchaft verdammt hatte. Als daher die letzte franzöſiſche Regierung es den Abgeſandten Haiti's bei der Negoziation über die Unabhängigkeit ihrer Republik zur Bedingung machte, in keinerlei Verbindung mit Grégoire zu treten, unterließen ſie es nicht, wenigſtens heimlich dem verehrten Greiſe ihre Huldigungen darzubringen. Bis zu ſeiner Todesſtunde bewahrte aber auch der hochherzige Menſchenfreund ſeine väterliche Geſinnung für ſeine Schützlinge. Sein letzter Wille beſtimmte einen Preis für Diejenigen, die ſich am Beſten verdient machen werden um die völlige Emanzipation jenes unglücklichen Volkes. Sein Herz, das ſo warm für deſſen Leiden geſchlagen, vermachte er der Republik Haiti.

Unter dem Direktorium waren alle Anſtrengungen des würdigen Biſchofes auf die Wiederherſtellung des Kultus gerichtet; noch vor dem Konkordate Napoleons war es ihm gelungen, in mehr als 32.000 Pfarrſprengeln den Gottesdienſt wieder einzuführen. Nach dem Konvente in den Rath der Fünfhunderte und unter dem Kaiſerreiche zum Mitgliede des Senats berufen, verleugnete er nie die Unabhängigkeit und den Freimuth ſeiner Geſinnungen. Weit entfernt, in blinder Unterwürfigkeit dem eiſernen Willen Deſſen zu gehorchen, vor dem die Könige damals ſich beugten, bis ſie ihn mit Füßen treten konnten, wagte er es, in der Mitte eines demüthigen und feigen Senates, der wie jener in der römiſchen Kaiſerzeit ſeinem Herrn und Gebieter knechtiſch ſchmeichelte und ihn unter die Götter verſetzte, bis er ihn den Gemonien überliefern konnte, mit Garat, Lajuinais und einigen andern eine Verwahrung gegen die abſolute Gewalt einzulegen.

Zur Zeit der erſten Reſtauration ſtand Grégoire, immer ſeinen Grundſätzen treu, unter Jenen, die darauf drangen, von den Bourbonen die zuverläſſigſten Garantien für die Freiheit zu verlangen, bevor man ſie wieder in Frankreich aufnehme. Hiedurch würde dieſem Lande großes Leiden erſpart worden ſeyn. Die Bourbone würden die Freiheit nicht als ein Geſchenk ihrer Großmuth und ſich ſomit nicht für berechtigt gehalten haben, es willkürlich wieder zurück zu nehmen; ſie würden mit Nachdruck von den allgemeinen Wünſchen belehrt und durch die feige Nachgiebigkeit in den damaligen Unterhandlungen nicht zu der eitlen Hoffnung ermuthigt worden ſeyn, die Doktrin des göttlichen Rechtes wieder in's Leben rufen zu können. So wurde zu jener Zeit ſchon, als ſie ihren Thron beſtiegen, auch der Keim zu ihrem Sturze gelegt. Der Biſchof von Blois nahm weder mit Rath noch That an den feigen Verhandlungen Theil, die ein Verbrechen jener Epoche genannt werden müſſen.

Bald darauf verlor Grégoire ſein Biſthum und wurde aus dem Inſtitute verwieſen, das er begründet hatte. Auteuil, das ſchon Molière, Boileau und andere berühmte Männer zu ihrem Aufenthalte erkoren, war der Ort, wo der gelehrte Biſchof in friedlicher Abgeſchiedenheit Ruhe und Genuß in den Wiſſenſchaften ſuchte. Nicht lange war ihm dieſe ſtille Zurückgezogenheit vergönnt. Die Wahlſtimme des Departements der Iſère berief ihn zur Deputirtenkammer. Dieſe wies ihn als unwürdig aus ihrer Mitte. Man rieth ihm, auf ſeine Wahl zu verzichten; doch Grégoire, der nie der Stimme kleinmüthiger Klugheit ſein Ohr lieh, wo Recht und Wahrheit ſprachen, erhob ſeine Stimme laut und nachdrücklich gegen dieſen Staatsſtreich, als einen frechen und ſtrafbaren Eingriff in die Rechte des Volkes, für deſſen Souveränität er die lange Reihe ſeiner Jahre hindurch gekämpft hatte. Nach dieſer letzten Verfolgung trat Grégoire auf immer von der politiſchen Schaubühne und ſchien ſich der Welt nur noch zu erinnern, wenn er in Schriften die Sache der Humanität vertrat.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 166. 15 Junius 1831.

Die engliſche Geiſtlichkeit und die Reformbill.

Der Widerſtand, den die Geiſtlichkeit in England und Frankreich, den beiden am Meiſten auf der Bahn bürgerlicher Freiheit fortgeſchrittenen Staaten, den liberalen Ideen entgegenſtellte, iſt eine beachtungswerthe Erſcheinung. In Frankreich ſind es die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Pfarrer, die beharrlich gegen die Revolution des Julius ankämpfen; in England hat der Klerus überall, wo die Wahlen von ſeinem Einfluſſe berührt werden konnten, in Doretſhire und Cambridge, im Dreieinigkeitskollegium zu Dublin, wie in Oxford, die Reformkandidaten aus dem Feld geſchlagen. Die unpopuläre Stellung, in welche hiedurch die Geiſtlichkeit beider Länder gekommen iſt, kann früher oder ſpäter der Keim gefährlicher Erſchütterungen in beiden Kirchen werden. Dort wird ſich das Volk an das ungeheure Budget von 35 Millionen erinnern, das die franzöſiſche Geiſtlichkeit in Anſpruch nimmt; hier wird man die übermäßigen Einkünfte der anglikaniſchen Kirche in Erwägung ziehen, die Zehnten und Grundzinſe, die auf dem Volke laſten, die reichen Pfründen und Abteien, die ſich in den ariſtokratiſchen Familien vererben. Im höchſten Grade unpolitiſch aber war es, bei einer ſo allgemeinen Aufregung durch unzeitiges Geſchrei den Feind zu wecken und aufmerkſam zu machen; denn das Volk aufmerkſam machen, daß es unbillige Ueberbürdung zu tragen hat, heißt eben ſo Viel, als es auffordern ſich derſelben zu entledigen. Daß es hiezu um ſo geneigter ſeyn dürfte, als es die Geiſtlichkeit überall ſeinen Bewegungen entgegentreten ſieht, iſt nicht zu bezweifeln. Vielleicht liegt aber eben hierin wieder die Nemeſis der Geſchichte, daß gerade die Anſtrengungen, die der Klerus macht, den gefährlichen liberalen Prinzipien gegenüber ſeine Privilegien zu behaupten, dazu beitragen müſſen, die gefürchtete Veränderung zu beſchleunigen. Die Kirche, wird man freilich ſagen, iſt auf ganz andern Säulen befeſtigt, als daß ſie durch irgend eine Macht der Erde erſchüttert werden könnte. Allerdings; dieſe andere auf andere Säulen gegründete Kirche aber wird auch unangetaſtet bleiben; was wird aber aus jener werden, die auf übermäßige Einkünfte ihren Glanz und ihre Macht gebaut hat, wenn ihr dieſe Grundpfeiler entriſſen werden? Und ſehr zu fürchten iſt es, daß die Geiſtlichkeit nicht mehr Anſehen genug hat, ſie durch ſich ſelbſt aufrecht zu erhalten. Die Erfahrung hat deutlich genug bewieſen, daß eine unpopulär gewordene Korporation nicht auf die Länge der öffentlichen Meinung Widerſtand zu leiſten vermag. Man kann ſich ihr freilich eine Zeit lang entgegenſtemmen, aber zuletzt reißt ſie unwiderſtehlich mit ſich fort und zertrümmert nur um ſo gewaltſamer, je größer der Widerſtand geweſen iſt. Dieß ſcheint der Klerus beider Länder durchaus nicht begreifen zu wollen. Was wird die Folge ſeyn? Daß die katholiſche und engliſche Kirche um ſo früher das Loos alles Deſſen theilen wird, was einmal veraltet iſt, was ſich ſeiner Zeit entfremden und der nationalen Richtung widerſtreben will. Man darf nur einen Blick auf die engliſchen Blätter werfen, um in ihren heftigen Stimmen den fernen Donner des bedrohlichen Ungewitters zu erkennen. „Obgleich der König,“ ſagt der Sun, „obgleich die Miniſter und das Volk alle ſich zu Gunſten der Reform erklärt — obgleich die weiſeſten Staatsmänner ſich dahin ausgeſprochen haben, daß ohne eine Reform unvermeidlich eine Revolution erfolgen müſſe — nahm dennoch die Kirche keinen Anſtand, ſich offen und hartnäckig dieſer Maßregel entgegen zu ſtellen. Hiedurch erklärt die Geiſtlichkeit unverhohlen, daß der König Unrecht hat, daß die Miniſter Unrecht haben, daß das Volk Unrecht hat, und daß nur ſie allein unfehlbar iſt. Wir zittern an der Stelle des Klerus vor den Folgen eines ſo bedachtloſen Schrittes; wir zittern vor dem Eindrucke, den er auf die Gemüther der ungeheuren Maſſe von Zehntleuten machen muß, die natürlich noch mehr als je ſich ſträuben werden, zum Unterhalt einer Kirche beizutragen, die in Fragen, wo es ſich um das Wohl des Landes handelt, immer auf der Seite ſeiner Feinde ſteht. Die Grundbeſitzer werden lauter als je ihre Stimmen erheben für eine Umänderung in dem Zehntſyſtem; die Reformer werden hartnäckiger als je auf einer völligen Aufhebung des Stellenkumulus und auf gleichmäßigere Vertheilung des Kirchengutes beſtehen. Alle Stände der Geſellſchaft werden in dieſem widerſpenſtigen Betragen des Klerus einen unabweislichen Grund ſehen, die Kirche einer gründlichen und heilſamen Läuterung zu unterwerfen. Wäre Dieß der erſte Fehler der Geiſtlichkeit, ſo möchte man ihr noch Nachſicht ſchenken; aber es läßt ſich nicht leugnen, daß ſie in allen Jahrhunderten, in allen Ländern, unter allen denkbaeen Verhältniſſen, jederzeit hartnäckig den Intereſſen der öffentlichen Wohlfahrt ſich entgegenſtemmte. Stets war ſie der geſchworne Feind der Erziehung, der Freiheit, jeder Sache, die darauf ausging, auch in noch ſo geringem Maße den Zuſtand des Volkes zu verbeſſern. Wenn die Welt nicht noch in tiefer Finſterniß liegt, ſo iſt es gewiß nicht die Schuld der Geiſtlichk it, die gerne Alles unter dem

Digitized by Google

Schatten eines kymeriſchen Dunkels erhalten haben würde, um ihren Geiz und ihre Bigotterie im Zwielicht unbemerkt dahinſchleichen zu laſſen. Es iſt hierin kein Unterſchied zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, Biſchof oder Kardinal, Dechant oder Abt, Pfarrer oder Mönch; die Geiſtlichkeit bleibt überall daſſelbe engherzige, intolerante Weſen, das ſtets die Macht zu erſchleichen ſich bemüht, ſtets die Intereſſen von Wenigen auf Koſten Vieler zu fördern ſtrebt. Obgleich der Klerus Alles, was er iſt, vom Volke hat, ſo wendet er doch Alles, was er hat, dazu an, das Volk unter ſeinen Füßen zu halten. Obgleich er der bezahlte Diener deſſelben iſt, ſtrebt er doch unaufhörlich, deſſen Herr zu werden. Doch, Gott ſey Dank, dieſes Syſtem kann nicht länger Beſtand haben; die Reform muß und wird auch über die Kirche ſich erſtrecken, die ihrer mehr als die Geſetzgebung bedarf. Allerdings giebt es Männer in der Kirche von frommen und freimüthigen Geſinnungen, die dem wankenden Gebäude noch zum Schmuck und zum Pfeiler dienen — und in der That ſind ſie allein noch ſeine einzigen Pfeiler — aber die Mehrzahl beſteht aus eigennützigen Menſchen, aus bigotten Frömmlingen vor dem Kaſten des Mammons, die Nichts von einem Chriſten beſitzen, als den Namen. Der Geiſt, der die Scheiterhaufen von Smithfield anzündete, lebt noch in ihnen fort, wenn auch unter anderer Geſtalt. Noch ein Mal wiederholen wir daher unſere Ueberzeugung, daß ein Syſtem, das der Intoleranz und dem Uebermuthe von ſolchen Menſchen als Kuppler dient, einer Prüfung unterworfen werden muß. Ihr behaglicher Stellenkumulus muß beſchnitten, ihr Nepotismus abgeſchafft, ihre Stunden des Müßigganges müſſen in Stunden der Arbeit verwandelt werden; ſie müſſen in der Wirklichkeit Hirten ihrer Heerde werden, wie ſie es jetzt nur dem Namen nach ſind. Ihr Geſchrei: die Kirche iſt in Gefahr, wird ſie nicht mehr retten. Sie mögen ſich heiſer predigen gegen die „Atheiſten" — „Revolutionäre" — „Radikalen," die es wagen, an ihrer zeitlichen Seligkeit zu rütteln; das Volk wird ihre Klage verachten, ſie nach ihrem wahren Werthe würdigen, und nur um ſo ſtandhafter auf eine Reform dringen."

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

4. Die Verſchwörung von 1822, und die Unruhen 1827.

Deſto ſchrecklicher machte ſich die unruhige Stimmung des Landes im Jahr 1822 bemerklich. Gräuel aller Art und Verſchwörungen aller Orten herrſchten hier. Wie 1830 loderten in allen Paris umgebenden Departemens während des Frühjahrs Feuer auf, welche meiſtentheils ſchon vorher durch Placate öffentlich angezeigt waren. Alles ſolle den Flammen preisgegeben werden, drohte ein ſolcher Anſchlag, wenn nicht die rothe Mütze und die ſchwarze Fahne aufgeſteckt würden. Vor Verzweiflung hätten die Landleute es beinahe gethan, wenn nicht der General Rivaud de la Raffinière mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln dieſen Auftritten ein Ende gemacht hätte. Ungleich drohender aber waren die Unruhen in faſt allen großen Städten, und faſt zu gleicher Zeit. In Lyon, Nantes, Rennes, Toulouſe, Belfort, ja in Paris ſelbſt, gab es bedenkliche Bewegungen. Sie ſcheinen alle mehr oder weniger, etwa eine ausgenommen, von dem General Berton ausgegangen zu ſeyn, einem Mann, der als Krieger und Schriftſteller eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hatte. Sein Plan war, von der Vendee aus Alles in Aufſtand zu bringen, denn ſo bigott königlich dieſer Theil Frankreichs während der Jakobinerherrſchaft geweſen ſeyn mochte, ſo konſtitutionell geſinnt war wenigſtens der Bürgerſtand jetzt daſelbſt. Die Wahl der Deputirten Conſtant, La Fayette, Manuel, Dannon, iſt allein Bürge dafür. Am 24 Februar erſchien Berton auf dem Markte der Stadt Thouars mit etwa 50 Mann, ließ die Sturmglocke läuten, vertheilte Proklamationen an die herbeiſtrömende Menge, worin er Vernichtung des Adels und der Prieſterkaſte ankündete, und, gleich auf der Stelle bis auf 500 Mann verſtärkt, zog er unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit!" nach Saumur. Unterwegs mehrte ſich ſeine Schaar bis auf 800 Mann. Allein bei der Brücke von Foucheur ward er vom General Briche eben ſo heftig als unerwartet angegriffen und zerſtreut. Er entrann in Bauernkleidern, wurde aber bald in einem Bauerhofe entdeckt und nach Poitiers gebracht. Nun rächte ſich die angetaſtete Krone der Bourbonen ohne Schonung an Allen, die das Geſchick in die blutigen Hände ihrer Schergen führte.

Bertons Haupt fiel am 6 Oktober. Er ſelbſt hatte ſich mit aller Beredſamkeit vertheidigt, welche einem Manne von Muth und Geiſtesgegenwart eigen iſt. Ein Oberſt Dufay ward im Gefängniß mehr wie ein wildes Thier, denn als ein Menſch behandelt. Nicht beſſeres Geſchick hatte der Oberſtlieutenant Caron und der Kapitän Spinola in Marſeille. Man beſchuldigte ſie des Falſchwerbens und ehe noch das Werk zur Ausführung gebracht, war der Tod ihr Loos. Carons Muth blieb ungebeugt. Er ſelbſt gab dem Piket das Zeichen zum todbringenden Schuß. Am 21 September hatten vier Unteroffiziere in Paris dieß Geſchick. Ihren Manen ward 1830 von der Geſellſchaft der Volksfreunde ein großes Todtenfeſt gefeiert, und auf dem Platze, wo dem ermordeten Herzog von Berry ein durch freiwillige Beiträge erpreßtes Denkmal errichtet werden ſollte, beabſichtigt dieſer Verein ihnen eine Säule der Ehre zu ſetzen. Als ob aber die Regierung nicht mit wirklichen Unruhen zu thun hätte, zettelte ſie auch, um wenigſtens dadurch Gelegenheit zu erhalten, die Zügel recht ſcharf anzuziehn, ſelbſt dergleichen an. So war es wenigſtens in dem nämlichen Jahre mit der ſogenannten belforter Verſchwörung, welche das ganze Gebiet von Colmar und Mühlhauſen im Elſaß unters Kriegsgeſetz bringen ſollte. Der Deputirte Köchlin that dieſe empörende Schurkerei der Regierung ſo dar, daß kein Menſch ihre verderblichen Maßregeln verkennen konnte. Zum Lohn dafür ſteckte man ihn auf ſechs Monate in's Gefängniß und diktirte ihm 5000 Franken Strafe.

Wir könnten vom Jahre 1822 wohl noch mehrerer ähnlichen geringeren oder größeren Scenen gedenken, allein theils ermüdet die Wiederholung davon, weil ſie kein Reſultat zur Folge hatten, theils aber iſt es namentlich bei den ſpätern ſchwierig, zur Gewißheit über ihren Urſprung zu kommen. Die liberale Partei warf nur dem Hofe vor, daß von ſeinen Miethlingen, von der Po-

Digitized by Google

lizei die Sache ausgehe, welche ſich wichtig machen, Geldbelohnungen erpreſſen wolle, indem ſie von ihr verführte Menſchen der Gerechtigkeit in die Hände liefere. Die Hofpartei dagegen nannte alles Dieß Rebellion, die von Schriftſtellern, Religionsverächtern, Carbonari ausgehe. Namentlich machten ſich beide Theile ſolche Vorwürfe 1827, wo bei dem letzten Verſuch, Villele, ſich zu halten, einen ſolchen angezettelten Aufſtand in Paris drei Tage lang unterhielt, in welchem bereits die Barrikaden eine Rolle ſpielten. Es war Dieß eine der dem Scheine nach bedenklichſten Störungen im November 1827, allein ſie gehört ebenfalls in die von der Regierung künſtlich erregten, und zeichnete ſich dadurch aus, daß hier jene Barrikaden in Anwendung kamen, welche der großen Revolution 1830 den Sieg gewannen.

(Schluß folgt.)

Grégoire Biſchof von Blois.

(Schluß.)

Die letzten Augenblicke Gregoire's haben bewieſen, daß er treu blieb ſeinen einmal als wahr erkannten Grundſätzen bis in den Tod; er ſtarb, wie er gelebt, voll Achtung gegen ſich ſelbſt, gewiſſenhaft in Wort und That, unerſchütterlich in ſeiner Ueberzeugung, ein glühender Vertheidiger der Freiheit, ein warmer Freund der Humanität, ein tugendhafter und tief von ſeinem Glauben durchdrungener Prieſter. Mitten unter der ſchmerzhafteſten Krankheit, von Jahren und Leiden entkräftet, fand der Greis in ſeinem edeln Herzen Stärke genug, um ſein Leben nicht Lügen zu ſtrafen. Kein Wunder daher, wenn verfolgungsſüchtige Bigotterie und Prieſterhaß die Klauen ausſtreckten, um wenigſtens an der Leiche Deſſen ihre Rache zu kühlen, der im Leben ihrem Angriffe allzuhoch ſtand. Der Erzbiſchof von Paris *) glaubte, den günſtigen Anlaß, der verhaßten Regierung der Juliusrevolution eine neue Verlegenheit zu bereiten, nicht unbenutzt laſſen zu dürfen. Taub gegen alle Vorſtellungen, verbot er ſeiner Geiſtlichkeit, die kirchliche Leichenfeier des verſtorbenen Biſchofs zu begehen. Wahrſcheinlich zählte er hiebei auf eine Erneuerung der Scene von Saint Germain l'Auxerrois, auf Zuſammenrottung des Volkes, Plünderung oder Zerſtörung einer Kirche. Die Regierung, endlich müde, durch böswilligen Eigenſinn die öffentliche Ruhe gefährdet zu ſehen, befahl, den Gottesdienſt in der Kirche der Abtei aux Bois zu begehen, zu deren Pfarrſprengel der Verſtorbene gehörte, und im Falle der Verweigerung von Seite der Geiſtlichkeit mit polizeilicher Gewalt einzuſchreiten. So zur Nachgiebigkeit gezwungen, öffnete nun zwar der Pfarrer des Kirchenſprengels, unter deſſen Arme der verlebte Biſchof jährlich mehr als ſechstauſend Franken vertheilte, ungerechnet die reichen Geſchenke, mit denen er die Kirche ſtets bedachte, dieſe dem Leichengottesdienſte, ließ aber alle Geräthſchaften, Kelche, Meßgewänder, Leuchter, Kerzen, ſelbſt die Betſtühle entfernen, und verbot den Chorſängern, dem Küſter und Schweizer, ihr Amt zu verrichten. Man ſah ſich daher gezwungen, die nothwendigen Kirchengeräthe anderswoher zu entleihen, und zur Leichenbegängniß freiwillige Prieſter aufzufordern.

Am 31 Mai verſammelte ſich in der Straße der alten Tuilerien, wo der Abbé Gregoire wohnte, eine unzählbare Menge Menſchen, um den Leichenzug zu begleiten. Auch Abtheilungen der Nationalgarde und der Linie ſchloſſen ſich an, um dem Verſtorbenen, als Kommandeur der Ehrenlegion, die letzte Ehre zu erweiſen. Man bemerkte unter dem Leichengefolge die Herren Merlin de Douai, Murat, Iſambert, von Schonen, Philipp Dupin, Daunou, Biſſot, Jullien, von Potter, Thibaudeau, vormaliges Konventsmitglied, den General Dubourg, den Präſidenten des lutheriſchen Konſiſtoriums Goeppe, viele Offiziere der Nationalgarde, die Abgeordneten der verſchiedenen pariſer Volksgeſellſchaften und andere ausgezeichnete Männer. Auch Biſette und Fabien verſäumten nicht, am Grabe des väterlichen Freundes ihrer Nation die Pflicht der ſchuldigen Dankbarkeit zu erfüllen. Hinter dem Sarge, der

*) Das Ausland wird die Korreſpondenz des Erzbiſchofes und Gregoire's in ſeinen folgenden Numern geben.

mit der Stola bedeckt war, wurden die Zeichen ſeiner biſchöflichen Würde, die Inful und der Stab, und das Band des Kommandeurs der Ehrenlegion auf ſammtenen Kiſſen getragen. Es war Nichts verſäumt worden, die Leiche mit glänzender Pracht zu beſtatten, obgleich Gregoire in ſeinem Teſtamente allen öffentlichen Prunk verbeten hatte. Die kleine Kirche der Abtei aux Bois war mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und in ihrer Mitte ein prächtiger Katafalk errichtet. Die erbetenen Prieſter, an ihrer Spitze der Abbé Grieu, *) verrichteten die üblichen Ceremonien, dem Zornesſtrahl des unverſöhnlichen Erzbiſchofs zum Trotze, worauf die Leiche unter einem zahlloſen Menſchengewühle nach dem Kirchhofe von Mont Parnaß gebracht wurde, wo Abbé Gregoire ſeinem letzten Willen gemäß beerdigt werden wollte. An dem Grabe wurden mehrere Gedächtnißreden gehalten, ſo von Iſambert, von Raspail im Namen der Geſellſchaft der Volksfreunde. Fabien und Biſſette ſprachen in beredten Worten den Schmerz und die Dankbarkeit des Volkes von Haiti aus. Hr. Crémieux, Advokat des königlichen Gerichtshofes, feierte das Andenken des verehrten Greiſes im Namen der Israeliten, die dem aufgeklärten Prälaten ihre Aufnahme in den bürgerlichen Staatsverband des franzöſiſchen Reiches verdanken. Ein junger Bürger, der im Jahre 1820 verbannt worden, weil er die Vertheidigung Gregoire's übernommen hatte, benetzte mit ſeinen Thränen das Grab und ſprach in einigen Worten einer augenblicklichen Eingebung ſeinen bittern Unmuth gegen jene Kammer aus, die Gregoire ihrer unwürdig erklärte, und deren er auch wirklich nicht würdig war. Wir heben hier nur die Rede Thibaudeau's aus, der folgende Worte an die Verſammlung richtete:

„Gregoire, mein Kollege, mein Freund, mein verehrter Mitſchuldiger! Nach den beredten Stimmen, die an Deinem Sarge ertönten, will ich nicht ermüden, durch die Aufzählung Deiner guten Handlungen, Deiner hochherzigen Geſinnungen, Deiner Tugenden. Du haſt gelebt unerſchütterlich in Deinem edeln Berufe, treu der Revolution, Deinen alten Freunden, Deinem Vaterlande!

„So mäht die Sichel der Zeit allmählich die alten und wenigen Mitglieder des Nationalkonventes hinweg; aber ihr Andenken wird nicht untergehen, es wird fortleben in dem Gedächtniſſe und der Achtung aller edeln Gemüther. Dieſe Verſammlung, die dem Königthum und den Königen den Handſchuh hinwarf, ſie beſiegte und zwang, mit der Republik zu unterhandeln — ſie wird fortleben dieſe Verſammlung, die die Unabhängigkeit dieſes Landes aufrecht erhielt und ſeine Grenzen erweiterte; die das Feudalgebäude von Grund aus niederriß und freie Inſtitutionen im Herzen Frankreichs gründete; die mit der reinſten Uneigennützigkeit die größte Macht ausübte und ſie freiwillig niederlegte. Sie wird fortleben trotz dem Undanke der durch ſie zu Glanz und Würden emporgeſtiegenen Renegaten, die ohne ſie noch im Staube kriechen würden, in den ſie die alte Ariſtokratie hinabſtieß, deren Stelle ſie einnehmen möchten. Wie ſtrahlend erhob ſich der Ruhm dieſer Verſammlung durch den unverſöhnlichen Haß ihrer Feinde und den ihnen ertheilten Vollmachtbrief der Verfolgung! Wie erhob er ſich über die Armſeligkeit Derer, die ihn zu ſchmälern vermeinten!

„Auch Dich, Gregoire, proſcribirten ſie! Sie verbannten uns in die Fremde, und Dich wollten ſie auf Frankreichs Boden ſelbſt von dem Vaterlande verbannen! Die Revolution des Julius verhieß Dir eine glänzende Genugthuung; ſie wollten Deinem Alter dieſen Troſt nicht geben; ſie ließen Dich ſterben in Deiner ruhmvollen Unwürdigkeit!

„Das Volk verjagte endlich dieſen Königsſtamm, den der Konvent zu Boden geſtürzt, den die Nation zwei Mal aus ihrer Mitte geſtoßen; ſie haben ſich ſelbſt gerichtet und verbannt. Wie Wenig fehlte ihnen, Das zu werden, was ſie durch einen gehäſſigen Mißbrauch des Wortes Königsmörder nannten! Das Volk brauchte nur Karl X gefangen zu nehmen und in ihre Hände zu liefern, und doch ließen ſie auf Dir den Bann dieſes Stammes laſten! Sie ließen aufgerichtet die Denkmäler, die ſie ihm ſetzten; ſie ließen den Jahrestag der Sühne fortbeſtehen, den ſie ihm geweiht, und vielleicht werden ſie am 21 Januar wieder hingehen, um ihre heuchleriſchen Thränen zu vergießen. Wohlan, mögen ſie hingehen! Frankreich wird ſie dort erwarten.

„Gregoire, wir, die alten Mitglieder des Konventes, wir, ſeine letzten

*) Seit als Pfarrer zu Paris angeſtellt, ſeitdem er aus ſeiner Diözeſe verbannt wurde, weil er Manuel als Taufpathen eines Kindes zuließ.

Digitized by Google

Stimmen, treten an Dein Grab, Dir den Tribut unſerer Verehrung zu entrichten; bald vielleicht folgen wir Dir in die Gruft; bald wird auch von uns Nichts mehr übrig ſeyn als ein wenig Staub; aber ſo lang ein Hauch des Lebens uns beſeelt, werden wir uns, Deinem Vorbilde getreu, dem Dienſte der Freiheit, des Vaterlandes weihen. Mit erhobenem Haupte werden wir uns Frankreich, werden wir uns der Welt zeigen. Unſern Ruhm, unſere Hoffnungen treten wir ab an dieſe um Deinen Sarg gedrängten Bürger; an dieſe neue Generation, die uns beerbt; an die Revolution des Julius. Sie hat den Konvent mit dem Throne verbündet, und uns endlich zu unſerer Vertheidigung dieſe Tribune des Grabhügels geöffnet."

Ungeſtümer Beifall unterbrach und begleitete dieſe Rede. Grabesſalven der Nationalgarde und der Linientruppen galten dem Grabe des Verſtorbenen in der Ehrenlegion, und ſchloſſen die Leichenfeier.

Literariſche Chronik.

Sketches of Spain and Marocco. By Sir Arthur de Capell Brooke 2 vol. London, 1831.

(Schluß.)

Es iſt aus dem Geſagten nicht unwahrſcheinlich, wenn der Verfaſſer ſagt: „Tetuan iſt für einen Chriſten in keinem Betrachte ein angenehmer Aufenthaltsort; zu Tandſcher haben die Mauren ſeit der Niederlaſſung europäiſcher Konſuln daſelbſt einigermaßen in ihrer hoffärthigen Bigotterie und viehiſchen Rohheit nachgelaſſen und gefälligere Sitten angenommen. Ganz anders iſt es mit Tetuan, wo ſeit dem Jahre 1770 kein Chriſt ſich mehr niederlaſſen durfte, als der Sultan Sidi Mohammed allen europäiſchen Konſuln, die früher ſich dort befanden, die Stadt zu verlaſſen befahl; als Grund davon giebt man an, einer derſelben habe ein mauriſches Weib getödtet, worüber der Sultan ſo ergrimmt ſey, daß er alle Chriſten ausgetrieben und einen Schwur gethan, daß nie mehr einer in den Mauern von Tetuan aufgenommen werden ſollte."

Erſt in ſpäterer Zeit wurde auf dringendes Verlangen der engliſchen Regierung einem Konſul der Aufenthalt erlaubt unter großem Widerſpruch der Einwohnerſchaft. Hr. Price reſidirt hier als ſolcher, und als faſt der einzige Chriſt ſchon ſeit mehr als einem halben Jahrhundert.

Auf ſeinem Wege von Tandſcher nach Laraſch ſah Hr. Brooke einen ſehr alten Steinblock, den man Uted nannte, und der viele Aehnlichkeit mit den keltiſchen Denkmälern hat, die man zu Stonehenge, Abury und anderswo in England findet. „Ohne Zweifel," ſagt unſer Reiſender, „gehört der Uted der graueſten Vorzeit an; hiefür ſprechen ſelbſt die abenteuerlichen Sagen, die davon in der Gegend im Umlaufe ſind. Eine derſelben erzählt, der egyptiſche König Pharao habe ſich des größern Steines bedient, um ſeine Pferde daran anzubinden; ein anderer, die Taube, die Noah nach verlaufener Sündfluth ausgeſendet, habe ſich auf dem Steinblocke von Uted zuerſt niedergelaſſen. Es war eine Luſt, die Muthmaßungen zu hören, die von den unter dem Zelte zuſammengedrängten Arabern in Betreff meiner Reiſe angeſtellt wurden; ſie zweifelten nicht, daß ich bloß daher gekommen ſey, um den unter dem Steinwalle vergrabenen Schatz zu heben; doch meinten ſie, Dieß ſey für einen Chriſten eine reine Unmöglichkeit, da ſchon ſo viele Talibs und Weiſe aus ihrem eigenen Stamme in dieſem Verſuche geſcheitert ſeyen. Mein Wirth ſelbſt ſagte mir, der Stein wachſe, und es führe zuverläſſig eine Thüre hinein, die aber noch Niemand habe finden können; er fügte hinzu, was vielleicht auch wahr iſt, das Innere deſſelben ſey hohl, und ein Pfahl, den man hineingeſtoßen, dringe mehrere Fuß tief ein, ohne den Boden zu erreichen. Der Steinblock iſt ſechzehn Fuß hoch."

Ueber die Bevölkerung von Marocco werden in den Reiſeſkizzen folgende Bemerkungen gemacht:

„Der Maure iſt kräftig und ſchlank, von gebieteriſcher Haltung, und beſitzt große Muskelausbildung, ſchwarze Augen, weiße Zähne, einen pechſchwarzen Bart und ſchöne Züge voll ernſten Ausdruckes. Im Allgemeinen iſt ſein Geſicht römiſch, und ſeine ſtolze Würde in jeder Bewegung giebt ihm ein ſolches Anſehen, daß man, wenn er, in die Falten ſeines ſchneeweißen Hayk gehüllt, der geſchmackvoll über die linke Schulter geworfen herabfällt, einhertritt, einen Senator des alten Roms vor ſich zu ſehen glauben könnte. Und doch wie verſchieden ſind beide Charaktere in andern Rückſichten! Der des Mauren iſt eine Miſchung aus Allem, was ſich nur Niederträchtiges und Verächtliches denken läßt, und ſeine wenigen guten Eigenſchaften ſind wie Funken, die unter einem ſchmutzigen Aſchenhaufen erſticken. Ohne Treue und Glauben ſind ſeine Angelöbniſſe und Verſprechungen mit einem Scheine von Ehrlichkeit überkleidet, daß ihnen ſelten ihr Opfer entgeht; Wahrheit iſt ſeinen Lippen unbekannt, und Falſchheit ihm ſo zur andern Natur geworden, daß man ſich kaum auf irgend ein Wort, das er ſagt, verlaſſen kann. Gleich den Katholiken, denen man die Lehre Schuld giebt, Ketzern ſey kein Wort zu halten, rühmt ſich der Maure, daß er den Chriſten nicht Treue und Glauben ſchuldig ſey; dieſe Grundſätze ſind indeß dem Einfluſſe zuzuſchreiben, den ſeine bigotte Religion von früher Jugend an auf ihn ausübt. Er iſt von grauſamer, unerbittlicher, herrſchſüchtiger und tyranniſcher Sinnesart; Wohlwollen und Menſchlichkeit ſind ſeiner Bruſt fremde Gefühle. Stolz und hochmüthig gegen Untergebene, iſt er ſchmeichleriſch und kriechend gegen Höhere, und der eigentlichſte Sklave, den man ſich denken kann, wenn er in Berührung mit Solchen kommt, deren Macht er zu fürchten hat. Argwöhniſch vielleicht eben ſo wohl deßhalb, weil Leib und Gut in Marocco keinen Augenblick geſichert ſind, als aus natürlicher Gemüthsart, kennt er kein Band der Treue oder Freundſchaft, das er nicht zu zerreißen im Stande wäre, wenn dadurch irgend Etwas gewonnen werden kann; und bei der Ausſicht auf einen Vortheil iſt er der niedrigſten Schmeichelei, der knechtiſchſten Unterthänigkeit fähig. Freigebigkeit und Großmuth ſind ihm gleichfalls unbekannt, und wenn er ſich den Schein dieſer Tugenden giebt, ſo geſchieht es nur da, wo er dafür einem gehörigen Lohne entgegenſehen kann. Es würde viele Blätter füllen, wollte ich die zahlloſen und faſt unglaublichen Züge von Niederträchtigkeit, ſelbſt bei den armſeligſten Dingen, hier aufzeichnen, die in allen Ständen der Bevölkerung bemerkbar ſind, aber am Meiſten bei den höhern, ſelbſt den Kaiſer nicht ausgenommen. So abſcheulich kann eine vieljährige Tyrannei auf ein Volk wirken!"

Vermiſchte Nachrichten.

Unaufhörlich erzählen die engliſchen Blätter in Oſtindien von Unglücksfällen, welche ſich auf der Tigerjagd ereignen. So zeigte am 11 September v. J. ein Hindu in Dſchalna, in der Präſidentſchaft Madras, an, daß ein Tiger in der Nachbarſchaft geſehen worden ſey, und alsbald begaben ſich drei Offiziere, die HH. Mac Murdo, Brett und Craigie in die bezeichnete Gegend, um das Ungethüm aufzuſuchen. Angelangt an einem kleinen Bache, gewahrten ſie zwei Tiger, welche ſie einen Augenblick anſahen und dann entflohen; nicht lange, ſo kehrten jedoch die Thiere zurück, und ſie begegneten ihnen abermals; das eine davon wurde von Hrn. Brett getödtet, das andere zog ſich in ein Gebüſch zurück. Nun rückten die Offiziere dicht an einander gedrängt, Hr. Mac Murdo, Artillerielieutenant, in der Mitte, vor. Während ſie damit umgingen, den Tiger zu entdecken, ſtürzte dieſer wüthend unter einem grauenvollen Gebrülle mit einem Satze auf Hrn. Mac Murdo los, daß derſelbe zu Boden fiel und das Bein brach, worauf das Ungeheuer ihm Arme und Schultern gräßlich zerbiß. Hr. Craigie jagte dem Tiger in demſelben Moment zwei Kugeln in den Leib, und Hr. Brett ſchoß ihn in den Nacken, was ihn nöthigte, ſeine Beute fahren zu laſſen. Schon hatten dieſe Offiziere mehrmals gefeuert und ihr Vorrath von Kugeln war erſchöpft. Da machte Hr. Craigie dem Leben des Tigers dadurch ein Ende, daß er einen Bleiklumpen in ein Wachstuch wickelte und ihn damit zuſammenhämmerte. Der unglückliche Mac Murdo lag indeſſen furchtbar verſtümmelt, wiewohl ſeiner noch bewußt, im Blute; ſein Fuß war an mehreren Stellen zerbrochen und ſeine Hand in Fetzen zerriſſen. Hr. Brett ritt ſo ſchnell er konnte zu einem Wundarzte; aber noch ehe Hülfe kam, hatte jener ausgelitten.

Der König von England hat ſeine natürlichen Söhne, den Obriſt Friedrich Fitzclarence, den Schiffskapitän Adolph Fitzclarence, und Auguſt Fitzclarence, ſo wie ſeine Töchter Sophie, Gemahlin Sir Philipp Sidney's, Maria, Gemahlin Karl Richard Fox's, und Auguſta, Wittwe des John Kennedy Erskine in den Marquisſtand des Königreiches erhoben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 167. 16 Junius 1831.

Reiſeſkizzen eines Miſſionärs in Indien.

2. Das Reiſen in Palankins.

Mit zehn Palankinträgern, und ſechs Männern, denen ich mein Gepäck, Kochgeſchirr ꝛc. auflud, trat ich die Reiſe von Madras nach Negapatam an. Der Palankin, den ich mir anſchaffte, war keiner von den in Indien gewöhnlichen, denn er hatte einen doppelten Sitz, ſo daß zwei Perſonen gegenüber einander Platz nehmen konnten, und die gehörige Länge, um darin rückwärts anzulehnen und ſich nach Bequemlichkeit zu ſtrecken. Die Möglichkeit ſeine Lage zu verändern iſt ein großer Vortheil, welchen der gemeine Palankin nicht erlaubt, indem man darin wie in einem Bett ſitzt, wo man ſich Kiſſen zur Unterlage giebt; was man zwar Anfangs nicht übel findet, aber wenn man es nicht gewohnt iſt, bald überdrüſſig wird. Die erſte Station währte 2¼ Stunden; die vier Männer, welche den Palankin auf ihre Schultern nahmen, löſten einander von zehn zu zehn Minuten ab; die, welche im Augenblick Nichts zu thun hatten, liefen voraus oder hinten nach; die ganze Sippſchaft plauderte, lachte oder ſang, und legte in einer Stunde ungefähr 5 M. zurück. Als ich zuerſt dieſe Art zu reiſen ſah, bemitleidete ich von Herzen die Leute, deren Geſchäft es iſt, dieſe Sänften fortzubewegen, und ich machte mir ſelbſt darüber Vorwürfe, daß ich mich auf ſolche Weiſe tragen ließ. Allein in einem ſo heißen und ſo ausgedehnten Lande wie Indien, wo die Straßen meiſt wenig Mehr ſind als Geleiſe durch Moorgrund und Dſchungeln, wo man ſelten Brücken trifft, und die Gebirgspfade von Laſtthieren oft ohne die äußerſte Gefahr nicht paſſirt werden können, hat die Noth dieſes Sänftenweſen eingeführt. Entweder reist man im Palankin oder zu Pferd; eine andere Wahl giebt es nicht; im letztern Fall aber braucht man Zelte, und die Tagmärſche nnen nur kurz ſeyn, da der Europäer den Nachtthau wie die Hitze de Tags ſcheuen muß. Durch Erfahrung habe ich mich überzeugt, daß es keine Leute in Indien giebt, die ihrer Aufgabe beſſer gewachſen wären, als die Palankinträger; leichten, muntern Sinnes vollbringen ſie ihr Tagwerk, und wenn ſie Strecken von dreißig ſogar von vierzig Meilen zurückgelegt, und nur eine Nacht ausgeruht haben, ſo geht es am folgenden Morgen wieder gleich raſch fort. Eines Mals trugen mich bloß ſechs Männer zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zweiunddreißig Meilen weit, und ein anderes Mal erboten ſich ſechs Männer mit mir von Madras ſechshundert Meilen, ja, wenn ich es verlangte bis nach Kaſi oder Benares zu reiſen — die größte Tour, die man im ſüdlichen Indien zu machen ſich beikommen läßt. Da ihre Kaſte ihnen nicht erlaubt, mit Andern zu ſpeiſen, ſo liegt Einem von ihnen gewöhnlich der Transport ihrer Küchengeräthſchaften ob, ſo wie die Bereitung ihrer Mahlzeit, welche meiſt aus Reis beſteht. Während der Pauſen den Tag über unterhalten ſie ſich, wenn ſie nicht ſchlafen, mit Karten, oder einer Art von Brettſpiel; die Haushälteriſcheren flechten Schnüre und verfertigen daraus Netze, die ihnen unter Wegs faſt täglich zu einer tüchtigen Portion von Fiſchen verhelfen.

Das erſte Nachtquartier hatte ich in einem Tſchoultry oder Tſchattram, einem einſtöckigen ſteinernen Gebäude, deren es in dieſem Theil von Indien viele giebt, wo man aber Nichts als Dach und Fach trifft. Dieſe öffentlichen Herbergen ſind wie die Karawanſerai's in der Regel Stiftungen wohlthätiger Reichen, und haben noch die ſchätzbare Zugabe eines Waſſerbehälters in der Nähe, das tief genug iſt, um ſelbſt bei der längſten Dauer der trockenen Jahrzeit ſtets — gutes oder ſchlechtes — Waſſer zu liefern. Das Becken iſt von viereckiger Form und man ſteigt auf backſteinernen oder granitnen Stufen an den Rand hinab. Oft ſteht daneben auch noch ein kleiner Tempel mit dem Bild des Lieblingsgegenſtandes der Anbetung des Patrons. Ein oder mehrere Pions oder Polizeibeamten befinden ſich an dieſen Plätzen, um die Ordnung zu handhaben, und den Reiſenden bei Anſchaffung von Bedürfniſſen behülflich zu ſeyn. Einige Tſchoultry's enthalten mehrere Abtheilungen für die verſchiedenen Klaſſen von Reiſenden, andere bloß ein einziges Gemach; oft ſchlief ich, während rings um mich der Boden mit Fremden beiderlei Geſchlechts bedeckt war, die in ihre bunten baumwollenen Gewänder eingehüllt, Seite an Seite lagen. Nicht ſelten gehört ein Grad von Autorität dazu, um einem geräuſchvollen Haufen, der vielleicht ſchon einige Stunden geruht hat, ehe der müde Wanderer anlangt, Schweigen zu gebieten, und mehr als ein Mal ſah ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Anzahl aus ihrem Quartier hinauszuweiſen, ehe es mir gelang, die Stille herzuſtellen. Die Tſchoultry's haben keine Fenſter und, da es ihnen ſomit an einer freien Zirkulation der Luft fehlt, leidet man darin häufig durch Hitze, Staub und Schmutz, und ſie ſind wahre Höhlen für Fledermäuſe, Affen und Schlangen. War das Wetter nicht gar zu ungünſtig, ſo zog ich es immer vor, unter einem ſchattigen Baum zu übernachten, als allen Uebelgerüchen und Uebelſtän-

Digitized by Google

den eines Tſchoultry zu begegnen. Für Herberge zahlt man Nichts und man kann bleiben und gehen wie man will. Bei dem Mangel von Gaſthöfen an den Straßen Indiens ſind die Tſchoultry's für Diejenigen, die keine Zelte mit ſich führen, unentbehrlich. Indeß wurden auf den Befehl der Regierung zu Madras neuerer Zeit längs den meiſten Hauptſtraßen, in Zwiſchenräumen von 12 bis 15 Meilen, zum Beſten der engliſchen Reiſenden Bungalow's angelegt, worin man mehr Bequemlichkeit genießt.

Gegenüber meinem erſten Tſchoultry war ein Baſar, worin Reis und Oel und andere Gegenſtände des Bedürfniſſes feil geboten wurden, und zwar ſchienen Händler und Käufer einen ungeheuren Lärmen zur Betreibung ihres Verkehrs für unentbehrlich zu erachten. Im Tſchoultry ſelbſt erlöste mich der Zufall. Ein Weib hatte ihr Kind auf den Flur geſetzt, wo es waidlich ſchrie, während ſie drüben plauderte; ich betrachtete den Kleinen mit der Lampe, die an der Wand brannte, und kaum bemerkte Dieß die Mutter, ſo rannte ſie in größter Angſt herbei, raffte den Schreihals auf, und ließ mich im ungeſtörten Beſitz des Hauſes. Der Pion erſchien, wie gewöhnlich, fragte mich nach Namen und Charakter, woher ich komme, und wohin ich gehe und bot ſeine Dienſte an, wenn ich das Eine oder Andere benöthigt wäre. Mittler Weile zündete einer meiner Diener, deſſen Geſchäft es war, für mich zu kochen, vor dem Tſchoultry ein Feuer an und machte meinen Thee fertig. Hierauf legte ich mich nieder, und ſchlief beſtens bis zum Morgen.

Es war 3 Uhr; der Mond ſchien in hellem Glanz; ich weckte meine Leute, die um mich her im Schlaf lagen, damit wir, ehe die Hitze des Tages anfinge, einen Vorſprung gewännen. Nicht lange, ſo kamen wir an das Ufer eines Fluſſes, der vom Regen ſehr angeſchwollen war, aber wie noch manche andere Flüſſe, über die der Weg führte, ohne Brücke oder Boot paſſirt werden mußte. In ſolchen Fällen ziehen die Palankinträger den größten Theil ihrer Bekleidung aus, wickeln ſie zuſammen, und befeſtigen ſie um den Kopf. Sind ſie ſo dann mit dem Palankin, den ſie auf die gewöhnliche Weiſe tragen, bis an's Knie ins Waſſer vorgeſchritten, ſo heben ſie denſelben — mit der vereinten Kraft von ſechs Perſonen — über ſich empor, und waten ſo damit durch den Fluß, wobei ſie oft bis an den Nacken in den Wellen gehen; Dieß wird nur dadurch möglich, daß die Arme Derer, die den Palankin tragen, durch die Hände ihrer Gefährten gehalten und unterſtützt werden. Der Reiſende ſteigt nicht aus. Dieſe Art über einen Fluß zu ſetzen ſcheint etwas gefährlich; allein die Männer gehen ſo vorſichtig zu Werke, daß ſelten ein Unglück ſich ereignet; doch hört man von Beiſpielen, daß ſchon ganze Geſellſchaften durch den plötzlichen Erguß von Bergwaſſern überraſcht, und in die See geſpült wurden.

Gegen Pondichery hin iſt die Gegend eine flache Ebene mit Dſchungeln, von dem Palar und andern Flüſſen und zwei breiten Meeresbuchten durchſchnitten. Unter Dſchungeln verſteht man ungelichtetes und unangebautes Land, das hier mit Unterholz, mit wilden Kräutern, Sträuchern und Röhren, die bis zur Höhe von 12 oder 16 Fuß aufſchießen, bewachſen iſt, dort einen grünen Raſen darbietet, wo Schafe und Rinder weiden. Gruppen von Dickicht, hin und wieder zerſtreut, bilden eine vollkommene Wildniß, welche das trefflichſte Jagdrevier enthält, aber auch Schlangen und ſchädliche Reptilien in Menge hegt. Vorzugsweiſe ſind Dſchungeln übrigens der Aufenthaltsort von Tigern.

Pondichery, eine der wenigen *) Niederlaſſungen, welche Frankreich in Indien noch beſitzt, iſt eine hübſche volkreiche Stadt, in ihrem europäiſchen Theil regelmäßig gebaut und mit mehrern Kirchen geſchmückt; die indiſchen Stadtviertel fand ich ſo gedrängt von Menſchen, daß mir die engliſchen Märkte einfielen. Da ich die Gaſthäuſer, die es hier giebt, nicht kannte, ſo raſtete ich unter dem Schatten einiger Bäume. Das Gebiet von Pondichery erſtreckt ſich nur auf die unmittelbare Nachbarſchaft auf beiden Seiten der Stadt; dieſe iſt jedoch ſo angebaut, daß ſie einem großen Garten gleicht. Herrſchte in ganz Indien ſo viele Thätigkeit, ſo wäre es wahrſcheinlich das reichſte und ſchönſte Land der Welt.

In Tranquebar nahm Dr. Kämmerer, Kaplan der däniſchen Regierung und Miſſionär des k. Kollegiums zu Koppenhagen, mich gaſtfreundlich auf. Er zeigte mir die Kirchen, die Bibliothek und die Gebäude der Miſſion, bei welcher vormals ſechs Miſſionäre beſchäftigt wurden. Mit Intereſſe betrat ich die Stätte, wo der erſte proteſtantiſche Miſſionär Indiens, der fromme Ziegenbalg, mit ſeinen Gefährten lebte und predigte, und wo ihre Reſte ruhen. Beſonders wehmüthig für mich war der Anblick der theils noch von ihnen herrührenden Sammlung der beſten Werke über Bibelforſchung aus verſchiedenen Sprachen, die unter dem Einfluß des Klimas und angefreſſen von Inſekten, wovor in Indien Bücher zu bewahren ſehr ſchwer hält, nach und nach in Stücke fielen.

Nachdem ich in acht Tagen 180 Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich am 1 November glücklich Negapatam, froh aus dem Palankin loszukommen.

Die Volksaufſtände in Frankreich ſeit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

4. Die Verſchwörung von 1822, und die Unruhen 1827.

(Schluß.)

Es war das Villele-Miniſterium ſeinem Sturze nahe; eine neue Wahl der Deputirtenkammer, und die eben vom Könige ausgeſprochene Aufhebung der Cenſur ließ für Villele um ſo mehr Alles fürchten, da er am Hofe ſelbſt eine Partei gegen ſich hatte. Villele griff zu dem ſchon oft gebrauchten Mittel, durch die Polizei ſelbſt einen Aufſtand zu erregen, was bei dem Jubel, der in ganz Paris über die freiſinnigen zu Deputirten erwählten Männer und die aufgehobene Cenſur herrſchte, nicht ſchwer hielt. Denen, die bloß recht jubelten, durften ja nur Söldlinge zugemiſcht werden, welche mit dem Jubel Beleidigungen gegen die Polizei verbanden und dieſer ſo den

*) Dieſe Beſitzungen ſind außer Pondichery, dem Sitz der Regierung mit ſeinem Diſtrikte, 1100 M. von Kalkutta und 100 M. von Madras, noch Karikal, etwa 250 M. ſüdlich von Pondichery, beide auf der Küſte von Koromandel; Tſchandernagur am Ganges, 16 M. von Kalkutta und die Faktorei von Goretti, beide in Bengalen; Mahé mit einer Faktorei zu Kalikut, auf der Küſte von Malabar; eine Faktorei zu Surat. Außerdem beſitzen die Franzoſen noch Faktoreien zu Muſcat und Mocca.

Digitized by Google

Schein des Rechtes zum Angriff gaben. Genug, im Stadtviertel St. Denys fanden, um von den vielen Lärmſcenen in großen Provinzialſtädten nicht zu ſprechen, wie z. B. Straßburg, große Unruhen in der Nacht vom 19 und den folgenden Nächten ſtatt. Ganz Paris war freiwillig erleuchtet, die Freude über die Wahlen und die Cenſurfreiheit auszudrücken; wo ein Fenſter nicht erleuchtet erſchien, wurde es eingeworfen. Dagegen ſah man auch angebliche *aufrüheriſche* Transparente. Ein Menſch wurde von einem Haufen verfolgt und genöthigt bei einem Infanteriepoſten Hülfe zu ſuchen. Vermuthlich war es ein Mouchard, den man entdeckt hatte und züchtigen wollte. Der Infanteriepoſten ſchützte ihn. Eine Gendarmerieabtheilung kam herbei und zerſtreute den Haufen, welcher aber nun ſogleich die Straßen mit Tonnen, Körben, Wagen verrammelte und ſich vertheidigte, als er ſich neu, wohl 1000 Mann ſtark, geſammelt hatte. Um 10 Uhr hatte er noch 3 neue Bollwerke der Art gebildet, welche um Mitternacht von Infanterie und Kavallerie angegriffen und unter einem Hagel von Steinen, Flintenfeuer aus den Fenſtern erſtürmt wurden. Es gab Todte und Verwundete von beiden Seiten. Am folgenden Abend ging es nicht beſſer zu. Neue Bollwerke mußten auch aufs Neue geſtürmt werden. Die Pforten des Palais Royal wurden bereits um 8 Uhr geſchloſſen. Die Kolonnen „der Rebellen,“ wie ſie im Moniteur hießen, wurden von zwei Seiten angegriffen. Die Sappeurs des 18ten Regiments ſtürzten ſich auf ihre Barrikaden und eroberten ſie. Viele wurden verhaftet, Fünf büßten mit dem Leben, Viele (gegen 50) waren tödlich verwundet, Alle aber Opfer der — agens provocateurs der Polizei, die im Geiſte ihres Meiſters aufwiegelten, und ſo demſelben einen ſcheinbaren Grund zum Deſpotismus gaben. Da in den folgenden Nächten alle jene Punkte, wo die Unruhen geherrſcht, von ſtarken Militärabtheilungen beſetzt wurden, ſo war die Sache damit zu Ende, und ſchon am 24 November konnte der königliche Gerichtshof die vorgefallenen Erzeſſe unterſuchen, die, obſchon über hundert Perſonen verhaftet worden, doch kein anderes Licht über die Sache verbreiteten, als daß Jene Opfer eines Staatsſtreiches blieben, der von Villele und ſeinen Helfershelfern ausgegangen war, ohne die gewünſchten Früchte zu tragen.

Abgeſehn hiervon wird uns klar, daß 1830 in den Tagen des Julius Nichts geſchah, was nicht ſchon faſt alle Jahre ſeit 1812 wiederholt worden iſt. Der *Erfolg* geſtaltete ſich nur anders, weil die liberale Partei einſah, daß jetzt Alles auf dem Spiele ſtand und die des Hofes das Spiel ſchon gewonnen zu haben glaubte. Wenn vorher Einzelne ſich an die Spitze von Funfzig bis Hundert ſtellten und ein Opfer ihrer vorlauten Tollkühnheit, ihres blinden Vertrauens, ihrer Hoffnung wurden, ſo ſtellten ſich nun *Hunderte* an die Spitze von Tauſenden, weil die Beſſern, Wohlhabendern, Gebildetern jetzt noch vielmehr Grund hatten ſich zu fürchten, als der gemeine Mann. Der Letztere hatte jedoch bereits durch die ſich immer wiederholenden Auftritte ebenfalls beſſer gelernt, die Angriffe der Reiter, den Ungeſtüm der Gendarmen, die Verheerung des Geſchützes kraftlos zu machen, indem er ihnen — Barrikaden entgegenſetzte, hinter welchen er ſeinen Mann aufs Korn nehmen, hinter die er ſich zurückziehn, hinter welchen er den Feinden den Rücken oder die Flanken abgewinnen konnte! Wie Viel aber mögen ſeit 1815 in ſolchen Aufſtänden geblutet, wie Viel ihre Freiheit oder ihr Haupt unter der Guillotine verloren haben oder kriegsrechtlich erſchoſſen worden ſeyn! Nach Karls X Sturze löste man die Ketten von *Fünfhundert*, welche *auf den Galeeren* wegen *politiſcher Vergehungen* ſchmachteten. Ein trauriges Geſchick, welches die Maske der *Staatsweisheit* und *Legitimität* vornahm, gab ſeit 1814 mehr als 30 Millionen Menſchen in die Hände eines Königshauſes, das in Wollüſten ertrunken und durch Bigotterie um die wenige Einſicht gekommen war, welche ihm die Erfahrung und der Aufenthalt in fremden Ländern während eines Zeitraumes von 25 Jahren hätte ſchaffen können! *Wie die Saat, ſo die Ernte!*

Ueber den franzöſiſchen Nationalreichthum.

(Rede Karl Dupin's, gehalten in der Sitzung der vier Akademien.)

Die meiſten auf Thatſachen gegründeten Wiſſenſchaften begannen mit einzelnen Beobachtungen, die bei mehr oder weniger Unbeſtimmtheit nur ſehr unvollkommen geeignet waren, eine deutliche Einſicht in die Dinge und ihre Verhältniſſe zu liefern. Nach und nach überzeugte man ſich, daß es unmöglich ſey, zu ſichern Wahrheiten zu gelangen und ſich der höhern wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte zu bemächtigen, ohne für jede Art von Erſcheinungen einen Maßſtab auszumitteln, wodurch Thatſachen, die an verſchiedenen Orten, zu verſchiedenen Zeiten und durch verſchiedene Beobachter aufgenommen wurden, unter einander verglichen werden könnten. So hätten die Erſcheinungen der Wärme an und für ſich nicht hingereicht, uns die Geſetze kennen zu lehren, denen ſie folgen, wenn uns nicht ein Inſtrument zu Gebote geſtanden wäre, mittelſt deſſen wir die verſchiedenen Wärmegrade meſſen, und um das Geſetz zu entdecken, welches die Kraft des Magnetismus und der Elektricität regiert, mußten wir einen ähnlichen Meſſer haben. Das Bedürfniß des gemeinen Lebens hat uns in der Münze den Maßſtab für den Werth der dem Menſchen nützlichen Gegenſtände, d. h. für den Werth des Reichthums finden laſſen. Allein dieſer Maßſtab iſt ungenügend; er hat nicht den Charakter unveränderlicher Einheit, wie ihn Thermometer und Elektrometer haben. Selbſt bei dem nämlichen Volke bewahren die Münzen nicht immer für eine gegebene Einheit die nämliche Quantität Metall. Je nachdem dieſes Metall bald häufiger, bald wieder ſeltener iſt, wechſelt auch ſein innerer Werth. Wie ſoll man nun dieſen Schwierigkeiten begegnen? Oder iſt es überhaupt möglich, ihnen zu begegnen? Ich glaube, daß die Möglichkeit, dieſes Problem zu löſen, vorhanden ſey, wenn es ſich um die Schätzung des Reichthums eines zahlreichen Volkes handelt.

Denken wir uns eine Zählung, welche von demſelben Jahre das vollſtändige Einkommen jedes Individuums angiebt, und rechnen wir alle dieſe Einkünfte zuſammen, ſo bekommen wir als Reſultat, was ich den jährigen Reichthum dieſes Volkes nenne. Denken wir uns ferner eine Schätzung des mittleren Preiſes der bloßen Handarbeit oder der phyſiſchen Kraft eines Volkes, ſo erhalten wir damit einen Maßſtab. Denken wir uns, daß ein Volk, während es dieſelbe geſellſchaftliche Ordnung, dieſelbe Induſtrie und dieſelben individuellen Reichthümer behält, ſeine Bevölkerung von jeder Klaſſe und jedem Stande verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht, ſo muß ſich offenbar auch ſein Totalreichthum verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen u. ſ. w. Somit bildet die Bevölkerung einen erſten Faktor des jährigen Reichthums. Denken wir uns nun, daß der Werth der phyſiſchen Kraft ſich verdopple, verdreifache, vervierfache, während ſonſt in dem geſellſchaftlichen Zuſtande Alles unveränderlich bleibt, ſo muß der Preis des Ertrags der Arbeit ſich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen; ſomit wäre der Preis der phyſiſchen Kraft ein anderer Faktor des jährigen Reichthums; noch giebt es aber einen dritten Faktor, den ich den Multiplikator des Reichthums nenne, und zwar ſpielt dieſer die Hauptrolle in der Theorie des Reichthums der Völker. Erläutern wir dieſen Satz durch ein Beiſpiel. Im Jahre 1830 haben 52,640,000 Franzoſen ein Totaleinkommen von 6.400.000.000 Fr.; wird dieſe Summe gleich vertheilt, ſo kommen auf den Einzelnen 269 Fr. 6 C. als Antheil. Der mittlere Preis des Taglohns für bloße Handarbeit beläuft ſich auf 1 Fr. 25 C., und iſt ſomit

Digitized by Google

$215\frac{69}{100}$ Mal in jener Portion enthalten; $215\frac{69}{100}$ wäre alſo der Multiplikator des franzöſiſchen Reichthums für 1830.

Bei jedem Volke, deſſen Vermögen man berechnet, wird die phyſiſche Kraft durch die geiſtige in der Hervorrufung neuer Erfindungen und Verbeſſerungen nach und nach erhöht; und der allgemeine Reichthum dadurch geſteigert, ſelbſt wenn man vorausſetzte, daß die Bevölkerung und der Preis phyſiſcher Arbeit ſtationär blieben. Dieſe Vermehrung des Multiplikators des Reichthums zeigt zugleich die Fortſchritte an, welche die Civiliſation macht. Im Jahre 1750 erhob ſich der Jahresreichthum Frankreichs auf 2,125,000,000 Fr., und der Multiplikator dieſes Reichthums auf $181\frac{30}{100}$; im Jahre 1780, erſterer auf 4,260,000,000 Fr., letzterer auf $194\frac{69}{100}$. Multiplizirt man nun in jeder dieſer Epochen den Preis des Taglohnes für bloße Handarbeit durch den jedesmaligen Multiplikator des Reichthums, ſo erhält man als Produkt das durchſchnittmäßige Einkommen jedes Individuums — nämlich im Jahre 1750 107, 98, im Jahre 1780 169, 58, im Jahre 1830 269, 61. Als Voltaire über Staatswirthſchaft ſchrieb, nimmt er in einem jener Romane, worin die tiefſte Vernunſt ſich unter den frivolſten Formen des Scherzes verbirgt, 40 Thlr. oder 120 Fr. als den Reichthum ſeines niedrigen Helden an. Dieſes Einkommen gehört dem Zeitraume zwiſchen 1750 bis 1780 an, worin der „Mann mit vierzig Thalern" erſchien. Statt dieſes Münzwerthes, der keine klare Vorſtellung zuläßt, wenn man die Epochen vergleicht, in welchen der Werth aller Dinge in ſo unermeßlichen Abſtänden erſcheint, bieten uns die Multiplikatoren des Reichthums einen weit einfachern und nicht minder deutlichen Maßſtab dar. Stellen wir die erwähnten drei Epochen in Parallele, ſo ergiebt ſich, daß das mittlere Einkommen jedes Franzoſen im Jahre 1750 gleich war dem Produkt von $181\frac{30}{100}$ Taglöhnen, im Jahre 1780 dem Produkt von $194\frac{69}{100}$, und 1830 dem Produkt von $215\frac{69}{100}$. Beweis genug, daß das Loos der Individuen ſeit hundert Jahren, und vornehmlich in den letzten vierzig, ſich unermeßlich verbeſſert hat.

Die Multiplikatoren des Reichthums ſind für die Bürger das ſicherſte Mittel, ſich über die Beſchaffenheit der Auflagen zu belehren, womit ſie belaſtet ſind, ſo wie ſie auf der andern Seite auch der Regierung koſtbare Fingerzeige bieten. So entſprachen die Abgaben des Volkes im Jahre 1750 $24\frac{0}{10}$, im Jahre 1780 $32\frac{1}{10}$, und im Jahre 1830 22 Taglöhnen, oder das Verhältniß der Abgaben zum Einkommen betrug in dieſen verſchiedenen Perioden 15, 20 und $11\frac{1}{4}$ Prozent. Dieſe ſeit fünfzig Jahren fortlaufende Zunahme des Wohlſtandes durch die verhältnißmäßige Reduktion der öffentlichen Laſten hatte auch eine Zunahme der mittlern Lebensdauer zur Folge. Im Jahre 1780 betrug die mittlere Lebensdauer $28\frac{88}{100}$, im Jahre 1830 $35\frac{38}{100}$ Jahre; in einem Vierteljahrhundert nahm mithin in Frankreich die mittlere Lebensdauer um ſieben Jahre, d. h. um $\frac{1}{4}$ der Lebensdauer von 1780, zu. Zwar gebührt ohne Zweifel ein Theil des Verdienſtes hievon der bewundernswürdigen Wohlthat der Vaccine; aber nur ein Theil; alles Uebrige entſpringt aus dem wachſenden Wohlſtande des franzöſiſchen Volkes.

Welches Licht würde ſich über die Geſchichte verbreiten, wenn wir die Reihe der Multiplikatoren des Reichthums von Athen, Rom und Karthago, von Egypten und den Hauptſtaaten Aſiens aus den Jahrhunderten ihrer Größe und ihres Zerfalles beſäßen. Einige Zahlen würden mehr Aufſchluß geben als ganze Bände voll Erzählungen und Sagen, wo die Malerei die Stelle des Kalkuls und die Einbildungskraft die Stelle der Kritik vertritt. Könnten wir, um uns auf die Zeit zu beſchränken, in welcher wir leben, nur ein einfaches Verzeichniß dieſer Multiplikatoren des Reichthums der vornehmſten Völker der Welt auftreiben, wie viele Täuſchungen müßten verſchwinden — wie manche Mächte, die uns jetzt durch den falſchen Reflex ihrer erlogenen Wohlhabenheit blenden, müßten das Elend ihrer Unterthanen enthüllen — wie ganz und gar unſere Anſichten über den Reichthum des Orients ſich umwandeln, der bereits ſeit vier Jahrtauſenden den Nationen des Weſtens als den allgemeinen Behältern der Schätze des Univerſums anheimgefallen iſt! Vergliche man dann mit dieſen Verhältniſſen des Reichthums noch Verfaſſungen, Sitten und Civiliſation der Völker — welche neue Maſſe erfahrungsmäßiger Wahrheiten müßte das Reſultat ſeyn! Dieſe Beobachtungen, fortgeſetzt, wenn nicht von Jahr zu Jahr, doch von fünf zu fünf oder von zehn zu zehn Jahren, ließen uns alle Wechſel der Ab- und Zunahme erkennen, und uns alle möglichen Maßregeln für die Zukunft treffen. (Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Ein engliſches Zeitungsblatt macht in Bezug auf das heilloſe Unweſen der Boroughmäklerei folgende Bemerkung: „Die Wohlthaten, die dem Königreich durch die Boroughmongers zugewachſen ſind, laſſen ſich ungefähr ſo zuſammenfaſſen: eine Vergeudung von 3600 Millionen Intereſſen — im Verlauf eines Jahrhunderts 800 Millionen ſchwebende Schuld — 30 Mill. Intereſſen — die Vermehrung der jährlichen Steuern von zwei auf 55 Millionen — die Steigerung der Auflagen von einer halben zu 15 Millionen — ungeheure Schuldenlaſt der Gemeinden, der größern und kleinern Städte — Verſchuldung der Kirchen — Verſchuldung jedes Dinges und Jedermanns — Verpfändung des Grundbeſitzes — Verpfändung der Induſtrie — Ueberzahl von Geldmäklern und Pfandleihern — Verarmung der Banklers — Vergantung der Handelsleute — überfüllte Arbeitshäuſer — die Armen dem Hungertod nahe — die Gefängniſſe um das Doppelte erweitert und doch überfüllt — zehnfache Zunahme der Kriminalverbrechen und Vergrößerung der Pachtgüter — Untergang der kleinen Pächter — hohe Abgaben, hohe Zehnten, hohe Taxen, geringer Verdienſt der Arbeiter — der Lohn nicht den täglichen Unterhalt abwerfend — Brodtheuerung — Auswanderung der Bevölkerung — Penſionärs in Staatskaroſſen — Sinecuriſten in Paläſten — ein ſtehendes Heer von 90,000 Soldaten und 30,000 Offizieren — Advokaten und Büttel in Unzahl — Bankrotteurs und Gantirer im beſten Wohlſtand — Geldmäkler in Reichthum — die Mittelklaſſe arm und zahlungsunfähig — die Koloniſten verarmt — die Schifffahrt gehemmt — der Handel uneinträglich — die Arbeiter Bettler! Dieß ſind die Folgen ihrer Kriege, ihres Papiergeldes, ihrer Peel's Billen, ihres Egoismus. Gewiß ſind ſolche Dinge nicht die Frucht von Englands Konſtitution und Monarchie — ſondern Mißbräuche, die von Mißbräuchen erzeugt worden; wird die Reformbill den Stamm des Uebels ausrotten, ſo wird ſie auch ſeine verderblichen Früchte verbeſſern, vermindern oder vernichten."

Der Radſchah Rammohun (der indiſche Bramine, von dem das Ausland Nro. 140 Bericht gegeben hat) wurde unlängſt zu London in eine Verſammlung der Unitarier-Aſſociation eingeführt, an die er eine kurze Rede richtete. „Er ſey zu unwohl, ſagte er, um an den Geſchäften des Tages thätigen Antheil nehmen zu können. Sehr verbunden erachte er ſich gegen Dr. Curtland und Dr. Bowring und der Geſellſchaft ſelbſt für die Ehre, die ſie ihm erwieſen, indem ſie ihn als Bruder in ihre Aſſociation aufgenommen. Doch ſey er ſich nicht bewußt, was er für die Sache der Wahrheit gethan, um Anſpruch auf ihren Dank machen zu können. Was immer er gethan habe, ſey um ſeines eigenen Seelenheiles willen geſchehen. Er glaube faſt an alle Lehren des Chriſtenthums; doch habe er Nichts vollbracht, was ihn des Dankes und Lobes der Verſammlung würdig mache. Was auch durch ihn gewirkt worden, könne nur höchſt geringfügig genannt werden. Die Hindus und Braminen, mit denen er in Berührung gekommen, ſeyen zwar insgeſammt den Lehren entgegen, die er vertheidigt habe, aber die Chriſten in Indien ſeyen gegen ſeine und der Geſellſchaft Prinzipien feindſeliger geſinnt, als die Hindus und Braminen ſelbſt; auch finde er bei Weitem größere Feindſeligkeit unter den dortigen Chriſten, als unter den Landeseingebornen. Mit Abſcheu erfüllt ſeyen ſie gegen den Unitarismus und die einfache Wahrheit, der ſie die Myſtik und myſtiſchen Formendienſt vorzögen. Indeß, wenn das Syſtem des Unitarismus die Wahrheit enthalte, ſo werde es unfehlbar den Sieg davontragen, da die Wahrheit ſtets aller Hinderniſſe ungeachtet ſiegreich durchdringen müſſe. Vernunft, die Schrift und geſunder Menſchenverſtand kämpfen für den Unitarismus, aber Reichthum, Macht und Vorurtheil ſeyen die Feinde von jenen Dreien. Doch hege er die feſte Ueberzeugung, daß der Erfolg ihrer guten Sache um ſo zuverſichtlicher zu hoffen ſey, je mehr geiſtige Bildung ihr Licht verbreiten werde." — „Der Radſchah," ſetzt der „Spektator" hinzu, dem dieſe Nachricht entnommen iſt, „ſpricht das Engliſche flüſſig und gewandt; er wurde bei ſeinem Eintritt in die Verſammlung mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen, worauf die Eingangs ſeiner Rede ausgeſprochene Ablehnung des Dankes der Geſellſchaft zu beziehen iſt. Gleicher Beifall ertönte auch bei dem Schluß ſeiner Worte. Rammohun hat ein einnehmendes Aeußeres und trug die orientaliſche Kleidung. Er ſchien ſehr leidend, und ſeine Stimme war wohl deßhalb auch ſchwach und gedämpft."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 168. 17 Junius 1831.

Ausflüge am ſchwarzen Meer. *)

1. Taman.

Ein ungünſtiger Wind hielt uns 1½ Tage in Jenikalé zurück; als der Wind ſich beſſerte, ſchifften wir uns auf dem Poſtboot der Tſchernomortſen direkt nach Taman ein. In der Gegend, wo wir den Boſporus paſſirten, hatte derſelbe eine Breite von 18 Werſten; der Wind war mäßig und wir brauchten 3½ Stunden zur Ueberfahrt. Von Kertſch nach Taman rechnet man 30 Werſte; aber zwiſchen Jenikalé und einer Landſpitze der Inſel Taman, welche gegen dieſe Stadt vorſpringt, beträgt die Breite des Kanals nur 4 Werſte.

Ein Netz von Seen, welche durch wellenförmig erhobene Ebenen von einander getrennt ſind, oder durch ſumpfige Vertiefungen zuſammenhängen, giebt der Inſel Taman ein Ausſehen, als ob ſie vor Kurzem erſt aus dem Meer hervorgegangen wäre, und die Spuren vulkaniſcher Ausbrüche ſo wie die zahlreichen Quellen von Bergöl und die kleinen Kothvulkane (salses), die man ſieht, laſſen vermuthen, daß die Inſel noch jetzt der Wirkung von Feuer und Waſſer ausgeſetzt ſey. Durch Pallas war unſre Aufmerkſamkeit auf dieſe Erſcheinungen gelenkt worden. Wir beeilten uns alſo, ſie näher in Augenſchein zu nehmen. Die Gegend zwiſchen der Stadt Taman und dem See Souccour, wo eine Hügelkette kothige Auswürfe darbietet, ſchien uns zu unſerm Vorhaben am Beſten geeignet.

An dem Abhang einer Anhöhe befanden ſich zwei dieſer Vulkane, die in dieſem Augenblick in größter Thätigkeit begriffen waren. Das größere Becken hatte etwa 70 Fuß im Umfang und war mit einer kompakten teigigen Maſſe von ſehr feinem kothigen Thon gefüllt; von Zeit zu Zeit erhob ſich eine dicke Luftblaſe von wenigſtens einem Fuß im Durchmeſſer, und wenn ſie geborſten, ſo folgten auf derſelben Stelle mehrere kleinere, und an dem weſtlichen Rand, wo das Becken eine kleine Mündung nach der Ebene hatte, kamen nach einander noch kleinere zum Vorſchein; waren dann dieſe verſchwunden, ſo zeigte die große Blaſe ſich von Neuem. Die Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Erſcheinungen waren ſehr ungleich, bald von einer Viertels-, bald von einer halben, bald von einer ganzen Minute.

Da man Gefahr lief, daß der Boden unter den Füßen einſank, ſo konnte man ſich dem Hauptbecken nicht genug nähern, um die Temperatur des flüſſigen Theils zu unterſuchen und das Gas zu ſammeln; wir hielten uns deßhalb an den benachbarten Trichter, hier war bloß an der Mündung eine Einfaſſung von ſchwachem Thon, hingegen auf der Weſtſeite ein zwei Fuß hoher trockener Roſt (bourrelet). Der Umfang der Höhlung betrug ungefähr 17 Fuß; der Thon befand ſich in vollkommen flüſſigem Zuſtande, und klein Blaſen wie von ſiedendem Waſſer ſtiegen in der Nähe des weſtlichen Randes empor. Das Thermometer gab von dieſem Vulkan die Temperatur zu 17°7, von dem ruhigen flüſſigen Schlamm, in der Nähe des Punkts, wo wir ſtanden, zu 23°5 an, während man in freier Luft an der Sonne einen Wechſel der Temperatur zwiſchen 23°8 und 23°9, und im Schatten eine Temperatur von 21°5 beobachtete. Die größte Tiefe, an der Oberfläche des Waſſers gemeſſen, wo ſich die Blaſen erhoben, belief ſich auf 8 rheiniſche Fuß; ſie nahm aber gegen den Rand hin raſch ab. Den Boden bedeckte ein ſo feiner fetter und weicher Thon, daß man gleich am Rand tief einſank und nicht aufrecht ſtehen konnte, ohne daß man ſich an den Roſt anklammerte.

In Ermanglung des nöthigen Apparats mußten wir uns damit begnügen, die Gaſe in Beziehung auf ihre Eigenſchaft der Beſchleunigung oder Hemmung des Verbrennungsprozeſſes zu prüfen. Das Gas, welches wir ſammelten, beſaß bloß die letztere Eigenſchaft. Der mit Salpeter bereitete Zunder loſch, wenn man ihn anzündete, ſogleich aus und die verkohlte Stelle färbte ſich roth; auch ſetzte das Berſten der Blaſen das Gas nicht in Flammen. Blies ein friſcher Wind über die Trichter, ſo hauchten ſie, ſelbſt auf eine anſehnliche Entfernung einen ſtarken Erdharzgeruch aus, welcher ſich gleichfalls entwickelte, wenn man die Flüſſigkeit leicht bewegte. Das gelbliche Waſſer, das nur einige Linien hoch über dem zerlaſſenen Thon ſtand, hatte einen ſchwachen Salzgeſchmack und der Grund der Rinne, durch welche der Ueberfluß der Höhlung ſich periodiſch entlud, war mit einer dünnen Salzkruſte überzogen. In dem trockenen Thon am Rand der beiden Trichter gab es eine Menge kleiner eckichter Stücke von bituminöſem, kalkichtem und quarzichtem Sandſtein mit einer tüchtigen Beimiſchung von Eiſen. Spuren von dieſem Geſtein nebſt Glimmerfragmenten trifft man häufig auf dem Weg nach der Stadt Taman. Wir glaubten uns auch überzeugt zu haben, daß die Brocken nicht von Unten ihren Schlamm erneuern, und daß ſie nur Luftblaſen von ſich geben; denn als wir nach fünf

*) Ein Bruchſtück aus der Reiſe der HH. Engelhardt und Parrot in den Nouv. Annal. des Voyages, Märzheft.

Digitized by Google

Monaten wieder die Gegend beſuchten, fanden wir das kleine Becken ſo voll als das erſte Mal; ein wenig Thon hatte es zwar über die Ebene ausgeſchüttet, aber lediglich in Folge des kurz zuvor anhaltenden Regenwetters und keineswegs wegen einer größern Quantität von Schlamm, die der Tiefe entquollen wäre; ſo wie das erſte Mal war kein beſtändiger Abfluß vorhanden und die Luftblaſen, die nicht aufhörten aufzuſteigen, führten ſtets etwas Waſſer mit ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſeſkizzen eines Miſſionärs in Indien.

3. Miſſionsweſen.

Negapatam oder Negapatnam, d. i. die Schlangenſtadt, war vormals die Hauptſtadt der holländiſchen Beſitzungen auf dem indiſchen Feſtlande. Die einſt weitläufigen Feſtungswerke ſind jetzt zerſtört, das Baumaterial verkauft und weggeſchifft; was von Graben, Wall und Glacis noch übrig blieb, iſt mit Indigopflanzungen bedeckt. Der Begräbnißplatz, im Umkreis des Forts gelegen, bietet, obwohl vernachläſſigt, noch manche merkwürdige und rührende Denkmäler aus alter und neuer Zeit dar. Die Stadt iſt groß und volkreich; unter den Bewohnern trifft man viele Familien von engliſcher, franzöſiſcher, holländiſcher und portugieſiſcher Abkunft; jedoch die Maſſe beſteht aus Mohammedanern und Hindu's. Die Hauptſtraßen ſind breit und luftig; es giebt aber auch ſo enge Gäßchen, daß drei Perſonen kaum neben einander gehen können. Hinduſche Tempel finden ſich im Ueberfluß. Früher herrſchte hier das buddhiſtiſche Syſtem vor, und in einer der Straßen ſieht man noch ein wohl gemeißeltes Buddhabild in voller Lebensgröße und in nachdenkender Stellung. Vor den Thoren iſt ein hoher Thurm, insgemein die ſilberne Pagode genannt, worüber verſchiedene widerſprechende Sagen in Umlauf ſind, eine, wornach die Erbauung Chineſen zuzuſchreiben, alſo der Zweck ein buddhiſtiſcher wäre. Der Thurm iſt aus kleinen rothen, ganz glatten Backſteinen aufgeführt, mit ſo wenig Mörtel, daß man zweifeln wollte, ob überhaupt welcher gebraucht worden; ein Eingeborner verſicherte mich aber, man habe allerdings Mörtel dazu genommen, und zwar einen der bloß aus der Erde beſtehe, die von weißen Ameiſen, wenn ſie ihre Wälle und Zellen bauten, aufgeworfen werde, dieſe Erde zu einer feinen Paſte zerrieben ſey zwiſchen jeden Backſtein gekommen. Der Thurm hat eine ſolche Höhe, daß er der erſte Gegenſtand iſt, deſſen man von der See aus anſichtig wird; die Holländer hatten drauf ihre Flagge aufgepflanzt. Man zählt in Negapatam mehrere römiſche Kirchen. Auch eine alte holländiſche Kirche iſt daſelbſt, die noch von der verlorenen Herrlichkeit des Ortes zeugt, in ihr verſammeln ſich die engliſchen Reſidenten zum Gottesdienſt, den jeden Sonntag Morgen ein Miſſionär verrichtet; die Orgel muß ein ſchönes Inſtrument geweſen ſeyn, jetzt iſt ſie verſtimmt und ihre Töne ſchweigen. Die Zahl der Einwohnerſchaft von Negapatam läßt ſich, wie von indiſchen Städten überhaupt, ſchwer ſchätzen; doch nimmt man wenigſtens 30,000 an. Die dortigen Engländer meiſt Regierungsbeamte im Civil- oder Militärdienſt, wohnen in geräumigen und wohlgebauten Häuſern, gegenüber dem Fort oder in Gärten eine bis zwei Meilen gegen NW. Die beſte Landſtraße iſt dieſenige, welche nach Tandſchur führt, der Hauptſtadt des alten Königreichs, von welchem Negapatam einen Theil bildete; die Lieblingspromenaden dagegen laufen um das Fort herum, und ziehen ſich längs der Küſte hin.

Ein Paar Tage reichten hin, mich mit den Gegenſtänden unſerer Arbeiten bekannt zu machen, und in dem Kreis unſerer Geſellſchaft einzuführen. Wir hatten es mit einer höchſt achtbaren engliſchen Gemeinde zu thun, welche unſere Morgen- und Nachmittagsandachten fleißig beſuchte; auch der portugieſiſche Gottesdienſt, welchen mein Kollege Hr. Squance hielt, der ſeit längerer Zeit in Negapatam ſich dieſem Beruf widmet, hatte guten Fortgang, und berechtigte zu ſchönen Hoffnungen, die ſich in der Folge vollkommen realiſirten. Deſto ſchlimmer ſah es mit der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden und Mohammedanern aus; umſonſt hätte man erwartet, daß ſie ſich in den zum chriſtlichen Kultus beſtimmten Plätzen einfänden; zuerſt mußte der Geiſt der Forſchung in ihnen angeregt werden, ehe daran zu denken war, daß ſie zu uns kommen würden, um ſich mit uns in religiöſe Erörterungen einzulaſſen. Hr. Squance beſchloß daher einen andern Weg einzuſchlagen, um dem Chriſtenthum Eingang zu verſchaffen. In Negapatam ſind mehrere Tſchoultry's und unter den zahlreichen Dörfern der Nachbarſchaft umher giebt es kaum eines, ſo nicht ein ſolches Gebäude beſitzt. Dieſe Gaſthäuſer wollten wir nun benützen um den Eingebornen zu predigen, oder ſie zu religiöſer Unterhaltung zu veranlaſſen. Sofort verfügten wir uns nach einem derſelben und indem wir ein tamuliſches Lied abſangen, zogen wir bald einen Haufen herbei, den Hr. Squance dann in dieſer Sprache anredete, und dem er Kapitel aus der heiligen Schrift vorlas. Die Aufmerkſamkeit, welche das Volk uns ſchenkte, ermuthigte uns zu neuen Verſuchen an den folgenden Abenden und zuletzt wählten wir uns ſieben der meiſtverſprechenden Tſchoultry's aus, welche wir die Woche über der Reihe nach jeden Abend beſuchten. Ich ſelbſt wendete mich zuweilen mit Vorträgen an die Läufer, wobei ich mich eines jungen eingebornen Chriſten als Dolmetſchers bediente, und kann ſagen, daß der Ernſt, womit ſie mich anhörten, der Wichtigkeit der Sache, welche ich vertrat, und den feierlichen Gefühlen, welche meine Seele bewegten, vollkommen entſprach. Man bat uns um Abhandlungen, welche wir ſo wie Bruchſtücke der Bibel auszutheilen nicht ermangelten. So beſeitigten wir Schwierigkeiten, die der Bildung einheimiſcher Gemeinden entgegenſtanden und nie war ich mit meinem Tagwerk zufriedener, als wenn ich in einem Tſchoultry predigte.

Meine meiſte Zeit widmete ich der Erlernung der tamuliſchen Sprache. Hierin wurde ich von dem erwähnten jungen Mann und von einem Andern, der, wenn ich wünſchte, zu mir kam, unterſtützt, und bei wichtigen Anſtänden erholte ich mich bei meinen Kollegen Raths. Nicht lange ſo hatte ich die Grammatik ziemlich inne; jetzt handelte ſich's vor Allem darum, die richtige Ausſprache und einen gehörigen Wörtervorrath zu gewinnen. Damit beſchäftigte ich mich jeden Tag mehrere Stunden; ich las laut wie mir der Lehrer Satz um Satz vorſprach, und bemühte mich, ihn in Ausdruck und Accent möglichſt nachzuahmen; ſonſt las ich wohl auch allein und ließ mir nachher von ihm zeigen, wo ich gefehlt. Aus den Wörtern, die mir vorkamen, legte ich ein Wörterbuch an,

Digitized by Google

und auf dieſer Grundlage machte ich meine Rede- und Schreibverſuche. Da meine Studien wenig Unterbrechung erlitten, ſo gelang es mir in Kurzem die Ueberſetzung des neuen Teſtaments zu verſtehen, und leichte Aufſätze zu leſen. Sieben Monate nach meiner Ankunſt in Indien verfaßte ich mit dem Beiſtand und den Verbeſſerungen meines Lehrers zwei tamuliſche Predigten.

Im Monat Februar fand die Jahrsverſammlung der wesley'ſchen Miſſionäre zu Dſchaffna auf Ceylan Statt. Dieſe Gelegenheit die indiſchen Miſſionen in einem weitern Umfange kennen zu lernen, mochte ich nicht verſäumen. Wir ſchloſſen uns daher einer kleinen Geſellſchaft an, welche am 21 dahin abſegelte. Das Schiff war zu klein als daß es viel Bequemlichkeit erlaubt hätte; in einem Bootsmantel gehüllt, ſchlief ich auf dem Verdeck; wenn ich aber Nachts aufwachte, freute ich mich des hellen Mondlichtes und ergötzte mich an dem Geſang des Steuermannes, der in den ſanfteſten Lauten der tamuliſchen Sprache den Wind herbeizuflehen ſchien. Am 23 landeten wir in Kaites und am Abend des kommenden Tags fuhren wir in zwei kleinen Fahrzeugen in die ſeichte Straße hinein, welche die Provinz Dſchalna von dem übrigen Ceylan trennt. Das methodiſche Syſtem, welches jährliche Generalverſammlungen der Geiſtlichen erfordert, iſt von beſonderem Nutzen in fremden Ländern. Die Zahl der Geiſtlichen auf den weißen Miſſionsſtationen iſt verhältnißmäßig gering, und noch geringer die Zahl derjenigen, welche auf die Gefühle eines Glaubensboten einzugehen, ihm ihren Rath zu bieten, und Hinderniſſe, auf die er ſtößt, aus dem Weg zu räumen wiſſen. Geſchieden von Allem, was mit ihm gleichgeſinnt iſt, müßte er über die Schwäche menſchlicher Natur erhaben ſeyn, wenn das Intereſſe, mit dem er ſein Wirken beginnt, nicht manchmal einer Auffriſchung bedürfte. Der gegenſeitige Austauſch von Wort und That bei ſolchen Vereinen iſt daher ohne Zweifel eben ſo viel werth als die Verhandlung öffentlicher Geſchäfte, die dabei vorgenommen werden. Einen angenehmen Tag gewährte mir nachher der Beſuch der amerikaniſchen Miſſionsſtationen, in den Umgebungen von Dſchaffnapatam. Als die Portugieſen im Beſitz von Ceylan ſich befanden, war ein beträchtlicher Theil der Einwohner von Dſchaffna dem Namen nach chriſtlich; überall waren Kirchen und Pfarrhäuſer, die Eingebornen wurden getauft und erſchienen bei dem öffentlichen Gottesdienſt. Unter der holländiſchen Herrſchaft gieng es ſo ziemlich in dieſer Weiſe fort; als aber die Engländer Beſitz von der Inſel ergriffen, neigte das ſich ſelbſt überlaſſene Volk ſich wieder zum Heidenthume hin und die chriſtlichen Tempel und Amtsgebäude geriethen in Verfall. Als im Jahre 1816 die amerikaniſchen Miſſionäre anlangten, richtete der Gouverneur ihr Augenmerk auf dieſen Gegenſtand, und als ich hinkam, beſchäftigten ſie ſich gerade eifrigſt mit Wiederherſtellung und Ausbeſſerung des Zerfallenen. Dieſe Miſſionäre wechſeln ihren Aufenthaltsort nicht; all ihre Zeit gehört den Eingebornen, die Erziehung der Kinder, deren ſie ſo viel als ſie können zu ſich ins Haus nehmen, ſoll ihnen das Mittel werden, auf die ältern Perſonen zu wirken. Sie drückten damals Hoffnungen auf Erfolg aus, die ſeitdem einiger Maßen in Erfüllung gingen. Die heidniſchen Eingebornen von Dſchaffna und der Umgegend ſollen überhaupt weniger in Vorurtheilen befangen ſeyn, als die Kontinental-Indier; namentlich bekümmern ſie ſich wenig um den Unterſchied der Kaſten.

Grégoire, und der Erzbiſchof von Paris.

Seitdem Bannſtrahlen, Ketzergerichte und Scheiterhauſen ihre Kraft verloren haben, die Freiheit der Meinung zu unterjochen, was der rohen Gewalt im Grunde doch immer nur ſcheinbar gelang, da die Wahrheit, ein unſterblicher Phönix, ſtets verjüngt ſich aus den Flammen aufſchwang; ſeitdem Feuer und Eiſen von ihrer Herrſchaft über die Geiſter zum Maſchinendienſt im Spinnhauſe herabgeſunken ſind — mußte man auf andere Waffen ſinnen, um die Ueberzeugung, die ihr Haupt über die Irrthümer der Zeit zu erheben wagte, vor ſich ſelbſt und vor den Augen der Welt zu erniedrigen. Die Lebendigen konnte man nicht mehr mit dem Tode ſchrecken, den Todten nicht mehr mit den Strafen des ewigen Lebens drohen; ſo blieb Nichts als ſich an die Sterbenden zu halten. Ein Mittel, das leicht und unfehlbar ſchien, bot ſich an die Hand: leicht — weil der ſtärkſte Geiſt erbebt vor dem Anblick des dunklen Landes, aus dem noch kein Wanderer zurückgekehrt, weil die muthigſte Seelenkraft mit dem ausflackernden Lebensdochte leicht beweglich hin und her ſchwankt — unfehlbar ſchien es, weil das Wort, vom Munde des Sterbenden in dem Augenblicke, wo ihn die höchſte Wahrheit vor ihren Richterſtuhl forderte, ausgeſprochen, um ſein Leben Lügen zu ſtrafen, eine ſchauerliche Weihe erhielt und das vollgültigſte Zeugniß abgeben mußte. Das Krankenbett erſah man demnach zur Folterbank, auf der man dem armen Sünder das Geſtändniß abzwingen konnte, das Kleinod der Wahrheit, das er mit der höchſten Kraft ſeines Lebens geſucht und gefunden zu haben vorgab, ſey eitel Trug und Lüge geweſen. Mit dieſem Widerrufe in der Hand konnte man dreiſt die Vernunft, die Freiheit in's Geſicht läſtern als Irrlichter, die ein thörichtes Menſchenkind geblendet und auf Abwege verlockt, bis ihm endlich die Augen aufgegangen und es den Abgrund geſehen, an den es geführt worden. Mit dieſem Widerruf in der Hand konnte man triumphirend dem Volke zurufen: ſiehe da die großen und ſtarken Geiſter, wie ſie zittern und zagen! Wie ſind ſie mit ihrer thörichten Weisheit vor unſerm Glauben zu Schanden geworden! Wie erbebte ihr Unglaube an den Pforten des Todes! Wie riefen ſie nach Rettung vor dem ewigen Verderben zu uns, deren unermeßliche Milde und Liebe mit Freuden die reuigen Schafe aufgenommen, nachdem ſie ihre Irrthümer verflucht und abgeſchworen! — Von Voltaire bis zu Grégoire herab wurde dieſes Kunſtſtück immer wieder von Neuem angewendet. Leider gelang es manchmal nur allzu gut, beſonders bei den ſogenannten Freidenkern, meiſtens Wüſtlingen ohne Moral und Grundſätze, um die Sache der Vernunft in den Augen des großen Haufens wenigſtens herabzuſetzen; zum Glücke wurde es aber auch oft genug wiederholt, um nicht durchſchaut zu werden und endlich mehr Mitleid mit dem armen gefolterten Kranken, als Schrecken vor ihren gottloſen Lehren einzuflößen.

Es ließ ſich erwarten, daß man für die letzten Augenblicke des Abbé Grégoire das himmliſche Folterwerkzeug längſt in Bereitſchaft hielt. Ein großer Sieg war zu gewinnen, wenn es gelang, einem Mann am Rande des Grabes die Palme ſeines Lebens und Wirkens zu entreißen, der die lange Reihe ſeiner Jahre in tugendhaftem Wandel, in unerſchütterlicher Treue gegen die Sache der Vernunft und Freiheit zurückgelegt hatte. Wer möchte noch beſtehen unter dem Feuer der Prüfung, wenn ſo viel Menſchenliebe, Aufklärung und Beharrlichkeit ſich ſelbſt verläugnete und reuig anklagte? Kaum verrieth daher der fromme Biſchof von Blois den Wunſch, für die bevorſtehende Reiſe in das Jenſeits ſich mit den kirchlichen Heilmitteln zu ſtärken, als ſeine lauernden Feinde den günſtigen Augenblick erſpäht zu haben glaubten, wo der Angriff auf den altersſchwachen und von Leiden gebeugten Greis verſucht werden müſſe. Umſonſt hatte der vorige Erzbiſchof von Paris, der ehrwürdige Belloy, ſtets Grégoire als Biſchof anerkannt, ihm die Verrichtungen des Prieſterthums geſtattet und mit ſeiner perſönlichen Hochachtung den verdienten Prälaten geehrt; umſonſt hatte der milde Pius VII, um auf immer den böſen Zwiſt in der Kirche unter Vergeſſenheit zu begraben, die Bannſtrahlen zurückgenommen, die ſein Vorgänger auf die Urheber der Civilverfaſſung des Klerus geſchleudert; umſonſt hatte er Grégoire die Hand zur Verſöhnung gereicht. — Hr. von Quelen verweigerte mit unerbittlicher Härte dem ſterbenden Greis die letzten Tröſtungen der Kirche. Ein ſolcher Mann war eine zu köſtliche Beute, um ſie nicht im Siegsgepränge

vor ſich her auf das Kapitol zu tragen. Der Erzbiſchof forderte von Grégoire unbedingte Verläugnung ſeines Lebens und Wirkens. Der hierüber entſtandene Schriftenwechſel verdient von der Geſchichte aufbewahrt zu werden, um Zeugniß zu geben auf der einen Seite von der Anmaßung der Geiſtlichkeit im neunzehnten Jahrhundert und dem herzloſen Hochmuth und der Härte eines heuchleriſchen Prieſters, wie auf der andern von der Kraft der Ueberzeugung und der wahren Frömmigkeit in einem ſterbenden Manne gegen die Gewalt geiſtlicher Tyrannei. Aufbewahrt zu werden verdienen aber auch die Namen zweier Geiſtlichen, die dem ſtolzen Machtgebote des Erzbiſchofes gegenüber dem Greiſe in ſeinem Doppelkampfe gegen den Tod und die Gewalt treuen Beiſtand geleiſtet. Der Abbé Baradère und der Abbé Guillon (Herausgeber der Sammlung der Kirchenväter) ſtanden ihm muthig zur Seite und reichten ihm die heilige Wegzehrung. Wahrſcheinlich werden ſie ſich hiedurch den Bannfluch des Erzbiſchofs und den Namen Abtrünnige verdient haben. Hier die merkwürdigen Urkunden, wie ſie von dem Abbé Baradère in einer eigenen Broſchüre zu Paris bekannt gemacht worden ſind.

I. Schreiben des Erzbiſchofs von Paris an Grégoire.

Paris den 5 Mai 1831.

Im Schooße der Einſamkeit, aus der ich mich aufmachen wollte, um Dir die Hand zu reichen am Rande des Abgrundes der Ewigkeit — am Fuße des Altars, wo ich eben für Dich das heilige Opfer verrichtet habe, fühle ich mich gedrungen, mein Herz gegen einen Bruder zu öffnen, der um ſo unglücklicher und beklagenswerther iſt, als er die Gefahr nicht zu erkennen ſcheint, in der er ſchwebt; und ich bitte Gott, daß er ihm die Augen öffnen möge, um das brennende Verlangen zu ſehen, das mich für ſein Heil beſeelt.

Der Hr. Pfarrer der Abtey aux Bois hat nicht ermangelt, mich in Kenntniß zu ſetzen von den Schritten, zu denen ihn und ſeinen Vikar ſein chriſtlicher Eifer und ſeine Hirtenliebe antrieb, um Anfangs den Wünſchen entgegen zu kommen, die Du in Betreff der letzten kirchlichen Heilmittel blicken ließeſt; er verſäumte aber auch nicht, mich in Kenntniß zu ſetzen, wie fruchtlos dieſe Schritte gemacht wurden durch die betrübende Hartnäckigkeit, mit der Du es verweigerteſt, die von der ganzen Kirche verdammten Irrthümer abzuſchwören, zu denen Du Dich bis auf dieſen Tag öffentlich bekannt haſt.

Das körperliche Leiden, von dem Du befallen biſt, erlaubt mir nicht, in Erörterungen einzugehen, die zu ermüdend und ſchmerzlich ſeyn würden, in Erörterungen, die übrigens ſchon ſo oft erneuert worden und jederzeit fruchtlos geblieben ſind. Nur von der Gnade Gottes und nicht von unſern Kräften und Mitteln erwarten wir eine Bekehrung, die obgleich ſpät erſt erfolgend, doch nicht minder erfreulich ſeyn würde für die Kirche, die Du ſo lange Zeit betrübt und die Dir für Deine Reue mit Freuden eine Stelle in der Gemeinſchaft der Heiligen einräumen würde. Ich verſetze mich im Geiſte an Dein Sterbebette und auf den Knieen, mit aufgehobenen Händen und mit Thränen im Auge beſchwöre ich Dich, auf Deine Seele Bedacht zu nehmen und in den Schoß der katholiſchen Einigkeit zurückzukehren, außer welcher Du die unſterbliche Krone nimmer hoffen darfſt.

Die inbrünſtigſten Seelen meines Sprengels liegen in dieſem Augenblicke im Gebet und werden bis zu Deinem letzten Seufzer nicht aufhören, den Himmel mit ihren Bitten zu beſtürmen, auf daß Dir ſeine große Barmherzigkeit zu Theil werden möge. Nein, wie auch immer die falſche Sicherheit ſeyn möge, in welcher Du zu beharren vermeineſt, nein, es iſt nicht möglich, daß Du in der Ueberzeugung lebeſt, allein Recht zu haben gegen das Oberhaupt der Kirche und die ganze Verſammlung der Biſchöfe; die Beſcheidenheit allein müßte Dich daran zweifeln laſſen; die Demuth, ohne welche Keiner in das himmliſche Reich eingehen kann, wird Dich vollends davon überzeugen. Wirf Dich daher mit uns, mein geliebter Bruder, in aller Demuth zum Gebete nieder, und Du wirſt die Wolken ſich zerſtreuen ſehen, die bis auf dieſe letzte Stunde die Wahrheit Dir verſchleiert haben.

Doch, was auch immer der Erfolg dieſes Schreibens ſeyn möge, halte Dich überzeugt, daß es aus keiner menſchlichen Rückſicht, aus keinem Antrieb der Furcht oder der Eigenliebe hervorgegangen iſt; nein, nicht einmal aus der ſonſt ſo löblichen Sorgfalt, ein Aergerniß zu vermeiden, deſſen Folgen ſo wenig ehrenvoll für Dein Andenken, als ſie betrübend für die Religion ſeyn müßten; es iſt allein hervorgegangen aus dem Gefühle, das einem Hirten geziemt, der bereit iſt, für jede ſeiner Obhut, ſeiner Wachſamkeit und ſeiner Sorge anvertraute Seele ſein Leben zu opfern. Dieſes einzige Wort ſagt Dir, mein geliebter Bruder, hinlänglich Alles, was Du von meinem Herzen zu erwarten haſt, was Du von mir zu verlangen berechtigt biſt, für den Troſt, den ich von Dir zu verlangen das Vertrauen habe, da es nur von Dir abhängt, ihn mir zu gewähren, und Du durch ihn zugleich bei Jeſus Chriſtus einen gütigen Richter zu finden gewiß ſeyn darfſt.

Hyacinth, Erzbiſchof von Paris.

Nachſchrift. Ich beauftrage den hochwürdigen Pfarrer, der Abtey aux Bois Dir dieſes Schreiben einzuhändigen.

Vermiſchte Nachrichten.

Nach Plinius Beſchreibung von Taprobana (N. 6, 24) wäre ein Freigelaſſener Namens Annius Phocamus, der die Zölle des erythräiſchen Meeres gepachtet, durch einen heftigen Rückſtoß von der arabiſchen Küſte verſchlagen, nach einer zweiwöchigen Ueberfahrt nach Hippuros, einem Hafen der Inſel Taprobana, gelangt. Nun fragte ſich, welcher Hafen iſt hier gemeint? Dieß ſchien ſchwer zu entſcheiden. Indeß macht ein Engländer in der Regierungszeitung zu Madras (Aſiatic Journal, März.) darauf aufmerkſam, daß Hippuros ohne Zweifel von den beiden griechiſchen Worten ἵππος ὄρος zuſammengeſetzt, und folglich nichts als eine Ueberſetzung des tamuliſchen Keudiré=malai ſey, eines Namens, welchen ein Berg in der Nähe der Bai von Pakolam auf der Nordweſtküſte von Ceylon, unfern der Perlenbank von Kandeſchy, führe. In den Umgebungen von Keudiré=malai findet man eine Menge Ueberreſte von Gebäuden, Säulen, Sockeln, Grabhügeln u. ſ. w., welche eine alte Sage zu beſtätigen ſcheinen, wornach in ſehr ferner Zeit daſelbſt eine ſehr große Stadt lag, wo ein hindu'ſcher Fürſt Namens Alli oder Abbi Araſani reſidirte, deſſen Vermählung mit Auſchuna, einer der fünf Pindawa's der Gegenſtand des tamuliſchen Volksdrama Alliparaſaninataka iſt.

*

Am Nordende der Inſel Ramry, an der Küſte von Arracan, umſchloſſen von einer ſchönen Hügelkette, liegt der Hafen Kyaouk Phyoo. Der Boden iſt kieſig, und man hat ihn benutzt, um treffliche Straßen anzulegen; das Ufer hat eine ſehr bequeme Lage für Seeräuber. Im vorigen Herbſte ſchickte die brittiſche Regierung das Kriegsſchiff „Trabant“ hin, um den Hafen zu unterſuchen, den Einfluß des Südweſtmonſuns zu beobachten, und die gehörigen Plane zu einer Seeſtation zu entwerfen. Während der fünfzehn Wochen, welche dieſes Schiff daſelbſt verweilte, konnten die Kanots ſtets an den Dregen gelaſſen werden; ſo ſicher und gegen jeden Wind geſchützt iſt der Ankerplatz. Die Geſundheit dieſes Hafens, der überdieß geräumig genug wäre, alle Flotten Europa's in ſeinem Schooße zu bergen, iſt nicht minder bemerkenswerth. Die Mannſchaft, die aus 140 Europäern beſtand, und in den Kanots allem Ungemach der Witterung trotzen mußte, erlitt nicht nur keinen Verluſt durch den Tod, ſondern zählte auch bei der Abfahrt nur einen einzigen Kranken. Die Sipas, die hier und in Sandoway kantonniren, erfreuen ſich daher auch des beſten Wohlſeyns, während die in Akyab von Seuchen ſtark mitgenommen werden, und wenn ſie auch davon kommen, ſo ſchwach ſind, daß man nothwendig ſie anderswohin transportiren muß.

*

Die wegen der Knochen von Meerſchildkröten, Moſaſauren u. ſ. w. ſo berühmten Kalklager des Mont St. Pierre bei Maeſtricht enthalten nach den neueſten Entdeckungen des Hrn. Van Hees nicht bloß Ueberreſte von Seethieren und Cetaceen, ſondern auch von Landſäugethieren. Man fand einige derſelben im Juli 1829 in einer Tiefe von achtzig Fuß. Hr. Van Hees und Hr. von Breda, Profeſſor zu Gent, ließen die Ausgrabungen fortſetzen, und ſammelten Zähne von Wiederkäuern (Pferd, Schaf, Ziege), von Dickhäutern (Schweine) und Fleiſchfreſſern (Hunde). Van Hees ſtellt die Hypotheſe auf, daß dieſe knochenenthaltenden Schichten neuer ſind als die Kalklager, aber älter als die Ueberſchwemmung, welche die Gipfel des Berges bedeckte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 169. 18 Junius 1831.

Polniſche Nationallieder.

Ode von Brodzinski.

Am 15 Dezember 1830.

(Nach dem Versmas des Originals.)

Auf, zu den Waffen, zu den Waffen, Sarmaten,
Die rechte Stunde hat geſchlagen,
Auf, aus der Grabesruhe! weckt die Brüder zu Thaten,
Man ſoll von den Polen wieder ſagen:

Niemand bietet euch die Hände,
Selbſt kämpft heiligen Kampf zu Ende,
Gott wird mächtig ſich Euch verbünden!
Stark iſt Eure Bruſt, o Polen,
Braucht nicht fremden Schild zu holen,
Nicht bei Fremden iſt Heil zu finden.

Stehet auf, ihr alten Polen,
Nur von Zwietracht bleibet ferne!
Mag der alte Feind verheeren
Euer Land mit Sklavenheeren,
Stehet auf, ihr alten Polen,
Doch von Zwietracht bleibet ferne,
Laßt die blutigen Fahnen wehen,
Euren Ruhm von dem Schlaf erſtehen.

Kerkerriegel zerſplittern,
Freiheit ſchwingt ſich voran euch, Brüder,
Euch leuchtet die alte Sonne wieder,
Nachtgeſpenſter — ſie zittern.
Jetzt oder nie könnt ihr das Werk vollbringen,
Der Tod iſt todt, uns wird der Sieg gelingen.
Eintracht giebt Hoffnung, ihre Macht iſt groß,
Uns ſchlägt Ein Herz, uns trifft Ein Bruderloos.

Italien im Februar 1831.

(Aus dem New Monthly Review).

Das große Bild der gewaltigen Gährung, das Paris ſeit den Juliustagen darſtellte, kann man im verjüngten Maßſtabe bis in den entlegenſten Winkel Italiens und Siciliens hinein in allen größern Städten wiederfinden. Ein flüchtiger Aufriß der wichtigſten Vorfälle, von denen ich im Vorbeigehn Augenzeuge war, wird errathen laſſen, wie über kurz oder lang in dem Paradieſe Europas, vor dem der düſtere Engel des Deſpotismus mit feurigem Schwert noch Wache hält, die Verhältniſſe ſich geſtalten werden.

In dem Augenblicke, wo wir Frankreich verließen, bot die ganze Bevölkerung den Anblick eines in Bewegung begriffenen unermeßlichen Heeres dar; jede Gemeinde ſendete ihre Konſkribirten und allerwärts begegneten uns Haufen von jungen Soldaten, die nicht wie unter den vorigen Regierungen „dem Ruhm entgegen zogen für den großen König," ſondern die Luft mit ihrem Geſchrei: Vive la liberté! à bas les tyrans! erfüllten, wie in den begeiſterungsvollſten Tagen der Republik. Dieſe jungen Leute fielen uns ſehr zu ihrem Vortheil auf durch ihren kräftigen Körperbau, durch die männliche Friſche ihrer Geſichtsfarbe und ihre gewandte Haltung und ihr hurtiges Weſen; wie ſehr ſtachen ſie gegen jene erbärmlichen Werbrekruten ab, die zu Hogarths Zeiten ſo ergötzliche Zielſcheiben unſrer Karikaturen abgeben mußten. Man laſſe nur noch ein Mal den Strom dieſer kriegeriſchen Nation ſeinen Damm durchbrechen und man wird ihn noch unwiderſtehlicher finden, als das erſte Mal; vor ſich niederbrechen wird er und hinwegſchwemmen die letzten ſchwanken Bollwerke des Deſpotismus.

Sobald wir die Grenze zu überſchreiten im Begriff waren, konnten wir leicht wahrnehmen, welche Unruhe die gegenwärtige Lage von Frankreich in den Nachbarlanden hervorgerufen hatte. Ueberall fanden wir die ſardiniſchen Mauthwachten auf den Beinen und ihre Wachſamkeit verdoppelt; zuerſt wurden nicht allein die Perſonen und ihre Päſſe mit der größten Genauigkeit auf die Goldwage gelegt, ſondern auch ihr Gepäcke durchſtöbert, weniger um darin eingeſchwärzte Waaren aufzuſchnüffeln, als — was jetzt das eigentliche Wild war, deſſen Fährten ſie nachſpürten — verbotene Meinungen. Wehe dem unvorſichtigen Wanderer, der ſich ſo weit vergaß, ein Paar Schuhe in ein engliſches oder franzöſiſches Journal einzuwickeln! Einer unſrer Reiſegefährten war ſo unbedachtſam ge-

Digitized by Google

weſen, einen alten Moniteur und einen noch ältern Conſtitutionnel zu dieſem Gebrauche zu verwenden. Sogleich bemächtigte man ſich aller ſeiner Bücher, unterſuchte ſie mit der ängſtlichſten Genauigkeit und obgleich man darunter Nichts als Reiſebeſchreibungen von Frankreich und Italien fand, ſo erhielt er ſie dennoch erſt zurück, nachdem man ihm zuvor eine derbe Strafpredigt über ſeine muthmaßliche Aufführung in dem jenſeitigen Lande gehalten hatte, wobei man nicht vergaß, ihm einzuſchärfen, wie er künftighin ſeinen Lebenswandel dießſeits einzurichten habe. Als wir weiter in's Gebirg gekommen waren, wo der von dem Winter aufgethürmte Schnee faſt alle Wege für jede Art von Fuhrwerk unbrauchbar gemacht hatte, fanden wir die Straßen mit Artilleriezügen bedeckt, die in größter Eile nach den Grenzfeſtungen auf dem Wege waren, ſo daß es ſchien, man ſey voll Beſorgniß, auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren. Auf der Höhe des Mont-Cenis ſahen wir mehrere Geſchütze im Schnee eingeſunken; ihre Bedeckung, von nutzloſen Anſtrengungen ermüdet, hatte vorläufig die Hoffnung aufgegeben, ſie weiter zu bringen.

Der Anblick von Turin ließ uns bei unſrer Ankunft erkennen, daß man dort in der ängſtlichen Erwartung einer öffentlichen Kalamität ſchwebte. Die Bevölkerung war ſtumm und in ſich gekehrt; allen Geſichtern war lauernder Argwohn aufgeprägt. Man hatte bereits ſtrenge Vorſichtsmaßregeln getroffen, unter andern die Kollegien geſchloſſen und die Studenten nach Hauſe geſchickt. Es ſchien, daß in dieſer Stadt, ſo wie in mehrern andern des ſardiniſchen Gebietes, die Jugend der Hochſchulen eine allzu lebhafte Sympathie mit ihren Brüdern in Frankreich an den Tag gelegt, namentlich hatten die Studenten der Schulen zu Turin und Genua eine allzu warme Bewunderung für das Benehmen der Zöglinge in den Rechts- und Arzneiſchulen von Paris blicken laſſen. An einem ſchönen Morgen erſchien daher, während man ſich gerade in den Hörſälen befand, die Polizei und ließ ohne alle weiteren Umſtände die Vorleſungen ſchließen. Der alte Hausmeiſter führte uns ſchweigend durch die leeren Säle, zuckte die Achſeln, hielt uns die offene Hand entgegen, wagte aber nicht einen Laut von ſich zu geben, aus Furcht in eine polizeiliche Mausfalle zu gerathen. Die Straßen und Plätze waren voll von Soldaten und Rekruten, denen man ihr Heldenthum einſchulte, und Alles hatte das Anſehn einer Stadt, deren eine Hälfte die andere mit der Bajonettſpitze auf der Bruſt anhält, gute Bürger zu ſeyn.

Als wir das Gebiet von Modena betraten, ſahen wir wohl ein, daß die ſardiniſche Regierung nicht ſo Unrecht hatte auf ihrer Hut zu ſeyn, nach dem weiſen Rathe des alten Horaz:

Nam tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Die Revolution hatte bereits in dieſem Lande ihren Anfang genommen; die Flammen ihres Brandes dehnten ſich ſchon nach den Grenzen hin, die es von ſeinen Nachbarn ſchieden. Schon lange Zeit hatte das Feuer im Verborgenen geglimmt; ein unbedeutender Vorfall brachte es zum Ausbruch. Ein junger Menſch von Reggio war wegen einiger unbedachtſam geäußerten politiſchen Anſichten in Verhaft gebracht worden. Er genoß bei ſeinen Altersgefährten ein gewiſſes Anſehn; ſie verſammelten ſich und forderten ungeſtüm ſeine Freilaſſung. Man befahl den Truppen, die Waffen zu ergreifen; aber ein plötzlicher Aufſtand des Volkes hinderte ſie, ſich aufzuſtellen, worauf ſie ſich gutwillig entwaffnen ließen. Die Einwohner ſchickten an den Herzog Abgeordnete, um ihm zu erklären, wenn man noch ein Mal den Verſuch mache, neue Verhaftungen vorzunehmen, ſo würde man ſeine Soldaten mit ihren eigenen Waffen todtſchlagen. Die öſterreichiſche Zeitung in Mailand machte ſo fort bekannt, die modeneſiſche Regierung habe eine Verſchwörung entdeckt und auf friſcher That ergriffen durch die Verhaftung von dreißig Aufrührern im Hauſe Menotti's, eines reichen Kaufmannes, in deſſen Haus die Verſchwornen ihre Zuſammenkünfte hielten, in der Geburt erſtickt; die Schuldigen würden ohne Verzug die verdiente Strafe erleiden. Indeß hielt der Herzog es doch für gerathener, ſeine Hauptſtadt zu verlaſſen, und eine Regentſchaft an ſeiner Statt mit der oberſten Leitung der Angelegenheiten zu beauftragen. Die Mitglieder dieſes Staatsrathes aber fanden es am folgenden Tage für angemeſſener, ihrem Herrn und Gebieter nachzufolgen. Nun wurde die Revolution erſt vollſtändig und eine proviſoriſche Regierung ohne Widerſpruch eingeſetzt.

Ungeachtet der Gährung und Verwirrung die aller Orten herrſchte, durch die wir kamen, blieben doch die Straßen vollkommen ſicher; alle anſehnlichen Leute ſchienen der Bewegung ſich angeſchloſſen zu haben; alle verriethen nur eine Beſorgniß, dieſe war die Ankunft der Oeſterreicher.

Man kann ſich ſchwerlich eine Vorſtellung von dem Schrecken und Haſſe machen, den man in ganz Italien gegen die Oeſterreicher hegt. Die Agenten der letztern verbreiteten überall das Gerücht, daß impoſante Streitkräfte unter dem Befehl des Generals Frimont demnächſt den Po überſchreiten würden. Alle Räuberbanden Italiens hätte man auf die entwaffneten Bürger hetzen dürfen, und kein ſo allgemeiner und ſichtbarlicher Schrecken würde ſich der Gemüther bemeiſtert haben, wie er ſich auf allen Geſichtern um uns her ausdrückte. Die Italiener ſchöpften noch einige Hoffnung aus dem Glauben, Frankreich werde eine ſolche Invaſion nicht zugeben, und ſchon ging das Gerücht, die algieriſchen Truppen lägen in dem Meerbuſen von Genua vor Anker bereit zu landen, ſo bald die Oeſterreicher nur einen Fuß auf das modeneſiſche Gebiet ſetzen würden. Wir hatten einen Venetianer zum Reiſegefährten, einen jungen ſchlanken Mann, von vieler Bildung. Ich fragte ihn, ob er nicht öſterreichiſcher Unterthan ſey? „Ich bin es,“ erwiederte er, „zu meinem und meiner Landsleute Unglück; aber ſo Gott will, werden wir es nicht mehr lange ſeyn.“ Ich gab meine Ueberraſchung zu erkennen, daß er ſo freimüthig zu ſprechen wagte; allein mit Engländern, meinte er, könne man Dieß unbedenklich thun, auch verſtehe um uns her Niemand die Sprache, (wir redeten engliſch) in der wir uns unterhielten. Hierauf theilte er uns ſeine Bemerkungen über das erniedrigende Joch mit, unter denen Italien ſchmachte, und ſchloß mit einer bittern Philippika auf die heilige Allianz, die zwei freie Staaten ihrer Freiheit beraubt habe, um aus ihnen für die zwei despotiſchſten und verabſcheuungswürdigſten Regierungen Europa's eine Seemacht zu ſchaffen.

In ihrem Haſſe gegen die Oeſterreicher begreifen die Italiener auch die Herzogin von Parma, gegen die ſie eine entſchiedene Verachtung blicken laſſen. Anfangs huldigte man ihr als der Gemahlin, als der Wittwe Napoleons mit der tiefſten Verehrung, und die Unterthanen des kleinen Gebietes, das ihr zugefallen war, legten

Digitized by Google

gegen ſie die herzlichſte Verehrung an den Tag; man vergaß das Vorurtheil gegen eine Oeſterreicherin über dem Gefühle der Bewunderung, das man dem Andenken des großen Mannes bewahrt, deſſen Loos ſie zu theilen die erhabene Beſtimmung hatte. Wer hätte aber auch denken ſollen, daß ein Weib, „die Genoſſin des großen Donnerers,“ nach ſeiner Umarmung noch mit einem andern Sterblichen ihr Lager würde theilen können! Als ſie jedoch ihren erſten Gemahl vergaß und ſich zum Werkzeuge der öſterreichiſchen Politik hingab, und das Bette eines Deutſchen beſtieg, der außer andern widerwärtigen Eigenſchaften auch ein zurückſtoßendes Aeußeres beſaß und einäugig war, da konnten ſie ihren Unwillen nicht mehr bergen und erwarteten nur eine Gelegenheit, ihm Luft zu machen. Dieſe erſchien und die revolutionäre Bewegung in Modena hatte unmittelbar die in Parma zur Folge. Der erſte Schritt, den die Bevölkerung machte, war, daß man ſich der Herzogin bemächtigte, die man als Geißel gegen die Rache ihres Vaters zu behalten gedachte, und ſelbſt unſer Veturin, ein Unterthan von Parma, hielt dieſe Maßregel für gerecht und nothwendig.

Als wir die Staaten des Papſtes betraten, wurden wir alle tauſend Schritte von Soldaten angehalten, die unſer Gepäcke durchwühlten. Wir wollten eine kleine Stadt verlaſſen, wo wir übernachtet hatten, und trafen deßhalb die Vorſicht dem Mauthvorſteher um die Erlaubniß anzugehen, daß wir am kommenden Morgen die Thore der Stadt bereits um vier Uhr verlaſſen dürften, die man gewöhnlich erſt um ſechs Uhr öffnet. Sobald wir im Vertrauen auf die erhaltene Bewilligung am Thore ankamen, ließ man uns ausſteigen. Unſer Veturin fuhr hinaus und als wir ihm folgen wollten, ſchlug man uns das Thor vor der Naſe zu, man machte uns begreiflich, daß wir zurückbleiben müßten. Für dieſe abgeſchmackte und boshafte Verzögerung wußte man keinen andern Grund anzugeben, als daß der Ausgangsſchein nur auf einen Wagen, nicht aber auf Reiſende laute, die darin ſitzen könnten. Nach zweiſtündigem Warten wurde uns endlich erlaubt, abzugehen, und wir fanden unſern Veturin außerhalb des Thores unter den Händen von Soldaten, die gerade im Begriff waren, unſer Gepäck um und um zu wühlen. Einer von ihnen jedoch gab mir zu verſtehen, daß wir gegen eine kleine Erkenntlichkeit ohne Verzug unſre Reiſe fortſetzen könnten. Wir zahlten und machten uns auf den Weg. Eine Stunde darauf begegneten wir einer neuen Abtheilung, die uns gleichfalls anhielt und uns zu unterſuchen begann, wobei man zugleich merken ließ, gegen eine kleine Erkenntlichkeit ſey es uns erlaubt, weiter zu reiſen. Wir zahlten abermals; doch kaum tauſend Schritte davon wurden wir von Neuem durch eine dritte Abtheilung angehalten. Vergeblich ſetzten wir ihnen auseinander, daß wir ſchon zwei Mal viſitirt worden ſeyen; vergebens ſuchten wir ſogar uns durch den gewöhnlichen Tribut loszukaufen; der Korporal gab ſich den Anſchein einer unbeſtechlichen Gewiſſenhaftigkeit, und ließ alle unſre Koffer öffnen, deren Inhalt auf die Straße hingezettelt wurde; endlich gingen ſie davon, um mit ihren Kameraden zu theilen was dieſe uns abgenöthigt hatten, und ließen uns ſo gut es ging unſere Sachen wieder einpacken. Unſer Veturin, ein Römer, konnte ſich nun nicht mehr halten. Als ſie ſich entfernt hatten, ergoß ſich ſein Grimm in einen Strom von Scheltworten auf die Regierung und den gegenwärtigen Stand der Dinge. „Patienza, Signor,“ ſetzte er hinzu, „wenn Sie auf dieſer Straße wieder zurückkehren, werden ſie von dieſen bettelhaften Lumpenſoldaten nicht mehr beunruhigt werden.“

(Fortſetzung folgt.)

Grégoire und der Erzbiſchof von Paris.

II. Der vormalige Biſchof von Blois an den Erzbiſchof von Paris.

Paris, den 7 Mai 1831.

Herr Erzbiſchof:

Mir die Hand zu reichen, wo Sie mich am Rande des Abgrundes der Ewigkeit glauben, iſt ein Werk chriſtlicher Liebe, das meine ganze Dankbarkeit verdient. Seit dem Hinſcheiden der HH. de Belloy, Maury und Emmery bin ich es nicht mehr gewohnt, unmittelbare Mittheilungen von dem erzbiſchöflichen Stuhle von Paris zu empfangen.

Ich bedaure herzlich, daß die Natur der Bedingungen, welche mir der hochwürdige Pfarrer der Abtei aux Bois vorzulegen beauftragt war, einen Schritt fruchtlos machte, den ich zu erbitten mich beeilt hatte, wodurch ich des Troſtes beraubt wurde, von dem Pfarrer meines Kirchſprengels die Heilmittel der Religion zu empfangen. Da dieſe Verweigerung alle Merkmale einer Verfolgung trug, ſo habe ich aus anderer Hand die heilige Wegzehrung empfangen, und ich habe die glückliche Gewißheit, auch im nöthigen Falle die letzte Oelung zu erhalten.

Ich ſehe ein, Herr Erzbiſchof, daß es unmöglich iſt, uns über die vermeintlichen Irrthümer zu verſtändigen, die von der Kirche verdammt ſeyn ſollen, und zu denen ich mich, wie Sie mir vorwerfen, mit betrübender Hartnäckigkeit bekenne; ich bin mit Ihnen vollkommen überzeugt, daß nur allein im Schooße der katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Kirche die Mittel zu finden ſind, ſich der unſterblichen Krone theilhaft zu machen, die der Gegenſtand aller meiner Wünſche iſt, und die, wie Sie in Ihrer frommen Bekümmerniß fürchten, mir entgehen möchte. Ich weiß, daß der katholiſchen Kirche allein jener Beiſtand des heiligen Geiſtes verheißen iſt, der ſie mitten unter allen Klippen, von denen ſie umgeben iſt, nicht irren läßt; deßhalb ſind mir auch alle Wahrheiten, die ſie lehrt, gleich theuer, und es giebt keine unter ihnen, die ich mit meinem Blute zu beſiegeln nicht bereit wäre. Uebrigens zeugen mein ganzes Leben und meine Werke laut genug von der Reinheit meines Glaubens, als daß ich mich nicht der beleidigenden Bedingung überhoben glauben ſollte, auf meinem Schmerzensbette durch Unterſchreibung des Credo — eine Unterſchreibung, die man nicht einmal von dem gewöhnlichen Gläubigen verlangt — von Neuem die Wahrheiten einer Religion betheuern zu müſſen, in der ich geboren zu werden das Glück hatte, die ich zu bekennen und zu vertheidigen mitten unter den gefährlichſten Verhältniſſen nicht einen einzigen Augenblick aufgehört, und in der ich mit der Gnade Gottes zu ſterben das feſte Vertrauen habe.

Sie ſprachen von dem Oberhaupte der Kirche und der ganzen Verſammlung der Biſchöfe, durch die der von dem Klerus der bürgerlichen Verfaſſung geleiſtete Eid verdammt worden ſey. Wenn das Oberhaupt der Kirche und die ganze Verſammlung der Biſchöfe ein ſolches Urtheil gefällt hätte, ſo würde es meine Pflicht geweſen ſeyn, mich zu unterwerfen und es zu bereuen; aber, außerdem, daß die Geſammtheit der Kirche hierüber Nichts beſtimmt hat, und im Gegentheile Pius VII durch ſein Breve vom Julius 1796 den mehr politiſchen als religiöſen Streit beendigen wollte, wurde auch meine biſchöfliche Würde und meine Rechtgläubigkeit fortwährend von einer großen Anzahl der weiſeſten und frömmſten Biſchöfe der katholiſchen Chriſtenheit anerkannt, die mir größtentheils mit zuvorkommender Achtung begegneten, und deren Uebereinſtimmung mit meinen Prinzipien vielfältig aus Urkunden nachgewieſen werden könnte, die ſich in meiner Hand befinden. Ihre eigenen Archive, Herr Erzbiſchof, können Sie belehren, daß einer Ihrer Vorgänger, der hochwürdige Kardinal de Belloy, mir die Qualität eines Biſchofes beilegte, die Sie in Ihrem Briefe mir verweigern zu müſſen glaubten, als er mir die Befugniß ertheilte, in der ganzen Diözeſe meine geiſtlichen Verrichtungen auszuüben; über dieſe Befugniß wurde mir mündlich von dem Kardinal Maury die Beſtätigung ertheilt; endlich kann Ihnen ſelbſt die rührende Einigkeit nicht unbe-

Digitized by Google

kannt ſeyn, die von dem Konkordate bis zur Reſtauration zwiſchen den beeidigten Prieſtern und denen, die es nicht waren, beſtanden hat. Wie kann man demnach Grund finden, zu ſagen, daß ich allein gegen Alle Recht haben wolle, wenn ich mich weigere, einen Eid zurückzunehmen, den ich aus Ueberzeugung und Gewiſſen ablegte, aus dem mir viele Biſchöfe nicht, gleich Ihnen, einen Vorwurf machten, da ſie mit mir in Gemeinſchaft verblieben, und deſſen Geſeymäßigkeit und Katholizität zu vertheidigen man mir ohne eine der allgemeinen Kirche entgegenlaufende Entſcheidung nicht das Recht und die Pflicht ſtreitig machen kann. Deßhalb bin ich auch geneigt, mit Boſſuet zu denken, daß die eigentlichen Schismatiker Diejenigen ſind, welche die der kirchlichen Einigkeit anhängigen Brüder zurückſtoßen.

Wenn außer dem eben Geſagten noch weitere Erwägungen nöthig wären, ſo würde ich Sie erinnern, daß der Eid, welcher im Jahre 1606 von dem Könige Jakob I in England gefordert wurde, Anfangs von dem Pabſte verdammt, nachher aber von der Sorbonne und ſpäter von Beraults Bercaſtel, Fabre, Holdin, und zuleyt von dem unſterblichen Boſſuet gutgeheißen wurde. Dieſelbe Meinungsverſchiedenheit herrſcht auch in Bezug auf den bürgerlichen Eid. Würde ſich jemals die Kirche gegen meine Anſicht ausſprechen, ſo erkläre ich zum Voraus mich ihrer Entſcheidung unterwerfen zu wollen; bis dahin aber bleibe ich unerſchütterlich meinem Glauben zugethan, wie meiner Liebe für den Stuhl des h. Petrus, der ſo unerhört durch die falſchen Dekretalen und jene ultramontanen Anmaßungen entſtellt iſt, unter welchen ſowohl die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche — Freiheiten, die unſern Vätern ſo koſtbar waren — umgeſtürzt wurden, als auch die Disziplin der Urkirche; dieſe Disziplin, die den Glauben aller jener Völker gewonnen hätte, welche ſeit mehreren Jahrhunderten den Schoß ihrer Mutter zerfleiſchen, und deren Abfall die große Unklugheit Derer anklagt, die durch ihre beweinenswerthen Mißbräuche der kirchlichen Spaltung ſo viele Vorwände geliehen haben.

Ich habe ſo eben, Herr Erzbiſchof, Ihnen die Gründe entwickelt, die mir einen Widerruf unterſagen, den ich als einen Meineid betrachten müßte, vorzüglich wenn ich erwäge, daß in den arianiſchen Streitigkeiten es Anfangs nur die geringſte Anzahl war, die dem Nizäiſchen Glaubensbekenntniſſe treu blieb und doch am Ende die Sache der Religion triumphiren machte.

Seyen Sie überzeugt, daß ich eben ſo weit als Sie entfernt bin, menſchlichen Rückſichten zu gehorchen, eben ſo wenig heute als damals, wo ich auf der Nationaltribune die mit Wuth angegriffene Religion vertheidigte, wo ich die Befreiung der widerſpenſtigen Prieſter durchſeyte, die auf den Hafenſchiffen von Rochefort ſchmachteten, wo ich ungeachtet der Drohung und des Geheules der Ungläubigkeit zuerſt die Wiedereröffnung der nämlichen Tempel verlangte, aus denen man vielleicht meine ſterbliche Hülle verſtoßen wird!...

Ich wollte hier ſchließen, allein ich fühle mich gedrungen, noch ein Wort von meinen politiſchen Meinungen beizufügen, die den Verfolgungen zum Vorwande dienen, deren Ziel ich ſeit vierzig Jahren geworden bin. Ein Umſtand meines Lebens wurde auf gehäſſige Weiſe entſtellt; ich habe niemals für Jemandes Tod geſtimmt; als einer der Erſten habe ich vielmehr auf Abſchaffung dieſer Strafe gedrungen, die zur Schande der Civiliſation und als das Erbſtück der Barbarei geblieben iſt. Noch mehr, meine Stimme und meine Feder haben nie aufgehört, die unverjährbaren Rechte der leidenden Menſchheit zu verfechten, unangeſehen des Glaubens, der Himmelsſtriche, der Farbe oder der Abſtammung, und wenn mich in dieſem Augenblicke, wo ich die Stufen des Grabes hinabſteige, Etwas mit ſchmerzlichem Gefühle durchdringt, ſo iſt es der Anblick: daß der Vater der Gläubigen in ſeinen Staaten Hinrichtungen gebietet, die weit entfernt ſind, der Religion des Gottes der Barmherzigkeit die Gemüther ſo vieler Völker zu gewinnen, die bereits in ihrem Glauben wanken.

Ich habe jederzeit geglaubt und es öffentlich bekannt, daß die Religion Jeſu Chriſti die Freundin der Freiheit und aller hochherzigen Ideen iſt. Dieß war auch die Meinung Chiaramonte's, des Biſchofes von Imola. Eine Fremde auf der Erde, verlangt die Religion nur die Freiheit des Wandels. Wenn ihr gleich nicht alle Formen der Regierung gleichgültig ſind, ſo unterwirft ſie ſich doch allen; aber ohne Zweifel war es mir erlaubt, die Republik vorzuziehen. Sehr ſtrafbar ſind jedoch die Geiſtlichen, welche die Politik unter die Religion miſchen, um eine von der andern abhängig zu machen. Seit fünfzehn Jahren hat man dieſes unglückliche Amalgam ſelbſt bis auf den Predigtſtuhl der Wahrheit verſucht. In unſern Kirchen gab man ſich alle Mühe, die Religion als weſentlich verflochten mit der geſtürzten Dynaſtie darzuſtellen, und man erblickte ſeitdem in dem größten Theile des Klerus nur Prediger des Despotismus und Feinde unſerer Inſtitutionen. Den Unbeſonnenheiten dieſes Klerus, der ſich der Bewegung der Geſellſchaft entgegenſtellt, muß der unverſöhnliche Haß zugeſchrieben werden, der ſelbſt achtungswerthe Prieſter verfolgt: dieſelben Urſachen riſſen außer ſich gebrachte Menſchen zu jenen Profanationen und Zerſtörungen hin, die wir ſo ſehr zu beklagen haben.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, Herr Erzbiſchof, daß die Religion in Frankreich durch die Schuld des Klerus ihrem Untergange entgegen geht; ſeine Spaltung ſeit der Reſtauration; die heimliche Einführung eines für alle unſere Freiheiten gefährlichen Ordens; die Verſuche, die Civiliſation zurückzuſchrauben, anſtatt ihre Fortſchritte zu fördern; der Fanatismus und die Unwiſſenheit des jungen Klerus — das ſind die eigentlichen Wundenmahle der Religion.

Herr Erzbiſchof, zwei Verbrecher wurden gekreuzigt zur Seite des Erlöſers, Ihres und meines Vorbildes. Der eine von ihnen wendete ſich ſterbend zu Chriſtus .... Sie kennen das Uebrige; aber Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Chriſtus von ihm weder eine Kirchenbuße noch einen Widerruf verlangte. Die Demuth, die Sie mir empfahlen, hat mich zu dieſem Vergleiche geführt. Ich verlange von einem ſeiner Nachfolger dieſelbe Sündenvergebung. Wird ſie mir verſagt, ſo werde ich nichts deſto minder voll gläubiger Zuverſicht auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes mich nur für mich .... und für Sie darüber betrüben.

Genehmigen Sie, Herr Erzbiſchof, meinen ehrfurchtvollen Gruß.

Heinrich Grégoire, ehemaliger Biſchof von Blois.

Nachſchrift. Da es mich mitten unter meinen Schmerzen einige Mühe koſtete, meine Ideen zu ſammeln, um dieſes Schreiben zu diktiren, und ich die wichtigen Fragen, die darin ſchwach berührt ſind, nur kurz entwickeln konnte, ſo berufe ich mich auf meine Werke, worin ich ſie gründlich abgehandelt habe. (Alle Seiten des Briefes waren von dem Biſchofe eigenhändig mit ſeinem Namenszuge bezeichnet und die Schlußformel ganz von ſeiner Hand geſchrieben)

Vermiſchte Nachrichten.

Zu Paris ſind gegenwärtig von den bis jeyt noch nicht im Druck erſchienen Werken Diderot's unter dem Titel: Mémoires, Correspondence et Ouvrages inédits de Diderot, die zwei erſten Bände herausgekommen. „Die Manuſcripte Diderot's," ſagt bei dieſer Gelegenheit der National, deren Herausgabe Paulin begonnen hat, erfuhren ein eigenes Schickſal. Diderot übergab dieſelben auf ſeinem Sterbebette Grimm, der ſie nicht herauszugeben wagte, und ſie einem der kleinen deutſchen Fürſten überſendete, deſſen Korreſpondent zu Paris er war. Erſt jeyt wurden dieſe Manuſcripte, die ſchönſten Blätter vielleicht des großen Schriftſtellers, gefunden und zu Tage gefördert. Man weiß, wie dieſer köſtliche Fund gemacht wurde. Goethe gab „Rameau's Neffe" heraus, ohne den urſprünglichen Verfaſſer zu nennen, und damals ſchon hegte man die Muthmaßung, daß dieſes Werk nur eine Ueberſeyung aus dem Franzöſiſchen ſey. Man ſpürte der Quelle nach und fand das Original-Manuſcript von Diderot's eigener Hand auf der Bibliothek zu Weimar. Zu gleicher Zeit entdeckte man auch noch die übrigen Werke Diderot's, deren ſeine Biographen erwähnen, und die man verloren glaubte. Erſt mehrere Jahre nach dieſer Entdeckung gelang es Jemand, Zutritt in der erwähnten Bibliothek zu zu finden und eine Abſchrift zu nehmen."

Die reine Einnahme der Liverpool- und Mancheſter-Eiſenbahn-Geſellſchaft wird mit dem nächſten Monate ſich bis auf 50.000 Pfd. St. belaufen, wovon für das erſte Halbjahr eine Dividende von 4 pCt. unter die Aktienbeſiyer vertheilt werden wird; für das ganze Jahr werden alſo die Kapitalien 8 pCt. abwerfen. Im Durchſchnitt kommen auf jeden Tag 1500 Paſſagiere, die auf der Eiſenbahn ihren Weg machen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 170. 19 Junius 1831.

Italien im Februar 1831.

(Fortſetzung.)

Wir kamen zu Rom mitten im Karnaval an. Wenn das übrige Italien von Verdacht und Beſorgniß erfüllt war, ſo zeigte ſich hier wenigſtens der Schein von Ruhe und Vergnügen. Der neue Papſt war Sonntags zuvor gekrönt worden; Beleuchtungen, Maskenzüge, Pferderennen ſchienen die einzigen Gegenſtände, mit denen ſich ausſchließlich die Aufmerkſamkeit der Einwohner der Siebenhügelſtadt beſchäftigte. Am folgenden Morgen ging ich auf die Poſt, um meine Briefe abzuholen. Das Bureau wird gewöhnlich um neun Uhr des Morgens geöffnet; heute las man an dem Fenſter einen Anſchlag, der verkündigte, die Briefe würden vor neunzehn Uhr d. h. einer Stunde nach Mittag, nicht ausgegeben. Gruppen ſammelten ſich auf dem Platze Colonna, wo das Poſthaus iſt. Die aufgekrämpten Hüte ſchienen hier die Mehrzahl zu bilden; man hätte glauben mögen unter allen Geiſtlichen Roms, die man jederzeit an dieſem Hut erkennt, ſey dieſer Ort zur Zuſammenkunft verabredet worden. In kurzer Zeit war der ganze Platz voll von Menſchen, die erſtaunt einander in's Ohr flüſterten, bis endlich das Bureau geöffnet und das Geheimniß enthüllt wurde. Ein Eilbote war über Hals und Kopf mit Depeſchen von Bologna angekommen, durch die angezeigt wurde, daß das revolutionäre Flugfeuer aus Modena bereits in die päpſtlichen Staaten herüber gedrungen ſey. Die Vertheilung der Briefe war demnach aufgeſchoben worden, bis man ſie geöffnet und unterſucht hatte, um vielleicht einer oder der andern Verbindung auf die Spur zu kommen, die zwiſchen den Inſurgenten und den Einwohnern der Stadt etwa beſtehen konnte.

Während unſers Aufenthaltes zu Paris hatten die franzöſiſchen Zeitungen die Nachricht mitgetheilt, zu Rom ſey eine Revolution ausgebrochen. Dieſe Neuigkeit war durchaus falſch und man muthmaßte, daß ſie bloß zum Scherz erſonnen worden ſey. Bei dem Tode eines Papſtes betrachtet das römiſche Volk die Zwiſchenzeit bis zur Wahl eines neuen Nachfolgers Petri als ein Saturnalienfeſt. Während dieſes Interregnums glaubt es keinen andern Herrn zu haben, und Niemand verantwortlich zu ſeyn als ſich ſelbſt. Es ergötzt ſich daran, auf die Mitglieder der Regierung und den Gang der Ereigniſſe ſatiriſche Pfeile abzuſchießen; aber Dieß Mal waren die Sarkasmen der Pasquinaden weit heftiger und ſchärfer als gewöhnlich, und die Säule des Pasquino war über und über davon bedeckt.

Eben fühlte ſich die Regierung darüber einigermaßen beunruhigt, als ſie unter der Hand einen Wink erhielt, es habe ſich eine Verſchwörung gebildet, in der Abſicht, ſich der Engelsburg zu bemächtigen; die Verſchwornen würde man da und da treffen. Eine Abtheilung Soldaten wurde unverzüglich in das bezeichnete Haus abgeſendet; man findet die Verſchwornen, man nimmt ſie feſt und bringt ſie gefangen in das nämliche Schloß, deſſen ſie ſich bemeiſtern wollten. Einige Augenblicke darnach erſcheint noch eine zweite Abtheilung von Soldaten, die eine noch größere Anzahl Gefangener einbringt. Man wollte ihnen gerade das Thor öffnen, als man doch einigen Verdacht ſchöpfte und eine Liſt vermuthete. Man fühlte den angeblichen Soldaten ein wenig genauer auf den Zahn, und ſiehe da es ergab ſich, daß dieſe zweite Schaar nicht aus Soldaten, ſondern aus Verſchwornen in der päpſtlichen Uniform beſtand. Sie hatten Einlaß zu finden gehofft ohne angehalten und befragt zu werden, und gedachten dann mit Hülfe ihrer Freunde, die ſich bereits in der Engelsburg befanden, und Derer, die ſie noch einſchwärzen zu können glaubten, des Schloſſes Meiſter zu werden. Man ſagte, dieſer allerdings ſinnreich ausgedachte Plan rühre von einem jungen Mann Namens Lupi, dem Sohne eines ausgezeichneten Arztes, und von den Söhnen Hieronymus Bonaparte's her, die ſich zu Rom aufhielten. Es ſchien indeß ſo unnütz und unwahrſcheinlich, daß eine ſo ſchwache Anzahl ſich in der Engelsburg halten könnte, daß man den ganzen Verſuch mehr als ein unausführbares und tollkühnes Wagſtück einiger überſpannter junger Leute, denn als eine gefährliche Verſchwörung zu betrachten anfing. Der eine Bonaparte wurde aus der Stadt entfernt; der jüngere unter polizeiliche Aufſicht geſtellt und mußte für ſein künftiges Betragen Bürgſchaft leiſten. Man ließ die ganze Geſchichte fallen, der Papſt wurde in allen Freuden und Frieden gewählt und man ſprach von der ganzen Verſchwörung wie von einer luſtigen Karnavalspoſſe. Indeß wird man heut zu Tage die Sache ein wenig von einer andern Seite betrachten.

Damals war der Plan zu einem allgemeinen Aufſtand in dem römiſchen Staate bereits zur Reife gediehen; die Hauptſtadt ſollte durch Einnahme der Engelsburg das Signal geben. Man verſprach ſich von dieſem Handſtreich, der an ſich von geringer Bedeutung war, die entſcheidendſte Wirkung auf den Geiſt des Volkes und hoffte, er würde auch die Furchtſamen und Unentſchiedenen zu einem Entſchluſſe beſtimmen.

Digitized by Google

Der erlittene Schlag hinderte indeß jede weitere Bewegung in der Hauptſtadt; ſo daß endlich die Provinzen ſich entſchloſſen, auf eigene Hand zu beginnen, Bologna erhob das dreifarbige Banner. Dieſe Stadt, eine der größten und reichſten in Italien, zählt vierundzwanzigtauſend Einwohner, die durch ihren Geiſt und ihre Thätigkeit bekannt ſind. Sie beſitzen eine öffentliche Bibliothek von fünfzehntauſend Bänden und überhaupt Alles, was zu den Bedürfniſſen eines aufgeklärten Volkes gehört. In der Nähe von Modena, zündete ſie die Fackel der Freiheit alsbald an der dort aufgeloderten Flamme an; die ganze Bevölkerung, an ihrer Spitze die angeſehenſten Bürger, erklärte ſich mit einem Male für eine neue Regierung, ſo zwar, daß auch nicht der geringſte Widerſpruch dagegen ſich erhob. Eine Deputation begab ſich zu dem päbſtlichen Legaten, und erklärte mit aller Ehrfurcht, ſie würden Se. Heiligkeit jetzt und immerdar als ihr geiſtliches Oberhaupt anerkennen; aber ſie hielten es für unumgänglich nothwendig, der Leitung der weltlichen Angelegenheiten ſelbſt ſich anzunehmen, da dieſelbe von Denen, die ſich bis jetzt damit beſchäftigt, und die ohnehin alle Hände voll zu thun hätten, für ihr geiſtiges Heil zu ſorgen, ſehr übel beſorgt worden ſey. Der Legat ſah, daß jeder Widerſtand unnütz war, ergab ſich klüglich in Das, was nicht zu ändern ſtand, und verließ die Stadt unter Begleitung einer Ehrenwache. Das Volk ohne eine Zeit zu verlieren, wählte eine proviſoriſche Regierung, ſchuf ein Journal il Precursore, und machte den erſten Akt, der eine neue Aera in der Geſchichte der Erbſtaaten der Kirche beginnen ſollte, mit folgenden Worten bekannt: Il poter temporale che il pontefice romano essercitava sopra questa città provincia, è cessato, difatto ed è sciolto persempre. Si convocheranno le generali assemblà del popolo, per eligere deputati che dovranno constituire il nuovo governo. Con questa mira si publicheranno istruzioni al più presto possibile, ad oggetto di effettuare l'unione delle aggiacente città, che debbono eleggere deputati affinchè la representanza nazionale incomiani ad esistere legalmente. Dato nel palazzo publico, Bologna, 8 Febbrajo. *) Dieſem Beiſpiele folgten ſofort unverzüglich die Bevölkerungen Ferrara's, Ancona's und anderer Orte, ſo daß der ganze Landſtrich zwiſchen den Apenninen, und dem adriatiſchen Meere in einmüthiger Uebereinſtimmung dem heiligen Stuhl den Gehorſam aufkündigte und ſich als unabhängig erklärte. Man gab dabei zu erkennen, daß eine beträchtliche Abtheilung der Inſurgenten über die Gebirge vorrücken würde, um ihren Freunden in der Hauptſtadt die Hand zu bieten und die Campagna ſammt der ganzen Küſte des mittelländiſchen Meeres mit in die Bewegung zu ziehen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die weltliche Macht, die der römiſche Pabſt bis jetzt über dieſe Provinz ausübte, hat hiemit aufgehört und iſt für immer abgeſchafft. Die Volksverſammlungen werden zuſammentreten, um die Abgeordneten zu wählen, von denen die neue Regierung gebildet werden ſoll. In dieſer Abſicht werden in möglichſter Schnelligkeit Inſtruktionen bekannt gemacht werden, um den Zuſammentritt der umliegenden Städte zu bewirken, die Abgeordnete zu erwählen haben, damit die Nationalverſammlung ihren geſetzlichen Anfang nehme. Gegeben im Stadthauſe. Bologna am 8 Februar.

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

1. Taman.

(Fortſetzung.)

Offenbar verdanken die beiden Kothbecken einer beträchtlicheren Kraft ihr Daſeyn, als Diejenige, welche jetzt in ihnen thätig iſt; weder ihr Umfang noch ihr erhabener mit Steintrümmern und Thon bedeckter Rand kann durch die Gaſe gebildet ſeyn, die ſich jetzt aus ihnen erhoben; unglücklicher Weiſe bekommt man aber an Ort und Stelle keinen Aufſchluß über ihre Entſtehung und ihren Zuſtand während der vulkaniſchen Ausbrüche, die in der Nachbarſchaft Statt gehabt. Den Ausbruch an der Nordſpitze der Bai von Taman im J. 1794 hat Pallas beſchrieben, und wahrſcheinlich wurden die Kothbecken davon nicht unberührt gelaſſen; allein man erfährt über dieſen Gegenſtand von ihm Nichts und auch unſere anderweitigen Nachforſchungen blieben ohne Reſultat. Dieſen Becken einen vulkaniſchen Urſprung zuzuſchreiben wäre eine gewagte Behauptung, wenn nicht etliche Jahre zuvor eine ähnliche Erſcheinung wie die vom J. 1794 das Verſchwinden eines dritten Beckens, und zwar des thätigſten von allen, veranlaßt hätte. Der Ort, wo Dieß geſchah, iſt nur eine halbe Werſt von den andern entfernt, und liegt auf der nämlichen Hügelkette. Nach dem Bericht der Koſaken, welche uns begleiteten, waren daſelbſt vor ſechs bis ſieben Jahren neben einander und nur durch den kleinen noch vorhandenen See getrennt zwei Hügel; der nördliche niederere Hügel war vordem ein Kothbecken, wie man denn noch deutlich die Mündung deſſelben gegen das Thal und die Reſte ſeiner Einfaſſung von Thon bemerkt; vor dem Ausbruch, durch den es zerſtört wurde, trocknete es jedoch gänzlich aus. Man höre nun, was ſich weiter begab. „Wir vernahmen,“ hieß es, ein ſtarkes Geräuſch, ähnlich dem eines Kanonenſchuſſes; als wir nach der Seite ſchauten, von wo das Geräuſch kam, ſahen wir den Kurgan (den ſüdlichen Hügel) entzwei geborſten, und bald darauf erſtand aus der Spalte ein neuer Hügel von der Form eines ungeheuren Heuſchobers, worauf dann wie aus einem brennenden Theerfaſſe eine dicke ſchwarze Rauchwolke emporqualmte, die ſchnell den ganzen Hügel umzog. Nachdem Dieß vielleicht eine halbe Stunde gedauert, war mit dem Rauch auch der Kurgan verſchwunden. Feuer gewahrte man nicht. Der nördliche Thonhügel hatte ſich indeſſen eben ſo geſpalten wie der ſüdliche; Steine und Erde lagen rings zerſtreut; die Klüfte ſpien Schlamm aus. Ob letzterer heiß geweſen, konnten die Koſaken nicht angeben. Der Thon, den wir ſonſt ſahen, glich übrigens den flüſſigen in den Becken ganz und gar; er iſt nunmehr trocken und hart, kommt in unregelmäßig übereinander gelagerten Schichten vor, und ſchließt eine Maſſe von Steinen verſchiedener Größe in ſich, deren auch manche am Fuß des Hügels zerſtreut liegen, Dieß ſind lauter Sand- und Kalkſtücke, die kein Merkmal von Feuer an ſich tragen, wogegen es Fragmente von Schwefelkies giebt, die verſenkt ſind.

So unvollſtändig auch die Erkundigungen waren, die wir einzuziehen und die Beobachtungen, die wir ſelbſt anzuſtellen vermochten, ſo ergab ſich uns als Reſultat doch ſo viel, daß wir an einem Zuſammenhang zwiſchen dem vulkaniſchen Focus im Innern der Inſel und den Kothquellen nicht zweifelten. Dieſe ſcheinen von den ausgeworfenen Maſſen, deren Pallas gedenkt, und die wir wieder-

Digitized by Google

fanden, in Bezug auf den Urſprung verſchieden zu ſeyn. Statt des feſten Thons trifft man hier den Thon noch im flüſſigen Zuſtand; der erſtere hielt die obern Oeffnungen ſo lange verſtopft, als ſich noch keine wäſſerigen Dünſte erhoben; der letztere blieb indeſſen unten in der Tiefe der Höhlung und ließ vor der Erſcheinung der Blaſen das Vorhandenſeyn eines Gasſtromes noch nicht vermuthen, da dieſer unbemerkt durch die Spalten ſich nach oben entwickeln konnte. Vielleicht daß das Entſtehen dieſer Quellen den eigentlichen Ausbrüchen voranging und den Weg bahnte. Abgeſehen von dieſen Kothbecken giebt es auf der Inſel noch einige andere, wie zwiſchen den Poſtſtationen von Senoï und Peres, an den Ufern des Sees Aſlanis, zwiſchen Temriuk und der Linie von Kurki, rechts von der Straße, die dahin führt; eben ſo in der Nähe der zuerſt erwähnten einige kleine Waſſeradern mit einem Geruch nach Schwefelleber.

Unter den Bergölquellen der Inſel Taman ſind die auf der Südoſtſeite in der Gegend von Bougas der Beobachtung am Günſtigſten gelegen. Thonichte, ſandichte und kalkichte Schiefer, die daſelbſt häufig wechſeln, bilden das Meeresufer, indem nun dieſes gegen das Land hin auf eine Strecke von 300 F. einſtürzte, ſo entſtand ein Schlund, in welchem das Bergöl zum Vorſchein kam; die Brunnen ſind zwiſchen den Kalkſteinlagern eingegraben und mit einem hölzernen Gerüſte überbaut. Das grünlich-braune Oel das auf der Oberfläche ſchwimmt, wird von Zeit zu Zeit abgeſchöpft und erſetzt ſich bald wieder durch neues. Das Waſſer ſteht bald hoch, bald tief; jener Fall tritt hauptſächlich ein, wenn das Meer von Windſtößen ſtark bewegt wird; eine Wahrnehmung, die uns übrigens von Jemand mitgetheilt wurde, der keinen unbedingten Glauben zu verdienen ſchien. Der Kalkſtein iſt manchmal ganz mit Bergöl geſchwängert, und wird alsdann ſo weich, daß er ſich wie Seife ſchneiden läßt; nichtsdeſtoweniger veranlaſſen Säuren eine ſtarke Efferveſcenz.

Die Ausländer im Dienſte Rußlands.

(Aus dem Meſſagre polonais.)

Das glückſelige Rußland iſt ſo reich an großen Männern, daß ſein Eigenthümer um deren Anzahl zu vermindern, bisweilen Zwangsmittel anwenden muß. Man kennt ſeinen dießjährigen Ukas, welcher den Eltern unterſagt, ihre Kinder im Ausland ſtudiren zu laſſen, und letztere im entgegengeſetzten Falle jeder Civil- und Militärſtelle für unfähig erklärt. O glückliches Land, wo die Lichtſtrahlen ſich in ſolcher Fülle nach allen Seiten hin vertheilen, daß der Machthaber ohne Furcht vor nachtheiligen Folgen einen alten General mit der Präſidentenſtelle eines Civil-Tribunals, und die vierteljährigen Arbeiten eines Seminar-Direktors mit der Beaufſichtigung einer Militärkolonie als Gnadengehalt zu belohnen im Stande iſt. O glückliches Land, wo der Monarch, der Ausfluß alles Lichts, den niedrigſten ſeiner Unterthanen nach ſeinem Wunſche erleuchten und ihn zum größten wie zum kleinſten Poſten fähig machen kann. Gleichwie im Alterthume, eben ſo iſt die Divinationsgabe noch heut zu Tage das Erbtheil des irdiſchen Herrſchers, deſſen Macht, wie Jeder weiß, von Gott kommt. Caligula machte ehemals ſein Pferd zum Konſul; der Sultan macht ſeinen Pfeifenträger zum Großweſſier; das Pferd, der Pfeifenträger werden hiſtoriſche Perſonen.

Ein Umſtand indeß bringt unſere Logik in Verwirrung; wenn Se. Majeſtät der Kaiſer Nikolaus ſeinen Unterthanen den Unterricht auf den auswärtigen Schulen verbietet, ſo geſchieht dies ohne Zweifel, weil in Rußland alle Mittel zum Erwerb des ſo erwünſchten Studiums vorhanden ſind, und ſind dieſe Mittel da, ſo müſſen ſich natürlich unter den Ruſſen ausgezeichnete Männer befinden. Warum ertheilt nun der Kaiſer Ausländern ſtets den Vorzug vor ſeinen eigenen Unterthanen? Ein Keim von Mißvergnügen, welcher dereinſt ſeine Früchte nach allen Gegenden des ruſſiſchen Bodens verbreiten wird.

Die Inländer beklagen ſchmerzlich, daß alle Ehren, alle Würden, alle Staatsämter fremden Individuen vorbehalten ſind.

Haben ſie etwa Unrecht? Hier folgt die Liſte der in dem gegenwärtigen Kriege gegen Polen angeſtellten Generale. Nach dieſer Liſte, welche wir hier genau, aber nicht vollſtändig geben, da ſich in dem ruſſiſchen Heere viele Generale von der engliſchen, ſchwediſchen und anderen Nationen befinden; möge der Leſer doch nun ausmitteln wollen, wie viel Ruſſen darunter ſich befinden.

Liſte.

Diebitſch, Saken, Friken, Roſen, Pahlen, Kreutz, Korff, Roth, Toll, Thiel, Witt, Dellinghauſen, Billingshauſen, Manderſtern, Kruſenſtern, Löwenſtern, Thiemann, Strandtmann, Engelmann, Oſtermann, Rennekampf, Löwenhielm, Kawer, Mayer, Schirmer, Dürer, Richter, Nabel, Pinabel, Rüdiger, Gerſtenzweig, Langenau, Neſſelrode, Kotzebue, Grabbe, Glaſenap, Württemberg, Fäſe, Friedrichs, Anrep, Geismar, Neidhardt, Knorring, Michel, Kleinmichel, Wittgenſtein.

Vermiſchte Nachrichten.

Man lieſt im Meſſager des Chambres: „Wir können folgende Nachrichten als zuverläſſig verbürgen: Mehrere Komitate Ungarns, unter denen das Komitat Batſch mit ſeinem Beiſpiele voranging, haben es gewagt, an ihren König Franz Adreſſen ergehen zu laſſen, worin ſie an die Dienſte erinnern, für welche Ungarn aus den Zeiten der Türkenkriege her Polen die höchſten Verbindlichkeiten ſchuldig iſt. „Oeſterreich,“ heißt es in gedachten Adreſſen, „habe einen großen Fehler begangen, daß es dieſes Land, ſeine Schutzmauer gegen Rußland, um eines niedrigen und augenblicklichen Eigennutzes willen, geopfert habe.“ Schließlich wird verlangt: 1) augenblickliche Zurücknahme des Ausfuhrverbotes von Waffen und Lebensmitteln nach Polen; 2) Zuſammenberufung eines Reichstages, um zu berathen, was geſchehen könne, um das Loos der Polen zu mildern. Man kennt noch nicht den Erfolg dieſer Vorſtellungen.“

Die Abgeordneten der weſtindiſchen Kolonien Englands, Barbadoes, Antigua, Demerara und Eſſequibo, Dominica, Grenada, St. Vincenz, Tabago, St. Chriſtoph und der virginiſchen Inſeln kamen am 1 März d. J. zu Bridge Town auf Barbadoes zuſammen, um der britiſchen Legislatur die Mißverhältniſſe darzulegen, unter denen dieſer Theil des britiſchen Reiches zu leiden hat. Die Verſammlung beſchloß nach mehrtägigen Sitzungen an beide Häuſer des Parlaments Petitionen einzureichen, und darin vorzuſtellen: „Während in dem ganzen Umfange des britiſchen Reiches die durch den Krieg vermehrten Abgaben ſeit dem Frieden eine Verminderung erfuhren, ſeyen die Produkte der weſtindiſchen Kolonien noch immer nach Verlauf von fünfzehn Jahren bei ihrer Einfuhr in England Auflagen unterworfen geblieben die mit dem Kriege, durch welchen ſie veranlaßt wurden, hätten aufhören ſollen. — Ein zweites und gewichtiges Mißverhältniß ſey der entſchiedene Vortheil, den die auswärtigen Zuckerplantagen durch die Fortſetzung des afrikaniſchen Sklavenhandels über die übrigen errungen. — Die Kolonien müßten mit ernſtlicher Beſorgniß dem Einfluſſe entgegenſehen, den das unabläſſige Geſchrei einer „mächtigen, argliſtigen und eigennützigen“ Partei auf die Berathungen der Parlamente und die Maßregeln der Regierung in Betreff des Sklavenhandels zu gewinnen ſcheine. Feierlichſt wollten ſich daher die Einwohner der Kolonien gegen jeden Eingriff auf ihr wohlgegründetes Recht und Eigenthum in dieſer Rückſicht verwahrt haben. Dieſe Eigenthumsrechte ſeyen ihnen wiederholt durch Parlamentsbeſchlüſſe geſichert, und nur im Vertrauen auf dieſelben ihre Vorfahren veranlaßt worden, ihr Kapital, ihren Gewerbfleiß und ihr Vermögen zum Anbaue dieſes Landes zu verwenden, unter der ausdrücklichen Bedingung, ſich dazu der durch britiſche Unterthanen eingeführten Sklaven bedienen zu dürfen. — Aus den Folgen dieſes Handels könne auf den Charakter der Bevölkerung der weſtindiſchen Kolonien kein nachtheiliger Schluß gezogen werden, da fortwährend ihre hauptſächlichſte Bemühung darauf gerichtet ſey, die in einem Zuſtande der Barbarei bei ihnen

Digitized by Google

eingeführten Individuen zu civiliſiren, und verhältnißweiſe in eine glücklichere Lage zu verſetzen, als ſie im wilden Zuſtande genoſſen. — Aus den Niederlaſſungen und dem Anbaue in dieſen Kolonien ſeyen vielverzweigte Handelsverhältniſſe hervorgegangen, durch die das Mutterland reichlich mit Kolonialprodukten verſehen werde, über viermalhunderttauſend Tonnen Schiffsladungen würden jährlich verſendet, wobei mehr als zweimalhunderttauſend Seeleute Beſchäftigung fänden; Millionen flößen daraus dem öffentlichen Einkommen zu. — „Dieſe Petition,“ beſchloß endlich die Verſammlung, „ſoll durch den Marquis von Chandos bei dem König und in beiden Häuſern überreicht und Se. Maj. gebeten werden, ſeine königliche Macht zur Abwendung des ihnen durch Abſchaffung des Sklavenhandels drohenden Verderbens geltend zu machen.“

*

In Bezug auf die neuentdeckte Mündung des Nigers oder Quorra iſt zu bemerken, daß alle Flüſſe vom Del Rey im Oſten bis zu dem Benin im Weſten ſämmtlich Mündungen deſſelben Stromes ſind, als deſſen Hauptarme der Rio del Rey, der alte und neue Caleber, der Bonny und der Benin oder Formoſa erſcheinen. Der Nun, der erſte Fluß öſtlich vom Cap Formoſa, auf welchem die Gebrüder Lander, nachdem man ſiebenzehn Monate von ihnen Nichts gewußt, herabfuhren, iſt nach Owen's Karte (1826) ziemlich unbedeutend.

*

Bei Aufgrabung des Bodens zur Grundlegung der neuen Goldſchmidhalle zu London fanden die Arbeiter in einer Tiefe von fünfzehn Fuß einen römiſchen Altar von ſeltener Schönheit. Auf der Vorderſeite deſſelben befindet ſich eine anmuthige Figur mit einem Bogen in der linken Hand; mit der rechten nimmt ſie einen Pfeil aus dem über die Schulter hangenden Köcher; an ihrer Seite liegt ein Jagdhund. Auf der hintern Seite des Altars befindet ſich eine Leyer ausgehauen, die durch die Werkzeuge der Arbeiter ſehr verſtümmelt wurden. Dieſer ſchöne Fund wurde bei der jüngſt gehaltenen Verſammlung der Alterthumsgeſellſchaft ausgeſtellt.

*

Das Einkommen der Bibelgeſellſchaft war im vergangenen Jahre nah an 100,000 Pfd. Ihre Einkünfte ſeit ihrem Beſtehen belaufen ſich auf mehr als ſieben Millionen.

*

In Bezug auf die Zunahme der Bevölkerung von England während des leztvergangenen Jahrhunderts hat man folgende Bemerkung gemacht. Im Jahre 1700 zählte die Bevölkerung der Grafſchaft Middleſex 624,000 Seelen; im Verlaufe der folgenden Hälfte des Jahrhunderts war ſie nur bis zu 641,500 geſtiegen; in den fünfzig nächſten Jahren, alſo von 1750 bis 1800, hatte ſie plözlich bis zu 845,000 zugenommen; und in den zwanzig leztverfloſſenen Jahren von 1800 bis 1820 wuchs ſie zu nicht weniger als 1,167,500 Seelen an, was im Durchſchnitt eine Bevölkerungszunahme von 16,105 Individuen auf das Jahr ergiebt. Die Zunahme der Bevölkerung von Lancaſter iſt noch weit ſchneller und außerordentlicher. Im Jahre 1700 zählte dieſe Grafſchaft nur 166,200 Einwohner, fünfzig Jahre ſpäter finden wir ſie ſchon bis zu 297,400 angewachſen; im Jahre 1800 zu 695,105, im Jahre 1810 zu 985,100 und im Jahre 1820 zu 1,074,000. Die beiden kleinſten Grafſchaften in England ſcheinen in dieſer Fruchtbarkeit an menſchlichen Weſen hinter den übrigen am meiſten zurückgeblieben zu ſeyn; man bemerkt nämlich, daß in Huntington die Einwohnerzahl im Jahre 1700 34,600 betrug, und im Jahre 1820 nur erſt 49,800, während ſie in Rutland im Jahre 1700 16,600 war, und im Jahre 1820 noch nicht 16,900 überſtieg.

*

Die mit der franzöſiſchen Expedition nach Morea abgegangenen Gelehrten haben nun nach einer faſt zweijährigen Reiſe auf dem Peloponnes und den Cycladen ihre Arbeiten beendigt, die in Bezug auf die Naturwiſſenſchaft von dem Obriſten Bory de St. Vincent, und in Hinſicht der antiken Architektur von den HH. Blonet und Trezel geleitet wurden. Das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten in Frankreich hat Maßregeln getroffen, die Herausgabe des Werkes zu beſchleunigen, das die Reſultate dieſer gelehrten Nachforſchungen enthalten und ein würdiges Seitenſtück zu Denon's ägyptiſcher Reiſe bilden wird. Das Haus Levrault hat den Auftrag erhalten, die in das Fach des Obriſten Bory de St. Vincent einſchlagenden Arbeiten mit Karten, Anſichten und Kupfern herauszugeben. Firmin Didot hat die Herausgabe von Blouet's Werk über die antiken Denkmäler übernommen. Lezteres wird ungefähr von 500 Kupfern in Folio begleitet ſeyn.

*

Die „Times“ machen aus Parlamentspapieren folgende Mittheilungen: Bis zu Ende des Etatsjahres, am 5 Januar 1830 waren in England 6,628,496 Gallonen fremder Weine eingeführt worden, wovon der Staat eine Summe von 1,524,177 Pfd. St. 18 Sch. 5 P. bezog. Die in gedachtem Zeitraum von Irland nach England eingeführte Quantität gebrannter Waſſer belief ſich auf 426,522 Gallonen. Aus Schottland wurden dergleichen in England eingeführt 2,724,221 Gallonen, von eben dort nach Irland 1,006,495 Gallonen. — Tabaksblätter, fabrizirter Tabak, Cigarro und Schnupftabak wurden während deſſelben Jahres in den vereinigten Königreichen zum innern Verbrauch eingeführt 19,406,402 Pfd., wovon der Staat 2,958,050 Pfd. St. 10 Sch. 10 P. Auflagen erhob.

*

Nahe bei Newton ſieht man jezt an der Eiſenbahn eine weiße Marmortafel aufgerichtet mit der Inſchrift: „Dieſe Tafel, der Tribut perſönlicher Achtung und Liebe, wurde hier aufgerichtet; um die Stelle zu bezeichnen, wo am 15 September 1830, dem Tage der Eröffnung der Eiſenbahn Hr. Wilhelm Huskiſſon (durch den Schluß der unerforſchlichen Vorſehung in der Mitte der ausgezeichneten Männer, die ihn umgaben) in der vollen Blüthe ſeiner Talente und ſeines nuzvollen Lebens von dem Unfalle betroffen wurde, der ſeinen Tod herbeiführte und England eines ausgezeichneten Staatsmannes, Liverpool ſeines verehrten Repräſentanten beraubte; ein Unfall, der den Augenblick des edelſten Stolzes und Triumphes, den je Wiſſenſchaft und Genie feierten, in troſtloſen Jammer verwandelte, die Herzen der verſammelten Tauſende mit Schrecken erfüllte und in jeder Bruſt die vergeſſene Wahrheit: „mitten im Leben ſind wir im Tode“ ſchmerzlich wieder in's Gedächtniß rief.

Witzſtacheln des Figaro.

Man ſchreibt aus Plymouth: Der engliſche Kapitän Morris iſt auf der Kriegsbrigg Prinzeſſin Henriette am 18 Mai auf unſerer Rhede von ſeiner Fahrt nach Weſtindien angelangt. Als er am Ende Julius des vorigen Jahres die Freundſchaftsinſeln verließ, war er Zeuge eines Ereigniſſes, das als Seitenſtück der Revolution der drei Tage angeſehen werden kann. Sonderbar genug trifft auch die Zeit an beiden Orten genau zuſammen. Die Stadt Sandſcha-Poul befand ſich in dem Augenblicke, wo der Kapitän unter Segel gehen wollte, in der höchſten Gährung; die Gaſſen waren mit Bäumen und Steinblöcken verrammelt, ganz wie bei den Barrikaden von Paris. Nach einem Kampf von vierzehn Tagen (man iſt zu Sandſcha-Poul nicht ſo flink wie in Paris) hatte das Volk den Tyrannen Chirabhaſcha abgeſezt, weil er der Landeskonſtitution wie Karl X ein Bein unterſchlagen wollte. Statt des abgeſezten Königs wurde eine Republik mit einem erblichen Präſidenten eingeſezt, der das Staatsboot ganz einfach fortrudern wird. Die Publiciſten des Landes nennen Dieß die beſte Monarchie.

*

Der engliſche Leopard zerknorpelt nur ſo zum Nachtiſch den armen belgiſchen Löwen.

*

Im Departement der Oiſe iſt ein Monops, d. i. ein Kind mit einem Aug auf die Welt gekommen, ein junger Polyphem. Die Akademie der Wiſſenſchaften ſchreit darüber Wunder. Haben denn die Herren Gelehrten noch nicht das weit erſtaunlichere Phänomen beobachtet, das man tagtäglich zu Paris ſehen kann? Hier giebt es Leute, die man Miniſter heißt, von denen jeder zwei ordentliche offene Augen hat und doch keinen Stich ſieht.

*

In Condom verſammeln ſich ſeit mehreren Tagen einige fünfzig Individuen zur beſtimmten Stunde mit Blechpfannen, Keſſeln und Feuerzangen, und verführen ein gräuliches Scharivari. Man ſagt, daß ſie die Serenade einüben, die man Hrn. Perſil bei ſeiner Ankunft zu Condom geben will. Man bemerkt eine Bratpfanne und eine Feuerzange in b mol die von unerhörter Wirkung ſind.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 171. 20 Junius 1831.

Polen in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich.

(Aus der polniſchen Staatszeitung.)

Mit tiefem Schmerzgefühl haben wir in den öffentlichen Blättern geleſen: daß der Graf Guilleminot, franzöſiſcher Geſandter in Konſtantinopel aus dem Grunde abberufen worden, weil er, ein Freund der polniſchen Sache, der Pforte vorgeſtellt habe, daß die Selbſtſtändigkeit Polens eine Garantie für das politiſche Daſeyn der Türkei, und der Augenblick da ſey, wo die Pforte, das Vorhaben der Polen fördernd, ihre neulich erlittenen Länderverluſte wieder zurückerwerben könne. — Verhielte es ſich wirklich ſo, ſo iſt es unbegreiflich, was das franzöſiſche Kabinet zu dieſem Schritte veranlaſſen konnte.

Die Herzen des franzöſiſchen Volkes, wir wiſſen es wohl, haben Polens Sache mit ungeſtümmer Begeiſterung entgegen geſchlagen; aber wir wiſſen auch, daß die franzöſiſche Regierung Alles mögliche gethan hat, die Wirkung dieſer Theilnahme zu erſticken; während die Dienſte, die wir Frankreich geleiſtet haben, ſein eigenes Intereſſe und ſeine eigene Sicherheit es beſtimmen ſollten, ohne Verzug offen die Sache Polens zu ergreifen.

Vergebens ſucht man in Frankreich darzuthun, daß Rußland ſich nicht zur Unterjochung Frankreichs und Belgiens gerüſtet habe. Welchen Zweck hatte denn der im vorigen Jahre vom ruſſiſchen Kaiſer erlaſſene Ukaſe, die ruſſiſchen und polniſchen Truppen auf Kriegsfuß zu ſetzen? Konnte Rußland nach dem Abſchluß eines ſo vortheilhaften Friedens mit der Türkei und früher mit Perſien ein anderes Ziel haben? Wird nicht durch die dem franzöſiſchen Miniſterium von dem polniſchen Reichstage eingeſandten Dokumente die Abſicht des ruſſiſchen Autokraten unwiderlegbar dargethan?

Ueber mehr als 12 Millionen Polen hat Rußland ſeit dem J. 1815 geherrſcht. — Dieß iſt der vierte Theil der ganzen ruſſiſchen Bevölkerung. Kaum beſtehen die andern 12 Millionen aus gebornen Ruſſen; die übrige Bevölkerung bildet ſich aus einer kleinen Anzahl Deutſcher, Schweden, aber zum großen Theile aus Mongolen, Tartaren und andern aſiatiſchen Völkern, die über die unermeßliche Weite des ruſſiſchen Reiches verbreitet ſind. Ueber 150,000 Polen haben in dem zahlreichen Heere des nordiſchen Machthabers gedient. Die Welt weiß längſt, was die Polen im Kampfe vermögen, der jetzige ſo ungleiche Kampf mit dem ſogenannten Rieſen beſeitigt hierüber jeden Zweifel. Iſt es nun nicht einleuchtend, daß Rußland, wenn es ſeiner ſogenannten polniſchen Provinzen beraubt wird, auch ſeiner gefürchteten Macht beraubt werden, daß es ſeines Einfluſſes auf Europa verluſtig gehen wird, und daß, wenn ſo das Gleichgewicht auf dieſer Seite des Welttheiles wieder hergeſtellt iſt, die übrigen Mächte ihre koſtſpieligen Rüſtungen werden einſtellen können, mit denen ſie jetzt ihre Schätze vergeuden?

Es iſt ausgemacht, daß Rußland erſt ſeit der Eroberung Polens dieſe ungeheueren Streitkräfte, welche die ganze Welt in Erſtaunen ſetzten, aufgeſtellt hat. Durch die Reichthümer und heldenmüthige Bevölkerung Polens verſtärkt, wurde es mehr für Europa als für uns furchtbar, Schweden verlor Finnland; Frankreich erblickte zuerſt an ſeinen Grenzen den wilden Suwarow, und in Strömen floß das Blut von ſeinen edlen Söhnen bei Auſterlitz, Eilau, Friedland, Smolensk, Leipzig, Waterloo, Paris. In Folge dieſer Theilung haben die wilden Horden zweimal Frankreichs Hauptſtadt überſchwemmt.

So lange Polen exiſtirte, haben ſtets deſſen Heldenſöhne mit ihrer Bruſt die Streiche der zügelloſen Völkerſchwärme aufgefangen. Während acht Jahrhunderten haben zahlloſe Haufen von Mongolen, Tartaren, Kalmuken, Türken, Moskowitern ihren Tod auf unſerm Boden gefunden. Europa erfuhr kaum etwas von dieſem Kampfe, denn nicht nur auf eigene Vertheidigung bedacht, haben die Polen auch ihren Nachbarn geholfen; noch hat die Welt nicht vergeſſen, daß Wien und vielleicht die Chriſtenheit durch ſie von unvermeidlichem Untergang gerettet wurde. Heute nun, da das Unglück gegen uns wüthet, da der Autokrat des Nordens die letzten Kräfte ſeines koloſſalen Reichs zur Unterjochung eines Häufleins von Tapfern aufbietet, da er durch die grauſamſten Ukaſen der Religion und Menſchheit ſpottet, in unſerm Blute ſich badet, da wir in der letzten Krafterſchöpfung für unſere Unabhängigkeit kämpfend zugleich für die Erhaltung Europa's kämpfen; heute nun ſollte Europa uns ohne Hülfe laſſen, und die Mahnungen der Erfahrung vergeſſen?

Wenn eine ſchlecht berechnete Politik, ein verderblicher Egoismus uns unſern eigenen Kräften überließe, wenn wir unterlägen, der edelſte Theil des Volkes auf dem Blutgerüſte umkäme, welche Folgen würden daraus entſtehen? Eine völlige und unbezweifelte Vertilgung unſerer Nationalität. — Rußland, durch Polen neuerdings verſtärkt, keinen Widerſtand mehr von ihm gewärtigend, würde abermals den freien Völkern fühlen laſſen, wie ſehr ſie gefehlt, indem ſie mit kleinen Hülfsleiſtungen zurückhielten, mit de-

Digitized by Google

nen ſie noch heute die Sache Polens ſiegreich machen könnten. Dann werden die zahlreichen und kräftigen Arme unſers wackern Volkes die ruſſiſchen Reihen verſtärken, und Tod und Verderben jenen Nationen bringen, denen ſie heute ihre bittenden Hände entgegenſtrecken. Maſchinen des Machthabers, unter deſſen Regimenter vertheilt, aber tapfer unter jeder Fahne, müßten ſie denjenigen zum Verderben gereichen, denen ſie als unzerbrechlicher Schild dienen konnten.

Frankreich, ſagt man, hat mit ſeinen gegenwäetigen Inſtitutionen, mit ſeinem kriegsmuthigen Heere, mit ſeiner zahlreichen Nationalgarde keinen Angriff des Auslandes zu füechten; aber man vergißt dabei zu erwägen, daß freie Nationen immer in mehr oder minder heftiger Bewegung erhalten durch die Debatten ihrer Tribüne übee die innern Angelegenheiten, nur allzuoft die Soege, für ihre äußern Verhältniſſe zu wachen, ihren Regierungen überlaſſen: daß die Parteien oft in Faktionen ausarten, und hiedurch die feſteſten Inſtitutionen des Landes erſchüttert werden; während dagegen despotiſche Regierungen ſtets lauernd, ſehr gut dieſe innern Spaltungen zu benützen wiſſen, indem ſie die Zwietracht der Parteien nähren, und hierdurch früher oder ſpätee die moraliſchen und oft auch die materiellen Kräfte ſchwächen (Polen giebt hievon unglücklicheeweiſe einen ſchlagenden Beweis; es hatte auch eine zahlreiche Nationalgaede, da vormals jeder Bürger Soldat wae — was half es ihm?) Rußland wird ſonach den günſtigen Zeitpunkt wahrzunehmen wiſſen, um Frankreichs Freiheit den Todesſtoß zu verſetzen. Dann wird Frankreichs Blut in Strömen fließen, ſeine Hülfsquellen werden ſich erſchöpfen, und ihm die Dynaſtie wieder aufgedrungen werden, die es aus ſeiner Mitte verſtoßen hat. Dann wird es bereuen, nicht alle Mittel angewendet zu haben, welche unſer Land retten konnten vor ſchmachvoller Vertilgung; dann wied es ſich überzeugen, wie es ungleich vortheilhafter ſey, im fremden, als in ſeinem eigenen Lande Krieg zu führen. Heute noch hat es an der polniſchen Nation einen teeuen und ſtarken Alliirten, heute noch ſtehen hunderttauſend ſchlagfeetige Polen da, welche tapfer und verzweifelnd die Waffen führen.

Wenn man andrerſeits auf die unzähligen Dienſte ſieht, welche die Poln von 1795 bis 1815 mit dee aufrichtigſten Selbſtverläugnung Frankreich erwieſen haben, ſo kann man nicht umhin, über ſeine Gleichgültigkeit zu erſtaunen. Erinnert Euch, Franzoſen, wie die Polen gefochten haben! Wer kämpfte an eurer Seite in Italien? Wer beſtieg mit Euch das alterthümliche Capitol, wer hat mit Euch die Beſchwerden in Egypten getheilt, Wer untee der heißen Sonne in St. Domingo in Euern Reihen gefochten, Wer an Eurem ruhmvollen Kampfe bei Buegos, Sarragoſſa Theil genommen, mit Wem gelangtet Ihr bis zu den Säulen des Herkules, Wee ſtritt an Eurer Seite bei Wagram, Smolensk, Moſaisk, Wer deckte den unglücklichen Rückzug von Moskau und bei Leipzig; Wee iſt endlich Euch treu geblieben, als ganz Europa ſich gegen Frankreich verſchworen hatte?

Schätzet ihr gering die Tauſende unſerer Brüder, welche für euch geblutet? Noch Tauſende weedet ihr finden von jenen Tapfern, deren Beuſt mit den im Kampfe für Eure Sache empfangenen Narben, und mit Eurem heiligen Ehrenzeichen geziert iſt. Solltet Ihr alſo kalte Zuſchauer des Blutbades Eurer Brüder ſeyn? —

Unſere Revolution hat die Nationalunabhängigkeit zum Hauptziel. Sie iſt weder irreligiös noch unmoraliſch, denn wir ſehen, daß ſie ſowohl von der höhern und der niedern Geiſtlichkeit, als auch von allen Einwohnerklaſſen unterſtützt wird. Es fallen auf der Wahlſtatt Prieſtee mit dem Kreuze in der Hand, die ausgezeichnetſten Staatsbürger und die braven Landbauern. Nicht minder fallen ſie auf den Blutgerüſten unſerer Feinde. Niemand denkt an einen Rückſchritt in der Geſittung, an Gewaltthaten, Verfolgungen; wir wollen verbeſſerte Inſtitutionen, aber ohne Erſchütterung, ſo wie es der Wille unſerer Väter war, als ſie ſich die Verfaſſung vom 3 Mai gaben. — Niemand gewahet hier ärgerliche Scenen, Unduldſamkeit, odee daß die Religion gekränkt würde. Die allzuſanfte Behandlung der Landesverräthee, dieſes Gezüchtes verderbter Henkersknechte der vorigen Regierung, muß doch jeden enttäuſchen, welchem unſere Bedrücker das Beſtehen des Jakobinismus gerne vorſpiegeln möchten. Im Felde tapfer, zu Hauſe ſanft, verabſcheut dee Pole das Blut des Waffenloſen, ſey er auch Verräther. Der Nationalkarakter läßt ſich nicht plötzlich umgeſtalten, alſo auch von dieſer Seite iſt Nichts zu beſorgen. Welche nachtheilige Folgen hat übrigens die unbeſcheänkte Preßfreiheit veruesacht?

Civiliſirtes Europa! ſey nicht gleichgültig gegen Mord, Brand und Rache an einem unglücklichen Volke, welches den Wiedererwerb ſeiner unveräußerlichen Freiheit verlangt, welche ihm auf eine unrechtmäßige und verrätheriſche Weiſe entriſſen worden iſt

---

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

1. Taman.

(Schluß.)

Außer dieſen Steinarten müſſen wir noch von andern Meldung thun, die in der Nachbarſchaft der Stadt Taman und am ſüdlichen Ufer der Bai in Geſtalt ſpitziger Hügel emporſteigen, und ſich bis an's Meer verlängern, wo ſie einige Klippen bilden. Sie beſtehen aus einem conchylienhaitigen Kalkſtein, der bald feſt und hart, bald weich und teigig iſt. In der Gegend, wo der Kalkſtein ſich vom Meer entfernt, und die Höhe einer kleinen Hügelkette erreicht, die mit der Küſte paeallel läuft, haben Schichten von Thon-Talkerde und Sand ſich nach der Bai zu abgelagert, und von der Stadt bis zue ſüdlichen Landſpitze das 35 F. hohe ſteile Ufer angelegt. Der ſehr fette geünlich ſchwarze Thon iſt ein Wenig über dem Waſſer weich, wird weiter hinauf härter, und oben ſo feſt, daß er ſchon einen ganz muſchelartigen Bruch daebietet, ſich nicht mehr mit dem Nagel aufritzen läßt, und das Ausſehen eines geünen Hornſteins gewinnt. Dieſe Häete nimmt noch zu mit dee Beimiſchung von Eiſenoxid, welches in den obern Schichten häufig die Conchylien umſchließt; letztere, etwas verkalkt, aber nicht verſteinert, finden ſich in allen ſelbſt den reichſten Lagern. Ober dem feſten Thon ſtößt man auf ein braunes eiſenhaltiges Geſtein, das dieſelben Muſcheln enthält, wie tiefer liegende Regionen, von denen es durch eine dünne, nicht ſehe anhängende Schichte von braunem und hellgelbem Eiſenocid getrennt wird. Die hier überall ſo zahlreich vorhandenen Muſcheln gehören ſammt und ſonders den beiden Gattungen venus und mytilus an.

Digitized by Google

Die Stadt Taman iſt ein höchſt unbedeutender Ort, einige elende von Erde oder Stein gebaute Häuſer, meiſt mit Raſen bedeckt, ziehen ſich längs den wenigen engen Gaſſen der Altſtadt, die jedoch einſt weit beträchtlicher geweſen ſeyn muß, da die Mauern und Gräben auf der Landſeite drei Werſte im Umfang haben. Gegenwärtig begreift dieſer Raum außer mehreren freien Plätzen und der Stadt eine Koſaken-Sloboda, die Kirche mit den zugehörigen Gebäuden und einen großen Teich in ſich, welcher früher wahrſcheinlich ſein Waſſer durch Kanäle empfing, jetzt aber ſich in einen Sumpf verwandelt hat. Die alten Mauern waren aus einer mit Sand, Thon und Seekräutern gemengten Erde aufgeführt, demſelben Material, welches man noch an vielen Trümmern alter Häuſer und ſelbſt noch an mehreren neuen Häuſern ſieht. Es ſind hier noch Ueberbleibſel alter Denkmäler, unter anderen in der Nähe der Kirche die berühmte Marmortafel mit einer Inſchrift, welche beweist, daß die Ruſſen ſchon ehedem Herren von Taman waren. Ein Schoppen dient zur Aufbewahrung etlicher Statuen, eines Basreliefs, mehrerer Grabſteine mit Inſchriften und ſchöner Säulenfragmente von weißem geaugeädertem Marmor. Das anderthalb Werſt im Norden des Ufers gelegene Fort Phanagoria nimmt ſich weit beſſer als die Stadt ſelbſt aus; es iſt ziemlich groß, und die Kaſernen und Magazine daſelbſt ſind regelmäßige Gebäude von behauenen Steinen. Gewöhnlich liegt ein Bataillon Infanterie darin als Beſatzung.

Gegen zwei Werſte im Süden der Stadt wird man durch den Anblick eines kleinen Gehölzes, einer in dieſen Gegenden ſeltenen Erſcheinung, überraſcht. Zur Zeit der Türken war Dieß ein Obſtgarten, der den Koſaken, die ſich zu Taman anſiedelten, Pfirſiche, Birnen, Kirſchen und ſelbſt Trauben lieferte; von allen dieſen Fruchtbäumen iſt ſeit der ruſſiſchen Herrſchaft kein einziger mehr übrig, weil man deren nicht nur keine mehr nachpflanzte, ſondern ſelbſt die vorhandenen als Brennholz fällte. Dieſes Beiſpiel von unverantwortlicher Wirthſchaft läßt auch von der Verwaltung der Woiskowaja cancelaria (d. h. der Oberbehörde der Koſaken) nicht viel Gutes erwarten, und es ſteht zu befürchten, daß die natürliche Fruchtbarkeit des Landes kein Antrieb zur Thätigkeit der Einwohner und dadurch zu einem Erſatz des mangelnden Handels werde. Die wenigen Kramläden, die man in Taman zählt, gehören größtentheils Perſonen aus Kertſch und Jenikalé; aus dieſen beiden Städten werden alle Gegenſtände des Bedürfniſſes gezogen, die nicht gerade bloß koſakiſche Artikel ſind, und ſo kommt es, daß, wenn das Meer ſtürmiſch oder gefroren iſt, wo dann die Fahrzeuge ausbleiben, allgemeiner Mangel eintritt. Wir ſelbſt machten, da wir bis in das Spätjahr hinein zu Taman verweilten, dieſe Erfahrung; um ein bißchen Milch und genießbares Brod zu bekommen — die einzige Nahrung in einer Zeit, wo nicht einmal Fiſche auf den Markt gebracht werden, durften wir unſer gutes Geld nicht ſparen. Dieſe Armuth erklärt ſich leicht. Es fehlt nämlich an jedem Begriff von Induſtrie. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner, Vieh- und Pferdezucht, ſtimmt mit ihrem trägen Charakter gut zuſammen, da das Klima ihnen erlaubt, ihre Heerden das ganze Jahr über auf der Steppe im Freien zu laſſen, und ſelbſt der Winter faſt gar keine Pflege erforderlich macht. Die kleinen Meiereien, die man da und dort an Seen, Baien und auf den Ebenen vereinzelt trifft, ſo wie eine Tartarenkolonie auf dem nördlichen Ufer der Bai von Taman und zwei Koſakendörfer am Liman (See) von Kiſyltaſch wollen nicht Viel heißen; Alles darauf iſt ſo ſchlecht beſtellt, daß man meinen möchte, der Feind habe kürzlich das Land verheert, ein Gedanke der dem Reiſenden leicht beikommen kann, wenn er nicht nur weiß, daß die Tſcherkeſſen an dem linken Geſtade des Kuban immer bereit zu Raubzügen ſind, ſondern er auch allenthalben die bald übertriebenen bald wahrheitgemäßen Berichte von den Zerſtörungen hören muß, denen Taman bis zur Einnahme von Anapa und der Erbauung einer Redoute an der ſchmalen Einfahrt des Bosporus preisgegeben war.

Grégoire und der Erzbiſchof von Paris.

III. Note des Erzbiſchofs von Paris an den Abbé Barabère, dem Kranken vorzuleſen.

Herr Grégoire ſucht der Genugthuung, auf welcher die Kirche durchaus beſtehen muß, und die er nicht verweigern kann, wenn er der kirchlichen Heilmittel und Fürbitten theilhaftig werden will, dadurch auszuweichen, daß er fortwährend darauf ſich beruft, er habe Alles, was er gethan, aus Ueberzeugung gethan, und könne folglich, ohne eine Sünde zu begehen, nicht gegen ſeine Ueberzeugung handeln.

Zur Erwiederung hierauf diene ihm, daß die Kirche weder ſeine Abſichten noch ſein Gewiſſen richtet; daß ſie die Unterſuchung und das Urtheil darüber Gott anheimſtellt; daß ſie von ihm, Herrn Grégoire, nicht verlangt, ſich wegen ſeiner Abſichten und ſeines Gewiſſens anzuklagen, ſondern die Handlungen abzuſchwören, die ſie verdammungswürdig findet und mit Strafe belegt hat, weßhalb er, ohne in Erörterungen über die Abſichten einzugehen, die ſeine Ueberzeugung beſtimmt haben können, dieſe Ueberzeugung ſelbſt aufgeben möge, indem er ſie nicht für die Zukunft, ſondern für die Gegenwart der Ueberzeugung der Kirche unterwerfe, deren Willensverkündiger und Organe der ſouveraine Papſt und die Biſchöfe ſind, für ihn eben ſowohl als für alle andern katholiſchen Gläubigen; was die Sünde betrifft, die er durch ſeinen Widerruf zu begehen glaubt, ſo kann eine ſolche nicht in einer Unterwerfung gedacht werden, die das erſte von allen Dingen iſt, bei den Weiſeſten wie bei den Unwiſſendſten, bei den Theologen wie bei den Kindern, den gelehrteſten Lehrern wie den einfältigſten Schülern. Dieſe Unterwerfung iſt ein Glaubensakt, und kann als ſolcher Gott nicht mißfällig ſeyn. Herr Grégoire läuft daher keine Gefahr, wenn er ſich ſeiner Ueberzeugung ohne alles weitere Nachdenken über ihr Objekt begiebt und einzig und allein mit Mund und Herz anerkennt, daß er ungeachtet der Abſichten und Anſichten, die bis auf dieſe Stunde ſeine Ueberzeugung, wie er glaubt, beſtimmt haben, Unrecht hat, bloß deßhalb, weil es die Kirche ſagt, und daß er bereue, ihr entgegen gehandelt zu haben.

Die Schlußfolgerung des Herrn Grégoire iſt nicht neu; alle Ketzer und Schismatiker haben ſich ihrer bedient; ſie haben das Nämliche geſagt, und nichts deſto weniger nimmt man an, daß die Kirche ſie gezwungen hat, zuzugeſtehen, daß ſie auf ihrem Irrthum nur aus reinem Geiſt der Empörung und Bosheit beharrten; aber eben ſo hat ſie mit feſter Hand die Richtſchnur vorgezeichnet, der man in Rückſicht auf dieſelben zu folgen hat, ſo wie die Bedingung, unter der allein ſie dieſe Abtrünnigen wieder in ihre Gemeinſchaft aufnimmt. Dieſe Richtſchnur und dieſe Bedingung iſt deutlich ausgeſprochen in jener berühmten Stelle der Bulle des hl. Leo des Großen: Domine ut etc.

Dieſe Richtſchnur, von dem Oberhaupt der Kirche vorgezeichnet, muß auch in Betracht Herrn Grégoire's befolgt werden, wiewohl, wie ſich denken läßt, ohne Härte; denn dieſe würde gegen die chriſtliche Liebe ſeyn; aber auch ohne Schwäche, denn dieſe würde gegen die Wahrheit verſtoßen. Die Folgen müſſen wir Gott überlaſſen; das, was gerettet werden muß, iſt der Glaube, weil es dieſer iſt, der die Seele rettet, oder vielmehr weil die Seele ohne ihn nicht gerettet werden kann, und hier handelt es

Digitized by Google

ſich vor Allem um das Heil einer Seele, die wir nicht in ihrer Verblendung laſſen dürfen aus Nachgiebigkeit in der Furcht, die Leidenſchaften aufzuregen, *die in Bereitſchaft ſind, hervorzubrechen und auf uns loszuſtürzen.* Verſtellung und Liſt können weder Gott ehren, noch der Kirche dienen, noch die Seelen retten. Angewendet aber muß allerdings werden, was die väterliche Liebe nur erdenken kann, ſelbſt unſer Leben müſſen wir zum Opfer bringen; aber ebenſo gewiſſenhaft muß die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit im Bekenntniß ſeines Glaubens beobachtet werden; die Ehre wie das Gewiſſen verlangen es ſo.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß man ſich mit den Kranken nicht wegen einer Formel ſtreiten, ſondern daß man ſie ohne Ausflüchte abfaſſen müſſe. Es iſt nicht genug, daß ſie bloß in allgemeinen Ausdrücken ſich darſtelle; man könnte ſich mit einer ſolchen bei jedem Geiſtlichen oder Gläubigen begnügen, der nicht öffentlich und ſo lange Zeit den Irrthum gelehrt und bekannt hat; ſie muß genau beſtimmt ſeyn und ſeine Reue ausdrücken.

Wenn Gott, erweicht von unſern Gebeten und Thränen, das Herz Grégoire's umgewandelt hat, ſo wird er ihm auch jene demüthige und unterwürfige Stimmung geſchenkt haben, die ſeine Bekehrung beweiſen wird; wenn hingegen Alles dieß nur eine Unterhandlung ſeyn ſoll, um den Schein zu retten und Bewegungen vorzubeugen, ſo würden wir Nichts für den Himmel und Nichts für die Erde gewonnen haben; der Himmel würde ſich nicht freuen über die Wiederkehr eines Sünders; die Erde würde nicht zu Frieden gebracht werden durch eine Spiegelfechterei; die Engel würden nicht jubeln vor Freude und unſer Amt ſich entehrt haben. Uebrigens habe ich eine allzu zuverſichtliche Meinung von dem Charakter des Herrn Grégoire, als daß ich glauben möchte, er werde ſich zu einer doppelſinnigen Ausflucht hergeben wollen, es iſt an der Zeit, wo man ſich der Worte des Heilands erinnern muß: Ja ja, nein nein, wenn man faſt am Fuße des Richterſtuhles eines Richters ſteht, vor dem es nicht mehr möglich iſt, ſich Vorſpiegelungen zu machen.

Dieſe Betrachtungen können dem Kranken vorgeleſen werden; ich wünſche es, wenn er dazu ſeine Einwilligung giebt. Ach, könnte er in meinem Herzen all den Kummer leſen, den ich für ihn empfinde! O daß ich hingehen könnte, um ihm den Kuß des Friedens zu geben und ihm das Wort der Verſöhnung zu bringen.

7 Mai. Hyacinth, Erzbiſchof von Paris.

IV. Antwort des Abbé Baradère an den Erzbiſchof von Paris.

Eure erzbiſchöflichen Gnaden haben an mich eine Note erlaſſen mit dem Auftrage, dieſelbe dem vormaligen Herrn Biſchof von Blois vorzuleſen. Ich habe mich in dieſem Augenblick dieſer Pflicht entledigt; aber ich kann Ihnen nicht bergen, daß dieſe Mittheilung weder in ſeinem Glauben noch in ſeiner Anſicht etwas geändert hat. Er bemerkte darauf:

„daß der Herr Erzbiſchof als ausgemacht vorausſetze, was noch in Frage ſtehe; daß vor Allem die Dogmen hätten angezeigt werden ſollen, die er angegriffen oder mißdeutet habe, deßgleichen die Irrthümer, die von der ganzen Kirche verworfen worden ſeyen. Dieß ſey der eigentliche ſtrittige Punkt, dem man ausgewichen, wahrſcheinlich um nicht mit Barruel und Emery in Widerſpruch zu kommen, indem der Erſtere bezeugt: „daß die konſtitutionellen Prieſter nicht „ſtrafbar ſind, daß ſie vielmehr ſtets der katholiſchen, apoſtoliſchen, „römiſchen Kirche ſtandhaft zugethan blieben;“ der Andere: „die „Vorſehung habe nicht zugegeben, daß durch die konſtitutionelle Kirche „etwas an der Lehre der Kirche geändert werden ſollte.““

Niemals habe er behauptet, bemerkte der Hr. Biſchof von Blois ferner, daß Ueberzeugung und Gewiſſen den Katholiken loszählen können, ſich unbedingt dem Urtheile der allgemeinen Kirche zu unterwerfen; dieſe Lehre ſey in ſeinen Schriften ausgeſprochen und in ſeinem Herzen eingegraben.

Eben ſo ſey er weit entfernt ſich über eine oder mehrere Formeln zu ſtreiten. Sein Glaubensbekenntniß ſey in allen Handlungen ſeines Lebens ausgeſprochen, wie in ſeinen Schriften; es bedürfe keines andern.

Wenn er den Pfarrer ſeines Sprengels habe rufen laſſen, ſo ſey dieß aus Pflicht geſchehen, nicht um den Schein zu retten; die Aufrichtigkeit, von der er in ſeinem ganzen Leben Proben abgelegt, hätte ihm eine ähnliche Verdächtigung erſparen ſollen. Herr Grégoire bittet Herrn von Quelen zu glauben, daß er am Ziele einer achtzigjährigen Laufbahn, von der er drei Viertheile zur Vertheidigung der Kirche angewendet, nicht mit der Ewigkeit ſpielen werde um eines eitlen Gefühles der Selbſtliebe willen, und zwar in eben dem Augenblicke, wo alles Zeitliche vor ſeinen Augen ewig zuſammenſinke und verſchwinde.

Was mich in dieſen Unterhandlungen betrifft, die der Herr Erzbiſchof eine Spiegelfechterei nennen zu müſſen glaubte, ſo wird mir erlaubt ſeyn, demſelben bemerklich zu machen, daß ich hierdurch nur Aergerniß vermeiden, der kirchlichen Disziplin die gebührende Ehrfurcht bezeigen und dem vormaligen Herrn Biſchof von Blois den Troſt verſchaffen wollte, den Kuß des Friedens von ſeinem Oberhirten zu erhalten und jene Worte der Verſöhnung, deren man ihn berauben zu müſſen glaubte.

Ich habe noch beizufügen, daß Herr Grégoire alle geiſtlichen Heilmittel empfangen, die man ihm durchaus verweigern wollte. Man glaubte, daß das Heil des Kranken vor Allem zu Rath gezogen werden müſſe: „wenn die Disziplin darunter leiden kann, ſagt der heil. Auguſtin, ſo wird die chriſtliche Liebe das höchſte Geſetz. Wenn der Prieſter ſich entfernt, ſo muß der Levite, ja ſelbſt der Samaritan dem Kranken, der auf der Straße von Jericho liegt, zu Hülfe kommen und Oel in ſeine Wunden gießen.“

Genehmigen Eure erzbiſchöflichen Gnaden ꝛc. ꝛc.

9 Mai.

Baradère.

Witzſtacheln des Figaro.

Ein Diplomat iſt, wie Plato ſagt, ein zweibeiniges Thier — ohne Herz.

•

Don Miguel rächt ſich an Hrn. Sebaſtiani, der ihn ein Ungeheuer geſcholten hat, indem er ihn einen Diplomaten ſchimpft.

•

Man hat bemerkt, daß Herr Dupin Coſne in dem Augenblick verließ, wo die Oeſterreicher Ancona räumten. Welche Sympathie!

•

Sidi-Ben-Acker, der Abgeſandte des Bey von Tunis, ſcheint ſich in Paris ſehr angenehm zu finden. Geſtern wohnte er der Aufführung des Löwen von Meiſur bei, morgen wird er Herrn Raoul-Rochette hören, übermorgen hat er ſich vorgenommen, die Automaten zu beſuchen und den Herrn Grafen Sebaſtiani.

•

Die Lorbeeren des Miltiades ließen den Themiſtokles nicht ſchlafen; die Siege der Polen hindern Herrn Sebaſtiani nicht zu ſchnarchen.

•

La Diplomatie est un cas *pendable*.

•

Wenn die Republik nicht da wäre, ſagt Herr Perſil, ſo müßte man ſie erfinden.

•

Avec certain persil on fait des farces.

•

Belgien, würde Frau von Sevigne geſagt haben, ſteht auf dem Beine des Herrn von Talleyrand auf ſchlechten Füßen.

•

Da die Regierung durchaus entſchloſſen iſt, für die Helden des Julius Nichts zu thun, ſo will ſie, wie man hört, ihnen die Pairswürde verleihen.

•

Der zweite Sohn der Herzogin von Berry iſt von Karl X Graf Dunois getauft worden. Er hat die Beſtimmung, mit der Herzogin von Angoulême, als Jungfrau von Orleans, die Legitimität in Frankreich wieder herzuſtellen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 172. 21 Junius 1831.

Erinnerungen aus London und Weſtminſter.

Alte Monumente ſind in London ſelten. Die Stadt iſt durchaus modern. Es giebt darin Theile von mehr als einer Stunde Länge, die den Anſchein haben, als wären eben die Gerüſte weggenommen worden. Man ſieht wohl daß es das Land der Kompagnien iſt, denn kein noch ſo altes Gebäude wird verſchont, wenn die gerade Richtung einer Straße darunter leidet. Die alte Stadt wird nicht wie bei uns Stück für Stück, und je nachdem ein Haus mit der Zeit baufällig wird, erneuert. Man überläßt es nicht der Zeit, die Gebäude zu unterwühlen, und ſetzt die Vorübergehenden nicht der Gefahr aus, von einſtürzenden Mauern zerſchmettert zu werden. Dafür werden Jahr aus Jahr ein, ganze Quartiere niedergeriſſen, und an deren Stelle ſteigen breite Straßen, regelmäßige glänzende Häuſer und Gärten auf. Die ganze Pracht der Civiliſation nimmt Beſitz von dem verjüngten Boden, und zeigt ſich zu Fuß und Wagen unter der anſpruchvollen Livree der privilegirten Klaſſen und ihrer Diener. Nur das Elend iſt in London alt, und nimmt auch da ſeinen Platz ein, wo die junge Stadt die alte verdrängt hat. Man ſieht es auf dieſen ſchönen Trottoirs unter den müßigen Spaziergängern daher ſchleichen, und mit einem abgeſchoſſenen Hute bedeckt, den einſt Blumen zierten, die Hände bettelnd entgegenſtrecken. Das Elend hat hier ein ſcheußlicheres Anſehen als anderswo, ſchon deßwegen, weil ein weit größerer Luxus ihm zur Seite ſteht, und dann, weil es die gleiche Tracht der Vornehmen hat. Man glaubt unwillkürlich, es gäbe hier nur zwei Klaſſen, deren Eine von den Ueberreſten der Andern lebt, und ſich von ihren Fetzen kleidet. Welche Abſcheulichkeit um dieſe Gleichheit des Anzugs in einem Lande, wo die Ungleichheiten der Geſellſchaft ſo in die Augen ſpringend ſind!

Ich rede indeſſen hier nur von den Weibern, denn alle Frauen Londons kleiden ſich überein, nur daß das Volk durchlöchert und ſchmutzig daſſelbe trägt, was bei den Ladys als neuer Staat prunkt. Man möchte faſt glauben, daß hier eine Niederlage beſtände, wo die Kammerfrauen die gebrauchten Anzüge und Hüte ihrer Gebieterinnen verkaufen. Die Mittelklaſſe verſieht ſich damit, und von ihr gehen dieſelben Stücke auf das ärmere Volk und die Bettler über. Vergebens ſucht man hier Sonntags die Pariſer Frauen der untern Klaſſen, die in dem niedlichen friſchen Anzug, dem weißen Häubchen mit Roſen, die ſie mit eigener Hand verfertigt, dem Stell-dich-ein, worauf ſie die ganze Woche gewartet, entgegenharren. Weder die geſchmackvolle Toilette, noch die Koketterie, noch das heitere flinke Weſen der Pariſer Griſetten iſt zu finden. Dagegen ſieht man die Londoner Frauen in Hüten und Shawls mit der ganzen Garderobe großer Damen, doch abgenützt oder von groben Stoffen, an dem Arme ihrer Männer aus der Kirche nach den öffentlichen Gärten wandeln, indem ſie mit der ganzen Breite des Fußes auftretend, Kopf und Bruſt vorgeſtreckt, mit ihrem Leibe einen ſpitzigen Winkel gegen die Erdfläche bilden. Dafür findet man aber auch in Frankreich nicht die ſchönen blauäugigen Kinder mit roſigen Wangen und dem unbefangenen Geſichtchen die mit einer unbeſchreiblichen Grazie und Lebendigkeit drei oder vier Schritte vor ihren Eltern ſpielen. Ein Pabſt, ich weiß nicht mehr welcher, hat geſagt, daß dieſe Kinder Engel ſeyn würden, wenn ſie nicht Ketzer wären. Ein Ausſpruch, der den Pabſt und den Mann von Geiſt zugleich verräth.

Doch ich komme von den Monumenten ab. Die Liebhaber werden ſich ſehr betrogen finden, wenn ſie gothiſche in London ſuchen. Man ſieht deren wohl, aber ihr größtes Alter iſt fünf oder ſechs Jahre. Noch zur Stunde werden ähnliche erbaut. Ich habe drei Kirchen in gothiſchem Styl anfangen geſehen. Die Franzoſen ſind darin viel geſcheiter, ſie wenden das Gothiſche nur bei Uhren, Nachtlampen, phosphoriſchen Feuerzeugen oder Stammbüchern, überhaupt bei bloßen Phantaſiegegenſtänden an. Die Engländer tragen es auf ihre Monumente über. Warum? Weil ſie es comfortable finden, und comfortable iſt in England Kunſt. Viele Privathäuſer in London ſind mit italieniſchen Dächern und griechiſchen Säulenreihen gebaut, noch mehrere im Bauſtyl von Denkmälern. Dieſe Art Gebäude gefallen unter dem ſchönen Himmel Griechenlands und Italiens, wo die Sonne ſie wie die Blätter im Herbſt vergoldet. Doch in London ſchwärzen Nebel und Rauch ſie binnen Jahresfriſt über und über, wenn der Anſtreicher ihnen mit gelbem Kalk nicht einen warmen Ton giebt. Von Ferne täuſcht bei gutem Wetter dieſer gelbe Ueberzug, in der Nähe aber iſt er abſcheulich. Die Säulen haben das Anſehen von langen Ziegelröhren, und die Statuen gleichen den Töpferfiguren aus gebrannter Erde. Solches Flackwerk iſt ganz im Geſchmack dieſes Volks; man weiß wohl, daß ſie es nicht allein bei ihren Häuſern, ſondern auch oft bei ihren Inſtitutionen anwenden.

Ich hörte zuweilen den Engländern vorwerfen, daß ſie affekti-

Digitized by Google

ren, keiner andern Nation etwas nachzuahmen, und ſich deßwegen vieler Bequemlichkeiten und Verſchönerungen berauben. Die Richtigkeit dieſes Vorwurfs hat mir nicht eingeleuchtet. Im Gegentheil fand ich, daß die Engländer nichts gerne miſſen, wohl aber daß ſie die Bequemlichkeit gewiſſer Dinge anders worin ſuchen als wir. Wenn ſie fremde Gebräuche nicht annehmen, ſo geſchieht Dieß bloß, weil ſie nicht von deren Vorzug gegen die einheimiſchen überzeugt ſind. Ihre Nationalität reicht nicht ſo weit, um ſich wehe zu thun, oder eines Guts zu entbehren, müßten ſie es auch von Anderen entnehmen. In der Kunſt zu leben, ſind ſie allen andern Völkern weit voraus, und daher ahmen ſie uns auch nur Weniges nach, da ſie ſelten etwas finden, was vor dem ihrigen den Vorzug verdiente. Wenn man in irgend einem Hotel der Straße von St. James gewohnt hat, wo die Fenſter noch in der Guillotineform ſind, ſo möchte man ſich verſucht fühlen ein Volk der Barbarey anzuklagen, das an ſeinen ſchönſten Paläſten nur ſolche Schubfenſter angebracht hat. Doch unterſucht man die Vollkommenheit, mit der ſie in London verfertigt werden, wie ſie mit dem kleinen Finger auf jede beliebige Höhe zu öffnen ſind, um einem größeren oder kleineren Luftſtrom nach Bedarf Einlaß zu gewähren; wie geſchmeidig und ſanft dieſe Bewegungen ſind, wie die Scheiben beim Sonnenſtrahl leuchten, ſo muß man über unſere Eitelkeit lachen, jene Fenſter nach den Prinzipien der Kunſt und Architektur geeigneter zu finden, die man nur öffnen kann, wenn man ein gewiſſes Alter oder eine beſtimmte Größe erreicht hat, die übel ſchließen, und die bei jedem Witterungswechſel die Hausfrau in Furcht für ihre ſchönen Tapeten ſetzen.

Das Gleiche gilt von den kleinen Thüren der Häuſer in London. Sie ſind bei weitem nicht ſo grandios, wie in Paris die Flügelpforten mit ihren großen Hofräumen; indeſſen da die Engländer dieſes Schaugepränge nicht nachahmten, ſo mögen ſie wohl ihre guten Gründe dafür gehabt haben. Solche Einfahrten ſind mit tauſend kleinen Unannehmlichkeiten verknüpft. Die Pferde ſtampfen während der Nacht, und ſtören die Ruhe der Einwohner; ihre Fütterung unterbricht den Morgenſchlummer, das koſtbarſte für einen Engländer, der wegen der Hitze des Mittageſſens ohnehin ſpät einſchläft; dann kommen die Stallknechte, um die Wagen zu putzen, und den Hof mit abſcheulichem Schmutz zu überziehen; endlich der Geruch des Düngers und der Pferdegeſchirre; und nun erſt noch die Portiere, dieſe rohe boshafte Sippſchaft, man mag ſie Schweizer oder Hausmeiſter nennen, ſie in eine Livree ſtecken oder in Lumpen laſſen; ob ſie gepuderte Haarbeutel tragen, oder ihren Kopf unter einer ſchwarzen Mütze begraben, dieſe Kundſchafter, Schwätzer, Verläumder, die durch die Lakayen die Geheimniſſe des Hauſes auszuforſchen wiſſen, und dem nächſten Beſten über die Tugend der Frauen oder die politiſche Meinung der Männer Aufſchluß zu geben bereit ſtehen — Unverſchämte, zu denen man mit dem Hut in der Hand ſprechen muß, um eine Antwort zu erhalten, und die ſie doch verkehrt ertheilen, wenn euer Geſicht ihnen mißfällt, oder ihr im ſchlechten Wetter ihr Stübchen öffnet. Welch großer Fortſchritt der Civiliſation, der Portiere entbehren zu können! Man pocht in London an einer hübſchen Thüre von Citronenholz; ein Bedienter in rother Sammethoſe, oder eine kleine Magd im Hut öffnet. Man nehme ſich ja in Acht, den Diener mit der Herrſchaft, oder die Magd mit der Hausfrau zu verwechſeln! In kleinen Seitenſtraßen ſind die Stallungen und Bedientenwohnungen. Ein Glockenzug des Herrn, und ſein Wagen ſteht vor der Thüre. Er hat nicht die Mühe, ſich um die Zubereitung ſeiner Equipage oder um das Futter ſeiner Pferde zu bekümmern. In der That der reiche Engländer findet keine Urſache an etwas zu denken; er braucht nie auf etwas zu warten: ſein Eſſen, ſein Bett, ſeine Leute, ſeine Pferde, alles iſt bereit oder kommt ihm ſchon entgegen. Alles geht wie in einer Maſchine! Wahrlich das Leben des reich gebornen John Bull läuft auf Rädern! (Fortſ. folgt.)

Italien im Februar 1831.

(Fortſetzung.)

Kaum waren die ſchlimmen Neuigkeiten angelangt, ſo verſammelte ſich das Conclave, und als ich von der Poſt zurückkehrte war bereits an alle Straßenecken eine Proklamation des neuen Papſtes Gregors XVI a' suoi dilettissimi sudditi angeſchlagen. Dieſe verkündigte im Weſentlichen, daß er von der göttlichen Vorſehung nicht ſowohl zu ihrem Fürſten als zu ihrem padre amorosissimo berufen worden ſey, und daß er mit der Zärtlichkeit eines Vaters für ſeine vielgeliebten Kinder beſorgt eben über die zweckmäßigſten Mittel nachgedacht habe, um ihr Glück und ihre Wohlfahrt auf alle mögliche Weiſe zu fördern, als die traurige Nachricht von den Vorfällen in einigen Provinzen eingetroffen ſey. Ohne Zweifel um ihn zu demüthigen habe es der göttlichen Vorſehung gefallen, daß die erſten Tage ſeiner Erhebung zu einer ſo erhabenen Würde durch ein ſolches Unglück getrübt werden ſollten; gegenwärtig könne er ſeine Zuflucht nur zu frommen Wünſchen nehmen, und da er nichts als das Glück ſeiner Kinder ſuche, ſo öffne er auch den Verirrten gern die Arme der Barmherzigkeit und der Liebe in der Hoffnung, er werde nicht zu der harten Nothwendigkeit gezwungen werden, Maßregeln der Strenge zu ergreifen. Ich war neugierig die Wirkung zu beobachten, die dieſer liebevolle Aufruf an das Volk hervorbringen würde, an das er gerichtet war; wo ſich eine Gruppe gebildet hatte, um den Anſchlag zu leſen, blieb ich ſtehen, und leider muß ich bekennen, daß die dilettissimi sudditi keine ſonderliche Neigung verriethen, dieſe zärtlichen Gefühle zu erwiedern. Meiſtens lachten und ſpötteiten ſie und wiederholten im Fortgehen mit höhniſchem Tone die zärtlichſten Ausdrücke der Proklamation. Indeß um ſein Vertrauen zu dem Volke blicken zu laſſen, erlaubte der heilige Vater, daß die Carnavalsvergnügungen ihren gewöhnlichen Fortgang nehmen ſollten. Als wir uns dem Ende dieſer ausgelaſſenen Luſtigkeit näherten, bemerkte man eine ungewöhnliche Menge von Masken und Züge derſelben durchliefen die Stadt nach allen Richtungen, ſogar noch vor der Stunde, wo der Spaziergang auf dem Corſo beginnt.

Samſtags am 14 Februar ſollte der große Tag ſeyn. Fenſter und Balkone waren ſchon verſchwenderiſch mit ſcharlachrothen Decken überkleidet; neue Gerüſte und Bühnen erhoben ſich. Zuckerwerk von jeder Farbe war ſchon in mächtigen Becken aufgehäuft, die Kugeln zur großen Schlacht bereits fertig und auf der ganzen langen Straße wie auf allen Plätzen war die ganze eine Miglie lange Strecke hinab nichts als ſcharlachrother Sammt und weiß und blau

Digitized by Google

ausgeſchmückte Buden zu ſehen. Ich hatte auf einem Balkone Plätze für mich und einen meiner Freunde gemiethet und wollte eben nach meiner Wohnung zurückkehren, um die Vorbereitungen zum Feſte zu treffen, als ich Leute athemlos und erhitzt daher laufen ſah beſchäftigt, in höchſter Eile an allen Straßenecken Anſchläge anzukleben. Der erſte derſelben beſagte, eine wohlgeordnete Regierung müſſe alle Fremden kennen, die ſich in den Städten ihres Gebietes aufhielten; man wolle ſomit allen Fremden, die ſich zu Rom befänden, ernſtlich eingeſchärft haben, ſich bei der Polizei zu melden, ihre Namen, ihren Stand, ihre Heimath, die Urſache ihrer Reiſe und die Zeit ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt anzugeben. Dieſer Proklamation folgte eine Stunde darnach eine zweite, mit der Ankündigung, daß einige übelgeſinnte Perſonen die Ruhe der Hauptſtadt zu gefährden drohten; daß die Truppen keine hinreichende Macht darböten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; man befahl ſonach jedem Kirchſpiele, ſchleunig hundert bewaffnete Männer zu ſtellen, um die Wachen zu verſtärken, und ihre Güter und Familien zu beſchützen. Es war damals nahe an vier Uhr, und der Corſo nahm ſeinen Anfang. Ungeachtet der mißlichen Lage der Dinge war doch Jedermann auf den Beinen, um in die Wogen der tollen wilden Luſt hineinzuſtürzen; als eine dritte Bekanntmachung erſchien, welche anzeigte, die ſchwierigen Verhältniſſe, in denen man ſich befinde, erheiſchten es, daß der Carnaval unverzüglich eingeſtellt, daß das Pferderennen verſchoben, die Theater geſchloſſen werden, daß Niemand unter keinerlei Vorwand maskirt auf der Straße erſcheine; daß jeder, der dieſe Beſtimmungen übertrete, verhaftet und nach aller Strenge der Geſetze beſtraft werden ſolle. Dieſe außerordentlichen Vorſichtsmaßregeln und die Aufhebung des Corſo ſchrieb man folgenden Urſachen zu.

Am Sonnabend Morgens erhielt die Regierung die Neuigkeit von den reißendſchnellen Fortſchritten der Inſurrektion in den tramontanen Provinzen, der jede nur einigermaßen bedeutende Stadt bereits beigetreten war, während die Campagna nur noch das Zeichen von Rom aus dazu erwartete. Noch an demſelben Tage ſollte es gegeben werden, und zwar auf folgende Weiſe. Die Häupter der Verſchwörung hatten ſich maskirt und trugen Waffen unter ihren Mänteln. Sie ſollten ſich ganz unbefangen unter die Volksmenge miſchen, mit Confetti auf ihre Freunde werfen, und an allen den tollen Schwänken und Poſſen des Tages Theil nehmen. Unmittelbar vor dem Beginn des Pferderennens werden an mehreren Orten zunächſt der Straße, wo er vor ſich gehen ſoll, Schlagſchwärmer losgebrannt; Dieß iſt das Zeichen, daß die Wagen abfahren, um den Pferden Raum zu geben; dieß ſollte für die Verſchwornen auch das Zeichen ſeyn, ihren Angriff zu beginnen. Truppen zu Fuß und zu Pferde ſind an mehrern Orten in der Straße aufgeſtellt, aber nur um die Ordnung zu erhalten, und noch dazu in ganz geringer Anzahl mit ungeladenen Gewehren. Man konnte daher ſicher ſeyn, ihrer leicht Herr zu werden, wären ſie ſogar tapferer geweſen, als es die gegenwärtigen römiſchen Legionen ſind. Man war übereingekommen, daß in dem Getümmel und dem Wogen der Menſchenmaſſe, wie es nothwendig auf die Abfahrt der Wagen erfolgt, jeder Soldat von zwei Verſchwornen angegriffen werden ſollte, um ſich, bevor man noch merken konnte, ob es ein Faſtnachtsſcherz oder Ernſt ſey, aller Waffen zu bemächtigen, die dann die Freunde der Verſchwornen erhalten ſollten; hierauf wollte man auf den Vatikan losgehen, ſich des Papſtes und ſo vieler Cardinäle, als man habhaft werden konnte, bemächtigen und eine neue Regierung ausrufen. Auf der Straße, welche die Pontiniſchen Sümpfe durchſchneidend von Rom nach Terracina führt, findet man alle zwei oder drei Meilen kleine Wachtpoſten aufgeſtellt zur Sicherheit der Reiſenden gegen die Räuber, die von Zeit zu Zeit dieſe Gegend unſicher machen. Auf die erſte beunruhigende Nachricht, die zu Rom eingelaufen war, beeilte man ſich dieſe Soldaten zurückzurufen, um die ſchwache Beſatzung der Stadt zu verſtärken, die ſich demungeachtet noch kaum auf tauſend Mann belief. Kaum waren dieſe Poſten an der Straße verlaſſen worden, als die Räuber zu den Waffen griffen, und der Stadt alle Verbindung auf dieſem Wege abſchnitten. In der Nacht zuvor hatten ſie einen Kourier angefallen und einen der Dragoner, die ihn begleiteten, erſchoſſen; man fand deſſen Leiche von mehreren Kugeln durchbohrt. Bald darauf verwundeten ſie einen andern Eilboten, der ihnen jedoch mit ſeinen Depeſchen noch entkam und durch dieſe wichtige Nachrichten nach Rom brachte. So blieben die Räuber ungeſtört Herren der Campagna; alle Truppen, über die man verfügen konnte, waren einberufen und auf den wichtigſten Punkten in den verſchiedenen Straßen und Plätzen der Stadt aufgeſtellt worden.

(Fortſetzung folgt)

Grégoire, und der Erzbiſchof von Paris.

V. Zweite Note des Erzbiſchofs von Paris an den Abbé Baradère.

In einer Note in Form eines Briefes, als Erwiederung auf eine andere Note des Herrn Erzbiſchofs von Paris, Herrn Grégoire, vormaligen konſtitutionellen Biſchof der Loire und Cher betreffend, ſtellt man ſich, als wüßte man nicht, was der Herr Erzbiſchof von Herrn Grégoire verlangt, bevor er ihm geſtatten kann, der kirchlichen Heilmittel während ſeines Lebens und der Gebete der Kirche nach dem Tode theilhaftig zu werden. Man ſcheint zu verlangen, der Herr Erzbiſchof möge namentlich die von der Kirche verdammten Irrthümer bezeichnen, deren Abſchwörung und Widerruf er verlangt, und man giebt ſich den Anſchein, als glaube man, der Herr Erzbiſchof habe nur eine unbeſtimmte Anforderung geſtellt. Indeß kann man nach den von dem Herrn Pfarrer der Abtei aux Bois und ſeinem Vikar bei dem Kranken gemachten Schritten, nach den Antworten, die ihm Herr Grégoire mündlich gab, nach dem Briefe des Herrn Erzbiſchofs von Paris von 5 Mai; endlich nach der am 7 Mai erfolgten, von Herrn Grégoire's eigener Hand geſchriebenen und unterzeichneten Antwort nicht mehr ſchwanken und ungewiß ſeyn. Im Gegentheil muß man ſtaunen, daß man nach dieſen vorausgegangenen Einleitungen in einem Schreiben vom 8 Mai noch Zweifel über die Forderung des Herrn Erzbiſchofs findet. Das heißt in einer Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit ohne Aufrichtigkeit zu Werke gehen, während doch ein Fehler ſo wichtige Folgen für Zeit und Ewigkeit nach ſich zieht.

Wenn es demnach von Neuem kategoriſch wiederholt werden ſoll, ſo erklärt der Herr Erzbiſchof von Paris, daß er dem Herrn Grégoire die kirchlichen Heilmittel während ſeines Lebens nicht reichen, und nach dem Tode der Kirchengebete nicht theilhaftig werden laſſen kann, wenn Herr Grégoire nicht deutlich, förmlich, ohne Verſtellung und Ausflüchte die Irrthümer der ſogenannten bürgerlichen Verfaſſung des Klerus abſchwört, die er bis jetzt begünſtigte, ausbreitete und vertheidigte; wenn er ſie nicht verdammt und abſchwört, weil ſie von dem heiligen apoſtoliſchen Stuhle und durch das Organ des oberſten Kirchenhauptes Pabſts Pius VII verdammt worden ſind, deſſen Ausſpruch die Biſchöfe der katholiſchen Chriſtenheit insgeſammt, abgeſehen von einigen wenigen ſchwachen Ausnahmen, die von keinem Gewichte ſind, beigetreten ſind, theils förmlich, theils ſtillſchweigend, ſo daß alſo dieſer Ausſpruch von allen Hirten und Gläubigen wie ein Ausſpruch der ganzen Kirche zu betrachten iſt, wenn er auch nicht auf einem

Digitized by Google

ökumeniſchen Konzilium gefaßt wurde, was auch nicht nöthig iſt, da der Ausſpruch unſers Herrn des Pabſtes ohnehin unfehlbar iſt. Der Herr Erzbiſchof verlangt ferner, daß Herr Grégoire ſelbſt mit Mund und Herz, ohne irgend einen heimlichen Vorbehalt oder eine Ausflucht, dieſem Ausſpruche ſich unterwerfe, indem er ſeine Beiſtimmung erkläre zu allen Breven und Akten, die von dem heiligen Stuhle gegen die ſogenannte Civilkonſtitution des Klerus ausgegangen ſind, ohne ſich auf den Ausſpruch einer künftigen allgemeinen Kirchenverſammlung zu berufen, an welche Herr Grégoire appelliren zu müſſen vorſchützt, bevor er ſich wirklich unterwerfe.

Noch mehr, der Herr Erzbiſchof verlangt, daß Herr Grégoire die Spaltung und Amtsanmaßung (intrusion), deren er ſich durch ſeine Anhänglichkeit an die Civilkonſtitution ſchuldig gemacht hat, aufrichtig beweine; daß er die Kirche und den h. Stuhl wegen ſeiner allzulangen Widerſpenſtigkeit um Verzeihung bitte; daß er ihr alle Schriften und Handlungen ſeines Lebens unterwerfe; daß er ihre Gnade um Aufhebung der Kirchenſtrafen anflehe, in die er verfallen iſt, und daß er ſich der Buße unterziehe, die ſie ihm auferlegen werde, mit dem feſten Entſchluſſe, wenn Gott ihm Geſundheit und Leben wieder verleiht, Alles aufzubieten, was in ſeinen Kräften ſteht, um das Uebel wieder gut zu machen, das er, in der Abſicht, die Irrthümer der Civilkonſtitution, ſo wie alle die, welche durch die oberſten Kirchenhäupter Klemens XI in der Bulle Unigenitus und Pius VII in der Bulle Auctorem Fidei verdammt worden ſind, zu begünſtigen, zu verbreiten und zu vertheidigen, mit Worten, Schriften und Handlungen geſtiftet.

Ohne dieſes Glaubensbekenntniß und ohne dieſe Reue, die von Herrn Grégoire unterzeichnet oder vor Zeugen abgelegt werden müſſen, erklärt der Herr Erzbiſchof, daß Herr Grégoire unfähig iſt, die kirchlichen Heilmittel zu empfangen, und wenn er bis an's Ende in dem Entſchluſſe beharrt, dieſen Akt der katholiſchen Kirche von ſich zurückzuweiſen, auch nicht der kirchlichen Gebete nach ſeinem Tode theilhaftig zu werden, da er dann als in Ungehorſam und in Empörung gegen die Kirche und den h. apoſtoliſchen Stuhl dahin geſchieden betrachtet werden müßte. Möchte doch dieſe offene und deutliche Erklärung weder einen Zweifel noch eine Ungewißheit über die von dem Herrn Erzbiſchof geſtellten Prinzipien übrig laſſen!

Möge vor Allem der Herr mit ſeinem Gnadenſtrahle Herrn Grégoire zu erleuchten würdigen, möge er ihn zu dem Entſchluſſe ſtärken, die Bedingungen zu erfüllen, ohne welche er kein Heil hoffen darf, weil er ohne dieſelben ſtets ſich von dem Glauben und der katholiſchen Gemeinſchaft ausſchließt, wie auch immer die unbeſtimmten und allgemeinen Betheurungen ſeines Glaubens und katholiſchen Geiſtes mit Mund oder Schrift abgelegt heißen mögen.

11 Mai. Hyazinth, Erzbiſchof von Paris.

Nachſchrift. Ich betheure bei meinem Eide und erkläre, daß ich Gelegenheit hatte, dem Kirchenoberhaupte mein Verfahren darzulegen, das ich vor anderthalb Jahren in Betreff des Herrn Bertier, konſtitutionellen Biſchofs von Avignon, beobachtete, der vom Schlage gerührt von dem Herrn Pfarrer zu Saint Louis en l'Ile die Heilmittel verlangte, und dieſes Verfahren war genau daſſelbe, das ich in dieſem Augenblicke gegen Herrn Grégoire beobachte; und da ich von dem Pabſte Vollmacht und Vorſchriften verlangte, wie ich mich im Falle der Reue und Beſſerung zu verhalten habe, erwiederte mir Se. Heiligkeit, indem er mir alle nöthige Gewalt ertheilte, daß keine beſondere Vorſchrift nöthig ſey, weil mein Verfahren bereits durch die Kirchenſatzungen vorgezeichnet ſey, von denen ich mich auf keine Weiſe entfernt habe, ſo daß ich alſo unter dieſen Verhältniſſen nur als die von dem h. apoſtoliſchen Stuhle ausgehende Verfügung anzuſehen bin, mit dem Heer Grégoire nicht in Gemeinſchaft treten kann, ſo lange er ſich weigert, ſich Dem zu unterwerfen, was von Jenem angedeutet und vorgeſchrieben iſt.

11 Mai. Hyazinth.

Vermiſchte Nachrichten.

In einer jüngſt zu London gehaltenen Verſammlung der Geſellſchaft für Verbeſſerung der Gefängniſſe und der Gefangenen wurde von dem Ausſchuſſe ein Bericht vorgeleſen, worin, außer den Betrachtungen über die Nachtheile der durch die engliſchen Geſetze allzuhäufig verhängten Todesſtrafe, der Geſellſchaft auch an's Herz gelegt wurde, auf ein Strafſyſtem für Verbrecher zweiten Grades hinzuwirken, das minder tadelhaft wäre als die Transportation und die Gefangenhaltung auf den Hulks. Erfahrung hat gelehrt, daß Transportation als zweiter Strafgrad durchaus unwirkſam iſt, und Gefangenhaltung auf den Hulks iſt noch mangelhafter, da hier kein Unterſchied unter den Gefangenen gemacht wird, woraus der traurige Erfolg ſichtbar wurde, daß nur wenige Sträflinge nicht ſchlechter wieder ihre Freiheit antraten. Als Erſatz für die beiden Strafmittel ſchlug der Bericht ein wohlgeordnetes Strafgefängnißſyſtem vor, in welchem harte Arbeit, einſame Gefangenhaltung und religiöſer Unterricht mit einander vereinigt ſich am heilſamſten für alle Klaſſen von Verbrechern erweiſen würden. Die Vortheile eines ſolchen Syſtems ſeyen am augenfälligſten in den Staaten von Nordamerika. Was die Gefängniſſe in England betrifft, ſo ſchilderte der Bericht die der Grafſchaften als fortwährend in ſteigender Verbeſſerung begriffen; hingegen ſeyen die Gemeindegefängniſſe noch ſehr zurück; die Stadt (burgh)-Gefängniſſe in Schottland befänden ſich noch in einem elenden Zuſtande; über alle Erwartung viel ſey jedoch für die Verbeſſerung der Gefängniſſe in Ireland geſchehen. — Der Verſammlung wurde auch zu erwägen gegeben, wie nothwendig zweckmäßige Maßregeln ſeyen, den Verbrechen vorzubeugen, namentlich unter der Jugend; die Urſachen zu den Geſetzübertretungen ſeyen zu tief in der Geſellſchaft gewurzelt, als daß mit der Beſtrafung der Uebertreter allein geholfen ſey. — Aus den ferneren Verhandlungen der Geſellſchaft geht hervor, daß jährlich gegen 120,000 Individuen in den Gefängniſſen und Strafhäuſern der vereinigten Königreiche ſich befinden. — Es wurden mehrere Vorſchläge gemacht und angenommen; ſo einer in Betreff eines Syſtems, um die verdorbenen und durchaus unverbeſſerlichen Verbrecher von den minder geſunkenen abzuſondern und die moraliſche Verpeſtung der letztern zu verhüten. Ein anderer Vorſchlag deutete die Nothwendigkeit an, eine Milderung der Strafgeſetze in England zu erwirken, die gegen die Verletzung des Eigenthumes den Tod verhängen, was dem Intereſſe der Gerechtigkeit wie den Gefühlen der Nation zuwider ſey. — Als ſehr wohlthätig hatte ſich das von der Geſellſchaft errichtete Aſyl erwieſen, wo junge Verbrecher nach überſtandener Strafe eine Zuflucht finden können. Dagegen wurde der Uebelſtand gerügt, daß für wahnſinnige Verbrecher keine beſonderen Gefängniſſe beſtehen, und ſogar manche, die von den Gerichten wegen Geiſteskrankheit freigeſprochen werden, noch eine Zeitlang in den Gefängniſſen eingeſperrt bleiben. — Ein Mitglied der Verſammlung berichtete, in Bezug auf die ſchlechten Gefängniſſe in Schottland, er habe zu Aberdeen, einer Stadt von ſechzigtauſend Einwohnern, einen Kerker angetroffen, der zur Schande der Menſchlichkeit nur aus einem Thurm, mit einer ſteinernen Wendeltreppe und vier engen Keuchen beſtanden habe, in denen die Gefangenen Tag und Nacht eingeſperrt blieben. Dieſe Gefängniſſe waren ſchon vor fünfzig Jahren ſchlecht genug und jetzt um ſo mehr, als die Bevölkerung ſeitdem bedeutend zugenommen. Der Gefängnißwärter habe ihm erzählt, die Wirkung dieſer Höhle auf die Geſundheit der Gefangenen ſey von der Art geweſen, daß viele drei oder vier Tage nach ihrer Freilaſſung geſtorben ſeyen, weil ſie nicht mehr den Genuß der langentbehrten friſchen Luft hätten ertragen können. — Indeß iſt es auf Betrieb der Geſellſchaft dahin gebracht worden, daß die Einwohner von Aberdeen nach dem ihnen vorgelegten Plan ein neues Gefängniß gebaut haben.

*

In Paris macht eine Flugſchrift: Épitre aux Rois absolus großes Aufſehen. Dieſes Sendſchreiben, in welchem der Verfaſſer die Rechte der Völker in Schutz nimmt und die Könige an ihre in der Zeit der Noth gemachten Verſprechungen erinnert, deren ſie nach errungenem Siege ſich wieder entbunden glaubten — iſt aus der Feder einer Frau gefloſſen und was noch mehr iſt — einer Fürſtin. Es iſt mit Eleganz, Geiſt, und in einer ſtarken und kühnen Sprache abgefaßt. Die Fürſtin Conſtanze von Salm iſt die Verfaſſerin. Vorläufig daraus nur einige Verſe. Indem ſie an die gebrochenen Verheißungen der abſoluten Könige erinnert, ſagt ſie:

Ce qui, pour vos sujets, partout serait un crime,
Le parjure est pour vous devenu légitime.
. . . .
Mais rien ne vous émeut: d'un vain pouvoir jaloux,
Nul de vous n'aperçoit ce qui nous frappe tous.
De folles passions, instrumens et victimes,
Vous voilà, sans le voir, environnés d'abimes.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 173. 22 Junius 1831.

Die Reiſen eines Blinden.

Von Zeit zu Zeit lieſt man in engliſchen Zeitungen Nachrichten von einem Reiſenden, dem man gewiß nicht wie andern menſchlichen Zugvögeln ſeiner Art den Vorwurf machen kann, mehr geſehen haben zu wollen als andere Leute mit geſunden Augen; höchſtens könnte man ihn tadeln, daß er ein wenig zu Viel auf's Hörenſagen geht, was aber nicht anders möglich iſt, da er — blindgeboren iſt. Der mißgünſtigen Natur zum Troz, die ihn beſtimmt zu haben ſchien, ſein Leben lang zwiſchen vier Wänden herumzutappen oder höchſtens in den engen Kreis ſeiner Geburtsſtadt gebannt, an einem oder dem andern ſchönen Sommertag vor der Hausthüre im Sonnenſchein zu ſitzen, oder mit der Behutſamkeit einer Schnecke ſich um die Stadtanlagen herum zu ſchleichen, hat er es ſich in den Kopf geſetzt, als Nomade die Welt zu durchſtreiſen. James Holman, ſo heißt der blinde Odyſſeus, durchwanderte bereits Frankreich, Italien, Holland u. ſ. w. und befindet ſich gegenwärtig in Canton, von wo aus man von ihm die neueſten Nachrichten erhalten hat. Von hier aus will er vorläufig nur Aſien bereiſen, aber ſeine Wanderung dann auch nach Afrika und Amerika ausdehnen. Gewiß ſpannt die Neugier der Welt auf die Beobachtungen eines Mannes, der ſie wie eine Münze nur aus dem Klange kennt, der die Städte, die Landſchaften, die Ströme und Meere nur gehört hat, deſſen Odyſſee nicht als Gedicht, ſondern nur als eine große Symphonie von Zungen- und Naturlauten geſchrieben werden könnte; der in Ländern, wo ihm auch jene noch unverſtändlich werden, wie ein lebendig Begrabener ſich finden muß, in deſſen Nacht das Getümmel des Lebens noch hereinſchallt. Nur die Stimme der Natur wird ihm unter allen Zonen verſtändlich bleiben. Was muß der einſame Mann zu erzählen wiſſen von dem großen Geſpräche, welche die Stürme des Kap oder die Donner des Niagara mit ihm geführt haben!

Vorläufig müſſen wir uns damit begnügen, was der blinde Reiſende uns über Europa in einer von ihm diktirten Reiſebeſchreibung mittheilt, die im Druck erſchienen und mit einer ungemein liebenswürdigen Einfachheit und Aufrichtigkeit geſchrieben iſt. Vorzüglich macht ſich aber darin auch eine außerordentliche Unabhängigkeit des Geiſtes, ein entſchloſſener Muth und eine heitere Laune bemerkbar, die oft an Sterne und ſeine empfindſame Reiſe erinnert. Es war im Monat November des Jahres 1819, als er von Dover nach Calais kam. „So bin ich denn," ruft er hier aus, „mitten unter einem fremden Volke, das für mich unſichtbar und unverſtändlich iſt; getrennt von allen lebenden Weſen, die für mein Daſeyn irgend eine Theilnahme haben, und vielleicht dem Nationalvorurtheile gegen meine Landsleute bloßgeſtellt; aber als Gegengewicht habe ich ja zu meinen Gunſten auf der andern Seite die Gefühle der Menſchlichkeit, die ein Unglück wie das meinige einflößt, und die ſo viel gerühmte Artigkeit der großen Nation." Dieſe Artigkeit ſcheint indeß nur zur Qual des armen Reiſenden zu dienen, zu deſſen Blindheit ſich, ſeitdem er auf franzöſiſchem Boden angelangt, auch noch gleichſam das Unglück geſellt, taubſtumm zu ſeyn, da er der franzöſiſchen Sprache unkundig iſt. Hieraus entſtehen für ihn eine Menge zum Theil ſehr ergötzliche Verlegenheiten. So hat in einem Wirthshauſe ſeine Schamhaftigkeit einen harten Strauß zu beſtehen mit der hartnäckigen Gutmüthigkeit einer Aufwärterin, die durchaus ihm behülflich ſeyn will, ihn auszukleiden und ins Bett zu legen. In ſeiner guten Laune beklagt er ſich zuweilen über den Doppelſinn gewiſſer Worte, ſo z. B. daß in Frankreich tout à l' heure und tout de suite durchaus nicht gleiche Bedeutung zu haben ſcheinen, da er über eine Stunde lang auf warmes Waſſer warten muß, das ihn der Aufwärter tout à l' heure verſprochen hat. Dieſes fatale Wort ſetzt ſeine Geduld auf ſeiner Reiſe von Paris nach Nizza mehr als ein Mal auf die Probe. Doch laſſen wir ihn ſelbſt eines ſeiner Poſtwagen-Abenteuer erzählen. „Am andern Morgen gegen neun Uhr, es war Sonntags am 31 Oktober, rief einer meiner Reiſegefährten aus: ah, ſiehe da Bordeaux! Dieſe Worte tönten angenehm in mein Ohr; denn ich war auf dieſer langen und ermüdenden Reiſe ungeduldig und unwirſch geworden. Um Mittag hielt der Poſtwagen an, und meine Reiſegefährten ſtiegen ab und ließen mich allein im Wagen ſitzen. Ich muthmaßte, daß wir auf dem Poſthauſe ſeyen und rief den Kondukteur, um mir zum Abſteigen behülflich zu ſeyn; er kam ſogleich, ſprach das wohlbekannte tout à l' heure aus und ließ mich ſitzen. Zwar hatte ich dieſes begriffloſe Wort oft genug in Paris gehört, um zu wiſſen, was man damit ſagen wollte; allein was ſollte ich machen? Gelang es mir auch, von dem Wagen herabzukommen, ſo wußte ich ja nicht, wohin mich wenden, und überdieß goß der Regen in Strömen; es blieb mir ſonach nichts übrig als mich in Geduld zu hüllen, bis es irgend einem Menſchen gefiel, mir zu Hülfe zu kommen. Bald darauf hörte ich um den Wagen herum die Stimmen von mehr als dreißig Menſchen, die ein unverſtändliches Patois ſprachen, das mit keinem Dialekte der Pro-

Digitized by Google

vinzen, die ich bereits durchreiſt, Aehnlichkeit hatte. Bald fühlte ich, daß der Wagen eine ungewöhnliche Bewegung erfuhr, man öffnete von Zeit zu Zeit den Schlag und hieß mich bald rechts, bald links ſitzen, gleichſam als wäre ich als Ballaſt zur Erhaltung des Gleichgewichts in dieſer Maſchine beſtimmt geweſen. Ich dachte mir, daß man die Räder abnehme, um den Wagen in die Remiſe zu bringen. Bald darauf hörte ich das Geräuſch von Waſſer, das man, wie es ſchien, mit Schaufeln aus einer Vertiefung ſchöpfte, wo es meines Dafürhaltens von dem Regen ſich geſammelt haben mochte. Vergebens ſchrie und bat ich um eine Erklärung; ich erhielt keine andere Antwort als tout à l' heure, und ſo ſah ich denn endlich, daß es abermals kein anderes Mittel gab, als Geduld:

But patience is more oft the exercice
Of saints, the trials of their fortitude.

Milton. *)

Endlich vermehrte ſich die Bewegung zu meinem größten Erſtaunen und nach einer Stunde vergeblichen Harrens hörte ich von Neuem die Pferde anſchirren; die Reiſenden ſtiegen wieder in den Wagen und fort rollte es wieder auf der Landſtraße.

Man gab mir endlich die Erklärung, daß wir uns an dem Ufer der Dordogne befunden hätten, die ſich in der Nähe von Bordeaux in die Garonne ergießt, und daß es hier nothwendig geweſen ſey, den Wagen auf einem Floß Strom abwärts zu führen. Die Reiſenden waren in der Zwiſchenzeit auf einer Fähre über den Fluß gefahren, wo ſie am jenſeitigen Ufer ein andrer Wagen erwartete; mich hatten ſie mit ihrem Gepäcke ſitzen und der Gnade Gottes empfohlen ſeyn laſſen. Kurz, während ich glaubte in dem Hofe des Poſthauſes zu ſeyn, hatte ich mehr als eine Meile zu Waſſer zurückgelegt. Nun wurde mir Alles klar, und wir kamen wohlbehalten zu Bordeaux an."

(Schluß folgt.)

Italien im Februar 1831.

(Fortſetzung.)

Die Kardinäle hatten ſich inzwiſchen verſammelt, um in einer ſo kritiſchen Lage über die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Der Papſt, ein würdiger Mann, der für ſeine Unterthanen wirklich die Liebe und das Wohlwollen hegen ſoll, die in ſeinen Proklamationen ausgeſprochen wurden, war zu verſöhnlichen Schritten geneigt; eine Deputation ſollte ernannt werden, um die Mißvergnügten anzuhören, ihre Wünſche und Klagen zu vernehmen, und die Zuſicherung geben, daß man ſo viel als möglich ihren billigen Anforderungen zu genügen bereit ſey. Doch in dieſen friedfertigen Geſinnungen wurde der Papſt nur von einem einzigen Mitgliede der berathenden Verſammlung unterſtützt; alle andern und insbeſondere der Kardinal Bernetti, ſein Staatsſekretär, zeigten ſich jeder Nachgiebigkeit feind, und ſprachen ſich entſchieden für die ſtrengſten Maßregeln aus.

*) Doch iſt Geduld weit öfter noch die Prüfung
Der Heil'gen und der Probſtein ihrer Stärke.

Mit Recht ſetzten ſie voraus, daß die Religion auf den Geiſt des römiſchen Volkes, beſonders in der Mittelklaſſe, zu Rom einen mächtigeren Einfluß ausübe als irgendwo anders in den päpſtlichen Staaten. Eine große Anzahl von Einwohnern, die in die Verſchwörung verwickelt waren, unter ihnen auch viele Soldaten, wurden leicht von ihren Beichtvätern bearbeitet, denen ſie alles geſtanden was ſie wußten. So hatte man die Häupter der Verſchwörung entdeckt und einige derſelben unverzüglich in Verhaft genommen. Eine andere Proklamation, die vierte ſeit dieſem Morgen, wurde ausgegeben. Der ſanfte und verſöhnliche Ton war verſchwunden; die Revolutionäre wurden nicht mehr dilettissimi sudditi, ſondern una turba di scelerati (eine verbrecheriſche Schaar) genannt. Man kündigte an, daß die Regierung alle ihre geheimen Schliche und Umtriebe kenne, aber auch ſie zu vereiteln wiſſen werde; das Vorhaben der ribaldi (Böſewichte) ſey die Plünderung des öffentlichen und Privateigenthums; aber die göttliche Vorſehung habe es gefügt, daß eine große Anzahl von ihnen, die bloß verführt worden, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ihr Verbrechen bekannt und das ganze Komplott entdeckt habe; ſollten aber dennoch die facinorosi einen Verſuch zu machen wagen, ihr heilloſes Vorhaben durchzuſetzen, ſo ſolle jeder treue Unterthan auf den erſten Schlag der großen Glocke der Engelsburg muthig zur Vertheidigung der Religion, des Landes und des Thrones herbeieilen. Unter den Häuſern die nach Angabe der Regierung, zur Plünderung bezeichnet waren, fand ſich auch das des Bankier Torlonia, eines ſehr reichen Mannes, der auf dem Corſo wohnt. Ich hatte einen Kreditbrief an ihn, den ich Tags zuvor ihm übergeben hatte. Herr Torlonia iſt ein kleiner dicker Mann, mit einem offenen ſanften Geſicht, der aber ſehr ſchlecht engliſch ſpricht. In dem Innern ſeines Bureaus findet ſich eine Art Leſezimmer, wo diejenigen zugelaſſen werden, die an ihn Briefe haben, und wo man alle engliſche Zeitungen und andere periodiſche Schriften findet. Da ich eben an ſeinem Hauſe vorüberging, ſo trat ich ein, um mich nach den Neuigkeiten zu erkundigen. Ich fand Niemand im Zimmer als Herrn Torlonia. Als er im Zwielicht einen Fremden auf ſich zukommen ſah, kam er ſehr in Beſtürzung, ſprang auf und fragte mich verlegen, was ich wolle. Als er mich erkannte, ergoß er ſich in einen Strom engliſcher und italieniſcher Ausrufungen durcheinander: „That rascal! Scelerati! Saubere Geſchichten! — Haben Sie die Zeitungen geleſen? — Bitte tauſend Mal um Vergebung! — Setzen Sie ſich. Ich habe tauſend Geſchäfte." Er ging und als ich ihm folgte, fand ich im Hofe Soldaten gelagert, die er ſich zum Schutze ſeines Leibes und Gutes erbeten hatte.

Es war faſt Nacht, als ich mich auf der Straße fand; ich erblickte zahlreiche Gruppen, die bei dem Schimmer daneben aufgeſteckter Fackeln die angeſchlagene Proklamation laſen. Als man an die Stelle kam, die befahl, auf den erſten Glockenſchlag an die verſchiedenen Poſten zu eilen, bemerkte ich ein allgemeines Mißfallen. Ich fragte Jemand, den ich von Geſicht kannte, ob er ſich, wie es in dem öffentlichen Anſchlage geboten ſey, auf den angewieſenen Platz begeben würde? Er ſagte mir ganz ärgerlich, dieß ſey unmöglich. Auch unter der übrigen Menſchenmenge war es nur Gleichgültigkeit und Mißvergnügen, was man bemerken konnte. Die Lage der Stadt war ſchrecklich, man ſtand am Vorabend des Aus-

Digitized by Google

bruches einer Erſchütterung, deren unglückliche Folgen Niemand vorausſehen konnte, und dennoch ſchien kein Menſch ſich darum zu bekümmern. Die Leute aus den höhern Ständen gingen ſpazieren, plauderten, ſchäckerten wie gewöhnlich, das Volk der untern Klaſſen lachte, ſchrie und focht mit den Händen, als ob es ſich bei dem ganzen Spektakel köſtlich unterhalte. Indeß ſchien die Lage der Dinge ſich der entſcheidenden Kriſis zu nähern; und wer klug war und kein Geſchäft auf der Straße hatte, that gut, ſeine vier Wände aufzuſuchen. Ich ging über den Platz Colonna, wo eine ſtarke Truppenabtheilung in Bivouak ſtand; ein junger Menſch ſtürzte in ziemlich erhitzter Stimmung aus einem Kaffeehauſe. Er faßte einen Vorübergehenden bei dem Arme, und fragte ihn welcher Partei er angehöre. Der arme Mann ſagte, er wiſſe es nicht, worauf ihn jener anſchrie: „Wohlan, ſo rufe es lebe die Konſtitution!“ bei dieſen Worten feuerte er ein Piſtol in die Luft. Die Soldaten auf dem Platze, welche nicht anders glaubten, als die Rebellion ſey fertig und die ganze Verſchwörung komme ihnen auf den Hals, begannen auf Befehl ihres Offiziers nach der Richtung hin, wo der Piſtolenſchuß gefallen war, ein mörderiſches Feuer mitten unter einen Haufen Volkes hinein, der an einer Ecke des Platzes verſammelt ſtand, um die Proklamation zu leſen. Eine Menge Leute wurden verwundet, ein Unglücklicher auf ſchauderhafte Weiſe getödtet. Ganz nahe liegt der Palaſt Piombino, man gab dort gerade in dieſer Nacht ein glänzendes Feſt. Der Fürſt hatte am nämlichen Tage ſich vermählt, und mehrere von ſeinen Verwandten ſo wie einige Cardinäle waren zum Hochzeitſchmauſe verſammelt. Eben wollte man ſich zur Tafel ſetzen, als das Feuern begann und zwar gerade gegen den Palaſt hin. Die Kardinäle beſonders waren vor Beſtürzung außer ſich; einige ſtürzten auf die Straße und liefen ſomit geradezu der Gefahr in den Rachen, der ſie entfliehen wollten. Der Portier beeilte ſich, das Thor zu ſchließen, wurde aber in dem nämlichen Augenblicke von einer Kugel durchbohrt, die durch die Thüre geſchlagen hatte. Auf dieſen Vorfall hielt ich es für angemeſſen, auf dem kürzeſten Weg mich nach Hauſe zu machen, überzeugt, daß bis zum andern Morgen wichtige Veränderungen eingetreten ſeyn würden. Am folgenden Tage erfuhren wir, daß mehrere Perſonen, die man mit Piſtolen bewaffnet getroffen hätte, ſo wie viele Andere verhaftet und in die Engelsburg gebracht worden ſeyen. Man nannte unter dieſen den jungen Lupi, der als die Seele der Verſchwörung betrachtet wurde. Er war mit mehrern ſeiner Mitverſchwornen verwundet worden und es ging das Gerücht, daß an vier der Rädelsführer, unter denen auch er ſich befand, unverzüglich die verdiente Strafe vollzogen worden ſey. Viele glaubten jedoch, man habe dieſe Nachricht nur verbreiten laſſen, um zu ſchrecken; doch ſagte man allgemein, ſie ſeyen in jenen Theil des Schloſſes geführt worden, das ſo gut wie das Grab niemals wieder Diejenigen, die es aufgenommen, wiedergebe. Um in dieſem Glauben zu beſtätigen oder ſich das Anſehn einer vollkommnen Sicherheit zu geben, zog man alle Truppen von ihren Biwachten auf die öffentlichen Plätze zurück, und ließ dafür eine andere ſonderbare und vielleicht wirkſamere Wache, als die päpſtlichen Spießbürgerſoldaten aufziehen — das wunderthätige Bildniß der h. Jungfrau und die ſegensvollen Ketten des h. Petrus.

(Schluß folgt.)

Die Einkünfte der engliſchen Geiſtlichkeit.

Aus unſerer Reformationsgeſchichte wiſſen wir, wie die Geiſtlichkeit erzürnt aufkreiſchte, als Luther's rauhe Hand ihr an den vollen Säckel griff, als er die fetten Prälaten ſo unſanft von ihrem Faulpolſter herabwarf, und das träge dumpfe Mönchsthum aus ſeinem warmen Winterſchlafe aufrüttelte. Wie ſtießen da die Zionswächter ins Lärmhorn, wie ſchrie Alles zuſammen gegen den verdammten Ketzer, der Zwieſpalt und Verderben in die heilige Kirche und Blutvergießen und Elend über die Welt bringe, wie es denn auch allerdings geſchah, aber nicht ſowohl durch das unter dem alten Schutte wieder hervorgegrabene Wort Gottes, als durch den Widerſtand des Eigennutzes gegen die Bewegung der Zeit, der um jeden Preis den Bruch zu einer unendlichen Kluft erweitern wollte, durch die er allein ſeine gefährlichen Gegner ſich vom Leibe halten konnte. Eine ähnliche Erſcheinung bietet in unſern Tagen England dar. Hier legte die Reformation ihre Hand nicht an den überſchwenglichen Reichthum des Kirchengutes, an die Ueppigkeit und Verſchwendung der Prälaten, wie in Deutſchland; ſie fand es bequemer, mit einigen veränderten Dogmen und Kirchengebräuchen ſich in das reiche Erbe der alten Kirche niederzulaſſen, und ſo ſieht man es der engliſchen Reformation bis auf dieſe Stunde noch an, daß ſie nicht wie die deutſche von einem armen, ſtrengen und frommen Mönche ausgegangen, ſondern von einem reichen, üppigen und wollüſtigen Könige, der nach dem weiſen Spruche: Leben und leben laſſen, der Geiſtlichkeit gern ihr altes Wohlleben ließ, wenn ſie dafür ihm nur ſeine Sittenloſigkeit überſehen wollte. Kein Wunder daher, wenn die anglikaniſche Geiſtlichkeit, jetzt, wo erſt die eigentliche Reformation mit ihr Abrechnung zu halten Miene macht, gerade ſo wie im fünfzehnten Jahrhundert unſer deutſcher Klerus, Mord und Zeter ſchreit und mit Händen und Füßen ſich gegen das neue Wahlgeſetz ſträubt, das unmittelbar eine Reform des bisherigen Kirchenſyſtems zur Folge haben muß.

Die „Revue Britannique“ giebt in ihrem neueſten Hefte eine Ueberſicht von dem Reichthum der anglikaniſchen Geiſtlichkeit. Ein Blick darauf überzeugt, daß es dieſer mit ihrem Widerſtande gegen die Reform wirklich alles Ernſtes zu thun ſeyn muß; denn man erſieht daraus, daß nirgends in der Welt ein ſo unnatürliches und monſtröſes Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche beſteht, als in England. Ungeheure Einkünfte und die ungleichheitlichſte Vertheilung derſelben, Zehenten, die den engliſchen und irländiſchen Landbebauer bis auf's Mark ausſaugen — und dieß Alles, bloß um eine Handvoll Müßiggänger in übermüthiger Schwelgerei praſſen zu laſſen, die natürlich Alles aufbieten, um die Herrſchaft einer Ariſtokratie aufrecht zu erhalten, von der ſie den mächtigſten und ſchädlichſten Theil ausmachen — ſollte man ſich wundern, wenn dieſe frommen Faullenzer eine ächtnationale Vertretung, die unfehlbar das Meſſer an dieſen furchtbaren Auswuchs des Staates legen wird, wie den Tod verabſcheut?

Das „Quarterly Review,“ ſtets der treue Schildknappe des Torythums, machte vor einigen Jahren eine Ueberſicht des Einkommens der engliſchen Geiſtlichkeit bekannt, um zu beweiſen, wie ungerecht man ſie mit dem Vorwurfe eines übermäßigen Reichthums verfolge. Das erwähnte Review macht folgende Angabe:

Einkünfte des Pfarrklerus	3.447.158	Pf. St.
— der Biſchöfe	150.000	— —
— — Dechaneien und Kapitel	275.000	— —
Im Ganzen alſo .	3.872.138	Pf. St.

Wir theilen hier auszugsweiſe mit, wie ſich die „Revue Britannique“ dagegen vernehmen läßt:

„Von welcher Seite wir auch die von dem Quarterly Review gegebenen Anſätze betrachten, ſo finden wir ſie durchaus unrichtig. Der Verfaſſer des Artikels nimmt die Zehenten der Pfarreien im Durchſchnitte zu 5 Schilling 6 Pence für den Morgen an, und die der Vikariate zu 1 Sch. 3 Pence. Dieſe Annahme iſt nur allzu unwahr. Die Zehenteinkünfte der Vikariate ſind oft einträglicher als die der Pfarreien durch den Anbau der Runkelrübe und anderer Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft geworden. Das Komité für den Ackerbau ſchätzte im Jahre 1790 die Zehenten im Durchſchnitte auf 4 Schilling für den Morgen; im Jahre 1805 wurden ſie nach gleicher Berechnung auf 5 Schilling 3 P., und im Jahre 1813 auf 7 Sch. 9 P. angeſchlagen. Nimmt man nun den Zehentanſchlag von 1805

zur Baſis und mit dem Verfaſſer des Artikels in dem Review das Areal des angebauten Landes auf 51,795,200 Morgen an, ſo beliefe ſich der Geſammtbetrag des Zehenteinkommens auf 10,267,200 Pf. St.; zieht man indeß hievon ein Drittheil für die nicht kirchlichen (lay-tithes) Zehenten und für die zehentfreien Grundſtücke ab, ſo bleibt der Kirchenzehent noch immer im Betrage von 6,884,800 Pf. St. jährlich.

„Die Angabe der biſchöflichen Einkünfte zu 150.000 Pf. St. iſt noch bei Weitem unrichtiger; denn die der vier biſchöflichen Stühle von Winchester, Durham, Canterbury und London allein überſchreiten ſchon dieſe Summe. Der Nachforſchung über das Einkommen der Biſchöfe ſtellte ſich immer ein gewiſſes undurchdringliches Geheimniß entgegen; indeß ſahen wir uns doch in den Stand geſetzt, hierüber einige zuverläſſige Angaben zu erhalten.

„Im vergangenen Jahre verlangte der Erzbiſchof von Canterbury von dem Parlamente die Vollmacht, ein Anleihen von 57,000 Pf. St. machen zu dürfen, um davon die nothwendigen Reparaturen und Verſchönerungen des Lambethpalaſtes zu beſtreiten; da er nun bei dieſer Gelegenheit ſeine Einkünfte darlegen mußte, um daraus zu erſehen, ob er das bewilligte Anleihen auch wieder zurückzuzahlen im Stande ſey; ſo entdeckte es ſich, daß das arme Mitglied des Fiſcherkollegiums nur das geringe Einkommen von jährlichen 52,000 Pf. St. zu genießen hat. Hr. Baring bewies zu derſelben Zeit im Hauſe der Gemeinen, daß die Einkünfte des biſchöflichen Stuhles von London ſich auf 100,000 Pf. beliefen. Der Biſchof erwiederte, daß ſein Einkommen ohne die kirchlichen Sporteln nicht den ſiebenten Theil davon ertragen würde. Der würdige Prälat meinte hiemit natürlich nur ſeinen fixen Gehalt und begriff darunter nicht die Einkünfte aus den Pachterneuerungen, noch den Miethwerth ſeiner Parke und ſeines Palaſtes. Man ſchlägt die Einkünfte der Diözeſe von Winchester auf 50.000 Pf. an. In einem einzigen Jahre trugen die Pachterneuerungen dem Biſchofe 15,000 Pf. ein.“

(Schluß folgt.)

Das Frohnleichnamsfeſt in Frankreich.

In Paris, wie in den Städten Frankreichs, welche verſchiedenen Kulten folgen, wurden dieſes Jahr die Ceremonien des Frohnleichnamsfeſtes im Innern der Kirchen gefeiert, und die Prozeſſionen zeigten ſich nicht in den Straßen. Menſchen, die ihre Freiheit nur auf Koſten Anderer genießen können, die ſich gerne für unterdrückt ausſchreien, wenn ihnen ſelbſt die Macht zu unterdrücken genommen wird, und die behaupten, daß ihr Glaube unter das Joch gebeugt iſt, ſobald er andern Konfeſſionen gleichgeſtellt und nicht als der herrſchende anerkannt wird; ſolche Menſchen ſtimmen ihre Klagen über dieſes ſchreckliche Ereigniß in einigen politiſchen Blättern an, die ſich als Organe ſolcher religiöſen Jeremiaden bekannt haben. Wenn man ſie hört, giebt es keinen Katholizismus mehr, weil die Katholiken den Prunk ihrer Prozeſſionen nicht mehr in der Straße entfalten dürften, und der Atheismus iſt im Angeſichte des Himmels ausgerufen. Wenn Paris Chriſtum verſtößt, wenn es die Propheten tödtet, wenn es die Altäre entweiht, wenn der Anblick ihres Kultus ihm unerträglich iſt, ſo muß man für das neue Babylon zittern.

Mit ſolch myſtiſchem Geſchwätz, mit dieſen lächerlichen Uebertreibungen ſucht man eine Maßregel der Weisheit zu verdächtigen, von der ſich die Reſtauration zum Bedauren aller Freunde der Freiheit entfernt hatte. Die Abſcheulichkeit aber, welche man verwünſcht, war daſſelbe Geſetz, wodurch Napoleon in Frankreich den katholiſchen Kultus wieder eingeſetzt hatte. Zu jener Zeit erſchöpften ſich die Geiſtlichen in Schmeicheleien, und ſpendeten dem großen Geber mehr Weihrauch als Gott ſelbſt. Damals würden ſie ſich wohl gehütet haben, dieſe Deklamationen laut werden zu laſſen, mit denen ſie heute furchtſame Gewiſſen einzuſchüchtern und den exaltirten blinden Glauben zu verwirren trachten.

Ohne ſich durch den nutzloſen Galimathias emphatiſcher Klaglieder irre machen zu laſſen, iſt es nöthig, die Frage vernünftig und ohne jene Leidenſchaft aufzufaſſen, die nicht weniger Leidenſchaft wird, indem ſie die Larve der Frömmigkeit vornimmt. Wovon handelt es ſich denn eigentlich? In allen Städten, wo der katholiſche Kultus allein beſteht, durfte er ſeine Prozeſſionen ausgehen und ſeine Ceremonien nach Gutdünken auch außerhalb der Kirche verrichten laſſen, da ſie in dieſem Falle nicht als eine feindſelige Demonſtration gegen andere Kulte angeſehen werden können. Dort aber, wo verſchiedene Konfeſſionen neben einander beſtehen, ja gleichſam einander gegenüber ſtehen, müſſen die Ceremonien im Umkreiſe der Gotteshäuſer Statt finden, indem ſie hierdurch Nichts an Freiheit verlieren, und ihr Glanz eher gewinnt als verliert, da er mehr geachtet wird. Die Reſtauration, welche gegen die beſtehenden Gebräuche und Geſetze die Prozeſſionen ausgehen ließ, war genöthigt, ſie mit militäriſcher Gewalt zu umgeben. Iſt Dieß aber eines Kultes würdig, und gereicht es ihm zur Ehre, wenn er ſich nur unter dem Schutze der Bajonnette zeigen darf? Und kann ſelbſt die bewaffnete Macht den Menſchen, der andern Glaubens iſt, und dem ſolche Anbetung wie ein Götzendienſt erſcheint, verhindern, mit bedecktem Haupte und aufrecht ſtehen zu bleiben, während ſich Alles in den Staub wirft? Ohne den Menſchen ſeiner geſetzlichen Freiheit zu berauben, kann man ihn zu Nichts zwingen, was nach ſeiner Ueberzeugung ein falſcher Gottesdienſt iſt; erlaubt man ihm aber frei zu ſeyn, ſo ſetzt man jene Ceremonien ſtets einer öffentlichen Profanation aus. Dieſe Alternative läßt ſich nicht vermeiden, und in einer Stadt, wo mehrere Glaubensbekenntniſſe vereinigt ſind, wird eine Prozeſſion außerhalb der Kirche nothwendig eine Bedrückung für Diejenigen, die nicht glauben, und ein Skandal für die Gläubigen. Dieſes haben die weiſen Geſetze, gegen welche man ſich auflehnt, wohl erwogen. Sie bieten jedem Kultus Schutz, ſo lange er nicht Vorrechte vor andern fordert. Man darf nicht über Tyrannei klagen, als wenn man Menſchen zu tyranniſiren trachtet, welche ſich zu verſchiedenem Glauben bekennen. In der gegenwärtigen unruhigen Zeit wären öffentliche Umgänge unfehlbar Veranlaſſung zu Unordnungen geworden; vielleicht hätten ſie ſogar zu Beleidigungen gegen verehrte Heiligthümer geleitet. Das iſt es aber eben, was jene Menſchen wünſchen. Der Friede iſt ihnen läſtig, da ſie nur durch die Unordnung die Gewalt wieder zu erlangen hoffen, welche ſie unter einem bigotten Könige beſaßen. Die Prozeſſionen in den Kirchen wurden mit Andacht gehalten, auf der Straße konnten ſie inſultirt werden; aber Was liegt ihnen daran, wenn dieſe Beleidigungen nur Verwirrung erzeugten und Gelegenheiten zu Anathemen darboten. In jenen Klagen liegt mehr Stolz und Rache als Frömmigkeit. Dieß erkennt das Publikum und findet ein neues Motiv, der klugen Mäßigung der Regierung und ſeiner Achtung für die Geſetze der Religionsübung, welche die Reſtauration ſo lange mit Füßen getreten, ſeinen Beifall zu ſpenden.

Vermiſchte Nachrichten.

Von dem heiligen Zorn der franzöſiſchen Geiſtlichkeit gegen die drei Farben hat ſich wieder in Auvergne ein Fall ereignet, der dem Figaro Stoff zu einer äußerſt ergötzlichen Erzählung gab. Schon vor einiger Zeit hatte der Pfarrer von Aubière ſich geweigert, einem Kinde, das als Kopfputz die drei Farben trug, die erſte Kommunion zu ertheilen. Jüngſt aber fand er eine Gelegenheit, ſeine Idioſynkraſie gegen das Tricolor noch kräftiger an den Tag zu legen. Es war das Feſt des heiligen Verny, des Schutzheiligen der Winzer, der in ganz Auvergne und namentlich zu Aubière großer Verehrung genießt. Dieſer Heilige, der zu ſeiner Zeit ohne Zweifel ein luſtiger Bruder war, findet ſich in der Winzertracht, mit der Jacke und dem dreieckigen Hut, in den Kirchen abgebildet. Ein Einwohner von Aubière glaubte ohne Zweifel ſeinem Heiligen keine geringe Ehre zu erweiſen, indem er ihm die dreifarbige Kokarde an ſein Hütchen heftete, was ihm auch gar nicht übel zu Geſichte ſtand. Allein wie entbrannte der hochwürdige Pfarrer von Aubière, als er ſeinen Dorfheiligen als Jakobiner erblickte. Dieſes Gräuel ſehn und mit ſeinem Stocke Hut und Cocarde dem Heiligen vom Kopfe ſchlagen, war das Werk eines Augenblickes.

Die Konſumtion des Opiums in China hat aller kaiſerlichen Einfuhrverbote dergeſtalt zugenommen, daß davon in den neun letzten Monaten des verfloſſenen Jahres von der oſtindiſchen Kompagnie für mehr als zwei Millionen Pfd. Sterling eingeführt worden iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 174. 23 Junius 1831.

Italien im Februar 1831.

(Schluß.)

Sonntag Morgens ſah man eine Proklamation erſcheinen in der Form eines invito sacro. Bei den obwaltenden traurigen Verhältniſſen, die über der Siebenhügelſtadt ſchwebten, hieß es darin, ſey es an der Zeit, daß die Gläubigen ihre Gebete verdoppelten. Der Schutz, deſſen die vielgeliebte Stadt von der Himmelskönigin ſich zu erfreuen habe, ſey bekannt, und eines noch größern Schirmes genieße ſie von Seite der glorreichen Apoſtel Peter und Paul, die ſich ſchon bei unzähligen Gelegenheiten als ihre Vertheidiger erwieſen hätten. Deßhalb werde die prodigiosa imagine der heil. Jungfrau in den Kirchen von Campatella und del Popolo zur öffentlichen Verehrung ausgeſtellt werden, deßgleichen die wunderthätigen Ketten des Apoſtelfürſten in der Kirche in Vinculis. Die Proklamation fügte noch zum Schluſſe bei, der heil. Vater wiſſe zwar, daß das getreue römiſche Volk nicht erſt zur Andacht aufgemuntert zu werden brauche, indeß wolle er doch aus beſondern Gnaden ſieben Jahre Ablaß allen Denen verleihen, die bei dieſer Gelegenheit die erwähnten Kirchen beſuchen würden.

Froh ſo leichten Kaufes auf eine lange Zeit den köſtlichſten Ablaß gewinnen zu können, und vielleicht auch ein Wenig von Neugier getrieben, begab ich mich am folgenden Tag zur Ausſtellung der gnadenreichen Ketten. Dieſelben beſtehen aus mehreren dicken Ringen einer gewöhnlichen Kette, die, wie man ſagt, dazu gedient hatte, den heil. Petrus zu knebeln. Eine gottloſe Hand hatte es gewagt, ſie zu zerbrechen und die Hälfte davon von Antiochien, wo ſich das koſtbare Heiligthum urſprünglich befand, wegzuführen; aber ſie wurde wieder zurückgebracht und ſobald die eine Hälfte die andere wiederſah, ſprang ſie aus der Hand Deſſen, der ſie hielt, und die beiden Stücke fanden ſich mit einem Mal wieder durch einen neuen Ring vereinigt. Dieſer wunderbare Ring wird den Fremden ſorgfältig gezeigt; leider iſt in der jüngſten Zeit unter den Hütern dieſer koſtbaren Reliquie ein Streit entſtanden, welcher als der eigentliche neue Ring anzuſehen iſt. Ich ſah eine Schaar von Frauen die Stufen der Kirche hinaufſteigen. Vor einem Altar ſtand ein Prieſter, der in den Händen die Kette hielt, an deren einem Ende ſich ein eiſerner Halsgurt befindet. Die Gläubigen nahten ſich einer um den andern, knieten nieder, der Prieſter legte ihnen den Gurt um den Hals und ſegnete ſie. Dann küßten ſie die Kette und entfernten ſich. Dieß war alſo das mächtige Schutzmittel, von dem die Proklamation dem Volke gegen ihre zeitlichen und geiſtigen Feinde unfehlbare Hülfe verſprach! Wäre ich nicht Augenzeuge geweſen, ich würde es kaum glauben, daß in unſern Tagen noch ſolch ein Unſinn vorkommen, oder daß eine Regierung unverſchämt genug ſeyn könnte, eine Mummerei dieſer Art auch dem dümmſten Volke vorzuſchlagen. Allein mit einem Volke, das die Ketten mit ſolcher Andacht küßt, darf man ſich wohl etwas erlauben. Uebrigens machte man ſich im Ganzen über die Proklamation luſtig, und ich hörte in den Straßen Menſchen von gewöhnlichem Schlag über die wunderthätigen Ketten ſpotten und lachen. Wahrlich, ein Staat iſt in einer verzweifelten Lage, wenn die Unterthanen geſcheider worden ſind, als ihre Beherrſcher.

Der folgende Tag wurde durch keine neue Unruhe geſtört, und als der Papſt öffentlich erſchien, ſpannte der Pöbel die Pferde aus und ſich dem Wagen vor. Se. Heiligkeit ſollte ſich in eine gewiſſe Kirche begeben; allein ſein neues Zugvieh führte ihn an dem Gefängniß vorbei, wo mehrere Patrioten eingeſperrt ſaßen. Am folgenden Tage abermals eine Proklamation, worin dem Volke für ſeine gute Geſinnung gedankt, aber gebeten wurde, fürder dergleichen Bezeugungen der Liebe zu unterlaſſen.

Indeß trugen alle Fremde, die ſich zu Rom befanden, nicht geringes Verlangen, die heilige Stadt zu verlaſſen; vorzüglich Diejenigen, welche ſich hier mit ihren Familien aufhielten; denn die Exploſion ſchien zwar verſchoben aber dennoch unvermeidlich. Man fürchtete vorzüglich, der Pöbel möchte zuletzt die Zügel ſprengen, und die reichen und insbeſondere die fremden Ketzer plündern. Auch erwartete man die Räuber wieder kommen zu ſehen, und daß dadurch die Straßen in der Umgegend von Rom vollends unſicher werden möchten. Ich beeilte mich, meine Päſſe zu holen, und fand, daß ich an dieſem Morgen ſchon der fünfzehnte Fremde war, der Dieß gethan hatte.

Die Straße nach Neapel war dergeſtalt von Flüchtlingen bedeckt, daß die Hälfte derſelben keine Poſtpferde mehr erhalten konnte und ſo in elenden Wirthshäuſern an der Straße bleiben mußte, wo man eine Gelegenheit zum Weiterreiſen abwartete, aber jeden Augenblick auch der Ankunft der Räuber mit Zittern entgegenſah. In der That iſt aber auch die Art und Weiſe, wie dieſe mit den Reiſenden umgehen, ſchauderhaft. Zwanzig oder dreißig Räuber legen ſich an der Straße in Hinterhalt, und man gewahrt ihrer

Digitized by Google

erſt wenn ſie einen Hagel von Flintenkugeln hervorſenden, durch den gewöhnlich die meiſten Perſonen, die ſich im Wagen befinden, getödtet oder verwundet werden. Die ganze Beute und die noch mit dem Leben davon gekommen ſind, werden ſodann in's Gebirge geſchleppt, wo ſie den ſchrecklichſten Mißhandlungen ausgeſetzt ſind, bis ſie ſich durch ein ungeheures Löſegeld loskaufen können. Dergleichen Vorfälle ereigneten ſich früher ſchon, und beginnen jetzt jeden Tag ſich zu erneuern. Kurz vorher waren die Töchter eines Konſuls zu Neapel, und eine Woche zuvor eine neapolitaniſche Familie, auf dieſe Weiſe entführt und losgekauft worden. Wir alle, beſonders Diejenigen, welche Frauen zu beſchützen hatten, waren daher von nicht geringer Furcht beängſtigt. Die Straßenwachten waren, wie geſagt, zurückgezogen worden, und wir durften alſo von dieſer Seite keinen Schutz hoffen. Indeß gelangten wir doch mit heiler Haut nach Neapel ohne unterwegs von Etwas behelligt zu werden, als von unſerer Furcht, die nicht wenig durch den Anblick von Blutſpuren auf der Straße vermehrt wurde, wo einige Nächte zuvor mehrere Reiſende ermordet worden waren.

Die Reiſen eines Blinden.

(Schluß.)

Von Bordeaux begab ſich unſer Reiſender nach Toulouſe, von Toulouſe nach Montpellier und von da nach Nizza. Laſſen wir auch hier wieder ihn ſelbſt ſprechen:

„Bevor ich Montpellier verließ, hatte ich das Unglück, mir den Fußknöchel zu verrenken, was mich meines gewöhnlichen Vergnügens zu Fuß zu gehn beraubte; aber nicht hinderte nach Air abzureiſen. Herr von C. hatte die Gefälligkeit, mich an den Poſtwagen zu begleiten, und mich der Sorgfalt des Kondukteurs und der Reiſenden zu empfehlen. Gern hätte ich ihn dieſer Güte überhoben, die mir die Unabhängigkeit entzog, deren ich zu genießen wünſchte. Die Behandlung, die ich hiebei erfuhr, kam mir vor wie bei einem Kinde, oder vielmehr wie bei einem Kaſten, auf dem ein Glas abgemalt und geſchrieben ſteht: „verbrechliche Waare." Es war mir immer lieber, wenn man mit mir umging wie mit einem Wollſack, der durch ſeine Elaſtizität nicht nur dem Zuſammenſtoß mit einer leichten Laſt trotzt, ſondern auch unter einem ſchwerern und gröbern Drucke ſo feſt und kompakt wird, daß er einen beſtändigen Widerſtand entgegen ſetzen und endlich Alles zurückſtoßen lernt, was ihn gewaltſam quetſchen will. Mit Einem Worte ich finde mich, wenn ich mit Fremden reiſe, bei Weitem nicht ſo hülflos als man denkt, wenn ich auf meine eigene Hand angewieſen bin. Die Gewohnheit hat mich durch eine Art unbeſchreiblichen Taſtſinnes befähigt, mir einen weit genauern Begriff von den Gegenſtänden zu bilden, als es die umſtändlichſte Beſchreibung vermag; und wenn ich nicht von fremden Meinungen umgeben bin, wird es mir viel leichter, meinen Maßſtab für die menſchliche Natur zu finden."

Von Nizza ſchiffte ſich Herr Holman auf einer Felucke nach Genua ein, wo er Dank dem ſchlechten Wetter ein Abenteuer zu beſtehen hatte, das zu dem letzten Kapitel in Sterne's empfindſamer Reiſe, auf die er auch in ſeiner Erzählung anſpielt, ein würdiges Seitenſtück bildet.

„Ich verweilte zwei Nächte und zwei Tage in der Kajüte in Geſellſchaft einer jungen verheiratheten Dame von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, die ſich meine Einbildungskraft ſo ſchön wie eine Houri ausmahlen konnte. Wir hatten weder Feder, noch Dinte, noch Papier, noch Tiſch, kurz Nichts, was wir gebraucht hätten, um einen ordentlichen Vertrag zwiſchen uns aufzuſetzen; wir hatten keine Vorhänge, nicht einmal Haarnadeln, um wie in der Geſchichte des empfindſamen Yorik „als Schlagbaum gegen eine kühne Handbewegung zu dienen." Dieſe ganze Zeit floß mir wie eine einzige Nacht hin. Es war kalt, und wir ſchloſſen uns ein, um gegen Wind und Regen geſchützt zu ſeyn. Wie die Seeleute unſrer nordiſchen Meere, machten wir keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, um zu ſchlafen; denn mir war Nacht wie Tag, wenn die Dame meines Dienſtes bedurfte; und was den Schlaf betrifft, ſo ſchlief ich weit ruhiger bei Tage als bei Nacht, in deren Finſterniß die Bewegung des Meeres meine Kajütengenoſſin in beſtändigem Schrecken erhielt. Jeden Augenblick rief ſie: ach Gott, ach Gott, wir ſtoßen auf Felſen! und ein Herz hätte ich haben müſſen härter als Felſen, wenn ich ihr in ihren Nöthen nicht mit allem möglichen Troſt beigeſprungen wäre."

Von Genua begab ſich unſer Blinder nach Florenz und von da nach Rom.

„Zu Florenz, berichtet er, beſuchte ich das Theater Cocomero, wo ich den Barbier von Sevilla hörte, eine Oper, die allzu bekannt iſt, als daß ich über ſie ein Wort verlieren ſollte. Indeß kann ich doch nicht umhin, den Eindruck zu beſchreiben, den die Prima Donna auf mich machte. Ich glaube, ich hätte die ganze Welt darum gegeben, wäre es mir vergönnt geweſen, ihr ſchönes Geſicht zu ſehen. Doch die zaubervollen Töne ihrer Stimme floſſen in meiner Seele zu einem vollkommenen Bilde von ihr zuſammen, an dem ich jede Bewegung verfolgen konnte. Nein, niemals noch fühlte ich ſo tiefe Sehnſucht, die Gabe des Geſichtes zu beſitzen. Ich hörte, ich fühlte, ich ſah, oder ich bildete mir ein Alles zu ſehen, was Worte und Bewegungen malen können. Ich erhob mich, ich beugte mich vor und ich fühlte einen Augenblick faſt unaufhaltſam mich fortgeriſſen von der Begier, auf die Bühne zu ſtürzen und mich zu überzeugen, ob meine Phantaſie mich belogen oder nicht! und ſonderbar genug ſchien meine Sehnſucht zu ſehen aus dem Verlangen zu entſpringen, mich zu überzeugen, daß ich nicht ſehen konnte!"

Armer blinder Mann! wie würde es Dir erſt geweſen ſeyn, wenn Du die Stimme der Malibran, oder die magiſche Violine Paganini's gehört hätteſt! — Zu Rom läßt ſich James über den Vatikan in Folgendem vernehmen:

„Nicht nur der Anblick dieſer Schätze ging mir verloren, ich mußte auch von Statue zu Statue wandern und die trockene Beſchreibung ihrer Schönheiten aushalten; nicht einmal berühren durfte ich ſie, in jedem Saale ſtanden Soldaten, um einen ſolchen Frevel zu verhüten. Ach, wäre mir dieſe Freude vergönnt geweſen, ich hätte ſie gewiß eben ſo lebhaft empfunden, als ſehende Menſchen durch das Auge; denn der Taſtſinn gibt meiner Seele deutliche oder wenigſtens befriedigende Anſchauungen von allen Formen. Ich

Digitized by Google

konnte mir dieſes Vergnügen nur erſtehlen, ſo oft ich merkte, daß die Soldaten den Rücken gewendet.“

Die merkwürdigſte Epiſode in dieſer ſeltſamen Reiſe iſt vielleicht der Ausflug des Blinden auf den Veſuv. So neugierig wie Plinius war Herr Holman entſchloſſen, allen Gegenvorſtellungen zum Trotz, bis zum Krater des Vulkanes hinaufzuklimmen.

„Ein ſo heißes Verlangen fühlte ich,“ erzählt er, „daß ich ſicherlich allein den Verſuch gemacht hätte, wäre nicht ein Freund Herr M...t ſo gütig geweſen, ſich mir zum Begleiter anzubieten; aber ich bin ſo eitel zu ſagen, daß mir ſein Anerbieten mehr ſeiner angenehmen Geſellſchaft als ſeines Beiſtandes wegen erwünſcht kam. Vergebens wollte man mir abrathen. Wie machen es die andern Menſchen? fragte ich. — Aber ſie ſehen ihren Weg! erwiederte man. — Gut antwortete ich, ſo werde ich den meinen fühlen. Ich geſtehe, daß mir nichts ſo zuwider iſt, als von Schwierigkeiten reden zu hören, die mir nicht unüberſteiglich ſcheinen und ich glaube nicht, daß Jemand, der nicht in meiner Lage iſt, ſich davon einen Begriff machen kann, wie ſehr durch den Mangel eines Sinnes ein anderer gewinnt ..... Wir erreichten gegen acht Uhr den Eremiten, bei dem wir uns auf den Rath unſers Führers mit Brod und Wein verſahen, bevor wir unſern mühſamen Weg antraten. Der Fußpfad wurde bald ſehr weich, da er über die Aſche hinführte, die mit einigen Lavaſtücken vermiſcht von dem Krater ausgeworfen wird. Wir erreichten endlich die einzige Seite des Berges, wo damals vulkaniſches Feuer brannte. Der Führer nahm mich bei der Hand und geleitete mich an eine Stelle, wo Flammen und Schwefeldampf zwiſchen den Felsſpalten hervorquollen, unter unſern Füßen donnerte der Berg, als wollte er ſich aufreißen und uns hinabſchlingen. Mein Stock, den ich ſeitdem wie ein Siegeszeichen aufbewahre, trägt die Spur der Flamme, an der ich ihn anbrennen ließ. Mein Führer war von ſehr geſchäftiger Güte, er ſagte, dieß ſey das erſtemal, daß ein Blinder den Veſuv erſtiegen habe und die Nachricht davon würde den König ſehr beluſtigen, dem man täglich berichten muß, wer den Berg beſteigt. Ich kannte alle möglichen Unfälle, die meine Neugier treffen konnte, allein im Vertrauen auf meinen Führer blieb ich guten Muthes. Endlich ließ ich mich an eine Stelle des Berges führen, die feſteren Grund bietet und kälter iſt, wo wir am Krater eines kleinen und ſchon erloſchenen Vulkanes ausruhten. Hier hatte ſich vor zwei Jahren ein Franzoſe in den furchtbaren Schlund hinabgeſtürzt, eiferſüchtig auf die Unſterblichkeit des Empedokles:

Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidum Aetnam
Insiluit —

wie Horaz ſagt. Der Führer ließ mich mit der Hand die Stelle befühlen, wo der Franzoſe geſtanden war, eh er den Sprung machte, um dem Philoſophen von Agrigent nachzuahmen. Ich wäre gern bis zum Rande des obern Kraters des Veſuvs hinaufgeſtiegen; aber der Führer weigerte ſich, uns dahin zu begleiten. Der Mond, ſagte er, neige ſich ſchon dem Horizont zu und wir würden auf der Hälfte Wegs von der Finſterniß überfallen werden. Nachdem wir die ungeheuern verkalkten Felsblöcke unterſucht hatten, von denen manche nicht weniger als 25 Fuß im Durchmeſſer haben, entſchloſſen wir uns nach der Eremitage zurückzukehren. Wir waren davon vier Miglien entfernt, wie unſer Führer ſagte; aber ich merkte wohl, daß er übertrieb.“

Zu Neapel traf Holman mit einem andern Reiſenden zuſammen, in deſſen Geſellſchaft er ſeinen Weg bis nach Amſterdam fortſetzte.

„Dieſer Freund,“ ſagt er, „hatte das Unglück taub zu ſeyn, und überdieß noch an ſeiner Geſundheit zu leiden. Es war ein ſonderbarer Zufall, der zwei Leute zuſammenführte, von denen der eine des Gehörs, der andere des Geſichts beraubt war. Unſere Reiſegefährten machten ſich oft darüber luſtig; wir gaben ihrem Witz einen unerſchöpflichen Stoff, und größtentheils fügten wir uns gutwillig darein und ließen ſie gewähren, indem wir ſelbſt ſo gut es ging unſre Späße und Witze anbrachten.“

Obgleich wir dieſe Auszüge noch ins Unendliche fortſetzen könnten, da die beiden Freunde, der Blinde und der Taube miteinander noch Mailand, Genf, Lauſanne, Straßburg und Amſterdam beſuchten, wo ſie unter großem Leidweſen ſich trennten; ſo wollen wir doch hiemit ſchließen, um unſere Leſer mit den Abenteuern James Holman's deſto länger unterhalten zu können, wenn dereinſt ſeine Pilgerfahrt in China und Japan uns zu Geſichte kommt.

Die Einkünfte der engliſchen Geiſtlichkeit.

(Schluß.)

Nachdem auf dieſe Weiſe der Verfaſſer mit ſeltenem Scharfſinne allen übrigen Quellen der Kircheneinkünfte nachgeſpürt hat, die ſich theils von Sporteln, theils vom Grundbeſitze herſchreiben, und nachdem er gezeigt, wie unvernünftig es ſey, bei Abſchätzung des Einkommens der anglikaniſchen Kirche die in dem King's Book, das unter Heinrich VIII im Jahre 1550 abgefaßt wurde, enthaltenen Angaben zum Grunde legen zu wollen, ohne zu erwägen, wie unendlich ſeitdem der Werth des Eigenthums geſtiegen, giebt er folgende Ueberſicht der Einkünfte des anglikaniſchen Klerus:

Kirchenzehenten	6,884,800 Pf. St.
Einkünfte der Diözeſen, die von Sodor und Man nicht mit eingerechnet	297,115 — —
Einkünfte aus den Gütern der Dechaneien und Kapitel	494,000 — —
Pfarrwohnungen	250,000 — —
Ständige Pfarreien (jede zu 75 Pf)	75,000 — —
Benefizien, die nicht an die Pfarreien gebunden ſind (250 Pf. jede)	32,000 — —
Erträgniſſe aus Leichen, Hochzeiten, Taufen . .	500,000 — —
Opfer, freiwillige Gaben bei den vier großen Kirchenfeſten	80,000 — —
Aus frommen Stiftungen und Schulen	682,150 — —
Pfarrſtellen in Städten und volkreichen Ortſchaften	60,000 — —
Kapellaneien und andere Stellen in den öffentlichen Anſtalten	10,000 — —
Neuerrichtete Kirchen und Kapellen	94,050 — —
Geſammtbetrag der Einkünfte	9,459,565 Pf. St.

Indeß reicht ein allgemeiner Ueberſchlag der Einkünfte des Klerus noch nicht hin, das rechte Licht auf den Mißbrauch in der Verwendung dieſer ungeheuern Summen zu werfen; hiezu bedarf es erſt, zu erfahren, wer eigentlich im Genuſſe dieſes Einkommens ſteht. Vielleicht glaubt man, daß es eben ſo viel Pfarrer als Pfarreien, eben ſo viel Vikare als Vikariate, eben ſo viele Pfründner als Pfründen, ſo viel Dechanten als Dechaneien giebt. Weit gefehlt. 26 Biſchöfe, 700 Dignitäre, und ungefähr 4000 ſtellvertretende Prieſter, die keineswegs auf ihrer Stelle ſich befinden, und größtentheils der hohen Ariſtokratie angehören, ſind es, die ſich faſt in dieſes ganze Einkommen theilen. Außer dieſem Stellenkumulus beſteht noch ein anderer und faſt eben ſo großer Mißbrauch in der Ungleichheit des Gehaltes, den Geiſtliche von gleichem Range beziehen, und in

Digitized by Google

der Ungleichheit der Pflichten, die ihnen obliegen. Die Einkünfte einiger Biſchöfe, wie z. B. deren von Llandaff, Saint Aſaph und Bangor belaufen ſich kaum ſo hoch als der Gehalt eines Beamten der Schatzkammer, während die Einkünfte anderer Prälaten die der höchſten Staatsdiener überſteigen. Daſſelbe Mißverhältniß beſteht bei den Archidiakonen; ihre Einkünfte wechſeln zwiſchen 200 und 2000 Pf. jährlich; derſelbe Fall iſt es mit den Dignitären und Mitgliedern der Stifte an den biſchöflichen Kirchen. Mehrere Dechaneien, wie die von Weſtminſter, Windſor, St. Paul, Salisbury, Lincoln, Exeter und Well ſind ſehr reich und können ihren Beſitzern von 1,500 bis zu 12,000 Pf. abwerfen. Die Präbenden der Stiftsherren tragen jährlich von 250 bis zu 2,000 Pf. An einigen Stellen ziehen die Großkantoren nicht weniger als 900 Pf., und andere Würdenträger genießen das angenehme Einkommen von 100, 500, bis 800 Pf.

Gleiche Ungerechtigkeit und gleiches Mißverhältniß läßt ſich auch unter dem Pfarrklerus wahrnehmen. Es giebt gewiſſe Pfarreien, die beſſer dotirt ſind, als einige Bisthümer, und die jährlich 8,000 bis 10,000 Pf. eintragen. Daſſelbe läßt ſich von den Vikariaten ſagen, die ungeheuern Grundbeſitz oder herrliche Dotationen haben, und manchmal beides zugleich. Auf der andern Seite läßt ſich nicht läugnen, daß es Pfarrer und insbeſondere Vikare giebt, deren Zehenten in den Händen der Weltgeiſtlichen ſind, und die nicht einmal eine Pfarrwohnung beſitzen. Es gab Benefizien, deren Ertrag ſo geringfügig war, daß man zwei oder drei Pfarreien in eine zuſammenziehen mußte, um den Unterhalt eines Pfarrers zu beſtreiten, der nun ſeine Seelſorge unter mehrere Kirchen theilen muß, und deßhalb ſeiner Dienſtpflicht nicht ſo nachkommen kann, wie in einer einzigen Pfarrei.

Hier folgt das genaue Verzeichniß der Einkünfte, wie ſich dieſelben unter die verſchiedenen Zweige der anglikaniſchen Hierarchie vertheilen:

Episkopal-Klerus.

Anzahl der Dignitäre.		Einkommen jedes Einzelnen. Pf.	Einkommen Aller. Pf.
2	Erzbiſchöfe	26,465	52,930
24	Biſchöfe	10,174	244,185
28	Dechanten	580	44,250
61	Archidiakone	759	45,126
26	Kanzler	494	12,844
514	Präbendäre und Domvikare . .	545	280,130
350	Domkantoren, Generalvikare und andere Pfründner der Kathedralſtifte	338	111,130
985	geiſtliche Individuen, die ein Einkommen genießen von		791,115

Pfarrklerus.

2,886	mit mehreren Stellen zugleich bekleidete Perſonen, die meiſt zur hohen Ariſtokratie gehören, größtentheils nicht im Dienſte ſind, und die Einkünfte von zwei, drei, vier und mehreren Benefizien genießen; im Ganzen 7,037 Benefizien, von denen jedes im Durchſchnitte gerechnet aus Zehenten, Grundſtücken, Stolgebühren (church-fees) 764 Pf. einträgt, alſo im Ganzen . .	5,379,430 Pf. St.
4,505	Benefiziaten, von denen jeder ein Benefizium genießt, und nur die Hälfte auf ihren Stellen iſt	3,289,020 — —
4,234	Kuraten, (licensed and unlicensed), von denen jeder im Durchſchnitte ein jährliches Einkommen von 75 Pf. bezieht, was die Geſammtſumme von 519,050 Pf. ausmacht, ſind ſchon in der Anzahl derer begriffen, die eines Stellenkumulus genießen.	
11,445	Individuen, mit einem Einkommen von . .	8,668,450 Pf. St.

Der geſammte Klerus weist alſo eine Anzahl von 12,430 Individuen nach, die ein Einkommen von 9,459,565 Pf. St. genießen.

Aus dieſer Ueberſicht geht hervor, daß ungefähr 2,152 Benefiziaten und 4,254 Kuraten, deren jeder im Durchſchnitte berechnet ein Einkommen von 501 Pf. St. bezieht (was bei Weitem mehr iſt, als im Durchſchnitte der ſchottiſche Klerus, die Geiſtlichkeit der diſſidirenden und der katholiſchen Kirche in Irland genießt), die ganze Seelſorge der Nation verwalten; woraus man ſchließen kann, daß bloß mit 1,974,505 Pf. St. — dem Geſammteinkommen des Klerus der beiden letztgenannten Kirchen — alle Ausgaben für die herrſchende Kirche beſtritten werden könnten. Auf dieſe Weiſe würden mehrere Millionen erſpart oder vielmehr für wohlthätige Zwecke verwendet werden können. Mit dieſem Erſparniſſe würde man die Armen unterſtützen können und ſo das Land von einer Laſt befreit werden, die — um mit Huskiſſon's Worten zu reden — die Quelle des Wohlſtandes verſiegen macht und dazu beiträgt, Elend und Ungemach unter der Nation zu verbreiten.

Vermiſchte Nachrichten.

Wie man in Deutſchland das Corpus Juris in Reime gebracht und nach beliebten Volksmelodien eingerichtet hat, ſo iſt es in Frankreich auch mit dem Code Civil geſchehen. Gegenwärtig wird eine allgemeine Weltgeſchichte in Verſen von der Schöpfung der Welt bis zur chriſtlichen Zeitrechnung verkauft. Es läßt ſich denken, daß dieſes Werk ſeinen Verfaſſer weder zum Dichter noch zum Geſchichtſchreiber krönt.

Man ſchreibt aus Porto Mauricio (am Meerbuſen von Genua) vom 28 Mai: Der Theil der Apenninen in der Nachbarſchaft des Montenegro, und dieſer ſelbſt wurde ſchon längſt von den Naturforſchern und namentlich von Spalanzani als der Ort bezeichnet, wo mit der Zeit ein vulkaniſcher Ausbruch ſtattfinden würde. Ein neuerliches Ereigniß, das die ganze ſardiniſche Küſte am Golf von Genua in Beſtürzung geſetzt hat, ſcheint jene Prophezeiung der Gelehrten wahr machen zu wollen. Wir ſind ungefähr zwölf Meilen vom Montenegro entfernt. Vorgeſtern, am 26 Mai, um zwölf Uhr achtzehn Minuten wurden wir durch Erdſtöße aufgeſchreckt, die ſich lebhaft zwei Minuten lang folgten und in ſüdweſtlicher Richtung von dieſem Berge herzukommen ſchienen. Die Kirche von Caſtellara wurde eingeſtürzt, eben ſo ein Theil des Ortes; auch Taggia und Buſſana haben großen Schaden gelitten. Man weiß noch nicht, wie viele Menſchen dabei um's Leben gekommen. In dieſem Augenblick, ein einhalb Uhr bemerkt man eine neue Erſchütterung. Am Körper verſpürt man bei dieſen Bewegungen, außerdem daß man das Gleichgewicht verliert, auch noch fortlaufende Stöße, was daher kommt, daß die bewegende Urſache in horizontaler, vertikaler und ſchiefer Richtung zugleich wirkt. Dieſe Bemerkung giebt uns nicht die beſte Hoffnung; ſie läßt uns fürchten, daß wir uns gerade über dem Brennpunkte des vulkaniſchen Herdes befinden. Die Erſchütterungen wurden auch zu Ventimiglia und Albenga verſpürt, zu Nizza und Genua ſcheinen ſie nur als leiſe Schwankungen bemerkt worden zu ſeyn.

In der Werkſtätte der HH. Napier zu Glasgow wird gegenwärtig ein Dampfwagen gebaut, der eben ſo gut auf der gewöhnlichen Landſtraße, als auf Eiſenbahnen gebraucht werden kann und völlig von dem des Hrn. Gurney ſich unterſcheidet. Er iſt ungefähr von der Länge eines Poſtwagens ſammt den Pferden und eben ſo breit. Der Wagen wird von zwei Maſchinen in Bewegung geſetzt, deren Mechanismus von den bisher angewendeten Locomotivmaſchinen gänzlich verſchieden iſt. Den Rädern wird die Bewegung nicht durch Kurbeln (cranks), ſondern durch ein Gehäng (belt) mitgetheilt. Auch die Sicherheitsventile ſind nach einem ganz neuen Prinzip verfertigt, und machen jedes ſonſt bei dergleichen Maſchinen von hohem Druck zu fürchtende Unglück unmöglich. Der Mechanismus befindet ſich in einer Art hölzernem Koffer und iſt beinahe nicht ſichtbar. Der Wagen wird im Innern zwölf und Außen neun Plätze haben. Die Axen und Räder ſind gleichfalls von einer neuen Erfindung. Die Vorderräder laufen unter dem Wagen ſelbſt. Dadurch, daß die Maſchinen von dem Wagen getrennt ſind, kann derſelbe augenblicklich in einen gewöhnlichen Poſtwagen verwandelt und im Falle etwas an den Maſchinen zerbräche, von Pferden gezogen werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 175. 24 Junius 1831.

Erinnerungen aus London und Weſtminſter.

(Fortſetzung.)

Als ich in Paris erzählte, daß ich in London meine Zeit damit zugebracht, um die Trottoirs zu begaffen, Schubfenſter, Bettler, hüftenlahme Frauen, zerlumpte Engel, und im Bau begriffene gothiſche Kirchen, lachte man mir mit der Verſicherung in's Geſicht, daß ich nichts geſehen, da ich weder Brougham, noch Peel, noch den franzöſiſchen Geſandten, noch den Hof beſucht hätte. Ich antwortete, daß ich keine Einladungskarten zu dieſen hohen Perſonen erhalten hätte, daß ich auch nicht gewagt deßhalb Geld auszugeben, obgleich ich wußte, daß es in London Sitte iſt, es aller Orten anzunehmen. Da ich keine Puiſſance war, ſetzte ich ferner hinzu, auch mit keiner Miſſion beauftragt, ſelbſt nicht mit einer, tauſend Franken für den Staat zu verzehren, und eine Depeſche dem Geſandten zu überbringen; ſo hätte man mich wahrſcheinlich nur um die Julius-Revolution befragt, und ob wohl auch Leute von guter Erziehung an den Barrikaden gearbeitet und comfortable Männer unter den Todten geweſen. Indeſſen hatte ich lange Zeit die Ehre mich mit einem Mitglied des Unterhauſes zu unterhalten, der drei Millionen bezahlt hatte, um als Abgeordneter einer Grafſchaft gewählt zu werden. „Er konnte für einen verfallenen Flecken ins Parlament treten," ſagte mir einer ſeiner Freunde, aber er zog die Wahl durch freie Pächter vor. Es hat ihm ein Drittheil ſeines Vermögens gekoſtet, doch die Grafſchaft gehört nun ihm, und jede Konkurrenz ſo lange er lebt, iſt jetzt beſeitigt."

Ich bin auch mit dem Lordkanzler und dem vormaligen Lordſchatzmeiſter zuſammengetroffen, doch nur auf der Straße von Brighton, während ich auf der Imperiale einer Poſtkutſche ſaß, und ſie in ihren Staatskarroſſen. Ihre Herrlichkeiten kamen gerade vom König her. Der Lordkanzler ſchien mir von kleiner Geſtalt; die kleinen Menſchen ſind nicht ſelten, ſelbſt auf dem Wege nach Hofe. Was den Lordſchatzmeiſter betrifft, ſo weiß ich von ihm nichts zu ſagen. Ich habe bloß in einem Wagen eine große Bärendecke geſehen, aus der Papiere hervorſtachen, vielleicht war das der Lordſchatzmeiſter von England.

Weil ich auf der Straße von Brighton bin, muß ich doch einige Worte über dieſe niedliche Stadt verlieren, die einem Aufenthalte in tauſend und einer Nacht gleicht. Alles iſt dort ſo leicht, gefällig und luftig, daß man zittert, ein Windſtoß könnte an einem ſchönen Morgen das Ganze auf die nächſte Bergſpitze getragen haben. Nicht eine Fee, nur die Laune eines Königs hat dieſe Stadt von Höflingen am Meeresufer gegründet; dieſe durchbrochenen Häuſer mit vorſpringenden Fenſtern, dieſe Mauern, die mit Wachsleinwand bekleidet ſcheinen, dieſe Straßen, in denen ein wohlhabendes gutgekleides Volk ſich bewegt, als wenn jeder zum königlichen Hauſe gehörte; ſeinen unabſehbaren Kai, von dem aus man Morgens an tauſend Fenſtern der Paläſte die ſchönen Lakayen in weißen Weſten die Seeluft einathmen ſieht! Glückliches Weſen um einen Lakay in England! Aber er trägt auch ſein Glück auf dem Geſichte herum, er lacht, iſt heiter, rund und quabbelig, und hält ſich für einen eigenen Stand, den Lakayenſtand. Man trägt Sorge nur die ſchönen, einnehmenden auszuwählen, beſonders für Damen, die von ihren Männern vernachläſſigt ſind. In Frankreich im Lande der Gleichheit ſind ſie verachtet, erniedrigt. In England, dem Privilegienlande, ſtehen ſie in Anſehen, man empfängt ſie; in Brighton beſonders ſteht der Mann in ſeinem vollen Glanz, er geht jede Woche zum Könige, hier iſt er à la campagne.

Als wir uns Abends, während einer nebelichten Dämmerung der Stadt näherten, ſah ich aus der Ferne die zierlichen Bögen einer gothiſchen Kirche zur Seite der Glockenthürme eines chineſiſchen Palaſtes aus dem Nebel ſich erheben. Am andern Tage ſchien mir dieſe Kirche von Gyps und ihre tauſend arabiſchen Ausſchnitte von Kartenpapier zu ſeyn. Ich hatte ein altes Monument aus den Zeiten König Richards erwartet. Kirche und Palaſt waren aus derſelben Zeit und Grille des gefallſüchtigſten und närriſchſten Königs entſtanden, den es jemals gab. Dieſer Monarch, ſagt man, unterhielt mit großen Koſten einen Schneider, der täglich von London nach Brighton kam um zu ſehen, ob nicht eine Zunahme des königlichen Leibes über Nacht an ſeinen Kleidern eine oder die andere Falte gemacht habe. Alle Tage fand großer Rath zwiſchen dem Schneider und dem König Statt. Da wurde mit tiefem Ernſt der Schnitt verhandelt, der den Pagenanzügen, oder Livreen der Bedienten zu geben ſeyn möchte, denn dieſer König Georg war für ſich und die Seinigen kokett. Er hatte die Initiative der Moden für London was ihm auch im Parlamente nicht beſtritten ward. Dennoch beſchwerten ſich ganz leiſe einige griesgrame Whigs über die großen Summen, welche die Toilette des Königs England koſtete; und wahrſcheinlich mehr aus Oppoſition als aus Liebe zur Kunſt ſpotteten ſie über ſeinen ſchlechten Geſchmack. Er ließ in London einen

Digitized by Google

ungeheuren Palaſt bauen, der viele ſchöne Einzelnheiten enthält, doch deſſen Ausführung im Ganzen abſcheulich iſt. Unter anderen Abgeſchmacktheiten eeblickt man eine Kuppel, plump und grau, auf einem italieniſchen Dach, die einem Erdſchwamme ohne Fuß ähnlich ſieht. Ich habe ſelbſt Engländer daeüber entrüſtet geſehen, die doch in dieſem Fache ziemlich über einen Leiſt geſchlagen ſind.

In England wied die Phantaſie eines Jeden zur Regel für die Baukunſt. Wer ſich wohnlicher unter einem chineſiſchen Dache findet, baut es chineſiſch; kein Nationalgeſchmack verhindert ihn daran. Die Kunſt iſt hier kein öffentliches Gut wie bei den Alten, ſie geht nicht aus einer allgemein angenommenen Anſicht heevoe, es fehlt ihr der Charakter eines tiefen und allgemeinen Glaubens, die Bequemlichkeit allein iſt ihr Leitſtern, und die Schönheit iſt dem Nutzen untergeordnet, es giebt hier keine politiſche oder religiöſe Einheit, d. h. es giebt hier keine Kunſt. Wenn in Athen eine obrigkeitliche Perſon odee ein Büeger die Stimmen des Volks dadurch hätte gewinnen wollen, daß er einen Tempel oder eine Bildſäule, der Götter unwürdig, hätte errichten laſſen, das Volk würde ſie zur Sühne für die Kunſt und ſeine Götter zerſtört haben. In London und, um gerecht zu ſeyn auch in andern Städten, kümmert man ſich wenig, ob ein Tempel einer Börſe, oder die Börſe einem Tempel gleicht. Der Gott der darin thronen ſoll, iſt nicht der Gott des Künſtlees, der den Plan entworfen, oder des Arbeiters der ihn ausgeführt, noch des Staats, der keinen Gott hat; es iſt bloß der Gott armer Weiber, die nicht an die Kunſt denken, und die ſich mit einer heil. Jungfrau von Gyps zu ihrer Andacht, und mit einer Steinplatte für ihre Knie begnügen. Dieſer Tempel iſt kein Werk des Glaubens und der Geduld, der durch die Gaben des Volks langſam aufſteigt, und wo jeder ſich von einer Sünde durch einen Tag harter Aebeit im Ungemach der Witterung loszukaufen hofft. Es iſt das Denkmal einer öffentlichen Uebereinkunft, über deſſen Koſten man im Parlament ſich ſtreitet, und von dem nebenbei zur Gründung eines Theaters noch etwas abfällt. Oft iſt es auch nur die Frucht einer armſeligen Begünſtigung, die der Miniſter einem vom Publikum vernachläſſigten Architekten gewährt, der ihm von ſeiner Maitreſſe empfohlen iſt.

Dieſer Mangel an Glauben bei den neueren Monumenten verurſacht, daß man ſich als Schauſtück nicht aber als Idee für ſie intereſſirt. Für die Augen und den Verſtand iſt in dieſen großen Reichen der Civiliſation viel geſchehen, nichts für Gemüth und Herz. Ich bin ganz damit einverſtanden, daß man den ſchönen Londoner Damen, um ihnen den langen Weg zu erſparen, zunächſt ihren Hausthüren Kapellen erbaue, wo ſie, wie zum Beſuche einer Nachbarin im Morgenanzug hineineilen können. Ich bin auch damit einverſtanden, daß man für jene, die einer zaeten Geſundheit ſich erfreuen, die Kiechen bis zum Uebelwerden heitze, wie es mir begegnet iſt. Eben ſo laſſe ich es mir gefallen, daß man den Gläubigen den Gottesdienſt ſo kuez als möglich mache, und ihnen in der Art peedige daß auch die eifeigſten Freiheitswächter nicht am geringſten Dogma Aergerniß zu nehmen haben. Wie wohlthätig ſind nicht für die Menſchheit die breiten und wohlbeleuchteten Straßen, die bequemen Wagen für die Reichen, die Trottoirs für die Armen, der Ueberfluß an Steinkohlen und rauchloſe Oefen; wie lobenswerth iſt es, daß der gößere Theil des Volks in geſunden Wohnungen leben kann, gut genährt, und hübſch gekleidet iſt; daß das körperliche und geiſtige Leben nicht unter allzu heftigem Wechſel von Kälte und Wärme, oder duech unbillige Geſetze leide; daß man nicht genöthigt iſt, ſich vor einem Fiſchladen die Naſe zuzuhalten; daß man noch Schillings genug für Bettler und Gauner habe, daß die Polizei durch Leute in Uniform verſehen wird, die ein gutes Einkommen haben und auf ihre Stellen heirathen können. Von allem dem habe ich das Beſte in London geſehen, und eine große Achtung für dieſes Volk gefaßt, das noch ſo weit von der Kunſt anderer Länder entfernt iſt, ſich bei ſo wenig Mühe als möglich, ſo viel Genuß als nur ſeyn kann, zu verſchaffen, und das in wenig Jahren durch die Vervollkommnung ſeiner Erfindungen auf jenen Punkt gelangen wird, auf dem die Thiere ſeit ihrer Geburt duech den bloßen Inſtinkt ſchon ſtehen, nämlich zu leben und zu ſterben, ohne daß man es gewahr wird.

Wer das Bedüefniß einer tiefern Anregung des Gemüthes fühlt, der muß zu den alten Monumenten wandern, wenn anders die Kompagnien ſie noch unverſehrt gelaſſen haben. Dieſer Denkmäler wegen ſollte man eigentlich reiſen, denn von dort allein bringt man dauernde Eindrücke zurück. Der Anblick der Civiliſation hat für das Herz nichts Erhebendes, nur der Verſtand wird von ihr angeſprochen. Wenn es weiter Nichts zu ſehen gäbe, als ein Volk, das materiell beſſer zu leben verſteht, das beſſer wohnt, ſich gegen den Staub des Sommers, das Ungemach des Winters geeigneter zu verwahren verſteht, ſo wäre es wahrlich nicht werth, ſich deßhalb den Mühſeligkeiten einer Reiſe, der Seekrankheit, der Durchwühlung der Effekten an den Douanen, den Mahlzeiten ohne Tiſchtuch, den in Waſſer gekochten Gemüſern zu unterziehen.

Nur der Abtey von Weſtminſter wegen ſollte man nach London gehen. Zur Seite ſteht das Parlamentshaus, auch ein Alterthum, voll von großen Erinnerungen. Zwei neue Geſellſchaften bewohnen die Mauern dieſer beiden Gebäude, die von zwei nun erloſchenen erbaut wurden, und zwar für einen Glauben, den die Zeit hinweg geſpült hat. Die Schöpfung des Gedankens iſt dahin, das Werk der Hand lebt fort. Die Freiheit hat die alten Säle des Parlaments verjüngt, der Proteſtantismus die katholiſchen Nachkommen jener Arbeiter aus Weſtminſter vertrieben, die den Bau aufgeführt. Beides geſchah durch die Laune von Königen, wenn man einem ſo kindiſchen Beweggrunde ſo große Veränderungen zuſchreiben dürfte. An die kirchliche Geſellſchaft wurde zuerſt Hand gelegt. König Heinrich VIII war eines Abends ſeines Weibes überdrüſſig geworden; dergleichen begegnete ihm oft. Dieſes Weib war die Muhme Karls V; um ſie zu verſtoßen, brauchte er die Einwilligung des Papſtes. Heinrich bat ihn darum, er drohte, er erſchöpfte alle theologiſche Gelehrſamkeit jener Zeit; der Papſt hielt ſich tapfer. Da riß ſich Heinrich von dem römiſchen Hofe los und ernannte ſich zum Beſchützer und Oberhaupt der engliſchen Kirche. Bei Todesſtrafe wurde es geboten, Proteſtant zu ſeyn; die Heiligenbilder wurden umgeſtürzt, die Kirchengüter eingezogen. Dieß war der Anfang der Reformation in England. Dieſe Ausſchweifungen eines grimmigen Wüſtlings beſchleunigten die Umwälzung der politiſchen Geſellſchaft, die den Angriffskrieg gegen das abſolute Königsthum begannen. Drei Jahrhunderte haben mit ihren politiſchen

Digitized by Google

Stürmen um dieſes Mauerwerk getobt, ſeine Steine liegen noch unverrückt.

Wenn Du die Weſtminſter Abtei betrittſt, ſo begegnet Dir eine Art Hausmeiſter: „Wollen Sie das ganze Gebäude oder nur einen Theil ſehen?“ fragt er, und giebt die beiden Preiſe an. Iſt die Wanderung vollbracht, ſo weckt er einen andern Hausmeiſter von unterm Range, der auf einem Stuhle unter einem Pfeiler ſchläft. Dieſer rafft ſich auf, reibt die Augen und führt Dich zu allen Gräbern von Bedeutung, wobei er die Namen der Perſonen ableiert, die darin verweſen. Wenn man in einer Kapelle allzulange verweilt, ſo bittet er vorwärts zu machen; dagegen wenn er Alles gezeigt hat, ſteht es Einem frei, den Umgang noch einmal auf eigene Hand zu machen. Ich verſäumte nicht es zu thun.

Als ich das erſtemal die Abtei beſuchte, ſtürmte außen ein heftiger Wind; man hätte glauben können, die Wolkenberge ſtießen und brächen ſich außen an den Giebeln des Rieſenbaues. Dieſes unheimliche Getöſe über meinem Haupte und dieſe Todtenſtille zu meinen Füßen und um mich her verwirrte meine Sinne. Ich empfand ein Gefühl, wie in einem großen Walde uns durchſchauert, wenn der Wind oben in den Gipfeln der hohen Bäume zu rauſchen beginnt, während kein Grashalm zu unſern Füßen ſich bewegt. Aber unter dieſer in dämmerndem Zwielicht ſich verlierenden Wölbung, umgeben von acht Jahrhunderten von Gräbern, ein kleiner ſchwacher Menſch vor dem unermeßlichen Werke von Menſchenhand gemacht, den Geiſt verſunken in Zweifel und Ungewißheit, von Erinnerungen der zwei Religionen ergriffen, die ſo tief das menſchliche Geſchlecht aufgeregt — fühlte ich recht lebendig jenes wunderbare Gefühl, wo der Gedanke aufzuhören, wo der Puls ſtocken zu wollen ſcheint. Wie ſeltſam, daß es ſo großer Anſchauungen bedarf, um den Geiſt des Menſchen zu beugen, um einen Augenblick ſeinem armſeligen und widerſpenſtigen Gedanken Schweigen zu gebieten! Wie ſeltſam, daß es der brauſenden Stimme der Wälder bedarf, des Donnergebrülles der Meereswogen, der Grabesſtille alterthümlicher Denkmäler, um einen Augenblick verſtummen zu machen dieſes kleine Getöſe, das man — Gedanken nennt!

(Schluß folgt.)

Das Miniſterium Grey.

In dem Augenblicke, wo die Reformangelegenheit in England die Blicke von ganz Europa beſchäftigt, möge hier die kurze biographiſche Skizze der Mitglieder des Miniſteriums eine Stelle finden, das ſich die Löſung einer ſo tief in die europäiſchen Verhältniſſe verzweigten Frage zur Aufgabe gemacht hat. Einzelne Nachrichten von einigen der Männer, die Lord Grey um ſich in dieſem wichtigen Kampfe vereint hat, finden ſich bereits in dieſen Blättern zerſtreut, worauf wir hiemit zurück verweiſen; namentlich in Hinſicht Lord Grey's (Ausland, Nr. 13 und 556 dieſes Jahrganges), Lord Brougham's (S. 558 u. d. f. 476, 636), und John Ruſſel's (456).

Der Graf Grey von Howick, Premierminiſter, iſt geboren den 25 März 1766. Von ſeiner Reiſe auf dem Kontinent im Gefolge des Herzogs von Cumberland zurückgekehrt, wurde er 1786 von der Grafſchaft Northumberland ins Parlament geſchickt, und trat auf die Seite der Gegner des damals in Frage ſtehenden Handelsvertrags. Er war Mitglied der Geſellſchaft der Volksfreunde und widerſetzte ſich mit allen Kräften dem Kriege gegen die franzöſiſche Republik. Schon damals machte er ſich durch ſeine Ideen über Parlamentsreform bemerkbar. Im Jahre 1806 wurde er von dem Borough Appleby abermals zum Parlament gewählt, und in demſelben Jahre zum erſten Lord der Admiralität ernannt; nach dem Tode Fox's nahm er deſſen Stelle als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an. Im Jahre 1809 erbte er die Titel ſeines Vaters und lebte ſeitdem bis zu ſeiner neueſten Ernennung zurückgezogen von den öffentlichen Geſchäften.

Lord Durham, geheimer Siegelbewahrer, Lord Grey's Eidam, wurde unter der Verwaltung Cannings zum Pair ernannt.

Vicomte Palmerſton, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren im Jahre 1784, ſtammt aus der illuſtren Familie Temple. Er wurde zu Cambridge erzogen und betrat die militäriſche Laufbahn im Jahre 1806. Obgleich Pair von Ireland, verzichtete er doch auf dieſe Würde, um einen Sitz im Unterhauſe einzunehmen, wo er die Univerſität Cambridge repräſentirte. Im Jahre 1807 war er einer der Lords der Admiralität und im Jahre 1809 Kriegsminiſter.

Der Vicomte Althorp, Kanzler der Schatzkammer, älteſter Sohn des Grafen Spencer, ſteht jetzt in ſeinem neun und vierzigſten Jahre. Frühzeitig ſchon betrat er die politiſche Laufbahn und zeigte ſich immer den populären Prinzipien zugethan. Im Jahre 1807, wo ſein Vater Miniſter des Innern war, bekleidete er mit dem Marquis von Landsdown die Würde eines Lords der Schatzkammer. Seinen Sitz im Parlamente hat er ſeit dem Jahre 1812, und wurde lange Zeit als das Haupt der Whigs betrachtet.

Der Vicomte Melbourne, Miniſter des Innern, vordem als William Lamb einige Zeit Sekretär von Ireland. Der Tod ſeines Vaters rief ihn zur Pairskammer, weßhalb er letztere Stelle niederlegen mußte. Der edle Lord iſt der Gemahl der famoſen Karoline Lamb, die durch ihre Schönheit, aber auch durch ihren ungebundenen Lebenswandel bekannt iſt.

Der Marquis von Lansdown, Präſident des Staatsrathes, gegenwärtig ein und fünfzig Jahre alt, vormals bekannt unter dem Namen Lord Heinrich Petti. Der Borough Calne erwählte ihn im Jahre 1812 ins Unterhaus. Nach dem Tode Pitts wurde er Repräſentant der Univerſität Cambridge; Kanzler des Schatzes im Jahre 1826, bekleidete er unter Canning und Goderich die Stelle eines Miniſters des Innern.

Heinrich Brougham, gegenwärtig Baron Brougham von Vaux — ein bewunderungswürdiges Beiſpiel, welche glänzende Laufbahn ſich Talenten, Beredſamkeit und politiſcher Rechtſchaffenheit eröffnet. Lord Brougham muß als Gelehrter, wie als Advokat, Richter und Volksvertreter zu den erſten Männern des Jahrhunderts gezählt werden. Cobbet hat ihm ſchon vor länger als fünf und zwanzig Jahren ſeinen Ruhm geweiſſagt. Seine Ahnung iſt jetzt glänzend in Erfüllung gegangen. Begründer des Inſtitutes für Handwerker, Feind der Monopole, Verfechter des allgemeinen Unterrichtes, Anwalt der Königin Karoline, Organ der Oppoſition — Verdienſte genug, um ihn der Ungnade des Hofes würdig zu machen; und doch findet er ſich gegenwärtig unter dem freudigen Zurufe des ganzen engliſchen Volkes zur oberſten Leitung der Staatsangelegenheiten berufen.

Der Marquis Angleſey, Lordlieutenant von Ireland, drei und ſechzig Jahre alt, genießt durch kriegeriſche Tapferkeit, wie durch ſeine politiſche Rechtſchaffenheit eines ausgezeichneten Rufes. Lord Goderich ernannte ihn zu ſeiner gegenwärtigen Stelle, in der er ſich mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger populär zu machen gewußt hat. Bei der Emanzipationsfrage hatte er ſich im Parlamente unter den Gegnern der Katholiken gezeigt; deßhalb war ſeine Aufnahme zu Dublin nicht die günſtigſte. Indeß öffneten ſich ihm bald die Augen, und er ſah ein, daß die Emanzipation allein einer Kriſis vorbeugen konnte.

Der Vicomte Goderich, Staatsſekretär der Kolonien, vormals Friedrich Robinſon, Bruder des Lords Grantham, neun und vierzig Jahre alt. Seine Verwaltung als Kanzler des Schatzes iſt rühmlich bezeichnet durch die von ihm eingeführten neuen Theorien der politiſchen Oekonomie und die Freiheit des Handels. Nach dem Tode Cannings wurde er an die Spitze der Verwaltung geſtellt; allein ſein Miniſterium umfaßte zu fremdartige Elemente, als daß es hätte von Dauer ſeyn können.

Der ſehr ehrenwerthe Karl Grant, Präſident des oſtindiſchen Kontrolbureau's, Sohn des verſtorbenen C. Grant, Direktors und Präſidenten der oſtindiſchen Kompagnie, folgte ſeinem Vater, der im Unter-

Digitized by Google

hauſe die Grafſchaft Inverneß vertrat. Er war einer der Kommiſſäre, die den Auftrag hatten, die Intereſſen der Kompagnie gegen die Anſprüche des Nabob von Arcot zu wahren; ſpäter wurde er Lord der Schatzkammer; endlich Staatsſekretär von Irland. Noch ſpäter verwaltete er das Amt eines Präſidenten des Kontrolbureau's. Seit Huskiſſons unglücklichem Ende wird Grant als das Haupt ſeiner Partei betrachtet.

Sir James Graham, Baronet, Seeminiſter, wurde im Jahre 1812 von der Stadt Carlisle ins Haus der Gemeinen gewählt. Lange Zeit ſtimmte er mit den Miniſtern; erſt in den letzten Jahren änderte er ſeine politiſchen Anſichten. Sein im verfloſſenen Mai geſtellter Antrag wegen der Beſoldungen der 113 geheimen Räthe erregte großes Aufſehen. Er vertrat im Unterhauſe die Grafſchaft Cumberland und iſt erſt neun und dreißig Jahre alt.

Der Herzog von Devonſhire, Großkämmerer, ſteht gegenwärtig in ſeinem ein und vierzigſten Jahre. Er war Lord-Kämmerer unter den Verwaltungen Cannings und Goderichs. Bei dem Miniſteriumsantritte Wellingtons nahm er ſeine Entlaſſung. Er ſtand jederzeit auf Seite der gemäßigten Whigs.

Lord Plunkett, Kanzler von Irland, Sohn eines nicht konformiſtiſchen Geiſtlichen in Irland, war lange Zeit als ausgezeichneter Advokat an den Gerichtsſchranken von Dublin bekannt. Seine zu Gunſten der Katholiken-Emanzipation gemachten Bemühungen waren die einzige Urſache, die ihn von der höchſten Juſtizverwaltung in Irland entfernt hielten. Er war im Jahre 1806 während der Whig-Adminiſtration Staatsprokurator geweſen; ſpäter folgte er in derſelben Stelle Hrn. Saurin, bis er in die Pairskammer trat.

Der Herzog von Richemond, Direktor der Poſten, vierzig Jahre alt, kann als das Haupt der gemäßigten Tories dieſes Jahrhunderts betrachtet werden. Sein Beitritt zur gegenwärtigen Verwaltung iſt von großem Gewichte; er ſteht ihr mit Hülfstruppen bei, auf die ſie ohne ihn nicht hätte zählen dürfen. Schon hat Lord Winchelſea ſich zu ihrer Unterſtützung bereit erklärt. Der Herzog von Richemond machte ſich durch die Bemühungen bekannt, mit denen er unausgeſetzt darauf drang, die Lage der Agrikultur einer Prüfung zu unterwerfen und die Schafzucht in Schutz zu nehmen; indeß hatte er bis jetzt noch keinen Antheil an der Verwaltung genommen.

Der Marquis Wellesley, Intendant des königlichen Hauſes. Das Leben des gegenwärtig im ein und ſiebenzigſten Jahre ſtehenden Lords würde eine Skizze der Geſchichte des engliſchen Hofes in den letzt verfloſſenen vierzig Jahren darſtellen. Man erinnert ſich der Siege, die ſeine Verwaltung der oſtindiſchen Beſitzungen bezeichneten. Es braucht hier nur der Sturz des Sultans Tippu erwähnt zu werden. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten von 1809 bis 1812, wurde er im letztgenannten Jahre durch Caſtlereagh erſetzt. Denkwürdig ſind in ſeinem Leben noch die Jahre 1824 bis 1826, wo er Vicekönig von Irland war. Er führte den erſten Streich auf die ſogenannte Aſcendance-Faktion.

Lord Hill, Oberbefehlshaber der Armee, zeichnete ſich unter den Offizieren aus, die unter Herzog Wellingtons Befehl die Feldzüge in Spanien, in den Niederlanden und Frankreich mitmachten. Keinen Offizier würde die Armee ſo freudig als ihren Oberbefehlshaber anerkannt haben.

Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaſter, gegenwärtig in ſeinem acht und fünfzigſten Jahre, war während der Staatsverwaltung ſeines Neffen, des berühmten Fox, im Jahre 1806 Lord des geheimen Siegels. Sein übriges Leben brachte er in den Reihen der Oppoſition zu. Sein Sohn, der Obriſt Fox, iſt durch ſeine Vermählung mit Marie Fitz-Clarence, die neulich in den Marquisſtand erhoben wurde, mit dem Könige verwandt.

Lord Auckland, Miniſter des Handels, ſieben und vierzig Jahre alt, bekleidete nie eine öffentliche Stelle.

Lord John Ruſſel, Schatzmeiſter der Armee, Bruder des Herzogs von Bedford, vertrat im Unterhauſe die Stadt Bedford, ſpäter den Borough Younghall; von ihm iſt des Weitern bereits in dieſen Blättern Erwähnung geſchehen.

Victorin Fabre.

(Nekrolog.)

Der Verluſt eines tugendhaften und talentvollen Mannes iſt immer ſchmerzhaft; aber wenn einen ſolchen der Tod hinwegrafft mitten auf einer Laufbahn, die er unter der ſchönſten Hoffnung betreten, und in dem Augenblicke, wo er das Ziel des Ruhmes faſt erreicht hat, ſo wird die Klage um ihn deſto gerechter. In dieſem Gefühle betrauert Frankreich den Tod Victorin Fabre's, der am 30 Mai zu Paris geſtorben iſt.

Geboren zu Jaujac (im Departement der Ardèche) im Jahre 1785 aus einer geachteten Familie, kam er in ſeinem neunzehnten Jahre nach Paris, wo ſeine erſten Schritte auf der literariſchen Laufbahn von dem glücklichſten Erfolge begleitet wurden und ihm die Achtung und Freundſchaft der angeſehenſten Literatoren erwarben. Sechsmal von dem Preiſe der franzöſiſchen Akademie gekrönt in einem Alter, wo andere kaum noch den Schulſtaub abgeſchüttelt haben, von Guingené, Parny, Fontanes, dem Kardinal Maury bereits als eine literariſche Autorität anerkannt, ſchien er beſtimmt, einen glänzenden Rang unter den Schriftſtellern erſter Größe einzunehmen, als wiederholte Schläge häuslichen Unglückes ſeine gefühlvolle Seele beugten und ſeine Geſundheit untergruben.

Im Jahre 1805 trat er zuerſt bei der von dem Inſtitut ausgeſetzten Preisaufgabe: „die Unabhängigkeit des Gelehrten" als Dichter und Bewerber auf. Damals wurde ihm Millevoye vorgezogen. Bei einer folgenden Preisaufgabe theilte er mit letzterm den Preis und erhielt eine auf Verlangen des Inſtituts eigens für ihn geprägte Denkmünze. Endlich im Jahre 1811 trug er über Millevoye allein den Preis davon.

Seine Proſa war nicht minder glücklich als ſeine Verſe. Sein „Lob Corneille's" und „La Bruyère's" erwarben ihm allgemeinen Beifall. In ſeinem „Gemälde der franzöſiſchen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" aber bewährte er eine Gelehrſamkeit und einen Glanz des Styles, der das Inſtitut zur Bewunderung hinriß.

Der Charakter Victorin Fabre's blieb nicht hinter ſeinem Talente zurück; ſein Leben beſtand in einer Reihe guter Handlungen; überall bewies er ſich als rechtlicher und gefühlvoller Menſch, als unabhängiger und muthvoller Bürger. Seine Talente empfahlen ihn der Gunſt Napoleons; er hatte die Kraft, allen verführeriſchen Anerbietungen des großen Eroberers zu widerſtehen, indem er bei aller Verehrung des mächtigen Genies und der glanzvollen Wunder des Kaiſerreiches die Freiheit ſeiner Feder bewahrte, die der abſoluten Gewalt, obgleich von Siegen und Ruhm bedeckt, die Huldigungen verſagte. Die häuslichen Unglücksfälle ließen ihn mitten auf ſeiner viel verſprechenden Laufbahn inne halten: er ſchien den Ruhm den zarteren Anforderungen des Herzens zu opfern. Gegen Ende des Jahres 1815 ſtarb ſeine geliebte Mutter, und an demſelben Tage ſank ſeine Schweſter auf das Krankenbett, deſſen Leiden ſich erſt einige Jahre ſpäter mit ihrem Tode endigten.

Erſt im Jahre 1821 war es ihm wieder vergönnt, in Paris, auf dem Schauplatze ſeiner ruhmvollen Jugend, zu erſcheinen. Vieles hatte ſich indeſſen hier verändert. Die großen Talente, die den Jüngling freundlich aufgenommen und ſeine erſten Schritte ermuntert hatten, waren nicht mehr. Vergebens ſuchten ſeine Freunde ſeine bereits dem Erlöſchen ſich entgegenneigende Kraft wieder durch Zuſpruch anzufachen. Seine geſchwächte Geſundheit erlaubte ihm nicht mehr, die großen Arbeiten, die er begonnen, fortzuſetzen. Indeß hielt er im Jahre 1822 im Athenäum Vorleſungen aus einem Theile ſeines großen Werkes: „Ueber die Prinzipien der bürgerlichen Geſellſchaft." Die Freunde der Literatur werden ewig bedauern, daß er dieſes Werk, das Reſultat ungeheurer Arbeiten, nicht mehr vollenden konnte.

Victorin Fabre hatte im Jahre 1829 zur Gründung des Journales: „die Tribune" eifrig mitgewirkt. Mit freudiger Begeiſterung begrüßte er die Revolution des Julius; er wollte ſich während der drei Tage in einer Sänfte unter das kämpfende Volk tragen laſſen.

In den letzten Monaten verfiel er in eine politiſche Troſtloſigkeit. Die Energie ſeines Geiſtes, von freudigen Hoffnungen belebt, hatte allein ſeine ſinkende Lebenskraft noch aufrecht erhalten, die unter moraliſchen und phyſiſchen Leiden zu erliegen drohte. Als auch jene Ausſichten in eine ſchönere Zukunft Frankreichs ſchwanden, fühlte er ſein Ende nahe. „Sie ziehen uns in den Staub herab, jene Elenden," pflegte er oft zu klagen. Ich kann dieſe Schmach nicht mehr ertragen; ich verzweifle an der Zukunft Frankreichs; ſie tödten mich, ich kann nicht mehr widerſtehen."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 176. 25 Junius 1831.

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

2. Reiſe längs dem Kuban nach Jekaderinodar.

Flüſſe und Sümpfe verbinden den See Aſtanis mit dem Kuban und dem ſchwarzen Meer, wodurch das Gebiet von Taman zu einer Inſel abgeſondert wird. Man ſieht deutlich an den vom Waſſer ausgefurchten Seiten der Hügel, daß einſt als es noch höher war, der ganze kleine Bezirk davon überdeckt wurde; man erkennt in den von Rohrdickicht überwachſenen Niederungen das Bett des alten Fluſſes und den Kuban ſelbſt in den Bächen, die von dieſen Sümpfen ausgehen. Wenn im Sommer der Kuban von dem geſchmolzenen Schnee des Kaukaſus angeſchwollen aus ſeinen Ufern tritt, oder wenn Windſtöße die Wogen des Azowſchen Meeres gegen ſeine Mündung drängen, und ihn dadurch in ſeinem Erguſſe hindern; ſo ſcheint der alte Zuſtand wieder einzutreten, dann bietet der große Sumpf von Temriuk einen unermeßlichen Waſſerſpiegel dar.

Wenn man von Taman nach Jekaterinodar geht, muß man dieſen Sumpf auf einer Fuhrt durchwandern, wozu der Julius in dem wir dieſe Reiſe unternahmen, die am mindeſten günſtige Zeit iſt. Nachdem wir 45 Meilen in dieſer unfruchtbaren überſchwemmten Ebene zurückgelegt hatten, gelangten wir auf einen Hügel, von dem aus wir zu unſerer Rechten den Aſtanis, zur Linken das Azowſche Meer, und vor uns in einer mit Röhricht bedeckten Vertiefung Temriuk erblickten. Oeſtlich vom Fuße dieſer Anhöhe gewahrt man ungefähr 5 Werſte vorwärts von Temriuk Spuren einer alten Befeſtigung, eingeſtürzte Mauern und türkiſche Schanzen, wo man noch zur Hälfte in die Erde eingeſunken die Kanonen ſieht, die zu ihrer Vertheidigung dienten, und die Straße oder vielmehr die Ueberfahrt nach Temriuk beſtrichen; denn ein wenig weiter wird der Sumpf immer tiefer und tiefer, unſre Pferde mußten bereits ſchwimmen, und an mehreren Orten lief uns das Waſſer in den Wagen, aus welchem wir unſer Gepäcke auf den Kutſchenhimmel bringen laſſen mußten.

Temriuk iſt ein elendes Städtchen mit einer neuen ſehr großen Kirche. Man erblickt hier einige Fahrzeuge, und wenn die Bucht aufgeht, die von dieſem Ort ihren Namen führt, mehrere einmaſtige Schiffe, die ins Azow'ſche Meer auf Fiſchfang auslaufen; auch nach Kaffa, Taganrog und in andere Häfen ſegeln dieſelben. Die Bucht von Temriuk, die ſich auf etwa dreißig Meilen tief ſüdöſtlich in's Land erſtreckt, hat Salzwaſſer, und iſt öſtlich von unermeßlichen, mit Röhricht überdeckten Sümpfen begränzt, weſtlich von einer in gerader Richtung fortlaufenden Hügelreihe, die ſie von dem Aſtanis trennt; der Weg von Temriuk nach Kurki läuft auf deren Anhöhe hin. Kurki iſt eine von den Koſaken beſetzte Redoute am ſteilen Rande eines ſumpfigen mit Röhricht überdeckten Thales, in welchem der Kuban fließt; dieſer Fluß, deſſen Ufer mit Geſträuch und Bäumen bewachſen ſind, berührt in einer Entfernung von 4 Werſten das jenſeitige Ufer, das gleichfalls ſteile Abhänge bildet.

Das Vergnügen auf trockenem Lande zu reiſen nimmt zu Kurki abermals ein Ende; einige Meilen bevor man dieſen Ort erreicht, wird die Landzunge ſchmäler; man tritt in einen See, der mit Rohrdickicht überwachſen, und nur von dem Horizont begränzt wird; hier und dort ſteigen daraus mit Kräutern überkleidete Erhöhungen gleich Inſeln empor. Das Röhricht und die Pflanzen der trockenen Stellen *) erheben ſich zu einer ungewöhnlichen Höhe, oft überragen ſie einen Menſchen zu Pferde. Die mit Rohr bedeckten Niederungen ſind angefüllt von Wildſchweinen, Rehen, Waſſervögeln, Faſanen u. ſ. w. Myriaden von Mücken und Schnecken jeder Art und Größe martern den Reiſenden und laſſen ihn nicht einen Augenblick in Ruhe. Dieſe Niederung hat eine Ausdehnung von 60 Werſten von Kurki bis Koppi, abermals einer Redoute am Wege nach Jekaterinodar, und erſtreckt ſich gegen Norden bis an's Azow'ſche Meer. Bei der Redoute Staroï und Petrovsk entſendet der Kuban in die ſumpfige Steppe zwei Flüßchen, den Davidinka und Kalaus, die nach einem Laufe von mehreren Werſten ſich wieder mit ihm vereinigen. Ober Koppl trennt ſich von dem Kuban der Protoka ein beträchtlicher Fluß, der die ganze Niederung durchſchneidet, und ſich ins Azowſche Meer ergießt; dagegen vereinigt ſich der Kaſatſchki Jerpk mit dem Kuban gerade dem Orte gegenüber, wo der Protoka ſich von ihm trennt; merkwürdige Erſcheinungen, welche beweiſen, daß der ganze Bezirk das Bett eines großen Fluſſes war, der an dem Abhange von Kurki ſich theilte, und in zwei Arme, der eine gegen Norden in's Azowſche Meer, der andere gegen Süden in das ſchwarze Meer ausſtrömte.

Von Kurki bis Koppl folgt der Poſtenlauf der Wachtlinie der Koſaken, die von der Mündung des Kuban bis zur öſtlichen Grenz-

*) Dipsacus laciniatus, inula helenium, euphorbia palustris, convolvulus sepium, humulus lupulus, verbascum thapsus etc.

Digitized by Google

ſcheide des Gebietes der Tſchernomorzen das rechte Ufer des Fluſſes gegen die Tſcherkeſſen deckt. Die Redouten, die wir auf dieſer Linie ſahen, waren vor einigen Jahren auf Befehl des Herzogs von Richelieu angelegt worden, der als Generalgouverneur von Tauris auch Generaliſſimus der Tſchernomorzen war. Ein leichter Erdwall von einem Graben umgeben, und mit einem Stücke Feldgeſchütz vertheidigt, reicht hin, dieſe Redouten gegen die Angriffe der Tſcherkeſſen zu halten. Obgleich dieſe ihre Streifzüge am liebſten im Winter machen, wo die Sümpfe mit Eis bedeckt ſind; ſo iſt man doch auch zur Zeit der größten Ueberſchwemmungen nicht ganz vor ihnen ſicher. Vertraut mit allen Fuhrten des Fluſſes und mit allen Stellen in den Sümpfen, auf denen man zu Fuß oder im Kahn fortkommen kann, ſchleichen ſie ſich unter dem Schutze der Nacht heran, um mit Anbruch des Tages die Wachen der Koſaken zu überfallen, Pferde von der Weide wegzuholen, oder auch, wenn ihre Schaar zahlreich genug iſt, eine Redoute wegzunehmen. Dieſe große Unternehmung glückt ihnen jedoch ſelten; da ſie kein Geſchütz haben, und mit einem regelmäßigen Angriff nicht umzugehen wiſſen. So vertheidigt ſich die Beſatzung, die gewöhnlich nur aus 60 bis 100 Mann beſteht, ganz bequem gegen drei und vier Mal ſo ſtarke Truppen. Zur größeren Sicherheit ſind zwiſchen den Redouten Pikete aufgeſtellt, deßgleichen ganz nahe an ihren Erdwällen; und da das Land völlig flach iſt, ſo errichtet man aus Baumſtämmen Gerüſte, auf denen ſich ein Schilderhaus aus Flechtwerk befindet; von da aus kann die Wache einen weiten Umkreis überſpähen. Die Reiſenden können dieſen Weg nicht ohne Bedeckung zu machen wagen. Wer in Geſchäften mit einem gewöhnlichen Paſſe von Taman nach Jekaterinodar reiſen will, muß bei jeder Poſtſtation warten, bis ein Geleite abgeht; auf beſonderen Befehl des Atamans der Koſaken jedoch oder auch des Generalgouverneurs der Krimm, erhält man ſogleich eine eigene Bedeckung, deren Stärke ſich nach dem Range des Reiſenden oder nach der Gefahr des Weges einrichtet.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus London und Weſtminſter.

(Schluß.)

Auch die Gräber in Weſtminſter reden von jenem großen Kampf der zwei Religionen, in einer und derſelben Kirche. Der Katholicismus iſt es, der ſie erbaut, und der Katholicismus iſt es auch, der den größten Charakter auf dieſen Mauſoleen entfaltet. Ich rede hier nicht von der Kunſt, denn es zeigt ſich an vielen proteſtantiſchen Monumenten ein geſchickterer Meiſel. Aus jenen ſpricht nur der Glaube oft ganz kunſtlos, doch fühlt man die Kraft, die des Künſtlers Hand führte und ſo zu ſagen die Gewißheit eines andern Lebens, das uns tief ergreift. Dieſe Bildniſſe der Könige aus normänniſchem Stamme, gewappnet auf dem Grabſteine ausgeſtreckt, mit gefalteten Händen, alle in derſelben Lage, alle nach derſelben Idee aufgefaßt, wenn auch die im Lauf der Jahrhunderte fortgeſchrittene Kunſt eine größere Vollkommenheit des Meiſels verräth; dieſe Frauen und Kinder, die treuen Diener um das Grab gereiht, alle die Hände aufgehoben, die nicht weinen, die aber beten; weil die Thränen verſiegen nicht aber der Glaube, und weil der Menſch eher beten als immer weinen kann; alle dieſe Geſtalten, die das Drama des Todes darſtellen, doch es nicht ſpielen, wie es ſich auf gewiſſen proteſtantiſchen Monumenten in Weſtminſter zeigt; dieſe Einfalt der Kunſt, deren Meiſter nur bloße Werkleute waren, üben eine wunderbare Herrſchaft über die Einbildungskraft und das Herz. Es ſind Todte, die man hier vorſtellen wollte; man ſieht an dieſen Gliedern die Erſtarrung des Leichnams; kein Leben ſchlägt mehr unter dieſer Rüſtung; dieſe Augen ſind für immer geſchloſſen; das Siegel des Grabes iſt ihnen aufgedrückt, aber einen Gedanken hat der Künſtler in dieſen gefalteten gen-Himmel gerichteten Händen ausgeſprochen, einen Gedanken, den der Verſtorbene hatte, ehe er ſeine Seele Gott befahl, der den Künſtler begeiſterte, ihn oft für ſeine Mühe entſchädigte, den die Diener und Kinder des Todten feſthielten, wie das Volk das der Leiche folgte, den die Prieſter dachten, als ſie mit dem geweihten Waſſer ſeine Ueberreſte beſprengten — den Gedanken, daß Gott ſich durch Gebet verſöhnen läßt.

Die Einheit verſchwindet bei den Gräbern aus der proteſtantiſchen Zeit. Es herrſcht der Reichthum eines Muſäums; eine Mannichfaltigkeit von Büſten, Sinnbildern, Statuen. Nicht der religiöſe Gedanke, nur die Laune, die Prunkſucht ſpiegelt ſich in dieſen Monumenten, es iſt die Kunſt die ohne Glauben Geſtalten ſchuf. Man denkt dabei nicht an das Beten; der Tod zeigt ſich hier in dramatiſchen Stellungen, der droht, jener lächelt, ein Anderer ſucht in einer anmuthigen Stellung zu verſcheiden. Ich habe welche geſehen, die zum Himmel emporſteigen auf Wolkentreppen, Andere die das Parlament noch haranguiren. Das iſt ohne Zweifel eine vornehme Dame, die von ihrem Gatten tief bedauert ſtirbt; ſie liegt in den letzten Zügen, der Tod d. h. ein großes ſchwarzes Skelet mit einer Senſe bewaffnet, ein Kinderpopanz, ſteigt aus einer Höhle unter dem Bette der armen Frau herauf. Der Gemahl ſieht es und ſtellt ſich zwiſchen Beide, er ſtreckt bittend die Hände aus, er fleht mit Thränen in den Augen um Gnade. In Worten ausgedrückt: Lord Nightingale (Nachtigall) war ein guter Ehemann, oder wollte wenigſtens für einen ſolchen gelten. Aber, wer iſt denn dieſer Lord Nightingale? Es iſt ein Menſch, der Mittel genug beſaß, ſeine Frau nach Weſtminſter begraben zu laſſen. Nicht für Könige und große Männer allein iſt die Abtei. Es iſt ein Pantheon, wo man ſeinen Platz etwas theuerer bezahlt als auf dem Kirchhofe. Shakeſpear nimmt hier weniger Raum als Lady Nightingale ein. Canning und Pitt liegen unter Steinplatten, mit ihren Namen bezeichnet. Wem dieſe Aufſchrift nicht genug ſagt, verdient auch nicht mehr von ihnen zu wiſſen. Laßt den Schwulſt der Epitaphien und den Prunk der Titel jenen, durch deren Tod man erſt erfuhr, daß ſie gelebt. Ein Stein mit dem Namen genügt für jene berühmten Männer, die nicht mehr den Glauben brauchten, um groß und ſtark zu ſeyn. Die Geſchichte mag ihnen Grabſchrift und Denkmal ſetzen, und keine Maurerarbeit die tiefe Rührung erdrücken, die eine große Geſchichte, von einem ſechs Schuh langen Steine bedeckt, auf die Seele macht.

Dieſe Verſchwendung an den Gräbern giebt keinen Begriff von dem Tode. Ein friſches Grab, der Sarg, von dem man das Bahrtuch wegſtreift, die Schaufel Erde, die man darauf wirft, und

das dumpfe Gepolter, das letzte was die Todten verurſachen, ergreifen weit mehr. Der Tod als Begriff gedacht, erzeugt wohl Deklamationen, nie aber wahre Traurigkeit. Nur in der Nähe der Leiche fühlen wir lebendig und ſchmerzhaft ſeinen Stachel.

Ich hatte in London den Aufſatz eines ſehr beliebten Schriftſtellers geleſen, worin er entwickelte, was ihn während ſeines Beſuchs in Weſtminſter am meiſten rührte; es war der Anblick ſo vieler Großen, die nun im Grabe ruhen; dieſe Könige, deren Stolz über die Häupter von Millionen hinſchritt, und die jetzt in Staub und Nichts zerfallen daliegen; dieſe Gewaltigen der Erde, an deren geſalbten Leibern die Würmer ſchmauſen, die geſchwornen Feinde der Legitimität — lauter Bemerkungen, die, wie mir ſcheint, eben ſo gut zu Hauſe gemacht werden können, ohne deßwegen nach Weſtminſter zu gehen. In dem nämlichen Autor las ich auch, daß das Publikum mit Vorliebe die Kapelle beſuche, wo die Aſche der Dichter ruht (poets'corner). Das Publikum, bemerkte er, habe Recht, die Dichter die es belehren und entzücken, den Königen die es mit Auflagen erdrücken, vorzuziehen. Allerdings, indeß hörte ich auf näheres Befragen, woher wohl dieſe Vorliebe des Publikums für die Dichterkapelle rühre: „Weil es nur drei Schillinge koſtet, ihre Gräber zu ſehen, während man für den Beſuch der königlichen fünf bezahlt.“

Zu meiner Schande muß ich geſtehn, daß ich mit Gleichgültigkeit dieſen Theil der Abtei durchwanderte. Und doch ruht Shakeſpear hier, wenigſtens figurirt er mittelſt einer Statue und eines Denkmals, die von zwei Vorſtellungen in Drury-Lane bezahlt wurden. Seine irdiſchen Ueberreſte liegen in der Kirche zu Stratfort begraben, wo ſein Jahrhundert ihn ſterben ließ, ohne ſich mehr um ſeinen Tod als um ſeine Geburt zu bekümmern. Seltſam, als Zeitgenoſſe der jungfräulichen Königin Eliſabeth, lebte er in einer Epoche, wo die kleinſten Sternbilder geiſtiger Superiorität in vollſtem Lichte ſtrahlten und dennoch hat man weniger Nachrichten von ſeinem Leben, als von dem des geringſten Hofmannes, und ſeine Statue drückt nichts aus; das leere Grab, wo nicht einmal ſeine Aſche liegt, ſagt nicht mehr als eine Büſte in einem Muſäum. Ueberdieß iſt der kleine Raum, den man ihm an der Mauer vergönnte, noch durch die Monumente anderer Dichter verengt, die außer dem gelehrten Kreiſe Londons nicht mehr Ruf haben, als unſere Stammbuch- und Almanachsdichter, und dann hat man auch noch Proſaiker dazugelegt. Dieſes Amalgam des Ruhms von allen Abſtufungen hat nichts Anziehendes. Die Neugierde tödtet die Rührung. Noch einmal, nur auf den alten Grabmälern des Katholicism erwacht die Imagination, dort allein fühlt man, was die Vergangenheit Großes und Rührendes in ſich vereint.

Die hiſtoriſchen Denkmäler in Frankreich. *)

Die Revolution riß Frankreich mit einem Mal von ſeiner Vergangenheit los; Frankreich begann ſeine neue Geſchichte, indem es ſeine alte vernichtete. Es hatte aber auch in der That ſchon einige Jahrhunderte her keine Geſchichte mehr; es gab nur eine Geſchichte des Hofes, und an dieſe knüpfte ſich das ſchmerzliche Andenken an alle die ſchweren Leiden, die das franzöſiſche Volk zu dem verzweifelten Sprunge in den Strudel der Revolution fortgeſtoßen hatten. Als ſuchte es jedes Andenken an jene Zeit des Unglückes und der Schmach loszuwerden, ſtürzte es mit unerbittlicher Wuth die öffentlichen Denkmäler nieder, die es als eben ſo viele Trophäen des politiſchen und kirchlichen Despotismus betrachtete; welchen andern Namen verdient aber auch der größte Theil jener prahleriſchen Bildſäulen aus der bourbon'ſchen Herrſchaft? Hatte doch die Kunſt, die ſie errichtete, nicht dem Ruhme der Nation gedient, ſondern dem Uebermuthe des Hofes; war ſie doch nicht die Tochter des Volkes, ſondern die beſoldete Dienerin hochmüthiger Despoten, die das Blut der Nation zur Befriedigung ihrer Ländergier verſchwendeten, und ihr Gold, um die für ſo theuern Preis erkauften Siege zu verherrlichen. Der Bilderſturm der Revolution ging auch auf deutſchen Boden über, und wir wiſſen, wie viele Verluſte an koſtbaren Kunſtdenkmälern wir zu beklagen haben, ohne daß wir mit den Franzoſen gleichen Grund zu gleichem Vandalismus hatten. Bei uns verübten despotiſche Miniſter, unter dem Vorwande, die Aufklärung zu fördern, vielleicht nicht geringere Gräuel der Verwüſtung als die jakobiniſchen Bilderſtürmer. Unter dem Kaiſerreiche war die Gegenwart zu glänzend, als daß man den Blick in das Dunkel der Vorzeit hätte zurückwenden ſollen. Erſt in der ruhmloſen Zeit der Reſtauration erwachte die Sehnſucht wieder nach der Vergangenheit, wie man denn immer aus gegenwärtiger Drangſal in die ſchönen Tage verfloſſener Zeiten ſich gern zurückflüchtet. Die neue hiſtoriſche Schule der Philoſophie und Dichtkunſt in Frankreich iſt das Reſultat der fünfzehn Friedensjahre voll Schmach und Gährung, und der während der drei Julinstage mitten in der Wuth des Kampfes vernommene Ruf: „Achtung den öffentlichen Denkmälern!“ bezeichnet ganz die Richtung, welche die neue Generation genommen hatte. Der Sturm auf die Kirchenkreuze im Februar kann in keiner Art mit irgend einer der Verheerungen der republikaniſchen Ikonoklaſten verglichen werden. Auf Guizots Antrag geſchah es denn auch, daß während ſeines Miniſteriums ein Generalinſpektor über die Kunſtdenkmäler des Königreichs ernannt und dieſe Stelle dem bereits als Schriftſteller in Frankreich rühmlich bekannten Herrn Vitet übertragen wurde, der gegenwärtig in der unten angeführten Schrift das Reſultat ſeiner hiſtoriſchen Nachforſchungen in fünf Departementen des Königreiches bekannt gemacht hat.

Die Aufgabe Herrn Vitets war eine doppelte: er mußte ein Verzeichniß aller Denkmäler aufnehmen, die der Aufmerkſamkeit des Hiſtorikers und Künſtlers würdig ſind, dann der Regierung die Mittel bezeichnen, um der Zerſtörung der geſchichtlichen Ueberreſte vorzubeugen oder Einhalt zu thun. Indem wir hier die Hauptreſultate ſeiner erſten Dienſtreiſe zuſammenzuſtellen verſuchen, glauben wir am Beſten unſere Abſicht erreichen zu können, wenn wir dieſelben unter drei Abtheilungen: Architektur, Skulptur und Malerei, darlegen.

Architektur. — Bei ſeiner Wanderung durch die Departemente der Oiſe, Aisne, Marne, des Nordens und Pas-de-Calais, wo in grauer Vorzeit mehrere Könige des erſten fränkiſchen Königsſtammes ſich aufgehalten und die letzten Könige aus dem Karolingergeſchlechte eine Zuflucht gefunden hatten, waren die Bemühungen Vitets vorzüglich darauf gerichtet, auf dieſem völlig merowingiſchen Boden einige Spuren der Baukunſt aus den erſten Jahrhunderten der fränkiſchen Eroberung, wenigſtens ſolche, die der Zeit vor dem Jahre 1000 angehören, aufzufinden. Es fanden ſich von ſolchen nur ſehr ſchwache Ueberreſte vor. Dahin gehören die Ueberbleibſel einer alten Kirche des heiligen Martinus zu Laon, auf dem Platze der Kathedrale; zwei Arkaden der Kirche des h. Moriz zu Rheims, und vielleicht der Thurm Ludwigs d'Outre-Mer zu Laon, den gegenwärtig die Munizipalbehörde dieſer Stadt niederreißen zu laſſen begonnen hatte. In dieſen Gegenden, wo man zahlreiche Alterthümer aus den Merowingerzeiten antreffen zu können vermeinte, wurden doch faſt nur lauter römiſche Denkmäler gefunden; was zu dem Schluſſe berechtigt, daß die Gebäude der fränkiſchen Eroberer entweder urſprünglich nur in höchſt geringer Anzahl vorhanden waren, oder daß ſie allzu wenig dauerhaft, wahrſcheinlich meiſt aus Holz gebaut waren, als daß ſie dem Sturme der Zeit oder den Händen der Menſchen hätten trotzen können.

Von Denkmälern aus dem eilften Jahrhundert fanden ſich gleichfalls nur wenige vor. Das Bildniß des h. Moriz, einige Kapitäler der Kirche

*) Sur les monumens, les bibliothèques, les archives et les musées des départemens de l'Oise, de l'Aisne, de la Marne, du Nord et du Pas-de-Calais, par M. L. Vitet, Inspecteur général des monumens historiques de France. Paris, de l'imprimerie royale. 1831.

Digitized by Google

zu Baux-Regis, das Chorgewölbe und Portal der Kirche zu Tracy bei Noyon, einige Seitenmauern von St. Remi, und die unterirdiſche Kapelle des h. Medardus zu Soiſſons, ſind die einzigen Denkmäler aus dem eilften Jahrhundert, die Herrn Vitet aufſtießen.

Weit zahlreicher ſind die Denkmäler aus der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo durch die Kreuzzüge der Geſchmack des Orients in die abendländiſche Baukunſt überging. Zu Soiſſons entdeckte Herr Vitet hinter einer Krambude zwei Arkaden mit Tonnengewölben, die Ueberbleibſel der alten Kirche der Abtei zu unſerer lieben Frau und eines der ſchönſten und zierlichſten Denkmäler der byzantiniſchen Baukunſt. Die kleine Kirche des h. Petrus, von der nur das Portal und ein Theil des Schiffes übrig iſt, iſt gleichfalls ein Denkmal jener wunderlichen und ſtrenggehaltenen Baukunſt. Die großen Arkaden des Chors der Kathedrale zu Noyon, die Kirche des h. Petrus zu Soiſſons, ein großer Theil der Martinskirche zu Laon, das Portal der Kirche im Schloſſe Coucy und einige Kirchen der Dörfer in der Umgegend von Soiſſons gehören gleichfalls jener Epoche an. Aber der eigentliche Reichthum von Architektur in den Departementen von Aisne, Oiſe und Marne beſteht in Denkmälern aus dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Dieß iſt die Uebergangsepoche von dem Rundgewölbe zu dem Spitzbogengewölbe. Saint Remis zu Rheims, die Kathedrale zu Noyon mit ihren ſchwarzen, düſtern Thürmen, St. Martin zu Laon und die herrliche Kirche zu Tracy ſtammen aus dem zwölften Jahrhundert und deuten die Miſchung oder wenn man ſo ſagen darf den Streit beider Bauſtyle an. Ein Theil von St. Jean-de-Vignes zu Soiſſons; die Façade der Kathedrale zu Laon; die Kathedrale zu Senlis mit ihrem Thurme, der an die Thürme in der Normandie erinnert; das Schiff und Chor von St. Jakob zu Compiègne, die Kirche des h. Ivo zu Braisne, berühmt durch ihre zwölf Königsgräber; das Chor der alten Kirche der Abtei Ourscamps, rühren aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts her, und ſind ganz im Spitzbogenſtyl; aber ſie gehören noch der Uebergangsepoche an durch ihre maſſive und ſchwerfällige Ausführung, die noch Spuren des Rundgewölbeſtyls an ſich trägt.

In das Ende des dreizehnten Jahrhunderts fällt die Blüthe der Spitzbogen-Architektur, und die Kathedrale von Rheims ſtellt dieſe in ihrer höchſten Vollendung dar. Wenn Deutſchland bewunderungswürdigere Portale und Thürme aufzuweiſen hat, ſo ſteht das Innere des Schiffes der Kathedrale von Rheims unerreicht da; „es iſt das Parthenon der franzöſiſchen Nationalbaukunſt.“

Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt der Verfall der mit Unrecht ſo genannten gothiſchen Baukunſt. Die Kirche des h. Bertin zu Saint-Omer iſt eine der erſtaunlichſten Schöpfungen dieſes prachtvollen, aber ſchon minder ſtrengen Bauſtyles. Unglücklicherweiſe hat man bereits angefangen, ſie abzubrechen, um auf ihrem Grunde einen Viehmarkt anzulegen. Das Kloſter St. Jean-de-Vignes, das aus derſelben Epoche ſtammt, iſt auf gleiche Weiſe bedroht, und dem Stadthauſe von St. Omer ſteht daſſelbe Schickſal bevor.

Der Charakter der Baukunſt im fünfzehnten Jahrhundert iſt eine Verſchwendung von Ornamenten und eine Ueppigkeit in der Ausführung der einzelnen Theile, wodurch das Ganze einen überladenen und ſchwerfälligen Ausdruck gewinnt. Herr Vitet führt indeß einige Baudenkmäler aus dieſer Zeit an, die von blendender Pracht ſind; ſo ein Seitenportal vor Saint Remi, das unter Karl VIII gebaut wurde, und der ſüdliche Theil der Kirche von Saint-Quentin auf Befehl Ludwigs XI ausgeführt. Die Stadthäuſer zu Compiègne, Noyon, Saint-Quentin, Arras und Douay gehören gleichfalls dem fünfzehnten Jahrhundert an. Was die Bauwerke aus der Zeit der Wiedergeburt der Architektur betrifft, ſo fand Herr Vitet auf dem ganzen Umkreiſe ſeiner Wanderung keine Spur davon.

(Schluß folgt.)

Nachtſtücke des Figaro aus Italien.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne des 26 Mai vergoldeten — einen Galgen. Zu ſchwarzen Unthaten war er im Dunkel der Nacht heimlich geſchaffen worden. Die Arbeitsleute waren fertig und ſtanden ſchweigend umher und betrachteten mit ſcheuem Blick ihr fürchterliches Werk. Fern in einem Winkel ſtand Ambroſio, in ſeinen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt — auf ſeiner Seele laſteten Gedanken der Vernichtung. — Ein Gemurmel erhebt ſich — es naht — es ſind die Henker mit ihren Schlachtopfern. Antonio fährt aus ſeinem entſetzlichen Traume auf und ſieht ihn wahr und lebendig vor ſeinen Augen. Zwei Männer von Soldaten umgeben ſchreiten feierlichen Schrittes einher. Ihre Hände ſind gebunden, ihr Nacken iſt entblößt. — Was haben ſie verbrochen? Der Eine iſt ſtolz und muthig, und der Tyrann iſt feig; der Andere iſt edel und reich, und der Tyrann iſt habgierig. Sie beſteigen die Leiter; der erſtere wendet ſich und ruft die leuchtenden Blicke auf Ambroſio gerichtet, mit feſter Stimme:

„So bleibt den Tyrannen zur Stütze Nichts mehr als Henker und Galgen. Den Völkern aber bleibt die Gewalt der Meinung und die Einheit des Willens. Eine Hoffnung ſetzte ich auf Frankreich. Mein Tod wird meine Mitbürger lehren, fremde Vermittlung zu verabſcheuen. Er wird ſie lehren, nur auf ihre Arme zu vertrauen. Addio Ambrosio, vivi per vindicarci!“ —

Eine Stunde ſpäter brachte der treue Diener Francesco ſeinem Herrn, der auf dem Schloſſe von Modena gefangen lag, ſein Frühmal. „Menotti iſt mit Borelli vor einer Stunde gehenkt worden“ — ruft ihm die Schildwache entgegen.

Es war am 27 Mai, gegen ſieben Uhr Abends; tauſend Wachskerzen erhellten die reichen Prachtſäle eines Geſandten des Königs der Franzoſen. Er gab ein Konzert. Staatskaroſſen rollten — und Diplomaten und der Adel — Kardinäle und Koketten glitten aus den Wagen und ſtiegen die breiten Marmortreppen hinauf, geſchniegelt, aufgeſteift, geſchminkt und durchduftet. Der Geſandte empfing ſie ein Lächeln auf den Lippen, die Freude im Herzen. Die erſten Künſtlerinnen des Theaters waren geladen, Argentina und Tordinona; die Sänger der ſixtiniſchen Kapelle, die Eunuchen des heil. Petrus vermählten ihre keuſchen Stimmen mit den Zaubertönen der Corinaldeſi, ſie ſangen die Arie: Gelo di morte io sento. Sie wußten nicht, welche ſchreckliche Beziehung in ihrem Geſange lag.

Morgens um zwei Uhr ſang und tanzte man noch zu Rom in den prächtigen Gemächern des Palaſtes Colonna, der auf Koſten Frankreichs mit ſo verſchwenderiſchem Glanze ausgeſtattet war für den Herrn von St. Aulaire. Ein Geſandter des Juliusvolkes giebt Bälle zu Rom, während man die Patrioten von Rimini, von Bologna und Modena erdroſſelt, zu deren Schutz er berufen war.

So gab die Herzogin von Angoulême an demſelben Tage, als Bories und ſeine drei Gefährten unter dem Fallbeile bluteten, einen Ball; und dieſe abſcheuliche Ruchloſigkeit ward durch ein Epigramm gezüchtigt, das der ſpäteſten Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient:

Pour les princes français est il un plus beau jour!
On égorge à la Grève et l'on danse à la cour.

Scenen aus franzöſiſchen Gerichtsſälen.

In der erſten Sitzung der Junius-Aſſiſen zu Paris unter Vorſitz des Präſidenten Naudin wurde der Rechtslizentiat Ducros aufgerufen, als Geſchworner ſeinen Eid abzulegen. Bei dieſer Gelegenheit entſpann ſich folgender Wortwechſel:

Ducros. Hr. Präſident, ich glaube mich durch mein Gewiſſen verbunden, Ihnen eine Bemerkung machen zu müſſen. Ich bin aufgefordert, den Eid „vor Gott und den Menſchen“ zu leiſten. Ich ſehe nun hier zwar Menſchen, aber ich ſehe nicht . . . ich ſehe nicht ein Bildniß Gottes.

Ein Advokat. Gott iſt überall.

Ducros. Ich habe keine Bemerkung von Seite des Barreau verlangt. Ich will in meinem Gewiſſen frei ſeyn.

Der Präſident. Es kommt mir nicht zu, mich mit den HH. Geſchwornen in Diskuſſion einzulaſſen. Wollen Sie den Eid ohne alle weiteren Umſtände leiſten?

Der Generalprokurator. Wenn der Geſchworne den Eid verweigert, ſo werde ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, gegen ihn nach dem Kriminalinſtruktions-Geſetzbuch auf 500 Fr. Strafe anzutragen.

Ducros. Um den Gerichtsgang nicht aufzuhalten, will ich den Eid leiſten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 177. 26 Junius 1831.

Der ſerbiſche Dichter Symeon Milutinovics. *)

Symeon Milutinovics ward zu Sarajewo in Bosnien, den 3 Oktober 1791 a. St. geboren. Sein Vater, Milutin, gebürtig aus dem Dorfe Rozanſtwo, Uzicer Nahija in Serbien, wurde, nachdem beinahe die ganze Verwandtſchaft an der Peſt ausgeſtorben war, von einer Tante auferzogen, und von dem Groß-Vetter Dragutin nach Sarajewo geſchickt, um dort ein Handwerk zu lernen, wo er aber Kaufmann ward. Hier heirathete er Angelija, eine Tochter des Jowan Srdanowics Bajow aus dem Dorfe Srdewitj in Hercegowina, und erzeugte mit ihr den einzigen Sohn Symeon. Im zweiten Jahre Symeons fliehen die Eltern vor der Peſt nach Smralino-Selo. Einem Mordanſchlag der Türken aufs ganze Haus entgehen ſie glücklich, und begeben ſich nach Grabatſchac, wo ſie beim Osman-Kapetan Schutz finden und ſechs Jahre ruhig verleben. Endlich verfolgt ſie die Peſt auch hier, und ſie entſchlieſſen ſich nach der Njematſchka, das iſt nach Oeſterreich, über die Lukatſcher Schanze, 4 Stunden Weges von da, zu entweichen. Mit groſſen Beſchwerden und Gefahren ſetzte Milutin über die Save in der Nacht, geht nach Brod, von da nach Zemlin und nach einiger Zeit nach Belgrad. In Belgrad ward der zehnjährige Syma in die Schule gegeben, aber durch einen Barbarlehrer gleich den erſten Tag wegen Nichtsthun („Za bresposticu“) ſo tüchtig durchgeprügelt, daß er ſich eher den Tod geben, als je mehr die Schule betreten wollte. Ein Verwandter des Vaters, der den Knaben den verzärtelnden Liebkoſungen der Mutter entziehen wollte, führte ihn nun nach Segedin, und übergab ihn einem gewiſſen Damian Alargics in Lehre und Koſt, der auch zwei Jahre hindurch den lebhaften jungen Bosniaken mit täglichen Prügeln ſo fleiſſig bearbeitete, daß dieſer dabei einen groſſen Theil der Geſundheit zeitlebens einbüßte. **) Noch andere zwei Jahre verblieb er daſelbſt in der lateiniſchen Schule. Im J. 1805 begab er ſich nach Karlowitz, und ſtudirte am daſigen Gymnaſium drei Jahre lang. Hier ließ er ſich im erſten Semeſter der Poeſie einige Fehler jugendlicher Petulanz zu Schulden kommen, die nur einer väterlich ſtrengen Zurechtweiſung bedurft hätten; aber die Profeſſoren Gerſchitſch und Chranislaw wußten S. Excellenz den Erzbiſchof gegen den Bosniaken dergeſtalt aufzuhezen, daß Syma, ungeachtet des Schutzes, den ihm der brave Direktor Wolny angedeihen ließ, mit mehrern andern Studenten, worunter Dawidowics der Zeitungsſchreiber, nun Sekretär des Fürſten Miloſch in Serbien, ohne Zeugniß aus der Schule und Stadt verwieſen ward, und zehn Korbatſchenſtreiche auf den Weg bekam. Er zog ſich nach Zemlin zurück, lernte dort die neugriechiſche Sprache des Handels wegen, und fand an ſeinem griechiſchen Lehrer endlich einen Freund, Rathgeber und Leiter.

Nun fing er an, die Handelskunſt theoretiſch und praktiſch zu lernen. Mittlerweile ward Belgrad bereits 1806 von den Serbiern genommen, und Symeon, dem ſein erwählter Beruf wenig zuſagte, gelang es, in der Senatskanzlei als Schreiber (pisar, Schreiber oder Sekretär) angeſtellt zu werden. Hier blieb er bis zum Falle Serbiens 1813. Nachdem Alles verloren war, floh er mit den übrigen Anführern nach Oeſterreich, begab ſich über Peſth, Wien, Trieſt, Dalmatien, wo er im Dorfe Strmica drei ſerbiſchen Knaben eine Zeit lang Unterricht ertheilte, nach Bosnien, und kam über Grahowo und Kupres glücklich bei ſeinem Taufpathen Stojan Despotowics in Sarajewo an. Bald darauf erwachte, durch der Henker-Türken Gräuelthaten angeregt, der Heldenſinn der Serben unter Miloſch Obrenowitſch zu neuen Thaten, und Syma eilte dem Drange des Herzens folgend, nach Belgrad, wo er auf Verwendung des braven Bulgaren, Prieſter Radowan aus Sophia, beim ſerbiſchen Wladyka (Biſchof) als Schreiber angeſtellt ward. Syma geht in eine neue Verſchwörung gegen die Türken im Herbſte 1814 ein, und verläßt den Wladyka, ſieht ſich aber bald darauf gezwungen, bei einem hergelaufenen griechiſchen Päderaſten, Daniil Phanariot, ehemals Räuber und Panduren, nun Wladyka von Schabatz und

*) Gegenwärtige Notiz iſt, bis auf das Urtheil über die Werke des Dichters und den Bericht über die Reiſe nach Montenegro, aus der ausführlichen, auf Verlangen der Freunde eigenhändig niedergeſchriebenen Selbſtbiographie deſſelben mit buchſtäblicher Treue ausgezogen.

**) Noch vor fünfzig Jahren war es, nach der Ausſage glaubwürdiger Zeugen, in den ſerbiſchen Schulen Ungarns und Slavoniens allgemein herrſchende Sitte, die Schüler wegen jeder „Brespostica“ in ſogenannte Falagen, d. i. Sperrhölzer für die Füße (Block) einzuſchlieſſen, und den Söhnen gemeiner Leute fünfzig, denen der Honoratioren aber dreiſſig Ruthen-, Stock- oder Peitſchenhiebe auf den Hintern oder auch auf die Fußſohlen abzumeſſen. Bei gröſſern Vergehungen wurden die Kinder bei den Füßen aufgehenkt, und mit Ruthen über den Bauch geſtreichelt. Solche Operationen wurden täglich vorgenommen. (Anm. des Epitomators.)

Digitized by Google

Uzice, als Schreiber Dienſt zu nehmen. Das Verhältniß des „Deli-Papas" (närriſchen Pfaffen, ſo wurde er von den Türken genannt) zu einem ſiebenzehnjährigen griechiſchen mädchenſchönen Jüngling, dem Opfer der viehiſch-ſchändlichen Luſt und bald auch der ſündevollen Wuth dieſes ſybaritiſch-kyniſchen Türken-Derwiſches, und Judas Iſchariotes in Einer Perſon, mag man bei Milutinowics ſelbſt nachleſen. *) Der Wladyka nimmt, als der letzte Aufſtand losbrach (1815), heimlich die Partei der Türken, ſperrt ſich mit ihnen in einer Verſchanzung bei Waljewo ein, und behält den Syma, dem er ſchon früher unter dem Vorwand eigener Rathserholung das Geheimniß der Hinneigung zu den Patrioten entlockt hatte, unter wachſamen Augen bei ſich, der auch keine Gelegenheit zu entweichen fand. Nachdem die Türken die Schanze verlaſſen, und der Biſchof nach Zwornik ſich begeben, verließ ihn hier Syma, und floh über die Drina nach Serbien zurück, wo er in der Nähe des Kloſters Radowaſchnica mit einer Schaar von Waldrittern verweilte, bis der Krieg geendet. Nach Bezwingung hartnäckiger Krankheiten, ward er aufs neue Schreiber beim Nationalſenat in Belgrad. Von da machte er eine Reiſe nach Kraljewo (Krajowa) in der Walachei; um ſeinen Vater aufzuſuchen, der inzwiſchen auf einem andern Weg nach Belgrad zurückgekehrt, und von da nach Beſſarabien ausgewandert war. Mißmuthig geht Syma nach Widin, um dort dem Vater nachzuſpüren oder Weiteres abzuwarten; die Noth zwingt ihn, hier bei einem Türken, Aufſeher des Gartens des Pazwan Oglu, Gärtnergehülfe zu werden. Zu Tauſenden trug er Gurken auf den Schultern zum Markte, und ward bald darauf ſeines Gärtnertalents wegen zum Feld- oder Melonen-Garten-Aufſeher (Boſtandſchi) befördert. Im Herbſt 1816 wurde er mit den Chriſten in Widin näher bekannt. Sie wählten ihn zum Lehrer, gaben ihm Schule und Kinder, und darin verſtrich der Winter.

*) Delipapas kam als griechiſcher Prieſter nach türkiſch-Orſchawa, war hier Pandur beim Redzep Paſcha, hierauf Buljubaſcha über die Panduren des Paſcha gegen die Serben und Ruſſen. Kurz darauf drängte er ſich dem Belgrader Biſchof auf, den er als Protoſyncel ganz beherrſchte, und ſich den Beutel füllte. Redzep nahm ihn mit ſich nach Konſtantinopel, und bald darauf kam er mit einem großherrlichen Ferman als Biſchof von Schabac und Uzice in Serbien an. — Ueber dieſen Delipapas, oder richtiger Diabolopapas, enthält Wuk Stephanowics Karadzic's Danica 1827. 115 — 116 die intereſſanteſten Nachrichten, woraus wir nur noch beifügen wollen, daß er nach der Wendung der ſerbiſchen Sache zum Beſſern als Metropolit von Serbien, über Oeſterreich und die Walachei nach Konſtantinopel entwich. — Wir möchten Sr. Hochgeheiligtheit in ihrem neuen Aufenthaltsorte folgende Stellen aus den Byzantinern zum fleißigen Nachleſen empfehlen: Theophanes ed. Ven. 120, Cedrenus ed. Ven. 291., Joa. Malalas ed. Ven. II. 58. (Anm. des Epitonators.)

(Schluß folgt.)

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

2. Reiſe längs dem Kuban nach Jekaterinodar.

(Schluß.)

Nur einem ſolchen Befehl verdankten wir die Möglichkeit, die barometriſche Nivellirung des Landes zwiſchen dem ſchwarzen und Azowſchen Meere längs des Kubans wo man ſo vielen Gefahren ausgeſetzt iſt, in's Werk zu richten. Wir fanden bei den Koſaken nicht allein eine gute Aufnahme, ſondern auch jeden möglichen Eifer, die Hinderniſſe, die ſich unſerer Reiſe entgegenſtellten, zu beſeitigen. Ein Flächenraum von 60 Werſten quer über die Niederungen war größten Theils überſchwemmt und das Waſſer an manchen Orten ſo tief, daß es unſren Pferden bis an den Gurt ging, und dieſelben ihren Weg oft ſchwimmend zurücklegen mußten; unſer Wagen drohte jeden Augenblick wegen des oben aufgeſchichteten Gepäckes umzuſchlagen, woran ihn nur die zu beiden Seiten reitenden Koſaken hinderten. Ein Verſuch über den Kalaus zu ſetzen, der ungewöhnlich hoch angeſchwollen war, hatte kurz zuvor der Poſt vier Pferde gekoſtet, die in den Wellen ertranken; man war hiedurch vorſichtiger geworden, und hatte Anſtalten getroffen, um jede Gefahr zu vermeiden. Menſchen und Gepäcke wurden auf einem Boote übergeſetzt; die Pferde ſchwammen ledig neben her, und nachdem ſie auf dem jenſeitigen Ufer angekommen waren, zogen ſie den Wagen mittelſt Seilen, die man von einem Ufer bis zum andern geſpannt hatte, leicht hinüber.

Nachdem wir ſo glücklich einen Uebergang dieſer Art bewerkſtelligt, konnte uns der Anblick des Gerüſtes mit dem Wachthäuschen des Koſaken nicht anders als erfreulich ſeyn, weil ſich daraus auf die Nähe einer Redoute ſchließen ließ, wo wir uns Ruhe und Erholung verſprechen durften. Die Offiziere der Koſaken nahmen uns ſo gut auf, als es in ihren Kräften ſtand, ſie theilten mit uns ihr frugales Mahl, und für die Nacht überließen ſie uns ihr kleines Zelt, unter welchem man unmöglich den Biſſen der Schnacken entgehen konnte ſelbſt nicht im wachen Zuſtande. Dieſe Zelte ſind von Leinwand oder grobem Muſſelin, zwei bis drei Fuß hoch und an zwei in die Erde geſchlagenen Pfählen befeſtigt. Faſt alle Koſaken waren mit ſolchen Zelten verſehen und da im Sommer Jedermann unter freiem Himmel ſchlief, ſo hatte die Redoute das Anſehen eines kleinen unregelmäßigen Feldlagers, in deſſen Mitte die Pferde ſtanden, umgeben von angezündeten Grashaufen, durch deren Rauch man die Thiere gegen die Stiche der Pferdbremſen ſichern will.

Mit Vergnügen erinnern wir uns eines Abends, den wir auf der Staroiredoute bei einem Koſakenobriſt zubrachten; er nahm uns ſo freundſchaftlich auf, daß wir ganz darauf vergaßen, daß wir am folgenden Tag wieder wie Tags vorher unſern Weg durch kaltes Waſſer fortſetzen mußten; ſeine kleine Wohnung war ſo bequem eingerichtet, daß wir faſt nicht mehr daran dachten, wo wir uns befanden, hätte eine nächtliche Scene uns nicht wieder daran erinnert. Nach dem Abendeſſen führte uns der Obriſt in den Hof, wo man zunächſt an den brennenden Grashaufen Sitze bereitet hatte, und das Schauſpiel begann, ſobald die Geſellſchaft Platz genommen hatte. Aus einer dichten Rauchwolke tönte der Klang zweier Geigen hervor, die von den melancholiſchen Melodien der Nationalgeſänge bald zu luſtigen Tanzweiſen übergingen. Anfangs ſetzten ſich bloß einzelne Koſaken in Bewegung, bald aber rief der ermunternde Zuſpruch des Obriſten eine noch größere Anzahl in den fröhlichen Kreis, und endlich wurde die Munterkeit ſo allgemein, daß aus dem Dunkel der Nacht plötzlich auch bärtige Geſichter zum Vorſchein kamen, die ſich in den Tanz miſchten, ohne dabei den Ernſt

Digitized by Google

ihrer Züge abzulegen. Der ſchwache Schimmer, der dieſe Gruppe in einer ſehr dunkeln Nacht beleuchtete, die Waffen und Pferde umher, der eintönige Ruf der Schildwachen, der von Zeit zu Zeit die Muſik unterbrach, und die Vorſichtsmaßregeln jeder Art, die man traf, um gegen einen nächtlichen Ueberfall geſichert zu bleiben, dieß Alles gab der Scene eine Miſchung von nachdenklichem Ernſt und ſorgloſer Heiterkeit, die ungeachtet ihres Gegenſatzes den Soldaten doch ſo gewöhnlich ſind.

Ueber Kopyl hinaus verläßt die Poſtſtraße die Linie der Sicherheitswachen, und führt auf die höher gelegene Steppe, auf der ſie bis nach Jekaterinodar fortläuft, wo ſie ſich von Neuem dem Kuban nähert. Dieſer hat ſich dort durch ein Thal von hohen Ufern gebrochen, doch hat er noch immer ein ſumpfiges Bette, das noch breiter iſt, als das, welches er bei ſeinem Austritte einnimmt. Die Steppe iſt wenig angebaut; auf einen Flächenraum von 80 Werſten, den man durchwandert, ſtößt man auf nicht mehr als vier Dörfer, die von Erde oder bloß aus Röhricht erbaut, und nach Verhältniß ihrer Größe von ſehr kleinen Grundſtücken angebauten Feldes umgeben ſind. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner ſcheint die Viehzucht zu ſeyn; die Heerden finden in der Ebene eine reiche Waide, die ohne große Mühe erzielt wird; denn gleich den Bergbewohnern des Kaukaſus, zünden ſie im Herbſte jenen Theil der Steppe an, der im Sommer weder abgehütet noch gemäht worden iſt, und im folgenden Jahre finden ſie hier herrliches Gras; zuweilen ſäen ſie während des Winters ihr Getreide in dieſe ausgebrannten Strecken.

Die hiſtoriſchen Denkmäler in Frankreich.

(Schluß.)

Skulptur. — In Frankreich war man bis jetzt kaum noch von dem Vorurtheile zurückgekommen, daß von den Zeiten der Antonine bis auf Franz I in Europa von plaſtiſchen Werken nicht die Rede ſeyn könne. Zu dieſer irrigen Anſicht, bei welcher man die große und herrliche Bildhauerſchule des Mittelalters völlig überſah oder verkannte, wurde man zum Theil durch die Seltenheit der Skulpturen aus jener Zeit verleitet. Die Bildwerke ſind noch mehr durch die Unbild der Zeit gefährdet, als die maſſiven Schöpfungen der Architektur. Nicht bloß durch den Proteſtantismus und die Revolution, die beide als Ikonoklaſten hervortraten, wurde eine unendliche Zahl von Statuen vernichtet; dieſe ſind größtentheils an den Außenſeiten der Kirchen angebracht, insbeſondere an Portalen, und deßhalb zumeiſt der Wetterſeite, dem Regen und Winde, dem Steinfraß und den Flechten ausgeſetzt; wodurch ſie allmählich entſtellt oder zerſtört worden ſind.

Das älteſte und zugleich roheſte Denkmal der Skulptur fand Herr Vitet in einem Taufſtein des neunten Jahrhunderts, der ſich in einer alten Kirche zu Saint-Venant, bei Bethune, befindet, und auf welchem die ganze Leidensgeſchichte abgebildet iſt. Einen andern Taufſtein, aber aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts, fand er in der Kirche von Tracy. Zu Saint-Omer ſieht man an den untern Wänden der Kathedrale Steinplatten, auf denen Chimären, Meerweiber, Fragmente des Thierkreiſes, Gott der Vater in der Erſchaffung der Welt begriffen, Ritter, Pilgrime u. ſ. w. abgebildet ſind. Ein anderes Basrelief von großer Schönheit iſt noch zum Theil erhalten zu ſehen an der Gefängnißpforte zu Coucy. Es ſtellt die Heldenthat eines aus dieſer Familie, Enguerrand's I dar, der mit einem Löwen kämpft. Das Ungeheuer, gegen das der tapfere Ritter ſeine Kraft verſucht, erinnert durch ſeine kühne Stellung an die Löwen, die man in Griechenland an dem Thore von Mycenä erblickt. Zu Laon in der Martinskirche ſieht man das Grabmal und die koloſſale Bildſäule eben deſſelben Enguerrand in ſeiner Waffenrüſtung hingeſtreckt. Eine ſeltſame Legende knüpft ſich an dieſes Denkmal. Die Mönche von dem Stifte des heil. Martin verweigerten der Leiche des Entſeelten, der ihnen bei ſeinen Lebzeiten manche Unbill zugefügt haben mochte, die Aufnahme in den geweihten Boden ihrer Kirche. Die Nachkömmlinge des Löwenbändigers ſtritten ſich darum ein ganzes Jahrhundert lang mit den hartnäckigen Mönchen und dieſe ganze Zeit über blieb das Grab vor der Pforte der Kirche. Endlich gezwungen nachzugeben und dem verhaßten Enguerrand, der ihnen auch im Tode noch keine Ruhe ließ, aufzunehmen, riſſen die boshaften Mönche die Vorderſeite ihrer Kirche nieder und bauten ſie einige Klafter weiter vorwärts über den Grabſtein hinaus. Dieſen neugewonnenen Raum aber weiheten ſie nicht ein, ſo daß ihr Feind dennoch in ungeweihter Erde liegen blieb.

Einige Figuren aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchmücken das Portal dieſer Kirche. Herr Vitet bemerkte in derſelben Stadt noch eine herrliche kleine Statue der heil. Jungfrau aus dem dreizehnten Jahrhundert, die aber ganz verſtümmelt iſt und benutzt wurde, um daran eine Straßenlaterne zu befeſtigen. Zu Soiſſon fand er in dem Dreiecke, das ſich über dem Portale von St. Jean des Vignes erhebt, eine Reihe kleiner Statuen, die höchſt zierlich und anmuthvoll in Stein gehauen ſind. In der Kirche St. Remis zu Rheims tragen ſechs Säulen des Schiffes ſtatt der Kapitäler kleine Figuren in ſitzender Stellung.

Bei dem Beſuche der Kathedrale von Rheims aber war Herr Vitet ſo glücklich, den wichtigſten plaſtiſchen Fund zu machen. Das Portal wurde gerade ausgebeſſert, wodurch es ihm möglich wurde, auf einem dazu errichteten Gerüſte bis zur halben Höhe der Façade hinaufzuſteigen. Hier fand er in Vertiefungen mit Spitzbögen eine Menge Basreliefs und Statuen, die dem Auge von unten hinauf kaum ſichtbar und von ausgezeichneter Meiſterhand geſchaffen ſind. Gewänder und Styl verrathen ihre Abkunft aus dem dreizehnten Jahrhundert, dem goldenen Zeitalter der nationalen Plaſtik. Herr Vitet, in dem löblichen Eifer, die großen plaſtiſchen Meiſter, deren Meißel die Kathedrale von Rheims mit ſo köſtlichen Werken ausſchmückte, und überhaupt die Künſtler des dreizehnten Jahrhunderts wieder in ihr Recht einzuſetzen, ſchlägt dem Miniſterium vor, das gegenwärtig errichtete Gerüſte zu benützen, die ſchönſten Statuen abgießen und die Abgüſſe derſelben in den Muſeen, in den Schulen der ſchönen Künſte und in den Zeichnungsſchulen der Departemente aufſtellen zu laſſen. Mit Recht hofft er, daß ſo durch das Studium der nationalen Plaſtik ein volksthümlicher Geiſt geweckt, und der ewigen Wiederholung der antiken Vorbilder durch eine todte mechaniſche Nachahmung geſteuert werden könne. Wenn es wahr iſt, was Herr Vitet von den Verſtümmelungen der Statuen am Portal der Kathedrale zu Rheims bei Gelegenheit der letzten Krönung im Jahre 1824 erzählt, ſo hätte ſich Karl X außer dem Beinamen des kahlen und einfältigen auch noch den des Ikonoklaſten verdient. „Die Architekten," ſagt Herr Vitet, „die im Jahre 1824 beauftragt waren, in der Kathedrale von Rheims die nöthigen Vorbereitungen zur Krönung zu machen, ließen an beiden Thürmen Seile befeſtigen, und in daran angebrachten Schleifen fünf oder ſechs Maurer herabſenken, um mit Hämmern alle Köpfe der Heiligen herabzuſchlagen, die ſie erreichen konnten. Man fürchtete, der Kanonendonner und das Freudengeſchrei des Volkes möchte die Luft ſo erſchüttern, daß einem oder dem andern Heiligen der Kopf wackelig werden und auf das geſalbte Haupt des Königs herabſtürzen könnte, wenn er in die Kirche träte. Durch dieſe zarte Vorſicht für die Legitimität kamen einige hundert Heilige um ihre Köpfe, die unten auf dem Pflaſter zerſchmetterten."

Eine andere Art von Denkmälern, aus denen man die Stufe der bildenden Kunſt des Mittelalters kennen lernen kann, ſind die Siegel an den Urkunden jener Zeit. Es läßt ſich an ihnen erſehen, daß die größere oder geringere Vollkommenheit des Grabſtichels gleichen Schritt mit den Werken der Skulptur und der Baukunſt hält. Im zwölften Jahrhundert findet man durchgehends eine Steifheit der Zeichnung, die wie ein durch Herkommen oder Vorſchriften der Schule angenommener Typus beibehalten iſt; im dreizehnten Jahrhundert herrſcht eine freie und reine Zeichnung, Zierlichkeit und richtiges Maaß in den Einzelnheiten vor, im vierzehnten Uebertreibung des Styls, Ueberladung und Ueppigkeit in den Nebenſachen, im fünfzehnten übertriebene Verfeinerung, geſuchte und bizarre Ausführung. Auch dieſer Zweig mittelalterlicher Kunſt entging nicht Vitet's Aufmerkſamkeit. Die Archive und Sammlungen, die er in den Städten Laon, Cambrai, Lille, Arras und Saint Omer unterſuchte, gaben ihm

Digitized by Google

Belege für dieſe Anſicht von den Stufen der Kunſt in den gedachten Zeitaltern.

Malerei. — Auch die Malerei des Mittelalters blieb nicht von dem Geſichtskreiſe des Herrn Vitet ausgeſchloſſen. Faſt nur auf den gebrechlichſten Stoffen, auf Glas, Holz und Pergament, hat das Mittelalter ſeine ſchönſten Werke des Pinſels, die an ſich ſchon hinfällig und vergänglich ſind wie der Wechſel des Lichtes und der Farbe, den ſie nachzuahmen ſtreben, auf uns vererbt. In Frankreich iſt dieſe Epoche der Kunſt ſo gut als unbekannt. Die Vorläuferin der Malerei unſerer Tage, die Bücher- und Glasmalerei konnten bis in die neueſte Zeit als verlorne Künſte betrachtet werden. Nur in den Pſalterien und Meßbüchern, einige Heldenbücher abgerechnet, ſind uns dieſe koſtbaren Ueberreſte einer glühenden Farbengebung, wie ſie kaum der Palette eines unſrer neuern Künſtler entquillt, aufbewahrt worden. Indeß beſtehen neben dieſen ſinn- und gemüthvollen Miniaturgemälden auch große und erhabene Schöpfungen des Pinſels in Wand- und Deckengemälden der Kirchen und Schlöſſer, an denen die damaligen Künſtler Gold, Arabesken und Figuren in reichem Maaße verſchwendeten. Vom ſiebenten bis zum neunten Jahrhunderte hatte dieſe Freude an prachtvollen Farben einige Fortſchritte gemacht; ſeit den Kreuzzügen aber wurde der Geſchmack daran vorherrſchend. Die Farbenherrlichkeit des Orients lebte in den Schlöſſern und Kirchen des Abendlandes wieder auf. Das Licht des Tages ſelbſt mußte im bunten Farbenſpiele durch gemalte Glastafeln in die Gebäude ſtrahlen. Herr Vitet hat in ſeinem Werke die Ueberreſte dieſer mittelalterlichen Malerei bis in ihre leiſeſten Spuren verfolgt. Hier das Verzeichniß der Gebäude, an denen er noch dergleichen fand: 1) das Portal der Kathedrale von Senlis; 2) das Portal der alten Kirche der Minderbrüder zu Compiegne; 3) mehrere Partien der Kathedrale zu Noyon; 4) die Ruinen der St. Peterskirche zu Soiſſons; 5) eine Pforte mit Bildwerken aus dem 14 Jahrhundert und vollkommen gemalt an dem Kloſter von St. Jean-des-Vignes zu Soiſſons; 6) das Portal von St. Yvo zu Braisne; 7) mehrere kleine Statuen der Kirche des heil. Remigius zu Rheims; 8) die Ruinen von St. Bertin zu St. Omer; 9) das Portal der Martinskirche zu Laon. Aber die Ruinen des bewundeeungswürdigen Schloſſes von Coucy ſind es, beſonders das Innere ſeiner vier ſchönen Thürme und des koloſſalen Schloßthurmes, der ſich mitten unter ihnen erhebt; wo die koſtbarſten Ueberreſte jener Architektur-Malerei zu finden ſind. Hier erblickt man Roſetten, goldene Felder, Blumengewinde und fantaſtiſches Laubwerk — Alles in einem ſo ungeheuren Maaßſtab, daß dieſe Ornamente ſelbſt an den gigantiſchen Gewölben den größten Effekt hervorbringen. Dieſe prachtvollen Feſte des Mittelalters überraſchten Herrn Vitet dergeſtalt, daß er den Entſchluß faßte, dieſen Ueberreſten eine Bemühung zu weihen, deren man bisher nur die antiken Kunſtwerke würdig hielt: er will ihre Wiederherſtellung verſuchen.

Zu Valenciennes fand Herr Vitet auf den Kornböden des Stadthauſes ein alterthümliches Denkmal anderer, aber nicht minder koſtbarer Art; es iſt eine der bewundrungswürdigen Tapeten, die im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte den Ruhm der flandriſchen Fabriken ausmachten. Dieſelbe ſtellt ein Turnier vor; die Koſtume ſind aus den Zeiten Maximilians; wahrſcheinlich wurde ſie gegen das Jahr 1500 gewirkt. Zu Rheims ſah Herr Vitet noch eine große Anzahl anderer Tapeten aus derſelben Zeit, ſie gehören der Kathedrale und der Kirche des heil. Remigius. Außerdem fand er im Spitale dieſer Kirche auch große gemalte Leinwandvorhänge, die wahrſcheinlich den Tapetenverfertigern als Muſter dienten. Dieſe Gemälde ſind vom höchſten Werthe und ausgezeichnete Meiſterwerke. Wahrſcheinlich ſtammen ſie aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Herr Vitet fand leider, daß ſie an einem Orte aufgeſtellt ſind, wo ſie in wenigen Jahren von der Feuchtigkeit bis auf die letzte Spur zu Grunde gerichtet werden würden.

Außer den Denkmalen der Baukunſt, der Skulptur und Malerei, die den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift ausmachen, beſuchte Herr Vitet auf ſeiner Reiſe auch die Bibliotheken und Archive, von deren Schätzen er zahlreiche Nachrichten giebt. Mit vieler Umſicht und Sachkenntniß verbreitet er ſich über die Art und Weiſe, wie dieſelben zum allgemeinen Beſten am zweckmäßigſten eingerichtet werden dürften. Ueberhaupt hat Hr. Vitet Frankreich mit einem Werke beſchenkt, das eine weſentliche Lücke in der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte ausfüllt und dem Geſchichtforſcher wie dem Freunde alterthümlicher Kunſt einen reichen Schatz bisher unbekannter Mittheilungen eröffnet.

Vermiſchte Nachrichten.

Schon ſeit vielen Jahrhunderten ſtürzt ſich der atlantiſche Ocean bei den Weſt- und Nordweſtwinden mit der größten Gewalt auf die Abendſeite von Medoc, und hat im Laufe der Zeit ungeheure Waldungen, Städte, Häfen, Dörfer, angebautes Land verſchlungen oder mit Sandbergen überdeckt. So ſind Noviomagus, der Wald von Leſparre, die Inſel Antros, das alte Soulac, die Ortſchaft Lilhan und eine Unzahl anderer kleiner Niederlaſſungen verſchwunden, und gegenwärtig bietet das Seegeſtad von Nieder-Medoc nichts als eine nackte öde Küſte dar, die von Dünen durchſchnitten iſt, auf denen ein junger Anflug von Fichtengehölz zu wurzeln begonnen hat. Vormals erſtreckte ſich das alte Soulac weit über ſeine Kirche hinaus gegen Weſten hin, gegenwärtig wird ſie abwechſelnd überſchüttet und wieder aufgedeckt von den nach Oſten fortrückenden Dünen; ſchon befindet ſie ſich ganz nahe am Meere und wird in Kurzem völlig von ihm verſchlungen ſeyn. Gegenwärtig aber droht einem Theil der Erdzunge zwiſchen der Gironde und dem Meere durch den Andrang des letztern zwiſchen der Pointe de Graves und Soulac große Gefahr. Einer Ortſchaft, les Huttes genannt, ſteht es bevor, in Kurzem von den Fluthen verſchlungen zu werden; man fürchtet ſogar, das Meer könnte den Damm der dreifachen Dünenlinie durchbrechen, die Ebene von Soulac überſchwemmen und ſich mit der Gironde vereinigen; ſo daß der Landſtrich von Verdon und Pointe des Graves eine Inſel bilden würden, die der nach Danville's Hypotheſe früher im Ozean geſtandenen Inſel Antros gleichen würde.

*

Die Nachricht von der Juliusrevolution gelangte nach Pondichery erſt in der Nacht vom 2 auf den 3 Dezember. In dieſer Nacht wüthete dort gerade ein Organ, wie man ſich ſeit Menſchengedenken keines erinnerte. Die Gaſſen der Stadt waren zu Strömen geworden, das Meer war aus ſeinen Ufern getreten und überfluthete die Promenaden des Quai's. Am andern Morgen ſperrten entwurzelte Bäume, welche die Stadt mit ihren Schatten umgeben hatten, die Straßen. Alle Kabanen der Indier waren eingeriſſen. Die Neuigkeit von der franzöſiſchen Revolution wurde allgemein mit der größten Freude aufgenommen. Obgleich der Statthalter keine offizielle Nachricht erhalten hatte, ſo ließ er doch am 16 Dezember ſchon die dreifarbige Fahne aufpflanzen. Die Bürger machten Zuſammenſchüſſe für die Verwundeten der Juliustage und die Witwen und Waiſen der Gefallenen. Zu ihrem Andenken wurde ein Leichengottesdienſt gefeiert. — Auch zu Madras und Calcutta wurde dieſe Nachricht mit der höchſten Freude vernommen. Zu Calcutta fand ein Feſtmahl von mehr als fünfhundert der vornehmſten Einwohner ſtatt. Eine für die Opfer der glorreichen drei Tage veranſtaltete Sammlung trug 2610 Rupien ein.*) Die Namen Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure, des Herzogs von Choiſeul, Odillon Barrot tönen bis zum Ganges wieder; die zu Madras erſcheinende engliſche Zeitung enthält täglich Artikel zum Lobe dieſer edlen Bürger.

*

Die phrenologiſche Geſellſchaft zu Paris hat den Kopf des Biſchofs Grégoire in Gips abgießen laſſen. Der Schädel des Verſtorbenen zeigte die Organe der Güte, der Theoſophie und der Feſtigkeit in einer merkwürdigen Ausbildung. Das Organ des Stolzes fehlte ganz. Die Standhaftigkeit, mit der Grégoire im Laufe von fünfzig Jahren die Sache der Neger und Juden und aller Unterdrückten verfocht; die unerſchütterliche Anhänglichkeit deſſelben an ſeinen religiöſen und politiſchen Glauben machen dieß Mal die Lehre Galls nicht zu Schanden.

*

In Paris ſah man Valentin Venard, einen Patrioten des Julius, der in jenen Tagen drei Mal verwundet wurde, am 7 Junius auf dem Platz des Juſtizpalaſtes — am Pranger ausgeſtellt. Das Verbrechen des Unglücklichen beſtand in Widerſetzlichkeit gegen die Nationalgarde. Schade, daß die Exekution nicht zwei Monate ſpäter vorgenommen wurde, ſo wäre ſie doch mit dem Jahrestage der glorreichen Revolution ſelbſt zuſammengetroffen.

*) Das Ausland wird in einer ſeiner nächſten Nummern Nachricht von der bei dieſer Gelegenheit ſtatt gefundenen Feſte geben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 178. 27 Junius 1831.

Denkwürdigkeiten einer malayiſchen Familie. *)

Nachſtehende biographiſche Notizen, ſcheinen von Zeit zu Zeit, ſo wie die Begebenheiten ſich ereigneten, von dem jedesmaligen Haupt der Familie, deren Geſchichte ſie enthalten, niedergeſchrieben und von einem der jüngern Söhne, deſſen Name La-uddin, ſich am Ende des Manuſkriptes findet, geordnet und geſchloſſen worden zu ſeyn. Das Datum iſt nicht beigeſetzt, allein da der Name des Engländers, auf deſſen Wunſch die Reinſchrift gefertigt wurde, bemerkt iſt, und da man weiß daß dieſer um das Jahr 1788 Statthalter in dem Diſtrikt war, wo der Schreiber dieſer Nachrichten ſeinen Wohnſitz hatte, ſo iſt jener Mangel hiedurch hinreichend ergänzt. Bedeutender hingegen iſt der Umſtand, daß ſich im ganzen Manuſkript keine Angabe der Jahre, in welchem die verſchiedenen Ereigniſſe vorfielen, findet, obgleich die Zeiträume zwiſchen jedem derſelben genau bemerkt ſind; doch auch hier iſt gröſtentheils durch die zufällige Erwähnung öffentlicher Begebenheiten **) geholfen, nach denen ſich beſtimmen läßt, daß die ereignißvollſte Periode dieſer Erzählung ſich zwiſchen den Jahren 1756 bis 1766 zuſammendrängt, wo Herr Carter, deſſen Schutz die Familie ſuchte, bei der Regierung von Bengalen angeſtellt war.

Ohne allen Anſpruch auf politiſche oder literariſche Wichtigkeit, fehlt es dieſen Denkwürdigkeiten doch keineswegs an Intereſſe, welches dadurch erhöht wird, daß die Feder eines Eingebornen es iſt, die hier eine treue Schilderung malayiſcher Sitten und Gewohnheiten entwirft, wodurch die Darſtellung lebenskräftiger und man kann ſagen, dramatiſcher ward, als ein Fremder ſie zu geben im Stande geweſen wäre.

Das Manuſkript kam im Jahr 1791 nach England und erhielt von dem Ueberſetzer, der damals mit Ausarbeitung eines malayiſchen Wörterbuchs beſchäftigt war, die Geſtalt, in der es unter dem angeführten Titel im vorigen Jahre zu London erſchien. Perſönliche und politiſche Rückſichten, unter welchen letztern die damaligen Mißhelligkeiten zwiſchen den engliſch- und holländiſch-oſtindiſchen Compagnien die bedeutendſten waren, ſind die Urſachen der ſo lange verzögerten Herausgabe dieſer Denkwürdigkeiten, die wir jezt unſern Leſern im Auszug mittheilen.

Ein Malaye, geboren zu Bayang *) im Königreich Menangkabau, bezeichnet durch den Namen Nakhoda Makuta, unternahm eine Handelsreiſe nach Java. Nachdem er ſämtliche Häfen dieſes Landes befahren hatte, beſuchte er die Inſel Karimata, zwiſchen Paſir und Banſchar **) gelegen, wo er eine zahlreiche Niederlaſſung malayiſcher Familien fand, die hierher gezogen waren, theils weil ſie den Platz ihren Handelsunternehmungen gelegen fanden, theils wegen eines Gerüchtes von Goldminen, welches damals bei den Eingebornen im Umlauf war. Da nun Makuta ſich überzeugte, daß hier der Ort ſey, wo man in Ruhe ſeinen Geſchäften leben könne, ſo ließ er ſich auf der Inſel nieder und heirathete. Kaum drei Jahre nach ſeiner Ankunft erſchien eine Flotte (von Praws, Kriegsfahrzeugen) aus dem Lande der Bugis (Celebes), von Panglima Tuaſah befehligt vor der Inſel und eröffnete ſogleich die Feindſeligkeiten, da der bekannte Wohlſtand der Bewohner, der plünderungsſüchtigen Mannſchaft reiche Beute verſprach. Einen Monat lang wurden die Angriffe der Flotte abgeſchlagen, da jedoch die Angreiſenden immer neue Unterſtützung erhielten, ſo mußten ſie endlich ſiegen und den Einwohnern blieb nichts übrig als Flucht zur See oder nach dem Innern des Landes. Nakhoda Makuta ſchlug den erſten Weg ein; er beſtieg ein Praw, ſegelte bei Nach und entkam glücklich nach Tayan im Lande Banſchar (Borneo).

Hier gebar ihm ſein Weib, ungefähr ein Jahr nach ſeiner Ankunft, einen Sohn, den er Inchi Tayan nannte. Als der Knabe drei Jahre alt war, beſchloß Makuta einen andern Aufenthaltsort zu wählen, um im Fall ſeines Todes das Kind nicht hülflos in einem Lande zu laſſen, wo er weder Freunde noch Verwandte hatte. Er baute daher ein Schiff, befrachtete es und ging mit ſeiner Familie nach Lampong ***) unter Segel. Sie ſtiegen in Pia-

*) Memoirs of a malayan family, written by themselves, and translated from the original by W. Marsden. London 1831.

**) Vorzüglich die Eroberung der engliſchen Niederlaſſungen in Sumatra durch ein franzöſiſches Geſchwaber unter dem Grafen d'Eſtaing, im April 1760, und deren Wiedereroberung im folgenden Jahr.

*) Ein Ort, wenige Meilen ſüdöſtlich von Padang, an der weſtlichen Küſte von Sumatra.

**) Hafen von Borneo; allein die hier beſchriebene Lage paßt eher auf Pulo Laut als auf Karimata, welches auf der weſtlichen oder entgegengeſetzten Seite der groſſen Inſel liegt.

***) Ein Diſtrikt, der die äußerſten ſüdlichen Punkte von Sumatra in ſich begreift; allein gewöhnlich wird dieſer Name einer Bai zwiſchen der Sunda und Samangka-Straße beigelegt.

Digitized by Google

bong *) ans Land, wo ſie eine Anzahl Malayen unter der Herrſchaft eines Pangeran (eingebornen Häuptlings eines Diſtrikts) fanden, der ſeine Beſtallung als Pangeran Surabawa vom Sultan von Bantam (Java) erhielt. Nachdem Makuta dem Pangeran ſeine Aufwartung gemacht und ihm ſeine Schickſale, an denen dieſer vielen Antheil zu nehmen ſchien, erzählte hatte, ſagte der Pangeran: „Nakhoda **) du wirſt klug handeln, wenn du in meinem Land dich niederläſſeſt und dein unſtätes Leben aufgiebſt, denn du biſt nicht mehr jung, und deine Neigung zu Spekulation und Gewinn betreffend, ſo gibt der Handel zwiſchen dieſem Platz und Bantam dir Gelegenheit genug ſie zu befriedigen.“ Makuta nahm den Vorſchlag an, ſchiffte ſeine Waaren aus und baute nahe der Mündung des Fluſſes Piabong ein Haus, in welchem er ſich förmlich als Kaufmann etablirte. Hier wußte er ſich durch Leutſeligkeit und Offenheit in Wort und That die Zuneigung der Eingebornen ſowohl als der Malayen zu gewinnen, die ſie ihm, während ſeines ganzen Aufenthaltes unter ihnen, auf mannichfache Art bewieſen.

Als ſein Sohn das nöthige Alter erreicht hatte, unterrichtete er ihn in den Grundſätzen der Religion und im Schreiben, und ließ ihn dann ſieben Jahre lang reiſen. Der Vater, der nach Verlauf dieſer Zeit, bei ſeinem vorgerückten Alter den Sohn nicht mehr auf ſo lange Zeit von ſich laſſen wollte, wünſchte daß derſelbe künftig nur kleine Handelsreiſen von Piabong nach Bantam, wohin er Ladungen Pfeffer führen könnte, machen und ſeine übrige Zeit dem Anbau des Reis widmen möchte. Tapan fügte ſich dieſen Wünſchen, und da ungefähr ein Jahr ſpäter ein Geſchlechtsname ihm verliehen wurde, ſo unterſchied man ihn von da an durch den Namen Nakhoda Muda.

Nach ein bis fünf Jahren ward ſein Vater von einer gefährlichen Krankheit befallen; er ließ den Sohn an ſein Lager treten, und richtete folgende Worte an ihn: Mein Kind, Frucht meines Herzens, Licht meiner Augen, bewahre als ein heiliges Vermächtniß die Lehre die ich dir jetzt gebe. Wenn der Allmächtige über mich gebietet, und Du durch meinen Tod Dein eigener Herr wirſt ſo hüte Dich ja vor Allem Schulden zu machen. Reichen Deine Fonds für Deine Spekulationen nicht aus, ſo fälle Bauholz in den Wäldern, fange Fiſche in der See, verkaufe beides und gründe Dir ſo ein Kapital, nur mache nicht leichtſinnig Schulden, weder bei dem Sultan, noch bei der Kompagnie, noch bei irgend Jemand; beherzige dieſe Lehre, theurer Sohn. Bald nach dieſen Worten ſtarb Nakhoda Makuta und Nachoda Muda hielt des Vaters Lehre heilig und handelte ſtets darnach.

Drei Jahre nach dieſem Vorfall heirathete er, nach der Weiſe die man Semanda ***) nennt, ein Mädchen von Samangka, das einzige nachgelaſſene Kind des Nakhoda Paduka. Zwei Jahre nach dieſer Heirath als er von einer Reiſe nach Samangka zurückkam, ſagte er zu ſeinem Weib, wenn ſie Sehnſucht nach ihrem Vaterlande habe, ſo ſey er bereit ſie dahin zurückzuführen; da dieſe nun verſicherte daß ihr nichts angenehmer ſeyn könnte, als Samangka, wo ſie noch einige von ihrer Familie ererbte Pflanzungen von Kokos und andern Fruchtbäumen beſäße, wiederzuſehen, ſo ſchiffte er ſich ſogleich mit ihr und ſeinem ganzen Mobiliare nach jenem Orte ein, wo er gleich nach ſeiner Ankunft ein Haus baute. Da der Anbau des Pfeffers in jener Gegend ſehr ergiebig iſt, ſo fand er in der Ueberfuhr dieſes Artikels nach Bantam, wo er ſich ebenfalls verheirathete, hinlängliche Beſchäftigung. Seine Familie in Samangka beſtand damals aus neun Kindern, drei Töchtern und ſechs Söhnen. Die beiden älteſten waren Töchter Namens Inchi Piſang und Inchi Tennu, dann ein Knabe, Waſub; der darauf folgende war zu Bantam geboren und wurde Waſai genannt; hierauf wieder zu Samangka zwei Knaben, Bantan und La-uddin, dann kam die dritte Tochter Briſih genannt und hierauf zwei Söhne Muhammed und Naff-uddin, alſo im Ganzen, den zu Bantam gebornen Waſai mitgerechnet zehn Kinder. Außer dieſem hatte er noch drei mit Beiſchläferinnen erzeugte, einen Knaben Nabu und zwei Mädchen Si-Rhami und Si-Rhamie. Von dem Zeitpunkt ſeiner Ueberſiedlung nach Samangka an, nahm die Zahl der malayiſchen Anſiedler daſelbſt fortwährend zu.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein unbedeutender Ort an der Lampong-Bai.

**) Ein Perſiſches, von den Malayen angenommenes Wort, welches einen Mann bezeichnet, der Seefahrer und Eigenthümer eines Schiffs zugleich iſt; ein Stand der bei dieſem handeltreibenden Volk in höchſter Achtung ſteht.

***) Nach dieſer den Malayen eigenthümlichen Weiſe ihre Heirathen zu ſchließen, ſind die Rechte beider Parteien gegenſeitig, wodurch ſie ſich vor den Urbewohnern des Landes auszeichnen.

Der ſerbiſche Dichter Symeon Milutinovics.

(Schluß.)

Im Frühling 1817 inſinuirten ſich zwei Fremdlinge aus der Walachei in ſeine Bekanntſchaft und warben ihn für *eine* Verſchwörung; er wich aber aus, weil er ſah, daß man „mit fremder Stirn die Wand durchbrechen, und nicht ſich, ſondern den Freund dem Krokodil in den Rachen werfen wollte,“ *) zeigte es durch den Senatsſekretär Miolowics dem Fürſten Miloſch an, empfing ſeinen Dank dafür, und ward gewarnt, ſich von da zu entfernen. Symeon ſäumte; im September deſſelben Jahres erſchien ein Bojar des walachiſchen Beg unerwartet in Widin, kerkerte den Syma ein, und bat den Weſſir, ihm denſelben auf Verlangen nachzuſchicken. Die zwei Werber wurden auch aufgeſtochen und eingekerkert. Gequält vom Weſſir, geſteht er ihm endlich den Vorfall mit den zwei Werbern und Miloſch. Der Weſſier war mit dem Betragen des Miloſch und Syma zufrieden; verlangte aber Miloſch's Brief. Syma verſetzte, er hätte ihn in den Abtritt geworfen. Da ergrimmte der Weſſir, ließ den Syma bei der Gurgel packen, in einen tiefen Kerker werfen, und ihm mit Martern drohen, wenn er den Brief nicht herausgäbe. Man band ſeinen Fuß mit Stricken

*) Milutinovics Luchsaugen durchblickten alſo den Plan, den uns Blaquier und andere Berichterſtatter enthüllt haben, daß die Griechen vor dem Beginn der Revolution die Servier verſchieben und ſich zur fertigen Tafel ſetzen wollten, indeß ſie ihnen 1804 — 1815 unter ganz andern Umſtänden ruhig zugeſchaut hatten. Crny Djordje unterlag den pelasgiſchen Künſten, und fand darin ſein Verderben. (Anm. des Epitomators.)

Digitized by Google

en einen Balken, und bedeutete ihm, er würde kopfabwärts aufgehenkt, gepeitſcht und mit untergelegtem Feuer gebraten werden. So ſtand er auf einem Fuß 4 Stunden lang und beharrte bei ſeiner Ausſage. Endlich ließ der Weſſir den Brief im Koth aufſuchen, der zuſammengelegt, wie er hineingeworfen war, herausgezogen und getrocknet wurde. Nun war der Weſſier beſänftigt; im vollen Divan, wo der Brief vorgeleſen worden, ſprach der ſiebzigjährige Attileide mit liebreicher Gebährde zum Schulmeiſter: „Syma, du biſt mein Muſaſchir (Gaſt!) Vergiß, was du gelitten für die Wahrheit. Siehe, ich bin Weſſir ſeit dreißig Jahren, und ich habe keinen rechtſchaffenern, redlichern und rechtlichern Menſchen geſehen als du biſt.“ Er beſchenkte ihn mit einigen Dukaten, ließ ihn ſorgfältig pflegen, und ſchickte ihn bald darauf auf Verlangen des Begs nach der Walachei. Hier wurde er eine Woche lang in Eiſen gehalten, dann verhört und als unſchuldig mit einem Geſchenk von 15 holländiſchen Dukaten nach Widin zurückgeſchickt. Der Weſſir ermunterte ihn, Türkiſch zu lernen, um ihn beſtändig an ſeiner Seite haben zu können; Syma willfahrte ſeinem Verlangen, aber bald rief den Weſſir ſein Stern nach Kleinaſien ab. Syma kehrt im folgenden Jahre (1818) nach Serbien zurück, wird in Belgrad bei Miloſch's Bruder, Ephrem, angeſtellt, begiebt ſich nach anderthalb Jahren (1819) zu Waſſer auf eigenem Kahne nach Galaz und Beſſarabien, und findet dort ſeine Eltern wieder, von denen er bereits, als todt in Widin, beweint worden war: An der Rückkehr nach Serbien durch die walachiſch-griechiſchen Unruhen verhindert, verweilte er hier einige Jahre im Genuſſe eines Gehaltes von der Gnade des ruſſiſchen Kaiſers, verfaßte ſeine Serbianka und andere Gedichte, und ging (1825) nach Leipzig, um ſie dort, aus Cenſurrückſichten, zu drucken. Seine Werke erſchienen unter dem Titel: Serbianka Simeonom Milutinowitjem Sarajliom socinjena, u Lipsku u knigopec. Breitkopfa i Hertela 1826. 4 B. 12. 150, 191, 176. 189 S.; ferner: Nekolike pjesnice, stare, nowe, prewedene, socinjene S. M. S., u Lipsku etc. 1826. 12. 96 S. Außerdem verfertigte er eine große Anzahl Gedichte, worunter auch Dramen, im MS. *) Die Serbianka iſt eine Sammlung lyriſch-epiſcher, hiſtoriſch-treuer Geſänge über die letzte Kriegsepoche des ſerbiſchen Volkes unter Crny Djordje und Miloſch Obrenowitſch (1804 bis 1815); die Pjeſnice enthalten lyriſche Gedichte vermiſchten Inhalts; beide im nationalen Naturton, doch mit kühner Originalität in Gedanken, Sprache und Styl. Daſſelbe gilt von dem ſpäter erſchienenen Gedicht: Zorica, u Budimu 1827. 82. S. 8. In Leipzig beſuchte der Dichter auch die Vorleſungen Krug's und anderer berühmten Männer, und leiſtete dem Legationsrath Herrn Wilh. Gerhard bei der Bearbeitung ſeiner: Wila, ſerbiſche Volkslieder und Heldenmährchen. Lpz. b. Barth 1828. 2 Bd. 8, thätige Hülfe. Im Frühling des Jahres 1827 kehrte derſelbe von Leipzig über Prag, Wien, nach Zemlin zurück, in der Abſicht, nach Serbien zu gehen; aber daran verhindert, begab er ſich nach Montenegro, wo er von dem hochberühmten Metropoliten Petrowitſch gaſtfreundlich aufgenommen ward. Die Frucht ſeines hieſigen Aufenthalts iſt eine neue ſehr reichhaltige Sammlung ſerbiſcher Volksgeſänge, die er zum Drucke vorbereitet, und dem Vernehmen nach Herrn Milowuk, Kaufmann in Peſth, bereits wirklich zugeſendet hat.

*) Niedergelegt bei dem nun verſtorbenen Profeſſor Magaraſchewitſch in Neuſatz.

Paganini's erſtes Konzert in London. *)

Die außergewöhnlichen Forderungen, welche Paganini für die Eintrittspreiſe in der italieniſchen Oper in London gemacht, hatten ihn bekanntermaßen in eine falſche Stellung gegen das dortige Publikum gebracht. Wäre er auf dieſem Verſuche, die engliſche Großmuth zu mißbrauchen, beſtanden, ſo würde ihn ſelbſt ſein Talent nicht vor den Ausbrüchen allgemeiner Mißbilligung geſchützt haben; allein das Publikum war durch ſeine Nachgiebigkeit bereits halbentwaffnet, und ſein Spiel ließ für kein Gefühl mehr Raum als Bewunderung und Entzücken. Nichts kann vollſtändiger ſeyn, als ſein Triumph. Das Haus war zum Erſticken voll, und wohin das Auge ſich wendete, erblickte es ausgezeichnete und in der Muſikwelt berühmte Perſonen. Das Orcheſter war vortrefflich beſetzt, und Madame Lalande, Lablache und andere ausgezeichnete Künſtler unterſtützten das Konzert. Nach der Ouverture und einer Arie Lablache's kam die Reihe an den Helden des Tages. Alle Augen waren begierig nach dem Eingang gerichtet. Nach einer kleinen Pauſe trat die wunderlich anzuſchauende Perſon herein, deren Aeußeres der Welt durch Beſchreibungen oder Kupferſtiche hinlänglich bekannt iſt. Er ſtolperte zu einer der Flügelthüren herein, machte eine Reihe von Verbeugungen, die zwar etwas unbehülflich, aber nicht ohne Würde waren, und gab dem Kapellmeiſter das Zeichen zum Anfang, während er einige Noten ſpielte, um das Tempo zu bezeichnen. Schon dieſe wenigen Töne klangen ſo herrlich, daß ſie Aufmerkſamkeit erregten, und als das Solo begann, trat eine Todtenſtille im Saale ein. Die erſte Abtheilung des Konzertes, ein Allegro maeſtoſo, war in ſchönem, großem italieniſchen Style, und das erſte Solo zeichnete ſich durch die Grazie und Eleganz aus, mit der es geſpielt wurde. Paganini ſchien zeigen zu wollen, wie anmuthig ſein Spiel ſeyn kann, wenn er keinen Gebrauch von den ungeheuern techniſchen Mitteln machen will, die ihm zu Gebote ſtehen. In den folgenden Solopaſſagen entfaltete er ſtufenweiſe die Wunder ſeiner Kunſt. Er war ſo überraſchend, daß, wenn das Auditorium in eine Extaſe von Bewunderung verſetzt wurde, man einen Augenblick ſpäter bemerkte, daß die ſo eben als etwas in Ausführung und wunderbarer Wirkung unbegreifliches applaudirte Stelle, weit hinter dem folgenden Wunder zurückblieb. Allein dieſer Anfang hatte ſeine Erſtaunen erregende Kraft bei Weitem nicht erſchöpft. Obſchon ſeine Doppelgriffpaſſagen, die gleich den Tönen einer Aeolsharfe ätheriſchen Harmonien ähnlich dahinſchwanden, ſeine Staccatoläufe, bei denen er den Bogen nicht aus ſeiner Richtung brachte, und doch eine Schnelligkeit entwickelte, gegen die Kalkbrenners Finger auf dem Piano träge ſind, und endlich ſeine gehaltenen und geſchwellten Noten, bei denen ſein Bogen kein Ende zu haben ſchien; obſchon all dieſes Glänzende glauben machte, daß man nun Alles gehört, was in den Gränzen der Möglichkeit liegt, ſo fand man doch in den ſpätern Leiſtungen, daß man erſt auf der Schwelle ſeiner Wunder angelangt war. Das ganze erſte Konzertſtück ſollte offenbar nur den Beweis liefern, was er mit gewöhnlichen Mitteln und durch Geſchmack und Ausdruck auszuführen vermag. Weniger befriedigte das folgende Adagio appaſſionato, wovon man ſich eine zu hohe Vorſtellung gebildet hatte. Es wurde zwar ſehr ſchön, und mit ausnehmend vollem Ton und viel Gefühl vorgetragen, doch erinnerte man ſich, Adagios gehört zu haben, die in der Ausführung ſich mit dieſem vergleichen ließen, ihm aber in Hinſicht auf Kompoſition unbeſtritten überlegen waren. Seine folgende Leiſtung, eine kriegeriſche Sonate auf der vierten Saite geſpielt, war nicht nur die wundervollſte, ſondern auch die ſchönſte von allen. Sie begann mit einer Art leidenſchaftlicher Recitative, in einer Weiſe geſpielt, oder vielmehr geſungen, die des größten Sängers auf einer italieniſchen Bühne würdig wäre; edel und heroiſch, gleich dem deklamatoriſchen Geſange in Tancredi. Hierauf folgte ein brillantes Allegro, worin er Paſſagen auf Einer Saite gab, die kein anderer Violinſpieler auf vieren zu machen vermöchte, worin er demungeachtet ganz den Charakter der Vokalmuſik vorherrſchend erhielt.

*) Aus engliſchen Blättern als Beitrag zur Beurtheilung dieſes Künſtlers in England.

Digitized by Google

und die Wirkung einer dramatiſchen Scene hervorzauberte. Sein letztes Stück, Variationen über die Arie: „mich fliehen alle Freuden,“ war ohne Orcheſterbegleitung, und kann eine Aufhäufung aller Wunder ſeiner Kunſt genannt werden. In mehreren Variationen verwebte er die Melodie, die er ſich durch ein reiches Tremolando und durch ein Pizzicato begleitete, das einer Guitarre gleichlautete. Indeſſen war dieſes, wenn es gleich das meiſte Erſtaunen erregte, der mindeſt ſchätzenswerthe Theil ſeiner Leiſtungen, deren Hauptverdienſt in beſiegten Schwierigkeiten beſtehe. Alles Vorgetragene war von der Kompoſition des Konzertgebers. Sie iſt nicht mit den Werken Mozarts oder Beethovens zu vergleichen, beſitzt aber Ausdruck und Effektkenntniß und verräth, wenn auch nicht tiefes Studium, doch großes Genie. Der Enthuſiasmus des Publikums war gränzenlos. Der Schluß jedes Solo's wurde mit ſtürmiſchem Applaus belohnt, dem zuweilen jenes konvulſiviſche Lachen vorausging, das der Eindruck entzückender Wundererſcheinungen zu erzeugen pflegt. Paganini wurde am Ende des Konzertes hervorgerufen; er machte ſeine dankbaren Verbeugungen unter betäubendem Beifallsgeſchrei, und unter dem Schwenken der Hüte und Taſchentücher der begeiſterten Verſammlung.

Guiana.

Ueber Guiana lieſt man in dem Journal du Commerce folgende Nachrichten aus den Mittheilungen eines Staatsdieners in jener Kolonie: „Die Bevölkerung Guiana's wechſelt ſehr, vorzüglich in Betracht der weißen Einwohner. Gegenwärtig beläuft ſich dieſelbe auf 1260 Weiße, 2200 farbige Freie, 18,000 ſchwarze Sklaven. — Nach offizieller Zählung betrug ſie im Jahre 1827 1102 Weiße, 117 freie Ureinwohner, 1451 freie Schwarze und Farbige, 18,254 Sklaven. — Die Weißen und die farbigen Freien haben ſeit fünf oder ſechs Jahren eine Zunahme erfahren; dagegen ſind die ſchwarzen Sklaven fortwährend in Verminderung begriffen; ihr Nachwuchs hält nicht ihrer Sterblichkeit das Gleichgewicht; das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen iſt mehr als eins zu drei. Indeß kann die Kultur dieſer Kolonie nur von Menſchen betrieben werden, die die ſengenden Sonnenſtrahlen des Aequators auszuhalten gewohnt ſind. Die Europäer ſind des Todes ſicher, wenn ſie nur einige Stunden dieſer Hitze ſich ausſetzen. In dieſer Beziehung iſt das Klima von Guiana bei Weitem lebensgefährlicher als das der Antillen. Mehrere Niederlaſſungen von Weißen wurden verſucht, die aber alle aufgerieben wurden. Die reißend ſchnelle Abnahme der ſchwarzen Sklavenbevölkerung läßt ſonach keinen Zweifel übrig, daß dieſes Land dem Mutterſtaate in kurzer Zeit nichts mehr nutzen wird, da aus Mangel an Händen zum Anbaue es nicht ein Mal nur den Vortheil gewähren wird, weßwegen ſeefahrende Nationen gewiſſe Punkte an den Küſten koloniſiren, um nämlich in Kriegszeiten einen ſchützenden Ankerplatz zu haben. Cayenne iſt der einzige günſtig gelegene Punkt von Guiana; aber dieſer Hafen, der nur Schiffen unter 150 Tonnen zugänglich iſt, würde einen ungeheuern Aufwand erfordern, wenn man das Land mit einem Quai und Dammbauten, gegen die Einbrüche der Fluth ſchützen wollte, die es allmählich überſchlammt. Ueberdieß iſt die Lage von Cayenne von der Seeſeite her nicht zu vertheidigen, weil eine 150 Meilen lange Küſte dem Feinde tauſend Landungsplätze bietet. Es iſt betrübend, eine Kolonie wie dieſe zukünftig mit unausbleiblicher Vernichtung bedroht zu ſehen. Ein fruchtbarer, mannichfaltiger, unermeßlicher, jeder Agrikultur fähiger Landſtrich, reich an Gewürzen und Kaffee, der noch zu wenig bekannt iſt und dem von Bourbon nicht nachſteht; vortrefflich geeignet zu Zuckerplantagen — und ſolch ein geſegnetes Land vermag kaum ſeine Bewohner zu ernähren, und kann nur durch Hülfe von Außen produziren, die ihm noch dazu in Kurzem mangeln wird. — Dieſer bevorſtehende Verfall der Kolonie iſt, nach der Anſicht des Berichterſtatters, nur in dem Widerſpruche der Geſetze bedingt, die auf der einen Seite den Sklavenhandel verboten haben, ohne auf der andern auch den in der Kolonie befindlichen Sklaven die Freiheit zu geben. Hierdurch wurden zwar die Sklaven für den Anbau des Landes erhalten; allein ſie werden nicht wieder ergänzt. Wenn man die Lebensdauer eines Sklaven auf zehn Jahre annehmen kann, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß, ohne Aushülfe des Schmuggelhandels, zehn Jahre nach dem Verbote des Sklavenhandels die Kolonie von den zu ihrem Anbaue unentbehrlich nothwendigen Händen entblößt ſeyn werde. Was würde Schlimmeres geſchehen ſeyn, wenn die Legislatur, mit ſich ſelbſt weniger im Widerſpruche, das Prinzip der Freiheit vollſtändig ausgeſprochen hätte? Die Eigenthümer würden zwar ihre Sklaven verloren haben, über die ſie ohnehin nur allzu lang eine abſcheuliche und ungeſetzliche Macht ſich angemaßt, aber das Land würde an Bürgern gewonnen haben. Nicht das Klima iſt es eigentlich, das die akklimatiſirten Menſchen aufreibt; die Neger leben unter dem Aequator unter keinem unerträglichern Himmel, als in ihrer Heimath; wenn ſie ſich daher nicht in dem Verhältniſſe mit andern Völkern fortpflanzen, ſo iſt Dieß nicht allein körperlichen Leiden zuzuſchreiben. Der Sklave hat keine Familie; ſeine Kinder gehören nicht ihm; nicht die Früchte ſeiner Arbeit, nicht einmal ſeinen Sparpfennig, kann er vererben; ſeine Ehe iſt keine geheiligte und feſte Verbindung. Sein Herr trennt nach Willkür die Bande des Familienlebens; entreißt die Frau dem Manne, die Kinder dem Vater, und wenn er nicht das Recht hat, die Mütter von ihren Säuglingen zu trennen, ſo läßt er ſie ihr doch nur, um ſie aufzuziehen, und nimmt ſie, ſobald ſie brauchbar ſind. Kann man ſich alſo noch wundern, wenn dieſe Unglücklichen weniger dem Gebote der Natur gehorchen, und die Bevölkerung abnimmt? Man gebe dem Neger bürgerliche Rechte; man laſſe ihm ein Weib, und Kinder, die ihm in ſeinem Alter Troſt und Stütze zu werden verſprechen; kurz, man laſſe ihm eine Familie, und ſeine Familie wird ſich auch vermehren; ſeine Kinder werden unter ſeiner Obhut den mancherlei Urſachen des Todes entgehen, denen ſie bei ihrer Trennung unterliegen. Dieſe Maßregel würde zwar damals, wo das Geſetz ſich gegen das Prinzip der Sklaverei ausſprach, nützlicher geweſen ſeyn als gegenwärtig, wo das Land zum Theil ſchon entvölkert oder von einer gealterten und markloſen Generation bewohnt iſt. Aber auch jetzt noch bleibt ſie das einzige Mittel, die Kolonie von ihrem Untergange zu retten.

Vermiſchte Nachrichten.

Unter den Gelehrten, die ſich unlängſt um die Stelle eines Mitgliedes des Dreieinigkeitskollegiums an der Univerſität zu Oxford bewarben, erhielt Herr Hamilton — ein Blindgeborner — den Vorzug. Dieſer junge Mann, bewandert in den klaſſiſchen Sprachen wie in allen Zweigen der Literatur, ſetzte die Prüfungskommiſſion durch den Reichthum ſeiner Kenntniſſe in das höchſte Erſtaunen. Die ausgebreitete Gelehrſamkeit eines von Geburt aus blinden Menſchen übertraf alle Erwartung. Herr Hamilton iſt mit einem ſo ungeheuern Gedächtniſſe ausgeſtattet, daß er nur ein Mal ein Buch vorleſen zu hören braucht, um Wort für Wort ſeinen Inhalt zu wiederholen.

Der Neſtor der franzöſiſchen Literatur Felix Nogaret (geb. zu Verſailles 1740) hat am 2 Juni zu Paris ſeine lange Laufbahn geſchloſſen. Die Klaſſiker haben an ihm ihren Patriarchen verloren. Nogaret iſt auch unter dem Namen „der franzöſiſche Ariſthenes bekannt, und hat unter demſelben mehrere Schriften herausgegeben. Man kann von ihm ſagen, daß er auf der Breſche gefallen iſt; denn ſeine letzte Flugſchriſt: „Ariſthenes an Herrn Noiret.“ die vor einigen Wochen erſchien und das Datum „im Januar 1831“ trägt, war eine Kriegserklärung gegen die Romantiker.

In dem Konkurſe, der in dieſem Monate für die Errichtung einer Statue Napoleons auf der Vendomeſäule eröffnet wurde, ſind ſechs und dreißig Bewerber aufgetreten, die zu Paris ihre Modelle ausgeſtellt haben. Es ſcheint, daß die meiſten der Künſtler außer Augen verloren, was ſie eigentlich darſtellen ſollten. Es galt Napoleon Bonaparte von 1805 — nicht Napoleon den Cäſar, eben ſo wenig einen griechiſchen oder römiſchen Feldherrn, ſondern den Soldaten von Auſterlitz, den Kaiſer von Preßburg. Sechs Künſtler ſtellten Napoleon von Allegorien umgeben, in antiker Tracht, mit Viktorien auf der Hand u. ſ. w. vor. — Die meiſten Stimmen theilen ſich unter zwei Künſtler. Emil Seurre, der den Kaiſer den Kopf etwas auf die Bruſt geſenkt, die linke Hand in die Weſte eingeſchoben, die rechte ungezwungen herabhängend mit dem Fernglaſe im Ueberrocke darſtellte; — und Champagne, der Kaiſer deſſelben ſteht mit entblößtem Haupte, eine Hand auf den Degenknopf geſtützt, die andere auf den Hals eines Adlers, der, eine Weltkugel unter den Klauen, zu ihm emporblickt. Seltſam genug iſt es, daß man unter den Bewerbern keinen Namen der ältern und ſchon bekannten Künſtler lieſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 179. 28 Junius 1831.

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

3. Jekaterinodar und die tſchernomorziſchen Koſaken.

Jekaterinodar, die Hauptſtadt der tſchernomorziſchen Koſaken, der Sitz ihres Attamans und der Verwaltung (Woiskowaia kancellaria) iſt eine regelmäßig gebaute Stadt mit geraden und breiten Straßen und zwei großen Plätzen. Von beträchtlichem Umfang, ohne jedoch völlig ausgebaut oder ſehr bevölkert zu ſeyn, zählt ſie 2500 Einwohner. Die große Ausdehnung einer Stadt von ſo geringer Bevölkerung rührt von den Gärten und weiten Hofräumen her, die faſt alle Häuſer umſchließen, ſo wie von einer Menge leer gelaſſenen Grundes. Die vielen elenden Hütten, die ſie in ihren Umkreis einſchließt, geben ihr überdieß mehr das Anſehn eines Dorfes. Das einzige Gebäude von Bedeutung iſt die Kirche, die ziemlich reich ausgeſtattet iſt; ſie ſteht in der auf dem ſteilen Ufer des Kuban erbauten Citadelle, die von mehrern Geſchützen vertheidigt wird. Längs des Fluſſes ſind von hier aus Sicherheitswachen aufgeſtellt und in der Nähe befindet ſich der Landungsplatz für die Transportſchiffe, die von Zeit zu Zeit mit Kriegsbedarf von Phanagoria hier anlegen. Pallas hat einer Flotte der Tſchernomorzen erwähnt, von der aber nirgends eine Spur zu ſehen iſt.

Im Sommer bietet Jekaterinodar mit ſeinen vielen Gärten und Baumgruppen keinen unangenehmen Anblick dar; auch giebt ihr der hier von einigen armeniſchen und ruſſiſchen Kaufleuten getriebene Handel ein gewiſſes Leben; aber wie ganz anders wird man von ihr urtheilen, wenn man gegen Ende des Herbſtes oder im Winter ſie geſehen hat. Dann ſind die Straßen mit einem grauen flüſſigen Kothe bedeckt, in den die Pferde bis an den Bauch einſinken; nur die armen Leute ſieht man in dieſer Jahrszeit zu Fuße; ihre Waſſerſtiefeln reichen ihnen bis über die Hälfte der Schenkel hinauf, wo ſie ſorgfältig feſtgebunden werden, damit ſie ihnen nicht in dem zähen Kothſumpfe ſtecken bleiben. Nur Schritt für Schritt können ſie darin vom Flecke kommen, wobei ſie mit einer langen Stange vor ſich her den Grund unterſuchen müſſen, um nicht, wie es zuweilen den Reitern begegnet, von einem Abgrund verſchlungen zu werden. Wer Jekaterinodar um dieſe Zeit beſucht, müßte auf den Gedanken kommen, daß die Tſchernomorzen (czerno ſchwarz und Morze Meer) ihren Namen von dieſem ſchwarzen Kothmeer angenommen haben, in welchem ſie mit der größten Kaltblütigkeit wie in ihrem Elemente ſich fortwühlen, wenn er nicht auch in den übrigen Städten der Steppe, zu Odeſſa, Roſtow Tſcherkask am Don, zu Georgiewsk und anderwärts aus Erfahrung ſchon wüßte, daß an allen höhern Orten, wo das Waſſer keinen Ablauf hat, die Erde dergeſtalt in einen Brei aufgelöst wird, daß Fußgänger und Wagen auf gleiche Weiſe Gefahr laufen, darin unterzuſinken.

Obgleich das Gebiet von Jekaterinodar nur aus einer Steppe beſteht, ſo iſt es doch an ſeiner nördlichen Grenzmark, die der Lauf des Jeia bezeichnet, beſſer angebaut, als die Bezirke des Landes der Tſchernomorzen, deren früher Erwähnung geſchah. Die Urſache hievon ſind wahrſcheinlich die vielen Flüſſe, die dieſe Gegend von Oſt nach Weſt durchſchneiden, wie der Jeia, der Kunur, der Kirpil, Beiſon und Tſchalbas; denn der Waſſermangel in den Steppen zwingt die Menſchen ſich an den Ufern der Seen und Flüſſe niederzulaſſen, wo ſie auch Röhricht finden, das bei ihnen die Stelle des Holzes vertreten muß.

Dieſe Flüſſe haben einen eigenthümlichen Charakter; jeder derſelben beſteht eigentlich aus einer Kette von kleinen Seen, die unter einander durch natürliche Kanäle verbunden ſind, deren Fall oft ſo ſtark iſt, daß davon Mühlen getrieben werden; die Thäler, in denen ſie dahinſtrömen ſind breit, flach und übervoll von Röhricht. Man erblickt hier große Dörfer, namentlich zwei derſelben am Ufer des Beiſon, auch ein anſehnliches Kloſter findet man daſelbſt. Der Kirpil beſpült die Stanitza von Medwedowka, und der Jeia die von Tſcherbinowka, welche die beiden Hauptorte der zwei Kreiſe ſind, in die ſich das Land der Tſchernomorzen theilt. Die Einwohner beſchäftigen ſich größtentheils mit Viehzucht, doch ſieht man zuweilen wohl angebaute Felder und einige Koſaken haben ein wohlhäbiges Anſehn. Die Straße von Jekaterinodar nach Azow iſt ſehr ſchlecht da wo ſie Flüſſe durchſchneidet, weil die Dämme in den Sumpfthälern ſo ſchmal ſind, daß kaum drei Pferde nebeneinander darauf Platz haben; und doch braucht man vier, um einen nur einigermaßen bepackten Wagen fortzuſchaffen, in der naſſen Jahreszeit kann man ſich ohnehin nur der Ochſen bedienen.

Die Tſchernomorzen verdanken ihren Urſprung der Veränderung des politiſchen Zuſtandes der zaporogiſchen Koſaken. Bekanntlich waren dieſe eine Kolonie der Koſaken von Kleinrußland, die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, um das Gebiet der ukrainiſchen Koſaken beſſer gegen die Einfälle der Tataren zu decken, übereinkamen, daß

Digitized by Google

ein Theil der unverheiratheten Männer an der mittäglichen Grenzmark nahe bei der Mündung des Dnepers, fortwährend ſein Lager aufſchlagen ſollte. Die polniſche Regierung begünſtigte die Vermehrung dieſer Grenzwächter und König Sigismund verlieh ihnen im Jahre 1540 oberhalb der Katarakte dieſes Fluſſes für ihre Kriegsdienſte eigenthümliches Land. Ihre Anzahl vermehrte ſich durch Flüchtlinge von allen Nationen und namentlich von Ruſſen, die den Quälereien der Polen, der damaligen Herren von Kleinrußland, zu entfliehen ſuchten. Seit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts bildete ſich auf dem Gebiete, das ihnen abgetreten worden war, ein Militärſtaat, der ſich völlig von den Koſaken Kleinrußlands trennte, deren Attaman ſie unterworfen waren. Seit 1664, wo jene ſich der Herrſchaft des ruſſiſchen Czars unterwarfen, gehorchten die Zaporogen bald den Tataren, bald Polen, bald den Türken, bald den Ruſſen. Da ſie an dem Aufſtande Mazeppa's Theil genommen hatten; ſo zerſtörte Peter der Große ihren Setſcha oder Hauptort, der an den Katarakten des Dnepr lag. Später vereinigten ſie ſich wieder unter der Schutzherrſchaft des Chans der Krimm, und im Jahre 1737 wurden ſie als Vaſallen des ruſſiſchen Reiches anerkannt.

(Fortſetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayiſchen Familie.

(Fortſetzung.)

Jenſeits der Hügel welche ſich tiefer im Lande erheben, lebte ein Volk unter dem Namen Abung bekannt, welches zehn Dörfer inne hatte, und bei welchem die eigene Gewohnheit herrſchte, daß alle junge Männer, welche ſich verheirathen wollten, ſich einer Prüfung eines Jahres unterwerfen mußten, ehe ihre Werbungen Gehör fanden. Dieſer Sitte zufolge bildeten ſie Abtheilungen von je ungefähr zehn Mann, deren jeder mit einem Speer, einem Schwert und einem Kris bewaffnet war, und ſo gingen ſie auf Unternehmungen aus. Ihre Proviſionen beſtanden aus drei Gallonen Reis und Zucker, aus dem ſie durch Vermiſchung mit faulem Holz eine Kompoſition bereiteten, von der ſie ſich nährten, wenn der Reis zu Ende ging. Der Zweck ihrer Züge war, allen denen die ihnen auf ihrem Weg begegneten, die Köpfe abzuſchlagen, und ſie ſtreiften oft bis an die Meeresküſte in die Nähe von Samangka. Kaum ein Monat verging, daß nicht mehrere der Einwohner ihr Leben verloren, deren enthauptete Körper man in den Wäldern fand, und kam die Zeit die Reispflanzungen zu beſuchen oder Bauholz zu fällen, ſo wagte man ſich aus Furcht vor dieſen Abungmännern *) nie anders als in Begleitung von vier bis fünf tiefer ins Land.

War die Streifpartei hinlänglich mit Köpfen verſehen, ſo kehrten ſie in die Heimat zurück, wo ihre Landsleute, ihre Ankunft erwartend, Kokosſchalen mit Milch gefüllt an die Fußſteige ſtellten die nach den Dörfern führten. Die jungen Männer, welche Throphäen aufzuweiſen hatten, wurden auf dem Zug nach ihren Hütten von Schaaren junger Mädchen begleitet, die ihrer am Wege harrten, und unter den mannichfaltigſten Beweiſen ihrer Freude den Wunſch äußerten, ſich mit den glücklichen Abenteurern zu verbinden. Diejenigen hingegen welche mit leeren Händen zurückkehrten, ſchämten ſich, wenn ſie die am Wege aufgeſtellten Kokosſchalen mit Milch erblickten, in die Dörfer zu gehen, denn jene Ceremonie hatte für ſie die Deutung, daß man ſie wie Hunde betrachten **) und füttern müſſe, und häufig betraten ſie nie mehr den heimatlichen Boden. Die Verwendung der eroberten Schädel war folgende: der junge Mann, der ſich verheirathen wollte, legte etwas Gold oder Silber in einen derſelben um ihn den Eltern ſeiner Erwählten zu überreichen; während der Vermählungsceremonie wurde er dann mit dem Saft des Palmbaumes gefüllt, von dem Braut und Bräutigam abwechſelnd tranken. Nur auf dieſe Weiſe konnte dem Ritus Genüge geſchehen, denn eine Vermählung, bei welcher dieſer Gebrauch unterblieben wäre, würde einem Konkubinat und eine ſolche Frau nie einer geſetzlich Getrauten gleichgeachtet worden ſeyn. **)

Die fortdauernde Gefahr, welcher auf ſolche Weiſe die Bewohner von Samangka ausgeſetzt waren, bewog Nakhoda Muda ſich mit Kiria Minjam, dem Agenten des Sultans von Bantam, über die Nothwendigkeit eines Angriffs auf die Dörfer der Abung zu berathen, welcher einverſtanden mit dieſem Unternehmen, vorſchlug ihre beiderſeitigen Angehörigen zu verſammeln, und die Chefs der Landes von dieſem Vorhaben zu unterrichten. Dieſe Chefs waren vier Pangerans, Wei Ratna von Beniawang, deſſen Jurisdiktion zwanzig Kampongs (Dörfer mit Palliſaden umgeben) begriff; Laut Daraſanta von Bibu Lungu welcher achtzehn, Jaya Kaſuma von Padang Rata welcher zehn und Wei Lamangkal welcher dreizehn ſtark bevölkerte Dörfer unter ſich hatte. Als dieſe Häuptlinge nach ungefähr fünf Tagen ſich in Samangka verſammelt hatten um die vorgeſchlagene Unternehmung zu berathen, redete Kiria Minjan ſie folgender Maßen an: „Der Gegenſtand, deſſen Berathung Nakhoda und mich veranlaßte euch zu berufen, iſt ein Angriff auf die Abungs der nach unſerer Meinung durchaus nöthig iſt, um den Bewohnern dieſes Landes Ruhe und Sicherheit zu gewähren, damit jeder Einzelne ungeſtört ſeine Pfeffer- und Reispflanzungen bebauen könne,

*) In der Geſchichte von Sumatra welche 1783, alſo einige Jahre vor Ankunft dieſer Denkwürdigkeiten, in London erſchien, wird dieſes wilden Völkerſtammes bereits gedacht.

*) Die Urbewohner der malayiſchen Inſeln trinken weder Milch noch bereiten ſie Butter. Daſſelbe behauptet man von den Chineſen.

**) Dieſe Erzählung welche ſehr das Gepräge des Fabelhaften trägt, möchte wohl auf folgende einfache Thatſache zu reduciren ſeyn: die Bewohner der Hügel und des Flachlandes lebten, wie das häufig der Fall iſt, in fortwährender hartnäckiger Feindſchaft, die bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch kam, und gaben ſie ſich gegenſeitig keinen Pardon. Die Hügelbewohner, obgleich ſtark durch ihre natürliche feſte Stellung, waren hinſichtlich der Zahl und der Vertheidigungsmittel doch ſchwach gegen ihre Feinde; ſie mußten alſo vor Allem einzeln herumſtreifende zu überfallen, und ihre jungen Männer für dieſen kleinen Krieg dadurch zu befeuern ſuchen, daß ſie ihre Töchter vorzugsweiſe nur denjenigen verheiratheten, welche ſich bei ſolchen Gelegenheiten beſonders auszeichneten. Beweiß der größeren Auszeichnung lag in der Zahl der mitgebrachten Köpfe und die Schande mißlungener Unternehmung, obgleich oft zufällig, trägt nichts beſonders Charakteriſtiſches an ſich.

Digitized by Google

was, wie bekannt, bis jetzt ohne Lebensgefahr nicht möglich war. Die Pangerans erwiederten einmüthig: „die Umſtände, Kiria Minjan, ſind ganz ſo wie ihr ſie ſchildert, und wir theilen vollkommen Eure Meinung der Nothwendigkeit eines Angriffs; allein die geeigneten Waffen, Feldſtücke und Musketen fehlen uns gänzlich und wir haben nichts als lange Lanzen, deren Unzweckmäßigkeit in einem gebirgigen Lande erwieſen iſt.“ *) Die Waffen, erwiederte Muda ſollen unſer Unternehmen nicht hindern, die Unterthanen der Häuptlinge, welche mich begleiten, können mit den gewöhnlichen kurzen Lanzen verſehen werden; die langen ſind unnütz. Er ward hierauf zum alleinigen Führer der Expedition ernannt, deren Stärke vierhundert Mann betrug, von denen achtzig mit Musketen, die Uebrigen aber auf verſchiedene Weiſe bewaffnet waren, und weder Kiria Minjan, noch einer der Pangerans begleiteten ihn. Nach einem Marſch von drei Tagen durch unbewohnte Wälder kamen ſie in die Nähe der Abungdörfer. Hier wurde Kriegsrath gehalten. Muda befahl den Leuten der Landeshäuptlinge Halt zu machen, während er mit denen die Musketen trugen vordringen würde, daß ſie aber auf den erſten Flintenſchuß zu ihm ſtoßen ſollten. Sie gingen nun in geſchloſſenen Reihen auf eines der Dörfer, Minjang genannt, los, hier ließ er Feuer geben und drang dann in das Dorf ein, fand es aber leer, da die Einwohner ſich bereits nach allen Richtungen geflüchtet hatten; die Reſerve kam bald darauf nach und plünderte die Hütten. Nakhoda Muda ging jetzt mit ſeiner ganzen Mannſchaft nach den übrigen Dörfern, deren Namen nicht angegeben ſind, eroberte alle zehn und ließ ſie niederbrennen. Zwei Monate lang wurden die Flüchtigen verfolgt, ohne daß einer entdeckt werden konnte, denn ſie hatten ſich während des Ueberfalls in den Wäldern verkorgen und wagten nicht den geringſten Widerſtand; ſo groß war der Schrecken den ihnen die Feuergewehre, die ihnen gänzlich unbekannt waren, eingejagt hatten. Während der ganzen Expedition wurden nur vier von den Abungs durch Flintenſchüſſe getödtet, und von der Mannſchaft welche Muda befehligte verlor Keiner das Leben, ein Einziger nur wurde durch einen Ranjau im Fuß verwundet. **) Nach dieſer Expedition hörte man von den Flüchtigen nichts weiter, als daß ſie bis an das Meer auf die entgegengeſetzte Seite der Inſel geflohen wären und ſich daſelbſt niedergelaſſen hätten. Muda kehrte mit ſeiner Mannſchaft nach Samangka zurück, wo er Kiria und die Pangerans traf, die ſich den ganzen Feldzug auf das genaueſte berichten ließen. Vier bis fünf Tage wurden hierauf Feſten und Vergnügungen aller Art gewidmet, dann reiſten die Pangerans froh und mit leichtem Herzen nach ihren Dörfern zurück.

*) In der Geſchichte von Sumatra findet ſich eine Beſchreibung dieſer Lanzen; jede derſelben mußte von drei Mann getragen werden.

**) Ranjau iſt ein ſcharf zugeſpitzter Bambusſtab, der in den Boden geſteckt wird um den verfolgenden Feind zu verletzen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bekenntniſſe eines Piraten.

In den Gefängniſſen von New-York harrt gegenwärtig ein Seeräuber ſeinem Urtheil entgegen, deſſen Leben mit einer Reihe von Greuelthaten befleckt iſt, wovon die Geſchichte menſchlicher Verbrechen noch kein Beiſpiel aufzuweiſen hat. Amerikaniſche Blätter enthalten die Bekenntniſſe dieſes Mannes, deſſen Seele wild wie die See und grimmig wie ihre Stürme in eine Verwilderung verſank, wie ſie nur auf dieſem furchlbaren Elemente möglich gedacht werden kann.

Charles Gibbs (unter dieſem Namen iſt der Seeräuber in Amerika bekannt, obgleich man vermuthet, daß es nur ein angenommener iſt) wurde im Staate von Rhode Island geboren. Aus ſeinen Geſtändniſſen, die ſorgfältig mit ſchon früher bekannt gewordenen Thatſachen verglichen wurden, geht die ſchreckliche Gewißheit hervor, daß er der Plünderung von mehr als vierzig Schiffen ſich ſchuldig gemacht und mehr als zwanzig ſammt ihrer ganzen Mannſchaft zerſtört hat. Viele der letztern hatten Reiſende an Bord, ſo daß mit aller Wahrſcheinlichkeit angenommen werden kann, daß auf Gibbs Seele die Blutſchuld der Ermordung von mehr als vierhundert Menſchen laſtet.

Seiner Angabe zufolge diente er zuerſt auf der nordamerikaniſchen Flotte, und war am Bord des Kriegsſchiffes Cheſapeake, als es vom Feinde genommen wurde. Nach ſeiner Auswechslung war er des Seelebens überdrüſſig und ſchien jeden Gedanken daran aufgeben zu wollen; er kehrte nach Rhode Island in ſeine Heimath zurück. Aber ſchon nach einigen Monaten trat er wieder in Dienſt. Der Tod eines Oheims ſetzte ihn um dieſe Zeit in den Beſitz eines Vermögens von zweitauſend Dollars, mit denen er zu Boſton ein Spezereigeſchäft anfing, das aber keinen ſonderlichen Fortgang hatte, ſo daß er ſich von Neuem entſchloß, zur See zu gehen. Er nahm Dienſt am Bord des kolumbiſchen Kreuzers Maria, unter Kapitän Bell, und hier beginnt die Geſchichte ſeiner Verbrechen. Das Schiffsvolk, mißvergnügt, daß man es an ſeinen Priſengeldern verkürzte, machte eine Meuterei, in Folge deren es ſich des Schooners bemächtigte und die Offiziere nahe bei Penſacola an's Land ſetzte. Eine Zeit lang kreuzten ſie ohne Erfolg, ſo daß ſie endlich einſtimmig den Entſchluß faßten, die ſchwarze Fahne aufzuhiſſen und allen Nationen den Krieg zu erklären. Doch wurde ihr blutiger Vorſatz nicht ſogleich ausgeführt. Mehrere Schiffe wurden zwar von ihnen angehalten, aber da ſich weder baares Geld noch ſonſt ihnen anſtändige Ladungen darauf befanden, wieder ungekränkt entlaſſen. Endlich kam einer des Schiffsvolkes, Namens Antonio, auf den Gedanken, man könne mit einem ſichern Manne zu Havana ein Uebereinkommen treffen, das beiden Theilen zum Vortheil gereichen würde; er ſollte von ihnen alle erbeuteten Güter erhalten, ſie verkaufen und dann mit ihnen den Gewinn theilen. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen und Antonio bei dem Kaſtell Moro an's Land geſetzt. Vorher aber ſchon war Gibbs die Leitung des Schiffes übergeben worden. Antonio's Unterhandlungen hatten den gewünſchten Erfolg, und das Kap Antonio wurde als der Ort beſtimmt, wohin ſie ihre Beute bringen und an den Kaufmann abſetzen ſollten, der fortan die Landung und Fracht der Güter nach Havana beſorgte, und dieſen Handel mit den Piraten länger als drei Jahre trieb.

Die Maria ſtach nun in die See mit einer Schiffsmannſchaft von fünfzig Köpfen, größtentheils Spanier und Amerikaner, alle von der beſten Hoffnung auf glücklichen Erfolg beſeelt. Das erſte Schiff, das in ihre Hände fiel, war die „Indiſpenſable,“ ein engliſches Schiff, das nach Havana beſtimmt war. Es wurde genommen und nach dem Vorgebirg Antonio gebracht, nachdem man zuvor das Schiffsvolk ermordet hatte. Wer von dieſem Widerſtand leiſtete, wurde in Stücke gehauen, die übrigen wurden gefangen genommen, um nach Gelegenheit erſchoſſen oder über Bord geworfen zu werden. — Bald darauf bemächtigten ſie ſich einer franzöſiſchen Brigg, mit einer koſtbaren Ladung von Wein und Seide. Das Schiff wurde verbrannt, die Mannſchaft umgebracht.

Gibbs wurde nun einſtimmig zum Anführer für alle künftigen Unternehmungen erwählt. Ebenſo faßte man den Beſchluß, keinen Gefangenen am Leben zu laſſen und die geplünderten Schiffe ohne Rückſicht bis auf die letzte Spur zu zerſtören, auf daß Nichts übrig bliebe, was jemals gegen ſie als Zeuge ihrer ſchwarzen Thaten auftreten könnte.

Nun richteten ſie ihren Lauf an die Küſten von Bahama, wo ſie eine Brigg aufbrachten, wahrſcheinlich „der William,“ der von New-York

nach einem Haſen von Mexiko unter Segel war; er führte eine Ladung von Hausgeräthen, die nach Ermordung der Schiffsmannſchaft an das Kap Antonio geſchafft und nach Havana befördert wurden. Während dieſer Kreuzerfahrt wurden die Piraten faſt einen ganzen Tag lang von einem bewaffneten Schiffe der Vereinigten Staaten, wahrſcheinlich dem John Adams, verfolgt, entkamen aber, indem ſie die vaterländiſche Flagge aufhißten. Zu Anfang des Sommers 1817 nahmen ſie den Earl von Morla, ein engliſches Schiff mit einer Ladung von friſchen Waaren. Das Schiffsvolk verblutete unter ihren mörderiſchen Händen, das Schiff wurde zerſtört und die Ladung nach Cap Antonio gebracht. Dießmal hielten ſie Abrechnung mit ihrem Handelsfreunde, worauf der Gewinn der Uebereinkunft zufolge getheilt wurde.

Gibbs ſelbſt begab ſich nach Havana, trat bei dem Kaufmann ein und ſchloß einen neuen Vertrag, um auch fürderhin ſein furchtbares Geſchäft mit Vortheil betreiben zu können. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt wurde er mit engliſchen und amerikaniſchen Schiffsoffizieren bekannt, die er über den Fortgang der verſchiedenen Maßregeln zur Unterdrückung der Seeräuberei ausforſchte, ſo wie über die Schnelligkeit ihrer Schiffe und deren etwaige Beſtimmung. Bei ſeiner Rückkehr an das Cap Antonio fand er ſeine Genoſſen in hellem Aufruhr; es war unter ihnen zum Handgemenge gekommen, worin einige ihren Tod gefunden hatten. Seine kühne Entſchloſſenheit ſtellte die Ordnung wieder her, und Alle erklärten ſich bereit, fortan ſeinen Befehlen unbedingt zu gehorchen und jede Widerſpenſtigkeit mit dem Tode zu beſtrafen.

Während ihrer Fahrten gegen Ende des Jahres 1817 und zu Anfang des folgenden eroberten ſie ein holländiſches Schiff, das eine Ladung indiſcher Waaren und Silberplatten an Bord hatte. Auch dießmal ermordeten ſie die Schiffsmannſchaft, dreißig an der Zahl bis auf ein junges Mädchen von ungefähr ſiebzehn Jahren, das auf den Knien Gibbs um ihr Leben anflehte. Die grimmige Seele des Räubers fühlte eine augenblickliche Rührung; von ihren Thränen erweicht, verſprach er, ihrer zu ſchonen, obgleich er einſah, welche Gefahr er ſelbſt hiebei von Seite ſeiner Untergebenen zu befürchten hatte. Die Unglückliche wurde nach Cap Antonio gebracht und hier eine Zeit lang in Gewahrſam gehalten; allein das Mißvergnügen unter dem Schiffsvolke nahm dergeſtalt zu, daß eine Meuterei ausbrach, wobei einer der Räuber, welcher das Mädchen bereits ergriffen hatte, um ihr den Kopf zu zerſchmettern, von Gibbs durch einen Piſtolenſchuß todt zur Erde geſtreckt wurde. Indeß ſah ſich Gibbs am Ende doch genöthigt, ihr Schickſal der Entſcheidung eines Kriegsgerichtes zu unterwerfen, welches erkannte, daß ihre eigene Sicherheit dieſes Opfer gebieteriſch verlange, worauf er dieſem Ausſpruche ſich fügend, Befehl gab, ſie durch Gift aus dem Wege zu ſchaffen, was denn auch ohne Weiteres vollzogen wurde. Dieſe That erſchütterte den Seeräuber ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge mehr, als irgend eine andere ſeines ſchuldvollen Lebens und über ſie allein fühlte er lange noch Gewiſſensbiſſe. Vater und Mutter des Mädchens waren zuvor ſchon am Bord des gekaperten Schiffes ermordet worden.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Direktion des Coventgarden-Theaters, gegenwärtig unter Herrn Kemble, hat an das Londoner Publikum folgende Anzeige erlaſſen: „Ein neues Drama in fünf Aufzügen, Napoleon, wird demnächſt auf unſerer Bühne erſcheinen. Daſſelbe iſt von Herrn Lacy nach verſchiedenen Schauſpielen, die unter dieſem Titel zu Paris mit ſo großem Beifall gegeben wurden, bearbeitet worden. Die wichtigſten Momente aus dem Leben des großen Feldherrn werden mit einer überraſchenden Nachahmung der Wirklichkeit gegeben werden. Die wirklichen Kleider des vormaligen Kaiſers und der andern Hauptperſonen, die in dem Drama auftreten, wurden jüngſt von Herrn Kemble zu Paris angekauft und ſind bereits im Coventgarten angelangt. Eine bedeutende Anzahl von Pferden wird gleichfalls auf der Bühne erſcheinen, um bei vielen der außerordentlichen Begebenheiten die gehörige Wirkung hervorzubringen. Doch nicht bloß die Ereigniſſe werden dargeſtellt werden, die die aufſteigende Laufbahn des Kaiſers mit ihrem Glanze beſtrahlten, auch jene werden dem Zuſchauer vorgeführt werden, die ſeinen Sturz zur Folge hatten und begleiteten. So genau hielt man ſich an die geſchichtliche Wahrheit, daß man eine Zeit lang zweifelte, ob die obrigkeitliche Erlaubniß zur Aufführung jener Scenen erfolgen würde, die dem Publikum vorführen ſollen, was ſich auf St. Helena begeben hat. Allein auch dieſe Bedenklichkeit hat ſich gehoben und man darf einer glänzenden Aufführung entgegenſehen. Herr Ward wird die Rolle des Helden ſpielen.“ — Ein engliſches Blatt macht ſich über dieſen theatraliſchen Küchenzettel mit folgenden Bemerkungen luſtig: „Alſo Napoleon in ſeinen wirklichen Hoſen! Herr Ward wird im vierten Akt dritter Scene in der Weſte erſcheinen, die der Held in der Schlacht bei Auſterlitz getragen hat. Man wird an der rechten Taſche derſelben die Spuren von dem Tabake ſehen, den der Kaiſer ſo häufig zu nehmen gewohnt war — und zwar ſo deutlich, daß auch der Zwölfpfennig-Gallerie nicht der braune Flecken entgehen wird! Murat mit den ächten Pantalons, die im Jahre 1816 von einem Kammerdiener an einen alten Kleidertrödler verkauft wurden! Marſchall Ney mit dem Ueberrocke, der auf dem Rückzuge aus Rußland von dreizehn Flintenkugeln durchlöchert wurde, jedes Loch mit einem authentiſchen Zeugniß verſehen! Herr von Talleyrand iſt vielleicht ſo gütig, dazu ſeine diplomatiſchen inexpressibles herzuleihen!“

*

Man hat aus genaueren Nachforſchungen berechnet, daß ſich die Anzahl gewiſſer Frauenzimmer zu London, die aus der Liebe ein Handwerk machen, auf 80,000 beläuft. Deßgleichen hat man gefunden, daß ſich in der großen Babylon gegenwärtig 15,000 Mädchen befinden, die von armen Leuten geboren, weder einen beſtimmten Unterhalt, noch Obdach und Wohnung haben und deßhalb größtentheils in alle Arten von Laſtern verſinken. Aus denſelben Berechnungen geht hervor, daß die Zahl der weiblichen Dienſtboten in London 165,732 Köpfe beträgt; von dieſen bleibt im Durchſchnitte berechnet jede 462 Tage bei einer und derſelben Herrſchaft in Dienſt und 558 wechſeln ihren Dienſt täglich. Sieben von zehn derſelben ſind junge Mädchen vom Lande.

*

Nachrichten aus Alexandrien in den Maltheſer Zeitungen melden, daß die neulich von dem Paſcha von Aegypten zuſammenberufenen Kammern bereits von ihrer Sprechfreiheit Gebrauch zu machen anfangen, indem das Oberhaus bei dem Paſcha eine Vorſtellung gegen die ungeheuern Ausgaben für den Bau von Kriegsſchiffen einzureichen wagte. Ein Linienſchiff von hundert Kanonen iſt nämlich bereits von Stapel gelaufen, drei andere von gleichfalls hundert Kanonen werden demnächſt vollendet ſeyn und zu drei neuen iſt bereits ſchon der Anfang gemacht. Auf die von dem Oberhauſe geäußerte Beſorgniß, eine ſo große Ausgabe könne zum Ruin des Landes gereichen, erwiederte Se. Hoheit, er werde mit der Zeit die Gründe darlegen können, die ihn zu dieſen Rüſtungen veranlaßten. Von nicht geringerem Umfang ſind die Rüſtungen des Paſcha zu Lande. In Folge der Truppenentſendungen nach Kandia wurde eine neue Aushebung von 25,000 Mann angeordnet und zur Errichtung von noch zwei Reiterregimentern, die jetzt an der Zahl neun oder 1500 Mann, nach europäiſcher Taktik eingeübt, ausmachen, Befehl ertheilt.

Witzſtacheln des Figaro.

Der Friedensfürſt weiß nicht mehr, wo er in Europa bleiben ſoll. Er iſt nach Neuholland gegangen, wo er endlich den Frieden zu finden hofft.

*

Die Regierung will Paris täfeln laſſen, weil die Pflaſterſteine ſo unruhige Köpfe ſind.

*

Was geht nur vor? Kouriere kommen und gehen; die Miniſter verſammeln ſich; die Hunde heulen; die Völker murren; die Erde bebt; der Krieg iſt in der Luft.

*

Bei der Frohnleichnamsprozeſſion zu Neuilly ſah man auf einem Ruhaltar Chriſtus zwiſchen den Bildniſſen Ludwigs XVIII und Karls X; wahrſcheinlich wollte man ihn zwiſchen zwei Schächern darſtellen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 180. 29 Junius 1831.

Erinnerungen aus Korſika.

Das Banditenfrühſtück.

(Ein Beitrag zur Sittenſchilderung der Korſen.)

Es war im Jahr 1821 als ich allein den ziemlich ſteilen Pfad hinanritt, der auf dem Fiumorbo von Matra nach Ampriani führt, ich verließ mich dabei ganz auf den Inſtinkt meines Pferdes, zu dem ich das Vertrauen hatte, daß es mich mit heiler Haut den Weg hinaufbringen würde — eine Art in Felſen gehauener Leiter, auf der ſeine Gemsläufe ſicherer und geſchwinder fortſchritten, als es die Beine irgend eines Chriſtenmenſchen vermochten. So hatte ich ihm die Zügel auf den Hals fallen laſſen, und ganz in die wilde Schönheit der Gegend verſunken, in der tiefen Einſamkeit und Stille, die mich umgab, faſt vergeſſen, daß außer mir noch andere Menſchen dieſes ſeltſame Land bewohnten, das manchmal ſo unbewohnt ſcheint wie eine Inſel des ſtillen Ozeans, ſo daß man Meilen weit ſeinen Weg zurücklegen kann, ohne einem menſchlichen Weſen zu begegnen. Ein plötzlicher Ruck weckte mich aus meinen Träumereien; mein kleines korſiſches Pferd geſchelt wie ein Jagdhund, hatte wahrſcheinlich einen Eber oder einen Menſchen gewittert; es war auf ein Mal vor einem dichten Erdbeerbaumgeſträuche ſtutzig geworden, das mit ſeinen blutrothen Beeren wie ein ungeheurer Büſchel von Erdbeeren anzuſehen war: das Auge des Thieres funkelte, ſeine aufgeblaſenen Nüſtern ſchnaubten, ſeine Haare ſträubten ſich, und die Beine gegen den Weg angeſpreizt ſchien es eine nahe Gefahr andeuten zu wollen. In der That ließ ſich auch in den Macchien (*macchie* heißt man nämlich in Korſika jene unermeßliche Forſte von Maſtixbäumen, Myrthen und Zwergbäumen deren üppigwuchernde Vegetation den ganzen Boden des Landes überzieht) ein Geräuſch hören, und eben ſo ſchnell trat aus dem Gebüſche ein Mann hervor, etwas verlegen, wie es ſchien, ſo unvermuthet aus ſeinem Hinterhalte aufgeſtöbert worden zu ſeyn. Obgleich er ein Gewehr trug, was auf allen Wanderungen der unzertrennliche Gefährte eines Korſen bleibt, hatte ſein Aeußeres doch Nichts, was Beſorgniß erregen konnte; es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, ſtämmigen Wuchſes, der auf dürren Beinen ruhte, die aber im Schritt hurtig wie die meines Pferdes ſchienen. Seine Kleidung war zum Theil die der Gebirgsbewohner, zum Theil die eines Städters und beſtand aus einer kurzen Weſte von Ziegenfell, dem gewöhnlichen Kleidungsſtück der korſiſchen Bauern; aber ein Koller von ſchwarzem Sammt, ein weißes Hemd von feinem Perkal anſtatt der gewöhnlichen groben Leinwand, die man hier zu Lande trägt, und nicht ein Mal jeden Sonntag wechſelt, endlich ein Beinkleid von feinem Tuch und Halbſtiefel — machten Anſpruch auf eine gewiſſe Eleganz. Ein friſch geſchorner Bart ließ einen Gedanken an „Vendetta" bei Niemand aufkommen, der in dieſer Beziehung mit der alten Landesſitte bekannt iſt. Ein prächtiges Gewehr mit Doppelläufen, reich mit Silber ausgelegt, diente ihm zugleich als Reiſeſtock, ein langes Sattelpiſtol hing durch den Gurt ſeiner „Carghera" geſteckt — der korſiſchen Patrontaſche, die man von Vorne trägt — an ſeiner linken Hüfte; es war im Ganzen die gewöhnliche Nationaltracht. Nur ein einziges Stück ſeiner Bewaffnung war mir verdächtig — ein Dolch, der dem Korſen durch die franzöſiſchen Geſetze öffentlich zu tragen verboten iſt, ſtak in ſeinem Gurt. Indeß wenn man ſeine Geſtalt näher betrachtete, ſo waren ſeine außerordentlich feinen und zarten Geſichtszüge, ſeine blonden Haare, ſeine Adlernaſe, ſein geſchornes Kinn und ſeine Hand, ſo weiß wie die eines Weibes, eben nicht geeignet, Beſorgniß einzuflößen; nur ſeine kleinen grauen Augen, die eine auffallende Beweglichkeit hatten, gaben ſeinem Geſichte einen Ausdruck der Unruhe, der bisweilen drohend wurde; doch gewahrte ich Dieß nicht ſogleich auf den erſten Blick.

Nach einigen ziemlich wohlgeſetzten Entſchuldigungen über den Aufenthalt, den er mir verurſacht, geſellte ſich der Mann zu mir und ſchlug ohne weitere Umſtände denſelben Weg ein. Die Unterhaltung bewegte ſich faſt durchgehends um ſein Vaterland, ein Thema, über das der Korſe am liebſten plaudert. Indem mein neuer Reiſegefährte über ſein *caro paese* mit jener ein wenig ſchwülſtigen Beredſamkeit ſich ausſprach, die alle ſeine Landsleute, ſelbſt bis zu den ungebildetſten hinab, ſtets in ihrer Gewalt haben, entwickelte er die mannichfaltigſten Kenntniſſe; er ſchien völlig vertraut mit den politiſchen Intereſſen des Landes, mit der Bevölkerung jedes Bezirkes, ſelbſt mit Gegenſtänden der franzöſiſchen Verwaltung und dem Strafgeſetzbuch. Ueber Alles ſprach er ohne Bitterkeit, und mit der Offenherzigkeit eines Menſchen, der im Geſpräch mit einem Fremden ſich auf neutralem Boden zu befinden glaubt; auch über die bürgerliche Geſellſchaft und die Geſetze ſprach er mit einer Unbefangenheit, die keinen Menſchen verrieth, der mit ihnen im Kriege lebte; er ſcherzte ſogar einige Mal ziemlich gutmüthig über die Gendarmen, die auf die Banditen Jagd ma-

Digitized by Google

chen, obgleich zuweilen, wie er lächelnd hinzufügte, das gehetzte Wild ihnen die Hörner zeige; auch gab er darin der Regierung ſeinen Beifall, daß ſie den mühſamen Dienſt dieſer Leute als Feldzugjahre anrechne.

Dieß brachte meine Muthmaßungen vollends von aller Spur ab; ein Bandit konnte doch unmöglich ſo kaltblütig von ſeinen alten Bekanntſchaften — amici sviscerati — ſprechen; und obgleich das ausdrucksvolle Lächeln meines Begleiters nicht ein beſonderes Wohlwollen gegen dieſelben an den Tag legte; ſo ſchien dieß doch mehr den überhaupt gegen die Polizei üblichen Widerwillen anzudeuten, ja ich war feſt überzeugt, hätte er in dem Augenblick dieſen Spürhunden der Gerechtigkeit, eine Kugel zuſenden müſſen, er würde es mit der nämlichen Höflichkeit gethan haben, wie jene franzöſiſchen Offiziere bei Fontenoy, mit abgezogenem Hute und der Bitte: „meine Herren, ſchießen Sie zuerſt, wenn es beliebt.“

Inzwiſchen näherten wir uns Ampriani, wo ich meine Morgenraſt zu halten gedachte, und ich zählte ſchon darauf, daß mein einiger Maßen verdächtiger Begleiter, nicht mit mir dahin zu gehen wagen würde. In dem Augenblick, wo wir um eine Krümmung des Pfades beugten, und die Rauchſänge der erſten Häuſer des Dorfes dampfen ſahen, warf ich unwillkürlich einen forſchenden Blick auf ihn; ich war begierig zu ſehen, welchen Eindruck der Anblick eines menſchlichen Wohnortes auf denjenigen machen würde, der, wie mir ahnete, doch nicht im beſten Frieden mit der bürgerlichen Geſellſchaft leben mochte. Auch malte ſich wirklich bei dem Anblick dieſer weißen Mauern, die er wahrſcheinlich mit demſelben lebhaften Gefühle betrachtete, wie ein franzöſiſcher Emigrirter im Jahre 93 Frankreich von dem rechten Rheinufer aus, eine ziemlich lebhafte Bewegung auf ſeinem Geſichte, ſeine dunkeln Augenbraunen zogen ſich zuſammen und in Bogen aufwärts, ſeine kleinen Augen funkelten, und ein unbeſchreibliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen; aber dieſe Bewegung dauerte kaum einen Augenblick und wurde ſogleich wieder von dem diplomatiſchen Geſichte verdrängt, das der gemeinſte korſiſche Bauer als ein Geſchenk der Natur beſitzt. Plötzlich blieb er ſtehen, indem er ſich auf ſeine Flinte wie auf den Arm eines Freundes, ſtützte, jetzt glaubte ich ſey die ſchicklichſte Gelegenheit gekommen, ihn außer Faſſung zu bringen, wenn ich ihn fragte: ob ſich in dem Dorfe ein Gendarmerieposten befinde? Ein ſchnelles Zuſammenziehen der Augenbraunen und ein mißtrauiſcher Seitenblick waren die einzige Antwort auf dieſe Frage dann aber wieder völlig ſeiner Herr geworden, ging ſein ganzes Geſicht in einem Lächeln auf; und indem er ſeine Hand mit einer Vertraulichkeit, die mir ſo wenig behagte, als die Schmeichelei eines Tigers, auf meine Schulter legte, ſagte er in einem Tone, der aus Verlegenheit und Stolz gemiſcht war: „Wiſſen Sie, wer ich bin?“ —

Nun war die Reihe zu lächeln an mir. „Nein,“ erwiederte ich, indem ich mit einem Blicke ſeinen ſeltſamen Anzug überflog, „aber ich ahne es.“ „Ich bin Gallucchio,“ ſagte er, ohne noch einen Zuſatz nöthig zu haben: es war der Name des berüchtigtſten Banditen von Korſika, ein Name, der in aller Mund war, von Bonifacio bis St. Florent, von Ajaccio bis Baſtia; nach Bonaparte ſprach man nur von ihm. Ich muſterte ihn mit der Aufmerkſamkeit eines Gendarmen, der ein Signalement vergleicht; er hatte ſeine kleine Figur aufgeſträubt wie ein Hahn, der ſich auf die Sporen ſetzt, ſein Auge blitzte, ſeine Naſenlöcher ſchnoben auf über dem gerüſſelten Munde; es war der letzte Ausdruck des befriedigten Stolzes, wenn er ſich beſcheiden auszuſehen zwingt; doch lag in dieſem Manne, der Tauſende erzittern machte, wirklich eine gebieteriſche Würde; vielleicht war es der Gedanke an das Böſe, das er ſchon verübt hatte was ihm dieſe Uebermacht verlieh; denn auch dieß iſt bei uns hienieden ein Maßſtab der Achtung. Die zwei Millionen Menſchen, die Bonaparte Frankreich gekoſtet hat, trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, ſeinen Namen furchtbar zu machen.

„Sie fürchten ſich nicht?“ frug er mit einem Tone der Herablaſſung.

„Nein,“ antwortete ich, „ſchon lange hegte ich den Wunſch, den berühmteſten Mann von Korſika zu ſehen.“ Obgleich Dieß nicht ganz die Wahrheit war, ſo ſchien er doch durch dieſe Artigkeit ſich geſchmeichelt zu fühlen.

„Sie wollen bei dem Pfarrer von Ampriani frühſtücken, ſo nahm er jetzt mit einer Art zutraulicher Freundlichkeit das Wort; „allein er hat heute Geſchäfte; es ſoll meine Pflicht ſeyn, Sie zu bewirthen. In dem Dorfe dort liegt kein Gendarmerieposten,“ fügte er hinzu, da er mir das Erſtaunen anſah; „und wenn ich einem oder dem andern Gendarmen einzeln begegnete, ſo würde ich mich auch nicht fürchten — er ſchlug hiebei auf ſeine Flinte — und wären mehrere derſelben in der Nähe, ſo wäre ich von meinen Spionen davon unterrichtet. Aber Sie wollen vielleicht nicht mit einem Banditen zu Tiſche ſitzen?“ ſagte er lächelnd mit einigem Schwung.

„Warum nicht?“ erwiderte ich, und ſomit ſetzten wir unſern Weg weiter fort.

(Fortſetzung folgt.)

Ausflüge am ſchwarzen Meer.

5. Jekaterinodar und die tſchernomorziſchen Koſaken.

(Fortſetzung.)

In dem Kriege gegen die Türken, der durch den Vertrag von Kutſchuk-Keinardſchi am 22 Julius 1774 beendigt wurde, wankten die Zaporogen in ihrer Treue gegen die ruſſiſche Regierung und verriethen Neigung, ſich unabhängig zu machen. Dieſe kühnen Abſichten, ſo wie ihre Liebe zum Raube und ihr hartnäckiger Widerſtand gegen jede heilſame Reform in ihrer Landesverfaſſung, beſtimmte endlich Katharina II ihren Staat mit Gewalt aufzulöſen. Man ſtellte ihnen frei, entweder eine andere Lebensart zu wählen, oder das Reich zu verlaſſen; die Einen thaten dieß, die andern jenes. In dem Kriege, der ſich durch den zu Jaſſy am 9 Junius 1792 geſchloſſenen Vertrag endigte, hatten ſich mehrere Regimenter im Dienſte Rußlands dergeſtalt ausgezeichnet, daß ihnen die Kaiſerin durch Ukaſe vom 30 Junius 1792 die Halbinſel Taman und das ganze Gebiet zwiſchen dem Kuban und azowſchen Meer, bis an die Ufer des Jei und den Zuſammenfluß des Laba und Kuban abtrat, Provinzen, von denen die Kaiſerin ſo wie von der Krimm,

Digitized by Google

Beſitz genommen hatte, als der letzte Chan derſelben, Chahin Gerai, durch Manifeſt vom 8 April 1783 auf ſie verzichtete.

Die Zaporogen erhielten zu gleicher Zeit mit dem abgetretenen Gebiete den Namen Koſaken des ſchwarzen Meeres oder Ttſchernomorzen, und eine neue Regierungsform, die jener der doniſchen Koſaken ganz ähnlich iſt. Der Kaiſer wählt aus einer Reihe von dem Heere der Ttſchernomorzen ihm vorgeſchlagener Kandidaten einen Attaman auf Lebenszeit, der ihr Oberhaupt und Vorſtand der Woiskowaia kancellaria oder höchſten Verwaltung iſt, von der alle Civil- und Militärangelegenheiten abhängen. Von den Attamanen unabhängig beſteht ſie aus zwei lebenslänglichen Mitgliedern und vier Beiſitzern, die alle drei Jahre gewählt werden. Dieſe Verwaltungsbehörde ſteht unter dem Generalgouverneur von Tauris.

Das Heer der Koſaken des ſchwarzen Meeres iſt nach Maßgabe der Bevölkerung, die man im Durchſchnitt auf 20 bis 25000 Seelen anſchlägt, in zehn Regimenter Infanterie, eben ſo viel Kavallerie und 1000 Mann Artillerie abgetheilt, die im Ganzen ein Heer von 14000 Mann bilden. Von dieſem werden jährlich vier Regimenter Kavallerie und zwei Regimenter Infanterie, in die ſechsundzwanzig Redouten auf dem rechten Ufer des Kuban vertheilt, deſſen Länge ſich, die Krümmungen mit eingerechnet, von ſeiner Mündung bis an den kaukaſiſchen Regierungsbezirk 450 Werſte weit erſtreckt. Auch im Jahre 1811 befand ſich unter der Armee von Moldau ein Regiment Ttſchernomorzen und hundert Mann derſelben dienten unter den Gardekoſaken in Petersburg. Während der Dienſtzeit erhält jeder Offizier und Soldat den Sold eines Huſaren, Lebensmittel und Schießbedarf; doch muß er ſelbſt für Kleidung und Pferd ſorgen. Ihre Waffen beſtehen wie die der übrigen Koſaken in einer Lanze, einer leichten türkiſchen Flinte und einem tſcherkeſſiſchen Säbel. Ihre Kleidung hat Aehnlichkeit mit der polniſchen Nationaltracht und beſteht aus einer langen Weſte, einem Ueberrocke mit geſchlitzten Aermeln, einem weiten Beinkleid und einer flachen Mütze aus Schaffell. Jeder Koſak iſt gewöhnlich auch mit einem Mantel aus kaukaſiſchem Filz und einem Baſchlyk oder einer tuchenen Kapuze gegen das Regenwetter verſehen. Ihre Lieblingsfarben ſind blau und roth; indeß haben ſie keine eigentliche Uniform und ihre Regimenter ſehen buntſcheckig aus; nicht ſelten ſieht man Leute unter ihnen mit zerriſſenen Kleidern. In Friedenszeiten dient der Koſake, der kein bürgerliches Amt bekleidet, ein Jahr, und kann darin wieder zwei Jahre zu Hauſe verweilen; eben ſo iſt es mit denen der Fall, die als Poſtknechte und zur Handhabung der Polizei angewieſen ſind.

Das Gebiet der Tſchernomorzen theilt ſich in vier Diſtrikte; Jekaterinodar, Taman und Temriuk, Medwedoskaia, Tſcherbinowka. Jeder Diſtrikt hat ſeinen Inſpektor, der alle drei Jahre von Neuem gewählt wird und zwei Aſſeſſoren und ſeine Amtsſtube hat. Jedes Dorf hat ſeinen Attaman, den die Gemeinde aus ihrer M te wählt; die Attamane von mehrern Ortſchaften ſtehen unter der Aufſicht eines abgedankten Offiziers, der unter ihnen lebt.

Die Mitglieder der Woiskowaia kancellaria und die Diſtriktsinſpektoren beziehen ihren Gehalt aus dem Einkommen der Bezirke, das aus der Verpachtung des Branntweinverkaufes, der Salzſee, des Fiſchfanges im azowſchen Meer, des Tauſchhandels mit den Gebirgsvölkern und der Zölle gewonnen wird. Dieſe Verpachtungen, die von Ruſſen übernommen wurden, haben nach dem letzten Markte 240,000 Rubel in Bankaſſignaten eingetragen, von denen 40,000 aus der Abgabe von dem Tauſchhandel an der Quarantaine von Redoutskoi eingingen.

Jeder Koſake kann aus den Salzſeen ſoviel Salz ziehn als er will, wenn er davon den zehnten Theil als Abgabe entrichtet, auf ſoviel iſt nämlich der Pachtertrag berechnet; auf dieſe Weiſe zieht die Bezirkskaſſe einen Vortheil, der die Einzelnen nicht beeinträchtigt; eben ſo iſt es mit der Fiſcherei, Jedermann kann in allen Seen und Flüſſen fiſchen; ſo werden auch durch dieſes Monopol die Einwohner nicht gedrückt und der Pächter, der die Konſumtion derſelben nicht in Anſchlag bringt, ſendet ſeine Fiſche nach Rußland. Der Tauſchhandel an der Quarantaine von Redoutskoi, in der Nähe des kaukaſiſchen Regierungsbezirkes, beſteht meiſtentheils aus Schaffellen, Rauhwerk und Honig, und bringt dafür Getreide und vorzüglich Salz zu Markte; der von letzterem zum Voraus erhobene Zehentheil findet hier ſichern Abſatz. Hierher werden auch oft die von den Tſcherkeſſen entführten oder kriegsgefangenen Koſaken gebracht, um ſie gegen Salz loskaufen zu laſſen. Die Woiskowaia kancellaria handelt ihre Unterthanen gegen Salz wieder ein, ohne von den unvermöglicheren dafür einen Erſatz zu verlangen. Die Staatskaſſe bezieht keine andere Einkünfte, als die oben erwähnten, kein Koſake zahlt der Krone oder einem Herrn eine Abgabe. Jeder kann in dieſem Lande ſich niederlaſſen, und ſo viel Grund und Boden in Beſitz nehmen, als er anbauen zu können gedenkt; er hat dafür an die Verwaltung Nichts zu entrichten und bloß ſich auszuweiſen, daß die Krone nichts an ihn zu fordern und ihm die Erlaubniß gegeben hat im Gebiete der Tſchernomorzen ſich niederzulaſſen. Es bleibt dem neuen Ankömmling frei geſtellt, ob er in das Heer eintreten will oder nicht.

(Schluß folgt.)

Eine Abendgeſellſchaft bei Lafayette.

(Blätter aus dem Tagbuche eines Engländers.)

Um die franzöſiſche Geſellſchaft ganz nach Verdienſt zu würdigen, muß man ihre Soirées beſuchen, wo ſich die Anmuth und Lebhaftigkeit des geſelligen Umgangs im vollſten Lichte zeigt; wo Jeder — beneidenswerthes Vorrecht! — thun kann, wie ihm ſein Herz gebietet. Während der letzten Saiſon zu Paris waren die Abendgeſellſchaften bei Lafayette im Ganzen genommen die intereſſanteſten der Hauptſtadt. Bei Cuvier fand ſich Alles, was Frankreich von hochbegabter Größe in der Literatur aufzuweiſen hat — bei Gerrard verſammelten ſich die ſchönen Geiſter und Künſtler — doch bei Lafayette ſah man eine Miſchung aus allen dieſen und dabei jene Männer, deren Namen bereits ein Eigenthum der Geſchichte geworden ſind, und deren Erſcheinen in der Geſellſchaft ſo glänzend iſt als ihr Ruhm. Es war eine geraume Reihe von Jahren verſtrichen, ſeit ich den General nicht mehr geſehen hatte, und mit geſpannter Erwartung harrte ich der Stunde der Soirée entgegen. Obgleich dieſe auf halb neun Uhr angekündigt war und bereits die Glocke von Notre Dame neun geſchlagen hatte; ſo fand ich doch den Salon noch nicht ſonderlich gefüllt, und genoß auf dieſe Weiſe das Vergnügen, einem der außerordentlichſten Männer dieſes und vielleicht aller Jahrhundeete die Hand zu drücken, um ſo ungeſtörter. Abgeſehen von Lafayette's enthuſiaſtiſcher Politik, — und ich muß geſtehen, daß ich von der politiſchen Intelligenz eines Mannes nicht ſonderlich viel halten kann, der Alle, die in irgend einem bekannten oder unbekannten Theile der Welt die Throne der Könige zu ſtürzen verſuchen, als ſeine Kinder betrachtet und liebt, ohne ſich weiters auf die Frage einzulaſſen, warum ſie eine Veränderung in ihrer Verfaſſung herbeiwünſchen — abge-

Digitized by Google

ſehen von ſeiner Politik, muß man auf den erſten Blick den herrlichen alten General lieb gewinnen. Noch weht uns in ſeiner Nähe der wohlthätige Hauch jener geiſtvollen Liebenswürdigkeit an, die einſt in dem Adel Frankreichs ſich verkörpert darſtellte — es iſt der allein noch in ihm übrige Geiſt der Ritterlichkeit, und wenn Lafayette ſtirbt, ſo wird der letzte franzöſiſche Ritter zu Grabe getragen werden.

Seine Unſchlüſſigkeit — ich würde ſagen ſeine Feinde werfen ſie ihm vor, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er keinen perſönlichen Feind hat — dieſes unentſchiedene Schwanken in ſeinem Charakter gründet ſich auf ſeine Herzensgüte, die ihn nie in die Ausführung eines Planes willigen läßt, der mit Blutvergießen verbunden iſt. Lafayette fehlt zu einem größeren Manne nur ein härteres Herz. Er giebt einen ſchlagenden Beweis für den bekannten Spruch: „Dem Reinen iſt Alles rein.“ Ohne eine Ahnung von böſem Willen in Andern wird er nicht ſelten das Spielzeug des Truges und der Täuſchung, worüber man oft in ſeiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie zu ſcherzen pflegt. Es iſt Lafayette's Unſtern, daß er einige Jahrhunderte zu ſpät geboren worden iſt; nach Verdienſt könnte er nur gewürdigt werden, hätte er in den Tagen der Kreuzzüge das Licht der Welt erblickt — wo „Lieb' und Ruhm“ des Helden Sinnſpruch war, dort würde der General als Stern erſter Größe geglänzt haben, und als Lieblingsheld der Minſtrels in ihren Liedern bis auf unſere Tage gefeiert worden ſeyn.

Die liebevolle Aufnahme, mit der der Greis mich willkommen hieß, rührte mich bis zu Thränen, und ich brauchte einige Augenblicke, bis ich ſeinen Gruß erwiedern konnte. Schmerzlich berührte es mich auch, nur die Trümmer noch zu ſehen von Allem, was hochherzig und gut genannt werden kann. Was ſollen wir noch beſtändig nennen und als hohe Gaben preiſen an dem Sohne des Staubes, wenn ſelbſt an die edelſten Kleinode ſeines Seyns die Zeit ihre Hände legen darf? Kein Gemälde, keine Büſte von Allen, die mir noch zu Geſichte kamen, giebt ein wahres Bild von Lafayette, allen fehlt dieſe unausſprechliche Milde, die den untern Theil ſeines Antlitzes bezeichnet; ſein Lächeln iſt das liebevollſte, das ſich denken läßt, und wenn es verſchwindet, ſo wundert man ſich, was es nur geweſen ſeyn möge, das einen ſo verklärten Schimmer auf dieſe harten und runzlichen Züge geworfen hat, die mehr mit einem Beile als ſonſt einem zarten Werkzeuge gehauen ſcheinen; ſeine Naſe iſt kurz und dick; ſeine Augen etwas vorliegend und ſein Kopf nur auffallend, weil er mit einer ſchwarzen Perrücke bedeckt iſt; ſeine Geſtalt war einſt ſchön, und hatte eine kriegeriſche Haltung; jetzt iſt ſie zuſammengedrückt und das aufrechtgeſtandene Haupt vorwärts gebeugt, als fehlte es dem Nacken an Kraft, es zu tragen. Nichts fand ich an ihm unverändert als ſeine Herzlichkeit und Güte; doch muß ich geſtehen, daß ich ein wenig in Verlegenheit kam, als mich der würdige Mann einer Schaar ſeiner niedlichen Enkelinnen als ſeinen alten Bekannten vorſtellte. Es wäre mir lieber geweſen, hätte er mich den Sohn ſeines alten Bekannten genannt, obgleich ich dann vielleicht von ihrer Seite minder herzlich empfangen worden wäre; denn die franzöſiſche Geſellſchaft hält die unverheiratheten Frauenzimmer unter einem ſtrengen Späherblicke, und nicht wohl iſt es dieſen erlaubt, mit einem jungen Manne ſich zu unterhalten. Sein Enkel, der erſt jüngſt ſich vermählte, ein gutmüthiger, aber etwas albern ausſehender junger Mann, ließ mich zunächſt an der Thüre des Vorzimmers Platz nehmen, um Jedermann, der eintrat oder wegging, ſehen zu können; in dem nämlichen Augenblicke wurde ich eines alten Freundes anſichtig, dem alle Löwen — der Wiſſenſchaft, der Politik und des Kriegs — wohl bekannt waren; dieſe Begegnung war mir höchſt erwünſcht, und ich beeilte mich ſogleich, ſie zu benutzen.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Der Handel von Syrien, der alle Elemente in ſich vereinigt, die zu einem gedeihlichen Aufblühen deſſelben nothwendig ſind, ſiecht aus Mangel an Schutz und Pflege allmählig dahin. Der ganze Handel von Yemen und Mecca würde ſeinen unermeßlichen Reichthum über die ſyriſchen Provinzen ergießen und einen viel verzweigten Verkehr hervorbringen, wenn er frei und beſchützt wäre, während die Regierung des Landes ſich alle Mühe zu eben ſcheint, ihn zu erſticken, da ſie dem Reiſenden nicht nur keine Sicherheit gewährt, ſondern ihn im Gegentheil unaufhörlichen Erpreſſungen preis giebt, deren Druck vorzüglich jene trifft, von denen man glaubt, daß ſie durch den Handel zu einigem Vermögen gekommen ſind. Der ganze Handel hat ſich daher größtentheils Aegypten zugewendet, obgleich die Seehäfen Syriens ſeine natürlichſte Ausmündung bilden. Deßhalb verfolgt auch der Waarenzug aller Hinderniſſe ungeachtet noch immer ſeinen alten Weg, und die Karawanen von Bagdad nach Damaskus und umgekehrt ſind noch immer zahlreich. Meiſtentheils beſtehen dieſelben aus 5 bis 5000 Kamelen. Der Seehafen von Damaskus iſt Beyruth; zwar iſt dieſe Bay nicht beſonders gut gelegen, allein zur Winterszeit können die Schiffe in einem Fluſſe fünf Meilen davon ſicher vor Anker liegen. — Abdallah, der Paſcha von St. Jean d'Acre, hat dem Handel von Syrien ein unerträgliches Joch aufgelegt. Zwar erhielt er vor unlängſt von der Pforte Befehl, ſeinen Regierungsſitz nach Said zu verlegen, was dem Volke dieſer Gegenden einige Erleichterungen zu verſprechen ſchien; allein durch die Dienſte, die er neuerdings der Pforte leiſtete, indem er vorzüglich dazu beitrug, ihr geſunkenes Anſehen in dieſen entlegenen Theilen ihres Reiches wieder herzuſtellen, bewirkte er eine Abänderung des großherrlichen Firmans. Abdallah drückt dieſe Provinzen und die ganze Seeküſte von Alexandretta bis Jaffa, die ſeinem Befehl unterworfen iſt, mit den härteſten Auflagen. Auch von den Bewohnern des Libanon forderte er Abgaben; aber dahin reicht die Hand des Despotismus noch nicht, und er mußte deßhalb in ſeinen Forderungen einigermaaßen beſcheiden ſeyn. Die Bevölkerung des Berges Libanon ſteht unter einem Fürſten, Emir Beghir genannt, der zwar dem Scheine nach dem Paſcha von Acre unterworfen, in der That aber völlig von ihm unabhängig iſt. Dieſer Vaſall der Pforte hat ein Heer im Solde, das auf 12 bis 15,000 angeſchlagen wird, wohlgeübt und von Natur aus kriegeriſch, und in dieſen Bergen unüberwindlich iſt, da der Angreifer hier erſt furchtbare Hinderniſſe zu beſiegen haben würde. Außerdem könnte Emir Beghir ganz leicht in kurzer Zeit ein Heer von 40,000 Mann auf die Beine bringen, das bereit wäre, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen. Alle Gegenden des Libanons ſind gut angebaut, und die Bevölkerungen leben bloß durch die wenige Freiheit, deren ſie genießen, im beſten Wohlſtand und vollkommener Zufriedenheit. Jeder ſyriſche Flüchtling, der den Libanon erreichen kann, findet hier ein ſicheres Aſyl. Nach der Schlacht bei Navarin ſuchten alle in Syrien wohnhaften Europäer eine Zuflucht in den Gebirgen, wo ſie ſich gegen zwei Jahre ungeſtört aufhielten. — Damaskus bietet kein ſolches Bild von Elend dar wie die übrigen Städte Syriens; hier hat der Reformgeiſt des Sultans bereits gedeihlichere Wirkung geäußert, und die Behörden wagen es weniger, mit dem Eigenthum der Einwohner deſpotiſch zu ſchalten. Die Bevölkerung von Damaskus beläuft ſich bis auf 170 oder 180,000 Seelen, unter denen ſich 120 bis 150,000 Türken befinden; von den 25 bis 30,000 Chriſten gehören fünf Sechstheile der katholiſchen Kirche an.

*

Unter Denen, die das Juliusdenkzeichen erhalten haben, bemerkt man auch den jungen Robert, einen Knaben von vierzehn Jahren, der den 28 Julius bei dem Kampfe auf dem Grèveplatz die ausgezeichnetſte Unerſchrockenheit bewieſen hatte. Er iſt der älteſte von fünf Geſchwiſtern, deren Vater, ein ſchlichter Handarbeiter, ſiebenzehn Jahre im franzöſiſchen Heere gedient hat.

*

Zu London iſt die berühmte Schauſpielerin Siddons (geb. 1755) am 8 Junius mit Tod abgegangen. Sie war die Tochter des Direktors einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft und die Schweſter des gefeierten mimiſchen Künſtlers John Kemble. Nachdem ſie lange auf Provinztheatern mit ihrem Manne, dem Schauſpieler Siddons, geſpielt hatte, trat ſie zum erſten Male auf dem Drury-Lane-Theater zu London im Jahre 1775 auf, wo ſie aber wenig Eindruck machte. Hiedurch bewogen, noch ein Mal zu den Theatern in der Provinz zurückzukehren, verſuchte ſie erſt im Jahre 1782 wieder ihr Glück zu London, wo ſie auch volle Anerkennung fand. Im Jahre 1803 kam ſie an das Coventgarden-Theater, zog ſich aber bald darauf von der Bühne zurück. Nur zuweilen trat ſie noch in Benefizvorſtellungen auf; doch gab ſie noch im Jahre 1817 die Lady Macbeth mit einer Kunſt, die Nichts zu wünſchen übrig ließ. Vorzüglich Shakeſpeare's Dramen aber waren es auch, wo ſie die erſtaunlichſte Wirkung hervorbrachte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 181. 30 Junius 1831.

Erinnerungen aus Korſika.

Das Banditenfrühſtück.

(Fortſetzung.)

Bald erreichten wir das Dorf; es war kein Sonntag und doch waren dieſe engen und krummen Straßen von einer eigenen Bewegung belebt; der große Platz vor der Kirche war mit Volk bedeckt; man bemerkte darunter eine gute Anzahl Schwarzröcke von mehr oder minder ſchmutzigem Ausſehn, in denen man die Landpfarrer auf eine Meile in die Runde erkennen konnte. Uebrigens bewegten ſich alle dieſe Figuren in der Weſte, wie im Ueberrocke, mit geſchornem und ungeſchornem Kinn, nach der Kirche zu. Wir folgten in einiger Entfernung dem Menſchenſtrom; ein Haufe neugieriger Bergbewohner in Mützen ſo ſpitzig wie ihr Kirchthurm, trat hinter uns als Gefolge her, doch immer in ehrerbietiger Entfernung; ſie hatten meinen Gefährten erkannt und ſchienen keinen beſondern Drang zu fühlen, ſich ihm zu nähern. Dieſer aber beeilte ſich, die wogende Volksmenge zu durchſchneiden, die ſich nicht minder ſchnell vor ihm auseinander that. In wenigen Augenblicken ſtanden wir Beide im dunkelſten Winkel des Kirchenſchiffes; ein dreifacher Wall von Weibern umgab und verbarg uns; doch nach ihren unruhigen Blicken, nach ihren zu wiederholten Malen geſchlagenen Kreuzen hätte man eher glauben ſollen, der Teufel ſelbſt ſey an dem heiligen Orte unter ihnen erſchienen. Die kleine Kirche von Ampriani, die ohnedem zu enge war, um alle Andächtigen zu faſſen und zu der noch immer mehr Gebirgsvolk heranſtrömte, bot einen Anblick einzig in ſeiner Art dar, den ich Zeitlebens nicht vergeſſen werde. Neugierig zu ſehen, was denn eine ſo zahlreiche Verſammlung hierher führen konnte, ſtellte ich mich zu großem Aergerniß meiner frommen Nachbarinnen auf einen Kirchenſtuhl. Der Chor war ſchwarz ausgeſchlagen, eine Bahre erhob ſich in ſeiner Mitte, die auf einer Erhöhung ſtand und mit einem großen ſchwarzen Tuche überhangen war. Alles um dieſen Katafalk her flammte und ſchien den Tag an Helle überbieten zu wollen, ſo viele Kerzen von jeder Dicke und Länge waren da aufgeſteckt; man hätte bei dem Begräbniß eines Königs keine größere Verſchwendung treiben können. Wolken von Weihrauch oder Harz qualmten aus den Rauchfäſſern, und in den Chorſtühlen erblickte man einige zwanzig ehrwürdige Pfarrer, gleich den Kerzen nebeneinander aufgepflanzt. Um das Geländer, das den Chor von dem Schiffe ſchied, drängte ſich eine Anzahl geiſtlicher Lehrlinge oder Abbatini von 15 bis 25 Jahren, die man mit eben ſo vielen großen ſchwarzen ſummenden, geſchäftigen Stechfliegen hätte vergleichen können. Ein voller und mächtig brauſender Geſang erſcholl aus dieſen vielen zum Kirchengeſang wohl eingeübten Lungen. Sicherlich wird in keiner Kathedrale einer großen Stadt das De Profundis ſo vollſtimmig und mit ſo viel Erbauung abgeſungen.

Ich ſah meinen Gefährten mit einem Blicke an, der um eine Erklärung bat; ein unbeſchreibliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen: Stolz, Traurigkeit, Verachtung, ſelbſt Luſtigkeit, aber jene bittere und ſarkaſtiſche, mit der er von den Gendarmen geſprochen hatte, lagen in dieſem Lächeln. „Sehen Sie dieſen Sarg,“ ſagte er endlich, „es iſt der meines Vaters. Seit drei Tagen iſt er todt, und hat mir und meinem Bruder nichts zurückgelaſſen als Schulden und Vendette. Gern hätte man Stein für Stein ſein Haus und ſeinen magern Garten verkauft, wären daraus nur die Koſten für den Kirchendienſt zu erlöſen geweſen. Doch ich wollte nun einmal nicht, und Jedermann hat ſeine Eitelkeit, daß die Seele des Vaters Galluchio's ohne das gehörige Geleite dort oben ankommen ſollte. Dieß würde mir auch in den Augen meiner Landsleute ſehr geſchadet haben. Endlich faßte ich folgenden Entſchluß. Ich ſchrieb an alle Pfarrer der pievi (Landpfarreien) auf zwanzig Miglien in die Runde ein Umlaufſchreiben in folgenden Worten: „„Ich Galluchio, Befehlshaber der freien Männer des Flumorbo, mache dem Herrn Pfarrer zu . . . . zu wiſſen, daß derſelbe bei dem Leichengottesdienſte, der zu Ampriani für die Seele meines verſtorbenen Vaters gehalten werden ſoll, an den Tag und der Stunde daſelbſt ſich einzufinden hat, um durch ſeine Gegenwart und mit ſeinem Gebete den Gottesdienſt zu unterſtützen. Seine chriſtliche Liebe wird es ihm ohne Zweifel zur Pflicht machen, dieſem guten Werke beizuwohnen; würde er ſich aber deſſen weigern, dann wehe, wehe, wehe.“ Darunter ſetzte ich mein Siegel, zwei gekreuzte Dolche, das auf der ganzen Inſel ſo gut iſt, als das Siegel des Königs. Ein ähnliches Einladungsſchreiben ſchickte ich an die Dorfgemeinden umher, in welchem ich ſie bat, ein Jeder möchte, um dem armen Pfarrer von Ampriani einen zu großen Aufwand zu erſparen, ein halb Pfund Wachs mit zum Opfer bringen. Sie ſehen, wie gewiſſenhaft ſie dieſen Liebesdienſt mir erweiſen; wenn man ſie dafür bezahlt hätte, könnten ſie nicht eifriger geweſen ſeyn. Iura di Dio, ein jeder hat ſeine Kerze mitgebracht und hätte er dazu die Oſter-

Digitized by Google

kerze an ſeiner Bettſtätte nehmen müſſen!" Bei dieſen Worten ſtieg er gleichfalls zu mir auf die Bank, von woaus ſich die ganze Kirche überſehen ließ. Ich ſtand an ſeiner Seite; aber kaum hatte man vom Chore aus über dieſen wogenden Wald von braunen Köpfen unſere zwei Geſichter hervorragen ſehen, von denen das eine wenigſtens nur allzu bekannt war, als ſich unter der ſchwarzen Schaar der frommen Herrn eine eigene Bewegung kund gab. Der dumpfe und etwas ſchläferige Pſalmengeſang, der unter dem Kirchengewölbe leiſe verhallend hinſtrich, wurde auf einmal munter und lebhaft; die Pauſen wurden kürzer, die Antworten folgten ſich ſchneller. Verſtohlene und unruhige Blicke, die von allen Seiten her auf uns gerichtet wurden, verriethen nur allzu gut den Eindruck, den der Anblick meines gefürchteten Nachbarn hervorbrachte. Gallucchio bemerkte dieß ſo gut als ich; aber er ſprach kein Wort, nur ein ſchnelles ſpöttiſches Lächeln, das ſelbſt dem Munde eines Mephiſtopheles nicht übel geſtanden haben würde, krümmte ſeine ſchmalen ſcharfen Lippen. Er ſtieg herab und gab mir ein Zeichen, das Gleiche zu thun; wir gingen durch die Menge hin, die uns ſcheu auswich und verließen die Kirche.

„Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen in mein kleines Haus einzutreten," ſagte Gallucchio, indem er auf eine Caſa am Ende des Dorfes losging, „ſo wird es mir ein Vergnügen ſeyn, ſie mit einem kleinen Frühſtück zu bewirthen. Dort gedenke ich auch den Herrn Pfarrern, die ſich meinetwegen ſo weit herbemüht haben, einen kleinen Schmaus zu geben, der jedoch vielleicht nicht ganz nach ihrem Geſchmack ſeyn wird." Begierig zu ſehn, welchen neuen Streich er den armen Pfarrern zu ſpielen im Sinne hatte, von denen mancher zwölf Miglien weit hergekommen und einen bedeutenden Aufwand von Kerzen und Lungen gemacht hatte, folgte ich ihm ohne ein Wort zu ſagen.

(Fortſetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayiſchen Familie.

(Fortſetzung.)

Einige Zeit nach dieſen Kriegsthaten Nakhoda Muda's, wofür er von dem erſten Miniſter des Sultans zu Bantam große Lobſprüche und das Amt erhielt, bei künftigen Streitigkeiten der Pangerans und Proatins (Häuptlinge der Dörfer) des Diſtriktes Samangka, die Unterſuchung zu führen, und auf der Stelle Recht zu ſprechen, Fälle von Todtſchlag ausgenommen, deren richterliche Entſcheidung ſich der Sultan ſelbſt vorbehalten, kam es in Bantam zwiſchen dem Sultan und den Gebirgsbewohnern zum Krieg. Der Anführer der Inſurgenten war Ratu Bagus Buang, ein thätiger, verwegener Mann, dem keiner der Häuptlinge ſich zu widerſetzen wagte und deſſen Befehlen Alle auf unbegreifliche Weiſe gehorchten. Sie verſammelten ſich unter ihm zu einem Angriff auf die Hauptſtadt und bald hatten ſie alle kleineren Städte in deren Umgebung im Beſitz. Selbſt in der Reſidenz war Alles, was nicht unmittelbar mit dem Hof in Verbindung ſtand, für Ratu Bagus geſtimmt und nur drei feſte Plätze, wovon einer Gabong Intam, dem Sultan und zwei, Pitchi (?) und Karang den Holländern gehörten, blieben, da die Beſatzung Stand hielt, uneingenommen. Der Sultan hatte inzwiſchen Hülfe von Batavia erhalten, aber dennoch wurde der Krieg durch zwei Jahre mit unglaublicher Hartnäckigkeit geführt, da Ratu Bagus, der die Kunſt verſtand auf die Gemüther ſeiner Untergebenen zu wirken, ihnen vorgeſpiegelt hatte, daß ſie nach Einnahme der Hauptſtadt, weder dem Sultan noch der Kompagnie irgend eine Abgabe mehr zu entrichten hätten.

Als Kiria Minjan Nachricht von der Belagerung und wahrſcheinlichen Einnahme der Hauptſtadt Bantam erhielt, verließ er Samangka, um ſich, da er in den Gebirgen von Bantam geboren war, der Partei Ratu Bagus anzuſchließen. Der Ratu *) forſchte nach der Stärke der malayiſchen Bevölkerung von Samangka, und auf Kiria's Verſicherung daß ſie leicht 250 waffenfähige Männer betrage, deren Anführer Nakhoda Muda ſey, befahl ihm der Ratu ſchleunig nach Samangka zurückzukehren und ihm alle dieſe Malayen zuzuführen. Auf Kiria's Einwendung daß er nicht dafür ſtehen könne, ob auch alle geneigt ſeyn möchten, unter den Befehlen Sr. Hoheit zu dienen, erwiderte der Ratu: Wenn nicht Alle Dir folgen wollen, ſo bringe mir wenigſtens 150 mit Güte oder mit Gewalt, und ſollte ein Geiſt der Widerſetzlichkeit ſich zeigen, ſo ſendeſt Du mir den Kopf des Anführers.

Nach dieſer Unterredung ſchiffte ſich Kiria von Kwala Charingan mit zwei großen Booten, von der Art die man Panchalang nennt, nach Samangka ein, und begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft zum Pangeran Wei Ratna von Beniawang, den er, als den angeſehenſten unter den Häuptlingen des Landes, von ſeiner Unterredung mit dem Ratu in Kenntniß ſetzte, ihm vertraute daß er eine Reiſe durch das Land mache, um die Geſinnungen der übrigen Chefs zu erforſchen, und zuletzt noch mit dem Befehl des Ratu rückſichtlich der Malayen bekannt machte. Der Pangeran erwiderte, daß wenn die Hauptſtadt ſich dem Ratu unterwerfen müſſe, ſo bleibe den Häuptlingen wohl keine Wahl, da jeder, der als Sultan in Bantam herrſche, das Recht habe Treue und Gehorſam zu fordern. — Zufällig wurde dieſe Unterredung von einem Mann Namens Radin Sapang, der dem Nakhoda Muda beſonders zugethan war, belauſcht und dieſem ſogleich mitgetheilt, der auf der Stelle alle Schiffseigner der Malayen, zehn an der Zahl, in ſeinem Hauſe verſammelte, ihnen Das was Radin Sapang gehört hatte mittheilte, und ſie aufforderte, ihre Meinung zu erklären. „Euer Entſchluß, ſetzte er hinzu, muß augenblicklich gefaßt werden, denn eben jetzt iſt Kiria Minjan bei dem Pangeran Wei Ratna um Bewaffnete zu ſammeln, die er hieher führen wird." Mehrere der Anweſenden ſtimmten dafür, daß es das Beſte ſey, das zu bewilligen was der Agent des Ratu ihnen vorſchlagen werde, während andere der entgegengeſetzten Meinung waren. Da nun auf dieſe Art keine ſchnelle Vereinigung der Meinungen zu erwarten war, ſo ſchlug einer der Aelteſten vor, Muda's Rath zu hören, worauf dieſer nach Zuſtimmung der Uebrigen ſagte: „Nach meiner Meinung würde es ſehr unklug von uns ſeyn, ſo lange der Sultan von Bantam unbeſiegt iſt, und die holländiſche Kompagnie noch zu Batavia beſteht, uns für Ratu Bagu zu erklären. Was Kiria betrifft, wenn er es verſuchen ſollte, gegen uns anzurücken, ſo halte ich es für

*) So viel als ein Fürſt der ſeine Beſitzungen vom Landesherren zu Lehen trägt.

Digitized by Google

gerathener ihm offene Gewalt entgegen zu ſetzen, als ihn durch Unterhandlungen hinzuhalten, denn ich bin feſt überzeugt, Bantam wird nicht erobert, ſo lange der Sultan noch Beiſtand von Batavia erhält. Hier habt ihr meinen Rath.“ Einſtimmig ward derſelbe von der Verſammlung angenommen, die nun auseinander ging, um ſich und die Ihrigen ohne Zeitverluſt zu bewaffnen, und die Stellungen, wo dem Feind am beſten zu widerſtehen war, zu beſetzen.

Nakhoda Muda ließ ſogleich zwei Praws ausrüſten, ſie wohl mit Waffen und Munition verſehen und gab jedem zwei erfahrne Leute an Bord, welche angewieſen waren die Mündung des Fluſſes zu beſetzen, um Kiria Minjan's Boote aufzufangen. Das Schiffsvolk beſtund aus gewählten Leuten unter Anführung Nakhoda Malini's der ſich bei früheren Zügen gegen die Baju's *) hinlängliche Kenntniß vom Seekrieg erworben hatte, dann fertigte Muda ein kleines Fahrzeug nach Bantam, mit einem Schreiben an den Sultan und einem andern an den holländiſchen Gouverneur Mynheer Sambirik **) ab, worin er beide von dem Vorgefallenen und dem Widerſtand, den die Malayen den Inſurgenten zu leiſten entſchloſſen wären, unterrichtete. Der Ueberbringer dieſer Briefe war Nakhoda Tangah, der zugleich ein Geſchenk von getrockneten Fiſchen, Reis und reifen Betelnüſſen für den Sultan und für den Gouverneur einiges Geflügel mit ſich führte. Die Briefe kamen glücklich an; die Behörde ſchickte ohne Verzug zwei Schiffe, einen Drei- und einen Zweimaſter, mit 300 Soldaten, Europäer und Bugis ***) an Bord ab, welche 8 Tage nach Abſendung der Briefe bereits vor Samangka erſchienen.

*) Eigentlich Wajn's, ein Volk welches die Flüſſe von Borneo und Celebes befuhr, größtentheils in ſeinen Booten lebte und der Seeräuberei beſchuldigt wurde.

**) Dieſer Name, welcher nach malayiſcher Schrift nicht anders geleſen werden kann, iſt wahrſcheinlich verſtümmelt.

***) Eigentlich die Eingebornen eines Diſtrikts von Celebes; doch wird dieſer Name gewöhnlich den eingebornen Soldaten, die auf den öſtlichen Inſeln für europäiſchen Dienſt geworben werden, beigelegt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Feier der pariſer Juliustage zu Calcutta.

Dem Kanonendonner, der in den Juliustagen die Wiedergeburt der Freiheit durch die Welt rief, tönte aus allen Theilen der Erde das Jubelgeſchrei der Völker als Widerhall entgegen. Die europäiſchen Nationen vergaßen und vergaben das Unglück, das Frankreich, dem eiteln Phantom des Ruhmes nachjagend, in zwanzigjährigen Kriegen über ſie gebracht; ſelbſt England öffnete die geballte Fauſt des alten Haſſes und reichte verſöhnt die Hand ſeinen Brüdern jenſeits des Kanals; denn Alle fühlten, daß für Aller Heil der große Wurf gelungen; daß für Alle auf den Straßen von Paris das Ungethüm des Despotismus zu Boden geworfen worden.

Nach Calcutta gelangte die Nachricht von den drei glorreichen Tagen gegen Anfang dieſes Jahres. In den erſten Tagen des Januars wurde dort ein Maskenball mit einem Mahle gegeben, zu dem gegen achthundert der vornehmſten Einwohner geladen waren. Der Saal, wo dieſes Feſt begangen wurde, war mit dreifarbigen Muſſelindraperien ausgeſchmückt, und in der Höhe ober dem Orcheſter bemerkte man eine Trophäe, die aus den Fahnen Frankreichs und Englands und der mit ihnen verbündeten freien Nationen gebildet war. Den Fuß dieſer Embleme bildete eine königliche Krone, unter der man die Worte las: „Konſtitutionelle Monarchie, Charte, Charta magna.“ Neben der Krone erhoben ſich zwei Schilde von in einander geſchlungenen Händen gehalten, mit der Inſchrift: 1688 und 1830, als Hinweiſung auf die denkwürdigen Epochen, in denen die zwei mächtigſten Nationen Europa's ihre Freiheit vollkommen errungen.

Eine große Anzahl von Damen hatte in ihrem Putz die drei Farben auf mannichfaltige Weiſe angebracht. Die Männer trugen die dreifarbige Kokarde auf der Bruſt. Auch der birmaniſche Geſandte, mit einigen aus ſeinem Gefolge, wohnte dem Feſte bei. Nach dem Mahle brachte Sir J. Hayes einen Toaſt auf das Wohl des Königs von England, „des erſten Seemannskönigs des vereinigten Königreiches“ aus, worauf der Obriſt Baker den Toaſt auf das Wohl der franzöſiſchen Nation mit folgenden Worten begleitete:

„Meine Herren und Damen! In dem Auftrage unſers Präſidenten, Ihnen den zweiten Toaſt vorzuſchlagen, liegt für mich ſo viel Ehre als Vergnügen. Meine Herren aus Frankreich, einſt unſere Nebenbuhler und ſtets mit uns im Kampfe auf dem ruhmvollen, aber traurigen Felde der Waffen, endlich ſind wir, dem Himmel ſey Dank, durch einen fünfzehnjährigen Frieden vereinigt. Es beſteht zwiſchen uns keine Nationaleiferſucht mehr als in den Künſten, in den Wiſſenſchaften, in nützlichen Kenntniſſen und in der Freiheit.

„Nachdem ich glückliche Jahre in Ihrem ſchönen Lande, in Ihrer prachtvollen Hauptſtadt verlebt habe, gewährt es mir jetzt ein großes Vergnügen, Ihnen bei Gelegenheit der heldenmüthigen Thaten Ihrer Mitbürger, zu deren Feier wir uns hier vereinigt haben, unſern Glückwunſch und unſere Freude ausdrücken zu können. Fortan, hoffen wir, ſollen unſere Fahnen vereint wehen, und das franzöſiſche Trikolor mit dem dreifarbigen Kreuze Englands durch dauerhafte Freundſchaft verbunden bleiben. Mögen ſie ſtets die Fahnen der Freiheit der Welt und ihres Glückes bleiben!

„Ehre und Ruhm der tapfern Bevölkerung der Stadt Paris, die auf den Zuruf ihres Vaterlandes ihre Tyrannen zum zweiten Male wegen derſelben Frevelthat geſtürzt, die ihr Blut vergoſſen hat auf den Trümmern des Altars der Freiheit, um ihn herrlich unter dem Hauſe Orleans wieder aufzubauen.

„Endlich (wir dürfen uns mit dieſem Glauben ſchmeicheln) werden die glorreichen Beiſpiele, die unſere zwei Nationen der Welt gegeben haben, an den Ufern der Donau, des Tajo und der Newa Nacheifer erwecken. Der Geiſt der Freiheit wird aus der ganzen Welt nur eine Republik bilden, in der die Geſetze herrſchen und die Künſte und die Wiſſenſchaften. Wir werden keine Zwiſtigkeiten mehr haben; wir werden in philoſophiſcher Ruhe über die traurigen Urſachen unſerer alten Kriege, über unſere Verluſte und unſere gegenſeitigen Mißgriffe nachdenken. Ich gebe mir die Ehre, Ihnen als Toaſt vorzuſchlagen: Auf das Wohl der franzöſiſchen Nation, ihr Heil und ihre Wohlfahrt!“

Der franzöſiſche Kapitän Guezenec erwiederte hierauf mit folgenden Worten:

„Verzeihen Sie dem Gefühle des Stolzes, der die hier verſammelten Franzoſen antreibt, den der franzöſiſchen Nation ausgebrachten Toaſt zu erwiedern. Indem wir der Ereigniſſe gedenken, die unſerm theuern Vaterlande ſein Recht zur Freiheit und zum Glücke ſichern, verkündigt uns auch der von Ihnen ausgebrachte Toaſt, daß die engliſche Nation die Gefühle theilt, von denen die Franzoſen zu ſo großen patriotiſchen Thaten befeuert wurden. Dieſe Eintracht der Meinung, dieſe Vereinigung der Gedanken — muß ſie nicht die ſicherſte Bürgſchaft für die Dauer des Friedens und der gegenwärtigen Freundſchaft zwiſchen Völkern ſeyn, die ſich achten gelernt haben?“

Hierauf wurde die Geſundheit Ludwig Philipps ausgebracht, wobei der Kapitän Luco ſich in folgenden Worten ausſprach:

„Nach einem Siege, der über die Feinde der Freiheit und des menſchlichen Glücks errungen wurde, hat die franzöſiſche Nation einen Bürgerkönig auf ihren Schild erhoben, und indem ſie ihn berief, einen Thron einzunehmen, auf dem fortan Freiheit und Gerechtigkeit ſitzen müſſen, zog ſie das öffentliche und Privatleben Deſſen in Erwägung, den ſie als ihren erſten Bürger ausgerufen hat. Das Jahrhundert, dem er angehört, ſeine Erziehung, ſeine erſten Waffenthaten im Dienſte der Freiheit unter der dreifarbigen Fahne und in der Reihe unſerer republikaniſchen Schaaren rechtfertigen dieſe Wahl. Er hat die Mißgriffe geſehen, die den Thron zwei

Digitized by Google

Mal geſtürzt haben. Seine Einwilligung ihn zu beſteigen ſagt uns, daß er ſie zu vermeiden wiſſen wird; daß er der Nation, von der er die beſte Legitimität erhielt, bei den Rechten erhalten will, die ſie verdient. „Die Charte wird eine Wahrheit ſeyn,“ ſagt er. Dieſes Wort allein muß ihm die Herzen gewinnen. Die Herzen Englands geben ihm ihren Beifall; Sie, unſere Freunde in der Freiheit, wiſſen zu würdigen, was in dieſem Worte des Prinzen Großes und Edelmüthiges liegt.“

Während des Mahles ließ die Muſik abwechſelnd die Nationallieder Frankreichs und Englands hören; ſie ſpielte das God save the King, die Marſeillaiſe, vive Henri IV, und All Good Lasses.

Nach der Entfernung der Damen ſetzten die Männer die Mahlzeit bis in die ſpäte Nacht fort, und trennten ſich erſt, als die Kanone des franzöſiſchen Schiffes Diana den erſten Sonnenſtrahl begrüßte.

Die Bekenntniſſe eines Piraten.

(Schluß.)

Der ſeeräuberiſche Schooner wurde bald darauf nahe bei dem Cap Antonio an's Geſtade geworfen und ſo beſchädigt, daß man es für nöthig hielt, ihn vollends in den Grund zu bohren. Ein neuer Schooner wurde für ſie von ihrem Freunde zu Havana beſorgt und an das Cap geſendet. Auf dieſem, die Picciana genannt, kreuzten ſie mit vielem Glücke länger als vier Jahre. Im Verlaufe dieſer Zeit fiel eine Menge größerer und kleinerer Schiffe in ihre Hände und wurde wie gewöhnlich ſammt der Bemannung vernichtet. Nur die Providence, ein Schiff aus Providence auf Rhode Island, kam mit einer Plünderung von 10,000 Dollars davon. „Es war ihm unmöglich, in die Ermordung ſeiner Landsleute zu willigen.“ Seine gegen jedes Mitleid verhärtete Seele konnte einer Regung der Vaterlandsliebe nicht widerſtehen. Bald darauf erhielt er durch einen neuen Schooner „die Margarita“ eine Verſtärkung auf ſeinen Raubzügen.

„Als ich mich auf dem Schooner Margarita befand, erzählt der Pirat in ſeinen Geſtändniſſen, „nahmen wir das amerikaniſche Schiff Karoline, und trieben es bei dem Cap Antonio auf den Strand. Aber bevor wir noch die Beute daraus an's Land ſchaffen konnten, wurden wir der „Entrepriſe“ eines Kriegsſchiffs der Vereinigten Staaten, anſichtig, das einen Theil ſeiner Mannſchaft landen und uns angreifen ließ. Ein Gefecht entſpann ſich, worin mehrere von meinen Leuten und unſern Gegnern getödtet wurden. Endlich in die Flucht geſchlagen und ins Gebirge getrieben hielten wir uns hier einige Tage verborgen. Dann trennten wir uns, die Einen begaben ſich nach Trinidad, auf der Südſeite von Cuba, die Andern nach Havana. Die Mannſchaft der Entrepriſe zerſtörte unſer Fort, und nahm die Ladung der Karoline, wie die unſrer beiden Schooner, der Picciana und Margarita mit ſich.“

Bemerkenswerth iſt Gibbs Antwort, als man ihn vor Gericht fragte, wie er ſo viele Menſchen mit kaltem Blute habe morden können, während er doch ſchon im Beſitz ſeiner Beute war.

„Die Geſetze,“ ſagte er, „ſind die Urſache ſo vieler Mordthaten. Der Seeräuber an ſich wird ſchon mit dem Tode beſtraft wie der Mörder; ich hatte alſo keine ſchärfere Strafe zu erwarten, wenn ich mich Aller entledigte, die je gegen mich Zeugniß geben konnten. Feſt überzeugt bin ich, daß bei Weitem weniger Mordthaten verübt würden, wäre nicht die Beſtrafung für beide Verbrechen dieſelbe.“

Zu einer Zeit kreuzte Gibbs länger als drei Wochen an den Vorgebirgen von Delaware, in der Hoffnung, auf die Rebecca Sims, ein Schiff aus Philadelphia, zu ſtoßen, das, wie ſie wußten, eine große Summe baares Geld an Bord hatte. Allein das Schiff lief in einer Nacht aus und die Beute entkam ſo ihren Händen.

Im Laufe des Jahres 1819 verließ Gibbs Havana und begab ſich nach den Vereinigten Staaten mit einem Vermögen von mehr als 30,000 Dollars, das ihm ſein blutiges Gewerbe eingetragen hatte. Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen zu New-York ging er nach Boſton, von wo aus er auf dem Schiffe Emerald nach Liverpool ſich einſchiffte. Bevor er jedoch an Bord ging, hatte er bereits einen großen Theil ſeines Blutſchatzes durch Verſchwendung und im Spiel verloren. Er hielt ſich einige Monate zu Liverpool auf und kehrte dann nach Boſton zurück. Sein damaliger Aufenthalt zu Liverpool iſt außer ſeinem eigenen Geſtändniſſe noch durch die Ausſage einer Frau hergeſtellt, die dort mit ihm bekannt war und gegenwärtig in New-York ſich befindet. Nach ihrer Angabe lebte er in Liverpool wie ein Mann von Stande und großem Vermögen. Eben über dieſes Weib äußert ſich Gibbs in ſeinem Geſtändniß mit folgenden Worten: „Ich faßte damals eine Leidenſchaft für ein Weib, das ich für die Tugend ſelbſt hielt; aber ſie betrog mich, und leider muß ich bekennen, daß mein Herz, das nie erſchüttert wurde bei dem Anblicke von Mord und Blutvergießen, weich wie ein Kind wurde. Ich ſtürzte mich in Zerſtreuungen, um der Qualen los zu werden.“

Nach ſeiner Ankunft zu Boſton begab er ſich nach Havana und begann ſein Seeräuberleben von Neuem. Im Jahre 1826 beſuchte er die Vereinigten Staaten, und da gerade zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres der Krieg ausgebrochen war, ſo faßte er den Entſchluß, ſein Glück in der Vertheidigung der Republik zu verſuchen. Bei ſeiner Ankunft zu Buenos-Ayres ſtellte er ſich dem Admiral Brown vor und gab ſein Verlangen zu erkennen, im Seedienſte eine Anſtellung zu erhalten. Gibbs wurde auf einem Schiffe von 34 Kanonen, „Der fünf und zwanzigſte Mai,“ als fünfter Lieutenant angeſtellt, auf dem er in dieſer Eigenſchaft vier Monate diente. Da es ihm gelungen war, das Vertrauen des Admirals Brown zu erwerben, ſo wurde ihm von dieſem der Befehl über einen eigenen Schooner übertragen, auf welchem er von Buenos-Ayres auslief und mit zwei guten Priſen glücklich wieder dahin zurückkehrte. Hierauf kaufte er ſich die Hälfte eines Baltimore Schooners und ging von Neuem unter Segel. Allein er gerieth ſieben Tage darnach in Gefangenſchaft und wurde nach Rio Janeiro gebracht, wo er bis zum Friedensſchluſſe blieb und dann nach Buenos Ayres und von da nach New-York zurückkehrte.

Ein Jahr ſpäter, während deſſen er bald da bald dort ſich aufhielt, erregte der Krieg Frankreichs mit Algier ſeine Aufmerkſamkeit. Da er wußte, daß Frankreichs Handel reiche Beute hoffen ließ, ſo entſchloß er ſich, nach Algier zu gehen und dem Dey ſeine Dienſte anzubieten. Er ſchiffte ſich in dieſer Abſicht auf der Sally Anna nach Barcelona ein, von wo aus er ſich nach Port Mahon begab, in Erwartung einer Gelegenheit, um nach Algier zu entkommen. Die Wachſamkeit der franzöſiſchen Flotte hinderte ihn jedoch, ſein Vorhaben auszuführen, und er begab ſich nach Tunis. Von hier aus ſchiffte er ſich nach Marſeille ein und kehrte endlich wieder nach Boſton und von da nach New-Orleans zurück. Hier nahm er unter der Schiffsmannſchaft der Brigg „Vineyard“ als gemeiner Matroſe Dienſt. Als man ihn befragte, wie er, bisher gewohnt, ſelbſt zu befehlen, ſich als gemeiner Seemann habe verdingen können, erwiederte er; er habe Beſchäftigung geſucht, um den Schrecken der Erinnerung zu entfliehen.

Gibbs war zu Buenos-Ayres verheirathet, wo noch ein Kind von ihm lebt. Seine Frau iſt geſtorben. Durch eine ſeltſame Fügung des Zufalls theilt jetzt das nämliche Weib, mit der er zu Liverpool in Verbindung ſtand, mit ihm ein und daſſelbe Gefängniß zu New-York. Seit ſeiner Verhaftung hat er an ſie ſchon mehrmals Briefe geſchrieben.

Hartnäckig verweigerte bis jetzt der Pirat, den Namen von irgend Jemand zu nennen, der an ſeinen Raubzügen Theil hatte. Doch geſtand er, daß Viele ſeiner Genoſſen gegenwärtig in den Vereinigten Staaten leben. Obgleich er, ſetzt der amerikaniſche Berichterſtatter hinzu, keine Spur einer Zerknirſchung blicken läßt, ſo iſt es doch nicht zu verkennen, daß er nur mit Abſcheu ſeiner ſchuldbefleckten Vergangenheit gedenkt. Seit ſeinem Prozeſſe iſt ſeine Geſtalt einigermaaßen eingeſunken, ſein Geſicht bläſſer und das Feuer ſeiner Augen etwas erloſchen; aber noch ſind die Züge ſeiner kühnen, verwegenen und wilden Seele unverkennbar. Er iſt geſprächig und mittheilend, und nur wenn er lächelt, nimmt der Ausdruck ſeines Geſichtes eine ſolche Milde und Freundlichkeit an, daß Niemand dahinter den grauenvollen Miſſethäter errathen würde.

Witzſtacheln des Figaro.

St. Aulaire iſt der Schutzpatron der Gehenkten.

Man ſagt, Herr von Semonville hat der Regierung angeboten, auf ſeine Koſten eine Legion des Todes zu errichten, die ganz aus franzöſiſchen Pairs beſtehen ſoll.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 432

AP30
A58
v.4
no.91-
1831
Apr-J

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google